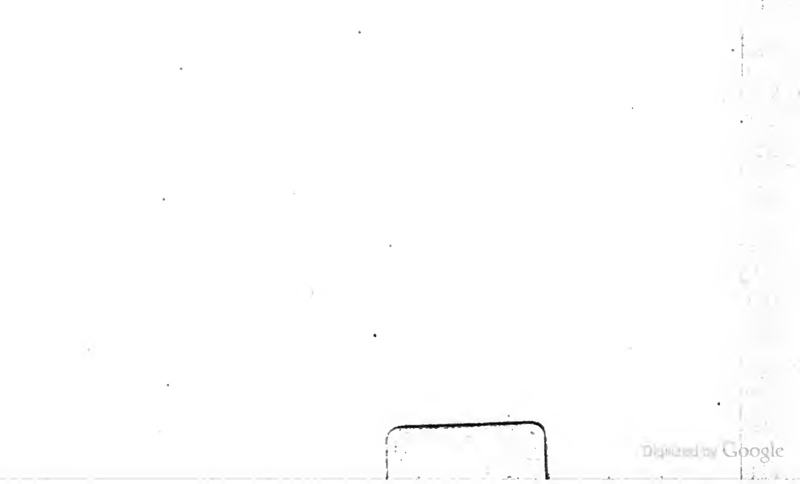
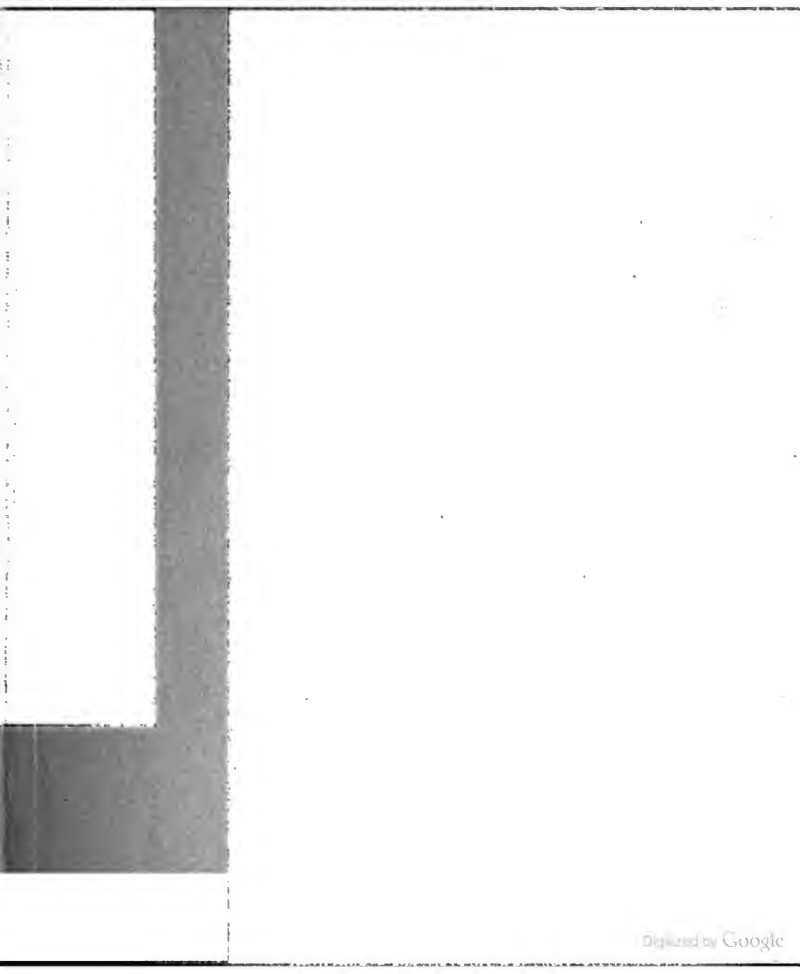

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06664171 7





ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1797.

ERSTER BAND.

JANVAR, FEBRVAR, MÄRZ.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der churfürstl. sächs. Zeitungs-Expedition.
1797.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 2. Januar 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

HAMBURG, b. Bohn: *Musen-Almanach* fürs Jahr 1796. Herausgegeben von *Johann Heinrich Voss.* 204 S. 12. (1 Rthlr.)

Ebendaselbst: *Musen-Almanach* für das Jahr 1797. Herausgegeben von *Johann Heinrich Voss.* (Mit einem Titelkupfer und lateinischen Lettern.) 210 S. 12. (1 Rthlr.)

Die zufällige Verspätung der Anzeige des vorjährigen *Vossischen* Musen-Almanachs bis zur Erscheinung des neuen gewährt dem Beurtheiler den Vortheil der Vergleichungen und des Ueberblicks. Die geistige Fruchtbarkeit ist wenigstens eben so sehr als die physische mancherley Einflüssen unterworfen: die Aernte eines Jahres ist weniger ergiebig als die eines andern, und der Herausgeber kann nicht dafür angesprochen werden, wenn diess im Kreise seiner literarischen Verbindungen der Fall ist, wofern nur seine Bemühungen, der Geist der Sammlung, und die Sorgfalt, womit alles unwürdige ausgeschlossen wird, sich immer gleich bleiben. Von der Vossischen Blumenlese sind die Freunde der Deutschen Poesie schon seit einer beträchtlichen Reihe von Jahren gewohnt, diess mit Zuversicht zu erwarten, und ihre Erwartung befriedigt zu finden. Sie bedurfte daher der gefälligeren Gestalt nicht, worin sie sich jetzt zum ersten Male mit lateinischen Lettern, etwas grösserem Format und einem saubern Umschlage darstellt; aber sie hatte dieselbe schon längst verdient. Wir freuen uns auch dieser äussern Verjüngung, und betrachten sie gern als ein günstiges Zeichen, dass der vortreffliche Herausgeber noch lange und mit dem besten Erfolge fortfahren werde, für die Fortschritte der edelsten Musenkunst in unsrer Sprache zu wirken, und die Empfänglichkeit dafür zu nähren und zu erhöhn.

Bey einer allgemeinen Zusammenstellung der vorliegenden Almanache fällt es zuerst in die Augen, dass Hr. *Voss* beide sehr reichlich mit eignen Gedichten ausgestattet hat. Die Zahl der lyrischen Stücke ist im vorjährigen noch grösser; (sie beläuft sich auf 21, diessmal auf 15;) dagegen enthält der neue drey Idyllen des Theokrit, als Proben der zu hoffenden vollständigen Uebertragung; auch die Nachbildungen kleinerer Griechischer Stücke sowohl in diesem als jenem sind von der Hand eines so geübten Dollmetschers der Alten sehr willkommen. Zwey Gedichte von *Göthe* zieren vorzugsweise den *Alm. von* 1796; sonst sind die bekannten Dichter, die Beyträge geliefert haben, in beiden meistens dieselben: *Gleim, von Halem, von Nicolay, Overbeck, Pfeffel, von Salis, K. Schmidt, F. L. Gr. zu Stolberg.* Unter den Ungenannten zieht besonders ein mit B. unterzeichneter die Aufmerksamkeit au sich, der den *Alm. v.* 1796. mit einer Menge artiger Sachen, unter andern einer Romanze von beträchtlicher Länge, beschenkt hat; seiner diessjährigen Beyträge sind weit weniger und sie weichen jenen auch an Bedeutung. Dagegen tritt jetzt zum ersten Male ein Ausländer, *Baggesen* der Däne, als Mitwerber um den Kranz der deutschen lyrischen Muse auf, und seine Lieder verdienen nicht bloss der Seltenheit wegen, einen Fremden unsrer Sprache in so hohem Grade mächtig zu sehn, dass man bey ihnen verweile. Wir wollen ohne längere Vorrede zu Betrachtung des Einzelnen übergehn, und von den empfangnen Eindrücken so ausführlich Rechenschaft zu geben suchen, als die Einrichtung dieser Blätter es gestattet.

Den *Alm. v.* 96. eröffnet ein philosophischer Gesang von Voss, *der Geist Gottes*, mit Nachdruck und Würde. Die grosse und vorzüglich in unserm Zeitalter zu oft vergessene Wahrheit, dass sich das Göttliche im Menschen niemals durch eine brausende und zerstörende Wirksamkeit ankündigt; dass es vielmehr seine Einflüsse still und mild, wie durch einen geheimen Zauber verbreitet, und anfangs von der Menge miskannt, sich endlich in siegender Verklärung darstellt; ist der Inhalt dieses ernsten, männlichen Liedes. Für etwas so unsinnliches konnte nicht leicht ein schöneres Bild ersonnen werden, als die Geschichte des Propheten, dem Gott nicht im Sturm, nicht im Erdbeben, nicht im Feuer, aber im sanften stillen Sausen erschien. Sie ist nicht bloss am Ende als erklärendes Gleichniss herbey gerufen, sondern vom Anfange an in die Darstellung des Gedankens verwebt: doch ohne dass der Dichter es bis zur eigentlichen Allegorie getrieben hätte, welche dem Embleme nur ein scheinbares, dem verschleyerten Sinne ein mittelbares Leben lässt, und für die lyrische Begeisterung zu kalt ist. Bild und Gedanke behaupten hier noch in der innigsten Verschmelzung ihre gegenseitigen Rechte: der Gedanke eignet sich jenes als seinen Körper an, und wird dagegen die Seele des Bildes. Dass dieses seinem Ursprunge und Gegenstande nach einen Schimmer von Heiligkeit um sich hat, macht die Wahl noch glücklicher: denn nun durfte der Ehrfurcht gebietende Ton des Sehers angestimmt werden. Das Gedicht könnte vollendet heissen, wenn es hier und da leichtere Wendungen des Ausdrucks, überhaupt mehr Klarheit im Vortrage hätte, und wenn nicht die häufig allem

allem Ansehen nach absichtlich, eingemischten Spondeen den harmonischen Fluss des Sylbenmaafses, der schönen italiänischen Stanze, die ganz vorzüglich reine Jamben zu fodern scheint, unterbräche. Auch einige Reime von allzufühlbarem Gewicht (z. B. *Erkaltung*, *Entfaltung*, *Misgestaltung*) tragen vielleicht dazu bey, die einschmeichelnde Rundung vermissen zu lassen, die bey einem so kleinen Ganzen doppelt nöthig ist.

Auch von diesem, blofs technische Aeufserlichkeiten betreffenden, Tadel ist ein andres Lied von Vofs im *Alm. v. 96.* frey, das vor allen seinen übrigen leicht den Preis davon tragen möchte. *Friedensreigen* heifst dieser Hymnus oder Chorgesang, würdig, dafs die veredelte Menschheit eines freyen Volkes ihre Triumphe am schönsten aller Feste damit feyre. Wir werden freudig überrascht und entzückt durch die Harmonie beynah unvereinbarer Eigenschaften: wir sehen hier trunkne Taumel der Begeisterung neben der wolkenlosen Heiterkeit eines besonnenen, in sich gesammelten Geistes; das Augenblickliche erregter Gefühle, und die Selbstständigkeit einer überschwänglichen, ewig gültigen Idee; die Wahrheit des Individuellen und das überlegne Ansehen des Allgemeinen; Hoheit in schlichter Einfalt; ein leichtes lebendiges Volkslied und ein Kunstwerk im gröfsesten Stil. Der Staat, von dem das hier gerühmte in seiner ganzen Stärke gölte:

> O du Vaterland der Gemeine,
> Die für All' und für Einen wirbt,
> Wo für Aller Wohl auch der Eine,
> Mit Entschloffenheit lebt und stirbt!

ist schwerlich vorhanden; eine selbstische Politik nennt ihn ein Hirngespinst, was auch die Geschichte grofses und herrliches in diesem Fache aufzuweisen haben mag; aber vermöge einer unabweislichen Foderung der Vernunft *soll* die Gemeinschaft der Menschen unaufhörlich vervollkommnet werden: und diefs ist es, was dem aufgestellten Ideale Bestand und Realität giebt. Dem Dichter wurde das Vorrecht zu Theil, die Aufgaben unsers Daseyns durch seine holden Täuschungen zu lösen, und was seinem Wesen nach zu hoch über der irdischen Atmosphäre schwebt, im Bilde auf den festen Boden der Erde herabzulocken. Das einzig schöne Lied, von dem wir reden, erfüllt einen so würdigen Beruf in seltnem Grade; es nimmt alle Seiten unsrer Natur gleich unwiderstehlich in Anspruch. Die Vorstellung von muthig besiegten Schwierigkeiten regt das sinnliche Leben auf; der Phantasie wird der Pomp eines grofsen Volksfestes vorgeführt; das Herz erweitert sich im frohen Mitgefühl verbrüderter Tausende; und die Vernunft selbst darf die richtende Waage aus der Hand legen, und die Erscheinung ihrer vollbrachten Entwürfe mit unbedingtem Beyfalle begrüfsen.

Die ganz eigne rhythmische Kunst, die bey diesem Gedichte aufgewandt ist, würde eine umständliche Zergliederung verdienen. Wir wissen uns nicht zu erinnern, dafs in unsrer Sprache je ein so reicher Wechsel melodischer Wendungen und Schwünge, nach dem Vorbilde der alten Lyrik erfunden und geordnet, durch den Reiz des Reimes gehoben worden wäre. Der Anapäst ist der herrschende Fufs. Gereimte anapästische Verse sind bey uns zwar nicht selten: entweder ungemischt, blofs mit einem jambischen Vorschlage, oder willkührlich mit Jamben abwechselnd. Hier ist dagegen beides anders; die Stellen, wo der Jambus eintritt, sind bestimmt, und jeder Vers hebt mit einem Anapäst an. Diefs hat grofse Schwierigkeiten, weil nach dem Bau unsrer Sprache selten zwey Kürzen vor einer Länge hergehn. Es ist aber auch sehr wichtig, damit der Anapäst seine ganze Kraft als *pes acer et animosus* beweise. In der Mitte des Verses laufen die Füfse in einander, man kann beliebig nach Daktylen oder Anapästen eintheilen: hat aber das Ohr erst einmal durch die doppelte Anakruse den Eindruck des anapästischen Aufsprungs empfangen, so wird es auch das Folgende mit eben diesem Fufse messen. Der nachher meistens am Ende des Verses eintretende Jambus mäfsigt den Ungestüm des Anapästes zum festen Gange; auch der viermal eingemischte dritte Päon (⏑⏑—⏑) hat bey seiner Flüchtigkeit etwas gefällig milderndes. Die ganze Strophe, die sich ungeachtet ihres Umfanges gleich beym ersten Hören dem Sinne einprägt, schliefst auf die befriedigendste Art, sowohl durch den Rhythmus als durch den dreyfachen männlichen Reim. Sie bedurfte einen Komponisten, der die musikalische Rhythmik der poetischen unterzuordnen verstand, und sich begnügte, die vorgezeichnete Weise durch angemefsne Modulationen auszuführen; und sie hat ihn schon an *Zelter* in Berlin gefunden. (S. zwölf Lieder von *Zelter*. Berlin.)

Ueber Vossens übrige Lieder müssen wir uns kürzer fassen und können es auch. Sie zerfallen in zwey Hauptarten: solche, wo das Gemüth des Sängers in philosophischen oder religiösen Betrachtungen, oder auch im Gange der Weltbegebenheiten einen allgemeineren Anlafs für seine Regungen fand; und solche, die dem geselligen Vergnügen ihr Daseyn verdanken, und es wiederum begünstigen sollen. In einigen ist beides mit einander verbunden, z. B. *Aufmunterung* und *das Gastmahl* im *Alm. v.* 1796. Aufser diesen und den schon beurtheilten gehören noch folgende: *die erneute Menschheit*, *Entschlossenheit*, *Bitte*, *die Milderung*, *Gebet*; im diesjährigen *Alm.* aber nur drey Stücke: *die Duldsamkeit*, *die Bewegung* und *die Kirche* in die erste Klasse. Die überall hervorleuchtenden Gesinnungen des *Vfs.* sind ächt weltbürgerlich, frey und herzlich, männlich und doch sanft; jeder wird ihnen mit Theilnahme entgegenkommen, wenn auch die Form, worin sie sich darstellen, seinen Kunstsinn nicht befriedigen, wenn er zuweilen Anmuth, Leichtigkeit und Harmonie des Tons vermissen, wenn im Ausdrucke ihm nicht Weniges als steif und fremd, manches sogar als peinlich auffallen sollte. Einige Lieder der zweyten Art besingen einen feineren Naturgenufs; viele haben dagegen ein materielles Gewicht, und es wird darinn fleifsig gegessen und getrunken.

Es

Es ist gut, dass für die Haushaltung gesorgt werde: nur die Musen müssen es nicht thun. Sie hören auf, Göttinnen zu seyn, wenn sie sich mit dem alltäglichen Treiben des Menschen so gemein machen, da sie ihn vielmehr vor der unbedeutenden Leere des Lebens, in die er beständig zu versinken geneigt ist, bewahren sollten. Ein Familienfest, wie das in *dem Agneswerder* geschilderte, mochte recht artig seyn, wenn es durch eine geistvolle Unterhaltung gewürzt ward; aber wodurch sonst als durch Sprache und Versification wird es zum Gedichte, da die Einheit ganz zufällig und von aussen gegeben ist, und die Bilder bloss, an einen gleichgültigen historischen Faden gereiht, auf einander folgen? Wodurch wird es insbesondre zum lyrischen Ganzen? Der *Vf.* scheint hier und in ähnlichen Fällen, wo er sich mit einer gewissen Nachlässigkeit hingehen lässt, (denn einem Geiste, wie der seinige ist, kann es nicht begegnen, wenn er ganz seyn will, was er zu seyn vermag;) den wesentlichen Unterschied zwischen Natur und Kunst, den unermesslichen Abstand von gemeiner Wirklichkeit bis zu schöner Dichtung ganz aus den Augen verloren zu haben. Gern sieht man in der *Rosenfeyer* eine Sitte erneuert, womit ein zarterer Sinn, ein geistigeres Bedürfniss seinen Lebensgenuss erfindsam zu schmücken wusste: *Alm. v. 96. S. 68.*

> In ambrosischem Rosenkranze
> Trank Anakreon singend aus.
> Rosen kränzten den Held zum Tanze;
> Rosen flocht er nach Kampf und Strauss.
> Ros', auch Götteraltären,
> Ros', auch heiligen Chören,
> Gabst du Kränz' um den Opferschmaus.

und man lässt sich den Flug in die Fabelwelt gefallen, wenn er auch nicht ganz gelungen seyn sollte. Die Ode *vor dem Braten* (*Alm. v. 96. S. 75.*) ist dagegen ein rechter Gipfel von hausbackner Poesie. Der Titel ist noch zu allgemein; er sollte lauten, wie die umständlichen Angaben der Situation in alten Gebetbüchern: „zu singen, bevor man einen gebratnen Hasen „verzehrt, der nicht auf der Jagd erschossen, sondern „von einem Bauern todtgeschlagen worden." Dieser letzte Umstand macht obigen Braten zu einer dichterischen Behandlung noch um vieles untauglicher. Die Vorkehrungen der Küche pflegt man der Aufmerksamkeit seiner Gäste sorgfältig zu entziehn; und was ist geschickter, alle Esslust zu verscheuchen, als wenn einem vorerzählt wird, wie das Thier, wovon man essen soll, in der Todesangst *gequiekt* hat? Um dergleichen Gesellschaftslieder noch entschiedener aus dem Gebiete der schönen Kunst zu verweisen, frage man sich nur: welches Maass von Geist und Bildung man wohl in geselligen Kreisen voraussetzen dürfte, die dadurch nicht herab, sondern heraufgestimmt werden, und wo sie keine Mittheilungen von besserem Gehalt verdrängen sollten. Durch Künsteleyen der Sprache und des Versbaues wird der Mangel nur schlecht verkleidet. In folgenden Versen z. B. *Alm. v. 1797. S. 146.*

> Aber jeder bringt, wie billig,
> Auch sein Theil von Muth!
> Jeder lacht und lächelt willig;
> Zank und Aerger fleucht vom *Drillich*
> Weit nach Kalekut!
>
> Wo des Putervolks Gekoller
> Rothe Kämme schwellt:
> Dorthin, Brüder, dorthin troll'er,
> Wer als Eiferer und Toller
> Uns den Schmaus vergällt!
>
> Weg zu *Tafelrechtsverletzern,*
> *Krahn* und *Ueberkrähn!*
> Zu den Pfaffen, die verketzern,
> Zu den Deutern und den *Hetzern,*
> Die nicht Scherz verstehn!

macht es einen widrigen Contrast, eine in der That etwas platte Laune in wunderliche Ausdrücke und seltne Reime (denen der Vf. überall nachjagt) gezwängt zu sehen. Ob *Krähn* und *Ueberkrähn* Infinitiven oder Substantive im Plural seyn sollen? Manche der Vossischen Stücke sind ganz aus entstellenden Zügen, unedlen Bildern und gezwungnen oder niedrigen Ausdrücken zusammengesetzt, z. B. *der gute Wirth* im *Alm. v. 1796.* und *Naturfreude* im *Alm. v. 1797.* Aber auch die schöneren sind nicht frey davon, und aus diesen nehmen wir noch einige Beyspiele. *Chorgesang an der Quelle* im *Alm. v. 1796.* „Hier trinkt der Hirt bey seiner *Krume;*" „Da galt kein *Unter* und kein *Ober;*" „Vom Tadler fern, und fern vom *Lober.*" *Frühlingstanz* im *Alm. v. 1797.* „im *violigen* Kranz;" Fröhlicher *entschwingt* sich des Tanzes *Schwung.*"

> Schön tanzt die Braut auf weichem Grase,
> Und schön, wie Silberklang, ihr *Laut.*

Was hat man wohl unter *dem Laute der Braut* zu verstehn, der, wenigstens der Wortfügung nach, mittanzen soll? Das Gegenstück zu diesem, *der Frauentanz,* scheint ganz hinter dem Rücken der Grazien gedichtet worden zu seyn: die groben sinnlichen Auffoderungen der Mädchen an ihre *Bursche* (so nennen sie ihre Tänzer) verstossen eben so sehr wie der handgreifliche Triumph der Frauen, die auf jene herabsehen, weil nur sie *das Männchen* mit zu Bett nehmen dürfen, gegen die Gefühle ganz gemeiner, geschweige denn veredelter Weiblichkeit.

Nicht bloss das Sylbenmaass des Friedensreigens ist eine Erweiterung unsrer Metrik: auch für andere Gegenstände hat der Dichter passende, zum Theil sehr schwierige Sylbenmaasse erfunden und ausgeführt. Der *Dithyrambe* im *Alm. v. 1796.*, und die für die Jugend bestimmten Strophen in den beiden Liedern vom Tanze im *Alm. v. 1797.* hüpfen oder fliegen vielmehr in Anapästen und Päonen dahin. Unter so viel neuen Versuchen muss dann und wann einer verunglücken: die Bacchien und Antispaste in der *Braut am Gestade* (*Alm. v. 1796.*) fallen in unserer Sprache allzu hart ins Ohr, als dass das Gesetz des nachah-

menden metrischen Ausdrucks sie rechtfertigen könnte; und bey der genauen Nachbildung des sapphischen Sylbenmaafses in dem Gedichte *die erneute Menschheit* ist über dem Bestreben nach Eurhythmie die Euphonie zu sehr ins Gedrange gekommen. Einerley Verhältnisse von Längen und Kürzen müssen bey uns eine ganz andre Wirkung thun als in den alten Sprachen, weil unsre Längen länger, unsre Kürzen weniger kurz sind, und den Sprachorganen mehr Arbeit schaffen, als in diesen. Da bey uns die Quantität der Sylben auf ihrer grammatischen Wichtigkeit beruht, so ist überhaupt die Anzahl der Längen und Kürzen in einer gewissen Masse von Wortern und Satzen ungefähr nach demselben Verhältnisse bestimmt. Der Dichter kann dieses zwar modificiren; will er aber ein sehr grosses Uebergewicht an einer oder der andern Seite erzwingen; so wird er der Sprache Gewalt anthun müssen; wie es denn auch in den beiden zuletzt genannten Gedichten geschehen ist. Immer wird ein Sylbenmaass mit allzu viel Kürzen weniger gefährlich seyn, als das entgegengesetzte, weil es gerathener ist, die Vielsylbigkeit zu begünstigen und kleine Partikeln einzuschieben, als nothwendige Sylben wegzulassen und zu verbeissen, da unsre Längen ohne das meistens von Consonanten starren.

Göthe hat uns (*Alm. v.* 1796. S. 42.) mit leichten Zügen einige Liebesgotter hingezeichnet, so muthwillig, so verwegen schalkhaft, dass sie ihrer Flatterhaftigkeit gar kein Hehl haben. Diese geflügelten Kinder kennen sich, sie kennen die Herzen, und geben, was sie davon wissen, in artigen Gebehrden zu verstehn. Wie rasch auch alles vorübergaukelt, so ist doch die Hand des einzigen Künstlers unverkennbar, der mit eben so freyem und fröhlichen Sinn Meisterwerke zur Vollendung ausbildet, als er seelenvolle Skizzen hinwirft. Im *Wiedersehn* giebt die zarte beständige Liebe, gleichsam die ältere Schwester jener flüchtigen Schaar, ein holdes Gegenstück dazu ab: eine andre Vergänglichkeit des lieblichsten Gefuhles ergreift das Herz mit Rührung.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Duisburg*, b. Helwing: *Ueber die Erkenntniss der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele im alten Testament von Lutgert* Rector in Hattingen. 1796. 52 S. 8. Der Vf. zeigt in einer kurzen Ueberficht, die fast nur zu kurz ist, dass die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele im A. T. nicht enthalten sey. Da diess zu unserer Zeit eine bekannte Sache ist, so sieht man nicht ein, warum diess auf zwey Bogen noch einmal gesagt werden musste? Eine nähere Veranlassung, die den Vf. entschuldigen könnte, ist auch nicht angegeben. Es scheint also, als wenn er mit den Untersuchungen der neuesten Zeit über diesen Gegenstand nicht recht bekannt geworden ist. Diese Unbekanntschaft mag ihm nicht zur Last fallen, in so fern er als Rector die classischen Studien zu treiben hat: allein ob er so auch als Schriftsteller auftreten konnte? — ist eine andre Frage. Etwas Neues, was Stich hielte, hat Rec. nicht entdeckt. Wenn z. B. Hr. L. meynt, Moses hätte die Lehre von der Unsterblichkeit der Nation desswegen nicht entdeckt, damit sie die verstorbenen Ahnherren nicht vergöttern möchte, so ist diese Hypothese nicht sehr wahrscheinlich. Hätte Moses diese Lehre gekannt, so würde er sie sehr gut zur Bezähmung und Bildung seines rohen Volkes haben gebrauchen können. Der Psychologie nach muss die Lehre von einer künftigen Vergeltung einen rohen Menschen sehr erschüttern. — Wenn ferner die Stelle Pred. 12, 7. „*der Geist muss wieder zu Gott kommen, der ihn gegeben hat*" von Salomo abgeleitet, und durch die orientalische Emanation erklärt wird; — so ist schwerlich zu glauben, dass *Salomo* etwas von Emanation gewusst hat. Davon würden sich gewiss Spuren in seinen ächten Schriften finden, und auch in den Propheten, die nach ihm gelebt haben. Da der Inhalt dieser Stelle so wenig mit den übrigen Zeitideen harmonirt; so ist diess ein Beweiss mehr, dass der Prediger schwerlich von Salomo, sondern aus einer spätern Zeit ist, wo schon die Emanation in den Köpfen der Juden war. Sonst kann diese Stelle auch sehr gut aus 1 Mos. 2, 7. erklärt werden, wie der Vf. ganz richtig bemerkt hat.

Dresden, b. Gerlach: *De usu rationis in causa fidei* e locis novi testamenti asserto. Commentatio theologica *Caroli Christophori Schirlitii*, A. M. et apud Benndorfianos Pastoris. 1794. 30 S. 8. Die Absicht des Vf. ist, die Vernunft gegen diejenigen in Schutz zu nehmen, die ihr bey der geoffenbarten Religion alles Einreden auf das strengste untersagen. Deswegen zeigt er 1) was der rechte Gebrauch der Vernunft der christlichen Religion für Vortheile verschaffe, 2) widerlegt die Gegengründe, die aus misverstandenen Stellen des N. Test. hergenommen sind, durch richtige Erklarung, 3) führt er einige Aussprüche Christi und der Apostel an, welche die Verbindung der Vernunft und des Glaubens als nothwendig darstellen. Eigentlich ist wohl die ganze Sache zu den nun beygelegten Streitigkeiten zu rechnen. Hr. S. hat auch nicht auf die in den neuesten Zeiten von vielen geäusserten Meynungen in Absicht auf das Verhältniss der Vernunft zur christlichen Religion Rucksicht genommen, seine Vernunft beweist sich gegen ihn sehr gütig und nachgebend, raumt alles willig ein, was er verlangt, und geht nicht weiter, als er es haben will. Manchen Erklarungen möchte auch wohl nicht ein jeder beytreten, z. B. wenn er unter ψυχικος ανθρωπος, 1 Kor. 2, 14. *einen sinnlichen Menschen* versteht. Sonst aber hat Hr. S. sein Thema nach dem von ihm angenommenen Lehrbegriff ordentlich und bündig in einer eleganten lateinischen Schreibart ausgeführt, und liefert eine schätzenswerthe Probe von guten theologischen und exegetischen Kenntnissen, die allen Beyfall verdient. Und so liesst man die Abhandlung mit Vergnügen, wenn man auch mit dem Vf. nicht in allem gleicher Meynung ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 3. Januar 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hamburg, b. Bohn: *Musen-Almanach* für's Jahr 1796. Herausgegeben von *Johann Heinrich Voss* etc.

Ebend. *Musen-Almanach* für das Jahr 1797. Herausgegeben von *Johann Heinrich Voss* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Von dem ehrwürdigen Aeltesten unsers Parnasses, *Gleim*, ist jeder der beiden Almanache gerade mit einem Dutzend Stücke beschenkt worden. Dieser Nestor, der schon zwey literarische Geschlechter untergehen sah, und nun mit dem dritten lebt, dem die Rede süsser als Honig von der Lippe fliesst, erhebt in unsern streit- und partheysüchtigen Zeiten eine *Stimme* der Mässigung und des Friedens, wie der Homerische:

> Weil nicht zwey Menschen gleicher Meynung
> Auf Gottes Erde sind und alles Meynung ist;
> So, Lieber! ist mir die Erscheinung,
> Dass du nicht meiner Meynung bist,
> Nichts unerwartetes!

Alles, was Gleim der Welt giebt, ist schon um des reinen Wohlwollens willen, womit es gegeben wird, des Dankes werth. Es ist nicht möglich, den Musen freyer von allen andern Triebfedern ausser der Liebe zur Sache zu huldigen, als er es thut. Das geringste von ihm trägt daher das Gepräge einer mühelosen Entstehung, einer unabhängigen, anspruchslosen Existenz, eines freywilligen Spiels an sich. Er ist immer er selbst: natürlich, unbefangen, jovialisch und bis zur Hingegebenheit naiv. Originalität kann man seinen Gedichten nicht absprechen, in sofern sie sich mit dem Manierirten verträgt. Denn freylich spielen bloss individuelle Eigenheiten eine so grosse Rolle in ihnen, dass man nicht recht einsehen kann, was noch übrig bleiben würde, wenn sich durch ein chemisches Verfahren alles, was darin der Manier angehört, rein ausscheiden liesse. Diese augenblicklichen Ergiessungen sind von der Art, dass sie genossen werden müssen, wie sie entstanden sind, eine zergliedernde Beurtheilung aber nicht zulassen; sonst hätte der Dichter selbst einen Maasstab zu dieser an die Hand gegeben. In dem Liede *Schlecht und gut* (im Alm. von 1797) giebt er sehr treffend die Kennzeichen eines guten und eines schlechten Liedes an, und endigt:

> Gieb doch, du guter Liedergott,
> Dass ich kein schlechtes mache!

Wer wird nicht jeden aufsteigenden Zweifel unterdrücken, ob Apoll seinen alten Freund wohl auch einmal nicht erhört haben möchte? Uns wenigstens würde dies eher niederschlagend scheinen, als in die jubelnde Stimmung versetzen, worinn der wackre Greis ein andres Mahl ausruft:

> Seht, ich lach', ich möchte platzen
> Ueber's Dumme, das man macht!

Die Beyträge von *F. L. Gr. zu Stolberg* verleugnen den allgemeinen Charakter nicht, zu welchem sich seine Pöesie, bey Anlagen, die etwas besseres erwarten liessen, mehr und mehr hinneigt: frostiges Prahlen mit Empfindung, ohnmächtige Schwärmerey, leeres Selbstgefühl, gigantische Worte und kleine Gedanken.. Eins unter den Gedichten im diesjährigen Almanach, *Kassandra*, verdient indessen als psychologische Seltenheit erwähnt zu werden. Nach einer sehr, sehr langen Schilderung der Kassandra und ihrer Weissagungen kömmt der Vf. endlich auf sich selbst, den er dabey immer im Sinne gehabt hat, und wendet sich mit folgenden erstaunenswürdigen Offenbarungen an die verblendeten Deutschen:

> Der Strom der Zeiten rollte Jahrtausende
> Seitdem, bald rein und still wie der Waldsee, bald
> Mit trüben, lauten Wogen! niemals
> Trüber als nun, und noch nie so tosend!
>
> Seit sieben Aernten ward in die Zukunft mir
> Der Blick geöffnet. Aber Kassandra fand
> Nicht Glauben, ward verlacht! Wohlan denn,
> Deutsche! verlachet den Enkel Hermanns!
>
> Auf dass ihr höret bald — denn ihr achtets nicht
> Zu sehn ihr Lächeln! — dass ihr sie höret bald,
> Die laute Lache der Verräther,
> Die euch mit gleissendem Zauber täuschen!
>
> Die euch verriethen lang, und verkauften lang,
> Die aus dem Sonnenscheine des Himmels euch
> Ins Labyrinth der Lehrgebäude
> Führen, bey wankender Fackeln Glanze;
>
> Bis ihres Mordbrands Gluten vom Untergang
> Bis hin zum Aufgang lodern! O sehet doch
> Noch jetzt den gleissenden Verräthern,
> Seht den *Erleuchteten* grad' ins Auge,

Merkt ihr verstocktes Schweigen, wenn Hochverrath
Enthüllet wird! wenn Lästerung brüllet! wenn
Auf Gottes Altar sich die Metze
Stellt! wenn das Blut der Gerechten fliefset!

Ihr Heuchler! euer Lächeln bethört mich nicht!
Verworfne! Abscheu lehret ihr, Furcht mich nicht!
Den Frommen mischt ihr Gift, und Häuptern
Irrender Völker den süfsen Schlaftrunk!

Die *Erleuchteten* werden in einer Note zum Ueberflusse durch *Illuminaten* erklärt. Man sieht, dafs dem Vf. Illuminaten, Jakobiner und Philosophen einerley sind (vermuthlich nach der Weisheit, die in nichts als Ahndung besteht; *A. v.* 97. S. 30.) und dafs er besonders zwischen den Bemühungen der kritischen Denker und den politischen Begebenheiten den genauesten Zusammenhang entdeckt hat. Dabey mufs er seiner Sache doch sehr gewifs seyn, da er nicht einmal die bey Dichtern gewöhnliche Vorsicht beobachtet hat, den Erfolg abzuwarten, und hinter drein zu prophezeyhen, ungeachtet die glaubigen Zeiten leider vorüber sind, wo eine Weissagung nicht erst erfüllt zu werden brauchte, um ihr übernatürliches Ansehen zu bewahren. So etwas, als der Vf. hier geschrieben hat, würde man, wenn es von den pöetischen und prophetischen Zurüstungen entlastet erschiene, eine Denunciation nennen; und wie dieser denunciirende Enkel Hermanns (seinem angeblichen Stammvater sehr unähnlich) Zutritt in der achtungswürdigen Gesellschaft des Almanachs erhalten hat, ist wirklich nicht recht begreiflich. Auch hat das Gedicht schon eine schicklichere Stelle gefunden: es ist in die Eudämonia (3. B. 2. St.) eingerückt, und man darf daher dem Vf. zu seiner ehrenvollen förmlichen Aufnahme in den zahlreichen Orden der Verfinsterer Glück wünschen. Urtheilte man von der deutschen Kassandra, wie es der griechischen widerfuhr („dem Volke schien sie toll," heifst es von ihr) so konnte die Prophetin das für eine Wirkung derselben Verblendung halten. Allein der Almanach selbst bietet uns in einem Gedichte *gegen die Verfinsterer*, mit *M.* unterzeichnet (wir glauben darin einen berühmten Dichter zu erkennen, dessen Name mit diesem Buchstaben endigt) die beste Antwort dar:

Tumm machen lassen wir uns nicht,
Wir wissen, dafs wir's werden sollen!
Vernunft heifst das von Gott uns angesteckte Licht,
Das sie auslöschen wollen!
Wir wissen, dafs wir tumm, tumm wieder werden sollen,
Und werden's ganz gewifs mit Gottes Hülfe nicht!

Wäre dies Gedicht unmittelbar nach der Kassandra abgedruckt, so würde man noch eher vermuthen können, der Herausgeber habe sie seinen Lesern blofs zu einer erlaubten Belustigung mitgetheilt.

In einer *Epistel an Ramler* (A. von 96.) bejammert *v. Nicolay* den Verfall der deutschen Literatur:

Werf' ich, erschöpft an Kräften und Geduld,
Den Blick von meinem Schreibepult
Aufs weite Reich der deutschen *Lettern*;
Gott! was erblick' ich da für eine Schriftenbrut,
Die hier die Kritiker, die Klubben dort vergöttern!

In seiner Ansicht wird manchem Leser der wahre gegenwärtige Zustand des allgemeinen Geschmacks verfehlt scheinen; desto unzweydeutiger ist die Schilderung, die er von seinem eignen, ohne es zu wollen, gegeben hat. Unter den Dichtern, die er gelten läfst, (zwey der gröfsten jetztlebenden sind mit Stillschweigen übergangen) wird Klopstock folgendermafsen umschrieben:

Und jener, der aus Miltons Schule
Sich uns, sein gröfsrer Schüler, wies.
Und was im Himmel, in dem *Pfuhle,*
Erhabnes er vernahm, in neue Phrasen stiefs.

Den Vf. der Epistel könnte man nach dieser Weise als jenen bezeichnen, der alltägliche Gedanken in abgenutzte oder ungeschickte Phrasen stiefs; die Beschreibung würde aber auf mehrere passen. Wie die Kritik eines Dichters beschaffen seyn wird, welchem der Lehre und Ausführung nach, Phrasen in der Poesie für das hochste gelten, ist leicht zu errathen. Auch wird uns noch ausdrücklich versichert:

Nicht in *verstiegnen* Lectionen
Bestehet die Kritik.

Die Philosophie, wovon in der Epistel Proben gegeben werden, ist würdig, die dritte dieser verschwisterten Musen zu seyn. Nachdem weitläuftig behauptet worden ist, das Schöne lasse sich nach innern Gründen ohne Rücksicht auf Ansehen und Meynung sicher unterscheiden, giebt der Vf. bald darauf den dauerhaften Ruhm eines Kunstwerkes als das untrüglichste Kennzeichen vom Werthe desselben an; das Ende seiner Epistel vergifst den Anfang. Von der Magerkeit und Trockenheit der Ausführung mag folgende Stelle zur Probe dienen:

Auch du vermenge nichts! wo nur die Sinne richten,
Was ganz sich auf dein Ich bezieht,
Da hast du freye Hand, da läfst der Unterschied
Der Launen sich nach keiner Regel schlichten.
Der liebet Roth, und jener Grün,
Die Blonde reifset den, und den die Braune hin;
Und beide haben Recht. Sie *schliefsen* beide
Nach ihres Baues Unterscheide.
Noch mehr: dein eigener Geschmack verändert sich
Von Jahr zu Jahr, und niemand tadelt dich u. s. w.

Man glaubt, ein in Verse gebrachtes Compendium zu lesen. Dennoch versichert uns der Vf. (wer hätte es vermuthet?), dafs er in der Poesie „vor aufgewärmter Speise mit stolzem Zahn vorbeygehe." Er erlaube

fie uns daher auch, bey seinen matten, schleppenden Erzählungen oder Romanzen, *der Turban* und *Ezzelin*, die im *Alm. von* 97 über funfzig Seiten einnehmen, keinen Augenblick zu verweilen.

In einem ganz andern Geiste ist die Romanze im *Alm. von* 96, *die Elfenburg* von *B.* gedichtet; wir rechnen sie ohne Bedenken unter die gelungensten Darstellungen, die unsre Literatur in dieser Gattung besitzt. Dies lustige Mährchen ist schon der Erfindung nach belustigend: aber es ist mit so auserlesener Kunst behandelt, die sich unter äusrer Leichtigkeit verbirgt; so kräftig, keck und zierlich ausgemahlt, dass es der Einbildungskraft ein sehr anziehendes, buntes und dennoch vollkommen harmonisches Schauspiel gewährt. Die Elfen sind hier nicht geschildert, wie Wielands Zauberstab sie umgeschaffen; noch weniger verlieren sie sich gestaltlos hinter dem Schleyer elegischer Empfindungen; dem alten Volksglauben gemäss, den auch Shakespeare benutzte, leben und weben sie als leichte, neckende, gutherzige Wesen. Bey diesem muntern Tone hat es einen erhöhten Reiz, gleichsam den schauerlichen Anhauch der Geisterwelt täuschend zu fühlen. Wie anmuthig wird z. B. der Tanz der Elfen aufgeführt!

> Er sprach's, und geistiges Getön,
> Wie sanft gerühreter Kristalle,
> Ertönt in leiser Lüfte Wehn
> Zu linder Aeolsharfen Halle.
> Hier tanzet Oberon und Mab,
> Dort Elf und Elfin auf und ab,
> Und Edwin schwinget sich im Reihen
> Mit Nuk, der lieblichsten der Feien.

Da jeder der beiden Ritter bey seinem Besuche in der Elfenburg ungefähr dieselbe Scene erblickt, so war der Dichter der Gefahr ausgesetzt, sich zu wiederholen, wenn ihm nicht ein Reichthum von Bildern und Zügen zu Gebote stand. Er hat die Schwierigkeit geschickt überwunden, und die Darstellung das zweytemahl so verschieden nüancirt, dass sie ganz neu scheint. Auch die unerwartete launige Wendung, womit man am Schlusse in die wirkliche Welt zurück versetzt wird, ist allerliebst:

> Dies Mährchen las mir, dass ihrs glaubt
> Aus einem alten Buch die Base;
> Sie streichelte mein junges Haupt,
> Und nahm die Brille von der Nase.
> Sohn, sprach sie, denk der Elfenburg!
> Wer gehen kann, der kommt wohl durch;
> Wer ohne Werth nach Scheine trachtet,
> Wird ausgehöhnet und verachtet.

Ungern widerstehen wir der Versuchung, auch den übrigen Arbeiten von B. eine prüfende Aufmerksamkeit zu widmen. In einigen davon sind französische Originale nachgeahmt, z. B. in der witzigen *Nänie* (Alm. von 96. S. 136.) und in der *Laune*. In dieser sind jedoch die Worte: *die wunderholde Braune*, bis zur Ermüdung wiederholt. Die kürzere Nachahmung desselben Liedes im Schillerschen Almanach für 1797 unter der Aufschrift: *Gefälligkeit*, möchte wohl den Vorzug verdienen. Nur ein paar Stücke: *Barbe und Peter* im Alm. v. 96, und *der trinkende Bauer* im Alm. v. 97, entsprechen nicht ganz der Feinheit des Geschmacks, wovon die übrigen zeugen. Wollte sich der bescheidne Dichter nennen; so würden wir, wenn uns nicht alles trügt, einen Namen erfahren, der schon lange durch andre Verdienste um unsre Literatur als die eines Schriftstellers, rühmlich bekannt ist.

Einen etwas französischen Anstrich hat das Lied von *Baggesen*: *Ja und Nein, oder die Grazie des Widerspruchs*; ob wir gleich kein französisches Vorbild dazu kennen, und dem Vf. die Erfindung dieser niedlichen Kleinigkeit nicht streitig machen wollen. Hingegen der Rundgesang: *die gesammte Trinklehre* ist ganz originell; die Wissenschaft des Trinkens ist wohl hier zum erstenmahle nach allgemein gültigen Principien vorgetragen. So sehr der Dichter schon durch die Wahl der Melodie („es hatt' ein Bauer ein junges Weib") für Popularität gesorgt hat, so wird doch das Drollige in dieser Parodie der neuesten philosophischen Systemsprache nur solchen Lesern recht fühlbar seyn, die wenigstens eine oberflächliche Bekanntschaft mit derselben haben. Uebrigens ist unter den verschiednen Arten der Parodie, die, wo wissenschaftliche Vorstellungsarten und Ausdrücke auf Dinge des gemeinen Lebens angewandt werden, gewiss eine der bessern: der Gesichtspunkt ist dabey zu offenbar verrückt, als dass sie die Sache selbst lächerlich machen sollte oder könnte; und eben das Harmlose gefällt. Diese Quelle des Komischen möchte indessen bald erschöpft, und wiederholte Ausführungen des einmal gelungnen Einfalls eben nicht anzurathen seyn. Es wird überdies erfodert, dass man gerade den Zeitpunkt benutze, wo die parodirten Ideen die Köpfe lebhaft beschäftigen. Vor vierzig oder funfzig Jahren waren die Leibnitzischen Monaden gäng- und gebe: in Utzens Gedichten wird häufig darauf angespielt; jetzt würden sie keine Wirkung mehr thun. Zwey andre Lieder, ebenfalls von Baggesen: *der ächte Bischof* und *Theelied*, machen mit der Trinklehre einen guten Anfang zu einem poetischen Cursus über alle möglichen Getränke. Das Lob des Bischofs dreht sich ganz um ein Spiel mit dem Namen des Getränkes; aber der Thee ist recht fein und mit Laune charakterisirt.

Das Sonett von *Salis* im Alm. von 96 enthält eine zarte Anspielung auf das bekannte Skolion von Harmodius und Aristogiton. Unter den vier Gedichten im diesjährigen *Alm.* hat nur eins, *Ergebung*, noch einige Simplicität. Die andern sind in den Naturschilderungen überladen und schwerfällig, von Seiten der Empfindung kalt. Ob wohl jemand, der im Ernst über die Entfernung seiner Geliebten trauert, die *tief lasurnen Frühlingsgenzianen* erwähnen wird

 (Alm.

(Alm. v. 97. S. 40.) ihre Thränen aufzufassen? Auch die gesuchten Kunstwörter:

Die Dämmerung *betuscht* die Waldgestade
Mit zartem Grau; —
Der Sprosser *Largo* —

sind sehr an der unrechten Stelle angebracht. Sobald man die Natur mit Kenneraugen betrachtet, ist ihr Zauber dahin, der nur auf der gänzlichen Abwesenheit des Begriffes von Kunst beruht. Das Bestreben, die Neuheit und Fülle in Matthissons mahlerischer Sprache zu überbieten, hat Hemistichien wie folgende ans Licht gebracht: „des Leuchtthurms Lamp' entblinkt;" „umwölbt von Lerchbaumsproffen;" u. s. w. Eine wahre Merkwürdigkeit in dem bey uns so angebauten Felde der Dissonanzen ist ein Vers in dem *Morgenpsalm* S. 108.:

Und ferner Meere *Grenzkreis glorreich* hellt.

Tiedge hat in Elysium (Alm. v. 97. S. 45.) allerley sonderbare Dinge gesehn, unter andern den verstorbenen Pastor Göze in einer Laube mit Kleist und Gessner. Für *den armen Thoms* von *Falk* können wir nichts thun als ihn bedauern. Von den Gedichten von *K. Schmidt* im Alm. v. 96. läfst sich wenig sagen; diesmal hat er nur eins geliefert, und zwar ein gottesdienstliches, welches anfängt: „Lobsingt dem Allbarmherzigen u. s. w.„ Durch einige dürftige Einfälle von *Haug* wird der Armuth beider Sammlungen an Epigrammen nicht abgeholfen. Was sie in dieser Gattung und im Fache kleiner Erzählungen und Fabeln besitzen, beschränkt sich ziemlich auf die Sachen von *Pfeffel*, und auf das, was unter den Beyträgen von *Gleim* und B. dahin gehört. Mehr Mannichfaltigkeit würde insbesondre dem diesjährigen Almanach wohlgethan haben, der uns überhaupt seinen Vorgänger nicht zu erreichen scheint.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Schwerin*, b. Bärensprung: *Beytrag zum Pütterischen rechtlichen Bedenken, über eine merkwürdige Vormundschaftsgeschichte.* 1793. 18 S. fol. — Dieser Rechtsfall betrifft die Frage: in wiefern einem Unmündigen *persona standi in judicio*, und das Recht seinen Vormund zu belangen, zustehen könne? — Ein unmündiger meklenburgischer Edelmann, von Bülow, war mit seinen Vormündern, wegen angeblich strenger und kärgerlicher Behandlung, nicht zufrieden; und suchte, auf Anrathen seiner Baase, einer zu Wismar, als Conventualin, sich aufhaltenden Fräulein von Bülow, im J. 1790, da er schon im 22. Jahre seines Alters stand, *veniam aetatis* nach. Dies Gesuch ward ihm aber von der Regierung zu Schwerin abgeschlagen, seine Beschwerden gegen die Vormundschaft für ungegründet erkannt, ihm auch, weil er wider Willen der Vormünder bey seiner Baase zu Wismar blieb, seinen Aufenthalt in einem, zur obervormundschaftlichen Prüfung und Genehmigung, vorher anzuzeigendem Orte, in schwerinischen Landen zu nehmen auferlegt. Hiervon appellirte derselbe an das Reichskammergericht, unterstützt durch ein beygefügtes Bedenken des geheimen Justizrath Pütters. Das Kammergericht foderte darüber Bericht, und dieser Bericht erscheint hier, unter dem vorbemerkten Titel, im Druck, wobey der ungenannte Herausgeber, seine Galle gegen das Pütterische Bedenken, in sehr zahlreichen Noten ausschüttet. Die Sache selbst hat sich, durch die immittelst eingetretene Volljährigkeit des von Bülow, erledigt.

LITERÄRGESCHICHTE. *Göttingen*, b. Dietrich: *Historischer Versuch über das neu errichtete National-Institut der Künste und Wissenschaften zu Paris*, von dem Residenten *v. Schwarzkopf* in Frankfurt. 1797. 40 S. 12. — Hr. *v. S.*, dessen feinen Blick in Verarbeitung literarischer Materialien schon einige wichtigere Werke hinlänglich bewiesen haben, wählte die Geschichte der Errichtung eines für ganz Europa merkwürdigen Instituts sehr passend zum Stoff einer Abhandlung, die er der Göttinger Societät der Wissenschaften als correspondirendes Mitglied vorlegte. Nach einer kurzen Einleitung über den heillosen Vandalismus der zerstörenden Decemviratsregierung wird das Fundamentalgesetz der Constitution angeführt, wodurch dies neue Institut begründet wurde, und Boissy d'Anglas hohe Erwartungen davon, die doch wohl mit der Zeit in Erfüllung gehen können. Nun folgt ein aus mehrern Quellen sorgfältig zusammengestelltes Verzeichnifs der sämmtlichen Mitglieder nach den verschiedenen Classen und Unterabtheilungen, wobey doch vielleicht die Anmerkung noch eine Stelle verdient hätte, dafs die erste Classe wieder zwey Hauptabtheilungen und daher auch zwey Secretärs habe. Von der physikalischen Classe ist *Lacepede*, von der mathematischen *Prony* der Secretär. Bey einigen Mitgliedern ist es angemerkt, dafs sie auch Mitglieder des Convents gewesen, aber bey sehr vielen andern, die es gleichfalls waren, fehlt diese Bemerkung. Um so mancher politischen Folgerung willen, worauf Hr. *v. S.* in der Folge auch selbst noch aufmerksam macht, wäre es wohl zu wünschen gewesen, dafs bey allen Mitgliedern, die im Directorium oder in einem der beiden Räthe sitzen, dies durch ein Zeichen bemerkt worden wäre. Auf dies Verzeichnifs folgen Nachrichten von der Eröffnung des Instituts selbst und der ersten feierlichen Sitzung, nebst zwey Beylagen aus dem Journal de Paris. Dies alles ist so angenehm und unterhaltend, als man es von dem Vf. schon gewohnt ist, erzählt, und durch die in den Anmerkungen angeführten Belege zum Rang eines literarischen Actenstücks erhoben. Man mufs dabey nicht vergessen, dafs dieser Aufsatz schon am 4. May 1796 der Societät in Göttingen überreicht wurde, so dafs also dem Vf. manche Berichtigung und Erweiterung, die der Redacteur der *Literaturübersichten* im Intelligenzblatt der A. L. Z. später benutzen konnte, noch nicht zur Hand waren. Auch benutzte er dabey noch nicht die *Decade* und das neue *Magazin Encyklopedique*, das durch Vorschub eines Deutschen von *Millin* nach einen sehr guten Plan herausgegeben wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. Januar 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

Schleswig, b. Röhss: *Oekonomisch-statistische Beschreibung der Insel Fehmern*, von *Friedrich Wilhelm Otte.* 1796. XVI u. 398 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der bescheidene und patriotische Vf., der sich zu Arrild in Angeln aufhält, machte seit mehrern Jahren aus bloßer Wißbegierde verschiedene Reisen, um sich mit der statistischen Beschaffenheit einiger Länder bekannt zu machen, und sucht nun die mit seiner jetzigen Amtsführung verknüpften Geschäftsreisen durch verschiedene Gegenden der dänischen Herzogthümer zur Vermehrung seiner Vaterlandskunde und zum Besten des Publicums zu benutzen. Durch die Beförderung der Kenntniss des Vaterlandes hofft er den Patriotismus seiner Landsleute zu einer grössern Wirksamkeit zu beleben, den ächten Gemeingeist allgemeiner zu verbreiten, und durch Aufstellung *naher Beyspiele* die Vervollkommnung dieses oder jenes Gewerbes, so wie manche andere nützlichen Verbesserungen zu bewirken. — Hr. O. hielt sich drey Monate auf Fehmern auf, um seine Nachrichten selbst zu sammeln, welche er in der Folge zweyen wahrheitsliebenden und sachkundigen Insulanern zur Durchsicht übergab. Zu bedauern ist es, dass er, aus beygebrachten Gründen, das dortige Amtsarchiv nicht benutzen konnte. — *Lage, Grösse* und *Beschaffenheit der Insel.* — Fehmern hing wahrscheinlich vormals mit dem festen Lande zusammen, und zwar da, wo jetzt der etwa eine Viertelmeile breite fehmersche Sund ist. Denn der Boden der Insel ist von der nämlichen Beschaffenheit, als der Boden von dem gegenüberliegenden Wagrien. Der 45ste Grad nördlicher Breite durchschneidet sie in zwey ziemlich gleiche Theile. Ihr Flächeninhalt beträgt 2,802 deutsche Quadratmeilen. Sie ist ganz eben mit unmerklich sich senkenden Ufern. Man findet hier daher keinen brauchbaren Hafen, und die Abwässerung wird wegen dieser Beschaffenheit erschweret. Bey Preesen und Kopendorf sind Schleusen zur Abhaltung des Seewassers befindlich. Bäume und Strauche findet man fast gar nicht, einige Eichen und Hagedornbüsche abgerechnet. Daher ist die Aussicht sehr einförmig, und das Klima rauher, als in andern Gegenden unter gleichen Graden. Im Herbst und Winter erschweren die schlechten Wege die innere Communication sehr, oder hemmen sie gar. Die Heuärnte fängt gewöhnlich den 25sten Jul., und ungefähr 14 Tage nachher die Kornärnte an. Fehmern ist sehr fruchtbar und gesund. — II. *Producte.* Ausser den gewöhnlichen Feldsteinen, welche jedoch nicht häufig sind, giebt es keine anderen. Da diese inzwischen bekanntlich sehr verschiedener Art zu seyn pflegen: so hätte Rec. gewünscht, dass der Vf. die verschiedenen Geschlechter und Arten derselben genau angegeben hätte. Wahrscheinlich sind es Granite, Porphyre, Jaspisse u. s. w., welche man in den Ebenen von Niedersachsen und Westphalen häufig auf dem Sandboden findet. — Guten Torf hat die Insel nicht; sie erhält denselben aus dem Amte Rendsburg vermittelst des neuen Canals. Zum grossen Nachtheil der Landwirthschaft brennt man Erbsenstroh und Viehdünger. — Hr. O. räth daher an, die unzusammenhängende Torferde auf der Insel zu kneten und zu formen, wie es im Amte Flensburg gewöhnlich ist, und überdem die Einwohner mit Steinkohlen von Bornholm und der färröischen Insel Süderöe zu versorgen. — Zum Getreidebau ist Fehmern sehr geschickt, und die jährliche beträchtliche Ausfuhr besteht hauptsächlich in Weizen, Gerste, Erbsen, Kleesamen, etwas Roggen und Hafer, in Wolle, Häuten, etwas Butter und Honig. Die Seefischerey, zu deren Aufnahme der Vf. manche passende Vorschläge thut, wird gänzlich vernachlässiget. Auf der nördlichen Küste befinden sich einige Seen, welche bisweilen ihr Wasser aus der Ostsee erhalten, und worinn man die wohlschmeckenden, (in andern Gegenden seltenen) Seebarsche, (*Perca marina* L.) findet. — III. *Hauptzüge der ältern Landesgeschichte.* Kurz und bekannt. — IV. *Kirchliche und politische Eintheilung und Verfassung.* — Fehmern ist, mit Ausschluss der Stadt Burg, in vier Kirchspiele eingetheilt. Das Urtheil des Vf. über die höchstnöthig zu verbessernden Kirchenvisitationen stimmt ganz mit dem unsrigen überein, und macht seinem wohlwollenden Herzen wahre Ehre. Der eben so alte, als zweckwidrige Unterschied zwischen der weltlichen und geistlichen Gerichtsbarkeit, und die unschickliche Vermengung des Predigeramts mit der Rechtspflege in dem Consistorium findet auch hier noch Statt, und wird, wie billig, von ihm gerügt. Die gesammten Einkünfte der acht hiesigen Prediger betragen etwas über 3000 Rthlr. Bey der Untersuchung der Frage: ist es vortheilhafter für die Geistlichkeit, wenn ihre jährlichen Einkünfte in einer bestimmten Summe baaren Geldes bestehen, oder wenn sie dieselben aus der eigenen Nutzung oder Verpachtung von Ländereyen ziehen? scheint Hr. O. für den ersten Fall zu entscheiden. Wir müssen gestehen, dass wir in diesem Stücke ganz anderer Meynung sind. Denn die Erfahrung verschiedener Jahrhunderte lehrt, dass der Werth des Geldes immer sinkt, der Werth der Grundstücke aber

aber immer steigt. Mithin ist es sichtlich, dass der Prediger, der baares Geld einnimmt, von Jahr zu Jahr weniger an Werth erhält; da hingegen derjenige, welcher sein Einkommen von liegenden Gründen zieht, wider diesen Zufall gänzlich gesichert ist, und eine verhältnissmässig sich immer gleichbleibende Einnahme haben wird. — Der Bürgermeister der Stadt Burg bekleidet auch die Stelle eines der vier Rathsherrn, des Stadtsecretärs und des Organisten, und doch beläuft sich seine Einnahme nur auf etwa 600 Thaler. — Jedes Landkirchspiel hat sein eigenes Kirchspielgericht, welches einige Aehnlichkeit mit dem Geschworenen-Gericht in England, jedoch bey weitem nicht dessen Vollkommenheit hat. Hr. O. thut verschiedene Vorschläge, den Mängeln desselben abzuhelfen. Von diesem Gerichte appellirt man an die sogenannte: *Macht der Geschwornen*, und von dieser an die dritte und höchste Instanz, das königliche Obergericht zu Gottorf. Gegenstände, welche das gemeinschaftliche Interesse der ganzen Insel betreffen, werden zuerst auf Landtagen ausgemacht. — V. *Advocaten und Processe*. Wegen der fortdauernden Unvollkommenheit der Rechtspflege im Allgemeinen ist der Einfluss der Anwalde sehr bedeutend, und, leider! scheinen sie denselben nicht immer auf die beste Art anzuwenden. Der Vf. sucht dieses durch mehrere Thatsachen zu beweisen. — VI. *Gesetze*. Das älteste Gesetz ist das alte Fehmersche Landrecht und Freyheiten von 1326, welches aber jetzt nicht mehr im Gebrauch ist. Statt dessen ist das neue Landrecht von 1558 eingeführt. — VII. *Bevölkerung*. Fehmern hatte 1769 nach einer genauen Volkszählung 7063 Einwohner, mithin auf jeder Quadratmeile 2520. Jetzt beläuft sich die Zahl derselben auf 7621; es kommen folglich auf jede Quadratmeile 2719. Zu den vielen angestellten politischen Berechnungen benutzte Hr. O. die Werke eines Süssmilch, Hensler, Euler und Short. Von 35 Lebenden stirbt einer. Da die ganze Insel als ein plattes Land angesehen werden kann: so giebt der Vf. die mannichfaltigen Ursachen an, warum das Verhältniss der Lebenden zu den Gestorbenen nicht grösser ist? Die Zahl der jährlich Gebornen verhält sich zu der Zahl der Lebenden wie 1 zu 31½, und die der Heirathenden wie 2 zu 132½. Auf jedes Haus rechnet er 5 Einwohner. — VIII. *Charakter*. Die guten Eigenschaften der Insulaner, ihr Selbstgefühl, Unerschrockenheit, Nationalstolz und Sparsamkeit, arten bey manchen in Rohheit, Herabwürdigung anderer, Stolz, Eigennutz und Geiz aus. Auch vom Aberglauben sind sie nicht ganz frey. — IX. *Erziehung*. Die hiesigen Kirchspielschulen haben noch die gewöhnliche fehlerhafte Einrichtung, und die Dorfschulen sind sehr schlecht. Der Vf. thut unter andern den Vorschlag, die Einwohner eines Dorfes künftig nicht mehr nach der Anzahl ihrer Kinder, sondern vielmehr nach Verhältniss ihres Landbesitzes zu dem Unterhalt eines Schullehrers beytragen zu lassen, von dessen Billigkeit und Nützlichkeit wir vollkommen überzeugt sind. Mit Recht rügt er die sehr üble Gewohnheit, das ohnedies kleine, und zum Luftwechsel nicht eingerichtete Schulzimmer im Winter durch ein Gefäss mit Kohlenfeuer zu erwärmen! — Statt dieser fehlerhaft eingerichteten Schulen schlägt Hr. O. vor, Industrieschulen anzulegen, indem er die sehr wahre Bemerkung macht, dass es fast unmöglich ist, erwachsenen Armen in Arbeitsanstalten fortzuhelfen, wenn ihnen nicht in der Jugend in Industrieschulen der Trieb zur Arbeitsamkeit eingepflanzt ist! Rec. hält diesen Abschnitt für einen der wichtigsten und durchdachtesten im ganzen Buche. — X. *Gewöhnliche Art zu leben*. — Sehr ausführlich. Man isst viel gesalzenes Fleisch. Kartoffeln sind wenig im Gebrauch. Statt des Hopfens bedient man sich häufig des Wermuths zum Biere, welches in den Gegenden, wo der Hopfen theuer ist, Nachahmung verdient. In der Stadt Burg ist eine sogenannte Todtengilde, deren Mitglieder bey vorfallenden Sterbefällen zur Bestreitung der Begräbnisskosten eine gewisse Summe aus der gemeinschaftlichen Kasse erhalten. — Die auffallend sonderbare und seltene Gewohnheit des Fensterns, d. h. der nächtlichen Zusammenkünfte junger Mannspersonen mit Mädchen, zu deren Schlafkammer sie durchs Fenster einsteigen, dauert noch immer fort, ungeachtet ein landesherrlicher Befehl Zuchthausstrafe darauf gesetzt hat. — XI. *Gesundheits-Zustand*. Ausser den inflammatorischen sind Krankheiten des Unterleibes, als eine Folge häufig genossener und schwerverdaulicher Mehlspeisen, sehr gemein, welche nicht selten in Hypochondrie und Wahnsinn ausarten. Letzteres Uebel scheint sogar in einigen Familien erblich zu seyn. Taubheit ist ebenfalls sehr häufig, welche der Vf. dem Gebrauch der Huthkappen zuschreibt. Burg hat einen Arzt, der zugleich Physicus des Amtes ist; und überdem trifft man hier einige schlechte Wundärzte, eine Apotheke und zwey gelernte Hebammen. — XII. *Gewerbe*. — Das Grundeigenthum der Insel besteht aus 11090 Drömbtsaat Ackerlandes, und 2186 Dr. Wiesen und Weiden. Ein Drömbtsaat ist etwa 432 Quadratruthen. Rechnet man nun nach dem gegenwärtigen mittlern Preise für das Dr. Ackerlandes 550 Mark, und für das Dr. Wiesen und Weiden 100 Rthlr., so beläuft sich der Werth des ganzen auf 2067066 Thaler. Leider! sind noch manche Gemeinheiten vorhanden, welche, unerachtet des guten Erfolgs der Vertheilung einiger andern, noch nicht haben aufgehoben werden können. Zur Beförderung der ganz vernachlässigten Abwässerung schoss die wohlthätige Regierung den Fehmeranern neulich eine ansehnliche Summe vor. — Der Boden der Insel besteht aus einer grauen, 1 bis 1½ Fuss tiefen, Dammerde, die aus einem mit Sand übersetzten Leimen besteht, und viele vegetabilischen Theile enthält. Hierunter kommt ein gelber, oder zuweilen röthlicher Leimen, mit gröbern Kiess vermischt, und unter diesem endlich ein Lager von Kiessand in einer unbestimmten Tiefe. An einigen Stellen findet man auf niedrigen Wiesengründen unter der Dammerde eine Schicht von Kalkmergel. — 1795 stieg der Preis der Ländereyen ausnehmend hoch, so dass für 1 Drömbtsaat 3 Scheffel (ein Scheffel macht

etwa

etwa 46 Q.Ruthen) bey der Stadt Burg 1890 Mark bezahlt wurde. — Die Dörfer find alle fehr regelmäfsig angelegt. Die Backfteine zum Bau der Häuser erhält man von Lübeck, das 100 ungefähr zu 5 Mk. Die Tonne Kalk koftet etwa 4 Mk. 8 Schill. — Teichfchlamm und Strafsenerde werden zur Vermehrung des Stalldüngers angewandt. Gegen die Zeit der Aernte kommen einige hundert Arbeiter aus dem benachbarten Hollfteinifchen, wovon verfchiedene den Winter hindurch dafelbft zum Drefchen bleiben. Die Drefcher erhalten nebft freyer Koft ihre Bezahlung nach der Zahl der Tonnen des gedrofchenen Getreides. Man hält hier viele Pferde; auf dem Lande im Durchfchnitt auf 3 Drombtfaat, in der Stadt aber auf 4 Dr. eins. Die Infel Arröe verfieht die Fehmeraner gröfstentheils damit. Sie find 8 bis 9 Quartier hoch. Von 8 Pferden ftirbt jährlich eins. Da nun nach einem fehr niedrigen Anfchlage 2774 Pferde auf der Infel gehalten werden, fo fterben jährlich 347 Stück; jedes zu 30 Rthlr. gerechnet, beträgt es die jährliche Summe von 11410 Rthlr. Der Vf. giebt einige wahrfcheinliche Urfachen diefer grofsen Sterblichkeit an, und räth, ftatt der Pferde, Ochfen anzuziehen. — Der Fehmerfche Pflug ift mit Rädern verfehen, und wird von 6, oder bisweilen fogar von 8 Pferden gezogen. Statt deffelben wünfcht Hr. O. den fehr vollkommenen englifchen Kettenpflug eingeführt zu fehen. — Zu der, von ihm vorgefchlagenen, mit hervorragenden Leiften verfehenen, fchweren Ackerwalze würden wir doch lieber Eichenholz nehmen, als Buchenholz, welches bekanntlich an der Luft nicht von langer Dauer ift. Der Fehmerfche Landmann nimmt immer fein eigenes, von ihm felbft gereinigtes Getreide zur Ausfaat, und es ift bey ihm gar nicht Sitte, fein Saamenkorn gegen fremdes umzutaufchen. — Die Queckenwurzeln fammeln viele forgfältig vom Lande, und überlaffen fie armen Leuten zum Brennmaterial. Der Wildhafer, (*Avena fatua* L.) ift dafelbft ein häufiges und fehr verderbliches Unkraut. Auch ift die Korndiftel in Menge vorhanden. Hr. O. theilt bey diefer Gelegenheit ein linnéifch-deutfches Namenverzeichnifs der vorzüglichften Unkräuter mit, welche er unter drey Abtheilungen bringt, je nachdem fie nämlich auf dem Brachfelde, dem Kornacker oder dem Klee- und Weidelande wachfen. Die linnéifchen Namen find fehr durch Druckfehler entftellt, welche billig hätten angezeigt werden follen; z. B. *Sinapis ardenfis* ftatt *arvenfis*; *Puffilago* und *Juffilago* ft. *Tuffilago*; *Bromus pecalinus* ft. *fecalinus*; *Certaurea* ft. *Centaurea*; *Papaver rhocas* ft. *rhoeas*; *Hypericum quadrangulum* ft. *quadrangulare*. — Unter der unfchicklichen Auffchrift: „Ungeziefer," fagt der Vf., dafs es auf Fehmern fo wenig Maulwürfe, als Engerlinge, (oder die Larven des Maykäfers) giebt. Feldmäufe find felten, und werden nie eine Landplage. Aber der Erdfloh richtet öfters vieles Unheil an. — Gerfte, Erbfen und Weizen find diejenigen Getreidearten, die vorzüglich gebaut werden. Es wundert uns inzwifchen, dafs man gar keine Verfuche mit der Rapfaat macht, deren Anbau dafelbft nach aller Wahrfcheinlichkeit fehr vortheilhaft wäre. — Alles Getreide wird auf Fehmern gemähet, und der Gebrauch der Sichel ift unbekannt. — Das dortige Rindvieh ift nichts weniger, als vorzüglich, welches auch fchon die wenige Milch, die eine gute Kuh täglich giebt, nämlich 6 Kannen, fo wie der angeführte Preis derfelben, von 9 bis 10 Allf beweifen. Der Vf. theilt ein genaues Maafs aller Theile einer fiebenjährigen Kuh mit, welches nachgeahmt zu werden verdient. Die Milch wird blofs zur Gewinnung der Butter benutzt. — Schlangen und Kröten giebt es nicht auf der Infel. Die häufigen Marder thun aber vielen Schaden.

Die Veredlung der rohen Producte hat man noch nicht weit getrieben. Gerftengrütze und Graupen, Mehl und Wollenftrümpfe find die einzigen Fabricate, welche zur Ausfuhr dienen. Es giebt hier fünf Graupenmühlen; (welche wahrfcheinlich vom Winde getrieben werden, wenn gleich Hr. O. dies nicht anzeigt). In Anfehung der gewöhnlichen Kornmühlen findet die vortreffliche Einrichtung ftatt, dafs, da der Müller feinen Mahllohn nach dem Gewichte des Getreides erhält, zum Wägen deffelben, fowohl beym Empfange, als vor der Ablieferung, ein kleines Waagehaus bey der Mühle errichtet ift, worinn diefe Arbeit durch einen dazu beftellten und beeidigten Waagemeifter vorgenommen wird. Wer diefen Waagemeifter befoldet? hat Hr. O. anzuzeigen vergeffen. — Die verfertigten Wollenftrümpfe, wovon jährlich über 2000 Paare verfertigt werden, führt man vorzüglich nach Mecklenburg aus. — Die Beträchtlichkeit der jährlichen Ausfuhr aller Producte, welche fich nach einer fehr niedrigen Taxation auf 107000 Rthlr. beläuft, läfst den Mangel eines guten Ladungsplatzes bedauern. — XIII. *Vermögens- und Creditzuftand.* — Ungeachtet der Wohlhabenheit der Fehmeraner im Ganzen, können viele derfelben doch nicht fremdes Geld entbehren. Uebel ift es für den Schuldner, dafs er nicht blofs fünfe vom Hundert, fondern auch noch die Zinfenfteuer des ¼ vom Hundert geben mufs! — XIV. *Armenwefen.* Diefes ift hier in der elendeften Verfaffung, wovon die ungeheure Menge Bettler zeuget. Aufser der Einrichtung wohlthätiger Induftriefchulen und Arbeitshäufer thut der Vf. noch manche Vorfchläge, welche beherziget zu werden verdienen! — XV. *Steuerwefen.* Die Abgaben der Infulaner an den König betragen jährlich 25000 Rthlr. Sie beftehen in Grundfteuer, Landausfchufsfteuer, Magazinkorn- und Fouragelieferung, Nahrungsfteuer, Zollabgabe, Schutzgeld und Kopffteuer. Aufser diefen gehören noch hieher: die Stempelpapiertaxe; ¼ Procentfteuer, welche von den gegen Pfandverfchreibung angeliehenen Capitalien entrichtet wird; und endlich der jährliche Beytrag zur allgemeinen Brandcaffe. Die drückendfte Abgabe ift die Kopffteuer, welche vieles Unheil anrichtet. — Durch eine fchlechte Verwaltung der Kirchfpielcaffen find diefelben ganz in Unordnung gerathen, fo dafs die vier Kirchfpiele, Burg ungerechnet, zufammen 116,300 Rthlr. Schulden haben. Zum Schluffe find 6 Tabellen angehängt, über die Zahl der Hau-

Häuser, der Einwohner, der Getrauten und Gestorbenen, über den Preis der Getreidearten, und über den Werth der jährlich ausgeführten Producte. — Die seltene Freymüthigkeit, womit dieses Werk geschrieben ist, macht sowohl der dänischen Pressfreyheit, als dem Vf. gleich viele Ehre, und wir wunschen sehr, dass Hr. O. uns bald mit einer ähnlichen Beschreibung irgend einer andern Gegend seines Vaterlandes beschenken möge! Den etwas gedehnten Stil, so wie einen kleinen poetischen Auswuchs (S. 3.) wird der billige Leser, bey dem übrigen vielen Guten, gern übersehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Leipzig*, b. Jacobäer: *Chabacucs lyrischer Gesang*; mit Anmerkungen. 1796. 51 S. 8. - Der ungenannte Vf. übersetzt den ganzen, uns übrigen Dichterrest von Chabakuk (der Titel möchte vermuthen lassen, dass man hier blofs eine Uebersetzung des dritten Kapitels zu suchen habe) einem ästhetischen Freunde, O. A. R. v. H. zu gefallen. Der Beurtheiler darf also nicht blofs eine richtige, sondern auch im Ausdruck und in der ganzen Uebertragung des Originals geschmackvolle Uebersetzung erwarten; dies um so mehr, weil die beygefügten Anmerkungen sehr unbedeutend sind. Für einen Liebhaber bestimmt, sollten sie vornehmlich historische Erläuterungen — z. B. was gerade damals die Chaldäer gewesen seyen, da sie erst in der Weltgeschichte aufzutreten anfingen? u. dgl. enthalten. Wie sehr hätte hiezu das Gemälde K. I, 6 — 11. aufgefodert, über welches man gewiss dem alten prophetischen Dichter Gerechtigkeit widerfahren lassen muss. Der Vf. übersetzt die dem Jehova in den Mund gelegte Rede so;

6. Ich rege auf — Chaldäa's Volk
 das grausame, das rüstige,
 das weit der Raum durchstreicht,
 und Wohnungen beraubt, die sein nicht sind.

7. Furchtbar und entsetzlich ists,
 sich selbst Gesetzes genug und übermüthig.

8. Sein Ross ist schneller als der Pardel,
 Und schärfern Blicks als Wölfe in der Abenddämmerung.
 Stolz ist das Treiben seiner Reisigen.
 Von weiter Ferne stürzen sie im Fluge
 Wie Adler hin zum Frafs.

9. Zum Raube stürzen alle sie,
 gen Osten das Gesicht gewandt,
 Gefangene, wie Sand, zusammenraffend.

10. Ein Volk, dem Könige ein Spott und Fürsten ein Gelächter sind,
 das jede Burg verhöhnt und stürmend sie erobert.

11. Doch — wird sein unbegränzter Stolz sich schwer verschulden
 weil's seine Macht für Gottheit hält.

Die Zeile V. 6. „und Wohnungen beraubt, *die sein nicht sind*" burdet dem Propheten einen sinnlosen Zusatz auf; weil der Chaldäer natürlich Wohnungen, *die sein sind*, nicht berauben wird. Der Text spricht von der streifenden Chaldäer-Horde — die sich nach offenen Ländern zieht, *um Andrer Wohnungen sich zuzueignen*. — V. 7. sagt der Text vom Chaldäervolk:

Von sich nur nimmt's Gesetze an,
Verbreitet seine Ueberlegenheit. —

Der scharfe Blick v. 8. ist nicht den Rossen, sondern den Chaldäern selbst beyzulegen. „Sie blicken schärfer, als am Abend Wölfe." Vgl. Zephan. 3, 3. — Von Stolz liegt nichts im hebräischen: *pascha paraschav*. Gehören beide Worte zusammen, (woran Rec. zweifelt); so ist der Sinn: „Ross und Reuter streifen weit umher" um nämlich Beute aufzuspüren. Bey v. 9. hatte die Geschichte den Vf. führen sollen. Die Chaldäer, von Armeniens Gebirgen her sich ausbreitend, zogen nicht *nach Osten*, da sie Babel anfielen. Der Sinn des Propheten ist: Erst haben sie nur Streifsparthieen ausgeschickt. „Bald kommt zum „Ueberfall ihr ganzes Volk; sie zieh'n *gerade aus* und raffen „Sklaven auf, wie Sand." *Kadim* ist die Gegend, gegen welche das sich wendet. Sie lassen sich durch nichts hindern. Ihr Weg geht über alles hin. — Vom Stürmen ist v. 10. nicht zunächst die Rede. Der Dichter giebt vielmehr das Datum an, dass die Chaldäer *durch aufgeworfene Erdwälle* Städte belagerten. Ein Volk

das selbst sich höher denkt, als Könige
und ihrer Fürsten lacht;
das jeder Feste Hohn spricht,
die Erde aufthürmt und die Burg erobert.

Hitkales bedeutet: sich selbst über etwas erheben; *Zabar* zusammenhäufen.

Man sieht leicht, dass der Liebhaber von dem Sprachkundigen *eine genauere* Uebersetzung fodern darf, als die gegenwärtige in der That nicht ist. Und dies könnte sie doch seyn, ohne der Schönheit etwas zu vergeben. Einige Stellen sind schleppend, wie I, 3. „Zwietracht und Hader *gehn im Schwange*," der Text sagt: Entsteht ein Streit, so steigt er leicht bis zum Process. — II, 5. Sich den Tyrannen dort, wie *Weines* Rausch ihn täusche u. s. w. In andern Stellen finden sich allzu starke Catachresen dem Texte aufgedrungen. III, 9. „Mit Strömen *pflugtest* du die Erde." Das hebräische setzt nur *tebakka*, nicht etwa *tacharosch*. Folglich ist der ganze Sinn ausgedrückt, wenn wir verständlicher setzen: Mit Wassergüssen wühltest du den Boden auf. — III, 13. ist die Uebersetzung von *Ad zavaar* „bis zum Grundfelsen hinab" sehr passend. Aber die letzte Zeile III, 19. wegzulassen, hat man keinen hinreichenden Grund, da nicht *bingenoth*, sondern *bingenothai* im Texte steht, und dieser Schluss der redenden Person sehr angemessen ist. Der Gedanke ist: „Dass man nach Meinem Saitenspiel ein Lied anstimme." *Lammenazeach* nämlich ist soviel, als להיות מנצח *ita, ut sit, qui praecinat secundum meas chordas*. Auch wenn man als Liebhaber übersetzt, muss man doch nicht *cavalièrement* übersetzen, oder, wie Kant dies ausdrückte: — nicht vornehm thun! Das Philologisieren gewinnt bey jener Manier so wenig, als das Philosophiren.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. Januar 1797.

PAEDAGOGIK.

Hannover, b. d. Gebrüdern Hahn: *Ueber die Verbesserung der Landschulen. Ein freymüthiges Wort* von *Friedrich Gustav von der Reck*, Prediger, Seminarsteninspektor und Lehrer an der Hauptschule zu Bückeburg. *Mit VII Tabellen* 354 S. 8. ohne die *Vorrede, Zuschrift* und die *Uebersicht* der zweckmäfsigsten Mittel zur Verbesserung unsrer Landschulen. 1796. (16 gr.)

Allerdings kann diese Schrift ein *freymüthiges* Wort genennet werden, weil sie viele Mängel rüget, welche von den Aufsehern der Schulen weder gekannt, wie es doch seyn sollte, noch abgeschaffet werden, wie es hie und da wenigstens bey einigem thätigen Willen gar wohl möglich wäre. Nur dieses hätten wir gewünscht, dafs es der Vf. bey Vorschlägen zu einer mäfsigen und stufenweisen Verbesserung hätte bewenden lassen, und nicht eine Menge von solchen mit eingemischet hätte, welche gar nicht, oder vor der Hand wenigstens nicht thunlich sind, indem dergleichen bey gutmüthigen aber nicht genug sachkundigen Fürsten und Obrigkeiten nur Misgriffe veranlassen, oder bey etwas Einsichtsvollern die in Gesellschaft derselben empfohlenen praktischeren Mittel mit verdächtig machen. Wer zu viel verlangt, erhält gemeiniglich gar nichts. Ein Hauptfehler des Vf. bey seinen Voraussetzungen scheint zu seyn, dafs er zu viel Zutrauen auf die Einsicht, die Thätigkeit und selbst Freygebigkeit der Pfarrer bey Verbesserung ihrer Schulen setzt; dafs er den Lehrern dieser letztern durch den *Unterricht* in den Wochen-Sontags-und Industrie-Schulen; durch die auser der gewöhnlichen Schulzeit verlangte *Aufsicht* über die Kinder bey Spatziergängen, bey Freudenfesten, beym Arbeiten in einem besondern Schulgarten u. f. f.; durch die vorgeschlagenen *Nebenverdienste*, als Chokolate machen, Notenstechen, Correcturen in Buchdruckereyen, Gemüsebau, Sämereyhandel, Stallfütterung u. dgl., wozu es ihnen doch fast durchaus an den dazu nöthigen Gelegenheiten, Gärten und Feldern, an Zeit, Geschicklichkeit und dem unentbehrlichen Vorschufs mangelt; und endlich mit den übermäfsigen *Berichten* und *Tabellen* viel zu viel aufbürdet. Dafs er von zu errichtenden Schulkassen, die wohl fast nirgends zu Stande kommen werden, von Armen-, Kirchen- und Gemeine-Aerarien, von der Freygebigkeit der Einwohner, und den Unterstützungen der Fürsten gleichermafsen zu viel erwartet. Dafs er endlich zu sehr ins Grofse geht durch die Auffoderung: Junkersche Sonnenmikroscope, Spielwerkzeuge, (als Feder und Leder-Bälle, Kreuseln und Kegelspiele) mit welchen sich die Kinder während der Schule auf einem grofsen vor derselben anzulegenden Platze erlustigen und erholen sollen, Schulbibliotheken, Landcharten, ein sogenanntes Positiv oder kleines Orgelwerk in die Schulstube u. s. w. anzuschaffen, — und dieses alles da, wo der Lehrer oft keine eigene Wohnung hat, in verfallenen Gemäuern oder in Scheuern unterrichten, als angewiesene Besoldung auf den abgeärnteten Feldern Aehren zusammenharken und nach Hause tragen mufs, wo er öfters nur 5 bis 20 Rthlr. Einkünfte hat, und es für ein Glück achten mufs, wenn er eine Stelle von 80 Rthlr. erhält; wo die Sommerschulen noch nicht eingeführet sind, nicht einerley Schulbücher, in der nämlichen Schule sogar, gebraucht werden, wo keine bestimmten Tabellen vorhanden sind, welche, wie der Vf. es doch selbst für nothwendig erkläret, genau bestimmen, *was* zu *jeder* Zeit getrieben werden solle, u. dgl. m. — In dem Vaterlande des Rec., wo man über diese Mängel gröfstentheils schon längst hinaus ist, die Einwohner in vorzüglichem Wohlstande sich befinden, und sonst mancherley Hülfsquellen noch benutzet werden können, würden doch mehrere der angeführten Vorschläge, wo nicht für immer unausführbar seyn, doch, für jetzt wenigstens nicht ins Werk gesetzet werden können. Man findet bey praktischern und nöthigern Einrichtungen wohl noch Hindernisse genug. — Nun noch einige insbesondere gehende Bemerkungen, die der Vf. wünschet, und welche die Sache selbst erfodert. Dafs er nach S. 10. funfzehnjährige Subjecte schon tauglich zu Seminaristen hält, darin können wir ihm nicht beypflichten; am besten geriethen sie bey einem reifern Alter von 18 bis 20 Jahren. Völlig stimmen wir ihm dagegen darinn bey, (S. 16.) dafs der von ihm angegebene Unterricht der Seminaristen etwas viel, und vielleicht etwas zu viel umfassend sey. Die Verbindung der Seminaristen mit dem Gymnasio, eben so wohl als die Aufnahme von Gymnasiasten taugt gewöhnlich nichts. Und wer kann Nachstehendes billigen: S. 20. „die Prediger (bey welchen Schulkandidaten gleichsam in die Lehre gegeben werden sollen), erhalten entweder vom Staate oder von den Aeltern für die Beköstigung eines jeden jährlich 30 Rthlr. (das ist zu wenig und zu viel, wie mans nimmt) oder wenn letztere nicht im Stande sind, und der Landesherr nicht willens ist, dieses Geld zu bezahlen, so müssen sich die jungen Leute dadurch, dafs sie dem Prediger die Hälfte des Tages in seinen häuslichen und ländlichen Verrichtungen Hülfe leisten, sich ihre *Kost* zu verdienen suchen." Wo sollen nun noch

noch Kleider, Bücher, Schreibe-Materialien und andere Erfordernisse herkommen? Und wer kann alle die Bedenklichkeiten aufzeichnen, die einem dabey in den Sinn kommen, wenn man die Ausführung davon sich nur vorstellet! Mit Recht aber wird die Erlernung der *lateinischen* und *französischen* Sprache verworfen. Höchstens, heisst es S. 21. lehre man die Seminaristen Französisch und Lateinisch *lesen*, um wenigstens dieses oder jenes fremde Wort richtig auszusprechen. Die Aussprache wird noch besser bey Erklärung solcher meist technischen Wörter gelehret. Und welcher Sachkundige wird nicht folgende Rüge unterschreiben? S. 21. „Ein zweyter Fehler ist der, dass man, zumal an solchen Orten, wo das Seminar mit der Hauptschule in Verbindung gesetzt ist, die Seminaristen zu viele Stunden des Tages in den untersten Classen Unterricht ertheilen lasst;" besonders, setzen wir hinzu, wenn sie selbst noch nicht genug in Kenntnissen unterrichtet, und zu einer *gemeinschaftlichen Lehrmethode* angewiesen sind. Aber den Vorschlag hätten wir vom Vf. nicht erwartet; dass die Seminaristen nach vollendetem Cursu sich da oder dorthin bis zu ihrer Beförderung begeben dürften, ob er gleich selbst den daraus entstehenden Nachtheil auf einige Art wieder zu heben sucht. Ohne uns über die Schwierigkeiten auszulassen, welche bey der Einrichtung statt finden; dass die Kinder nur Classenweise und zwar zur *Zeit* ihres Unterrichts nur zur Schule kommen, wollen wir auf diejenigen vorzüglich aufmerksam machen, welchen die von dem Vf. so oft geforderte Absonderung der fähigern Kinder von den unfähigern unterworfen seyn muss, von Seiten mehr oder weniger angesehener Aeltern, des Alters der Kinder, ihrer Lectionen, der Stunden-Einrichtung, und hauptsächlich der Bestimmung der mehrern oder wenigern Fähigkeiten durch den Lehrer selbst. Soll da mehr auf Gedächtniss oder auf Beurtheilung gesehen werden? Und pflegen nicht Kinder welche in beiden Stücken zurück stehen, gar oft im Schreiben u. dergl. einen Vorzug zu behaupten? Der Vf. versuche eine solche Absonderung nur einmal in einer Schule von 60 und mehrern Kindern zu bewirken. Eben so vielen Schwierigkeiten scheint der Vorschlag ausgesetzt zu seyn, dass der Lehrer beym Aufgeben der auswendig zu lernenden Lectionen auf das verschiedene Gedächtniss seiner Kinder Rücksicht nehmen solle. Recht fein klingt es, aber in der Ausführung werden weit grössere Nachtheile vorkommen, als denen man gern entgehen will. Am besten wäre es, wenn die Landeskatechismen nicht so dickleibig, und die in denselben vorkommenden Antworten nicht oft zu lang und unverständlich wären. Die Foderung, dass die Kinder stehend schreiben sollen, ist auf keinen Fall zu billigen, destomehr aber die Verwerfung der der gewöhnlichen Schulzeit angehängten Privatstunden. Die S. 65. anempfohlene Warnung gegen die Selbstschwächung ist in Dorfschulen und bey Kindern von einem so jungen Alter doppelten Bedenklichkeiten ausgesetzt. Freylich wünscht der Vf., dass die Kinder bis zu dem 14 oder gar 15ten Jahre die Schule besuchten; wie wird solches aber bey den zu einem Handwerk oder zur Landwirthschaft bestimmten Kindern wohl durchaus zu bewerkstelligen seyn? Die Sommerschulen möchten wohl am ungehindertsten auf diese Art eingeführet werden, dass die Winterschulen von Zeit zu Zeit um eine Woche bey dieser oder jener Veranlassung verlängert würden. Weit grössere Zweifel hingegen haben wir, dass die vorgeschlagenen Sonntagsschulen zu Stande gebracht, freywillig und in die Länge besuchet werden sollten. Des Sonntags, heisst es S. 161. werden sie in der Kirche Abends von 6 bis 8 Uhr gehalten. Der Prediger und der Schulmeister nebst ihren *Gattinnen* sind die Lehrer. Sehr zu tadeln ist die Vorschrift; dass die straffälligen Kinder mit einem *Stocke* auf den *Rücken* geschlagen werden sollen. Mit der Ruthe muss es auf die flache Hand von der Seite her geschehen. Bey dem S. 300. gethanen Vorschlag: die besten Landschullehrerstellen, um diese zu heben, mit Kandidaten zu besetzen, hat der Vf wohl nicht bedacht, dass dadurch den Schullehrern alle Ermunterung und Aussicht zu besserer Versorgung entzogen werden würde. In Ansehung der vierteljährigen Zusammenkünfte der Schullehrer unter dem Vorsitze des Superintendents oder des Schulrathes und einiger Prediger erlaube uns der Vf. anderer Meynung zu seyn; sicherlich wird wenig oder gar nichts dabey herauskommen. Eben so wenigen Vortheil versprechen wir uns von dem Plane, dass auf einige Jahre aus den Predigern einer zum Aufseher gewählet werden solle über 10 Schulen, um jede des Jahrs wenigstens dreymal zu besuchen. Es muss über eine ganze Provinz, wenn die Zahl ihrer Schulen nicht 200 übersteiget, nur ein einziger Inspector mit gehöriger Gewalt gesetzet werden, um in das Ganze eine Einheit zu bringen, die unentbehrlich zum Fortgange ist. Auch der S. 343. befindliche Vorschlag: dass nicht jedem neu angesetzter Prediger die Aufsicht über die Schüler seiner Pfarrey *sogleich*, sondern erst *nach einigen Jahren* anvertrauet werde, hat unsern Beyfall aus mancherley Gründen nicht, so wenig als es uns thunlich zu seyn scheinet, dass alte Schullehrer zu andern kleinen bürgerlichen Bedienungen in der Regel versetzt werden sollten.

Doch so vieles wir auch noch hinzuzufügen hätten, so müssen wir doch die vielleicht schon zu lang gewordene Anzeige endigen, um noch etwas über die mit dieser Schrift verbundenen *Tabellen* zu sprechen. Die *Stunden* und *Lections-Tabellen* sind offenbar zu allgemein. Um mit Nutzen hier zu verfahren, muss genau angezeigt werden; in wie viel Classen die Schule getheilet, was in jeder derselben erlernet, und theils zum Beweiss; dass der Plan ausführbar sey, theils um den Lehrern einen Leitfaden an die Hand zu geben, bestimmt angemerket werden, was in jedem Monat, und wann an jedem Tage zu betreiben sey. Die Ausflüchte: ein geschickter Lehrer wird schon die Zeit dazu zu finden oder es zu leisten wissen, helfen hier nichts. Rec. spricht aus einer mehrjährigen Erfahrung, und wird bey friedlichern Zeiten eine allge-

gemein für alle niedern Schulen eingerichtete Methode dem Publikum zur Beurtheilung zu übergeben versuchen. — Die *siebente* Tabelle aus der vor uns liegenden Schrift, welche das Schema zu einem beym Examine zu überreichendem Kinder-Verzeichnisse darstellt, geht zu sehr ins Besondere und in zu bestimmte Fälle, z. B. wie die *Vermögensumstände* der Aeltern beschaffen wären? Wie kann der Schullehrer solches bestimmen? Und wie wenig bestimmt ist die Angabe von 80 Morgen Landes, da ja so viel darauf ankommt; von was für einer Güte sie sind, wie sie vom Besitzer benutzet werden, ob sie mit vielen Abgaben oder Schulden belastet sind, u. s. f. Und was für Feindseligkeiten würde sich nicht der Schulmeister, falls er auch sie zu geben vermöchte, dadurch zuziehen?

KINDERSCHRIFTEN.

Frankfurt, a. M. b. Fleischer: *Neues Handbuch der Jugend in Bürgerschulen.* Ein Leitfaden zum Vorbereitungsunterricht fürs bürgerliche Leben. 1ste Hälfte nebst Plan zur 2ten und einer kurzen Anweisung zum Gebrauche des Buchs. — 303 S. gr. 8. (8 gr.)

Unter der grosen Zahl von Schulbüchern, die noch immer von Zeit zu Zeit erscheinen, zeichnet sich dieses *Handbuch*, dessen Verfasser sich zwar nicht genannt, aber in der Vorrede sich als Lehrer in einer Bürgerschule angegen hat, sehr vortheilhaft aus. Die Entstehung desselben wird in der sehr lesenswerthen Vorrede erzählt, der Werth einiger andern, zu ähnlichen Zwecken, jedoch nach einem mehr einseitigen Plane geschriebnen Bücher, richtig beurtheilt, dann der Plan dieses bey eignem Gebrauch, (welches schon eine günstige Meynung für dasselbe erweckt) gesammleten näher und mit treffendem pädagogischen Räsonnement entwickelt; und über den Gebrauch desselben in Schulen für Lehrer manche gute Erinnerung beygefügt. Diese erste jetzt gelieferte Hälfte enthält 1) *kurze Sittensprüche* Sie sind zwar gut gewählt, reichen aber zur Lectüre für eine niedre Classe nicht hin. Es hätten noch Sprüchwörter mit Beziehung auf *Ramann's* Buch und Räthsel hinzugefügt werden können. 2) *Kleine Kindermoral in Versen*, nach den einzelnen Pflichten, aus sehr guten Liedersammlungen für die Jugend ausgehoben. 3) *Das Lesebuch* 106 prosaische Stücke, gröſstentheils zur Erweckung, Bildung und Uebung des moralischen Gefühls, in abwechselnder Form von Erzählungen, Gesprächen und Briefen, meist aus bekannten Sammlungen entlehnt. Mit der Citation erläuternder biblischer Stellen, und den zur Beförderung des Nachdenkens eingemischten Fragen an die jungen Leser ist der Vf. zu sparsam. 4) *Kurz gefaste biblische Geschichte* in einem gedrängten Auszuge von einem Freunde des Vf., der sich in der Vorrede über den dabey genommenen Gesichtspunkt erklärt hat. Zur Erläuterung dieses Abschnitt's gehört ein denkender und vorsichtiger Lehrer, damit das anscheinende Misverhältniſs zwischen dem, was im Texte des Buchs und in den unten citirten biblischen Stellen steht, nicht auffallend werde. Besser hatte die Ueberschrift gelautet: *Geschichte der geoffenbarten Religion;* denn die Geschichte des Christenthums in neuern Zeiten kann doch nicht füglich zur biblischen Geschichte gerechnet werden. 5) *Das nöthigste aus der Naturgeschichte* für einen Auszug reichhaltig genug und mit einer Auswahl, die einen geübten pädagogischen Scharfblick verräth, 6) Das *nöthigste aus der Naturlehre* von gleichem Werthe. 7) *Vom Menschen* seiner körperlichen und geistigen Natur. Die allgemeinsten Begriffe, die freylich, um von der Jugend recht verstanden zu werden, einen mit der Kunst, Ideen in Kinderseelen zu entwickeln, bekannten Lehrer fodern. 8) *Die nöthigsten Gesundheitsregeln*, nach *Faust*. Es ist dem Rec. kein andres Buch bekannt, welches bey einer so mäſsigen Bogenzahl über die angeführten Gegenstände so viele Materialien zum guten Volksunterrichte, und auf eine so zweckmäſsige Art vorgetragen enthielte. Für den zweyten Theil verspricht der Vf. ein biblisches Spruchbuch, eine Anweisung zum Rechnen (jedoch mit Uebergehung der schon als bekannt vorausgesetzten Anfangsgründe) einen Leitfaden für den geographischen Unterricht, den nöthigen deutschen Sprachunterricht zu Aufsätzen, Briefen etc. das Wissenswürdigste aus der Geschichte, besonders von *Deutschland*, eine Elementargeometrie und zuletzt noch einige nützliche Capitel über verschiedne für den Bürger und seinen Beruf überhaupt interessante Gegenstände, zu welchen ohne Zweifel auch einige Notiz vom Calender, eine allgemeine Uebersicht der verschiednen menschlichen Gewerbe und Berufsarten, auch der wichtigsten Erfindungen und einige allgemeine Notiz von Gesetzen und Rechten in der bürgerlichen Gesellschaft gerechnet werden wird. Um den künftigen bessern Gebrauch dieses nur auf Gemeinnützigkeit, nicht auf Gewinn des Vf. oder Verlegers berechneten Schulbuchs zu befördern, wird der Vf. wohl thun, in einer Nachschrift auser der versprochnen Nachricht von seiner Lehrmethode, noch für die einzelnen Abschnitte des Buchs ein Verzeichniſs der zur Erläuterung derselben unentbehrlichen gröſsern Werke oder andrer Hülfsmittel des Unterrichts beyzufügen. —

1) Breslau, b. Korn: *Nützliches A B C, Buchstabir- und Lesebuch.* Nebst einer kleinen Einleitung zur Naturgeschichte. Mit Kupfern. Von *Friedrich Möbius.* 1796. VIII. u. 230 S. gr. 8. (12 gr.)

2) Leipzig, b. Sommer: *Kleines A B C und Buchstabirbuch.* Ein Weihnachtsgeschenk für Kinder, die anfangen die Buchstaben zu lernen. 1796. 52 S. 12. (2 gr.)

N. 1. liefert vielmehr als der unvollständige Titel besagt. Die ersten 118 Seiten enthalten das A b c-Buchstabir- und Lesebuch, nebst den Anfangsgründen einer Kinder-Grammatik, wenigstens den Regeln zum richtigen Lesen und Schreiben. Das Lesebuch liefert eine beträchtliche Anzahl von Liedern, Fabeln und Er-

Erzählungen. Nun folgt ein Abriss der Naturgeschichte (Naturbeschreibung) bis S. 159, kurz und gut können wir nicht sagen, sondern mittelmäsig. Oberflächlichkeit, Unbestimmtheit und Unrichtigkeit in Sachen und Ausdrücken zeichnen ihn aus z. B. S. 135: „Es *hat* sehr viele Arten von Affen; sie haben *alle* Gliedmassen des Menschen, nur keine Fersen noch Waden." S. 151. die Insekten sind *lebendige* Geschöpfe, die etc. S. 155. lernen wir, dass die *Bienen-Königin* weiblichen Geschlechts ist. S. 158. werden die Thierpflanzen unter die *Würmer* gerechnet, gleichwohl aber von ihnen gesagt, sie seyen eingewurzelte *Pflanzen*, die wie Aeste hervorwachsen und lebendige Blumen tragen. Auf die Naturgeschichte folgt die *Naturlehre* auf wenigen Blättern bis S. 170. Jetzt wieder etwas aus der Naturgeschichte mit der Ueberschrift: *Kurze Uebersicht der ganzen Naturgeschichte, nebst der Stufenfolge in der Natur und der daraus entstehenden Verkettung der Wesen.* Dann wieder allerley andre Merkwürdigkeiten und Erzählungen aus dem Thierreiche. Endlich auch eine *Kindermoral*, ein zwitterartiges Erzeugniss, worin Sitten- und Wohlstandslehre, Klugheits- und Glückseligkeitslehre, Diätetik u. dgl. bunt durch einander läuft. Der Vortrag des Vf. ist gut, wo nicht Er spricht sondern die Schriftsteller, aus denen er schöpfte, vorzüglich im Lesebuche, aber oft hinkend, verworren, unzusammenhängend und undeutsch, wo Er selbst redet. Unbillig ist es, dass der Vf. den Elementar-Schülern der Naturgeschichte, Naturlehre und Moral zumuthet, mit diesem Handbuch zugleich den Unterricht im A b c, Buchstabiren und Lesen zu kaufen, und gegen die Erfahrung, wenn er erwartet, dass das Büchlein nicht schon von den A b c Schülern zerlesen und abgenutzt seyn wird, ehe sie von dem letztern Theile, nämlich dem wissenschaftlichen Unterrichte, Gebrauch machen können. Zur Naturgeschichte gehören 8 Kupfertafeln. Die Abdrücke, welche wir vor uns haben, sind sehr bleich.

Ueberdachter hat der Herausg. von N. 2. ein von allem andern abgetrenntes A b c - und Buchstabirbuch geliefert. Die kleinen Buchstaben im Deutschen sind nicht nach der Ordnung des Abc, sondern nach ihrer Aehnlichkeit zusammengestellt. Warum es nicht mit dem grossen oder Anfangsbuchstaben eben so gehalten worden, wissen wir nicht. Die Einrichtung des Ganzen ist einfach nach Villaumes Vorschrift gemacht. 1) *Einzelne, leichte, kurze Worte, ohne viele Mitlauter.* Der Vf. hätte von Wörtern mit 2 Buchstaben ausgehen, auch nicht gegen seine eigne Vorschrift handeln müssen, indem er gleich anfangs solche Wörter hinsetzt: *Obst, Strumpf, Schmerz, Herbst.* 2) *Hernach kleine, einfache Redensarten, die stufenweise vielfach werden.* Mehrsylbige Wörter sind nach den Sylben abgetheilt.

KLEINE SCHRIFTEN

Rechtsgelahrtheit. *Ohne Druckort: Unpartheyische Revision der* vom Hn. D. und Bürgermeister Neukirchen ohnlängst erschienenen *Druckschrift: die Beschwerden des Bürgerstandes, wider die vermeintlichen Anmassungen der beyden vorsitzenden Stände des Hochstifts Paderborn* betreffend. Aus der Feder eines wahrheitsliebenden Publicisten. 1794. 72 S. 8. So wie neuerlich der Bauernstand im Hochstift Hildesheim einen Antheil an der Verwaltung der Landessteuern zu nehmen verlangte; so hat auch im Hochstift Paderborn der Bürgerstand die Vorrechte der beiden vorsitzenden Stände des Domkapitels und der Ritterschaft, — nämlich die *Stimmenmehrheit* und *Steuerfreyheit* derselben, — bestritten und eine durchgängige Gleichheit darinn behauptet. Das Organ des Bürgerstandes, D. Neukirchen, liess seine Schrift (die ein Actenstück des bey dem Reichskammergericht dieserhalb erhobenen Rechtsstreits ist) durch den Druck bekannt machen, und im ganzen Lande austheilen. Um den nachtheiligen Eindruck dieser Bekanntmachung zu verhindern, tritt hier ein ungenannter Widerleger auf, und deducirt aus der Geschichte des Hochstifts, dass Adel und Domkapitel lange Zeit hindurch, und noch 1326. nach Inhalt des Privilegii Bischof Bernhards V. die *alleinigen* Landstände waren, bis sich die Städte aus dem Landgerichte erhoben, und einen eigenen Stand zu bilden anfiengen, wovon die erste Spur in dem J. 1413. zu finden sey; dass mithin Adel und Domkapitel den dritten Stand allerdings *überstimmen* könnten, welches auch der bisherigen Observanz, und der Analogie der deutschen Reichsverfassung, da es mit den Reichsstädten eben so gehalten werde, vollkommen gemäss sey; dass endlich die *Steuerfreyheit* des Adels und der Geistlichkeit nicht nur auf dem allgemeinen deutschen Herkommen, sondern auch noch dazu auf uralten Verträgen und Privilegien beruhe, und sogar von dem dritten Stande, bey der 1413. mit demselben erneuerten Union, ausdrücklich garantirt worden sey. Der Vf. betheuert übrigens, dass er die gesunden Grundsätze der bürgerlichen Freyheit und Gleichheit nicht misskenne, und, wenn es auf die Errichtung eines ganz neuen Staats ankäme, stärker als Mirabeau seine Stimme wider drey Kammern erheben, und mit aller Beredsamkeit gegen die Steuerfreyheit irgend eines Standes im Staate declamiren würde: Allein bey einem schon seit mehreren Jahrhunderten bestehenden Staate, wo es wohlhergebrachte Rechte einzelner Stände gebe, müssten diese so heilig, als das Eigenthum jedes Bürgers angesehen werden, da es selbst nach unleugbaren Grundsätzen des Naturrechts Zwangs-Pflicht sey, keinem etwas von seinen Vollkommenheiten entziehen zu dürfen.

Schöne Künste. *London* u. *Leipzig*, b. Boosey u. Reinicke: *Cabal and Love*, a Tragedy translated from the german of *Fredr. Schiller.* 1796. 110 S. 8. Der ungenannte Uebersetzer dieses Trauerspieles hatte, wie die Vorrede sagt, bey seiner Arbeit den rühmlichen Zweck, die Schreibart des grossen deutschen Schauspieldichters Schiller dem englischen Leser näher bekannt zu machen. Sicher konnte er darauf rechnen, dass auch *Cabale und Liebe* sich in England Bewunderer schaffen würde, da bereits die vorhin übersetzten Werke Schillers, Don Carlos, die Räuber u. s. w. mit vielem Beyfall aufgenommen waren. Die Uebersetzung nähert sich dem Originale, in Hinsicht auf das eigenthümliche Feuer, so viel als möglich, und ist mit sichtbarem Fleisse verfertiget. Diese neue wohlfeile und hübsche Ausgabe hat Hr. *Timaeus* in Lüneburg besorgt, dem wir die bekannte Ausgabe von *Thomson's Seasons* verdanken.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 5. Januar 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, gedr. b. Chevet: *Opuscules philosophiques et litteraires*, la plupart posthumes ou inédites. 1796. 270 S. 8.

Diese niedliche Sammlung enthält acht verschiedene Stücke, beynahe jedes von Meisterhand. Wenn auch nicht jedes seinen Gegenstand selbst in das richtige Licht stellt, so setzt es doch die Vorstellungsart des Vf. ins Licht. In dem ersten Stücke (von S. 1. bis 14.) liefert die berühmte Frau *du Chastelet Betrachtungen über die Glückseligkeit.* Das Recept, welches sie zur Erhaltung der Glückseligkeit vorschreibt, besteht zum Theil aus der bekannten gemeinen Diat, zum Theil aus entgegengesetzten Bestandtheilen: (S. 2.) „Die Vorurtheile muss man ablegen; man muss „gesund, man muss tugendhaft seyn, man muss Ge- „schmack und Leidenschaft haben, man muss sich der „Täuschung Preis geben können." Auch als Philosophin also hört die schöne Dame nicht auf, die eigensinnigsten widersprechendesten Foderungen zu machen; gleich jenem Satyr athmet sie zu gleicher Zeit kalt und warm. Gegen diesen Vorwurf rechtfertigt sie sich S. 6. dadurch, dass sie die Wirksamkeit ihrer Vorschrift nur auf solche Menschen beschränkt, die man Weltleute nennt, und die sich mehr oder weniger in glänzenden Glücksumständen befinden. „Es „sind nicht diejenigen," setzt sie hinzu, „die man am „leichtesten glücklich machen kann." Ohne Zweifel weil sie am öftersten und stärksten der Versuchung ausgesetzt sind, sich bey der Kur zu vergessen: ob es also rathsam sey, sie zur Versuchung zu reizen? „*Le* „*Nôtre*," meynt die Vf. „hätte wohl grosse Ursache zu „bitten: heiliger Vater, weit besser ist mir mit Versu- „chungen gedient, als mit Indulgenzen." Weniger in der Ruhe als in der Unruhe, gleichsam nur in beständigem Kampfe sucht die Vf. Glückseligkeit, im Kampfe zwischen dem Genusse und der Entbehrung, im Helldunkel der Nacht und des Lichts. Und wie vereinigt sie auf der einen Seite Vorurtheil und Irrthum, die sie ablegt, und auf der andern Seite Täuschung, der sie sich hingiebt? „Freylich," sagt sie (S. 14.) „stellt uns die Täuschung den Gegenstand nicht „so dar, wie er ist, aber so, wie er seyn soll. Von „dieser Art ist das Blendwerk der Optik oder das Zau- „berwerk der Oper. Um bey dem Genusse Vergnügen „zu finden, denkt man während des Schauspiels nicht „an die Maschinerie." Nachdem die Vf. von der Unterhaltung und Vermehrung sowohl der Begierden als von ihrer Mässigung gesprochen, wendet sie sich nun von diesen Hauptinstrumenten der Glückseligkeit zu einigen besondern Kunstgriffen, deren man sich bey ihrer Anwendung mit Erfolg bedient. Sehr wahr ist, was sie S. 16. anführt: „Der vornehmste Kunstgriff „von allen ist dieser, dass man ganz entscheidend bey „sich selbst wisse, was man seyn wolle, und was man „thun wolle. Den meisten Menschen mangelt es ge- „rade hieran. Ohne Entschlossenheit arbeitet man „sich in den Fluthen der Ungewissheit ab; man zer- „stört Morgens, was man gestern aufgebaut hat; man „verdirbt sein Leben damit, dass man Fehltritte be- „gehet, gut macht, bereut." Eben so wahr ist der Grundsatz S. 20.: „Je weniger unsere Glückseligkeit „von andern abhängt, desto leichter wird uns die Er- „werbung der Glückseligkeit. Aus diesem Grunde „trägt zu ihrer Erhaltung keine Leidenschaft so viel „bey, als das Studieren. — Zum Glücke der Männer „ist diese Leidenschaft noch weniger nothwendig, als „zum Glücke der Weiber. Denn jene haben eine Men- „ge anderer Hülfsquellen, welche diesen durchaus feh- „len." S. 23. „Die Vergnügungen der Sinnen und „des Herzens haben freylich den Vorrang vor den Ver- „gnügungen des Studierens. Freylich ist letzteres zur „Erhaltung der Glückseligkeit eben nicht unmittelbar „nothwendig; vielleicht aber ist es nothwendig, dass „wir in uns selbst sicher seyn, diese Hülfsquelle und „Stütze auf jeden Fall benutzen zu können." S. 25.: „Eine andere Hülfsquelle, wofern man sich darinn „nicht berauscht, ist die Neigung zum Spiel. Durch „abwechselnde Erregung der Furcht und der Hoff- „nung erhält das Spiel unser Daseyn in Bewegung." Sehr treffend sind auch die Bemerkungen über die Liebe, welche als heftige Leidenschaft unglücklich macht, und gemässigt beglückt.

Der zweyte Auffatz ist von *Thomas*, und enthält eine *Anekdote von dem grossen Friedrich von Preussen.* Die Geschichte, wie er von seinem Vater in Arrest gesetzt und mit dem Tode bedroht wird. Sehr umständlich und in einer edeln männlichen Schreibart. Der dritte Auffatz enthält die *Unterhaltung eines Philosophen mit der Marechale von* ***. Der Auffatz ist von *Diderot.* Von diesem merkwürdigen Manne erzählt der Herausg. in der Vorrede folgendes: Er war ein guter Vater, und bewies sich gern als gefälligen Gatten. Zuweilen indess gerieth er gegen seine Gattin in Harnisch. Eines Tages, als sie ihren Willen zu stark durchsetzen wollte, erhob er sich rasch vom Stuhle, und warf den Kopf so gewaltsam gegen die Mauer, dass er sinnlos hinfiel. Als er wieder zu sich selbst kam, sprach er im Ton eines Propheten zu seiner Gattin:

tin: „Weib, lieber ſterb ich, als daſs ich mich unterjochen laſſe.“ Madame Diderot bequemte ſich für ein paar Tage zum gehorchen, behauptete aber hernach die Meiſterſchaft nur deſto beſſer. Diderot ſelbſt erzählte ſo. Gegen Rouſſeau erloſch ſeine Freundſchaft nie ganz. Dieſe beiden Männer hingen dem Herzen nach zu enge zuſammen, und nur durch ihren Geiſt entzweyten ſie ſich. Eines Tages fragte der Herausg. der Urſache dieſer Entzweyung nach. Diderot langte ſeine Brieftaſche hervor, und zeigte ihm ein Blatt, mit rother Dinte beſchrieben; zugleich erinnerte er an die bekannte Geſchichte von *Rouſſeau's* Liebeswuth gegen die Madame Houdelot. Das Betragen von dieſem glich ſo ziemlich Tartuffens Betragen: warum aber bezeigte ſich darüber Diderot ſo ungehalten, als wär er Orgon geweſen? Der Herausg. äuſserte ſein Befremden, daſs er nöthig gehabt habe, ſein Gezänk mit Rouſſeau in die Tabletten zu ſchreiben, und zwar mit rother Dinte. Diderot ſchloſs die Tabletten zu, und ſprach von ſeinem geweſenen Freunde mit einer oratoriſchen Miſchung von Klagen, von Zärtlichkeit und Lobeserhebungen. Auſser andern Verſchiedenheiten in ihrem Charakter und Geiſte war eine der gröſsten dieſe, daſs Rouſſeau das religiöſe Gefühl, dieſes für jede empfindſame Seele ſo natürliche Gefühl, in ſich ſelbſt pflegte, da es hingegen Diderot, der gleichwohl nicht weniger empfindſam war, unter der Manier des Atheismus unterdrückte. Unter dem Namen *Crudeli* ſetzte er das vorliegende Geſpräch auf, ſo wie es wirklich zwiſchen ihm und der Marechale von Broglio vorgefallen war. Die beiden Pole, um die ſich das Geſpräch herumdreht, ſind auf Diderots Seite: daſs man auch ohne Religion gut und glücklich ſeyn könne; auf Seite der Marſchallin: daſs man es bey der Religion noch mehr und leichter ſeyn könne. Im Ganzen iſt der Ton ſehr fein und originell. Der IVte Aufſatz *über die Glückſeligkeit der Dummköpfe*, von *Necker*. V. *Der gute Menſch (Le bon homme.)* Eine moraliſche Erzählung, oder Läſtergeſchichte. Schilderung eines Weltmannes, der bey dem ausſchweifendſten und laſterhafteſten Betragen doch immer noch in der Welt für einen guten Mann gilt. VI. *Der ächte Philoſoph*, von *Dumarſais*. „Der Philoſoph unterſcheidet ſich von der gemeinen Menſchenmaſchine dadurch, daſs er ſeine Bewegungen beurtheilt und ſelbſt lenkt; er lenkt ſie, um durch harmoniſche Stimmung ſich ſelbſt und andern Vergnügen zu machen.“ VII. *Die Weiber. Ein Geſpräch von dem Abbé Galliani*. Alles, was der ſinnreiche Vf. über den Charakter des Weibes ſagt, flieſst aus der Bemerkung, daſs es von Natur ein ſchwaches und kränkelndes Geſchöpf ſey. S. 171.: Eben darum hat es wohl den „Muth, den Gefahren zu trotzen, aber nicht die Kraft, „lange Mühſeligkeiten und Beſchwerden zu ertragen.“ Wenn Rec. auch wirklich die Definition annimmt, ſo findet er doch die Folgerung nicht unbedingt richtig. Man erinnere ſich z. B. jener Heldin der ehlichen Liebe, der Epponina beym Plutarch *de Amore*. Ihr Gemahl, Sabinus, verbarg ſich vor der Rache des Kaiſers Veſpaſianus in einer unterirdiſchen Höle. Mehrere Jahre verſchloſs ſich mit ihm die treue Hälfte, gebahr ihm Kinder, und ſorgte für ſeine Verpflegung. Als ſie entdeckt und gefänglich nach Rom geſchleppt wurde, ſagte ſie zum Kaiſer: „Weit glücklicher lebte „ich unter dem Boden, als Du auf dem Throne.“ Ueberhaupt wird das Ausharren im Leiden ſchwächern und kränklichen Menſchen nicht ſelten leichter, als geſunden und ſtarken; es wird ihnen zur andern Natur. „Muth,“ ſagt der Vf. S. 172., „iſt die Wirkung einer ſehr groſsen Furcht. Mit Muth und Herzhaf„tigkeit läſst man ſich den Fuſs weglöſen, einzig aus „Furcht, der kranke Fuſs möchte den Tod nach ſich „ziehen.“ Da aber das Weib eben wegen ſeiner Schwäche auch furchtſamer iſt, warum ſollte nicht auch ihm, bey gehöriger Richtung, bey der Gefahr eines geliebten Gegenſtandes, die Furcht Muth einflöſsen können? S. 173. „Kluge Leute ſind nicht herzhaft, ſie ſind be„hutſam und gemäſsigt, das iſt, ſie ſind Memmen.“ Heiſst dies nicht mit den Worten aus der Taſche geſpielt? Aus Furcht, ſagt der Vf., flieſst Herzhaftigkeit: Wohlan, zur Wächterin dient der letztern die erſtere. Was er von der kränkelnden Natur des Weibes ſagt, iſt ſehr richtig, und eben ſo richtig ſind die daraus gezogenen Folgen. S. 174.: „ſo wie beynahe „alle kränkelnden Perſonen, ſo ſind beſonders auch „die weiblichen gewöhnlich koſend und ſchmeichle„riſch, zuweilen aber übellaunigt, phantaſtiſch und „ungleich. Auch betragen wir uns gegen ſie, wie ge„gen kränkelnde Menſchen.“ Mit ſehr feinem Witze führt er dieſe Parallele aus. Gegen die Einwendung, daſs z. B. beym Ball und Carneval die Damen nichts weniger als kränklich ausſehen, und daſs ſie wohl ein Dutzend Tänzer ermüden, bemerkt er S. 176.: „Ge„ſchieht es denn nicht, daſs mehrere ſonſt ſtarke Män„ner zu ſchwach ſind, einen Patienten, wenn er ſich „im Fieber, in Convulſionen befindet, in Schranken „zu halten?“ Alle dieſe abwechſelnden Symptomen in dem weiblichen Weſen ſchreibt der Gegner vielmehr der Erziehung, als der Natur zu. Der Vf. aber erinnert hierüber, daſs im Grunde die mehrern Eindrücke der Erziehung nichts anders ſeyen, als Eindrücke der Natur. S. 179.: „Alle andern Gattungen der Thiere,“ ſagt er, „geben durch Inſtinct den Jungen ihre Erzie„hung, und beynahe ebenfalls nur inſtinctartig giebt „ſie der Menſch ſeinem Kinde. Nur die religiöſe „(Rec. fügt hinzu: die wiſſenſchaftliche Unterweiſung) „iſt nicht inſtinctartig. — VIII. *Supplement zu Bougainville's Reiſen. Geſpräch über die Unſchicklichkeit, wenn man mit gewiſſen bloſs phyſiſchen Handlungen moraliſche Ideen verknüpft.* In dieſem Geſpräche zeigt ſich der Vf. (Diderot) als Patriarch der ſansculottiſchen Philoſophie, die gleicher Weiſe den Thron und den Altar untergräbt. Sehr pathetiſch und voll hohem Sinnes iſt die Rede eines otaitiſchen Greiſes, nach der Abreiſe der Europäer. (S. 201.) Unterredung eines Schiffspredigers mit dem Otaïten Orou (S. 215.), in welcher dieſer jenem die Gemeinſchaft der Weiber und Güter empfiehlt. Um den fatalen Einfluſs ſeiner Philoſophie zu vermindern, ſetzt der Vf. S. 269. hinzu: „Unaufhörlich laſst uns ſchreyen, daſs man mit

„Straſ-

„Strafe, Schande und Schmach solche Handlungen be-„legt, die an sich unschuldig sind; lasst uns aber diese „Handlungen gleichwohl vermeiden, weil Strafe, „Schande und Schmach die grössten unter allen Ue-„beln sind!" Er bedenkt nicht, wie schwach (ohne innere Moralität) besonders bey theils verschmitzten, theils mächtigen Menschen ein solches blofs äufseres Gegengewicht ist. Zu wünschen ist es, dafs andere Schriftsteller die Sittlichkeit und Religiosität mit eben so viel Witz und Geiste empfehlen, wie hier die Irreligiosität unterstützt wird.

Berlin, b. Belitz u. Braun: *Des Hn. Ritters Pinetti de Merci physikalische Belustigungen oder Erklärung der sämmtlichen in Berlin angestellten Kunststücke desselben*, von *J. W. A. Kosmann*, Professor der mathematischen Wissenschaften und des deutschen Stils. 1796. 160 S. 8.

Es ist nicht zu laugnen, dafs die Kunststücke, mit welchen Hr. *P.* einige Zeit das Berliner Publicum unterhalten hat, wenn auch nicht eben auf den *aufgeklärtern*, doch auf einen *beträchtlichen* Theil desselben einen starken Eindruck gemacht haben. Da ihm Belohnungen und Auszeichnungen zugetheilt wurden, noch ehe er öffentliche Vorstellungen gab, so sah man dieses als Anerkennungen eines vorzüglichern Talents an, und er betrat unter sehr günstigen Erwartungen die Bühne. Hr. K. verdient daher allen Dank, dafs er denjenigen Theil des Publicums, dem Belehrung Noth that, in den Stand zu setzen suchte, *richtiger* über die Art und Weise, wie Hr. *P.* seine Erscheinungen hervorbrachte, zu urtheilen. Er glaubte sich zu einem solchen Unternehmen um so mehr verpflichtet, da er, als Lehrer der Jugend, diese vorzüglich gegen Täuschungen zu sichern hatte. Bey Durchlesung dieser kleinen Schrift wird man sich überzeugen, dafs die angeführten Versuche fast sämtlich in das Gebiet der *Taschenspielerkunst* gehören, und dafs nur sehr wenige den Namen *physikalischer Belustigungen* verdienen. Hr. K. scheint den Hn. Ritter Pinetti, zeitigen *Physicien de la Cour*, und den Vf. der *Amusemens physiques*, der ehemals als *Chevalier Pinetti* seine Kunststücke in Paris vorgezeigt hat, für *eine* Person zu halten. Da der Hr. Ritter selbst ableugnet, diese Schrift geschrieben zu haben; so ist Rec. überhoben, einen Beweis für die Nicht-Identität dieser beiden Personen zu führen. Da Hr. K. keinesweges behauptet, genau das Verfahren angegeben zu haben, dessen sich Hr. *P.* bedient, sondern da er nur im Allgemeinen zeigen will, wie dergleichen Erscheinungen bewerkstelligt werden können, so läfst sich gegen seine Arbeit nur dieses erinnern, dafs manchmal die von andern Schriftstellern entlehnten Erklärungen genauer hätten geprüft werden müssen, so wird z. B. S. 9. das Steigen der Flüssigkeit in der Röhre durch Wärme darum keinesweges unbegreiflich, weil sie oben offen ist. Ein *völlig* in fixer Luft erstícktes Thier möchte wohl in keiner Luftart ins Leben zurückgebracht werden können (S. 24.) Auch bey einem dem Ersticken in fixer Luft nahe gebrachten Thiere möchte die unmittelbare Versetzung in die so sehr reizende Lebensluft keinesweges zuträglich seyn. Eine ungefärbte Auflösung des Kupfers in *Alkali volatile* (nicht *Volatilis*) in einem verschlossenen Gefäfse, wird zwar durch Oeffnung des Stöpsels, (wodurch der atmosphärischen Luft der Zugang verstattet wird) blau, diese blaue Farbe verliert sich aber keinesweges, wie S. 80. behauptet wird, wenn die Flasche aufs neue verschlossen wird, es sey dann, dafs der Künstler einen neuen Antheil Kupferspäne hineinzubringen wisse. — Sprachfehler, als Nahe *des Eis* statt *Eies*, *die Rände*, *Keur Afs*, *Kenrange*, würde Rec. so wenig wie mehrere harte Constructionen, als z. B. S. 55.: *Diese Kegel* u. s. w. S. 127.: *Sehr wahr* u. s. w. gerügt haben, wenn er nicht auf dem Titelblatte das Prädicat: Professor des deutschen Styls, gefunden hätte.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Jacobäer: *Neue Morgenandachten auf alle Tage im Jahre*, von *Johann Christian Seyffert*; königl. Preufs. Consistorialrath, Neumärkischen Superintendenten, Inspector und Oberprediger in Küstrin. Vierte Auflage. 1796. Erste Abtheilung. 376 S. Zweyte Abtheilung. 382 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Die erste Auflage dieses von uns noch nicht angezeigten Erbauungsbuchs erschien schon 1787. Der Vf. erinnert mit Recht, dafs bey Andachtsschriften dieser Art keine andere Absicht zum Grunde liegen könne, als dafs sie in dem Gemüthe der Leser gute Gedanken erwecken, und fromme Rührungen veranlassen sollen. Man darf daher auch bey diesen Betrachtungen, von welchen jede nur ein Blatt mit grober Schrift anfüllt, keine ordentlichen Abhandlungen suchen, sondern nur Erinnerungen an Religionswahrheiten, die so vorgetragen sind, dafs der Leser Gelegenheit bekommt, denselben weiter nachzudenken, und sich dadurch zu guten Empfindungen und Entschliefsungen zu leiten. Dieser Absicht sind die gewählten Materien vollkommen angemessen. Es sind lauter praktische Wahrheiten, von welchen eine unmittelbare Anwendung gemacht werden kann, alle sind auch auf der praktischen Seite vorgetragen. Dabey hat Hr. *S.* für die nöthige Abwechselung gesorgt, und bald dogmatische Lehren, bald moralische Grundsätze und einzelne Pflichten, bald auch Naturgegenstände zum Inhalt seiner Betrachtungen gemacht. Auch auf die vorzüglichsten Festtage und die Passionszeit hat derselbe Rücksicht genommen, und dem gemäfse Materien gewählt. Bey jeder Betrachtung liegt eine Schriftstelle zum Grunde, die zuweilen kurz erklärt ist, und zum Schlufs wird ein passender Liedervers mehrentheils von neuern Dichtern beygefügt. Ueberall zeigt der Vf. helle Begriffe und richtige Grundsätze von Religion und Sittlichkeit, und wenn gleich der bisherige kirchliche Lehrbegriff von Vergebung der Sünden, der Absicht und den Folgen des Todes Jesu beybehalten ist, so hat doch derselbe alle Nach-

Nachtheile sorgfältig zu entfernen gesucht, welche daraus für reine Sittlichkeit und Gottesverehrung leicht entstehen können, und bey einem grofsen Theile der Christen auch wirklich zu entstehen pflegen. Tugend macht er überall zur Hauptsache, und dringt immer darauf, dafs man diese zum Hauptziel seiner Bestrebungen machen, und ohne dieses ernstliche Bestreben sich nicht auf einen leeren Glauben und auf das Verdienst Jesu verlassen solle. Dafs nun immer reine Bewegungsgründe sollten gebraucht seyn, kann man freylich nach dem von Hn. *S.* angenommenen Lehrbegriff nicht erwarten; aber von den gewöhnlichen ganz sinnlichen Motiven und Vorstellungen ist sein Vortrag doch ganz frey. Bey einigen dogmatischen Lehren stiefs Rec. auf Behauptungen, die auch bey einem festen Glauben an die hergebrachten Lehrsätze für übertrieben zu halten sind, wenn z. E. der Vf. in der Betrachtung am 20sten April sagt: Gottlob! dafs es für die Wahrheit der Auferstehung Jesu so unverwerfliche Zeugnisse giebt, dafs man schlechthin *alle* Geschichte in der Welt bezweifeln und leugnen müfste, wenn man Bedenken tragen wollte, die historischen Beweise, welche für *diese* vorhanden sind, gelten zu lassen, da doch so manche wichtige Zweifel gegen die Glaubwürdigkeit dieser Geschichte gemacht worden sind, die bey vielen andern nicht statt finden. Eben so ist die Behauptung in der Betrachtung am 23sten April ganz gegen den Augenschein, dafs Leib und Seele gänzlich würden vernichtet werden, wenn Jesus nicht auferstanden wäre. Woraus will das Hr. *S.* beweisen? Nicht einmal die *Ueberzeugung* von der Fortdauer des gegenwärtigen Lebens nach dem Tode gründet sich allein auf die Wahrheit der Auferstehung Jesu, noch weniger kann *diese Fortdauer selbst* von dieser Wiederauflebung allein abhängen. Vorzüglich schätzbar ist bey diesen Betrachtungen der überaus plane und fafsliche Vortrag, der zugleich nicht ohne Würde des Ausdrucks und Gedankenfülle ist, so dafs Leser von verschiedenen Ständen darinn Nahrung für ihren Geist finden werden. Daraus läfst sich auch wohl erklären, dafs das Buch schon die vierte Auflage erlebt hat, und Rec. zweifelt nicht, dafs der fernere Beyfall desselben zur Beförderung guter moralischer und religiöser Gesinnungen viel beytragen werde.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Mühlhausen*, b. Danner: D. *J. F. C. Löfflers Predigt* und *Rede* bey der Ordination des Hn. Superintendenten Herrn. *Gottfr. Demme* in Mühlhausen. 1796. 51 S. gr. 8. Wer den bisherigen Hn. Subconrector *Demme* in Mühlhausen aus seinen beliebten Schriften, vorzüglich dem *Pächter Martin*, kennt, wird sich über die Anerkennung seiner Verdienste in seiner Vaterstadt freuen. Wie der würdige *Löffler* zu der Einführung desselben in sein neues Amt kam, sagt er selbst in dem Vorbericht: „Da der in der kirchlichen Geschichte der Stadt Mühlhausen noch nicht dagewesene Fall eintrat, dafs ein nicht ordinirter einheimischer Gelehrter zum Superintendenten ernannt war; und man unschicklich fand, den künftigen Vorsteher der Geistlichkeit von seinen Untergebenen examiniren zu lassen: so wurde der Erwählte von dem Senate angewiesen, seine Tüchtigkeit zum kirchlichen Lehramte an einem auswärtigen Orte prüfen zu lassen, und darüber hinlängliche Zeugnisse beyzubringen. Da dieses bey dem geistlichen Ministerium der Stadt Gotha geschehen war; so wurde, bey der Nähe beider Städte, der Vf. von dem Senate durch das Consistorium ersucht, die Handlung der Ordination in Mühlhausen selbst zu verrichten. Bey dieser am 1. Nov. d. J. vollzogenen Feyerlichkeit ward diese Rede und Predigt gehalten, welche auf Verlangen dem Drucke übergeben worden." Die Predigt selbst über Coloss. 3, 16. handelt *von dem Werthe unsrer kirchlichen Andachten*, der ohne Uebertreibung überzeugend dargethan wird. Die Einwendungen der Gegner, welche vorzüglich aus dem Mangelhaften unsrer kirchlichen Einrichtungen hergenommen sind, zählt der Vf. mit Freymüthigkeit, und, insofern er selbst ein Kirchendiener ist, mit Selbstverleugnung auf; zeigt aber, dafs Mifsbrauch und Mangelhaftigkeit nicht zur Verwerfung einer an sich guten Sache berechtige, sondern vielmehr uns anspornen müsse, mit dahin zu wirken, dafs jene Mängel allmählich gehoben, und der Geist reiner Andacht allgemeiner werde. In der *Ordinationsrede* entwickelt der Vf. die Pflichten des Lehrers der Religion Jesu und des Dieners der Kirche und der christlichen Obrigkeit. Beide Vorträge sind goldne Lehren in silbernen Schalen. Unter so vielen ausgezeichnet schönen Stellen werde hier wenigstens Eine S. 39. gelesen: „Durch das Christenthum sind alle Wissenschaften geheiligt. Die Gegner der letztern sind, vielleicht ohne es zu wollen, zugleich Gegner jeder moralischen Religion und des Christenthums selbst. Wenn die christliche Religion uns überall recht zu handeln gebietet; wenn sie uns Gott, der nach untrüglicher Einsicht handelt, zu unserm Muster aufstellt; so mufs auch uns das Recht zu sehen überall erlaubt seyn; so kennt unsre Wifsbegierde keine Grenze. Wenn uns die christliche Religion den Willen zum richtigen Handeln einflöfst; so bietet uns die Wissenschaft den Stoff dazu dar; wenn die christliche Religion in uns den Wunsch, in jedem einzelnen Falle recht zu handeln, erweckt, so zeigt uns die Wissenschaft, was in jedem einzelnen Falle recht ist. Und so sind Wissenschaft und Tugend im engsten Bunde. Der Feind jener ist zugleich der Gegner dieser. Wer diese gebietet, mufs jene begünstigen; und daher ist mit Recht im Fortgange der Zeit, zwar nicht nach einem absichtlichen Plane, aber nach dem natürlichen Gange der menschlichen Dinge den Lehrern der Religion, auch der Unterricht in den Wissenschaften, oder, bey deren zu grofsen Erweiterung, die Aufsicht über die Schulen, anvertrauet worden." Zu dem Schlufssatze aus obigen Prämissen, dafs die Wissenschaften, wenigstens das Schulwesen, *mit Recht* in die Hände der Geistlichkeit gelegt worden, möchten doch Einschränkungen nöthig gewesen seyn, um ihm nicht Widerspruch zuzuziehen. Wenn freylich die Ephorie der Schulen immer einem Herder, Löffler, und Männern von ähnlicher Denkart und gleicher Gelehrsamkeit anvertrauet werden könnte, so würde sich das Schulwesen gewifs dabey sehr wohl befinden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 6. Januar 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

Weimar, im Verlag des Industrie-Comptoirs: *Ueber den methodischen Unterricht in der Geographie und die zweckmässigen Hülfsmittel dazu.* Von *A. C. Gaspari.* Dritte vermehrte Auflage. 1796. 84 S. 8.

Ebend.: *Lehrbuch der Erdbeschreibung zur Erläuterung des neuen methodischen Schul-Atlasses,* von *A. Chr. Gaspari,* D. und Prof. der Philosophie in Jena. *Erster Cursus.* Dritte verbesserte Auflage. 1796. 350 S. 8.

Ebend.: *Lehrbuch der Erdbeschreibung etc. Zweyter Cursus.* Zweyte verbesserte Auflage. 1796. 739 S. 8.

Dass die *Methode,* nach welcher Hr. G. die Erlernung der Geographie empfiehlt, sehr vorzüglich und zweckmässig sey, und dass der nach dem vorgelegten Plane bearbeitete erste Cursus seine entscheidenden Vorzüge vor andern Büchern ähnlichen Inhalts habe, aber auch nicht immer in den vorgezeichneten Schranken geblieben sey, entwickelte ein anderer Rec. in den Jahrgängen 91 u. 92. Hr. G. gesteht dies selbst ein, mit Anführung der Gründe, die ihn zur Erweiterung seines Plans bewogen. Da nun die neuern Ausgaben dieser beiden ersten Schriften ohne wesentliche Veränderung geblieben sind, und wir mit dem vorigen Rec. meist gleichstimmig denken, so eignet sich bloss der *zweyte Cursus* zum Gegenstand unserer Beurtheilung. Es mag wunderlich genug lauten, wenn wir sagen, Hr. G. habe seine Sache recht gut gemacht, und er habe doch zu viel und zu wenig gethan, unterdessen getrauen wir uns die buchstäbliche Wahrheit beider Versicherungen zu beweisen. Das Buch ist sehr brauchbar, weil es mit behutsamer Auswahl und in gedrüngter Kürze die mathematischen und physischen Hauptsätze vorträgt, nicht leicht einen merkwürdigen Umstand in der politischen Verfassung übergeht und immer nur mit den wichtigsten Orten jedes Landes bekannt macht; weil es den Lehrer durch Ueberladung nicht verwirrt und ihm doch reichliche Gelegenheit an die Hand giebt, die Aufmerksamkeit seiner Schüler durch ausführlichere Darstellung des Bemerkten zu fesseln. Wir kennen kein Lehrbuch, das in allen diesen Hinsichten so sehr zum wirklichen Unterricht geschickt wäre, als das Vorliegende. Aber bey allem dem enthält es zu wenig, selbst nach dem Plane des Vf.; zeigt bey weitem nicht hinreichend, was der *methodische Unterricht* so wahr zu schildern weiss, „die „natürlichen Vortheile, welche einem Lande vor dem „andern zu gewissen Manufacturen eigen sind, und „wie die Einwohner sich dieser Vortheile bedienen, „die Gewerbe, welche daraus entstehen, den Gewinn, „welcher dem Lande dadurch erwächst, die Anstalten „der Regierung, welche auf den Flor derselben wirken etc." Und doch gehört gerade alles dieses wesentlich zu dem fruchtbaren Unterricht der Jugend, so wie die Zeichnung der mehr oder minder vortheilhaften Lage jedes Landes, die natürliche Verbindung der einzelnen, der Einfluss, den sie gegenseitig auf einander haben müssen, und die lebhafte nicht zu sehr abgekürzte Erzählung der Merkwürdigkeiten jedes Hauptortes, seiner Lage, Betriebsamkeit, Eigenheit. Leitet das Lehrbuch auf alle diese Gegenstände hin, und weiss der Lehrer dem Entwurf sein volles Leben zu geben, so bleibt die Geographie nur ihrem kleinern Theile nach Sache des Gedächtnisses; die nöthigen nicht sehr überhäuften Namen dienen dem Jünglinge nur zum Vehikel, an welches er seine Gedanken reiht, zum Leitfaden des Bildes seiner Phantasie, die aus allen Ländern ein zusammenhängendes Gemählde macht, ihn zu manchen Abschweifungen und Grillen leiten, aber gewiss empfänglich und fähig für das wahre Studium der Geschichte, für die Beurtheilung einer unendlichen Menge Gegenstände machen wird, in denen selbst der Geograph von Profession nicht selten schiefe Blicke thut, weil sein Wissen oft in einer ungeheuren Menge Namen ohne die nöthige Uebersicht des Ganzen besteht. Ein Schüler, wie ihn Hr. G. voraussetzt, der schon einige Vorkenntnisse und das Alter des sich zeigenden Verstandes hat, verlangt dann nie weiter einen dritten Cursus. Wozu sollte er ihm nützen? Zur gründlichern Erwerbung astronomischer und physischer Kenntnisse wohl nicht. So viel er zur richtigen Einsicht in die Geographie braucht, erwirbt er sich hier wirklich; und hat er Lust, diese Wissenschaften sich in höherem Grade eigen zu machen, so wählt er dazu kein geographisches Lehr- oder Handbuch. Zur nähern Kenntniss des Landes selbst, und einer grössern Anzahl von Städten, als das kleinere Compendium fassen darf? Dazu braucht er keiner weitern Unterweisung, man hat ihn mit den ausführlichern Werken bekannt gemacht, aus denen er sich Raths erholen kann, und der Unterricht des Lehrers müsste unstreitig lange Weile verursachen. Wo sollte auch auf einem noch so vortheilhaft eingerichteten Gymnasium die nöthige Zeit zur Erklärung über ein Handbuch von fünf bis sechs Bänden herkommen? Aus allen diesen Ursachen trifft die zweyte Erinnerung, dass der Vf. zu viel in diesem Lehrbuche gethan habe, nur in sofern

ſoferne zu, als man den Leitfaden zur Maaſsregel nimmt, den er ſelbſt zu befolgen ſich vorgeſetzt hatte. Wenn wir übrigens über die Unzuläſsigkeit eines dritten Curſus für den Schulunterricht entſcheidend zu ſprechen wagen, ſo iſt unſere Meynung gar nicht, den Vf. in der Ausgabe des dazu beſtimmten Handbuchs, von welchem vor kurzen der erſte Band erſchienen iſt, irre zu machen, oder das Publicum dagegen einzunehmen. Welchem Schriftſteller kann man die Befugniſs ſtreitig machen, einen gewählten Gegenſtand ausführlicher zu behandeln, in welchem er ſich richtige und ausgebreitete Kenntniſſe erworben zu haben bewuſst iſt? Das Werk wird jetzt ein wichtiges Hülſsmittel zur weitern Belehrung nicht bloſs für den Jüngling, ſondern für jeden Mann, welchem die nähere Kenntniſs unſerer Erde nicht gleichgültig ſcheint; alles hängt davon ab, ob es andere ſchon vorhandene an Methode, an Gründlichkeit zu übertreffen, oder ihnen wenigſtens mit Ehren an der Seite zu ſtehen vermag. — So viel zur Beurtheilung des Allgemeinen. Da aber Hr. G. ausdrücklich auch Verbeſſerung des Einzelnen wünſcht, ſo wollen wir auch dazu, ſo weit es unſre Gränzen erlauben, etwas beytragen. In der zur mathematiſchen Kenntniſs der Erde nöthigen Entwicklung, ſcheint uns Hr. G. zuweilen nicht ganz glücklich für die Faſſungskraft der Jugend geweſen zu ſeyn, ſich auch wohl minder zweckmäſsig ausgedrückt zu haben. Er ändert vermuthlich bey einer künftigen Auflage die Stelle S. 4. „zur Beſtimmung der Gröſse der Erde helfen uns *die Reiſen*. Um den Umfang der Erde zu berechnen, darf man nur die Gröſse eines Grades etc. wiſſen.“ Aber durch Reiſen lernt man dieſe nimmermehr. — „Die Fix„ſterne ſtehen in ſo unermeſslicher Entfernung von „der Erde, daſs ſie *immer an derſelben Stelle erſchei„nen*, man mag ſich auf der Erde befinden wo „man will, folglich muſs ein Stern um ſo viel weiter „vom Horizonte herauf kommen, je näher man dem „Orte kommt, über welchem er ſteht.“ Aber nach des Vf. Behauptung muſs er ja über allen Orten ſtehen, wenn er über einem ſteht. Er fühlt gewiſs das Schiefe der Darſtellung ſelbſt. Andere Erklärungen ſind dafür deſto deutlicher und faſslicher. Doch wundern wir uns, warum Hr. G. die jedem Lehrlinge ſo natürliche Frage, wie es möglich ſey, daſs unſere Erde und alle Himmelskörper von nichts unterſtützt in der freyen Luft ſich halten können, ganz ohne Beantwortung läſst, da ſie doch viel leichter gegeben werden kann, als manche andere, die hier nicht übergangen werden. — Nur noch einiges Wenige zur politiſchen Geographie. Hr. G. läſst Europa auf der Oſtſeite durch das Uralſche Gebirg begränzen. Dieſes Gebirg läuft aber von der ſüdlichen Wolga an gegen Oſten, giebt dem Fluſſe gleiches Namens die Quelle, und ſchlieſst dann an den Altai; die von Norden nach Süden laufende Bergkette, welche Sibirien von dem übrigen Ruſsland trennt, heiſst mit allgemeiner Benennung das Werchoturiſche Gebirg, und zerfällt in mehrere einzelne Namen. Auch wiſſen wir den S. 99. angegebenen Zuſammenhang der Nordgebirge über Ruſsland und Schweden mit den Karpathen auf keine Art zu finden. Cap Matapan iſt nicht die ſüdlichſte Spitze von Europa, die Spitze von Gibraltar in Spanien liegt ſüdlicher. Warum übergeht Hr. G. S. 113. unter den groſsern Nebenflüſſen der Donau in Deutſchland die Iller und Enz; und warum wird noch immer die Länge des Laufs von dieſem Strome auf 700 geographiſche Meilen angeſetzt, da man doch die Krümmungen mitrechnen muſs, um 400 Meilen herauszubringen? Warum findet ſich S. 113. unter den Nebenflüſſen des Rheins die Lippe nicht? Warum zählt er S. 118. Frankfurt an der Oder unter die wichtigſten Handelsplätze Deutſchlands, ohne Lüttich, Antwerpen, Görlitz, Wien etc. unter dieſelben aufzunehmen? Ganz Bayern iſt einer groſsen Verbeſſerung fähig, ſagt Hr. G. S. 134., und er hat wohl recht; aber auch ſeine Beſchreibung iſt einer groſsen Verbeſſerung fähig. Er laſst unter den Bayerſchen Flüſſen den Regen aus, ſetzt Donauwerth in den Umfang des Fürſtenthums Sulzbach, verſichert von Neumarkt, daſs es gute Handlung treibe, da dieſe kleine Landſtadt kaum weiſs, was Handel heiſst; glaubt, daſs die Salzwerke zu Reichenhall weit über 150,000 Menſchen Nahrung verſchaffen (dies iſt zwar aus Büſching entlehnt, aber deswegen doch bey weiten übertrieben), und giebt überall die Zahl der Bevölkerung an, wo ſelbſt die Einwohner ſie nicht wiſſen. Andere Länder enthalten ähnliche Verirrungen.

Ulm, b. Wagner: *Kurzer Unterricht über die äuſsre und innre Verfaſſung der Reichsſtadt Rotweil*, zum Gebrauch ihrer obern Schulen 1796. 164 S. 8.

Es iſt ein löbliches Unternehmen zur Beförderung des Studiums vaterländiſcher Geſchichte und Verfaſſung mitzuwirken; und es gereicht der Obrigkeit jedes, auch des kleinſten, Staats zur Ehre, dafür zu ſorgen, daſs dieſer Gegenſtand des Unterrichts, wodurch bey angehenden Bürgern des Staats, Liebe zum Vaterlande erzeugt und genährt, und die frühe Kenntniſs deſſelben befördert wird, in den Schulen nicht verabſäumt werde. Der Magiſtrat der Reichsſtadt Rotweil in Schwaben, gab dieſen Beweis ſeiner aufgeklärten und patriotiſchen Denkart, indem er bey der Verbeſſerung des dortigen Schulweſens, mit den Studien des Lyceums einen Unterricht über die vaterländiſche Verfaſſung zu verbinden verordnete. Der Hofgerichtsaſſeſſor, jetziger Bürgermeiſter der Stadt, Hr. *Hofer* entwarf obige Schrift, als einen Leitfaden zu dieſem Unterricht. In einer gedrängten Zuſammenſtellung iſt darin, nach einer kurzen Einleitung über die Verfaſſung des deutſchen Reichs überhaupt, die Verfaſſung der Reichsſtadt *Rotweil* in Beziehung 1) auf des Reichsoberhaupt, 2) den Reichstag, 3) den Kreis, 4) die Mitſtände und 5) auf Bürger und Unterthanen, entwickelt. — Den dortigen Lehrern iſt durch dieſes Lehrbuch eine überaus zweckmäſsige Anleitung zu einem ſyſtematiſchen Jugendunterricht in die Hände gegeben, und es wäre zu wünſchen, daſs ſolche gröſsre Staaten, wo es noch

noch immer an einem folchen zweckmäfsigen Unterrichte fehlt, diesem Beyspiel folgten.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Crusius: *Eutropii breviarium historiae Romanae*, ad libros fcriptos editosque recensitum, et virorum doctorum notis vel integris vel selectis illustratum, adjectis suis edidit *Car. Henr. Tzschucke* A. M. et fcholae Misenensis Conrector. 1796. XCII S. und 832 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Bey weitem die vollftändigste Ausgabe unter allen, die wir vom Eutropius befitzen. Hr. *T.* entschuldigt fich, nicht alles geliefert zu haben, was man etwa von feinem Fleifse erwarten könnte, nicht jede Stelle angeführt zu haben, welche zur Erläuterung des Autors dient: aber dies rechnet ihm gewifs niemand zum Verbrechen; etwas weniger wäre vielleicht fchon zu viel gewefen. Rec. konnte nie mit Vergnügen ein Buch anfehen, wo der Text fo gar fehr in den Noten fchwimmt, und fchwerlich fchwimmt er irgendwo mehr als hier. Oft zeigt die aufgefchlagene Seite nur eine Zeile Text; und fteigt es zuweilen bis auf fechs, fo hat man fchon von Glück zu fagen. Die Wahl des Buchs, und der Vorfatz, alles zu erklären, erlaubte es freylich kaum anders; bey einem trockenen *Compendium* der Gefchichte, wie uns Eutropius geliefert hat, mufs natürlich auf jedes vierte Wort eine Note kommen. Eine fo reichlich ausgeftattete Edition kann doch unmöglich für Anfänger gefchrieben feyn, folglich dürften eine Menge Bemerkungen, die nur diefen Nutzen bringen, zu anderer Nutzanwendung in dem Pulte des Hn. *T.* ihre Ruheftätte behalten haben. Oder glaubt er vielleicht, gebildete Philologen erft belehren zu müffen, wie fich die erfte Periode im Eutrop am füglichften deutfch ausdrücken laffe? Uebergeht man diefen Fehler der etwas zu leicht überdachten Zweckmäfsigkeit und Sparfamkeit, fo erfcheint die Ausgabe in einem ganz andern Gefichtspunkte. Niemand hält den Eutropius für einen eleganten Schriftfteller, aber jeder, der ihn kennt für einen fehr brauchbaren Gefchichtfchreiber, der feiner Kürze ungeachtet, öfters Winke giebt, welche wir aufser ihm vergeblich fuchen. Stellt man andrer Hiftoriker Angaben mit den feinigen zufammen, fucht man mit Scharffinn die wahren Lesarten auf, macht man aufmerkfam auf die oft auffallenden Ausdrücke feiner fpätern Latinität, und zeigt wie der ächte Römer des erften Jahrhunderts die nämliche Sache würde gegeben haben: fo darf man immer gerechten Anfpruch auf Verdienfte um die alte Literatur machen; und diefes Verdienft hat fich Hr. *T.* mit vieler Anftrengung erworben. Seine Noten find ein fchätzbares Repertorium für die römifche Gefchichte und Antiquitäten; fein kritifcher Blick findet meift die dem Römer eigne Lesart fehr glücklich, ohne fich immer ftrenge an das Urtheil feines Vorgängers Verheyk zu binden, und der Lefer erhält in den Anmerkungen genaue Ueberficht, von dem Urtheile mehrerer Ausleger. Auch die genaue Correctur und das empfehlende Aeufsere des ganzen Buchs dürfen wir nicht mit Stillfchweigen übergehen. Die Einleitung handelt mit vieler Belefenheit vom Gefchlechte, vom Vaterlande Eutrops, von feinem Leben, feiner Religion, feinen Schriften, feiner Schreibart, Autorität, Griechifchen Ueberfetzung, von den Handfchriften, die theils Verheyk benutzte, theils ihm bekannt find. Nichts fehlt als ein gutes Regifter; das beygefügte reicht nur dürftig zur Auffindung der Noten.

Paris: *Nouvelle Grammaire raifonnée, à l'ufage d'une jeune perfonne.* I Partie. 136 S. II Part. 175 S. 8.

Diefe merkwürdige Sprachlehre ift ein Auszug oder kurzer Inhalt aller bekannten franzöfifchen Grammatiken und vieler guten Abhandlungen über die Sprache. So ift z. B. die Grammaire de Port-Royal, de Duclos, Reftaut, Girard, Dumarfais u. f. w. benutzt, wie auch die Schriften eines Bouhours, Debroffe, Court-de-Gebelin, Condillac u. f. w. Um ihre Reichhaltigkeit und ihren Werth zu ermeffen, braucht man nur den Inhalt zu überfchauen, da fich hier, des engen Raums wegen keine Auszüge machen laffen. Der erfte Theil enthält, aufser dem Gebrauche der Redetheile, Abhandlungen über die Geberden- oder Naturfprache, über den Urfprung der artikulirten Sprachen, über die Bilderfchrift. Der zweyte handelt von den Accenten, von der Profodie, Orthographie, grammatifchen Wortfügung, Inverfion, von den fogenannten *convenances*, von den *mots explétifs*, von den Tropen, Synonymen, von dem franzöfifchen Versbaue, von der Kunft Verfe zu lefen, von den *mots privatifs*, den Gallicismen und von andern zu diefer Materie gehörigen Gegenftänden. Bey aller Reichhaltigkeit des Inhalts hat der Herausgeber, welcher fich am Ende der Zufchrift an feine Kinder P. Panckoucke nennt, den Zweck, der Jugend nützlich zu feyn, nicht verfehlt, denn die Schreibart ift rein und fafslich, und alles Abftracte, hauptfächlich bey Erklärung der Redetheile, theils durch Umfchreibungen, theils durch Beyfpiele und andere mechanifche Mittel glücklich verfinnlicht. Verfchiedene Artikel verdanken ihr Dafeyn den Bürgern Laharpe, Suard, Guingené, Aubert u. f. w. — Unter der Lehre von der Declinabilität des Particips findet fich ein Fall, der noch von keinem andern Sprachlehrer erwähnt worden ift, und daher, wie der Vf. fagt, eine befondere Aufmerkfamkeit verdient. „*Vous avez plus de richeffes que je ne* „*vous en ai donné.* Hier wäre *donnees* ein Fehler, „weil *en* von dem Verbum *donner* regiert wird und „vor ihm hergeht; denn es ift als ftünde, *vous* „*avez plus de richeffes que je ne vous ai donné de richef-* „*fes*, und alfo fetzt man hier *en* um die Wiederho- „lung des Subftantivs *richeffes* zu vermeiden. Sagt „man aber *la valeur que j'en ai reçue*, oder *les louis que* „*j'en ai reçus*, fo ift das Particip declinabel, weil nicht „*en*, fondern *valeur* und *louis* das directe Regimen „von *recevoir* ift." — Rec. wagt hier dem gefchickten Vf. einen Einwurf zu machen, der nach feiner Meynung die angeführte Regel und den ihr beygelegten Charak-

Charakter der Neuheit und Wichtigkeit ganz aufhebt. In dem ersten Beyspiele ist *que* die Conjunction *als*, und folglich hat sie eben so wenig Einfluss auf das Particip als die Partikel *en*. Im zweyten Beyspiele ist *que* der Accusativ des relativen Fürwortes und macht folglich das Particip declinabel, weil er als Regimen desselben vorangeht. Wailly und andere Sprachlehrer haben den von dem Vf. zuerst angeführten Fall nicht erwähnt, weil sie wahrscheinlich gar nicht vermutheten, dass jemand eine Schwierigkeit dabey finden würde. Uebrigens bekennt Rec. gern, dass ihm der Plan und die Einrichtung gegenwärtiger Sprachlehre gefällt, ob man gleich manche Regel eines weitläuftigern Systems darin vermisst. Einige Kapitel, welche anfänglich zu schwer scheinen möchten, soll die Jugend überschlagen, bis sie erst die übrigen Gegenstände völlig bemerkt und gefasst hat; denn so schliesst er mit Recht: *l'étude de la Grammaire exige du tems, de la patience, une lecture attentive et reflechie. Pour savoir parfaitement une langue perfectionnee comme la nôtre, il faut l'application de la vie entiere. N'en croyons point les grammairiens novateurs, qui assurent qu'en trois ou quatre mois, on peut apprendre une langue quelconque; ils en imposent au Public et mentent à leur conscience. La metaphysique des langues est une des connoissances les plus abstraites et les plus difficiles de toutes celles qu'a trouvées l'esprit humain.*

Leipzig, b. Reinicke: *Geist der französischen Sprache; oder Sammlung von Idiotismen, Sprüchwörtern und auserlesenen Redensarten*, die den Genius der französischen Sprache bezeichnen. Ein Handbuch für Deutsche, die gut und rein französisch schreiben und sprechen zu lernen wünschen. (Auch mit einem französischen Titel desselben Inhalts.) 1796. 480 S. 8.

Diese Sammlung von Idiotismen u. s. w. soll nach der viel versprechenden Vorrede des ungenannten Vfs. aus Bemerkungen entstanden seyn, die er theils in Frankreich selbst aus dem Umgange mit Personen, welche ihre Sprache rein und zierlich sprachen, geschöpft, theils beym Lesen guter Autoren aufgezeichnet hatte. Das alles erscheint hier in alphabetischer Ordnung, und soll als ein Lesebuch betrachtet werden, das einen kurzen Ueberblick des eigenthümlichen Reichthums, und gleichsam die Bestandtheile und Grundzüge des Charakters der französischen Sprache enthält, ihr Verhältniss zur Sprache der Deutschen anschaulich macht, und mit dem mündlichen Unterrichte und eigener Lectüre verbunden werden kann. Rec. findet zwar den Zweck nicht übel, bedauert aber den Vf. wegen der grossen Mühe, welche er sich bey diesem Producte durch das oben erwähnte Schöpfen aus dem Umgange, und durch das Aufzeichnen beym Lesen gegeben hat, da er doch alles, was er hier liefert, aus einem neuen französischen Wörterbuche, z. B. eines de la Veaux, nur abschreiben oder abschreiben lassen durfte. Mehr als so ein Wörterbuch leistet, findet man nicht. Man sehe z. B. die erste Seite.

Abalourdir, bestürzen, betäuben, bestutzt machen.
abandon, m. das Verlassen, Hingeben. *Abandon de la confiance*, *à l'abandon*, frey herumschweifend.
abat-joue, f. Backentasche der asiatischen und afrikanischen Affen und Meerkatzen.
abat-jours, m. pl. a) ein schiefes Fenster wodurch das Licht mit Vortheil in einen Laden, oder ein Gewölbe fällt; b) eine Art äussere Fensterladen aus aufgereichten Bretern bestehend, die man auf und niederziehen kann, Jalousien. *Baisser les abat-jours.*
abattis, m. ein Verhack. *Les ennemis embarrassent les chemins par des abattis.*
abattre, niederschlagen; *le courage*, den Muth nehmen, *la poussiere*, den Staub löschen.
abcès, m. oder *abscès*, ein Geschwür, s. *ulcere*.

Doch genug zum Vorschmack von dieser Speise. Wäre sie noch mit grammatischen Bemerkungen, mit Erklärungen der Synonymen, mit Warnungen vor Germanismen und dergleichen gewürzt, so fänden sich wahrscheinlich Liebhaber; aber höchstens einige Beyspiele der angegebenen Bedeutung, und ein Sprichwörtchen machen das ganze Ingredienz aus.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. Liegnitz u. Leipzig, b. Siegert: *Geographie für Militaristen (?) und andere zum Selbstunterrichte*, mit 2 Kupfert. von *M. Fr. Chr. Jetze*, Prof. d. Math. und Phys. b. d. Kgl. Ritterakademie zu Liegnitz 1791. 147 S. 8. — Eine Geographie nach militärischen Bedürfnissen und Absichten bearbeitet, würde gewiss Glück machen; dem vorliegenden Werke können wir jedoch dieses Glück nicht versprechen. Schon der Titel: *Für Militaristen und andre*, (auch *zur Uebung des Gedächtnisses*, wie es in der Vorrede heisst,) zeigt, dass der Vf. die Idee einer Militärgeographie sehr unbestimmt gefasst hat; und in der Ausführung findet man weiter nichts, als eine dürftige Skizze, von dem, was gewöhnlich bey jeder vollständigen Geographie als Einleitung abgehandelt wird. Im 5. Kapitel, wo vom Gebrauche der Specialkarten, zur Uebung des militarischen Augenmasses gehandelt werden soll, findet der Vf. nöthig, die Lehre vom menschlichen Auge, und die Theorie des Sehens mit einzuschalten. In dem Abschnitte von dem Nutzen der Geographie fängt der Vf. damit an, dass man *selbst den Thieren* eine klare, zu ihrer Erhaltung und Ergötzung dienliche Erkenntniss *der Erde* und *des Himmels* nicht absprechen könne; dann liest man weiter, dass die Geographie das rechte Auge der Geschichte sey, dass man ohne sie die Zeitungen nicht verstehn könne, und dass sich selbst *Naturgeschichte* ohne Geographie nicht studieren lasse, *wodurch sich doch Schweden, seit dem Nystädter Frieden, so mächtig wieder erholt habe?* — (Eine wichtige statistische Neuigkeit!) — Auch der zu dem Zwecke des Vf. vornehmlich wichtige Abschnitt von den in verschiednen Ländern üblichen Meilenmassen ist äusserst mager ausgefallen, und nicht ohne Unrichtigkeiten. Z. B. 6 Fuss machen zwar eine *Toise*, aber billig hätte gesagt werden sollen, *Pariser* Fuss, nicht solche, deren 12 eine rheinländische Ruthe ausmachen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. Januar 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Gerhard Fleifcher d. Jüng.: *Arifton.* Eine Gefchichte aus dem Zeitalter der Griechen. Zweyter und letzter Theil. 1796. 300 S. 8. (20 gr.)

Der *Vf.* ift fich fo gleich geblieben, dafs alle Bemerkungen über den erften, in der A. L. Z. No. 299. voriges Jahres angezeigten Theil auch für den zweyten gelten können. Arifton, famt allem was ihn umgiebt, entfernt fich nur, wo moglich, noch mehr von jedem Begriff, der mit dem Worte *griechifch* verbunden werden kann, und fein Charakter verfällt überhaupt in die völligfte Unbeftimmtheit. Er irrt Jahre lang in feiner Verbannung umher, ohne irgend etwas entfchlofsnes zu unternehmen, das feine Lage entfchiede. Man weifs nicht, warum er kommt und geht. Seine *Liebe zu Charidion*, die er nur fo gelegentlich und *aus trüber Ferne* betreibt, macht ihn nicht intereffanter. Der *Vf.* dringt auf Thätigkeit und Würde des Mannes, ohne uns das mindefte davon zu zeigen. Manches fcheint vorbereitet zu werden, das nachher nicht zum Vorfchein kömmt; es ift häufig von Krifen in der BildungAriftons die Rede, von denen man keine Wirkung fieht. So wird S. 179., da er auf feinen Wanderungen in eine Unfchuldswelt gerathen ift, und bunte Korbchen für eine Hirtin flicht, über ihn rafonnirt, wie er nicht fein *Sinken*, fondern nur endlich feinen *Fall* bemerkt habe. „Und die Urfache, warum „Arifton fank? Ift keine andre, als der gefchaftige „Müffiggang, in welchem er lebte, find die tändeln„den Arbeiten, die er *nach Belieben* verrichtete oder „nicht verrichtete, ift das Leben *ohne beftimmten Zweck* „zu leben." Allein was thut Arifton, da er fich aus der Verfunkenheit aufrafft? Er baut fich eine Hütte und kauft eine Heerde. „Und wie Arifton hinter *fei„nen* Schafen herging, wahrhaftig! auf der Redner„bühne zu Delos, als das Volk ihm Beyfall zu„jauchzte, fühlte er nicht das Glück, das fich jetzt „um fein Herz gelagert hatte." Darauf folgt ein dreymaliger Ausruf über „Arifton den Schäfer," und ein Streit entfteht zwifchen ihm und feinem Gefährten. „Jeder wollte die Schafe weiden, keiner in der Hüt„te zurückbleiben." — „So weiden wir beide, war „endlich die Lofung des Friedens. — Wer wagt es, „das Gefühl des Glückes zu befchreiben, deffen diefe „beiden Männer genoffen!" u. f. w. S. 196. „Aus fol„chen harmlofen Freuden beftand das Glük diefer Män„ner;" einen Abfatz weiter: „ein folches glückfeliges „Leben, wie es diefe beiden Männer genoffen." Um indeffen nicht blofs vom Morgen bis Abend die Schafe zu hüten, fucht er die Jugend des feligen Thals zu bilden, und thut damit etwas fehr unnöthiges, und wie es fich nachher zeigt, fogar fchadliches. Nach einigen Jahren zieht er auch hier wieder von dannen, und der Zufall, der ihm in der Zwifchenzeit fchon einmal feine Charidion zugeführt hatte, endigt zuletzt auch feine Verbannung und die Trennung von der oft erwähnten und oft vergefsnen Geliebten. Der Jüngling Periander erfcheint nur um uns zu fagen, dafs er ein artiges Landgut bey Delphi gekauft hat. Die ganze Behandlung und der philofophifche Theil find fo fchwach und unzufammenhängend wie die Nutzanwendung: „Darum liebet von Herzen und bewahret „Unfchuld und *Treue*" u. f. w. „Durch diefe ging „Arifton in den Tempel des höchften irdifchen Glücks" u. f. w. Und doch hat er überall feine Lauigkeit in der Liebe verrathen, und die Treue keineswegs bewahrt.

LEIPZIG, b. Jacobäer: *Das Brockenmädchen*, eine abentheuerliche Gefchichte, 1796. 470 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Erft von S. 164. an beginnt das *Abentheuerliche* diefes Romans. Zwar giebt es auch vorher fchon in der Gefchichte des Helden fowohl, als in der Epifode, die feinen Freund betrifft, Liebesabentheuer, Duelle, Nebenbulerey unter Brüdern, und dergleichen, aber die rechte Verwicklung der Gefchichte fängt erft da an, wo ein gewiffes myfteriöfes Wunderbare den Held auf den Wahn bringt, als ob irgend eine höhere Macht die Hand im Spiele habe, welches fich dann in der Folge, wie der Lefer gar bald muthmafst, dahin aufklärt, dafs alles von den Veranftaltungen einer geheimen Gefellfchaft herrührt, deren Mitglied eine ehmalige Geliebte des Helden ift. Das Lefepublicum mufs an dergleichen Dingen ein befondres Wohlgefallen finden, da jetzt oft in einer Meffe Dutzende von Romanen durch den Schleyer zu reizen fuchen, den die Unternehmungen geheimer Gefellfchaften über den Plan zu verbreiten fcheinen. Auch diefer Vf. fcheint viel auf das Schauerliche, und auf die gefpannte Erwartung gerechnet zu haben, die durch die Prüfungen, die man mit dem Helden anftellt, durch feine Aufnahme, und durch alles, was die geheime Gefellfchaft mit ihm vornimmt, erregt wird. Das Fürchterliche ift dabey zu fehr gehäuft, und, man möchte fagen, aus hundert andern ähnlichen Dichtungen konzentrirt; S. 413 — 416. mufs einem jeden Lefer die *Zauberflöte* einfallen. Zur Zeit aber ift es noch weder aufgefchloffen, *wie* die geheime Gefellfchaft alle die Wunderdinge bewirkt, noch, wie eine Gefellfchaft, die

die den Freund gegen den Freund bewaffnet, Meuchelmorde verübt, und Buhlerinnen zu ihren Werkzeugen braucht, die edlen Endzwecke, deren sie sich berühmt, Brüderwohl und Menschenglück, wirklich zu ihrem letzten Ziel machen könne. Denn auf der letzten Seite erfährt man, dass sich hier der *erste* Band endige; ja, bis dahin ist noch nicht einmal ein Wink gegeben, warum der Roman *das Brockenmädchen* betitelt ist. Vermuthlich sind also der Wunderdinge noch viele zu erwarten. Vermuthlich wird der Vf. die Charaktere seiner Personen alsdann noch weiter ausbilden; denn bis jetzt kann man sich weder für den Helden, (dessen Leichtgläubigkeit sich aus seinem anfänglichen einsamen Leben eher, als seine Schwärmerey für das andre Geschlecht aus seiner vorhergehenden Weiberfeindschaft erklären lässt) noch für seine Freunde, unter denen der privatisirende Gelehrte zu unthätig ist, noch auch für seine Geliebten, die alle Koketten sind, interessiren. (Da weder er ein *Romeo*, noch die *Bianca* eine *Julie* ist, so erregt die S. 267. aus *Shakspear* kopirte Kirchhofsscene nur Lächeln.) Bis jetzt scheint der Vf. viel auf die Schilderungen von Schäferstunden (S. 74, 187, 286.) gerechnet zu haben, in denen man doch keine neuen Züge findet, ja, in denen sich sogar der Vf. selbst wiederhohlt. Die beiden Fälle, wo das Frauenzimmer der verführende Theil ist, erwecken Eckel. Im ersten Buch, wo der Vf. noch in seiner eignen Person redet, (nachher wird immer der Held redend eingeführt) erlaubt er sich in den komischen Stellen solche niedrige Ausdrücke, wie: *Bitte tausendmal um Vergebung; Ach du mein Himmel; Das Kadaver menschlicher Leidenschaften*, *Schelle* für *Maulschelle*. Wo er schön zu schreiben meynt, findet man Phrasen, wie folgende. *Eine Thräne im Auge zerdrücken; eine Saat von Gefühlen; das Vermächtniss meines Sterberöchels; der Ruhe das Herzblatt abbrechen; den Schlüssel zum weiblichen Heiligthum an jemand vertändeln.*

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WIEN, b. Wappler: *Taschenbuch* für Deutschlands Söhne und Töchter auf das Jahr 1797. Herausgegeben von *J. B. Klein*. 167 S. 12. Mit zwey Kupfern. (Sauber brochirt. 1 Rthlr.)

Diese kleine Sammlung wird mit einer *Apostrophe an die Deutschen* eröffnet, die in einem sehr kostbaren Style abgefasst ist. Der Vf. derselben, *Marc Anton Gotsch*, erstaunt selbst S. 5. über sein vor ihm so oft vergeblich versuchtes Unternehmen, „das schlummernde Selbstgefühl der Deutschen zu wecken," und weiss daher S. 7. kaum wo er anfangen soll. Auch scheint er unter der Hand etwas von diesem Vorsatze nachzulassen, und sich allein an seine Landsleute im engeren Sinn, an die Oesterreicher, zu wenden. Wenigstens sind manche seiner Ansichten, wie z. B. folgende der Kreuzzüge, nicht auf das protestantische Deutschland berechnet. S. 10. „Der edle Deutsche sah „das Land, wo sein Heiland gelebt, gelehrt und gestorben, in den Händen der Ungläubigen...... Das „ertrug sein grosses Herz nicht. Ein gewaltiger Trieb „erwacht in ihm, grosse Bilder steigen auf vor seiner „Phantasie, er will am Grabe seines Erlösers die Fesseln „seiner fernen Brüder zerbrechen, u. s. w." Nachdem er den Deutschen nun vorerzählt hat, was sie gethan und gethan haben sollen, und wie sich ihre Wirkungen über den ganzen Erdboden erstrecken, wo er ihnen besonders dankbar dafür ist, dass sie durch die Erfindung des Schiesspulvers „dem nun fernetödtenten und felsensprengenden Europäer Amerika unterworfen;" nachdem er ihnen das Wunderwerk ihrer Constitution angerühmt, zählt er ihnen auch ihre grossen Männer zu, und stellt Wieland und Lessing mit Voltaire und „Scheakespear" zusammen. Unter vielen, mit deren Werken er sich, „vom sanften Liede Jacobi's an bis zur Ode Klopstocks, und von Beckers Noth- und Hülfsbüchlein bis zu den Kantischen Kategorien," als sehr vertraut angiebt, scheint ihm doch Göthens Existenz ganz unbekannt geblieben zu seyn. Zuletzt sieht er im Geist die „Volkerseligkeit" von Deutschland ausgehn, und man kann ebenfalls leicht errathen, dass sie sich von Oesterreich aus verbreiten wird. Der poetische Theil dieses Taschenbuchs hat einen nicht weniger provinciellen Zuschnitt, der sich in der Versification am auffallendsten äussert. Ein recht artiger Kupferstich von der Tänzerin *Vigano* dient einem Gedichte nach der, zu dem Gegenstande ganz unpassenden, Weise des hohen Liedes von Bürger, zur Begleitung, worin unter andern Gewaltthätigkeiten *Dannen* und *Schwanen Verstummen* und *Blumen* gezwungen werden, sich zu reimen. In einem der Lieder, die auf den Krieg Bezug haben, drückt sich ein Oesterreichischer Cürassier gerade so aus, wie ein ungeschickter Poet, der einen Cürassier nicht reden zu lassen versteht. S. 100:

> Ertöne du mein Lied, und hauch
> In jeden Busen Wuth,
> Und deinen Griffel Muse tauch
> In Flammen und in Blut; u. s. w.

Was die Sammlung sonst an Versen und kleinen Aufsätzen von ungenannten, oder auch genannten und darum nicht bekannteren Verfassern enthält, ist zu unbedeutend um Beurtheilung zu verdienen. Nur folgender Zug in der Erzählung *Ferdinand II. und Saint Hilair* ist merkwürdig und macht einen komischen Contrast mit der sonstigen Bewunderung Josephs II. S. 104. „Eine Acte sollte Kaiser Ferdinand der Zweyte unterschreiben, die der protestantischen Religion in Oesterreich und Böhmen freye Ausübung gleich der katholischen gewährte..... Die Abgeordneten versprachen, baten, drohten, Ferdinand sollte unterschreiben; aber eben so leicht hätten sie Wasser aus der Marmorwand seines Gemachs erpresst, als das Wort Duldung aus seinem Munde. Der edle Ferdinand blieb standhaft, wo es den Glauben seiner Väter galt!" Dieser Auftritt macht auch den Gegenstand des Titelkupfers aus.

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Taschenbuch für Gartenfreunde. Von W. G. Becker.* 1797. 450 S. 8.

Diese dritte Lieferung dieses beliebten Gartenbuchs giebt den zwey erstern an interessanten Aufsätzen, an Feinheit der trefflichsten Kupfer, an Niedlichkeit seines Gewandes und überhaupt seiner innerlichen und äusserlichen Schönheit nichts nach, und macht sowohl dem Vf. als dem Verleger viel Ehre. Der Inhalt ist sehr reich und haben die mitgetheilten Aufsätze folgende Rubriken: I. *Altrauden und seine Gartenanlagen*, von Krauss. — Altrauden ist ein adelicher Sitz in Niedersachsen ohnfern Glogau, in einer sehr anmuthigen Gegend. — II. *Der Garten zu Carlsruh in Schlesien*, von Kelsch. — Der interessanten Beschreibung dieser vortrefflichen englischen Gartenanlage stehet nicht nur der Grundriss in einem bewunderungswürdigen Kupferstich voran, sondern auch verschiedene schöne Parthieen des Gartens sind mit dem niedlichsten Grabstichel versinnlichet. — III. *Beschreibung des Naturgartens zu Vedröd in Ungarn.* — Der Sommeraufenthalt des Grafen Franz von Zichy, im Presburger Comitat. Er ist mit vielem Geschmack angelegt und von der Natur sehr begünstiget. — IV. *Der Naturgarten des Hn. Baron Ladislaus von Ortzy bey Pest, entworfen und ausgeführet von Petri.* — Hr. Petri von Zweybrücken, ein groser Gartenkünstler, mit vielen Talenten für sein Fach begabt. — V. *Rhapsodien über die schöne Gartenkunst, mit Hinsicht auf verschiedene reizende Anlagen und Naturgärten.* — Aus dem Coup d'oeil sur Beloeil gezogen von Becker. Eine vermischte schöne Sammlung, und gute Winke! — VI. *Neue Einrichtung eines Cabinets von Bäumen und Sträuchern*, (ihres Holzes, Samens etc.) *welche unter unserem Himmelsstriche ausdauren.* Nach einer neuen Methode geordnet von dem Hr. Hausmarschall Freihn *von Raknitz.* — Eine sehr schöne und unterrichtende Erfindung und Einrichtung. — VII. *Verzeichniss derjenigen Baume und Gesträuche, welche in dem Königreiche Ungarn wild wachsen, von Petri.* VIII. *Bemerkungen der Kälte-Grade, welche nachstehende Pflanzen in dem ehemaligen Herzogl. Pfalz-Zweybrückischen botanischen Garten zu Karlsberg nach mehrjahrigen Versuchen ausgehalten haben. Von Petri.* IX. *Verzeichniss von Pflanzen, welche vom Jahr 1795 — 1796. im Churfürstl. Orangeriegarten zu Dresden bey dem Hn. Hofgärtner Seidel zum erstenmal geblühet haben.* X. *Verzeichniss von holzartigen Pflanzen oder Bäumen und Strauchern, welche nebst mehrern andern Gattungen und Arten im Jahre 1795. bey dem Hn. Hofcommissar Borner in Dresden, so wohl im freyen Lande, als im Glashause geblühet haben.* XI. *Belehrende Nachricht an diejenigen Pflanzenliebhaber, welche entweder kein Gewächshaus haben, oder ihre Vorräthe von Gewächshauspflanzen nicht alle unterbringen können. Von Börner.* XII. *Nachricht, wie die zwiebelartigen Gewachse vom Vorgebirge der guten Hoffnung sich in den mit Bretern, oder mit Mauer eingefassten Beeten in dem harten Winter 1794 bis 1795. gehalten haben. Von Hn. Wendland, erstem Plantagegärtner zu Herrnhausen.* XIII. *Merkwürdige Ausartung der Hemerocallis fulva.* XIV. *Vorlaufige Bemerkungen über den Anbau und die bessere Benützung des essbaren Cypergrases, oder der Erdmandeln. (Cyperus esculentus.)* XV. *Beschreibung einer vermuthlich neuen Pflanze aus der Familie der Kürbisartigen Gewächse.* XVI. *Bemerkungen über die Ursache des in den Jahren 1794 und 1795. entstandenen beträchtlichen Misswachses an vielen Baumen und Pflanzen, mit Vorschlagen, wie für die Zukunft den äusserst nachtheiligen Folgen desselben zu begegnen seyn möchte. Vom Hn. Hofgärtner Schweikert zu Carlsruhe in Baaden.* — Die Hauptursache wird hier den Verwüstungen des Maykäfers und seiner Brut zugeschrieben. Dieses hat seinen guten, ob schon nicht alleinigen, Grund, zumal in tiefern Gegenden, da dieser Käfer den Schutz vor dem Winde liebet, und selten in höhern Lagen so häufig ist und so vielen Schaden anrichtet, als in Thälern und in der Ebene. Gute Gedanken und richtige Bemerkungen äussert der Vf. in Ansehung des Maulwurfs und verschiedener Vögel, die das Unheil der Engerlinge (der Larve des Maykäfers) um vieles mildern. Aber es wäre zu wünschen gewesen, der Vf. hätte die Sache weiter verfolgt, und gezeiget, wie wohlthätig in solchen heimgesuchten Gegenden, in Jahrgängen, wo sich der Maykäfer häufig einfindet, eine obrigkeitliche Verwendung wäre, dass alle Gärten und Feldgüterbesitzer alle Morgen in der Kühle, (da es sich sehr wohl thun lässet,) derselben eine Menge sammlen und verbrennen oder ersäufen müssten. — Einige gewöhnliche Rubriken am Ende übergehen wir.

Tübingen, b. Cotta: *Taschenbuch auf das Jahr 1797. für Natur und Gartenfreunde. Mit Abbildungen von Hohenheim und andern Kupfern.* 204 S. 12. (gebunden 2 fl. oder 1 Thlr. 4 gr. Sächsisch.)

Dieses fortgesetzte angenehme und interessante kleine Buch liefert wiederum sehr schätzbare Beyträge zur Gartenkunst, Obst und Blumencultur und andere in diese angenehme und nützliche Wissenschaft einschlagende Gegenstände und ist mit den niedlichsten und feinsten Kupfern gezieret. Die Abhandlungen, so darinnen vorkommen, sind. I. *Eine monatliche Obstfolge von Christ.* — Sie kann nicht nur zur Uebersicht dienen, den Nachtisch mit den vorzüglichsten Sorten der verschiedenen Gattungen und Arten Obstes das ganze Jahr hindurch zu besetzen, sondern auch seine Obstgärten mit einem Auszug guter und haltbarer Obstsorten nach Verhältniss des Raums und Erfoderniss der Haushaltung zu bepflanzen, damit durch das ganze Jahr so wohl für den Tisch als die Küche dessen hinreichend vorräthig sey. — II. *Die zweyte Fortsetzung der Beschreibung des Gartens in Hohenheim.* — Dabey 1) die auf dem Titelkupfer vorgestellte *Piramide* beschrieben ist, welche jene 112 Fuss hohe mit weissen Marmorplatten überdeckte Piramide des Cajus Cestius am Paulsthore zu Rom vorstellet und auf den vierten Theil des römischen Originals reducirt und 30 Fuss hoch ist. 2) Der *Cirkelbau*, den auch ein niedliches Kupfer vorstellet und der eigentlich

lich ein verfallener runder Tempel ist, der viel Aehnlichkeit mit einem Tempel der Vesta in Rom hat. 3) Die *Mühle*, ein einzelner Gegenstand des Gartens, der aber so natürlich als möglich ist, weil er für das dringendste Bedürfniss der Colonie, davon man hier und da Bauernhütten siehet, sorgen muss. Ein feines Kupfer stellet die Ansicht derselben jenseits des Baches vor. Das folgende Blat versinnlichet. 4) Das merkwürdige *Gefängniss in Rom*, worin die Aposteln Peter und Paul auf den Tod sassen. 5) Das *Gartnerhaus*, ein anspruchloses Gebäude, das nur die Bewohnbarkeit dieser Gegend beweiset, und dienet zum Ruhepunkt, um die Spannung, und doch immer wiederkehrende Ueberraschung zu mildern. 6) Der *alte Thurm*. — Unter dieser Benennung zeigt man hier eine artige und ganz mahlerische Gruppe von Gebäuden, wo durch das dichte Laub der Bäume die Ueberreste eines alten Thurms von rauhen bräunlichen Steinen hervorscheinen, an welchem ehemals eine alte Capelle angebauet war. 7) Das *Pfarrhaus*, ein in der Nähe einer gothischen Capelle stehendes kleines ganz mit Rinde überzogenes Haus. — 8) Der *grosse Wasserfall*. — Ein interessanter Gegenstand in einer sehr interessanten Gegend. — 9) Die *Einsiedeley*, in dessen Nähe der Leichenstein des Einsiedlers mit einer freymüthigen Inschrift befindlich ist. — 10) *Das Spielhaus mit dem Spielplatz*, als Contrast mit der freudenleeren Einsiedeley, wobey für alle Arten Bewegung, Schaukeln etc. gesorgt ist. — III. Die *Charlestowner Ananaspfirsche* mit einem ausgemahlten Kupfer, ein delikater Wildling, der aus einem von Charlestown in Amerika gekommenen Pfirschkern bey uns erwachsen ist, zum Beweis, dass unser deutsches Klima nicht abgeneigt ist, in allen Gattungen und Arten des Obstes neue edle Sorten hervorzubringen. Daher der Vf. (Pfarrer Christ zu Kronberg) Gelegenheit nimmt, eine Abhandlung einzurücken, über die Vermehrung und Erziehung neuer guter Obstsorten, vorzüglich durch die künstliche Befruchtung, welche er eben so wohl, als bey den Blumen, durch die Scherbenbäumchen oder so genannte Obstorangerien zu bewerkstelligen glaubt, und darüber umständliche Anweisung gibt. — IV. *Zweyte Fortsetzung über einige Pflanzen, deren Wartung den Liebhabern Freude machen und ihre Gärten verschönern.* V. *Ueber die Cultur der Aurikeln.* VI. *Carls Gartenfeste in Hohenheim.* — Eine sehr unterhaltende Erzählung. — VII. *Mittel, Hasen und Kaninchen von den Bäumen abzuhalten.* — Durch Russ von chemischen Präparaten. — VIII. *Fragmentarische Beyträge zur ästhetischen Ausbildung des deutschen Gartengeschmacks*, eine Fortsetzung. *Etwas über die Formen in der vegetabilischen Natur.* — Eine Abhandlung voll Geschmack und Einsicht. — IX. *Das Seifersdorfer Thal.* — Beziehet sich auf das erste Bändchen dieses Taschenbuchs S. 107. und stellet in einem niedlichen Kupfer eine interessante moderne Anlage der Frau Gräfin von Brühl vor mit einer Hütte, die der Gastfreyheit gewidmet ist. — X. *Einige Vorschläge zur Gebäuden für die Garten-Landschaft.* — Sie sind mit gehöriger Rücksicht, dass die Gartengebäude jederzeit dem Garten untergeordnet seyn, und nicht zur Hauptsache werden müssen, entworfen und gezeichnet. — XI. *Garten-Miscellen.* — Sie haben manches Lehrreiche und Angenehme. — XII. *Gartenliteratur.*

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Donauwörth*, b. Brunner: *Die brittischen Helden*, ein dramatisches Originalgemählde in drey Handlungen. 1794. 110 S. 8. (10 gr.) Dieselbe Geschichte aus der Cromwellischen Epoche liegt hier zum Grunde, die Hr. *Pfeffel* in den *dramatischen Kinderspielen* 1769. unter dem Titel: *Die Belagerung von Glocester* bearbeitete. Der Gang der Handlung ist im Wesentlichen derselbe, nur hin und wieder sind einige Scenen anders geordnet. Da aber der gegenwärtige Vf. das, was *Pf.* in *einen* Aufzug zusammendrängte, in *drey* Acte ausdehnen wollte, so hat er dies nicht durch neu hinzugedichtete Situationen, sondern durch viel leeres Geschwätz bewirkt. Die ganze erste Scene seines Stücks ist überflüssig, da man durch die zweyte (die bey *Pf.* die erste ist) dasselbe erfährt. Wie durchwässert durch eine Sündfluth von Worten sind die Scenen zwischen *Fairfax* und *Eduard*, und *Arthur* und *Fairfax*! Wie viel Wiederhohlungen entstehen daraus, dass *Edmund* und *Arthur* sich erst allein lange besprechen, ehe *Fairfax* dazu kömmt! Das Erhabene in *Capell's* Rolle ist durch das viele Gerede ganz geschwächt, und die halbe Stunde Bedenkzeit, die ihm hier *Fairfax* giebt, ein gar zu sichtlicher Behelf, um drey Acte zu füllen. Wenn *Fairfax* hier am Ende um so viel langsamer zu erweichen ist, so wirft dies einen nachtheiligen Schatten von Hartherzigkeit auf ihn. Die wenigen so nachdrucksvollen Worte *Arthurs* bey *Pfeffel* S. 62. „Fasse dich, mein Vater, ich fürchte den Tod nicht, ich bin dein Sohn" sind hier S. 95. zu einer ganzen Seite diluirt. *Arthurs* und *Edmunds* Gefangennehmung wird bey diesem Verfasser nur erzählt. Der schöne Zug bey *Pf.* S. 39., wo *Arthur* sagt, *Fairfax* werde es wohl bey den Feinden seines Vaters dahin bringen wollen, dass sie das Haupt des Sohnes für das seinige nehmen, ist ganz ausgelassen. Der Vf. hat nicht, wie *Pf.* in der Vorrede vorschlug, den *Edmund* in eine Tochter verwandelt, sondern ihm noch eine Schwester gegeben. Aber diese, einzige, weibliche Rolle des Stückes ist ganz unbedeutend; *Jenny* kömmt wenig vor, redet ihrem Geliebten außer dem Theater zu, und da man so wenig von ihrer Liebe für ihn hört und sieht, so erregt sie auch wenig Interesse. Die Sprache ist in allen Rollen matt und undialogisch, auch nicht frey von seltsamen Ausdrücken, wie *Bosthat*, *Einlaut*, *erzwecken*, *zu ewigen Tagen*. Der Vf. sagt, er habe das Stück einem Freunde zu Gefallen *geschrieben*, der *Pfeffel's* Schauspiel verlegt hatte, und es doch gern von jungen Leuten vorstellen lassen wollte, aber sich dem Freunde zu Liebe durch den *Druck* des Stücks der Vergleichung mit *Pfeffel* auszusetzen, das hiess die Freundschaft zu weit treiben!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. Januar 1797.

MATHEMATIK.

Helmstädt, b. Fleckeifen: *Aphroditographische Fragmente, zur genauern Kenntnifs des Planeten Venus:* sammt beygefügter Befchreibung des Lilienthalifchen 27füfsigen Telefkops, mit praktifchen Bemerkungen und Beobachtungen über die Gröfse der Schöpfung. Von D. *J. H. Schröter*, königl. Grofsbrittannifchem und kurfürstl. Braunfchweig - Lüneburgifchen Oberamtmanne u. f. w. Mit X Kupfertafeln. 1796. 250 S. 4. (6 Rthlr., für die Subfcribenten 3 Rthlr. 16 gr.)

Ein Theil der in dem gegenwärtigen Werk enthaltenen Beobachtungen und daraus hergeleiteten Schlüffe ift zwar bereits in den Götting. gel. Anz., den Berlin. Ephem., den Acten der kurmainz. Akad., und den *Philofoph. Transact.* bekannt gemacht worden; *inzwifchen* ift es doch wohl manchem Liebhaber der Aftronomie erwünfcht, hier die wichtigften Beobachtungen des Hn. Oberamtmann *Sch.* über die Venus in einem Werk gefammelt, und feine ältern Wahrnehmungen durch weitere neuere berichtigt oder beftätigt beyfammen anzutreffen. Bey dem Ueberblick der fo zahlreichen, mit der behutfamften Sorgfalt und den vorzüglichften Werkzeugen angeftellten Beobachtungen, und der daraus abgeleiteten Refultate wird gewifs jeder Kenner die Gefchicklichkeit, den ausharrenden Fleifs, und den Scharffinn des Vf. aufs neue bewundern. Zwar liefert er uns keine Landfchaftszeichnungen von einzelnen Gegenden der Venus, wie in den felenotopographifchen Fragmenten in Anfehung des Monds gefchah, und dies konnte auch bey der Venus nicht fowohl wegen der gröfsern Entfernung, als vielmehr wegen der wahrfcheinlich verfchiedenen Befchaffenheit ihrer Oberfläche und Atmofphäre nicht gefchehen; defto mehr aber weifs er aus den kleinften Umftänden, die einem minder forgfältigen Beobachter vielleicht entgangen wären, oder ganz unbedeutend gefchienen hätten, auf die Befchaffenheit diefes Planeten zu fchliefsen, und feine Schlüffe durch weitere gleich feine Beobachtungen zu beftätigen.

Den Anfang machen Beobachtungen über die fehr beträchtlichen Gebirge und Rotation der Venus. Schon der ältere Jo. Domin. Caffini hatte 1666, wiewohl nach einer Beobachtung, die er nicht für ganz ficher hielt, die Rotation der Venus auf ungefähr 23 Stunden gefetzt. Nachher glaubte Bianchini 1726 — 1728 aus der Beobachtung einiger Flecken auf eine Rotation von 24 Tagen und 8 Stunden fchliefsen zu müffen. Seitdem find den Aftronomen keine weitern Beobachtungen über diefen Umftand gelungen, und die Sache ift alfo bisher zwifchen Caffini und Bianchini unentfchieden, folglich in der gröfsten Ungewifsheit geblieben. Auch Hr. Sch. konnte, ungeachtet er feit 1779 mit den auserlefenften Werkzeugen eine fehr grofse Menge von Venus - Beobachtungen anftellte, blofs in den Jahren 1789, 90, 91 und 93 nur wenige, in den übrigen Jahren aber überall keine, auch nur einigermafsen unterfcheidbare Flecken in derfelben wahrnehmen. Aus den wenigen ihm gelungenen Beobachtungen von Venusflecken, welche hier nicht nur fämmtlich nicht nur forgfältig angegeben, fondern auch mit äufserfter Feinheit gezeichnet find, fcheint inzwifchen, ungeachtet alles deffen, was wegen ihrer zu fchwachen Deutlichkeit, zu kurzen Sichtbarkeit, und andern Umftänden dabey eingewendet werden könnte, doch eine Rotationsperiode zwifchen 23 und 24 Stunden mit ziemlicher Zuverläffigkeit zu folgen, wodurch alfo die Caffinifche Beftimmung gegen die Bianchinifche beftätigt wird. Eben diefe Folgerung wurde noch durch eine neue Wahrnehmung beftätigt, und näher beftimmt. Hr. Sch. fah nämlich zuerft den 28. Dec. 1789 zwar das nördliche Horn der Venus in feiner gewöhnlichen fpitzigen Geftalt, dagegen aber fiel ihm das füdliche Horn ftumpf abgerundet ins Geficht, und ein ganz von demfelben getrennter feiner Lichtpunkt zeigte fich füdlich in der Randfläche. Ohne Zweifel hatte diefe Erfcheinung, befonders nach der Analogie fo vieler ähnlicher am Monde wahrgenommener Phänomene, ihren Grund darinn, dafs der gröfste Theil der füdlichen Hornfpitze bis an die Lichtgränze mit Schatten vorliegender Gebirge bedeckt, der einzelne getrennte Lichtpunkt aber ein über die übrige umliegende Fläche erhabener, gebirgiger, erleuchteter Theil des Randes war. Nach einer beyläufigen Rechnung mochte die fenkrechte Höhe diefes erleuchteten gebirgigen Theils, fo wie er nochmals den 13ten Januar 1790 wahrgenommen wurde, etwa 4, 2 geographifche Meilen betragen. Merkwürdig ift auch, dafs, wenn man diefes Gebirg als eines der höchften in der Venus anfieht, die Vergleichung mit den Mondsgebirgen zeigt, dafs die höchften Gebirge diefer beiden Weltkörper ungefähr in einerley Verhältnifs gegen einander ftehen, welches auch die Durchmeffer der beiden Körper gegen einander haben. Ueber die Rotation der Venus gab nun zwar diefe Beobachtung allein keinen weitern Auffchlufs, wohl aber veranlafste fie defto forgfältigere neue Beobachtungen, die auch darüber weiteres Licht verbreiteten. Es zeigte fich nämlich bey vielen fol-

genden Beobachtungen, dafs zwar manchmal die beiden Venushörner ungefähr gleiche Geftalt hatten, fehr oft aber auch das eine, und zwar gewöhnlich das füdliche Horn weit länger und fchmäler als das nördliche erfchien, und zwar fo, dafs diefe Erfcheinung in aufeinander folgenden Tagen, ungefähr zu derfelben Tagesftunde ordentlich wiederkam. Die Urfache diefer Erfcheinung konnte wohl keine andere feyn, als dafs ein beträchtlich hoher Gebirgsftrich an dem fchmalen Horn die Fläche bis zu der Lichtgrenze hin mit Schatten deckte, und eben dadurch unfichtbar machte, während zugleich der vorftehende Theil der Randgebirge noch in der Nachtfeite erleuchtet war. Da nun diefe Erfcheinung hauptfächlich an dem füdlichen Horn wahrzunehmen war; fo folgt daraus, dafs auch in der Venus, fo wie im Monde die meiften und gröfsten Gebirge in der füdlichen Halbkugel befindlich feyn müffen: und da fie nach ungefähr 24 Stunden ziemlich ordentlich zurückkehrte; fo mufs auch die Umdrehungsperiode beyläufig 24 Stunden betragen. Vorzüglich merkwürdig aber waren die Beobachtungen am 25, 27, 30ften Dec. 1791 und 11ten Januar 1792, da das füdliche Horn abermals merklich abgerundet, manchmal mit einem einzelnen davon getrennten Lichtpunkte erfchien, und bey fortgefetzter Beobachtung in wenigen Stunden feine Geftalt veränderte, und gleich dem nördlichen fpitzig wurde. Hieraus ergab fich nicht nur überhaupt eine ziemlich fchnelle Rotation, fondern aus der naheren Zeitbeftimmung, und Vergleichung der verfchiedenen Beobachtungen unter einander liefs fich auch diefe Rotation mit grofser Zuverläffigkeit auf 23 Stunden, 20 Min. 59,04 Sec., oder in runder Zahl auf 23 Stunden, 21 Minuten feftfetzen. Damit ftimmen die fämmtlichen Beobachtungen überein, die einzige vom 11ten Jan. 1792 ausgenommen, bey welcher man alfo annehmen mufs, dafs eine ähnliche Erfcheinung durch ein, von dem fonft beobachteten verfchiedenes, Gebirg bewirkt worden fey. Uebrigens verdient noch bemerkt zu werden, dafs Caffini der Jüngere, um feinen Vater gegen Bianchini zu rechtfertigen, in den Parifer Mem. von 1732 gezeigt hat, dafs fich die Bianchinifchen hauptfächlichften Beobachtungen aus Annahme einer Periode von 23 Stunden, 22 Minuten erklären, und mit feines Vaters in Uebereinftimmung bringen laffen. Hr. Sch. beftätigt nun weiter fein obenangeführtes Refultat über die gebirgichten Ungleichheiten der Venus noch durch viele in den Jahren 1793, 94 und 95 gemachte übereinftimmende Beobachtungen, und erzählt, dafs diefelben Erfcheinungen durch verfchiedene feiner trefflichen Werkzeuge, auch von andern Perfonen, als Hr. D. Chladni, Hr. D. Olbers, Hr. Mechan. Tifchbein, oder auch durch feinen ganz unbefangenen Aufwärter völlig eben fo wahrgenommen worden feyen. Befonders liefs fich auch aus der manchmal etwas zackicht und höckericht erfcheinenden Lichtgrenze mit verwafchenem mattgräulichtem Schatten auf gebirgichte Ungleichheiten, fo wie aus den innerhalb 2 Stunden an den Hornerfpitzen wahrgenommenen Veränderungen auf den Umftand fchliefsen, dafs der Aequator der Venus beträchtlich gegen die Ecliptik geneigt feyn, und mithin ein merkwürdiger Wechfel der Jahrszeiten auf diefem Planeten Statt finden müffe. Noch macht Hr. Sch. die Bemerkung, dafs, wenn gleich die Rotationsperiode der Venus im Ganzen mit ziemlicher Zuverläffigkeit beftimmt fey, doch etwa in Anfehung einzelner Secunden noch eine kleine Abänderung darinn möglich wäre, die zwar bey Vergleichung von Beobachtungen, die einander fehr nahe liegen, nicht merklich feyn, aber bey Vergleichung entfernterer Beobachtungen doch noch bedeutend werden könnte, wie dann überhaupt fehr entfernte Beobachtungen fich wegen der Ungleichheiten des Planeten, und wegen der ohne Zweifel Statt findenden Libration nicht mit Sicherheit vergleichen laffen. Uebrigens fey es begreiflich, dafs diefe an fich delicaten, und überhaupt feltenen Beobachtungen leicht auch einem fonft geübten Beobachter entgehen können, wenn er die Venus nicht fo aufserordentlich häufig, wie unfer Vf. zum Gegenftand feiner Unterfuchungen mache, es laffe fich deswegen daraus, wenn andere zu andern Zeiten felbft mit den beften Werkzeugen nichts von der Art in der Venus gefehen haben, kein Schlufs gegen die Zuverläffigkeit der fo vielfach beftätigten Wahrnehmungen des Vf. machen.

Der zweyte Haupttheil diefes Werks enthält Beobachtungen und Bemerkungen über den Dunftkreis der Venus, feine Dichtigkeit, fenkrechte Höhe, und die daher in der nächtlichen Seite entftehende Morgen- und Abenddämmerung, auch horizontale Strahlenbrechung, nebft neuer Beftimmung der Höhe der bey diefen Beobachtungen in der nächtlichen Seite wahrgenommenen Randgebirge. Schon die blofse Erwähnung diefer Gegenftände zeigt, auf wie feine Beobachtungen auch hiebey alles ankomme. Wirklich wufste man auch bisher über die Atmofphäre der Venus beynahe gar nichts Zuverläffiges, ungeachtet man befonders etwa bey ihren Vorübergängen vor der Sonnenfcheibe hätte hoffen können, darüber einigen Auffchlufs zu erhalten. Dafs überhaupt die Venus einen unfrer Erdenatmofphäre ähnlichen Dunftkreis haben müffe, wird fchon aus dem Umftand höchftwahrfcheinlich, weil das Licht derfelben gegen die Erleuchtungsgrenze hin immer matter abfällt, und zwar in einem weit ftarkern Verhältnifs, als dies unter ähnlichen Umftänden beym Mond wahrgenommen wird. Um diefer letztern Bemerkung willen läfst fich die Sache nicht allein aus photometrifchen Gründen erklären, nach welchen fonft freylich auch fchon das Licht gegen die Erleuchtungsgrenze hin, wo es fchiefer auffällt, auch fchwächer wahrgenommen werden mufs; auch der auf der Venus zwar allerdings beträchtliche Halbfchatten ift doch, von der Erde aus gefehen, viel zu gering, als dafs er zu der Erklärung des Phänomens hinreichen follte. Es bleibt alfo nichts übrig, als anzunehmen, dafs nach Analogie der Erde eine Atmofphäre da fey, welche die Sonnenftrahlen um fo mehr fchwächt, je länger fie

durch dieselbe gehen müssen. Diese hienach schon wahrscheinliche Vermuthung einer Venusatmosphäre wurde noch weiter bestätigt, da Hr. Sch. den 9ten März 1790 zum erstenmal wahrnahm, dass von der Spitze oder Lichtgrenze des nördlichen Horns sich zwar intermittirend, aber doch immerfort und unter allen Vergrösserungen deutlich, in der Randfläche der Nachtseite ein sehr mattes bläulichtes Licht zeigte, welches in scheinbar unterbrochenen Punkten spielte, und gegen die Hornspitze in einer ganz verschiedenen mattgräulichen Farbe abstach. Eben diese Erscheinung wurde auch vom Hn. Mechanicus Tischbein auf die nämliche Art beobachtet. Auch am südlichen Horn zeigte sich manchmal dieselbe Erscheinung, und der erleuchtete Theil der Venus machte den Messungen zufolge beträchtlich mehr als einen halben Kreis aus. Alle Umstände bestätigten, dass dies Licht eine wahre atmosphärische Dämmerung war. Die Messung über die Ausdehnung dieser Dämmerung ergab nach gehöriger Rechnung bey verschiedenen Beobachtungen 4° 36′ 28″ und 4° 35′ 34″, im Mittel also 4° 35′ 1″ für den Bogen, über welchen hin sich die Dämmerung von den sichtbaren Hornspitzen ab wirklich erstreckt. Dabey ist aber zu bemerken, dass nach der bey diesen Messungen gebrauchten Methode, durch die Messung selbst schon der Halbschatten, *der auf der Venus auf 22 Minuten zu setzen ist, und* die horizontale Strahlenbrechung der Venusatmosphäre abgezogen sind. Im J. 1794 u. 95 machte Hr. Sch. andere wiederholte Messungen über denselben Gegenstand, aber nach einer verschiedenen Methode, nach welcher Halbschatten und horizontale Strahlenbrechung noch nicht abgezogen sind, indem er nämlich den Durchmesser der Venus mass, und damit die auf die Sehne der Dämmerungsspitzen senkrechte Linie verglich. Diese neuen Messungen ergaben an sich zwar verschiedene Resultate, je nachdem dabey verschiedene Vergrösserungen und verschiedene Teleskope gebraucht wurden. Vergleicht man aber wieder die vermittelst einerley Vergrösserungen desselben Instruments herausgebrachten Resultate, so stimmen sie wieder sehr gut unter sich zusammen. Mit einer 74maligen Vergrösserung eines 7füssigen Teleskops ergab sich nämlich der Bogen, über den sich die Dämmerung wirklich erstreckte, einmal zu 5° 22′ 15″, das anderemal zu 5° 26′ 4″, im Mittel also zu 5° 24′ 0″, (nicht 19″, wie aus Versehen bey Sch. steht.) Zieht man hievon die mit derselben Vergrösserung und einem ähnlichen Instrument obengefundene 4° 36′ 1″ ab; so bleiben 48′ 8″, wovon 22′ für den Halbschatten, mithin 26′ 8″ für die horizontale Strahlenbrechung zu rechnen sind. Begreiflich muss eine stärkere Vergrösserung bey einerley Teleskop, so lange sie nicht für die Lichtstärke des Teleskops übertrieben gross ist, den Dämmerungsbogen grösser angeben, und noch mehr muss dies bey einer stärkern Vergrösserung eines grössern, lichtreichern Teleskops geschehen, und so fand sich auch wirklich im Mittel aus 4 unter sich ziemlich gut übereinstimmenden Messungen, die nach der 2ten Methode mit 160maliger Vergrösserung eines 7füssigen Teleskops gemacht wurden, der uns noch sichtbare Dämmerungsbogen zu 7° 1′ 43″, und mit 136maliger Vergrösserung eines 13füssigen Teleskops im Mittel aus 3 sehr gut übereinstimmenden Messungen 7° 39′ 4″. Eine dieser letzten 3 nach der 2ten Methode angestellten Messungen gab für diesen Bogen 7° 39′ 40″, und mit demselben Teleskop und Vergrösserung ergab die Messung nach der ersten Methode 6° 42′ 50″. Zieht man von dem Unterschied, der 56′ 50″ ist, 22 für den Halbschatten ab; so bleibt für die horizontale Strahlenbrechung 34′ 50″. Oben fand sich dafür 26′ 8″, so dass man mithin im Mittel dafür 30′ 29″ oder beyläufig einen halben Grad, ungefähr wie bey unserer Erde setzen kann. Noch wurden bey dieser Gelegenheit aufs neue Gebirge in der Venus gemessen, und dieselben 1, 2, bis gegen 3 geographische Meilen hoch gefunden. Sonst wird nun aus dem mit den besten Teleskopen noch für uns bemerkbaren 7¼° Dämmerungsbogen in Vergleich mit der Erddämmerung, deren hellster Theil sich nur auf 6° 23½′ erstreckt, geschlossen, dass die Venusdämmerung in ihrer ganzen Ausdehnung, bis sie sich in der Dunkelheit der Nacht verliert, wenigstens unserer ganzen Erddämmerung gleich seyn, und also auf 18° hin sich erstrecken müsse. Die ganze senkrechte Höhe der Venusatmosphäre würde hienach beyläufig ebenfalls wie bey der Erde auf 10 geographische Meilen; die Höhe desjenigen untern und dichtern Theils aber, in welchem die Dämmerung noch bey uns erkennbar ist, 6524 Toisen, oder 1,7 geographische Meilen betragen. Ueberlegt man die geringe Grösse, unter welcher mithin der Venusdunstkreis von der Erde aus erscheinen muss; so wirds begreiflich, warum man bey ihren Vorübergängen vor der Sonne keine sichere Spur davon entdecken konnte, wenn gleich hie und da optische Täuschungen auch hier, so wie bey einigen andern Phänomenen irreführen konnten. Am Ende sind noch einige allgemeine Betrachtungen und Vergleichungen, besonders zwischen der Erde, dem Mond und der Venus angehängt. Die Atmosphäre des Monds scheint sich, so weit sie uns sichtbar ist, nur auf etwas über 200 Toisen zu erstrecken; die der Venus ist ungefähr der Erdatmosphäre gleich. Hingegen sind die höchsten Mondsgebirge beträchtlich hoher als die der Erde, und in gleichem Verhältniss sind die höchsten, hauptsächlich in dem südlichen Theil der Venus sichtbaren Gebirge ungefähr 4mal so hoch, als unsere Cordilleren. Welch einen prächtigen Anblick müsste ein Beobachter auf dergleichen Gebirgen haben, von denen er gegen 170 geographische Meilen im Durchmesser überschauen, Gebirge, Thäler und ebene Landschaften unter sich liegen sehen, und die Gipfel anderer, unterhalb des Horizonts liegender hohen Gebirge weit über diesen erhaben erblicken könnte! Welche neue erhabene Naturscenen! Welch ein Eindruck von der Grösse des Schöpfers!

Den Beschluss machen theils Bemerkungen vom Hn. Hofr. Kästner über die Art, aus Beobachtungen die Aus-

Ausdehnung der Dämmerung auf der Venus zu finden, theils eine Beschreibung des zu Lilienthal errichteten 27füsigen Teleskops, mit praktischen Bemerkungen und Beobachtungen über die Grösse der Schöpfung. Das 27füsige Teleskop, das, durch die gemeinschaftlichen Bemühungen des Vf. und Hn. Prof. Schraders des Jüngern zu Kiel, zu Stande gebracht worden, ist ein wahres Meisterstück deutscher Kunst, und wenn auch gleich auf Kosten des Königs von England oder der französischen Republik noch grösere Teleskope verfertigt worden sind, oder noch verfertigt werden sollen (die Franzosen haben wirklich im Sinn, ein 60füsiges Teleskop mit einem Spiegel aus Platina zu verfertigen), so kann doch gewiss auch die deutsche Nation auf ein solches Unternehmen eines Privatmannes stolz seyn. Es sind dafür 2 Objectivspiegel, einer zu 19½, der andere zu 20 calenbergischen Zollen, jener gegen 180, dieser gegen 200 Pfund schwer gegossen worden. Die Figur derselben ist ausserordentlich gut gerathen, und die Spiegel haben bey heiterer Luft noch bey 800 bis 1000maliger Vergrösserung überall keine Bedeckung nöthig. Ein sehr glücklicher Gedanke war es, den hintern Theil des Rohrs, wo die gröste Last ist, auf einem besondern Wagen ruhen, und auf demselben herumführen zu lassen. Den ganzen sinnreichen Mechanismus aber, vermittelst dessen der Beobachter, ohne den Ocular zu verlassen, diesen beträchtlichen Körper, zugleich mit einer daran befestigten Galerie, auf welcher er selbst mit einer kleinen Gesellschaft Platz findet, und noch ein kleines Schreibcabinet hat, ganz allein mit Leichtigkeit einige Grade weit herumtreiben, und mit einem einzigen Gehülfen das Rohr nach allen Himmelsgegenden richten kann, müssen wir in der lehrreichen Schrift selbst nachzusehen überlassen. Dass man mit einem so ganz vorzüglichen Instrument manche Dinge am Himmel entdecken könne, welche nur noch vor 10 Jahren selbst eine astronomische Einbildungskraft kaum zu träumen wagte, wird man gerne glauben. Hier werden noch besonders einzelne kleine Gegenstände im Mond, der Stern 6 im Orion, der wenigstens 12fach erscheint, die Auflosungen der nebelartigen Stellen in der Milchstrasse, und noch vorzüglich der Nebel am Schwerdt des Orion nach ihrer Erscheinung vermittelst eines solchen Teleskops beschrieben: von letzterem ist auch eine besondere genaue Zeichnung beygefügt. Der angehängte Wunsch, dass bald mehrere öffentliche Sternwarten Werkzeuge dieser Art erhalten möchten, wird wohl noch lange ein frommer Wunsch bleiben.

LITERARGESCHICHTE.

Unter dem erdichteten Namen GERMANIEN: *Charakteristik einiger jetzt lebenden preussischen Geistlichen.* Ohne Vorber. 1796. 179 S. 8.

Ob der ungenannte Vf. dieser Charakteristik von 64 preussischen Geistlichen auf den Dank derselben rechnen könne — ob ihm auch das Publicum dafür danken werde, dass er demselben so viele, ganz unbedeutende, Dinge vorgeschwatzt — so manche Scandale erzählt hat — ist wohl sehr problematisch. Aber was die Hauptsache ist, die Glaubwürdigkeit seiner Erzählungen ist höchst verdächtig. Wenigstens bey dem Rec. hat er durch folgenden Artikel S. 158.: „*Waldau, Prediger an der Sebalduskirche und Inspector des egydianischen Gymnasiums zu Nürnberg,*" allen Glauben verloren. Denn Hr. *Waldau* gehört nicht unter die preussischen Geistlichen; — auch ist es nicht wahr, dass derselbe *Prediger an der Sebalduskirche* sey; — auch ist es nicht wahr, dass er *Inspector des egydianischen Gymnasiums* sey — und so weiter. *Sapienti sat.*

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Wien u. Leipzig*, b. Doll: *Warton und Sidney*, oder, *die geretteten Freunde*, ein dramatisches Gemälde in vier Aufzügen. 1795. 126 S. 8. (6 gr.) Die Rolle eines Mannes, den Unwillen über falsche Freunde, buhlerische Geliebte, und untreue Bediente zur schwärzesten Melancholie treibt, und der Charakter eines andern, der unverschuldet mit seiner Familie in solcher Dürftigkeit schmachtet, dass er seinem Elend durch Selbstmord ein Ende machen will, übersteigen die Kräfte dieses Verfassers, der weder Energie zur Ausführung jener Rolle, noch das Rührende, wodurch der andre Charakter interessant werden konnte, in seiner Gewalt hält, sondern entweder durch mattes und fades Geschwätz Langeweile, oder durch gezierten und steifen Ausdruck Ekel erregt. Gehäufte Erkennungen machen den Ausgang romanhaft: die Entwicklung wird dadurch bewirkt, dass jene beiden Männer zugleich den Entschluss fassen, sich in denselben Fluss zu stürzen, (eine aus dem *Fabricant von London* von *Falbaire* nachgeahmte Idee) aber höchst unschicklich ist es, dass beide in einer solchen Lage erst noch viel mit einander disputiren. Sehr possierlich sagt der Lord S. 9.: „Ich muss doch *ernsthaft* nach„sehn, ob nicht auf meinen Kissen irgendwo ein Fluch klebt." Lachen statt Rührung erregt es, wenn er darauf S. 10. sagt: „*Zeige mir nur*, auf welchem Gelde der Fluch liegt; ich will „*es in Koth treten*, will die Küste zerstören, will sie *im Feuer* „verbrennen, wie man *pestige* Dinge verbrennt." Ganz gut ist die Idee, dass er S. 11. die vielen falschen Freunde mit Insekten vergleicht, die von allen Seiten an ihn hinaufkriechen, wenn er dann aber ausruft: „Da sind schon wieder welche, „*grünlich*, *gelblich*, *schwarz im Grunde*," so wird die ganze Stelle, die schauderhaft seyn soll, burlesk. In dem Munde eines Lords, der mit seiner Maitresse spricht, ist das Sprüchelchen: *Qui bene distinguit, bene docet*, gar zu albern. — *Kummerhaft, ein Deliberat, ein Okular, abseits, gewichtig an Geist; dies sollte mich zusammenwerfen*, anstatt, *erschüttern*, dies sind so einige Beyspiele von den Undeutschheiten des Vfs.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 9. Januar 1797.

PHILOSOPHIE.

1) ROSTOCK und LEIPZIG, b. Stiller: *Aphoristische Darstellung der Religion innerhalb der Gränzen der blossen Vernunft*, des Herrn Immanuel Kant, von *Friedrich Grillo*, Professor der Philosophie. 1794. 176 S. 8. (10 gr.)

2) CHEMNITZ, b. Hofmann: *Betrachtungen über die Kantische Religion innerhalb der Gränzen der blossen Vernunft*, nebst einer Abhandlung über den Skepticismus überhaupt und über den Kantischen Skepticismus insbesondre. Von *J. G. Ratze*. 1794. XXII u. 238 S. gr. 8. (16 gr.)

Nr. 1. enthält nicht viel dem Vf. eigenes, ist aber doch brauchbar für solche, die einen grösseren Umfang eines wissenschaftlichen Ganzen nicht leicht zu übersehen vermögen. Die aphoristische Darstellung ist zwar nicht nach einem eigenen Plan, der über das Ganze ein neues Licht verbreitete, geordnet, vielmehr folgt sie Schritt vor Schritt dem Gang der Kantischen Schrift; (mit dem einzigen Unterschiede, dass die *Allgemeinen Anmerkungen*, die Kant den einzelnen Abschnitten seiner Schrift beygefügt hat, hier in einem besondern Anhang dem Texte nachfolgen.) Auch findet man nicht eigenthümliche Zusätze des Vf., die zur Erläuterung dunkler oder schwieriger Stellen viel beytragen könnten. Allein theils schon das nähere Zusammenrücken der Hauptgedanken, theils noch mehr die Leichtigkeit, die der Vf. seinem Vortrag zu geben gewusst hat, erleichtern allerdings das Verstehen der Kantischen Schrift, und wir können also dem Vf., der, nach seiner Aeusserung in der Vorrede, gerade nur dies mit seiner Arbeit beabsichtiget hat, das Zeugniss ertheilen, dass er seinen Zweck erreicht habe. Um so mehr müssen wir es bedauern, dass nicht nur die vielen Druckfehler, über die der Vf. selbst (in den philosophischen Annalen, Dec. 1795.) öffentliche Klage geführt hat, sondern noch weit mehr die durch das ganze Buch fortlaufende allen Regeln widersprechende Interpunction das Lesen so sehr erschweren. Wir zeichnen zum Beweiss des letztern gleich den Anfang der Vorrede aus: „diese Darstellung, ist eigentlich für „den Cirkel, meiner Bekannten gemacht, der aus aufgeklärten Personen, beyderley Geschlechts, besteht. „Sie hatten seit mehrern Jahren, von dem unsterblichen Verfasser, sehr vieles sprechen gehört, ohne eben „seine Schriften, gelesen zu haben, u. s. w." Nun denke man sich eine nur etwas verwickeltere Periode mit einer solchen Interpunction! Und, wenn wir versichern, dass diese Stelle noch lange nicht die schlimmste in der genannten Rücksicht ist, so werden unsre Leser begreifen, mit welcher Qual man sich durch ein Buch durcharbeiten müsse, das einem Wege gleicht, wo die Wegweiser und Meilenzeiger, die bestimmt sind, dem Wanderer die Reise zu erleichtern, durchaus dazu gebraucht wären, die Strassen zu verrammeln! Eine Erinnerung dieser Art sind wir gerade gegen Hn. Gr. um so mehr zu machen berechtiget, da er selbst (in den philosophischen Annalen) von den kleinlichsten Druck- und Schreibefehlern in den Kantischen Schriften, während er die bedeutenderen meist seiner Aufmerksamkeit entgehen liess, so viel Aufhebens gemacht hat. Zudem scheint die gerügte widersinnige Interpunction nicht des Correctors sondern des Vfs. eigne Schuld zu seyn, indem in der genannten Klage über die Druckfehler seiner eignen Schrift nicht nur von der Unrichtigkeit der Interpunction nichts erwähnt, sondern dieselbe fehlerhafte Interpunction sogar selbst beobachtet ist. — Noch müssen wir eine Rüge über den Titel des Buches hinzufügen, der offenbar eine Sünde wider die Grammatik, den gesunden Verstand und den guten Geschmack ist. Schon der Titel von Nr. 2. *über die Kantische Religion etc.* ist fehlerhaft; nach allen Regeln müsste man, in dieser Verbindung, sagen: *über die Kantische Schrift, die Religion etc.* Aber was soll man von einem solchen Titel sagen: *Darstellung der Religion, innerhalb der Gränzen der blossen Vernunft, des Hn. Immanuel Kant?* — — Die, nur 6 Seiten lange, *Darstellung des Fetischismus*, die zuletzt noch angehängt ist, ist sehr unbedeutend.

Nr. 2. enthält mehr dem Vf. eignes als Nr. 1. ohne jedoch diesem an Brauchbarkeit gleich zu kommen. Wenigstens möchte es schwer seyn, die Classe von Lesern zu bestimmen, denen es nöthig und nützlich, oder thunlich und zweckmässig scheinen könnte, die Kantische Schrift durch Erläuterungen und Zusätze folgender Art, von der wir nur ein Beyspiel anführen, verständlich zu machen. — Nach dem der Vf. in der II Abh. *Ueber den Ursprung des Bösen und des Guten*, die Kantische Erklärungsart nach seiner Weise kritisirt und erläutert hat, führt er S. 62. fort: „noch „eine Erklärungsart über den Ursprung des Guten und „Bösen bleibt uns übrig, sie ist aber sehr gewagt, und „wie alle menschliche Aufschlüsse, welche den ersten „Ursprung und die eigentliche Beschaffenheit der Dinge zum Gegenstande haben, bloss eine Hypothese. „Da wir nämlich auf alle Fälle nicht uns selber, sondern die Gottheit, als den Urheber von unserer Natur und ihrer ursprünglichen Beschaffenheit ansehen „müssen, so kann die ursprüngliche Anlage zum Bösen eben so wenig unsre eigene Verschuldung seyn, „als

„als es unser Verdienst ist, dass wir eine ursprüngliche „Anlage zum Guten haben, oder dass wir überhaupt „vernünftige Wesen sind. *Wir geben also, in Bezie- „hung auf den Glauben an ein höchstes Wesen, unsre „Freyheit und Sittlichkeit und alles Böse und Gute gänz- „lich auf,*“ (hiebey steht in einer Note: „Weiter un- „ten wird das alles schon wieder angenommen und „hergestellt werden;“) und „die Gottheit ist alles in „allem. Aber eben deswegen, weil ein allweises, all- „mächtiges, ganz heiliges und ewiges Wesen der Ur- „heber von allem, was existirt und geschieht, ist, so „kann es überall kein Böses geben, sondern es muss „in dem unendlichen Verstande des höchsten Wesens, „der das Ganze und die unendlichen Bestimmungen „desselben übersieht, nothwendig alles gut seyn etc.“ Nachdem nun der Vf. gezeigt hat, dass alles Uebel und alles Böse in der Welt uns nur darum übel und böse und eine Abweichung von dem Gesetze der Heiligkeit scheine, weil es uns (S. 65.) an der Uebersicht der göttlichen Weisheit und Heiligkeit fehle, da es doch „*bey Gott selber gar keine Abweichung ist, viel- „mehr die Weisheit und Heiligkeit Gottes da erst recht „gross und über alle unsre Weisheit und Heiligkeit er- „haben ist, wo es uns eine Abweichung von derselben zu „seyn scheinet:*“ so setzt er S. 66. hinzu: „ob wir „gleich die Heiligkeit und Nothwendigkeit des Da- „seyns dieser physischen und moralischen Unvollkom- „menheiten in der Welt durch keine bestimmten Grün- „de erweisen, und dadurch auch aus den Unvollkom- „menheiten die Weisheit und Heiligkeit Gottes eben „so, wie aus den Vollkommenheiten, darthun kön- „nen, *so nöthiget uns doch unser moralisches Gesetz un- „widerstehlich zu dem Glauben*, dass, im Falle alles „von Gott herkommt, auch alles schlechterdings noth- „wendig gut, weise und heilig seyn müsse;“ und S. 67. „*Durch diesen überzeugenden Glauben an eine hö- „here Weisheit des höchsten Wesens wird nun dieselbe „auch in der Seele des Menschen realisirt.* Die Dinge „werden nicht mehr nach dem gegenwärtigen Anschei- „ne, sondern nach dem im Glauben ergriffenen Ideal „der göttlichen Weisheit beurtheilt;“ und S. 68. „Es „wird also in dem moralischen Glauben alles Böse über- „haupt aufgehoben, dergestalt, dass, obgleich *die „sämmtlichen physischen und moralischen Unvollkommen- „heiten* wirklich etwas Reelles sind, sie doch in dem „unendlichen Verstande der Gottheit als gut und als „nothwendig zur Hervorbringung der höchstmögli- „chen, sittlichen und physischen Vollkommenheit end- „licher Wesen erscheinen, und *deswegen in der Wirk- „lichkeit von dem höchsten Wesen angeordnet sind.*“ Nun macht er sich zwar den Einwurf: „es ist zwar wahr, „dass sich der Glaube an sich und auch die Schrift, „welche ihn von uns fodert, nicht so erklärt. Viel- „mehr lässt er *wenigstens das moralische Uebel aus Frey- „heit der Menschen entstehen*, welches auch zu blossem „*praktischen* Gebrauche nicht nur hinlänglich, son- „dern auch am heilsamsten ist.“ Allein er weiss die- sen Einwurf sogleich zu heben: „*Wenn der Glaube aber,* „fährt er fort, *wie alles in der Welt*, der Kritik nun „doch einmal nicht entgehen kann, so kann er sich „auf eine solche Weise rechtfertigen, ohne der Sitt- „lichkeit zu schaden. Der Grund dieser Rechtferti- „gung besteht in *dem von der Vernunft absolut gebote- „nen Glauben an eine höhere Weisheit des Urhebers aller „Dinge*, nach welcher Weisheit auch dasjenige gut „ist, was uns jetzt böse zu seyn scheint, und *ausser „jenem Glauben auch wirklich böse ist.*“ — Allein da dieser Glaube die Hauptschwierigkeit hat, dass er mit der Freyheit des Menschen nicht wohl zusammen bestehen kann, so sucht nun der Vf. den Widerspruch aufzulösen. Dies geschieht denn S. 69. ff. auf die Weise, dass dem Menschen nur eine Quasi-Freyheit übrig gelassen wird; denn, obgleich S. 70. gesagt wird: „aufgehoben soll und darf nun *unsre absolute Freyheit* „schlechterdings nicht werden;“ (wogegen es jedoch schon S. 69. heisst: „alle Gründe, welche, des Glau- „bens an Gott, als Urheber und Regierer aller Dinge, „ungeachtet, dem Menschen eine *absolute Freyheit* zu- „sichern wollen, gehören zu den Sophistereyen, und „halten die Prüfung der Kritik nicht aus;“) so wird doch gleich darauf hinzugesetzt: „die Freyheit muss „nun jenem Glauben gemäss bestimmt werden;“ wel- ches denn auf folgende Art geschieht: „die Vernunft „wird sich nämlich im Gesetze als ein absolutes und „freyes Vermögen bewusst. Dieses Bewusstseyn bleibt „nun unveränderlich und dasselbe, ob sie sich gleich „auch dabey in dem Glauben an Gott bewusst ist, dass „sie auch als ein vernünftiges und freyes Vermögen „nicht *ursprünglich* durch sich selber, sondern durch „das höchste, ewige, alles in sich fassende und her- „vorbringende Wesen existirt.“ Am Ende aber schliesst doch die Untersuchung damit: „wie aber absolute Frey- „heit und praktische Vernunft bey endlichen Wesen, „die sich zugleich als abhängige Geschöpfe eines hö- „hern Wesens betrachten müssen, überhaupt möglich „seyn kann, das *ist uns eben so unbegreiflich*, als die „Möglichkeit der Freyheit überhaupt, ohne alle Rück- „sicht auf ein höheres Wesen, als dem Urheber unse- „rer Existenz und der Art und Weise derselben.“ —— Was ist denn nun mit dieser ganzen Hypothese gewonnen, die, nachdem sie sich mit den auffallendsten Widersprüchen herumgetrieben hat, ebenfalls in einer Unbegreiflichkeit endigt? Man sieht wohl, um was es dabey dem Vf. zu thun war; er wollte die Hypothese, womit er sich die Möglichkeit der Freyheit überhaupt begreiflich gemacht hat, nämlich die erwähnte „*Rücksicht auf ein höhers Wesen,*“ auch zur Erklärung des Ursprungs des Bösen anwenden. Dies mag wohl für ihn, der in jener Rücksicht auf ein höheres Wesen einen beruhigenden Erklärungsgrund für die Möglichkeit der Freyheit überhaupt gefunden hat, ganz gut seyn. Aber das sollte ihm doch einleuchtend seyn, dass eine solche dogmaticistische Behauptung der Kritik in ihren Grundprincipien widerspricht; (oder glaubt er wirklich, dass der Platnerische *Skepticismus*, dessen Parthey er genommen zu haben scheint, *kritisch* sey?) und wie kann er dann noch glauben, in irgend einer Behauptung mit Kant einig zu seyn? Doch ja, es giebt der Schriftsteller noch mehrere, die sich einbilden mit der Kritik einverstanden zu seyn, weil

weil sie mit ihr einerley *Resultate* annehmen, und die der kritischen Philosophie wesentliche Dienste zu erweisen glauben, wenn sie die gleichen Resultate aus *Gründen* darthun, die allem, was die Kritik begründet hat, schnurstracks entgegen, und durch die ersten Anfangsgründe der kritischen Philosophie als untauglich widerlegt sind. Gerade als ob es in der Philosophie blofs auf die *Resultate* ankame, gleichviel aus welchen *Gründen* sie abgeleitet würden! Deſshalb thun denn auch solche Philosophen oft so, als hätte man alles, was die Kritik sagt, längst gewufst, und der Einfluss der Kritik auf die Wissenschaften wäre nur eine leere Prätension! Gegen Schriften dieser Art, zu deren Widerlegung man immer das aufs neue wiederholen müfste, was die Kritik längst gesagt hat, weil sie das, was die Kritik schon widerlegt hat, nicht einmal mit einer neuen Ansicht oder Wendung wiederholen, bleibt weiter nichts übrig, als sie an die Kritik zu verweisen. — Wir haben nur diese einzige Stelle des Buches, diese aber absichtlich so ausführlich ausgezeichnet, weil die mancherley Aeufserungen, die sie enthält, nicht nur den Geist des ganzen Buches sondern überhaupt der ganzen Philosophie des Vf. bestimmt genug kenntlich machen. Sie wird hinreichend seyn, um zugleich auch diejenigen unsrer Leser, die, mit den *Gründen* der Kantischen Philosophie nicht einverstanden, gleichwohl einen Theil von den *Resultaten* derselben gern für sich behalten und mit ihrer antikritischen Philosophie verbinden möchten, auf diese Schrift aufmerksam zu machen, die *für sie* unstreitig in mancher Rücksicht überzeugend und befriedigend seyn wird. Wir können es uns aus demselben Grunde auch ersparen, von der *Abhandlung über den Skepticismus überhaupt und über den Kantischen Skepticismus insbesondere*, welche die 1ste Abh. des Buches ausmacht, besonders Rechenschaft zu geben, wozu es uns auch an Platz gebrechen würde.

Wir verbinden aber mit der Anzeige dieser Schrift zugleich noch eine kurze Anzeige zweyer andern Schriften desselben Vf., die in demselben Geiste geschrieben sind:

1) Leipzig, b. Böhme: *Ist Glückseeligkeit oder Tugend die Bestimmung des Menschengeschlechts?* Ein Versuch zur Berichtigung des von Kanten veranlassten Streites über den Endzweck der Welt. Von *J. G. Ratze.* 1794. 72 S. 8. (5 gr.)

2) Chemnitz, b. Hofmann: *Beylage zu Kants Kritik der praktischen Vernunft.* Von *J. G. Ratze.* 1794. XXIII u. 152 S. gr. 8. (10 gr.)

Wie viel Nr. 1. zur „*Berichtigung* des von Kanten veranlafsten Streites über den Endzweck der Welt" beytragen könne, läfst sich zum Theil schon daraus beurtheilen, dafs der Vf. nicht einmal die Frage richtig gefafst hat. Er spricht durchaus in seiner ganzen Schrift blofs von der Bestimmung des *Menschen*, ohne auch nur mit einem Worte zu erwähnen, in wie ferne denn die Bestimmung der ganzen Gattung mit der Bestimmung des Individuums für identisch gelten solle. Das Resultat, das der Vf. aufstellt, dessen Gründe aber hier keine Stelle finden können, ist folgendes, S. 70. „*Der Mensch ist zur sittlichen Glückseeligkeit bestimmt.*" S. 71. „Da bey dem Menschen in der guten Gesinnung „die *Seeligkeit des Gesetzes*, (der Vf. spricht mehrmals „von der *absoluten Seeligkeit des Gesetzes*, wie ein Mystiker!) als der reine Vernunftzweck, mit der durch „die Moralität veredelten und geheiligten sinnlichen „Glückseeligkeit in ein Bewufstseyn und eine Empfindung vereiniget ist, so würde meiner Meynung nach, „der *Titel von der menschlichen Bestimmung*, dieselbe „vollkommen in sich fassen, wenn man *sittliche Glückseeligkeit* dazu wählte. In dieser Gestalt leuchteten „alle Bestandtheile der menschlichen Bestimmung aus „dem Titel hinlänglich hervor, und man konnte sich „die Glückseeligkeit nicht ohne die Tugend, aber auch „die Tugend nicht ohne die Glückseeligkeit denken." Höchst possierlich klingt folgende Beschreibung von der Entstehung des *Sollens*, S. 35. ff. „Wenn sich die „Vernunft der Herrlichkeit ihres Gesetzes vollkommen „bewufst ist, und die Begierden entweder gar keine „Blendwerke neben dem Gesetze zur Wahl vorhalten, „oder doch mit Anpreisung ihrer Gaukeleyen, wegen „der Majestät des Gesetzes keinen Eindruck auf den „Willen machen können, so *will* der Wille nach seinem Gesetze handeln. Gelingt es aber den Neigungen, sich durch allerley List und angenehme Vorspiegelungen bey dem Willen einzuschmeicheln, und „denselben, zu Gunsten ihrer empirischen Zwecke, „zur Abweichung vom Gesetze geneigt zu machen, der „Wille sich aber zugleich auch seines Gesetzes noch „vollkommen bewufst ist, so *ändert er*, nachdem er „den Neigungen schon einige Hoffnung zur Erfüllung „ihres Begehrens blicken lassen, *plötzlich sein Betragen, zum Nachtheil und zur Kränkung der Neigungen.* Aufgebracht über sich selbst und über das Ansuchen der Neigungen, *verwandelt* er sein sonstiges „eigenes ruhiges *Wollen* in ein freyes aber ernstes *Gebot*, und spricht zu sich selbst: du *sollst* nach deinem „Gesetze, und nicht nach dem vorgeschlagenen Zwecke „der Neigungen handeln." — Das heifst doch die tiefen Speculationen gemeinfafslich machen!

Was für Aufschlüfse über die Kritik der praktischen Vernunft von der Beylage Nr. 2. zu erwarten seyen, das werden unsre Leser aus wenigen Aeufserungen des Vfs., dergleichen wir einige, ohne sonderliche Auswahl, ausheben wollen, ebenfalls leicht beurtheilen konnen. S. 6. heifst es: „das höchste Sittengesetz drückt Herr Platner S. 467. (im 2ten Bd. „der philosophischen Aphorismen) so aus: *thue nicht „das Gegentheil von dem, was du selbst erkennst als wahr „und gut.*" Dieses Sittengesetz ist von dem kategorischen Imperativ „*Handle so, dafs du wünschen* (?) „*könnest, dafs die Maxime, nach welcher du handelst, „ein allgemeines Gesetz werden möge,*" „blofs in Worten und darinn, unterschieden, dafs Hr. Platner die „Maxime der Handlung namentlich als *Wahrheit* und „*Güte* angiebt, [was heifst das?] Herr Kant aber die „*Allge-*

„*Allgemeinheit des Wollens einer Maxime* als das einzi„ge ächte Kennzeichen ihrer Moralität festsetzt, und „also den vernünftigen Willen *unmittelbar auf sich* „*selber zurückweiset*." Der Vf. konnte also wirklich glauben, dass diese beiden Sätze *bloss in Worten* unterschieden wären? So wenig ahnet er den Sinn der Kritik der praktischen Vernunft, die er commentirt und berichtiget? Begreiflich ists, dass er, der das Platnerische Sittengesetz als gleichbedeutend mit dem in der Kritik aufgestellten Grundgesetz der reinen praktischen Vernunft annimmt, es für unrichtig hält, dass (S. 6.) „Herr Kant meynt, der Begriff des Guten „und Bösen dürfe nicht vor dem moralischen Gesetze „vorhergehen, und als der Grund des praktischen Ge„setzes angesehen werden;" nothwendig musste eine solche Behauptung ihm völlig räthselhaft seyn, der sich einbildet, das höchste Sittengesetz heisse: thue nicht das Gegentheil von dem, *was du* selbst *erkennest* als wahr und *gut*.. Doch meynt er, es würde seine Richtigkeit haben, zu sagen: das Moralgesetz gehe vor dem Begriff des Guten vorher und erzeuge denselben; wenn man (S. 7.) unter dem Gesetze *die Substanz* des vernünftigen Willens verstehen wollte!! welches jedoch, wie er gleich darauf wieder meynt, nicht zugegeben werden kann, weil sowohl das Wollen des Guten als die Idee des Guten nicht die *vernünftige Substanz* selber, sondern *unmittelbare Wirkungen dieser Substanz* seyen. — Zu den sittlichen Triebfedern zählt der Vf. die Glückseeligkeit, S. 51. „Da die Glück„seeligkeit gar nicht das Widerspiel von der Tugend ist, „diese vielmehr die möglichste Vollkommenheit von „jener zur Absicht hat, so kann auch das *pathologi*„*sche Interesse* für den Menschen eine *vollkommene sitt*„*liche Triebfeder* seyn, wenn dasselbe nur mit dem Ge„setze übereinstimmet. S. 53. „Wenn das Interesse der Neigungen an und für sich mit dem Gesetze harmonirt, oder durch Vernunft völlig mit demselben übereinstimmend gemacht worden ist, so entsteht diejenige Art des moralischen Gefühls, welches man *Liebe zum Guten* nennen kann; wenn aber die Neigung dem Gesetze zuwider ist, und der vernünftige Wille dieselbe mit seiner Oberherrschaft erst unterdrücket, oder auch bloss bis zur Uebereinstimmung mit dem Gesetze einschränket, so entstehet dasjenige Gefühl, welches *Achtung gegen das Gesetz*, oder auch *Achtung gegen den vernünftigen Willen* heisst." Ausser dieser Liebe zum Guten, welche, wo sie in einem höheren Grade vorhanden ist, entweder *moralischer und religiöser Enthusiasmus* (S. 53.) heisst, wenn sie nicht durch aufgeklärte Begriffe, *philosophischer Enthusiasmus* aber, wenn sie durch aufgeklärte Begriffe unterstützt ist, (man sieht, wie glücklich der Vf. im Bestimmen und Bezeichnen der Begriffe ist!) ausser dieser Liebe zum Guten zählt der Vf. auch noch als eine besondere Art derselben eine *geistige Liebe* unter den Triebfedern zum Guten auf; wobey er zugleich die pathologische *Liebe zu Gott* S. 55. gegen Kant in Schutz nimmt. Als Triebfedern zum Guten werden ferner aufgezählt, die *ästhetischen Empfindungen*, die nach S. 59. nebst den moralischen auch zu den sittlichem Empfindungen gehoren; ferner, das *gute Gewissen*, das *böse Gewissen*, *die Reue*, *die Ehre*, und *die Schande*.. Wir müssen es aber den Lesern überlassen, sich darüber in dem Buche, wenn sie Lust dazu haben, selbst zu unterrichten. Die *Vernunftpostulate* stellt der Vf. als *Pflichtvorschriften* vor, S. 76. ff. — An verschiednen Orten spricht der Vf. von einem *Genusse* der *Idee* des absoluten Guten, z. B. S. 74. „Der Mensch hat in der Tugend ein absolutes Gut der Vernunft, und also auch die höchste und bleibende Glückseeligkeit, welche sich, wegen der genauen Vereinigung der Sinnlichkeit mit der Vernunft, zugleich der Sinnlichkeit mittheilet, so dass *die Idee des absolut Guten nicht nur von der Vernunft* durch das Denken, sondern auch *von der Sinnlichkeit* durch das Empfinden *genossen* wird." — Zuletzt noch eine Probe von der Bestimmtheit des Vortrags! S. 87. „Die Tugend ist auch die Bedingung und das Mittel, „durch welches das möglichste Wohl erreicht wird, in„dem *dieselbe* (nämlich die *Tugend!*) theils alle recht„mässige Mittel zur Erlangung der sinnlichen Glück„seeligkeit anwendet; theils aber auch die Neigungen „ordnet und einschränket, doch so, dass sie (die Tu„gend) *den Neigungen durch Vernunftgründe darthut*, „dass sie durch diese Einschränkung nichts verlieren „sondern gewinnen." — Das sind harte Worte! wer mag sie hören!

KLEINE SCHRIFTEN

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Hilscher: *Der Jüngling in der Einsamkeit*, nachdenkend über Diesseits und Jenseits. 1795. 99 S. 8. (6 gr.) Wer kann noch an der Wiederbringung aller Dinge zweifeln, da die, seit vierzig Jahren verschwundene, *Jünglinge in der Einsamkeit* wieder zu spucken anfangen? Ein *Jüngling* mag wirklich der Vf. dieser kleinen Schrift seyn; das beweisen die theils vagen, theils verbrauchten Gedanken, das Declamatorische, Süsslallende, und Nachlässige des Vortrags. Ein junger Theolog mag der Vf. seyn, denn die Selbstgespräche des einsamen Jünglings sehen gerade, wie Predigtfragmente eines angehenden Homileten aus. S. 56. hat Rec. eine auffallende Seltenheit, nämlich eine *geflugelte Quelle* gefunden, denn daselbst heisst es: „Gewähre uns die Religion gegen „die äussre Verfolgung Schutz, wie gern wird sie nicht, die „*Quelle* alles Guten, hier ihre *Fittige* zu schützen über uns aus„breiten, wenn wir nur ihren Winken folgen!"

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 10. Januar 1797.

GESCHICHTE.

RIGA, b. Hartknoch: *Der aufgefundene Eridanus, oder neue Aufschlüsse über den Ursprung, die Zeit der Entstehung, das Vaterland und die Geschichte des Bernsteins*, von D. *Joh. Gottfr. Hasse*, Consistorialrath u. Prof. zu Königsberg. 1796. 200 S. 8.

Noch nie erinnern wir uns ein sonderbareres Buch gelesen zu haben, als das gegenwärtige. Werke, in denen die Beurtheilungskraft mit der Gelehrsamkeit nicht gleichen Schritt hält, finden sich in Menge; aber in der nämlichen Schrift die ausgebreiteteste zum vorliegenden Stoff gehörige Belesenheit, und mit derselben vielen Scharfsinn zu finden, sobald es auf die Entwicklung fremder Gedanken ankommt, ohne sich doch selbst vor auffallenden Schwächen zu hüten, dies gränzt beynahe an das Unbegreifliche, und *kann in diesem Buche* blofs mit einer übertriebnen *Vorliebe für das Land*, in dem der Vf. lebt, entschuldigt oder gerechtfertigt werden. Doch vielleicht irren wir uns selbst in unserm Urtheile; ohne also dem Leser durch Widerlegung einzelner Sätze vorzugreifen, was auch ohne die Recension bis zur Ungebühr auszudehnen, nicht möglich wäre, wollen wir blofs den Gang des Hn. *H.* so richtig als es uns möglich, vorzeichnen. Jeder Liebhaber des Alterthums wird dadurch um so mehr gereizt werden, diese nicht weitläuftige Schrift selbst zu kaufen und zu beurtheilen, da wir nach genauer Prüfung versichern dürfen, dafs noch keine Abhandlung erschienen ist, in welcher alles so vollständig und richtig als in dieser gesammelt wäre, was die Alten über die Kenntnifs des Bernsteinlandes und des wichtigen Handels mit diesem Produkte hinterlassen haben. — Ungefähr 2000 Jahre vor Christi Geburt war nach Hn. *H.* Hypothese ein grofser Erdbrand, der Sodom und Gomorra zerstörte, sich über einen grofsen Theil von Africa, Asia und Europa verbreitete, und auch in Preufsen das Harz grofser Walder aus Tannen, *Palmen* etc. erpresste. Die Folgen dieses Brandes waren Erderschütterungen, durch welche das todte, das kaspische Meer und die Ostsee sich bildeten, denn Schnee und Eis schmelzte in den höchsten Gebirgen und setzte sich in den Vertiefungen. Die Beweise zu diesen Behauptungen liefert Phaëthons Fahrt auf dem Sonnenwagen nach der Erzählung in Ovids Metamorph. Phaëthon bedeutet Feuer; er ist ein Sohn der Sonne (grofse Hitze und Brand) und der Klymene (der Ueberschwemmung). Es brennt von Aethiopien bis zum Tanais; also ein Erdbrand, vorzüglich in den nördlichern Theilen von Europa und Asia. Phaëthon stürzt in den Strom Eridanus; das heisst, eine Gegend versank unter das Wasser. Seine Schwestern, welche das Electrum schwitzen, sind schwarze, den Bernstein träufelnde, Pappeln, die der Eridanus aufnimmt und an Roms Matronen versendet. — S. 13. „Dies alles wird von den Alten *einstimmig* und *glaubhaft* erzählt, also ist es so wahr, als die Geschichte des Erdbrandes in der Bibel.“ Und S. 2. „Ovid ist der Mann, dessen wohlthätige Winke Licht in der Dämmerung, bey Vermuthungen Sicherheit und bey Zweifeln Gewifsheit gewähren.“ Folglich ärgert sich Hr. *H.*, wenn Diodor und Plinius die ganze Erzählung vom Phaëthon zur blofsen Fabel herabwürdigen wollen. Der ganzen Auseinandersetzung, durch welche Ovids Dichtungen mit den Erzählungen des Moses in Zusammenhang gestellt und die Irrereisen der Io durch die Ausbreitung der Söhne Noah erklärt werden, können wir unmöglich folgen. Auch die Untersuchungen über den Namen und den Gebrauch des Bernsteins übergehen wir; nicht aber die Bemerkung S. 48. dafs die Argonauten sicher hier im Norden gewesen sind, und dafs eben durch sie die Erzählung von Phaëthons Fahrt entstand. Die Hauptsache aber, um welche sich alles Folgende dreht, ist der Beweis, dafs *Eridanus* nichts anders bedeute als gegen Osten fliessender See oder Strom, dafs er die *Ostsee* anzeige, weil er nach dem Griechischen diese Erklärung haben könne, weil auch Homer sogar dem Ocean den Namen eines Flusses beylege; dafs ferner der Eridanus, welcher den Bernstein giebt, nie durch den Po, noch durch einen andern Flufs, sondern allezeit durch die Ostsee zu erklären sey. Und hier folgen dann die mit der äusserst en Sorgfalt gesammelten Stellen der Griechen und Römer, welche beweisen, dafs man den Bernstein aus der Ostsee holte, nach dem Vf. aber beweisen sollen, dafs man ihn nie wo anders holte, dafs Eridanus immer die Ostsee bezeichne. Doch Hr. *H.* übergeht keine Angabe, welche diesen Flufs in das nördliche Italien zu setzen scheint; sucht aber einleuchtend zu machen, entweder dafs sie irrten, oder dafs eine andere Auslegung statt finden könne, oder er giebt eine Bernsteinhandlung über Pannonien nach Rom, nur nicht nach Griechenland zu. Warum Pannonien in mehr als einer Stelle durch Kärnthen erklärt werde, wissen wir nicht. Eigentlich glaubt Hr. *H.* aller dieser Beweise entbehren zu können; denn eh er sie noch giebt, wird S. 87. versichert: „Die Ostsee ist als Eridanus das rechte Vaterland des Bernsteins — dies haben wir auf eine Art gefunden (aus dem Ovid) dafs darüber kein Wider-

spruch mehr Statt hat." Dafs die Oftfee allein den Bernftein in Quantität liefere, macht dem Vf. ja wohl niemand ftreitig; allein dies genügt ihm nicht; felbft Indien mufs das Land der Veneder bedeuten S. 126. weil ein Alter gefagt hat, Bernftein wachfe auch in Indien, und Germanicus hat mit feiner Flotte fchlechterdings die Oftfee befahren S. 128., denn fonft könnte ja die Infel Auftrania das heutige Samland nicht feyn. Die Auseinanderfetzung der Stelle Ovids: Neptunus habe fich dreymal zu erheben gefucht, und wie diefes die Entftehung des todten, kafpifchen Meers und der Oftfee anzeigen müffe, wollen wir den Lefern nicht vorwegnehmen. — In der Vorrede fagt Hr. *H.*: „die Auffchlüffe, die ich gefunden habe, find neu (das find fie); wen die Refultate meiner Unterfuchungen ärgern, der verdamme mich nicht zum voraus, fondern prüfe und widerlege mich. — Wer fie aber bewiefen findet, der trage fie in die Gefchichte ein, und freue fich mit mir einer gefundenen Wahrheit, auch ohne meinen Namen dafelbft zu nennen." Rec. ift es leid, fie nicht in die Gefchichte tragen zu können; vielleicht finden andere die Beweife der hier ausgeführten Sätze bündiger, als fie uns gefchienen haben.

SCHILLINGSFÜRST, b. Schell: *Joh. Juftus Herwig,* Fürftl. Waldenburg. gemeinfchaftl. Hofraths und Archivars, *Entwurf einer genealogifchen Gefchichte des hohen Haufes Hohenlohe.* 1796. 198 S. 8.

Der Vf. hat diefen Entwurf einer genealogifchen Gefchichte fämmtlichen Fürften des Haufes Hohenlohe *zu Füfsen gelegt.* Höflicher wäre es gewefen, er hätt' ihnen folchen in die Hände gegeben. Seine Abficht ift, eine vollftändige Hohenlohifche Gefchichte in fyftematifcher Ordnung, jedem Staatsbürger fafslich, dem Publicum allmählig vorzulegen. Die genealogifche Gefchichte macht den Anfang, darauf follen folgen hohenlohifcher Regenten Biographien, eine Landes- und Ortsbefchreibung, und endlich eine hohenlohifche Staatskunde. Wir möchten den Vf. ermuntern, fich lediglich der Ausarbeitung diefer beiden letztern, als derjenigen Gegenftände zu widmen, die nach dem Geift unfers Zeitalters und dem Grad unferer jetzigen Kultur allein noch einen Anfpruch auf die öffentliche Aufmerkfamkeit machen können. Da man heut zu Tag von einer *Landesgefchichte* erwartet, dafs fie uns darftelle, wie fich das kleinere Land von einer urfprünglichen Maffe losgeriffen, wie die verfchiedenen Stände entftanden, wie die Veränderung der Regierungsformen auf einander gefolgt, welche Fortfchritte Landbau, Gewerbe, Künfte, Wiffenfchaften, Sitten, überhaupt die Cultur, genommen; fo können wir es einem Gefchichtfchreiber gar gern erlaffen, wenn er fich mit der Gefchichte der regierenden Familie nicht weiter, als fie auf alles jenes unmittelbaren Einflufs gehabt, befchäftigt, und alle übrigen Gaukeleyen von hohen Geburten und Vermählungen, Kreuzzügen, Gefandtfchaften und Türkenfchlachten theils ganz übergeht, theils in eine zur Belehrung hinlängliche genealogifche Haupttabelle verweift. — Wirklich fcheint auch unfer Vf. diefe Rückfichten nicht genug vor Augen gehabt zu haben. Denn anftatt alles, was er auf vielen Bogen gefagt, eben fo gut und noch weit anfchaulicher durch eine einzige genealogifche Tabelle darzuftellen; hat er fich nicht einmal die Mühe gegeben, feinem Werk eine folche Tabelle beyzufügen, fondern dem Lefer überlaffen, fie aus feinen Angaben fich erft felbft zufammen zu fetzen. Zwar leugnen wir nicht, dafs zu genealogifchen Unterfuchungen Gedult, Wiffenfchaft und Scharffinn gehört; nur zweifeln wir, ob es nöthig ift, durch alle jene rauhen Wege, die der Vf. bey feinen erften Nachforfchungen zurückgelegt, den Lefer von neuem durchzuführen. Für diefen find kurze Refultate und gedrängte Citationen der Beweife hinlänglich. Das Werk lobt am Ende von felbft den Meifter, und wer folche Tabellen zu gebrauchen und Urkunden damit zu vergleichen nöthig hat, der wird dann zu feiner Zeit über ihre Richtigkeit das befte Zeugnifs geben können. — Der Vf. theilt feine genealogifche Gefchichte in 9 Epochen, und leitet das hohenlohifche Gefchlecht von der Salifchen Familie der Herzoge in Franken ab. Die Beweife hierüber follen dem Publicum noch befonders vorgelegt werden, wozu wir demfelben Geduld genug wünfchen. Unterdeffen wird *Kremer* als Gewährsmann aufgeführt. Eben fo wenig ift zur Zeit die hohenlohifche Abftammung von einem Grafen Hermann, angeblichen Urenkel Herzog Eberhards von Franken, erwiefen; vielmehr ift wahrfcheinlich, dafs deffen Nachkommenfchaft in feinem Sohn, dem Bifchof Gebhard von Regensburg, ganz erlofchen fey; denn in dem Stiftungsbrief des Stiftes Oeringen nennt er keinen feiner angeblichen Brüder, und es ift kaum zu glauben, dafs Gebhard, wenn er noch Brüder zu rechtmäfsigen Erben gehabt, fo grofse Güter an das Stift Regensburg und andere geiftliche Gefellfchaften hätte vermachen können. Zu verwundern ift, wie Hr. *H.* als ein Archivar, der doch Diplomatik verftehen wird, behaupten mag, Graf Herrmann, der im J. 1037 geftorben, foll fich in noch vorhandenen hohenlohifchen Archivsurkunden der *Durchlauchtige* gefchrieben haben. Mann könnte ohne alle Gefahr Hn. *H.* 1000 Ducaten für jede deutfch gefchriebene Urkunde des 11ten Jahrhunderts verfprechen, die er uns aus dem Hohenlohifchen oder überhaupt aus irgend einem Archiv in der ganzen Welt wird vorlegen können. Wahrfcheinlich verfteht er aber unter diefer Urkunde das Oeringifche Nekrologium, welches wohl zu merken, etliche Jahrhunderte jünger, als der Graf Herrmann, und überhaupt eine rechte Pfaffen-Legende ift. In der *Vita S. Adelhaidis* kommt eine Stelle vor, aus der man fchliefsen follte, dafs ein Zweig des Ardemifchen Gefchlechts fich auch in Oftfranken feftgefetzt. Im Fall dies nicht die Limpurge oder Kaftelle gewefen, würde daraus freylich für die Hohenlohe eine ftarke Vermuthung erwachfen, da zumal die Familiennamen in beiden Gefchlechtern fich fehr ähnlich find. Den Beynamen Tek, den einige aus dem brauneck-hohenlohifchen Haus geführt, haben fie wahrfcheinlich nicht von dem herzoglichen Haus diefes Namens, fondern durch

durch eine Verbindung mit einer vorhandenen gleichnamigen edeln Familie erhalten. (*Gebhardi* genealogische Geschichte der erblichen Reichsstände II. S. 171.) Sonst äussert der Vf. manche Sätze, die Rec. nicht unterschreiben möchte, z. E. dass *Dux* und *Liber* gleichbedeutend gewesen, dass Hohenloh oder Hollach vom Gollachgau seinen Namen habe, dass der Taubergau zum Burggrafthum Nürnberg gehörte, dass es ein grosses Interregnum gegeben. Lächeln muss man über die gezwungnen Tiraden, womit die verstorbnen Grafen und Fürsten jederzeit parentirt werden. So hat z. B. der Kammerrichter Karl Philipp Franz im Tempel der Unsterblichkeit — sein Leben geendigt; der Domherr Philipp Ernst hat sich sogar 1759 unsterblich gestorben. Die Descendenz ist jederzeit *hoch*. — Uebrigens sehen wir der versprochenen hohenlohischen Staatskunde und Topographie mit Verlangen entgegen, und freuen uns zum voraus, dem Vf. da, wo er ein glücklicheres Feld vor sich haben wird, die ehrenvolleste Gerechtigkeit wiederfahren lassen zu können.

LITERARGESCHICHTE.

WIEN, b. Trattnern: *Mich. Denis*, kaiserl. königl. Hofraths und ersten Custos der Hofbibliothek, *Einleitung in die Bücherkunde. Erster Theil. Bibliographie.* Libri sunt Magistri qui nos instruunt etc. Zweyte verbesserte Ausgabe. 1795 Ohne Vorr. 292 S. gr. 4.

Der verdienstvolle Vf. welcher mit diesem Werke vor ungefähr 18 Jahren seine literarische Laufbahn angetreten, und sich in demselben, nach dem Urtheil aller Kenner, so wie er solches selbst, in dem, der gegenwärtigen neuen Auflage vorausgeschickten Bericht bemerkt, als den Mann gezeigt hatte, von dem man sich, auch in diesem Fache, nichts gemeines und alltägliches versprechen konnte, beschenkt uns nun mit einer *zweyten* Ausgabe desselben. Dass hier nicht blosser Nachdruck der ersten Ausgabe zu erwarten sey, ist leicht zu erachten, und jeder, der sich die Mühe geben wird, beide Ausgaben mit einander zu vergleichen, wird bald finden, dass ausser der Fortsetzung bis 1795 manche wichtige Zusätze und Verbesserungen hinzugekommen sind. Da übrigens in der Hauptsache selbst, und in der Anlage dieses Werks keine Veränderung vorgenommen worden ist: so würde es wohl überflüssig seyn, wenn wir solche hier unsern Lesern vorlegen wollten. Wir müssen es also nur bey einigen wenigen Bemerkungen, die vielleicht doch nicht ganz unwichtig seyn möchten, bewenden lassen. S. 63. Die ehemalige Gewohnheit, die Bücher mit Ketten zu versehen, mag sich doch wohl nicht immer auf die Vorsicht, sie vor diebischen Handen zu verwahren gegründet haben; wenigstens würde dieses eher bey kleinern und *more Flaciano* leicht in die Tasche zu schiebenden Seltenheiten, als bey grossen und schweren Folianten nöthig gewesen seyn. Rec. glaubt vielmehr, dass man sie auch deswegen mit Ketten versehen habe, um sie desto bequemer von einem Orte zum andern, z. B. aus den Klosterbibliotheken in die Refectoria zum Vorlesen tragen zu können. Wenigstens hat Rec. dergleichen Bücher gesehen, an denen die daran befestigte Kette nicht zum Anheften, sondern als Handhabe eingerichtet war. S. 87. Von der *Disquisit. de libro Theuerdank.* ist nicht *H. G. Titz*, sondern *J. D. Köler* der Verfasser. Eine neue Ausgabe mit Zusätzen besorgte 1790 der *Rect. Hummel* in Altdorf. S. 96. Dass das auf dem in der Karthause *Buxheim* befindlichen Holzschnitt, den man bisher für den ältesten gehalten hat, bemerkte Jahr 1423 gerade das Jahr der Verfertigung desselben bezeichnen müsse, davon haben wir uns noch nicht überzeugen können. Das S. 106. über die französischen Buchhändler *de la Caille* und *de Bure* ausgesprochene Urtheil könnten wir mit verschiedenen, gar lustigen Beyspielen bestätigen. Auch der, gegen auswärtige Bibliographen S. 116. vorgebrachten Klage in Betreff der, von selbigen, bey der Anzeige deutscher Werke begangenen Fehler treten wir bey, müssen aber auch gestehen, dass auch Deutsche von dieser Schuld nicht losgesprochen werden können. S. 117. Das, dem *Decor Puellarum*, so aus der *Jensonschen* Presse zu *Venedig* gekommen war, beygesetzte *falsche* Druckjahr, hat doch in den neuern Zeiten wieder seine Vertheidiger gefunden, die sich aber nun, nachdem sie Hr. *Denis* in seinem *Suffragio pro Joh. de Spira* eines bessern belehrt hat, zurück ziehen werden. S. 121. hat Rec. unter den ältesten nürnbergischen Druckern den berühmten *Regiomontanus* ungerne vermisst, aber auch den, dem *Heinrich Rumel* gegebenen Abschied gar sehr gebilligt. S. 121. wird noch immer bezweifelt, ob *Ulrich Zell* von *Hanau*, aus dessen fruchtbarer Presse so viele Produkte vorhanden sind, zu *Köln* schon in den frühern Jahren möchte gedruckt haben. Mit Zuverlässigkeit kann das freylich nicht bewiesen werden; doch ist es höchst wahrscheinlich. In den *Panzerischen* Annalen ist eine schon 1466 von demselben gedruckte Schrift angezeigt worden, die bisher verborgen geblieben war. Zu den Klosterdruckereyen S. 123. verdiente auch die bey den *Augustinern in Nürnberg* gesetzt zu werden. Den lächerlichen Fehler, dass *de Bure*, aus dem *Hermannus Levilapis* und *Hermann Lichtstein*, oder vielmehr *Leichtenstein*, zween verschiedene Drucker gemacht hat, und der S. 124. gerügt wird, hat Rec. auch in dem Catalog des *Crevenna* bemerkt, doch ist selbiger in dem Index unter dem Jahre 1480 verbessert worden. Dass *Andreas Friesner* S. 126. der vorher in *Nürnberg* druckte, nachher aber nach *Leipzig* zog und daselbst die Theologie lehrte, daselbst auch sollte gedruckt haben, möchte schwer zu erweisen seyn. Unter den bisher angezeigten Städten, in denen die Druckerkunst bald nach Erfindung derselben ausgeübt worden ist, hätten wir wegen des neuerlich entdeckten Druckers, *Albert Pfisters*, auch *Bamberg* erwartet, zumal da es nun wohl entschieden seyn wird, dass die berühmte lateinische Bibel *litter. missalib.* daselbst gedruckt worden sey. S. 138. wird sehr richtig bemerkt, dass die Erfindung der schönen lateinischen Typen, die eben

ebenfalls unsern, nach Italien gezogenen Landsleuten zu danken hat, durch die ihnen daselbst vorgelegten bessern Manuscripte veranlasst worden sey. Was S. 139. von der Einführung der hebräischen Druckereyen angeführt worden ist, wird nun aus des Hn. *De Rossi Annalib. hebr. typogr. Sec. XV.* verbessert werden müssen. Die Warnung S. 155. die Drucker jener ältern Produkte, denen es ganz an Unterschriften u. s. w. fehlt, nicht aus der Vergleichung *nachgestochener Alphabete* zu bestimmen, verdient allerdings beherzigt zu werden. Denn Rec. könnte es mit Beweisen belegen, dass dadurch schon manche offenbare Irrthümer verbreitet worden sind. Ueberhaupt kann eine solche Vergleichung, nur bey jenen Schriften statt finden, die in die ältesten Zeiten der Druckerkunst gehören. Denn in der Folge, da die Schriftgiesser ihre Schriften an mehrere Drucker verkauften, ist es unmöglich, denjenigen mit Gewissheit zu bestimmen, der dieses oder jenes Werk gedruckt hat. S. 196. wo von der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen die Rede ist, verdiente bemerkt zu werden, dass dieselbe durch das Vermächtniss des Grafen *Thott*, einen über alle Massen wichtigen Zuwachs an ältern Büchern von Anfang der Druckerkunst bis 1530 und an Handschriften erhalten hat, wie solches aus dem von Hn. *Nyerup* verfertigten ganz vortrefflichen Catalog zu ersehen ist. Die *Leipziger* Rathsbibliothek, deren S. 202. gedacht wird, besitzet nun die ganze *Collectionem Ciceronianam* des sel. *Ernesti*, welche für dieselbe bey der Versteigerung der Bibliothek dieses trefflichen Mannes für 579 Rthlr. gekauft wurde; und so ist die *Nürnberger* Stadtbibliothek, S. 202. durch die fast vollständige Sammlung *Melanchthonischer* Schriften, die der sel. Pastor *Strobel* gemacht hatte, vor kurzem bereichert worden. Dass *Bilibald Pirckheimers* Bibliothek sollte nach *London* gekommen seyn, davon weiss Rec. nichts, wohl aber dieses, dass ein Theil derselben erst in den neuern Zeiten, durch Zufall in Nürnberg entdeckt worden sey, und daselbst noch immer in der ehemaligen Scholarch *Hallerischen* Bibliothek aufbewahrt werde. S. 206. Von der mit der Vaticana in Rom vereinigten *Heidelberger* Bibliothek, und besonders von den, in derselben befindlichen Handschriften altdeutscher Gedichte, hat uns erst neuerlich Hr. *Friedr. Adelung* gute Nachrichten gegeben. S. 226. u. f. verdienten ganz vorzüglich Hn. *Mannerts* erst im vorigen Jahre herausgegebenen *Miscellanea* beygesetzt zu werden, in denen man in gedrängter Kürze alles beysammen antrifft, was zur Beurtheilung älterer Handschriften, blos nach äusserlichen Kennzeichen, zu wissen nöthig ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin* u. *Leipzig*, b. Nicolai: *Peter Lebrecht*, eine Geschichte ohne Abentheuerlichkeiten. Erster Theil. 1795. 144 S. 8. — So feyerlich auch der Titel verspricht, dass dieser Roman von abentheuerlichen Begebenheiten frey seyn soll, so sehr der Vf. im Eingang der Romane spottet, die dergleichen enthalten, so einfach seine Geschichte anfangs ist, wo drey Jahre verstreichen, ohne dass etwas weiter vorfällt, als die sehr mattbeschriebene Liebe des Helden für die Gouvernante in demselben Hause wo er Hofmeister ist: so häufen sich doch bald viele und sehr romantische *Abentheuer*. Selbst die lang unbekannte Entstehung des Helden ist sehr *abentheuerlich*, indem seine Aeltern am Hochzeittage das Gelübde der Enthaltung thun, in ein Kloster gehn, und sich nachher bey einer unvermutheten Zusammenkunft doch vergessen; *Abentheuer* ist es, wenn der Held unerwartet seinen Vater findet, (noch dazu ein unnützes *Abentheuer*, da es ohne Folgen bleibt) wenn ihm seine Braut am Hochzeittage entführt wird, wenn er sie, nachdem er ihrer so sehr vergessen, dass er schon mit einer andern verlobt ist, nicht nur mit einem andern verheirathet findet, sondern auch seine Schwester in ihr entdeckt. Ja, S. 117. sagt der Held selbst: „dann machte ich mich auf den „Weg, um *Abentheuer* aufzusuchen." Der Held soll ein Philanthrop seyn, (und doch setzt er, nachdem er jemanden einen sehr liebenswürdigen Mann genannt, S. 134. hinzu: „Wenn „man es *nämlich* überhaupt der Mühe werth finden will, die „Menschen zu lieben") aber seine Empfindeleyen sind meistens fade. Der Ton der Erzählung ist oft unausstehlich gedehnt, (z. B. in der Beschreibung von *Lebrecht's* Reise zu seiner Hofmeisterstelle) und mit schleppenden Randglossen überladen. Man sehe z. B. S. 91. die Meditationen und Declamationen in der Fuchsgrube. Der Vf. ist sich seiner Kraftlosigkeit in solchen allgemeinen Betrachtungen so sehr bewusst, dass er S. 36. selbst sagt: „Wenn es zuweilen kommen sollte, dass ich aus „der *unseligen Sucht* einen *armseligen* Gedanken zu weit auszu„spinnen, o mitleidiges Schicksal, so lenke meinen Blick auf „*Sterne* oder *Thümmel*, bey deren süssem Geschwätz auch der „gescheidte Mann etwas lernt, und lass *im tiefsten Gefühl mei„nes Abstandes* alles, was ich dann noch habe hinzusetzen wol„len, in einen langen Gedankenstrich ausarten!" Gedankenstriche, oder noch besser ganz weisses Papier wird jeder Leser statt des Räsonnements über die Liebe S. 55. und über die Wirkungen des Kusses S. 66. wünschen. Der Satire hascht der Vf. oft nach, aber es mangelt ihm dazu nicht allein an Energie, sondern auch an Feinheit. Die *Qualmbüchse für die Fackeln der Aufklärer* S. 121. ist gar zu unnatürlich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 11. Januar 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Frankfurt a. M., b. Eſslinger: *Das Mädchen von Marienburg*, ein fürſtliches Familiengemählde in fünf Aufzügen von *Franz Kratter*. 1795. 188 S. 8. (20 gr.)

Ebendaſelbſt: *Die Verſchwörung wider Peter den Groſsen*, ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen von *Franz Kratter*. 1795. 184 S. 8. (20 gr.)

Beide Schauſpiele haben nicht nur einerley Verfaſſer, ſondern gründen ſich auch beide auf bekannte Begebenheiten aus der Geſchichte *Peter des Groſsen*. — Der Inhalt des erſten beſteht in dem Glück, das eine Pfarrerstochter von *Marienburg*, *Katharina* (die nachmalige Kaiſerin Katharina I.) macht, die, als Beute nach Petersburg geſchleppt, an den Hof des Kaiſers gebracht, von ihm geliebt, und endlich mit ihm vermahlt wird. Der Karakter Katharines, ihres Vaters, ihres Bruders, und des Czar ſind von dem Vf. ſo gezeichnet, daſs ſie jedes Leſers Zuneigung und Achtung gewinnen müſſen. *Katharinens* Lebhaftigkeit, harmloſe Fröhlichkeit, unbefangne Unſchuld, ungeheuchelte Offenheit, ungezwungne Natur, naive Einfalt, verbunden (denn ſie iſt mehr, als ein Lottchen am Hofe) mit liebreichem Wohlwollen gegen jedermann, thätigem Eifer für Unglückliche, (indem ſie ihre Gewalt über den Czar nur braucht, andern zu helfen, und ihre Fürſprecherin zu ſeyn, ganz, wie *Voltaire* ſagt: *Elle le rendit plus grand, en le rendant plus clement*) mit männlichem Verſtand, treffendem Witz, mit ſteter Gegenwart des Geiſtes, und feſter Entſchloſſenheit, (wodurch ſie auch Gefahren, die ſie nicht ahndete, Trotz bieten kann) — dies alles wird in ſo ſchönen Zügen geſchildert, daſs jeder das Mädchen der Liebe eines Mannes, wie Peter der Groſse, würdig finden muſs. (Nur in einigen Stellen ſpricht ſie zu gelehrt, beſonders iſt vielleicht S. 184. das Beyſpiel vom *Gelo*, das ſie vorbringt, Gelehrſamkeit am unrechten Ort.) Ihr Vater beweiſt eben ſo viel Standhaftigkeit in Ertragung ſeiner Leiden, als unerſchütterlichen Muth, die Tugend ſeiner Töchter zu vertheidigen, und er erſcheint in allen ſeinen Grundſätzen, die er eben ſo unerſchrocken dem Czar, wie ſeinen Kindern, ſagt, als ein wahrhaftig ehrwürdiger Mann. *Katharinens* Bruder, *Eduard* iſt durch ſein vortreffliches Herz, durch die rührende Zärtlichkeit für ſeinen Vater, durch ſeine Treuherzigkeit, edlen Stolz, und raſches Feuer überaus intereſſant. Der Czar erſcheint ganz in der raſtloſen Thätigkeit, in dem brennenden Eifer für das Wohl ſeines Reichs, in der Geiſtesgröſse, und in der Gutmüthigkeit, wie ihn die Geſchichte darſtellt, aber auch mit den Launen der aufbrauſenden Hitze, und ſcheinbaren Strenge, die ihm die Geſchichte beylegt. Auch die untergeordneten Karaktere z. B. *Menzikof*, der im edlen Ungeſtüm ſehr viel Aehnliches mit dem *Czar* hat, (wenn ſeine Gemahlin S. 77. zu ihm ſagt: „Der *Czar* hat „*nie* mit dir gleich geſtimmtes Temperament" ſo muſs offenbar für *nie ein* geleſen werden) und *Natalie*, die das Feuer ihres Gemahls ſo weiſe leitet, und, ſo ſehr ſie anfänglich im Verdacht der Kupplerey kommen mag, ſich *Katharinens* mütterlich annimmt, erwerben ſich die Hochachtung des Leſers. Einige der ſchönſten Auftritte ſind folgende, wo erſt *Eduard* und dann der Pfarrer den Czar ſprechen, ohne zu wiſſen, daſs er es iſt, wo der Czar in dem erſtern einen Nebenbuhler argwohnt, wo *Katharina* mit den Ihrigen ſo unerwartet zuſammen kömmt, wo der Vater über das Glück ſeiner Tochter am Hofe erſchrickt, und ihr ins Gewiſſen redet, wo *Natalie* dem verliebten Czar vorſtellt, daſs *Katharine* mehr als Maitreſſe zu ſeyn verdiene, wo die Tochter ſich vor dem, das Schlimmſte argwohnenden, Vater rechtfertigt, wo der Vater ſeine Tochter vom Czar ſelbſt zurückfodert, wo der Czar unter innerm Kampf in ihre Abreiſe willigt, wo ſie ſeine Geſchenke ausſchlägt, wo ſie, indem ſie zum zweytenmal ſich von ihm trennen will, in ein Geſtändniſs ihrer Liebe ausbricht, und wo endlich der Czar mit der Erklärung, daſs ſie ſeine Gemahlin werden ſolle, alles ſo überraſcht, daſs ſie kaum noch Worte finden können, ihr frohes Erſtaunen zu bezeigen, worauf dann ohne weitres Wortgepränge das Stück ſich ſchieſst. Die Liebe des Czar zu ihr iſt nicht ſchmachtend, tändelnd, romantiſch, ſondern mit Hoheit und Würde verbunden, und äuſsert ſich mehr in Handlungen, als in wortreichen Betheuerungen. Sie liebt den Czar insgeheim, ohne es ſich ſelbſt zugeſtehn, und doch bekennt ſie ſie nicht eher mit ausdrücklichen Worten, als in dem Zeitpunkt der Entſcheidung. Da das Schauſpiel nach der Abſicht des Vfs. ein *Gemalde* ſeyn ſoll, ſo ſind einige epiſodiſche Scenen eingemiſcht, die die Abſicht haben, den Czar als Regenten zu karakteriſiren, Scenen mit *Menzikof*, dem er für alle Härte, die er ihm aus ungerechtem Argwohn erwieſs, ſo reichlichen Erſatz thut, mit einem unwürdigen Präſidenten, den er entläſst, mit wuchernden Kaufleuten, die er beſchämt, und mit den holländiſchen Schiffern, die er als Freunde ehrt. Das Koſtume iſt durchgängig mit der gröſsten Sorgfalt beobachtet. Das Stück erfodert mancherley De-kora-

korationen wegen der öftern Veränderung des Schauplatzes; nur einmal verändert er sich zu schnell, nämlich, in der zweyten Scene des ersten Akts. Zu der angenehmen Illusion in der ganzen Ausführung kömmt noch ein affektvoller, nachdrücklicher, natürlicher, gedankenreicher, und körnigter Dialog. Ein *Sinneverlorner* (für *Sinneberaubter*) kömmt zweymal, ja gar einmal der *Sinneverlorenste* vor. *Unfug* für *Unart*, *Unbilden* für *Ungerechtigkeiten* sind die beiden einzigen Idiotismen im ganzen Stück. Ein einzigesmal ist dem Vf. ein unedler Zug entwischt, wenn nämlich der Jüngling, der S. 6. sich erbietet, seinen müden Vater zu tragen, sagt: „Ich bin ein junger, gesunder, breit-„schultriger Kerl, der ohngefehr so viel auf sich nimmt, „als man einem Esel aufzupacken pflegt." Das zweyte Stück, ein Trauerspiel hat viele traurige herzerschütternde Scenen, doch löst es sich für die Personen, die den Leser am meisten interessiren, zuletzt noch glücklich auf. Hier aber hat nicht so wohl der *Czar* selbst, als *Menzikof* und *Natalie* die Hauptrollen. *Menzikof*, Freund des Czar im eigentlichen Sinn des Worts, der für ihn und durch ihn so viel Grosses und Gutes bewirkt, wird in eine Verschwörung gegen Peter verwickelt, man macht ihn zum Spiel seiner Leidenschaften, man reitzt ihn im Augenblick, da er mit *Natalien* verbunden werden soll, durch einen untergeschobenen Brief, man erregt seinen Ehrgeitz durch Schmeicheleyen, man befördert seine ohnedies leicht auflodernde Hitze durch Wein, und rasch genehmigt er des Czar Ermordung, aber eben so schnell ist er, als er das Leben des Czar in Gefahr sieht, ihn zu retten, und durch ein reuiges Geständniss Verzeihung zu suchen. So viel Ehre dies Bekenntniss seinem Herzen macht, so sehr schmerzt es dem Leser, einen Mann von so edlem Geiste zur Nothwendigkeit der Reue erniedrigt zu sehn, so wie es vorher dem Leser leid thun muss, in Peters Busenfreunde einen so leichtgläubigen Mann und eingeschränkten Menschenkenner zu finden, der so spät die Schlingen des Heuchlers ahndet, der ihn zu fangen sucht, und der auf dessen Empfehlung so gar geneigt ist, beynahe alle die Verschwornen für gute Menschen zu halten. Tief erschüttert aber das Herz des Lesers sein grausamer Eifer, oder vielmehr seine verzweiflungsvolle Wuth, (Strafe genug für sein Vergehn!) womit er selbst das Todesurtheil *Nataliens*, (die er zu schnell für schuldig erkennt) beschleunigt. *Natalie* wird erst seit dem vierten Aufzuge, erst durch ihre Leiden recht wichtig, und sie ist die einzige ausgearbeitete weibliche Rolle; denn überhaupt ist, ausser ihr, nur noch eine, sehr episodische, Frauensperson in diesem Stück. Da *Nataliens* Verlobter ihre Rechtfertigung zu hören sich weigert, da ihr eigner Vater und ihre Handschrift (denn man schob, als sie den Ehevertrag zu unterschreiben glaubte, die Verschwörungsakte unter) gegen sie zeugen, da sie ihrem, nicht zu erweichenden, Vater verzeiht, ob sie ihn gleich selbst ein Ungeheuer nennen muss, da sie dem nahen Tode muthvoll entgegen sieht, da sie S. 172. ihrem Verlobten ein Gemählde ihres blutbespritzten Antlitzes vermacht — bebt der Leser für die erhabene Dulderin, und ihr, bis auf die letzte Seite so wahrscheinlicher Tod, ja, die steigende Wahrscheinlichkeit desselben, bis ihre Unschuld entdeckt wird, erregt die schmerzhaftesten Gefühle. Der *Czar* erscheint in diesem Stück mehr leidend, als handelnd, aber in seinen Handlungen, die hier vorkommen, glänzt ein wohlwollendes, ein freundschaftliches Herz, eine erhabne Seelengüte. Dass er als *Vermummter* vor Gerichte für *Menzikof* selbst zeugt, ist unter seiner Würde, und, dass er beym Ausgang nicht mehr eilt, *Natalien* zu retten, seinem feur'gen Karakter nicht gemäss. Der ehrgeitzige Fürst *Amilka* mit seinem schwarzen Hass gegen den Czar, und seiner glatten Zunge ist ein schauderhafter Karakter. Einige Verschworne, ein ehemaliger Fürst, zum Hofnarren verdammt, (eine schöne Rolle voll bittrer Laune) ein General, über Kleinigkeiten sich beleidigt findend, und durch des Czar überraschende Güte beschämt, ein, aus langer Gefangenschaft befreiter, Graf, seine gefallene, und doch edle Tochter — dies sind die vorzüglichsten Nebenrollen, die der Vf. alle unter sich, und mit der Haupthandlung geschickt zu verweben gewusst hat. Die Darstellung von der Verschwörung selbst, von ihrer Vollführung (wo besonders der Schrecken, der die Verschwornen befällt, als der Czar unbefangen unter sie tritt, ausserordentliche Wirkung thut) und von dem gerichtlichen Verhör veranlasst herrliche Gemälde. Die Hinrichtung der Verurtheilten geschieht zwar ausserhalb der Bühne, aber die Beschreibung, die S. 175. davon gemacht wird, macht sie so anschauend, als wenn sie auf derselben geschähe. Bey der letzten Entwicklung enthält sich auch hier der Vf. alles unnöthigen Schwalles von Worten. Die detaillirte Beichte des Czar von seinen eignen Lastern S. 57. ist unwahrscheinlich und zu lang. Vor der Verlobung scheint *Menzikof's* Liebe zu kalt, indem er, in Vergleichung mit *Natalien*, viel zu abgebrochen davon spricht. *Natalie* wird, wenn sie S. 85. ihr Entzücken detailliren will, zu physikalisch in der Beschreibung desselben. Die Tirade S. 117. wo der aufgereitzte *Menzikof* zu deklamiren anfängt: „Bey den Haaren wollte ich das ge-„krönte Ungeheuer herumschleppen u. s. w." ist gar zu arg; bey einer solchen Detaillirung seiner Rache könnte am ersten seine Freundschaft für Peter wieder erwachen.

Obgleich die *Verschwörung* sich auf eine frühere Begebenheit gründet, so haben wir doch vom *Madchen von Marienburg* zuerst geredet, weil es früher auf den Bühnen erschien, weil es mehr Beyfall gefunden, und weil es in Oekonomie und Ausführung den Vorzug hat. Uebrigens haben wir beide Schauspiele ausführlicher angezeigt, weil der Vf. darinnen viel Hoffnung für die Bühne erregt, und in der dramatischen Bearbeitung von der Geschichte Peter des Grossen seine Vorgänger *Dorat*, *la Harpe*, *Nougaret*, und *Babo* weit übertroffen hat.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Operetten von S. G. Bürde.* 1795. (jedes der beiden Stücke ist, weil es auch

auch einzeln verkauft wird, besonders paginirt, das erste hat 112, das zweyte 164 S.) 8.

Das erste Stück dieser Sammlung: *Die Regata zu Venedig, oder, die Liebe unter den Gondelieren* ist bereits in der A. L. Z. im Monat September St. 293. S. 727. umständlich angezeigt worden. Das zweyte: *Don Sylvio von Rosalva, oder, der Sieg der Natur über die Schwärmerey* hat fünf Aufzüge, und eine sonst bey Operetten ungewöhnliche Länge. Dennoch war es, wie leicht zu erachten, dem Vf. eben so wenig möglich, den *Wielandischen* Roman, als *Schiebelern* den des *Cervantes*, zu quintessenziren. Es war unmöglich, in einer Opetette die allmählige Entstehung von *Don Sylvio's* Schwärmerey zu zeigen, oder überhaupt seinen Karakter auszubilden; man mußte Zuschauer voraussetzen, die mit *Wieland's* Werke bekannt sind. Das Stück beginnt da, wo *Sylvio* glaubt, das Bild seiner Prinzessin sey ihm entwendet, und deswegen den schlafenden *Pedrillo* angreift. Von seinen komischen Abentheuern sind nur das mit der Zigeunerin, und das Gefecht mit den Schnittern ausgehoben. Den grofsten Theil erfüllt die Zusammenkunft des *Don Sylvio* mit *Don Eugenio* und *Don Gabriel*, seine Bekanntschaft mit *Donna Felicia*, und die Seelenkur, die mit ihm vorgenommen wird. Um den Zuschauern zuletzt noch ein komisches Desert zu geben, *erscheint ganz* am Ende noch die Tante *Donna Mencia*. Der Dialog ist gearbeiteter und zierlicher, als in den meisten Operetten heut zu Tage, (besonders verdient es auch gerühmt zu werden, dafs der Vf. die Rolle des *Pedrillo* sehr gemäfsigt hat) und in den Gesängen (es kommen hier weit mehr Duette, Terzette, und Recitative, als in den gewöhnlichen Operetten, vor) ist nicht allein Sinn, und Singbarkeit, sondern auch oft wahre Poesie. Vorzüglich schön ist die, in eine Romanze eingekleidete, *Geschichte der Kamilla*, ingleichen folgende Arie S. 93.:

Ha, ich erblicke mit Entsetzen
Mich an des jähen Abgrunds Rand,
Umstellt mit unsichtbaren Netzen!
Reicht denn kein Retter mir die Hand,
Mich dem Verderben zu entziehen?
Soll ich verweilen? Soll ich fliehen?
Ja, fliehn! Noch steht die Flucht mir frey,
Fliehn vor der reitzenden Sirene,
Taub gegen ihre Zaubertöne,
Und ewig dir, Geliebte, treu!

Berlin, b. Hayn: *Taschenbuch für den Bürger und Landmann.* 1796. 178 S. 8. (8 gr.)

Kurze lehrreiche Erzählungen von wirklichen Begebenheiten, Beyspiele von edlen Thaten und Gesinnungen, Handlungen der Menschenliebe, Wohlthätigkeit, kindlichen Pflicht, und Grofsmuth, Beweise vom Vertrauen auf Gott, alle aus der Sphäre des Bürgers und des Landmanns, (die aufgestellten Muster sind Bauern, Pachter, Handwerker, Dienstboten, Soldaten, Postillions, Gastwirthe u. s. w.) populair und eindringend vorgetragen, machen den Hauptinhalt dieses sehr gemeinnützigen Taschenbuchs aus. S. 87. findet man ein kleines Drama: sodann folgen Anreden eines Vaters an seine Kinder, eines Vaters an die Tochter über die Pflichten einer Frau gegen ihren Mann, eines Vaters an seinen Sohn, der einen kleinen Handel anfangen will, eines Vaters an einen Sohn, der ein Landmann werden will, eines Vaters an einen Sohn, der ein Bedienter werden will, Lehren eines Gutsherrn an einen seiner Bauern über die Erziehung der Kinder. Ein Abendlied macht den Beschlufs. Dieses Taschenbuch soll fortgesetzt werden, und der Herausgeber nimmt Beyträge dazu an.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Dorpat, b. Grenzius: *Vaterländische Predigten* über alle Sonn- und Festtags-Evangelien durchs ganze Jahr. Seinem Vaterlande zum häuslichen Gottesdienst und Erbauung gewidmet von *F. D. Lenz*, Oberpastor zu Dorpat u. s. w. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1795. Erster Theil. 496 S. Zweyter Theil. 590 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Vaterländisch, schreibt der Vf. kann ich diese Predigtsammlung deswegen nennen, weil sie ein einheimisches Produkt ist, ich ein eingebohrner Liefländer und russischer Unterthan bin, und sie hauptsächlich meinem Vaterlande zum Gebrauch bestimmt habe, und weil sie der gütigen Unterstützung meines Vaterlands hauptsächlich ihr Daseyn zu verdanken hat. Seine Idee bey der Herausgabe dieses Jahrgangs war vornehmlich, den dortigen Gemeinen, wo viele Familien in Liefland 2 bis 3, und in Rufsland 50 bis 60 deutsche Meilen von einer Kirche entlegen sind, ein Buch in die Hände zu geben, aus welchem sich die Hausgenossen des Sonntags einander erbauen möchten.

Wie hoch übrigens der Thermometer der theologischen und homiletischen Geschicklichkeit des Vf. stehe, wird ein jeder für sich beurtheilen können, wenn der Rec. anzeigt, dafs in diesen Predigten unter andern von eigentlicher Beleidigung Gottes durch Sünden, von Befriedigung seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit, von einer genugthuenden Erlösung, von Aussöhnung abgewichner verfluchter Kinder mit ihrem ewigen Vater, von einer geheimnifsvollen und wunderbaren Speisung der Seele im heiligen Abendmahl, vom Oehl des Glaubens und der Hoffnung, vom Bräutigam der Seele Jesu Christi und von der Einführung durch denselben zu den Hochzeitfreuden des Himmels u. a. m. die Rede sey.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Ohne Druckort und Verleger: *Bemerkungen über des Hn. Oberconsistorialraths und General-superintendenten Callisen Versuch über den Werth der Aufklärung unserer Zeit.* Sirach 5, 14. 15. 1796. 66 S. 8. Nach dem wir unser

unser Urtheil über jene Schrift schon gefällt hatten, sind uns auch diese *Bemerkungen* zugekommen, die jenes im Ganzen bestätigen, aber auch weit strenger mit Hn. *Callisen* verfahren, und vorzüglich die lächerlichen Widersprüche zusammen stellen, die sich dieser Homilet in einer und derselben Schrift (besser Homilie) hat zu Schulden kommen lassen. Der Vf. rechtfertigt sich, wenn er hin und wieder etwas warm geworden seyn sollte, mit der Bemerkung, dass es hier auf die Ehre seines Vaterlandes ankomme, und er den Ausländern den Verdacht benehmen müsse, als wenn die ganze holsteinische Geistlichkeit so nonsensicalisch denke, als einer ihrer ersten Vorsteher; ferner, dass er es hier blofs mit dem Schriftsteller Callisen zu thun habe, und nicht mit seiner Individualität als Mensch. Freylich kann man es diesem holsteinischen Patrioten, der ein gelehrter und verdienter praktischer Arzt seines Vaterlandes ist, nicht verargen, dass er etwas unwillig wird, wenn er sieht, dass sein vaterländischer Generalsuperintendent nicht aufhört, lächerliche Blöfsen zu geben, nachdem ihm längst gerathen ist, seine Schriftstellerey auf zu geben, da es ihm an allen richtigen durchdachten Begriffen und an aller Gelehrsamkeit mangelt. Er müsste erst wieder mit der Logik anfangen, um consequent denken, und sich bestimmt ausdrücken zu lernen, wenn er mit Beyfall zu dem Publikum reden wollte. Man trauet seinen Augen kaum, wenn er von wahrer *politischer* Freyheit *wilder* Völker spricht; wenn er alle Religionen von einer *verstummelten* Offenbarung ableitet; wenn er behauptet, dass die *Vernunft* keine andere Sünde kenne, als wenn *ich mir selbst* zu nahe thue; wenn er endlich die grössten Inconsequenzen begeht, die hier mit seinen eignen Worten als ein Gespräch zwischen zwey Predigern aufgestellt sind, wovon der eine gerade das Gegentheil von dem andern behauptet. Da Hr. C. so ausserordentlich auf die Vernunft schimpft, die er wahrscheinlich nach dem Masse seiner Vernunft misst, wie nicht minder auf die neuere Theologie; so hat der Vf. keinen Anstand genommen, eine Stelle hervor zu ziehen, die Rec. verschwieg, weil er glaubte, dass Hr. C. aus Unvermögen, richtig zu denken, etwas gesagt habe, was er eigentlich gar nicht sagen wollte. Er behauptet S. 222. *„Ob wir moralisch frey sind und werden können, ist eine sehr schwere Frage, die ich mir nicht beantworten zu können zutraue* (getraue)" hat er diess nicht aus wahrem Unverstande hingeworfen, ohne zu wissen, was er eigentlich sagte, und glaubt er würklich an keine *moralische Freyheit* des Menschen: so bezweifelt er auch das ganze Fundament aller Religion, und es ist alsdenn völlig widersinnig, nur ein Wort zur Vertheidigung der Religion zu verlieren. Er bezweifelt alsdann ja auch alle Zurechnungsfähigkeit und moralische Würde des Menschen, so dass alle Moralität und Religion nichts mehr als ein blosses Gaukelspiel für den Menschen bleibt! — Wer also auch die Schrift des Hn. C. nicht liest, die ganz von unhaltbaren Ideen, Inconsequenzen und seltsamen Behauptungen überfliesst, der wird doch diese Bemerkungen lesen, worin das Gefährliche jener Behauptungen aufgedeckt ist, und worin sich der Vf. als einen Gelehrten zeigt, der ungleich mehr Beruf zu einem Schriftsteller hat, als der Hr. Oberconsistorialrath und Generalsuperintendent Callisen.

Hamburg, gedr. b. Wörmer: *Von und mit dem ungenannten Verfasser der Bemerkungen über Callisen's* Versuch den Werth der Aufklärung unserer Zeit betreffend von *Matthias Claudius.* 1796. 112 S. 8. Wenn sich eine schlechte Sache durchaus gut vertheidigen liesse, so hätte Hr. C. Callisen's Schrift gewiss am besten vertheidigen können; denn er hat unstreitig in dieser Gegenschrift alles Mögliche versucht, seinen Helden nicht sinken zu lassen, und in der That geleistet, was er bey so bewandten Umständen nur leisten konnte. Der ungenannte Vf. der Bemerkungen hatte Hn. *C.* in einer Note durch eine Parodie auf die Fabel vom Censor *Brummelbär* ohne Noth gereizt; und zwar in einer noch unsanfteren Manier, als worinn jene Fabel selbst verfasst war. Es geschah ihm also ganz recht, dass Hr. *C.* darauf antwortete. Allein wie hätte er auf eine blosse Note mit 112 S. antworten können? Es musste also diese Gegenschrift zugleich und zwar vorzüglich eine Vertheidigungsschrift für Hn. Callisen werden, welches sie denn auch geworden ist. Man entdeckt gleich auf den ersten Anblick in dieser kleinen Schrift mehr Witz, Gelehrsamkeit und gesunden Menschenverstand, als in der ganzen weit voluminösern Schrift des Hn. Callisen über die Aufklärung. Es lässt sich also auch erwarten, dass Hr. C. über diesen Gegenstand weit richtiger und befriedigender hätte schreiben können, als der Generalsuperintendent, wenn er ohne Parteygeist Hand ans Werk gelegt hätte, welcher ihm schon in dieser Gegenschrift den rechten Gesichtspunkt verrückt zu haben scheint. Wenn nun auch Rec., der ein ganz unbefangener Zuschauer dieses Streits ist, bey weitem nicht mit allen Aeusserungen des Hn. *C.* einverstanden seyn kann; so muss er doch gestehen, dass der Vf. seinen Gegner sehr oft auf der rechten Stelle getroffen hat, wie z. B. in der Erwiederung der Kritik über des Ungenannten Styl und Sprache, in den Begriffen über die Pflicht eines Religionslehrers, der mit der Politik eigentlich nichts zu thun hat u. s. w. Wenn aber der Vf. Hn. Cal. in der Hauptsache des Streits vertheidigen wollte; so musste er auch alle die Inconsequenzen und den eigentlichen Nonsens, den der Ungenannte aus Cal. Schrift ausgezogen hätte, vertheidigen. Allein das erlaubte die Natur der Sache nicht, und so hat sich Hr. C. als ein vorsichtiger und kluger Vertheidiger wohl gehütet, die auffallendsten ausgestellten Inconsequenzen zu berühren: aber auch selbst da, wo er einige auffallende *Aeusserungen* des Hn. Cal. zu vertheidigen sucht, ist die Vertheidigung bisweilen misslungen. Wenn z. B. der Ungenannte die Aeusserung des Hn. Cal. „ob wir *moralisch frey sind und werden können*, ist eine schwere Frage, „die ich mir nicht beantworten zu können zutraue" als höchst auffallend aufgeführt hatte; so rechnet Hr. *C.* es dem Ungenannten zur grossen Unwissenheit an, dass er diese philosophische *Streitfrage* nicht kenne. Allein es kommt hier nicht auf die philosophische Streitfrage und auf den philosophischen Beweis für die moralische Freyheit an, sondern auf die Ueberzeugung von der Sache selbst; ob der Mensch moralisch frey ist? Kann ich diese Frage nicht mit Ja! beantworten, es sey vermittelst einer Ueberzeugung aus Bewusstseyn, aus Glauben oder aus philosophischen Gründen; so findet auch gar keine wahre Religion statt, denn es mangelt der Grund zu aller Moralität, allem moralischen Werthe der Person, und aller Zurechnungsfähigkeit, und wenn ich an keine moralische Freyheit glaube, so ist es eben so gut, als wenn ich an keinen Gott glaube; denn der Glaube an Gott, moralische Freyheit des Menschen und Unsterblichkeit sind die Basis aller wahren Religion, mit der sie steht oder fällt. Das Hauptmoment dieser Frage scheinen also so wenig Hr. Cal. als Hr. C recht gekannt zu haben. — Da nun der Hauptpunkt der Anschuldigung des Ungenannten, dass Hr. Cal. nicht die gehörige Consequenz und Gelehrsamkeit habe, um mit Glück als Schriftsteller aufzutreten, vom Hr. C. nicht vertheidigt ist; so wird es unnöthig, bey einzelnen Punkten und Aeusserungen dieser Gegenschrift zu verweilen. So nimmt der Vf. z. B. die Mystik in Schutz und zwar mit den besten Gründen. Es kann allerdings nicht geleugnet werden, dass die Mystik in mancher Periode der Kirche, die eigentliche Religion ganz allein aufrecht erhalten hat. Allein sie ist desswegen nicht jedermanns Sache, und es kann jemand recht viel wahre Religion haben, ohne gerade ein Mystiker zu seyn. Auch liegt es in der Natur des menschlichen Verstandes, dunkle und verworrene Gefühle und Vorstellungen zu *deutlichen Begriffen* hinauf zu läutern, und das heisst eigentlich *aufklären*. Rec. ist kein Mystiker, und kann daher manche Aeusserungen des Vf. über Religion nicht verstehen, also auch nicht beurtheilen. Er weiss z. B. nicht, was der Ausdruck S. 77. sagen soll „wenn in einer Religion überhaupt *Wahrheit* wohnt; so wohnt sie in ihren *verhullten* Puncten und *Räthseln!*?" Oder was S. 75. „der *Instinct* einer *bessern* Natur" seyn soll. Solche Ausdrucke aber wie S. 11. „Es giebt noch „Leute, die sich ihn und *den neuen theologischen Kuhreihen* „nicht irren lassen" verrathen so wenig Feinheit der Bildung und Sitten als richtige Kenntniss der Muttersprache.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 11. Januar 1797.

PHILOSOPHIE.

KOPENHAGEN, b. Proft: *Vertraute Briefe über Gegenstände aus der praktischen Moral.* Erste Sammlung. (Von *C. F.* von *Schmidt*, genannt *Phiseldeck.*) 1791. 166 S. 8.

„Nicht neue wichtige Aufklärungen im Gebiete der Sittenlehre, — fagt der Vf. felbst von feinem Buche, — nicht tiefgedachte Refultate *fortgesetzter* philofophifcher Unterfuchungen (hat der Vf. alfo die philofophifchen Unterfuchungen nicht *fortgefetzt*, alfo nichts felbst unterfucht, fondern blofs das Vorgefundne wiedergegeben? Warum hat er diefes Fortfetzen unterlaffen? Oder foll der Ausdruck foviel heifsen als *tiefeindringend?* warum drückt er fich dann fo unbestimmt aus?) find die Verdienste, welche diefes Werkchen *berechtigen* könnten, vor den Augen des *Publicums* zu erfcheinen: vielmehr fucht es blofs gewiffe fchon oft und gründlicher (Ja wohl!) bewiefene Wahrheiten in einem leichteren Gewande darzustellen, fie hin und wieder in neuen Verbindungen und aus verfchiedenen Gefichtspunkten zu betrachten, und ihre Anwendung auf Fälle des gemeinen Lebens zu zeigen. Nicht alfo fpeculative Moralphilofophie, fondern gemeinnützige Lebensweisheit ist es, welcher diefe Blätter gewidmet find; und *in diefer Rückficht* (wie foll diefe Rückficht zu einer folchen Entfchuldigung dienen?) wird man ihnen den Mangel an philofophifcher Präcifion in Gedankenfolge und Ausdruck, und eine öfters vorkommende, ohnehin in Briefen, die voller Ergufs eines mitfühlenden Herzens oder einer vertraulichen Gefchwätzigkeit find, unvermeidliche Weitfchweifigkeit (das ift allerdings etwas viel auf einmal gefodert!) fchon zu gute halten müffen." — Diefen Aeufserungen der Befcheidenheit des Vf. weifs Rec. nichts hinzuzufügen als, dafs er keine Urfache gefunden habe, ihnen zu widerfprechen. Es find Briefe, wie fie im täglichen Leben wohl häufig gefchrieben (nur, zum Glück! nicht immer gedruckt) werden, über allerley Gegenftände des gemeinen Lebens, bald zum Troft, bald zur Lehre, bald zur Ermahnung und Befferung. Rec. will nicht in Abrede feyn, dafs es Leute geben möge, die durch folche Troftgründe getröftet, durch folche Räfonnemens belehrt, und durch folche Declamationen wo nicht gebeffert doch wenigftens erbaut werden können, und folchen will er auch diefe vertrauten Briefe hiemit empfohlen haben; aber er hofft und wünfcht, dafs die Anzahl derer, denen die hier vorgetragenen Troftgründe eben fo wie die Belehrungs- und Befferungsgründe zu flach fcheinen, um bey ihnen Eindruck zu machen und zu haften, weit beträchtlicher feyn möge. — Komifch klingt ein Lieblingsausdruck des Vf. *„am Rande der Bahn,"* den Rec. an drey verfchiedenen Stellen (S. 29, 40 und 135.) bemerkt hat. In der letzten Stelle — die zugleich als Beweis dienen kann, wie der Vf. oft etwas, in feinem Beftreben es *zierlich* zu fagen, fehr *unbeftimmt* und fogar *unverftändlich* fagt — heifst es: „jeder Gutdenkende wird den befcheidenen Jüngling immer mehr aufzumuntern und „zu unterftützen fuchen, ftatt dafs man den, *der fich „fchon am Rande der Bahn mit dem Siegeskranze belohnt erblickt"* (der Vf. will fagen: der fich *einbildet*, das *Ziel* der Vollkommenheit fchon erreicht zu haben; dies fieht man aus dem Nachfatze;) „feinen Lorbeer „nur gar zu gern allein erkämpfen läfst." Wer fich am *Rande* feiner Bahn erblickte, der müfste ja wohl fehen, dafs er nicht Linie gehalten, und in Gefahr wäre, nächftens ganz aus der Bahn herauszukommen, er würde alfo wohl von einem Siegeskranze da nicht träumen! Hat die mifslungene Zufammenfetzung vielleicht ihren Grund in der dunkeln Vorftellung, dafs der *Rand des Grabes* der Endpunkt der irdifchen *Bahn* des Menfchen ift? Dies fcheint fich aus der Stelle S. 29. zu ergeben, wo der Vf. fagt. „Was kann beffer in diefem Labyrinthe des Lebens uns auf rechtem Wege erhalten, als der Wunfch, einft *am Rande der Bahn* einen heitern Zurückblick in die Vergangenheit zu thun?"

PEST, b. Lindauer: *Philofophifche Gedanken und Abhandlungen*, meift moralifchen Inhalts, auch mit Rückficht auf die kritifche Philofophie. Von einem Verehrer der Weisheit. 1794. *Erftes Bändchen* 249 S. *Zweytes Bändchen.* 247 S. 8. (1 Rthlr.)

Bey aller Unbedeutenheit in Rückficht auf wiffenfchaftlichen Gehalt, welche man diefer Schrift mit Recht Schuld geben kann, kann fie doch für eine gewiffe Claffe von Lefer Intereffe haben. Um ihr volles Recht widerfahren zu laffen, wollen wir fie, durch eine kurze Anzeige ihres Inhalts, fowohl diefer Claffe als den Uebrigen bekannt machen, die fonft vielleicht hier mehr fuchen dürften, als für fie zu finden ift. Der gröfste Theil des Inhalts befteht aus den *philofophifchen Gedanken*, die der Vf. bald da bald dort her zufammengetragen, und mit feinen eignen untermifcht hat. Er hat fie unter folgende Capitel, mit beftimmten und unbeftimmten Ueberfchriften, geordnet. Im I *Bändchen*; Nr. 2) Ueber Sittlichkeit und Tugend;

3) Das Gewiſſen; 4) Menſchenkenntniſs, Selbſtkenntniſs; 5) Ueber die Leiden der Menſchen; 7) Sprüche der Weisheit, aus und nach Salomo; 10) Verſchiedne Gedanken über Verſchiednes. Im II *Bdchen:* Nr. 4) Ueber Religion; 6) Moraliſche Bemerkungen und Grundſätze; 8) Ueber bürgerliche Regierung, Verfaſſung und Wohlfarth; 9) Verſchiedne Bemerkungen; 12) Erzählungen mit Anmerkungen. Obgleich die Auswahl nicht ſehr ſtrenge getroffen iſt, ſo findet man doch unter dieſen Rubriken manches Intereſſante beyſammen, das auf die in der Ueberſchrift genannten Materien - Beziehung hat. Eine ſolche Sammlung von Denkſprüchen, wenn ſich nur der Vf. das Verdienſt einer ſorgfältigen Auswahl dabey erworben hat, wird immer für eine ſehr zahlreiche Claſſe von Leſern zweckmäſsig und intereſſant ſeyn; ſie giebt eine groſse Mannichfaltigkeit von Kenntniſſen und eine groſse Verſchiedenheit treffender Anſichten eines und deſſelben Gegenſtandes; in einer Form, durch welche es dem Gedächtniſs leicht wird ſie feſtzuhalten; und Sammlungen dieſer Art wären ohne Zweifel zweckmäſsigere Volksbücher, als alle, die man gewöhnlich unter dieſem Titel verkauft. — Unter den übrigen Numern findet man wirklich über die in den Ueberſchriften genannte Materien zuſammenhangende Aufſätze, welche vermuthlich ganz das Eigenthum des Vf. ſind. Dieſer Theil des Buches, der alſo die *philoſophiſchen Abhandlungen* enthält, iſt ſehr unbedeutend; welches dem Vf. um ſo mehr zur Laſt fällt, da die Abhandlungen meiſtens Gegenſtände betreffen, die in neueren Zeiten oft zur Sprache gekommen ſind, und über die ſchon viel lehrreiches geſagt iſt, welches der Vf. nur hätte benutzen dürfen, um etwas beſſeres oder gar nichts über den gleichen Gegenſtand zu ſagen. Zum Glück nehmen auch dieſe Abhandlungen keinen groſsen Raum ein; es ſind ihrer nicht viele, und die meiſten derſelben ſind überdies ſehr kurz. Das I *Bändchen* enthält ihrer nicht mehr als vier, in folgenden Numern: 1) Ueber die Aufklärung; 6) Was iſt Tugend? in welcher Verbindung ſteht ſie mit Glückſeligkeit? 8) Ueber die Kenntniſs des Guten und Böſen; und 9) Ueber Kantiſche Philoſophie, und die Frage: iſt daraus für Religion und Moral Nachtheil zu fürchten, oder vielmehr wichtiger Vortheil zu hoffen? In dem II *Bändchen* findet man fünf Abhandlungen, unter folgenden Numern: 1) Ueber das gegenwärtige Zeitalter; 2) Von der Glückſeligkeit der Thoren (aus dem franz. überſ.); 3) Wie kann und ſoll man den Ungelehrten Gottes Daſeyn beweiſen; 5) Briefe über die Begriffe von Geſetz, Pflicht, Gut und Böſe; 7 und 11) Ueber wahre politiſche Freyheit. Kaum hat einer oder der andere dieſer Aufſätze ſeinen Gegenſtand — wir wollen nicht ſagen: erſchöpft, ſondern — auch nur etwas tiefer als auf der Oberfläche berührt; und wir haben kaum eine einzige Stelle gefunden, die beſonders ausgezeichnet zu werden verdiente. Um zu zeigen, wie gern wir dem Vf. Gerechtigkeit widerfahren laſſen, führen wir dieſe Stelle wirklich an, weil ſie zugleich einen Gegenſtand betrifft, der noch immer vielen Miſsverſtändniſſen ausgeſetzt iſt. Sie ſteht in den *Briefen über die Begriffe von Geſetz etc.* Nr. 5. des 2ten Bändchens S. 112.: „Sobald man fragt, ob eine Handlung *ſittlich gut* ſey, „ob ſie nicht bloſs Legalität ſondern auch Moralität „habe, kann man die Handlung nicht mehr bloſs für „ſich, und abgeſondert von dem Princip, aus dem ſie „hervorkömmt, anſehen; weil Sittlichkeit und Moralität ſich einzig auf die Quelle gründen, aus der die „Handlung *im Handelnden* entſpringt. Die ſonſt ſo „gewöhnliche Frage alſo: giebt es Handlungen, die „*an ſich gut* ſind, die eine innere Fundamentalgüte „haben? kann nur in dem Sinne genommen werden: „giebt es Handlungen, die *an ſich legal* und ſo geeignet ſind, daſs ſie die Form allgemeiner Geſetzmäſsigkeit „annehmen mögen? Dagegen hat aber eine andere „Frage: giebt es Handlungen, die *an ſich ſelbſt ſittlich* „*gut* ſind? gar keinen Sinn, weil Sittlichkeit oder „Moralität *nicht in den Handlungen*, ſondern *allein* „*in dem Handelnden* — aufzuſuchen iſt."

Züllichau u. Freystadt, b. Frommann: *Beyträge zur Geſchichte der Philoſophie* herausgegeben von *Georg Guſtav Fülleborn.* VII Stück 1796. 194 S. 8. (14 gr.)

Dieſes Stück enthält folgende Aufſätze. 1) *Philoſophiſche Fragmente des Xenophanes.* In dem vorhergehenden Stück machte der um die Geſchichte d. Ph. ſo verdiente Vf. die angenehme Hoffnung, die Fragmente der älteſten griechiſchen Philoſophen herauszugeben, und die Fragmente des Parmenides in demſelben Stücke zeigten, wie viel Gutes die Ausführung dieſer Idee erwarten laſſe. Ueberhaupt wäre es vielleicht nicht unzweckmäſsig, eine Art von Repertorium für die älteſte Geſchichte der Philoſophie anzulegen; worin nicht allein die Fragmente, ſondern auch die von andern bloſs citirten Behauptungen der Philoſophen in einer beſtimmten Ordnung dargeſtellt würden. Hier ſind nun die Xenophaniſchen Ueberreſte auf ähnliche Art bearbeitet. Man findet denſelben Fleiſs im Sammlen und dieſelbe Geſchicklichkeit im Erklären wieder. Schade nur, daſs die Ausbeute nicht gröſser iſt. 2) Einige *Bemerkungen zu der Sammlung der Parmenideiſchen Fragmente.* Bezieht ſich auf die Recenſion derſelben in den Göttingiſchen Anzeigen, und der A. L. Z. Rec. macht hierbey nur eine Erinnerung. Hr. F. meynt, die in der letzten Recenſion aus dem Simplicius beygebrachten Verſe wären vielleicht (weil er dieſen Commentator nicht bey der Hand habe) dieſelben, die in den Fragment. V. 92. ff. ſtehen. Allein die Vergleichung des Citats mit dieſen muſs ihn ſchon vom Gegentheil überzeugen. Auſserdem befanden ſich die vom Simplicius erhaltenen Verſe am Ende des zweyten Theils. 3) *Zur Geſchichte der Teleologie.* Einige Bemerkungen über die teleologiſche Weltbetrachtung der griechiſchen Philoſophen und beſonders den Endzweck der Welt, wie ſie ſich denſelben dachten. Alles dieſes iſt aber mehr angedeutet als ausgeführt. Man vermiſst Vollſtändigkeit und Beſtimmtheit in der Ausführung, Foderun-

gen, die man vorzüglich an solche Monographieen machen kann. Ihr Interesse an sich und ihre Brauchbarkeit für die allgemeine Geschichte der Philosophie hängt davon ab, dass sie ihren Gegenstand gründlich erschöpfen. Man darf nur z. B. das was hier S. 23, 24. von Aristoteles gesagt ist, mit *Vater's* Vindiciis Theologiae Arist. S. 43. seq. vergleichen, um sich davon zu überzeugen. Aristipp's Geringschätzung der Teleologie und ihre Ursache Aristot. Metaph. III. c. 2. hätte angemerkt werden sollen. Am Ende findet man noch einige gute Bemerkungen über die sogenannte Metaphysik *Theophrasts*, aus welcher auch ein kurzer Auszug zugeben ist. 4) *Ueber einige seltene Schriften des Jordano Bruno*, nämlich: *de monade numero et figura*, item *de innumerabilibus immenso et infigurabili*. Francofurti 1591. 8. desgleichen *de imaginum signorum et idearum compositione* Francofurti 1591. 8. Der Vf. giebt von diesen Schriften nicht allein die Inhaltsanzeige, sondern auch zweckmäfsige Auszüge, aus denen man diesen aufserordentlichen Kopf und seine Denkart kennen lernt. Der Vf. zweifelt S. 64. ob die von Bruno angeführte *lampas logica* unter seinen Schriften bekannt sey, und vermuthet, dass sie mit der *de specierum scrutinio et lampade combinatoria Raimundi Lulli* einerley sey. Rec. vermuthet vielmehr, dass jene lampas die von *Freytag in Analectis literariis* T. III. p. 147. angeführte Schrift: *de lampade venatoria logicorum* 1587. 8. ist. Ebendaselbst wird auch die Schrift *de specierum scrutinio* noch besonders aufgeführt. 5) *Ueber die Philosophie Friedrichs des II.* Friedrich war weder Erfinder philosophischer Systeme und Wahrheiten, noch Bearbeiter der Philosophie als Wissenschaft; indess „wenn man sehen will, welche Form die Philosophie in einem solchen Kopfe annimmt, welche Ansichten ein Mann von Friedrichs Geist, Kraft, Lage und Thätigkeit wählt, um sich das Räthsel der Welt und des menschlichen Daseyns zu erklären, wenn man also aus einzelnen Beyspielen lernen will, was und wie viel aus der Schule der Philosophie in die Welt übergeht: so wird eine Betrachtung über Friedrichs Philosophie eben so belehrend als unterhaltend seyn." Aus diesem Gesichtspunkt ist dieser Aufsatz sehr interessant. 6) *Ueber Elementarphilosophie und Skepticismus*, von Hn. *Lotheisen*, Lehrer am Gymnasium in Brieg. Etwas flüchtige Gedanken, wie sie die neuesten Versuche einer Elementarphilosophie und ihre Beurtheilungen in öffentlichen Blättern veranlasten. Die Möglichkeit eines aus *einem* Grundsatz abgeleiteten Systems wird bezweifelt, die Unvermeidlichkeit des Skepticismus gegen jedes dogmatische System behauptet. Das einzige Mittel dagegen ist nach dem Vf. sich immer mehr an das Practische zu halten, je weniger die Theorie uns zu befriedigen vermöge. Allein die Vernunft muss mit sich in Ansehung des Wissens und Nichtwissens aufs Reine kommen, ehe die praktische ihre Stelle einnehmen und gehörig ausfüllen kann. Und wie nun, wenn der Skepticismus sich auch an praktische Wahrheiten wagt? Dagegen weiss der Vf. schlechten Trost. „Um jene nothwendigen, dem menschlichen Herzen theuren Wahrheiten nicht aufzugeben, und den skeptischen Zweifeln zu entgehen, giebt es keinen andern Weg, als diese Wahrheiten durch den Weg der Empfindung zu versinnlichen, oder sich an die geoffenbarte Darstellung zu halten." 7) *Bemerkungen über die neuesten Bemühungen für die kritische Philosophie.* In der leichten, gefälligen Manier, die man von dem Vf. gewohnt ist, schildert er den Zustand und Geist der neuesten Philosophie. Aus der Schwierigkeit neu zu seyn, aus dem Wohlgefallen an Gründlichkeit und Einfachheit leitet er die Eigenthümlichkeiten der jüngsten philosophischen Versuche her. Angehängt sind einige Gedanken über *Schellings* Schrift *vom Ich als Princip der Philosophie* und *Schönbergers kritische Untersuchungen* über kritische Philosophie. Die erstern hätten wohl etwas tiefer geschöpft werden können. 8) *Vermischte Bemerkungen zur Geschichte der Philosophie.* Unter manchem Unerheblichen führen wir hier nur N. 1. an. Der Vf. schlägt nicht als einzige, aber doch als nützliche Methode für die Geschichte der alten Philosophie vor, aus dem Plato, Aristoteles u. s. w. eine besondere Logik, Psychologie, Moral u. s. w. oder überhaupt eine Logik, Moral u. s. w. der Alten aufzustellen, so dass dort unsere systematische Form die Stelle für die aus den einzelnen Philosophen entlehnte Materialien, hier aber etwa Aristoteles den fortlaufenden Text abgäbe, und die Lehrsätze, Meynungen anderer als Anmerkungen beygefügt würden. Unstreitig hat diese Methode manche Vortheile, aber auch manche Nachtheile. Wenn es darauf ankommt zu wissen, wie weit die Alten überhaupt in den philosophischen Wissenschaften gekommen, wie viel Materialien unter ihrer Bearbeitung gesammlet worden, so läfst sich zur Uebersicht und Vergleichung kein besseres Mittel denken. Dieser Vortheil erstreckt sich aber nur auf die Materialien nicht auf die Form, auf den Körper aber nicht den Geist der alten Philosophie; wie die Alten auf Entdeckungen kamen, sie benutzten und verarbeiteten, überhaupt, wie sie philosophirten, das läfst sich auf diese Art nicht darstellen. Als Probe der ersten Methode ist ein Theil der Aristotelischen Psychologie in 36 §. zweckmäfsig ausgeführt. Vollständigkeit enthält dieses Repertorium nicht, und einiges ist nicht ganz richtig ausgedrückt, z. B. §. 29. Gedächtniss und Erinnerung hängen von der Gewohnheit ab; *Φαντασια* wird §. 23. durch Vorstellungsvermögen ausgedrückt, aus welchem Grunde, wissen wir nicht.

VOLKSSCHRIFTEN.

Schnepfenthal, in der Buchh. der Erziehungsanstalt: *Unterhaltungen eines Landschullehrers mit seinen Kindern über merkwürdige Worte und Sachen aus der Natur und dem gemeinen Leben.* Ein Buch für Aeltern, Kinder und Schullehrer unter den Bürgern und Landleuten, zur Uebung der Aufmerksamkeit zur Beförderung des Selbstdenkens, und zur Verbreitung nützlicher und ange-

neh-

nehmer Kenntnisse. *Zweytes Bändchen.* 1795. 147 S. 8. (7 gr.)

Dass der ungenannte Vf. eine ziemliche Anlage zur Weitschweifigkeit habe, erhellet schon aus diesem vorstehendem Titel, indessen müssen wir doch gestehen, dass er im Buche selbst sich kürzer zu fassen bemühet gewesen, und dass auch der Styl und die Rechtschreibung um ein merkliches correkter geworden, als im ersten Bändchen. Das S. V, 55 und 58. befindliche *Na!* müsste wohl für die Zukunft wegfallen. Auch würde er besser beym *Kaffe* geblieben seyn, als *Kaffeh* geschrieben haben. Alles Affectirte muss ein Volksschriftsteller vermeiden, er bleibe, wenn es ohne Nachtheil geschehen kann, und bey zufälligen Kleinigkeiten, gern bey dem Gewöhnlichen. Diese Cautel hätte der Vf. besonders in Hinsicht auf seine Amtsbrüder, über deren Missurtheile er sich beschweret, beobachten sollen. Nun zum Inhalte dieses Bändchens selbst, das sich statt der Vorrede mit einem *Gespräch* anhebt zwischen dem Herausgeber dieser Unterhaltungen und einem Schulmeister, in welchem der Vf. einige ungegründete und unbillige Urtheile über ihn, sein Buch und die vorgeschlagenen Spaziergänge zu entkräften sucht. — Die *Unterhaltungen* selbst gehen von der Fünften fort bis zur Eilften, und betreffen den *Mond*, die *Ebbe* und *Fluth*, *Waldungen*, *Waldgericht*, *Wilddieb*, *Erdbeere*, *Eicheln*, *Galläpfel*, *Fichten*, *Baumtrokniss*, *Borkenkäfer*, *Tanne*, *Kohlenbrennerey*, *Eichhörnchen*, *Ameisen*, *Hirsch*, *Kukuk*, *Honigkukuk*, *Sackspinne*, *Regenbogen*, *Licht* und *Sonnenstrahlen*, *Wettergalle*, *Höfe um Sonne und Mond*, *Bär*, *Biss des tollen Hundes*, *Affen*, *Murmelthiere*, *Schaumwürmer*, *Wassergalle*, *Storch*, *Schlafapfel*, *Wacholder-Strauch*, *Beere* und *Saft*, so wie auch die *Sagemühle*. An nützlichen und abwechselnden Gegenständen fehlt es also diesen Unterhaltungen nicht. Die beiden in diesem Bändchen befindlichen Zeichnungen betreffen den *Mondeslauf* und den *Regenbogen*. In den folgenden Theilen sollen deren mehrere von Dingen aus der Natur und dem gemeinen Leben vorkommen, die ohne Zeichnung sich nicht wohl deutlich machen lassen. Das *dritte* Bändchen wird das Register so wie die Druckfehler mit in sich enthalten, und dadurch doppelt nützlich werden. In Zukunft soll jede Messe ein Bändchen erscheinen, und bey aller Mannigfaltigkeit für die möglichste Abkürzung gesorget werden, so dass dieses Werk eins der vollständigsten und wohlfeilsten der Art seyn wird, und mit Grund jeden Aeltern, die am Selbstunterricht ihrer Kinder ein Vergnügen finden, und den Schullehrern insonderheit anempfohlen werden kann.

KLEINE SCHRIFTEN

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Altona*, b. Hammerich: *Ein Wort über und wider Hn. Matthias Claudius* von dem Vf. der Bemerkungen. 1796. 24 S. 8. In dieser kleinen Schrift vertheidigt sich der Vf. der Bemerkungen über Callisen's Schrift gegen Hn. C. mit vieler Geschicklichkeit und Gewandheit. Auch ist der Stil, die Sprache und der Ton besser, als in den Bemerkungen, wo noch oben drein häufige Druckfehler die Sprache verwirrten, so dass man mit Hn. C. in Gefahr kam, einige Druckfehler für Sprachfehler zu halten. Zuerst zeigt er das Recht, das er als Staatsbürger und Bürger der gelehrten Republik gehabt habe, seine Bemerkungen über Cal. Schrift an den Tag zu legen. In der letzten Qualität habe er das Recht, sein Urtheil über jedes *gedruckte* Buch zu fällen, wie es jeder Rec. habe. In der ersten Qualität nach folgendem Grundsatze, den Rec. mit seinen eignen Worten anführen will. „In einem Staate, wo das Volk bey der Wahl seiner öffentli„chen Beamten und Administratoren gar keine Stimme zu ge„ben hat, sondern wo die Ernennung nach der Constitution le„diglich von der Regierung abhängt, — da, glaube ich, muss „dem Volke wenigstens das Recht bleiben, über die von der „Regierung getroffene Wahl seine Meynung äussern, und im „Fall sie einmahl einen Fehlgriff gethan zu haben scheint, sie „darauf aufmerksam machen zu dürfen. Eine weise Regierung „wird solche Winke, besonders wenn sie mit Bescheidenheit ge„macht (*gegeben*), und mit Gründen unterstützt werden, nicht „verachten." Dies hat mit der letzten Beschränkung bey einer weisen Regierung keinen Zweifel: allein wenn der Missgriff nun einmahl gethan ist, lässt er sich nicht gut wieder verbessern: indessen kann doch eine Vorsicht für die Zukunft daraus entstehen. — Auf die Einwendung des Hn. C., dass die gute Absicht Hn. Cal. hinlänglich entschuldige, — antwortet der Vf., dass durch die Absicht kein schlechtes theol. Buch ein *gutes* werde, und dass die Absicht kein Gegenstand der Literarkritik sey. Wenn Hr. C. den Angriff des Vf. auf ihn für inurban und hart hält, so glaubt der Vf. durch die Fabel des Hn. C. hinlänglich gereizt zu seyn, worin er keinen andern Sinn finden könne als eine Auffoderung *„die Pressfreyheit durch Einfüh„rung einer Censur einzuschränken, weil die Sudler klein und „gross, die bisher dieser Wohlthat (dieses Menschen- und Bür„gerrechts) genossen, derselben nicht werth seyn."* Diese Auffoderung könne nur an die dänische Regierung gerichtet seyn, und der Vorwurf der Sudeley nur die in diesem Staate schreibenden Gelehrten gelten. — Davon konnte denn doch aber wohl nur der Vf. eine moralische Gewissheit haben: allein auch ein anderer Gelehrter ausser den dänischen Staaten konnte vielleicht aus Eifer für die gute Sache der Pressfreyheit durch jene Fabel gereizt werden. Doch ist es eine grosse Frage: ob er sich zu einer ähnlichen Gegenfabel herab gelassen haben würde? Der Vf. meynt aber; er hätte Hn. Cl. Gleiches mit Gleichem vergelten müssen. *Habeat sibi!* — Uebrigens stimmt er in manchen Puncten mit der Recension des Rec. überein. Nur sind einige Urtheile zu hart z. B. über den Mysticismus, der mit dem Atheismus verglichen wird nach einer Aeusserung des *Baco*. Allein Baco spricht von *baarer* Superstition. Der Punkt wegen der moralischen Freyheit S. 15. ist nicht recht getroffen. Der Vf. unterscheidet zwischen moralischer und metaphysischer Freyheit: allein beides ist einerley. Moralische Freyheit ist transcendental und eben desswegen metaphysisch.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 12. Januar 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Göttingen, b. Dieterich: *Poetische Blumenlese für das Jahr* 1796. 268 S. 12.

Ebendas.: *Poetische Blumenlese* für das Jahr 1797. 296 S. 12.

An Masse und an derjenigen Mannichfaltigkeit, die aus der Menge der beytragenden Personen entsteht, giebt der Göttingische Musenalmanach seinen Nebenbuhlern nichts nach, wie die Register, die Seitenzahlen und der enge Druck beweisen. Der letzte vermehrt aber auch das Unangenehme der typographischen Einrichtung, in Ansehung deren er hinter allen uns bekannten Taschenbüchern dieser Art zurückbleibt. In diesen letzten Jahren wird er noch durch eine Anzahl schlechter Kupfer verunziert. Dass *eigentliche Kunstfoderungen* auf so kleinen Blättchen *nicht befriedigt* werden können, versteht sich von *selbst*; allein es sollte doch wenigstens für einen angenehmen sinnlichen Eindruck gesorgt seyn. Diese Kupferstiche sind aber ohne alle Sauberkeit und Feinheit so gekratzt und hingesudelt, dass man das Auge gern so schnell als möglich darüber hingleiten lässt. Das Bildniss von Ebert vor dem *Alm. von* 96 ist noch leidlich, obgleich leblos, nach einer Büste; das von Uz hingegen vor dem *Alm. v.* 97 ist eine wahre Carricatur. Bey einigen der übrigen Blätter scheint nur der Kupferstecher das Werk des Zeichners verdorben zu haben; bey andern ist Gedanke und Ausführung gleich schlecht. Man sehe *Alm. v.* 96 S. 170.; *Alm. v.* 97. S. 68. Die Kupfer sollen indess ihren Zweck erreicht, und den Absatz befördert haben. Ist dies wirklich gegründet, so beklagen wir nur die kauflustigen Leser, denen so etwas den Almanach empfehlen konnte.

Wäre Betriebsamkeit im Sammeln der Beyträge das einzige Erfodernis zum Vorsteher eines Musenalmanachs, so würde der jetzige Herausg. des Göttingischen, Bürgers Stelle bey demselben vollkommen ausfüllen. Allein es gehört noch etwas mehr dazu: ein selbstständiger literarischer Charakter, gleich weit von Nachahmung und von excentrischen Verirrungen entfernt; eine dauerhafte Celebrität; ein Ansehen, welches berechtigt, nicht nur die Versuche von Anfängern abzuweisen oder nach eigner Einsicht zu verbessern, sondern auch die unnützen Papierschnitzel, die zuweilen aus den poetischen Brieftaschen selbst bekannter Schriftsteller herausfallen, bey Seite zu legen. Jeder Liebhaber der deutschen Poesie, der Hn. *Reinhard's* gesammelte Gedichte kennt, urtheile, in welchem Grade man ihm dies alles zuschreiben kann.

Indessen enthält der *A. v.* 96, zu dem wir uns zuerst wenden, verschiedne schätzbare Stücke. Zwey der wichtigsten, *Bürgers Nachtfeyer der Venus*, nach seiner letzten Umarbeitung, und *die Gebete*, eine Satire von *Falk*, sind seitdem schon wieder erschienen, jene in den sämmtlichen Schriften Bürgers, diese als Anhang zu den *Grabern von Kom*; ihre Beurtheilung kann also am füglichsten für die Anzeige dieser Werke aufgehoben bleiben. Die vortreffliche Elegie auf Bürgers Tod von *Gokingk* wird kein Freund des Verstorbenen ohne die innigste Rührung lesen können. Aber auch ohne nähere persönliche Theilnahme ist es ein Gegenstand gerechten Schmerzes, ein ausserordentliches Talent, gegen das von seiner frühesten Entwickelung an feindliche Gestirne verschworen zu seyn schienen, vor der Zeit unter körperlichen und geistigen Leiden erliegen zu sehen. Wahrheit und herzliches Gefühl sind die Musen dieses Gedichtes; die Schwächen des biedern Mannes werden leise berührt, ohne sie ganz zu verschweigen, und eine schonende Hand entschleyert die letzten unglücklichen Verhältnisse seines Lebens. Mit Recht wird die Wahl seines Aufenthalts getadelt:

> — seine goldenen Früchte,
> Wie sie der Himmel Petrarchs selten zu reifen vermag.
> Trug er — unglückliche Wahl! — am fernen Ufer der Leine.

und nachher:

> Du am Ufer der Lein' ein Fremdling!

So begegnete man ihm auch wirklich dort bis an sein Ende; ja es lässt sich in Deutschland kaum eine andre Stadt denken, wo man ihn in dem Grade verkannt und hintangesetzt haben würde. Hätte es nicht von seinem eignen Entschlusse abgehangen, (den ihm freylich Kränklichkeit und allerley Umstände erschwerten,) einen weniger unfruchtbaren Boden zu suchen; so hätte er, wie schon Haller vor ihm, ausrufen können:

> O recht in seinem Zorn hat das gerechte Wesen
> Mir diesen öden Ort zur Wohnung auserlesen!

Ramlers berühmte Ode auf einen Granatapfel, die schon im J. 1749 gedichtet ward, ist hier sehr verändert abgedruckt, als eine Probe der zu erwartenden neuen Ausgabe seiner Gedichte. Viele der jetzigen Lesearten leuchten gleich auf den ersten Blick als Verbesserungen ein; von einigen würde sich der Werth nur

nur durch eine umständliche Auseinandersetzung bestimmen lassen; und eine oder die andre ist offenbar nicht glücklich. Dahin gehört besonders die halbe Strophe, die ehedem so hiess:

> Und steiget an der Wesen Kette
> Bis dahin, wo den höchsten Ring
> Zeus an sein Ruhebette
> Zu seinen Füssen hing.

Jetzt:

> Verfolgt der Wesen lange Kette
> Bis an den allerhöchsten Ring,
> Der an Zeus Ruhebette
> Hängt, hangen wird und hing.

Das Beywort *lange* ist ziemlich müssig; *allerhöchsten* sagt nichts mehr als *höchsten*, und ist noch dazu weniger edel; das doppelte *an* beleidigt das Ohr, und die Ordnung der Zeiten in der letzten Zeile befremdet den Verstand. Ueberdiess ist der vorletzte Vers ganz unrichtig scandirt, und der letzte wenigstens sehr hart. Indessen machte doch ein grammatischer Fehler in der alten Leseart hier eine Veränderung nothwendig, deren Anlass (wir erinnern uns nicht genau, in welcher Zeitschrift) man so unbegreiflich gefunden hat: das Imperfect des unregelmässigen intransitiven Zeitworts *hangen* war statt des Imperfects des ganz verschiednen, regelmässigen und transitiven, Zeitworts hängen (hängte) gebraucht worden.

Von *Herder* finden wir S. 247. ein liebliches kleines Idyll (das Wort im Sinne der Griechen genommen) im elegischen Sylbenmaasse. Es enthält zwar nur einen Neujahrswunsch, und war vielleicht nicht zur Bekanntmachung bestimmt: aber eine so zarte Empfänglichkeit, und ein Geist, der allem, was von ihm ausgeht, reine und edle Formen zu leihen weiss, die ihm Gewohnung und Bedürfniss sind, können selbst die abgenutzte Sitte neu und anziehend machen. *Gleim* theilt wie ein freundlicher Vater seine Gaben unter mehrere poetische Blumenlesen; man hat jedes Jahr Gelegenheit, sich der fortdauernden heitern Stimmung und Fruchtbarkeit des vielgeliebten, verehrten Sängers zu freuen. Seine Beyträge in den beiden letzten Göttingischen Almanachen sind denen in den Vossischen an Zahl ungefähr gleich. Auch *Kästner* bleibt der epigrammatischen Dichtart immer noch getreu; nur scheint sie ihm zuweilen untreu zu werden, wie er im *A. v.* 96 S. 88. selbst darüber klagt, dass der Zwang des Versbaues anfange, ihm lästig zu fallen, und dass er sich daher genöthigt sehe, seine Einfälle in Prosa zu ergiessen. Indessen hat er doch im *A. v.* 97 einige muthige Angriffe auf die Philosophen gethan, vermuthlich als Dichter und als Mathematiker gleich sehr dazu berechtigt und geneigt. Die Fabel von *Fridrich, der Affe und der Tanzbär*, kommt viel zu spät: denn wer denkt jetzt noch an Batteux's Theorie? Auch die Epigramme von ihm: *der Reim, der Kunstfehler, die Episode*, alle drey die Dichtkunst betreffend, enthalten etwas unrichtiges in den Gedanken, und zeigen den Dichter eben nicht zu seinem Vortheile als Kunstrichter. Wir setzen das erste her:

> Dem Billiard gab man das Schellennetz
> Den Kugelfall dem Ohr des Zählers anzudeuten.
> So lässt ein gothisches Gesetz
> Zum Sylbenfalle Reime läuten.
> Das Meisterspiel, das Geniusgedicht
> Bedarf der Schelle nicht.

Was kann eine schiefe Vergleichung gegen den Werth des Reims beweisen, den viele der grössten Dichter in den neuern Sprachen durch ihre Werke anerkannt, und der sich aus psychologischen und ästhetischen Gründen sehr befriedigend darthun lässt? Einige Kleinigkeiten von zwey verdienten Männern, deren eigentliches Fach die Poesie nicht ist, von *Gedike* und *Grater*, wird man als Verse, die eine Stunde der Erholung erzeugte, und die weiter keine Ansprüche machen, mit Vergnügen lesen. Die Vff. der übrigen Beyträge sind: *Mad. Brun, Kretschmann, Matthisson, Mahler Müller, Niemeyer, Roose, Schmid (E. A.) v. Wildungen*; ferner *Conz, v. Einem, Engelschall, v. Halem, Haug, v. Knebel, Lappe, Mirow, Pape, Pockels, Reinhard, Schink, Kl. Schmidt, Tiedge*; die Dilettanten, die ihre Namen verschwiegen, nicht zu rechnen.

Die zuletzt genannten, von Conz an, treten alle im diesjährigen Alm. wieder auf, wo noch *Grabner, Manso, v. Schmidt Phiseldek, Mad. Ludwig, v. Stamford*, hinzugekommen, auch von zwey Verstorbnen, *Deurer* und der *Karschinn*, von dieser eine Epistel an Gleim, von jenem einige Distichen eingerückt sind. Die Stücke von Bürger, die der Herausg. aufgefunden und abdrucken lassen, hätte der Dichter selbst gewiss nicht der Aufbewahrung für würdig erkannt. Das erste, *die Leyer*, ist vom J. 1766, also aus einer fast noch unmündigen Jugend seiner Poesie; (die ältesten Stücke in der Sammlung seiner Gedichte sind von 1769) es könnte etwa nur seinem Biographen merkwürdig seyn, um daraus auf den Grad von Bildung zu schliessen, den er sich damals schon erworben hatte. Man sieht hier deutlich, dass Bürger noch nicht zu einiger künstlerischen Selbstständigkeit gelangt war, und seine Kraft zum Fluge mehr auf fremden, als auf eignen Schwingen versuchte. Der Gehalt des Gedichts: *An M. W., als sie mir einen Kuss versagte*, (vom J. 1771) ist zwar um nichts bedeutender, doch finden sich schon mehr eigenthümliche Züge, auch Bürgerianismen im nachtheiligen Sinne; z. B.:

> Ha, so *fasse* die Gefahr
> Dir bereits in dem *Genicke!*

oder:

> Ihm (dem Orpheus) den bangen Aufenthalt
> In des Orkus Finsternissen
> Dankbegierig zu versüssen,
> *Spitzte* jede Missgestalt
> Ihren *blauen Mund* zum Küssen.

Die Ode S. 87. ist ein pflichtmässig gesungenes Lied, das seine Bestimmung vollständig erfüllt hatte, als es über-

überreicht war. Am wenigsten aber hätte der nothgedrungene Prologus galeatus S. 188. vor das grosse Publicum gebracht werden sollen, dem er, aufs mildeste gesagt, sehr fremd vorkommen muss, weil es von den localen Veranlassungen nichts weiss. Wer hingegen mit Bürgers damaliger Lage näher bekannt ist, der wird zwar seine Bitterkeit gegen das ihn zunächst umgebende öffentliche Urtheil leicht entschuldigen können, (ob sie gleich in der Art ihrer Aeusserung die Gesetze des Schönen und Anständigen verletzt) aber es werden andre schmerzliche Erinnerungen bey ihm erregt werden, welche zu berühren hier ebenfalls nicht der Ort ist.

Wohlthätiger für das Gemüth wirkt das schon erwähnte Lied (S. 124.) der Dichterin, welche ein schöner Frühlingstag, *ächter Pontak*, *ein Haselkrebs*, (vielleicht *Havelkrebs?*) und *ein Butterbrod* innigst zufrieden mit der ganzen Welt und mit dem grossen Friederich machen konnte. Die Leichtigkeit so vieler andern fast aus dem Stegreif gesungenen Herzensergiessungen der liederreichen Hirtin wird man auch in dieser nicht vermissen. Sie gefallen als freywillige Erzeugnisse der Natur, an denen die Kunst gar keinen Antheil hat, als wilde Blumen des Feldes.

Eine Satyre von *Falk*, *die Schmausereyen*, glänzt durch eben die Vorzüge, die schon andern Arbeiten von ihm in dieser Gattung ausgezeichnetes Lob erworben haben: kühne Contraste, gedrängte Sentenzen, eine ins Grelle fallende Stärke der Darstellung, ein sehr origineller, mehr bittrer als fröhlicher Humor. Allein wir gestehn, dass wir uns manches in der dramatischen Einkleidung des obigen Gedichtes nicht zu erklären wissen; dass wir dem Dichter bey seinen Uebergängen nicht immer folgen können; und dass wir auch an dieser wie an seinen übrigen Satyren die schöne Rundung eines ästhetischen Ganzen vermissen. Freylich ist auch die Theorie hierüber noch sehr unzulänglich, und die Untersuchung, welche Modificationen das Gesetz der Einheit erhalten muss, um auf das satyrische Gedicht anwendbar zu seyn, ist bey weitem nicht aufs reine gebracht. In den seynsollenden Volksgesängen ist der Satyriker ganz aus seiner Sphäre herausgegangen. Er mag sich hüten, dass man die von ihm so treffend gelehrte Kunst, Recepte zu Geistesproducten zu verschreiben, nicht gegen ihn selbst wende. Zu den Jägerliedern S. 229. ist eine übermässige Dosis von Trarara, Hussa, Hurra, Hallo, Hoho, u. s. w. verbraucht worden, und zwischen diesen körnigen Interjectionen scheint die eigentlich articulirte Sprache nur Nebenwerk zu seyn.

Einfachheit und Wahrheit des Gedankens empfehlen die Epigramme in Distichen von *Knebel;* besonders der *ewige Frühling* giebt eine schöne Lehre. Unter den Beyträgen von Halem scheinen uns auch die kürzeren in dieser Form die vorzüglichsten zu seyn. Rec. ist nicht genug von den neugriechischen Sitten und vom Tone der neugriechischen Poesie unterrichtet, um sagen zu können, ob in der *Stickerin* und in der *Mutterklage bey Kallisten's Tode* von eben dem *Vf.* das Costum beobachtet ist; doch würde er Verse, wie folgende:

> O wie beredt ist Natur! Mich erfreun die zarten Gefühle,
> Wie auf der Wiese mich freun die blinkenden Tropfen des Thaues.

an einem andern Orte ohne Anstand für neudeutsch genommen haben. Die lyrischen Stücke von Tiedge im vorigen Alm. sind von geringerer Bedeutung, als die im diessjährigen. Das Gedicht *an Acidalia* ist eine gefällige Tändeley, und wäre es noch mehr, wenn es nicht durch Ausdrücke, wie *entflöten* und *Glauber*, entstellt würde. Nur muss man der üppigen Bildersprache dieses sonst schätzbaren Dichters mehr Haltung und Harmonie wünschen. Von *Kl. Schmidt* wüssten wir etwa nur die *Träume des Alters* als etwas zu nennen, das sich über das ganz Gewöhnliche erhöbe. Vergebens hat sich Rec. bemüht, in die Geschichte des *Eremiten von Melito* (die, wie man am Ende erfährt, nur eine Vision ist) von *Engelschall* und in dem *Traum auf dem Frauenberge* von *Justi* (beide im A. v. 96) Sinn und vernünftigen Zusammenhang zu bringen: es sind in der That *aegri somnia.* Die Erzählung *Palmerine*, (im A. v. 97), ebenfalls von Engelschall, ist zwar nicht von einem Ende bis zum andern blosse Verirrung der Phantasie; doch wird sie durch keinen Funken wahren Dichtergeistes beseelt. Ein lyrisches Gedicht von demselben, *Paphos*, prangt mit Bildern und tönenden Phrasen, allein sobald diese verhallt sind, hat man Mühe, sich irgend eines Inhalts zu entsinnen. Eben das gilt in geringerem Grade von den *Inseln der Seligen*, von *Manso*. Die Sprache ist rein, der Versbau fliessend, aber der ganzen Darstellung hängt eine gewisse Ohnmacht an, und der Hauptgedanke (wenn das Gedicht anders einen hat) tritt nicht mit Klarheit und Bestimmtheit hervor. Wenn er es thäte, würde wahrscheinlich offenbar werden, dass er falsch ist.

Conz, der sonst andern Vorbildern zu folgen pflegt, hat zu einer langen Erzählung (im A. v. 97.) *der Philosoph*, den Stoff von Voltaire, Manier und Ton von Wieland geborgt. Das prosaische Original, das kurz, munter und geistreich ist, hat unter seinen Händen sehr verlohren. Was die Nachahmung im Vortrage betrifft, so halte man z. B. die ersten Stanzen mit dem Anfange von Musarion zusammen, und man wird eine Aehnlichkeit finden; freylich eine solche, wie zwischen der Schönen auf dem Kupferstiche S. 260. und der Magdalena von Battoni, womit sie im Gedicht verglichen wird. Man trifft in diesen Blumenlesen noch auf vielerley andre Spuren von Nachahmung; einem ästhetischen Vergehen, das man nicht immer so leicht handgreiflich beweisen, als mit Zuverlässigkeit wahrnehmen kann. Indessen ist Rec. nicht oft etwas so starkes in dieser Art vorgekommen, als die Nachäfferey des altenglischen Balladentons, reichlich mit Reminiscenzen aus Bürger untermischt, in einer Menge Romanzen von einem gewissen *Pape.* Sie sind meistens mit *refrains*, *sans rime et sans raison*, verbrämt;

brännt; (man sehe z. B., wie im A. v. 96 S. 190 u. f. die Zeile: *Im ganzen weiten Italischen Land*, in jeder Strophe wiederzukehren gezwungen wird,) die Personen sterben darinn häufig aus heiler Haut, und zum Ueberflusse ist über diese angeblich altfränkischen Gedichte eine Brühe der neumodigsten Empfindeley ausgegossen.

Sonst enthalten beide Almanache noch eine beträchtliche Anzahl von Gedichten, deren wir, ihrem Werth nach, gegen die uns vorgezeichneten Schranken, gehalten, nicht besonders erwähnen können.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STUTTGART, in der akad. Buchdr. und TÜBINGEN, b. Cotta: *Taschenkalender auf das Jahr 1796, für Pferdeliebhaber, Reiter, Pferdezüchter, Pferdeärzte und Vorgesetzte grosser Marställe.* Herausgegeben von F. M. F. Freyherrn von *Bouwinghausen von Walmerode.* Mit Kupfern. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dieser Jahrgang giebt den vorherigen an Reichhaltigkeit nichts nach. Die 12 Monatskupfer sind Abbildungen von englischen Kutschpferden mit Geschirren von verschiedener Art, nach dem neuesten Geschmack; auch sind 3 Kutscher und 2 Postillons in ihrer englischen Kleidung vorgestellt. Die Pferde sind nach Kupfern, die der Herausg. aus London erhielt, gestochen und gut gerathen. Der Biographie des Hn. Kersting, Oberhofpferdearztes zu Hannover, ist dessen sehr wohlgetroffenes Bildnifs in Kupfer beygefügt. Der Artikel *Pferdekenntnifs und Wartung* enthält: Nachrichten von der Beschaffenheit, Wartung und Fütterung der Pferde in den Ställen des Kaisers von Hindostan. Dieser Auffatz ist ganz aus Sprengels neuen Beyträgen Band 6. S. 148. entlehnt. Die dort angeführte Quelle dieser und anderer indischen Nachrichten ist das Ajin Aksbery. Dies anzuführen war für viele Leser nöthig. Vor allen aber hätte der Herausg. bemerken müssen, dafs dort nicht von neuern Zeiten, sondern von den Einrichtungen des kaiserlichen Hofes, zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, oder unter der Regierung Kaiser Akbar des Grofsen die Rede ist. Jetzt, da die Sonne des Hauses Timur in Hindostan längst untergegangen ist, haben alle diese Einrichtungen, wenigstens seit vielen Jahren aufgehört, und der letzte Kaiser, Scha Allum, mochte 1788, wie die Rohillas seinen Pallast abermals ausplünderten, kaum dreyfsig Pferde in seinen Ställen haben. Noch müssen wir bemerken, dafs in dem Almanach S. 34. Z. 6. von unten statt westlichen Gebirgen, nördlichen gelesen werden muss. — *Pferdezucht:* Ein kurzer Auffatz handelt von den wilden Gestütten und der Behandlung der Pferde in Paraguai und Chili. Von einer grofsen Anzahl wilder Pferde, die jetzt eine Ebene von 200 Meilen bedecken, sollen 7 Stück Pferde, die die Spanier mit ins Land gebracht haben, die Stammältern seyn. Dafs die Pferde, die ein jeder sich zueignen kann, der sie fangen will, dort in geringem Preise sind, ist sehr glaublich. An Dauerhaftigkeit zu grofsen Reisen fehlt es zwar diesen Pferden, und müssen hierzu deren immer einige auf relais gestellt werden; dagegen sollen sie aber sehr geschickt seyn, die steilsten Berge auf- und abzulaufen. Ein schöner Schweif wird als die gröfste Zierde angesehen, und der Niedrigste würde sich schämen, auf einem gestutzten Pferde zu reiten. *Pferdearzneykunst;* enthält 1) eine kühlende Purganz, 2) ein blutstillendes Mittel, 3) ein zertheilendes Mittel, 4) eine seifenhafte Einreibung, nebst Anmerkungen. *Reitkunst:* betrifft blofs den jetzigen Zustand der Reitbahn zu Altdorf bey Nürnberg.

Der Art.: *Fuhrwesen und Equipagen*, liefert die Beschreibung von zwey neuerfundenen Wagen in England. Von dem ersten sind die Brüder Georg und William Symington die Erfinder. Er wird blofs durch eine Dampfmaschine, die mit sehr wenigen Steinkohlen auf 24 Stunden unterhalten werden kann, in Bewegung gesetzt, und von einem Menschen dirigirt. Dieser Wagen hat vier Räder, kann eine Last von 16 engl. Centner führen, und läuft in einer Stunde 2 deutsche Meilen. Der zweyte ist im J. 1793 in London für den Prinzen Wallis verfertigt worden. Man kann in wenigen Minuten ein Zimmer mit einem Bett daraus machen, und soll, wo in Lagern oder im Freyen übernachtet wird, zur Bequemlichkeit dienen. Der Herausg. hofft künftig die Zeichnung hievon mittheilen zu können. Das *Allerley* von Pferden enthält manches, was die Pferdeliebhaber interessiren wird. Das Verzeichnifs der jetzt lebenden Stallmeister, Pferdeärzte etc. ist fortgesetzt.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Merseburg* u. *Leipzig*, b. Wagner u. Comp: *Menschentugenden* in Erzählungen aus der wirklichen Welt, von *L. F. Schwerd.* Erstes Bandchen. 1795. 126 S. 8. Unter den Rubriken von sieben Tugenden, (Einigkeit, Friedfertigkeit, Enthaltsamkeit, Entschlossenheit, Freymüthigkeit, Erbarmen, Dankbarkeit) hat der Vf. erst eine Ermahnung zu ihrer Ausübung vorausgeschickt, und dann zur Erläuterung der allgemeinen moralischen Sätze kürzere Exempel und längere Erzählungen aus der alten und neuen Völker- und Menschengeschichte, auch Anekdoten aus dem Privatleben unbekannter Personen beygefügt. Die voranstehenden Ermahnungen sind meistens rednerische Lobsprüche von der Vortrefflichkeit und Nützlichkeit der einzelnen Tugend; der Ton der Erzählung in den mehr und minder bekannten, interessanten und geringfügigen Beyspielen hat auch nichts Vorzügliches.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 13. Januar 1797.

PHYSIK.

LONDON, b. Vf., gedr. b. Hindmarsh: *Lectures on natural and experimental Philosophy, considered in its present state of improvement*, describing in a familiar and easy manner the principal Phenomena of nature, and shewing that they all cooperate in displaying the Goodness, Wisdom and Power of God. By *George Adams*, mathematical instrument maker to His Majesty, and optician to His Royal Highness the Prince of Wales in five Volumes, the fifth Volume consisting of the Plates and Index. 1794. gr. 8. Vol. I. 548 S. Vol. II. 561 S. Vol. III. 579 S. Vol. IV. 572 S. Vol. V. 39 Kupfertafeln u. 44 S. Index. (10 Rthlr.)

In der Vorrede erklärt sich der Vf., der bekanntlich *schon im* vorigen Jahre mit Tode abgegangen ist, über die Veranlassung zu diesem Werke, und den Plan, nach welchem dasselbe bearbeitet worden. Vor ungefähr 25 Jahren habe er sich eine kurze Zeit in Frankreich und in der Schweiz aufgehalten, und sey schon damals ein Augenzeuge gewesen, mit welchem Eifer einige Gesellschaften sich bemüht hätten, unter dem Deckmantel der Philosophie, gewisse der bürgerlichen Ordnung und Ruhe zuwider laufende Grundsätze zu verbreiten, und das Lesen solcher Schriften zu befördern, welche das Ansehen der geoffenbarten Religion herabwürdigten. Die Werke dieser Scheinphilosophen gäben schon zu erkennen, dass ihr ganzes Naturstudium nur dahin abzwecke, den Geist zu verwirren, und ihn in dem Unglauben an alles, was das Auge nicht sehen, und die Hand nicht fühlen könne, zu bestärken, unsern Glauben an Moses und die Propheten, und die Thatsachen der geoffenbarten Religion lächerlich zu machen. Schon damals sey er mit dem Gedanken umgegangen, dass zu Steurung so schädlicher Grundsätze ein Unterricht in der Naturlehre nützlich seyn möchte, worinn mehr als bisher geschehen ist, der menschliche Geist auf die hohen Zwecke der Schöpfung und unsers Daseyns, und auf die sichtbaren Fingerzeige eines unendlichen und allgütigen Wesens bey der Anordnung der Körperwelt hingeleitet, und gegen die Trugschlüsse gesichert werden möchte, wodurch jene Philosophen den Geist zu verwirren, und Ungemach über die Menschheit zu verbreiten suchten. Den Plan zu einem solchen Werke habe er schon damals angelegt, und auch Materialien dazu zu sammeln angefangen, doch sey er nicht eher mit vollem Ernste an die Bearbeitung derselben gegangen, als bis er bemerkt habe, dass jene Philosophie auch in seinem Vaterlande angefangen habe, sich zu verbreiten, ja wahrscheinlich sogar Leute von Republicanern besoldet seyen, die Grundsätze derselben annehmlich zu machen, und dadurch sein Vaterland mit derjenigen Gefahr zu bedrohen, wodurch Frankreich eine Scene des Jammers und Elends geworden sey. Seine Absicht sey also, zu zeigen, dass jene Philosophen keine Freunde der Menschheit seyen, wahre Philosophie vielmehr dahin abzwecke, die Menschen zu beglücken — *whereas the modern philosophers make it the ornament of folly the badge of infidelity, the road to anarchy and rebellion* u. s. w. Ohne uns darauf einzulassen, ob die Gefahr, die der Vf. für sein Vaterland besorgte, von solcher Erheblichkeit war, um den *modern philosophers* überhaupt (denn welche eigentlich gemeynt sind, darüber erklärt sich der Vf. nicht deutlich) den Text so sehr zu lesen, als in diesem Buche geschehen ist, und ohne zu untersuchen, ob gerade jene modernen Philosophen die französische Revolution bewirkt haben, und Ordnung im Staate nicht auch ohne den uneingeschränkten Glauben an manche in die geoffenbarte Religion hineingebrachte Ungereimtheiten bestehen könne, zweifeln wir doch sehr, dass das gegenwärtige Werk zu mehr als einem blossen Unterrichte in der Naturlehre wird dienen können, und der grosse Zweck, den sich der Vf. vorgesetzt zu haben scheint, die *modern philosophers* zu bekehren, je werde in Erfüllung gehen, da diese bekanntlich mit so alltäglichen teleologischen Betrachtungen, dergleichen so häufig in diesem Buche vorkommen, sich nicht befriedigen lassen. Auch ist Hr. *A.* lange nicht genug Philosoph und Kenner philosophischer Systeme (als Künstler schätzen wir ihn unendlich hoch) um beurtheilen zu können, was für oder wider diejenigen streitet, denen er den Namen der Scheinphilosophen ertheilt. Wir wollen indessen die gute Absicht des Vf. nicht verkennen, und sehr gerne zugestehen, dass *ihm* ein Buch, wie das gegenwärtige, vollkommen hinreichend mag geschienen haben, dem Unheile vorzubeugen, welches er von denjenigen Philosophen befürchtet, die in religiösen Dingen, nicht alles so consequent, wie er, finden können. Die Lehren der Physik, besonders die zur Mechanik, Optik und Astronomie gehörigen, sind deutlich und gründlich abgehandelt; doch ist der Vortrag mit zu häufigen Wiederholungen überladen. Mit dem chemischen Theile sind wir weniger zufrieden, nicht weil der Vf. noch grossentheils

der Lehre vom Phlogiston zugethan ist, sondern weil er den Leser durch Einwürfe gegen das neue System einzunehmen sucht, die gewissermasen schon veraltert und widerlegt sind, und Sätze für die Existenz des Phlogistons aufstellt, welche selbst von den Vertheidigern desselben nicht mehr für gültig genommen werden. Hieher rechnen wir mehrere der Kirwanischen, de Lucischen und Wieglebschen Einwürfe gegen das neue System, und Behauptungen für das alte, woraus erhellet, dass der Vf. in Ansehung des pro und contra selbst nicht vollkommen orientirt gewesen ist. Wenn er also z. B. Vol. I. S. 491. sagt: „*nothing indeed could be more convenient for the antiphlogistic chemists, than their ideas of the composition of water; for as this fluid exists, more or less in almost all bodies, and in almost every chemical operation, and as it is, according to their theory, supposed to contain an inflammable principle, nothing could be more easy to account for all the phenomena, before imputed to phlogiston, than by substituting for this old inflammable principle, the new inflammable principle of water,*" so sieht man doch offenbar, dass der Vf. bey diesem Ausdrucke gar nicht überlegt hat, was für eine unbedeutende Rolle das Hydrogen der neuern Chemiker gegen das Phlogiston der alten spielt, und in wie wenigen Fällen man das Hydrogen braucht, wo hingegen das allmächtige Phlogiston überall für nöthig erachtet wurde. Wenn ferner der Vf. behauptet, das bey der Zersetzung der Lebensluft, und der inflammablen, zum Vorschein kommende Wasser werde von vielen Philosophen auch nur für abgeschieden gehalten, so sind diese Philosophen doch nur die wenigen, welche dem Hn. de Luc nachbeten, und welche so wenig, wie er, durch eine Thatsache erweisen können, dass das *Wasser* nur allein die *ponderable Basis* aller Luftarten sey, da im Gegentheil dies eine Hypothese ist, welche nicht nur einer Menge von Erscheinungen widerspricht, sondern auch um nichts einfacher ist, als wenn man jeder Luftart eine eigne ponderable Basis giebt, und das Wasser aus den ponderablen Grundstoffen der Lebensluft und der brennbaren zusammensetzen läfst. S. 505. Vol. I. hat der Vf. einen Auszug aus Wieglebs Abh. vom Phlogiston (v. Crells Annalen 1791. 11tes Stück) mitgetheilt. Die Einwürfe, welche W. gegen das neue System gemacht hatte, muss der Vf. für sehr wichtig gehalten haben, und doch ist gewiss, dass die meisten jetzt gar nicht mehr Statt finden können, so wie denn auch mehrere Behauptungen in dem phlogistischen Systeme, selbst von denen, welche sie aufgestellt hatten, wieder zurückgenommen worden sind., z. E. dass die Luftsäure aus den Kohlen nur abgeschieden werde — dass das Phlogiston ein absolutes Bestreben habe, sich von der Erde zu entfernen, welche negative Schwere des Phlogistons Hr. Wiegleb sogar missverstanden hatte, dass er sie mit specifischer Leichtigkeit verwechselte, und sich also in dem irrte, wovon eigentlich die Rede war. Vol. II. S. 56 ff. sucht der Vf. nach Hn. de Luc den Satz in der Physik annehmlich zu machen, dass alle Operationen, wobey sich flüssige Säuren bilden, nur darinn beständen, dass *Wasser* sich mit gewissen unwägbaren Substanzen, als eben so viel unterschiedenen Grundtheilen der Säuren, verbinde, und alle flüssige Säuren nur als abgeschiedene Körper betrachtet werden müssten. Schwefel bestehe z. E. aus Wasser, Phlogiston, Feuer und einer eigenthümlichen aber imponderablen Säurebasis, vielleicht auch noch aus vielen andern uns unbekannten Ingredienzen, die Lebensluft hingegen aus *Wasser* Feuer und einer gewissen imponderablen Substanz, welche die Eigenschaft habe, bey einer gewissen Temperatur sich mit dem Phlogiston des Schwefels zu verbinden, und aus demselben zu entweichen, da denn die Schwefel- oder Vitriolsäure aus dem zurückbleibenden Wasser sowohl des Schwefels als auch der Lebensluft, und jener imponderablen Säurebasis gebildet werde. Auf gleiche Weise beständen nun auch die Alkalien, die Oele, der Weingeist und mehrere andere Flüssigkeiten, nur aus *Wasser*, und solchen unwägbaren Substanzen; und wenn solche Flüssigkeiten in feste Körper übergingen, so geschehe nichts, als dass nur die Flüssigkeitswärme entweiche, alle festen Salze hätten also auch nur das *Wasser* zu ihrer ponderablen Basis, und die imponderablen Substanzen machten den eigenthümlichen Unterschied jener Salze. Diese sehr gewagten Sätze werden zum Theil aus den Versuchen über das Gefrieren des Wassers und der mit Wasser geschwächten Säuren, welche Hr. M'Nab zu Albany in der Hudsonsbay angestellt hat, gefolgert, wir wollen aber jeden loben, der sich durch diese Versuche von der Nothwendigkeit der Annahme solcher imponderablen Stoffe überzeugen kann. Noch weniger sehen wir ein, was diese Versuche gegen die antiphlogistische Lehre beweisen sollen, da sie sich sehr gut aus den verschiedenen Verwandtschaften des Wärmestoffs gegen die mehr oder minder mit Wasser geschwächten Säuren begreifen lassen, und gar nicht das geheimnisvolle enthalten, was Hr. de Luc und Adams darin finden. Freylich kann man mit solchen imponderablen Stoffen (wie ehemals mit den *qualitatibus occultis*) alles mögliche in der Physik anfangen, die Erklärungen danach modeln, wie man es einer Lieblingshypothese am angemessensten findet, und sie zu einem trefflichen Schlupfwinkel gebrauchen, wenn man sich durch Inconsequenzen in der Enge fühlt. Aber einer Lehre, worinn so viel willkührliches ist, als in der *Wasserchemie* des Hn. de Luc, und welche noch viel schlimmer ist, als die alte Lehre vom Phlogiston (die so bescheiden ist, sich doch nur mit einem einzigen imponderablen, nicht in die Sinne fallenden Dinge zu begnügen) sollte man in einem Lehrbuche der Physik keinen solchen Anschein der Wichtigkeit geben, als wenn sie sogar andere Theorieen verdrängen würde, von denen doch erwiesen werden kann, dass sie mehr Simplicität in den Erklärungen verstatten, und sich auf Erfahrungen gründen, die man nur nicht muthwilliger Weise verdrehen muss, wie Hr. de Luc und seine Anhänger so sehr gewohnt sind. Hr. Adams hätte auch die mannichfaltigen Lücken und willkührlichen

lichen Behauptungen in Hn. de Lucs Theorie bemerkbar machen sollen, da er sichs überall so angelegen seyn lässt, der antiphlogistischen Lehre Inconsequenzen aufzubürden. Aber was Hr. de Luc sagt, ist ihm Orakelspruch. Doch einem Manne, wie Hr. Adams, der als Künstler so viel Achtung verdient, kann man es allenfalls verzeihen, wenn er sich durch Sätze blenden lässt, die von einem im chemischen Theile der Naturlehre ihm so weit überlegenen Manne herkommen, und dem man wenigstens in England noch nicht sehr widersprochen hat. — In vielen Vorlesungen lässt der Vf. andere Schriftsteller reden. So ist z. B. die *method of reasoning in natural philosophy* in der XIV Vorlesung aus Bacons Organon, und in der XLV die physische Astronomie aus *Robisons outlines of mechanical philosophy* genommen. Auf gleiche Weise sind sehr häufig *William Jones physiological disquisitions*, de Luc's und andere Schriften benutzt worden. Zum Beschlusse wollen wir nun noch einiges aus den Vorlesungen des Vf. auszeichnen. Die Elasticität, welche die Luft beym Zusammendrücken äussere, könne gar wohl auch daher rühren, dass sich zwischen den Lufttheilchen eine feinere Flüssigkeit befinde, welche beym Zusammendrücken durch die Gefäfse gehe, beym Nachlassen des Drucks sich aber wieder zwischen die in dem Gefäfse zurückgebliebenen Lufttheilchen begebe, und sie aus einander treibe — das merkwürdige *Hängenbleiben* des Queckfilbers an dem obern Ende eines so eben gefüllten, aber wohl ausgekochten Barometers, scheint dem Vf. noch die Gegenwart einer andern Flüssigkeit, als die der Luft, darzuthun. In der Vorlesung über das Wesen der Materie erklärt sich der Vf. für die *Atomistische* Lehre, doch erwähnt er auch des *dynamischen* Systems, vermöge dessen die *Materie* in anziehenden und abstossenden Kräften einzelner Punkte des Raumes bestehen, oder eigentlich durch solche Kräfte erst als möglich soll gedacht werden können. Einwürfe gegen dieses System nach Hn. de Luc, aus dessen *lettres phys. et morales etc.* (nicht hinlänglich, die Schwierigkeiten ganz auseinander zu setzen. Aber was das dynamische System vor dem atomistischen voraus hat, zeigt der Vf. auch nicht deutlich, so dass die Leser in beiden Systemen hinlänglich orientirt würden.) Anziehung und Zurückstossung sind dem Vf. keine Grundeigenschaften der Materie. Wenn die Anziehung eine solche wäre, woher käme es, sagt der Vf., dass sie in Körpern erweckt, auf einige Zeit aufgehoben, oder gar zerstört werden könne? (Darauf lässt sich doch wirklich sehr leicht antworten.) — Dass das Gewicht der Körper in dem Verhältnisse der Massen stehe, sey in der Physik ein übereilter Schluss (doch nicht so übereilt, wenn der Vf. dasjenige zusammen erwägt, was über die negative Schwere des Phlogistons gestritten worden ist, und wie schön jene Voraussetzung in den Formeln der höhern Mechanik mit der Erfahrung übereinstimmt.) — In der Lehre von der beschleunigten Bewegung wird eine Beschreibung der Atwoodischen Fallmaschine gegeben, und ihr Gebrauch durch Beyspiele erläutert. Da diese Maschine noch nicht sehr bekannt geworden ist, so wird es den Lesern angenehm seyn, hier eine Beschreibung und Abbildung derselben zu finden. — Ueberall giebt der Vf. Anwendungen der vorgetragenen Lehren, z. E. in der Lehre von der Luft 9 Vorschriften das Rauchen der Camine zu verhüten. Die Kupfer zu dem gegenwärtigen Werke sind durchaus sehr schön, und machen den V Band desselben aus. Sie geben eine so deutliche Abbildung des gröfsten Theils eines physikalischen Apparats, dass Künstler allenfalls darnach arbeiten können. Auch enthält der V Band ein Register über das ganze Werk.

MATHEMATIK.

EISENACH u. HALLE, b. Gebauer: *Der Mathematiker oder compendiöse Bibliothek des Wissenswürdigsten aus der Gröfsenlehre.* 1796. Heft I — III. 296 S. 8. (à 6 gr.)

Die gegenwärtigen 3 Hefte enthalten nach einer kurzen Uebersicht der Ordnung, in der die verschiedenen Theile der Mathematik in dieser Bibliothek behandelt werden sollen, erstlich die Vorkenntnisse vom Begriffe der Mathematik überhaupt, ihren verschiedenen Theilen, und der ihr eigenthümlichen Methode, dann die ersten Gründe der allgemeinen Mathematik und die Arithmetik. Der Vf. unterzeichnet sich V — t. Was hier von der mathematischen Methode gesagt wird, ist gröfstentheils nach Kästner. Doch wird auch Kants Bestimmung des Eigenthümlichen dieser Methode beygefügt, nämlich, dass das Wesentliche derselben eigentlich darinn bestehe, nicht wie in der Philosophie *discursiv*, sondern *intuitiv* zu verfahren; nicht aus Begriffen zu *schliessen*, sondern vielmehr *Begriffe zu construiren*, d. i., sie in der Anschauung, und zwar in einer von aller Erfahrung unabhängigen Anschauung a priori, darzustellen. Die Arithmetik ist gründlich und ordentlich vorgetragen. Die Beweise werden allgemein durch Buchstaben geführt. In der Lehre von den entgegengesetzten Gröfsen ist verschiedenes deutlicher als bisher bestimmt; doch erinnert sich der Rec. nicht, dass ein gründlicher Mathematiker gesagt hätte, + 3 multipliciren mit + 2 heisse Vermögen mit Vermögen, und + 3 multipliciren mit — 2 Vermögen mit Schulden multipliciren. Etwas so sinnloses kann keinem Mathematiker einfallen, und nur von gemeinen Rechenmeistern kann hier die Rede seyn, die so auch Thaler mit Ellen multipliciren. Der Ausdruck §. 205., dass nämlich Decimalbrüche, welche mit unendlich vielen Decimalstellen fortgehen, *unendliche Decimalbrüche* genannt werden, ist wohl nicht sehr schicklich. Die gewöhnliche Definition des Dividirens, nämlich dass a mit b dividiren so viel heisse, als finden, wie vielmal b in a enthalten sey, oder wie vielmal b von a abgezogen werden könne, sey viel zu enge. Sie gelte blos für den Fall, wenn der Dividend und der Divisor beide *Zahlen* sind, dagegen passe sie schon für den Fall nicht, wo

eine besondere Gröfse (eine genannte Zahl) z. E. 6 *Pfund* mit einer blofsen Zahl, z. E. 3, dividirt werden solle, weil man nicht fragen könne, wie oft die Zahl 3 überhaupt in 6 Pfunden enthalten sey. (So hat ein Mathematiker auch nie gefragt.) Aber in der reinen Mathematik, wo Zahlen blofs in abstracto genommen werden, kann jene Definition des Dividirens immer gebraucht werden, auch gründet sich darauf die ganze Operation selbst, nämlich dafs man den Quotienten durch einen wiederholten Abzug des Divisors, oder dessen Vielfachen, vom Dividendus, erhalte. Dafs aber der Vf. diese Definition bey der Anwendung auf genannte Zahlen zu enge findet, ja sie sogar für logisch unrichtig erklärt, rührt daher, weil ihm das Dividiren ein blofses *Eintheilen* ist. Er will das keine Division nennen, wenn man frägt, wie oft stecken 3 Pfund in 6 Pfund. Nur das soll Dividiren seyn, wenn man nach dem 3ten Theile von 6 Pfund frägt. Uebrigens sieht man leicht, dafs beide Fragen himmelweit von einander unterschieden sind, wenn sich gleich zeigen läfst, dafs ihre Auflösung einerley arithmetische Operation, nämlich diejenige, welche in der reinen Arithmetik von abstracten Zahlen gelehrt worden ist, erfodert. Deswegen aber die gewöhnliche Erklärung der Division zu enge und logisch unrichtig zu nennen, weil sie nicht auf die Erklärung des Vf. pafst, (denn freylich kann niemand 6 Pf. durch 3 Pf. *theilen*.) scheint uns eine kleine Uebereilung zu seyn, denn man könnte ja auch von des Vf. Erklärung der Division sagen, dafs sie zu enge ist, weil sie nicht auf die gewöhnliche pafst. In eben dieser Erklärung, die der Vf. vom Dividiren giebt, liegt der Grund, warum er auch die gewöhnliche Definition des geometrischen Verhältnisses, dafs man nämlich durch die Division untersuchen solle, wie grofs eine Gröfse in Vergleichung einer andern sey, für ungereimt erklärt, welche Ungereimtheit aber wegfällt, sobald man die Division in dem gewöhnlichen Sinne nimmt. Dafs übrigens Rechenmeistern die Bemerkung nützlich ist, Verhältnisse und Quotienten (Exponente der Verhältnisse) nicht mit einander zu verwechseln, bedarf keines Beweises. So ist auch §. 356. für diejenigen wichtig, welche noch Pfunde mit Thalern multipliciren. Wenn man aber diesen Paragraphen anfängt zu lesen, so sollte es scheinen, als wenn Mathematiker sich bisher so arg versündigt hätten. Freylich bedient man sich auch in der Geometrie des Ausdrucks, *Grundlinie* mit *Höhe* multipliciren, eine *Fläche* mit einer *Linie* dividiren u. dgl. Das sind aber nur Ausdrücke, deren man sich *der Kürze wegen* bedient. Es kann indessen nicht schaden, schon in der Arithmetik, die Bedeutung solcher Ausdrücke zu erläutern. Dahin gehören auch die Bemerkungen des 381sten Paragraphs.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Magdeburg: Jahrbuch des Pädagogiums zu L. Frauen in Magdeburg.* 5tes St. Herausgegeben von *G. S. Rötger*, Propst und Schuldirector. 1796. 92 S. gr. 8. (4 gr.) Der Herausg. und der Hr. Rect. *Delbrück* fahren fort, Rechenschaft von der Verwaltung ihres Amtes, von ihren Einrichtungen und Lehrarten, und von dem, was sich im Pädagogium zugetragen hat, durch dieses allen Schulanstalten zur Nachahmung zu empfehlende Jahrbuch zu geben. Der erste Aufsatz von Hn. *Rötger* ist überschrieben: *Ueber unsre Einrichtung in Absicht der Privatkassen unserer Zöglinge*, und enthält sehr wahre Bemerkungen aus der Fülle einer langen Schulerfahrung. Alles kommt darauf hinaus, dafs man jungen Leuten in Schulen und Erziehungsanstalten nicht auf einmal alles Geld in die Hände gebe, was sie zu ihren Bedürfnissen brauchen; dafs man ihnen anfangs nur ein Taschengeld zu freyer Disposition zutheile, und ihnen dann allmählich und in gehörigen Abstufungen, so wie sie sich durch gute Wirthschaft dessen würdig machen, mehr Geld anvertraue, und zuletzt, wenn sie schon als Schüler so verständig werden, ihre ganze Kasse überlasse. Nr. 2. von Hn. Delbrück: *Beyspiele einer analytischen Methode beym grammatischen Unterricht im Griechischen* ist auch in einem besondern Abdruck im Keilschen Verlage zu haben. Der analytische Weg, den der Vf. einschlägt, führt gewifs zu einer gründlichen und tief eindringenden Kenntnifs der Sprache, setzt aber auch viel Nachdenken von Seiten der Lernenden voraus. Sehr eigenthümliche und helle Ansichten gewährt die neue Eintheilung der Sprachlehre in einen *musikalischen* und einen *philosophischen* Theil, die vorzüglich bey der griechischen Sprache, welche wahre Musik ist, sehr wohl angewendet seyn möchte. Nur soviel hier zur Deutlichmachung dieser Idee aus dem Schema der griechischen Sprachlehre. I. *Musikalischer Theil* oder Lehre von den *Wörtern*. A. Bestandtheile der Wörter oder Buchstaben, 1) das Alphabet, 2) Scheidung desselben in Vocale und Consonanten, 3) musikalische Kunstwörter derselben, 4) abkürzende Schriftzeichen, 5) musikalische Zeichen der Aussprache. a) Spiritus, b) Accentuirung. 6) Interpunctionszeichen. B. Formen der Wörter. 1) Zwey Hauptformen, Declination und Conjugation, 2) musikalische Regeln bey Bildung der Formen. II. *Philosophischer Theil der Grammatik* oder Lehre von den *Worten*, Syntax. 1) *Partikeln*, a) die sich auf Declinationen beziehen, *Präpositiones* b) die sich auf Conjugationen beziehen, *Conjunctiones* formae et sententiae, *Adverbia*, c) auf declinations- und conjugationsfähige Wörter, *Copulae*. 2) *Sprachgebrauch*, a) philosophischer oder allgemeiner, b) Idiomen. N. 3. ist eine Rede an die abgehenden Zöglinge, und N. 4. Nachricht von den Veränderungen, Censuren und Verwendungen im Schuljahre von Ostern 95 bis dahin 96, beides von Hn. *Delbrück*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 14. Januar 1797.

GESCHICHTE.

LEIPZIG, in d. Weidmannisch. Buchh.: *Der Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft.* Drittes Buch durch *Johannes Müller.* Dritten Theils erste Abtheilung. 1788. Zweyte Abtheilung. 1795. XXVIII u. XX und 727 S. 8.

In der ersten Abtheilung dieses Bandes findet man die Geschichte des Einflusses, welchen die Kirchenversammlung zu Costanz, vorzüglich die Achtserklärung des Herzogs Friedrich von Oestreich-Tyrol, auf den schweizerischen Bund hatte u. s. w.: in der zweyten beginnt dann die Darstellung des bürgerlichen Krieges, welcher aus der Vergröserungssucht entsprang, die eine Folge von den unerwarteten Eroberungen einzelner Eydgenossen war. Das Glück der schweizerischen Waffen, anfangs dem alten Feinde gefährlich, ward verderblich für eidgenössische Tugend und Einfalt, und der Partheygeist brachte den Bund mehr als einmal an den äussersten Rand des Abgrundes. Folgten auf diese Periode nicht Zeiten, deren Charakter die Wahrheit des schönen Bildes beweist, dessen sich der Vf. vom Geist und Schicksal der Eidgenossenschaft bedient, „die einem Alpenstrom gleicht, der wild herunterfällt aus dem Gebirg, Tannen, Felsen, Land und Hütten das hohe Thal herabrauschend fortreisst, in einen stürmischen See tritt, alsdann hervor durch lachende Fluren befruchtend und sanft, in blumichten Wiesen und an den Mauern ruhiger Städte sich schlängelnd verweilt, bis der nützliche, erquickende Fluss nach längern oder kürzern Lauf (wie die Nationen früh oder spät alle in Vernichtung) in das Meer tritt;" hätte der Vf. von der Periode der bürgerlichen Unruhen und des Verfalls des edlen Gemeinsinnes nur den Blick in die Vergangenheit voll Eintracht und keine Kunde von der Zukunft gehabt: so würde die Aehnlichkeit noch weit gröser gewesen seyn, die unstreitig zwischen ihm und Tacitus ist, mit welchem man ihn häufig, wenn gleich mehr nach einem dunklen Gefühl, als deutlicher Einsicht, zusammengesetzt hat.

Nicht die Kürze des Ausdrucks oder die Fülle und Vollwichtigkeit der Gedanken, nicht die sorgfältige Wahl der einzelnen Züge, aus welchen ein Gemälde zusammengesetzt ist, auch nicht die ausserordentliche Gewalt, mit welcher beide Schriftsteller ihre energische Phantasie unter die Regeln der Historie gezwungen und ihre tiefe Abstraction zu denselben erhoben haben, verschaffen uns das Recht, den Vf. des gegenwärtigen Werkes den Tacitus unter den Neuern zu nennen; denn auch andre Geschichtschreiber haben sich in diesen Eigenschaften dem Römer mehr oder weniger genähert. Aber einen Vergleichungspunkt giebt es zwischen diesen beiden erhabenen Geistern, warum man gerade sie als brüderliche Genien in der Historie betrachten darf; beide haben nämlich einen edlen Patriotismus gleichsam zum Hintergrund ihrer ganzen Darstellung gemacht und dadurch ihrem Stoff Einheit gegeben. Beide verleihen daher auch ihrem Leser, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, einen Charakter, und damit zugleich den grosen Vortheil, dass er bey der Betrachtung ihres ganzen Werks eine gleichförmige Grundempfindung hat, welche ihn bey allem Wechsel des Gegenstandes und der Darstellung nie eine Beute desselben werden lässt, sondern innerhalb ihrer Sphäre so frey als möglich erhält.

So wie hierin die charakteristische Aehnlichkeit zwischen diesen beiden Geschichtschreibern besteht, entspringen die vornehmsten Verschiedenheiten zwischen ihnen aus der charakteristischen Unähnlichkeit ihres Stoffes, dass der Römer den seinigen nur mit der Bitterkeit und Wehmuth des Patrioten, der Geschichtschreiber des helvetischen Bundes aber seine Materialien mit froher Vaterlandsliebe verarbeiten konnte. Deshalb giebt jener unsrer Seele die Erhabenheit der Resignation, dieser den erhabenen Muth des Vordringens, jener zugleich die Verachtung alles Menschlichen, welche uns bey der untergehenden Sonne so oft ergreift, dieser wie beym Sonnenaufgang den Entschluss, das Irrdische mit uns empor zu reissen. Sicher wirkt also der letzte vortheilhafter in praktischer Rücksicht.

Indessen würde man dem helvetischen Geschichtschreiber Unrecht thun, wenn man diesen Vorzug einzig auf die Beschaffenheit seines Stoffes rechnen wollte; denn sehr viel davon gebührt der hellern Philosophie, die ihm vorleuchtet. So vortrefflich die individuellen Maximen und allgemeinen Betrachtungen sind, welche wir im Tacitus finden, verräth es selbst schon die Manier, in welcher sie vorgetragen sind, dass es ihrem Urheber an einem Standpunkte fehlte, welcher bestimmt und hoch genug war. Ohne einen solchen werden gerade die Geister, welche am tiefsten in die Historie eindringen, ihr die traurigste Ansicht abgewinnen, und schon aus diesem Grunde würde, auch ohne jene Beschaffenheit seines Gegenstandes, der Römer uns nur zur Resignation erheben können. Dagegen verspürt man in dem vorliegenden Werk einen Geist, der in seinen Ueberzeugungen zu festen, stärkenden, erfreuenden Resultaten gekommen ist, und uns

uns nicht zwischen Himmel und Erde schwebend erhält. Welche Veränderung hätte im Tacitus die Aufnahme einer einzigen Lehre der Art und in dem Sinne hervorbringen müssen, wie wir häufig sie hier antreffen, z. B. S. 307. „Die Regel der Natur ist eine unendliche Mannichfaltigkeit in den Formen, Einheit in dem Principium, welches alles umfasst."

Die Kraft dieser Philosophie wird nie sichtbarer, als wenn der helvetische Geschichtschreiber einen Blick auf das Schicksal der Menschheit überhaupt, die Entstehung von allgemeinen politischen Instituten wirft. Wie Tacitus seiner Darstellung dadurch einen besondern Reiz giebt, dass er Episoden über alle bedeutendere Völker der römischen Geschichte einverleibt, welche beynahe eine Historie der Welt war; so erhebt sein deutscher Nebenbuhler ungemein seinen Gegenstand dadurch, dass er ihn durch grosse Betrachtung in Verbindung mit der Menschengeschichte, bisweilen mit der grauesten Vergangenheit, bringt. Der gegenwärtige Band wird mit einem Meisterstücke dieser Art eröffnet.

Die Kirchenversammlung zu Costanz ward schon deshalb, weil sie an diesem Orte gehalten wurde, mehr noch als grosses Phänomen im Geist der Zeit überhaupt, besonders aber wegen der Vereinigung zwischen dem Pabst Johann XXII und dem Herzog Friedrich von Oestreich-Tyrol gegen ihre Verhandlungen und wegen der Folgen, welche dieselbe hatte, wichtig in der helvetischen Geschichte. Bey dieser Gelegenheit werden einige Blicke auf die Entstehung, Vorzüge und Nachtheile der Hierarchie im allgemeinen und des Pabstthums besonders geworfen, welche einen ausserordentlichen Tiefsinn in historischer Nachforschung verrathen, wiewohl wir der ersten Hauptidee, die hier geäussert wird, widersprechen möchten. „Als bey Vermehrung der Geschlechter, sagt der Vf., die Vervollkommnung der Nahrungskünste nothwendig wurde, geschah in vielen Ländern, dass alle Geschäfte des Lebens durch gemeine Uebereinstimmung vertheilt wurden; so dass nicht allein jeder die ganze Zeit seines Lebens alle seine Kräfte auf ein bestimmtes Gewerbe richtete, sondern zu eben derselben Beschäftigung auch seine Söhne und Enkel bildete. Hiedurch wurden die Familien jeder Nation, wie durch die Bande einer grossen Haushaltung, verflochten; keine vermochte der andern zu entbehren; zum grossen Zweck des allgemeinen Wohls that jeder nach seinem Geschick den mehr oder weniger wichtigen Beytrag. Der priesterliche Orden ist, gleich wie die Krieger, die Bauern, die Hirten, die Kaufleute und alle andre Lebensarten, damals gesondert worden." — Es ist uns durchaus kein Volk bekannt, von welchem wir zuverlässig wüssten, dass die Geschäfte des Lebens bey ihm durch gemeine Uebereinstimmung wären vertheilt worden. Bey den Aegyptern, welche der Vf. anführt, waren es Localbedürfnisse, welche ohne weitere Uebereinkunft der Menschen es nothwendig machten, dass die Bewohner einer bestimmten Gegend nur ein gewisses Geschäft trieben. War diese Absonderung nachher strenger, als die physische Beschaffenheit des Landes es heischte; so floss dies aus der Politik des regierenden Priesterstandes, der, eingewandert und cultivirter als die ägyptischen Nomaden, schon ursprünglich von diesen geschieden war. Nur von den Israeliten kann man behaupten, dass bey ihnen die Priester durch eine, freylich von Moses erschlichne, Einwilligung der Nation abgesondert wurden; aber dagegen war für die Theilnahme an allen übrigen Geschäften des Lebens, bis auf diejenigen, welche den Leviten angehörten, gar keine Gränze gezogen. Völlig stimmen wir dagegen mit demjenigen überein, was über die Geschäfte des priesterlichen Ordens gesagt ist, wie auch mit der Bemerkung, dass das obrigkeitliche Ansehn gewöhnlich so oder anders zwischen Priestern und Kriegern getheilt war. Herrschsucht ward nothwendig ein Hauptzug im Charakter von jenen und die Religion verdunkelt, sobald sie Dienerin der Politik seyn musste. Noch mehr verlor sie durch den Lauf der Zeiten, da die Traditionen sich verwirrten und die symbolische Sprache der gottesdienstlichen Gebräuche späten Jahrhunderten nicht verständlich blieb. „Also war endlich von jenen kaum ein, wie aus der Vorwelt hinüberhallender, Laut übrig. Diese schienen den Weisen dummes Vorurtheil und eigennütziger Betrug; der gemeine Mann that sie den Alten sinnlos nach. Aberglaube und Unglaube theilten die Welt, und es war die Summe der besten Weisheit, über die grössten Anliegenheiten menschlicher Natur sich unwissend zu bekennen." Mit wenigen grossen, tiefeindringenden Zügen werden nun die Verhältnisse bey den Juden, einem Volke, dessen Schicksal gewesen ist, nie das zu seyn, was es hätte seyn sollen, und in der damaligen ganzen Welt angedeutet, unter welchen die christliche Religion emporkam, deren Charakter mit jener Kunst geschildert wird, welche unbekümmert um die übrigen Eigenschaften eines Gegenstandes nur diejenigen darstellt, die seine Individualität ausmachen. Der grosse Nutzen dieser Religion zeigte sich auffallend in den Zeiten unmittelbar nach der Völkerwanderung, welche den Occident in die Gefahr einer solchen Barbarey brachte, wie die, worinn unter dem türkischen Zepter alles Grosse, Gute und Schöne Griechenlands und Asiens verschwunden ist. Die Bischöfe nämlich und andre Vorsteher der christlichen Kirche wussten durch Vorstellungen derselben die nordischen Riesen zu zähmen, und es gelang ihnen besonders deshalb, weil sie einen Mittelpunkt in dem Pabstthum hatten. Nie hat dieses ein schöneres Lob erhalten, als welches nun erfolgt, und in solcher Kürze sind die Ursachen vom Verfall desselben nie so vollständig, als hier entwickelt. „Als die Europäer aus der Kindheit ihres Geistes ins Jünglingsalter übergingen, blieben ihre Lehrmeister zurück, und wollten die Ruthe noch brauchen." Das fürchterliche Schisma war eine der vornehmsten unter denselben; es führt zur Geschichte der Kirchenversammlung zu Costanz.

Es war keine leichte Aufgabe, die Geschichte dieses Conciliums hier so darzustellen, dass man eine hinlängliche Idee vom Geiste seiner Verhandlungen erhielt und durch die historische Auflösung befriedigt wurde, ohne je daran erinnert zu werden, dass hier etwas erzählt sey, welches nicht strenge in die helvetische Historie gehöre. Der Vf. hat mit einer Kunst, die ohne eine solche gedrängte Manier nicht möglich wäre, jener Foderung Gränze geleistet, und dieses vorzüglich dadurch verhindert, dass er die Beziehungen zwischen den Schweizern und den Hauptpersonen der Kirchenversammlung, wo es nur irgend möglich war, hervorhebt. Dadurch ist alles so in einander verwebt worden, dass man kaum irgend eine Nachricht, irgend eine Bemerkung über das Concilium würde weglassen können, ohne den Faden der helvetischen Geschichte zu zerreissen. Es ist für denjenigen, welcher die Geschichte und historische Kunst enthusiastisch liebt, eine grosse Freude, wenn er sich, indem er bey jedem Zuge, jeder Aeusserung eines vortrefflichen Geschichtschreibers gleichsam auf der Lauer steht, ob sie in dieser Reihe, an diesem Orte nicht überflüssig oder gegen den Vortheil gestellt sind, durch die folgende Darstellung wegen seines Verdachtes beschämt findet. Diese Freude der Beschämung ist uns oft bey dem gegenwärtigen Abschnitte zu Theil geworden.

Die Vollziehung der Acht gegen den Herzog Friedrich von Oestreich-Tyrol, welcher dem Pabst Johann XXII zu seiner schändlichen Flucht hülfreich gewesen war, konnte man freylich den Eidgenossen am sichersten auftragen, und wenn man den Gewinn von Unternehmungen vorzüglich nach der Erweiterung der Macht abmisst, so konnten sie sich Glück dazu wünschen; denn ausser beträchtlichen Eroberungen der Einzelnen erhielten sie jetzt gemeine Herrschaften. Allein wer vergisst nicht den Werth dieser Erwerbungen und jener Vollziehung der Acht, wenn er sieht, dass unter ihre Wirkungen auch jener unselige Geist der Leidenschaft und Vergrösserungssucht gehört, welcher nachher, vereinigt mit der verderblichen Eifersucht von zwey Volksführern und entzündet durch die Tokenburgischen Händel, den ganzen Bund dem Abgrunde nahe brachte. Wer da weiss, dass ein solcher bürgerlicher Krieg folgte, möchte nun sogleich vom Schluss der Geschichte der Kirchenversammlung und ihrer unmittelbaren Folgen zur Darstellung desselben forteilen, und der Geschichtschreiber, welcher die Reihe von Jahren zwischen diese beiden grossen Begebenheiten nicht überspringen darf, muss die Ungeduld des Lesers desto mehr in Hinsicht auf diesen Zwischenraum fürchten, je weniger er innerhalb desselben Ereignisse findet, welche dieselbe in zerstreuende Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände verwandeln könnte. Zugleich fühlt er die Pflicht, uns eine vollständige Vorstellung von der schweizerischen Eidgenossenschaft zu geben, ehe er uns zu dem Schauplatz dieses so äusserst wichtigen bürgerlichen Krieges führt. Nach den dreyerley gemeinschaftlichen Verhältnissen, welche dieselbe hatte, in sofern sie nämlich an Kirche und Reich gebunden, zur Landwehre vereinigt war und Gemeinherrschaft in gewissen Vogteyen ausübte, giebt er uns ein Gemälde von ihr, welches durch die Schilderungen einer jeden einzelnen Landesgegend und dessen, was sich jetzt in ihr ereignete, vollendet wird. Diese Darstellung der politischen Verhältnisse nun hat der Vf. mit einem solchen Reichthum an Sittenzügen ausgestattet, so wie er es überhaupt trefflich versteht, dieselben allenthalben mit einer anscheinenden Unbefangenheit und doch mit der klügsten Berechnung anzubringen, dass auch der ungeduldigste wohl fühlt: er müsse hier aufmerksam verweilen, um unterrichtet zu dem Gegenstande zu kommen, welcher seine ganze Erwartung spannet. Vielleicht hat der Vf. nie eine so grosse Geschicklichkeit gezeigt, als in diesem unscheinbarsten Abschnitte seiner Historie.

Er wirft dann noch einmal einen Blick auf die alte Eintracht und Einfalt und auf den Uebergang derselben zu Vergrösserungsgedanken während der Periode, welche wir kaum verliessen. Am wenigsten waren die entferntesten Orte dazu verführt worden. „Die sonst muthigen Hirten folgten, so schüchtern wie ein Jüngling, der zum erstenmal der Tugend ungetreu wird, welterfahrnern Miteidgenossen.“ Dennoch musste es in einer solchen Republick, bey solchen Gemüthern, wie die der Eidgenossen, schwer halten, ehe ein allgemeiner bürgerlicher Krieg zum Ausbruch kam; sehr verwickelte Rechtsverhältnisse mussten ihn veranlassen, manche Unterhandlungen, manche Versammlungen mussten vergeblich gewesen seyn, ehe Menschen, deren Vorfahren so oft zusammen für die gemeinschaftliche Freyheit gesiegt hatten, die Waffen gegen einander wandten. Dass jene Rechtsverhältnisse hier sehr genau und deutlich entwickelt, die Versuche zur Erhaltung des Friedens hier mit Fleiss dargestellt sind, brauchen wir nicht zu erinnern; vielleicht eher, dass jene Entwicklung durch die Schilderung des letzten Grafen von Tokenburg und des Einflusses seiner Denkart auf die folgenden Successionsstreitigkeiten, und diese Darstellung durch eine ämsige Auswahl vieler charakteristischen Züge die Trockenheit verloren haben, welche die Natur des Stoffes mit sich brachte. Meisterhaft ist es besonders, wie während der Beschreibung der ganzen Lage des letzten Grafen die beiden Hauptfiguren in dem folgenden Kriege unbemerkt aufgeführt werden. Indem nämlich erzählt wird „dass die ehemalige Freundschaft zwischen Zürich und dem letzten Grafen erkaltet, dagegen eine zunehmende Vertraulichkeit des letzten mit Schwyz bemerkbar geworden sey, wird der Grund davon in dem Charakter der Hauptpersonen gefunden, und so folgt die Schilderung des Bürgermeisters von Zürich, Rudolf Stüssi, und des Landammanns zu Schwyz, Ital Reding. Es wird uns um so eher erlaubt seyn hier einen wörtlichen Auszug aus derselben zu geben, da wir nachher uns bey der Darstellung von Charakteren in diesem Werke noch länger verweilen werden.

Jeder von diesen Männern war für sein Vaterland so thätig, und fühlte für dasselbe so warm, dass (der Fehler, wodurch das grösste Unglück entstand!) ihr Eifer durch die Betrachtung des *gemeineidgenössischen* Vaterlandes nicht gemässigt wurde. Der Bürgermeister war ein Mann von herrlicher Gestalt, sehr gross, von einer Leibeskraft, welche auch unter den damaligen Menschen ihn auszeichnete, und von einem Nachdruck des Charakters, der mit ihr im Verhältniss war. Seit vielen Jahren waren seine Mitbürger gewöhnt, in den wichtigsten Sachen der Stadt auf ihn zu sehen; die Eidgenossen, der Kaiser, die benachbarten Fürsten und Herrn ehrten ihn als den Mann, durch welchen in Zürich das meiste auszurichten war. Mit Friedrich von Tokenburg, um den er sich verdient gemacht, stand er in so freundschaftlichen Verhältnissen, dass er seinen Sohn an dessen Hof schickte. An demselben war ein Zusammenfluss von Edlen, und in diesem Kreise auf gutem Fuss zu stehn, dazu bedurften schweizerische Bürger und Landleute zwey Dinge: persönliches Verdienst, welches unwillkührliche Achtung einflösse, und (auf dass es ihnen vergeben werde) den Schein, es nicht selbst zu bemerken. Der junge Stüssi hatte von beiden das Gegentheil. Also begegnete, dass der Graf und andere Herren, die ihn für noch ungebildet hielten, ihn wenig auszeichneten, die jungen Edlen, die ihm näher waren, durch mancherley Spott über seine Aufgeblasenheit ihn in Verlegenheit setzten. Diese Lage stellte er dem Bürgermeister in seinen Briefen auf das gehässigste dar; das Vaterherz bemerkte die Ursache nicht. Der Bürgermeister sah in ihm sich selbst und Zürich verachtet, rief ihn zurück, bezeugte Empfindlichkeit. (Die Note gegen Conrad Füsslin, welcher diese Geschichten bezweifelt, ist eine schöne Probe von der Weise, wie man solchen historischen Zweifeln begegnen muss.) Der Landammann von Schwyz Ital Reding muss, ausser dem angestammten Erbgut, welches er auf eine glänzende Weise zu vermehren wusste, und nebst einer auszeichnenden Beredsamkeit, jene in der Demokratie besonders mächtigen Eigenschaften einer männlichen Herzlichkeit, eines mit Würde einschmeichelnden freundlichen Wesens, geschwinder Erfindung, begeisternden Feuers und unerschütterlichen Muthes in hohem Grade besessen haben, da er in einem für Gleichheit und Freyheit sehr eifersüchtigen Lande viele Jahre hindurch, mit einem Ansehn, das vor ihm keiner so hatte, gleichsam geherrscht. Ein eben so prädominirendes Ansehn wusste er seinem Canton unter den Eidgenossen zu geben. Das Abnehmen der Zuneigung Friedrichs von Tokenburg für Zürich benutzte er zur Vermehrung des Einflusses von Schwyz, indem er nebst politischen Gründen auch solcher Angelegenheiten sich bediente, die dem Herzen Friedrichs nahe lagen.

(Der Beschluss folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERÄRGESCHICHTE. *Lauban*, mit Schäferischen Schriften: *Rückerinnerung an die frühern lateinischen Poeten der Oberlausitz*, eine Schulschrift von M. *Frid. L. Becher*, Conr. 1796. 19 S. 8. Hr. B., der uns schon durch einige frühere Aufsätze als ein fleissiger Literator bekannt ist, thut hier für die Oberlausitz einen Vorschlag, den schon *Leibnitz* zur Vervollständigung mancher Geschichtssammlungen für ganz Deutschland gethan hat. Da zu der Zeit, wo die lateinische Sprache in unserm Vaterlande noch die einzige vornehmere Sprache der gebildeten Stände ausmachte, auch in der Lausitz eine Menge neuer lateinischer Poeten aufstanden, die zum Theil auch die merkwürdigsten Begebenheiten ihrer Zeit und ihres Landes besangen: so entwirft der Vf. hier einen sehr zweckmässigen Plan, *Delicias poetarum Lusatorum* und zwar vors erste nur solche zu sammeln, deren Gedichte zugleich zur Erläuterung und Beurkundung der Provinzialgeschichte und Topographie abzwecken. Durch die Art, womit er diesen Plan hier nach seinen ersten Grundzügen entwirft, zeigt er sich selbst als den Mann, der zur Ausführung desselben Muth und Geschicklichkeit hat, und es ist daher recht sehr zu wünschen, dass ihm die Unterstützung wirklich zu Theil werde, wozu er seine patriotischen Landsleute bey dieser Gelegenheit auffodert. Pencer's *patria*, *Idyllium* verdiente auch wohl ohne diese Sammlung eine besondere Ausgabe, da es so auffallende Züge der damaligen politischen und kirchlichen Verketzerungssucht enthält. Beyläufig lernen wir noch aus dieser durchaus mit vieler Sachkunde abgefassten Schrift, dass unter den lausitzer lateinischen Dichterprodukten sich auch schon eine Noachide vor Bodmern befindet: *Bath. Theodori Diluvium Noae.* Gorl. 1578. 4. Rec. den jedes Unternehmen freuet, das den literarischen Gemeingeist einer ihm einst so theuern Provinz bezeichnet, erinnert sich einen ganzen Band seltener lateinischer Zeitgedichte meist lausitzischer Poeten, besonders die Geschichte des 30jährigen Kriegs betreffend, in der trefflichen Bibliothek der Prämonstratenserabtey auf dem Strahhof in Prag gesehn zu haben. Auch befanden sich in der v. Ponikauischen Bibliothek, die nun die Universität Wittenberg besitzt, mehrere Volumina sächsischer und lausitzischer Gedichte in lateinischer und deutscher Sprache, wovon viele vielleicht nur hier noch erhalten und von ihrem Sammler mit unglaublicher Mühe zusammengebracht worden waren. Von beiden würde Hr. B. sehr leicht Abschriften zu seinem Behuf erhalten können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 14. Januar 1797.

GESCHICHTE.

Leipzig, in d. Weidmannisch. Buchh.: *Der Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft.* Drittes Buch durch *Johannes Müller* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

So sind die beiden Männer, welche die Materialien zu einem bürgerlichen Krieg, die sich allmählig angehäuft hatten, in Brand steckten, mit einer Unpartheylichkeit eingeführt, die in der ganzen nachherigen Erzählung herrscht. Wir versichern dies um so lieber, da wir gestehen müssen, dass uns nach dem ersten Durchlesen dieser zweyten Abtheilung der Eindruck blieb, als wenn die patriotische Seele des Vf. von dem Hasse, welchen alle Eidgenossen wider Zürich nach seiner Verbindung mit Oestreich, dem alten *Feinde der eidgenössischen* Freyheit, hegten, wenigstens nicht so weit freygeblieben sey, dass nicht ein leiser Schatten davon, ihm selbst unbemerkt, auf seine Darstellung sollte gefallen seyn. Ein besondres Nachforschen dieserwegen in den Quellen belehrte uns aber, dass dieser Eindruck der Natur des Gegenstandes angemessen sey, wofür auch nichts so sehr spricht, als *dass Stüssi* auf seine eignen Mitbürger sich nicht glaubte verlassen zu dürfen. Die Furcht und Unruhe, welche deshalb in seiner grossen, starken Seele sich erzeugen, machen einen überraschenden Contrast mit der wilden Zuversicht, durch welche Reding und seine Kampfgenossen begeistert, und auf eine Weise, des wahren historischen Künstlers werth, ist gerade dieser Contrast hier benutzt, um den Gemälden von den schönsten Scenen ihre Haltung zu geben. Man betrachte in dieser Hinsicht jede Beschreibung einer Rüstung zu einem Treffen oder einer wirklichen Waffenthat, wobey der Bürgermeister gegen die Schwyzer anführte, ausgenommen die Schlacht bey St. Jakob im Silfelde, da er durch seinen grossen Tod alle Schuld, die etwa auf ihm haften mochte, vertilgte und sein Leben krönte. Sechs Banner der Eidgenossen waren aufgebrochen, um gegen Zürich zu ziehen; Ital Reding war voran. Bald kamen Gerüchte grosser Noth in den Rath, mit welchem Rudolf Stüssi zum letztenmal den ganzen Morgen versammelt sass. Ganz Zürich war sogleich, ohne Unterschied von Stand und Alter in den Waffen; das Volk drängte sich in den Gassen, im Thor, auf der Silbrücke, ehe die Bürgerschaft geordnet werden konnte. Dennoch bewirkte eine List des Landammannes von Schwyz, dass ein blinder Schrecken auf das Heer von Zürich fiel, es fernern Widerstand aufgab und der Brücke sich zudrängte. „In dieser äussersten Gefahr vergass Rudolf Stüssi, dass Reding wohl vornehmlich ihn suchte; gedachte allein der Ehre des Vaterlandes, wofür er, nur zu leidenschaftlich, von Jugend auf gebrannt, so viel gewacht, gehandelt, gestritten. Also, da unten alles in grösster Verwirrung war, die Banner gewaltig oben hereindrangen, das ganze Heer der Züricher aber unaufhaltbar die Wiesen herabeilte, hielt er seiner grauen Haare für unwürdig, die Flucht anzuführen, griff zu seiner breiten Mordaxt, stellte sich mitten auf die Silbrücke, rief mit erschütternder Stimme durch die Schaaren hin: „haltet Bürger, haltet! Sie, taub, geblendet, fortgerissen, flohen zu beiden Seiten an ihm hin. Er nicht mit ihnen; auch nicht nach ihnen; stand, ernst und fest, wie sonst im Rath, oder auf Tagen. Jeder Augenblick brachte grössere Noth. — Als Tod und Noth überall her einbrachen, Rudolf Stüssi aber, Vorwürfe und Befehle austheilend, mitten auf der Brücke, in seiner hohen Gestalt, wie ein Wehrthurm, den Feind aufhielt, beleidigte er mit Blick oder Wort einen Bürger von Zürich, mit Namen Zurkinden. Bey Gottes Wunden, Du bist an allem Jammer Schuld, rief dieser, hob den Spiess, rannte ihn durch. Da fiel der gewaltige Bürgermeister, die Rüstung rasselte, es ertönte die Brücke. Auch soll ein gewisser Lüthard von Merischwanden im Lucernischen von unten herauf einen Balken der damals niedrigen Brücke gehoben, und mit seiner Hallbarde ihm den Todesstreich beygebracht haben. Gross war Stüssis Tod; denn er starb in seiner Pflicht. — Hierauf wurde die Vorstadt geplündert, alle zwischen der Sil und den Stadtgraben stehenden Häuser u. s. w. wurden verbrannt. Auf verbluteten Leichnamen sitzend, den Rücken erschlagener Feinde zum Tisch, zechten die Helden und sahen den Brand."

Wer die erhabene Kraft, das ächthistorische Leben dieser Beschreibung, womit der gegenwärtige Band schliesst, zu empfinden vermag, wird die Fortsetzung der Geschichte dieses bürgerlichen Krieges als einen neuen unvergänglichen Lorbeerkranz, welchen sich die Historie in Deutschland erwirbt, schon im voraus betrachten. Mancher aber wird sich auch wundern, dass ein solches Werk, wie diese Geschichte des helvetischen Bundes, bey weiten den grösten Theil seiner Zeitgenossen nur dem Namen nach bekannt ist, von wenigen gelesen und fast gar nicht nach seinem ausserordentlichen Werth bewundert wird. Wiewohl wir es unter allen historischen Produkten seit den Geschichtbüchern von Tacitus das einzige seyn lassen, welches wir zum immerwährenden Studium erkoh-

erkohren haben, befremdet uns diese Erscheinung keinesweges. Etwas schuld daran mag wohl der Vf. selbst seyn, theils wegen mancher Dunkelheiten in seinem Stil, theils wegen einer andern doppelten Ursache, welche wir weiter unten in der letzten von den allgemeinen Bemerkungen, die über dieses Werk noch nöthig sind, berühren wollen. Die vornehmste Schuld liegt unstreitig in unserm Publicum. Die Historie kann, wenn sie mit der ihr gebührenden Würde, Tiefe des Geistes und dem gehörigen Umfang von Kenntnissen bearbeitet wird, nur dem reifern Alter einen hohen Genuss gewähren. Leider werden wir gerade in demselben durch tausenderley Geschäfte von einer angestrengten Lectüre zurückgehalten. Die Jugend, welche so sehr das Interesse der blofsen Neugier und bestimmter Leidenschaften hat, kann eben so wenig, als die andre Hälfte der Lesewelt, das weibliche Geschlecht, den Reiz der Historie empfinden: dies letzte schon deshalb nicht, weil dieselbe sich nach seinen gutmüthigen Wünschen für das Schicksal derjenigen Personen, für welche seine Theilnahme einmal rege geworden ist, unmöglich bequemen kann. Waltete aber auch diese Ursachen nicht beym Publicum ob, so ist überhaupt der Kunstsinn bey uns nicht gebildet genug, als dass wir an dem antiken grofsen Stil dieser historischen Arbeit Gefallen finden sollten. Der Vf. verachtet alle die gewöhnlichen Mittel, wodurch der Haufe alltäglicher Leser gespannt wird, kündigt es sogar nicht an, wenn er etwas wichtiges zu sagen, eine hinreifsende Scene zu schildern hat, dass man sich mit der gröfsten Ruhe in seine Welt versetzen, leise aufmerkend sich der Anschauung überlassen und keiner andern Leidenschaft, als der für die Wahrheit huldigen muss, um ihn lieb zu gewinnen und zu bewundern. Dereinst wenn die kommenden Jahrhunderte der Historie einen Tempel nach dem Sinne des Alterthumes gebauet haben, werden auf dem Altar die Priester derselben in diesen Annalen des helvetischen Bundes mit Fleifs forschen.

Unter den allgemeinen Bemerkungen, deren wir erwähnten, betrifft die erste die Schilderung der Hauptpersonen, wie und wo sie in dieser Schrift entworfen wird. Ueberhaupt hat der Vf. die Sitte, welche seinem historischen Sinn entspricht, dass er jede Figur sich durch ihre Bewegung, ihre Handlung vorzüglich selbst darstellen lässt; selten erlaubt er sich ein Rasonnement über dieselbe, und nie werden seine Betrachtungen gleichsam zur Rede. Wann es ihm daran liegt, uns auf einmal eine vollständige Idee von einer handelnden Person zu geben, so verweist er uns mit der gröfsten Sorgfalt auf die Quellen zur Rechtfertigung eines jeglichen Zuges, und meisterhaft sind immer die Striche gemacht, durch welche man die Individualität der Figur erkennen soll, mit blässern Farben und weicher diejenigen, welche mehr einer gewissen Gattung von Charakteren angehören; jedes Urtheil, welches er sich über einzelne Menschen erlaubt, verräth den Mann, welcher durch seine Kenntniss aller Zeiten und Nationen Duldung gelernt hat, und daher durch keine Schwächen zum Unmuth, nur durch entschiedene Bosheit, also äusserst selten, zum lauten Unwillen bewogen wird. Wie er die Frage, wo das Gemälde einer Hauptfigur stehn müsse, beantworten würde, lässt sich aus diesem dritten Theil nicht mit Sicherheit abnehmen. Stellt man dasselbe sogleich im Eingang auf, wo eine Person erscheint, so hat man die Aufmerksamkeit des Lesers darauf noch gar nicht rege gemacht, und es scheint anmaſsend, ihm ein Urtheil aufdringen zu wollen, mit welchem er den beurtheilten Gegenstand noch gar nicht vergleichen kann: bringt man ein solches Gemälde nach der Sitte der berühmten englischen Geschichtschreiber an das Ende der Darstellung, so kommt man in eine Gefahr, welche jene keinesweges vermieden haben, nämlich, manches erst nach dem Tode einer handelnden Person an den Tag zu bringen, was den Zuschauer, hätte er es vorher gewusst, gröfsere Theilnahme am Leben derselben würde abgewonnen haben. Diese Unbequemlichkeiten scheinen am leichtesten vermieden zu werden, wenn man solche vollkommne Schilderungen aufstellt, sobald eine Figur eine Zeitlang gehandelt hat und zu den wichtigsten Momenten fortschreiten wird. Für den Vf. des gegenwärtigen Werks war diese Frage nicht von besondrer Wichtigkeit, weil er, wie gesagt, die meisten charakteristischen Züge uns allmählig bey Gelegenheit giebt. Die Figuren der deutschen Könige stellt er freylich gewöhnlich beym Anfang oder Ende ihrer Regierungen besonders dar; allein theils sind sie hier nicht von ausgezeichneter Wichtigkeit, vielleicht oft nur anwesend, um den Zuschauer zu gewöhnen, dass er vom helvetischen Bunde stets auf das Reich blicke, zu welchem derselbe gehört; theils sind sie mit besondrer Kunst gleichsam schief gestellt, gegen Helvetien gerichtet, so dass man gar kein Gemälde von dem ganzen Menschen, sondern nur eine Idee davon haben soll, wie er sich auf diesem Standpunkte gezeigt hat.

Weit wichtiger ist es, den politischen Geist dieses Bandes überhaupt, und der zweyten Abtheilung besonders zu charakterisiren. In Hinsicht auf die Tiefe der politischen Weisheit ist auch kein Geschichtbuch des Alterthums mit dem gegenwärtigen zu vergleichen. Allenthalben werden als Resultate der Historie Grundsätze geäussert, die eine eiserne Wahrheit haben, und die Anwendung auf besondre Gelegenheiten, welche hier öfters gemacht ist, muss für jeden denkenden Kopf zu einem lehrreichen Beyspiele werden. Der helvetische Bund im Ganzen sowohl, als einzelne Orte der Eidgenossen, finden durch die Weise, wie die Historie ihrer Vorfahren hier behandelt worden, einen Codex voll herrlicher politischer Gesetze für die Gegenwart und die Zukunft in diesem Buche. Wenn jeder Staat eine solche Darstellung seiner Vergangenheit hätte, und es uns nicht an Sinn fehlte, die politischen Maximen, welche die Geschichte uns giebt, richtig anzuwenden auf vorkommende Fälle; welche wohlthätige Gesetzgeberin würde gerade in den jetzigen Zeitläuften die Historie werden, da man die gesetzgebende Gewalt an eine Philosophie bringen

gen will, die für sich selbst noch nicht einmal ihr Geschäft vollendet hat. Sicher dachte der Vf. an dies verderbliche Phänomen bey manchen politischen Aeusserungen in der zweyten Abtheilung, die ihm von einer Parthey eben so sehr werden verübelt werden, als der Inhalt von zwey kürzlich erschienenen Flugschriften, die man ihm beylegt. So findet man in der Vorrede zwey, in dieser Rücksicht sehr merkwürdige, kräftig und schön gesagte Stellen: „Die Formen ändern sich; ewig sind nur Wahrheit und Recht. Wo sind sie, dass wir sie suchen? Ganz und immer, nirgend; heller und fester, bald da, bald dort. Der Geschichtforscher suche sie, der Geschichtschreiber stelle sie dar; der Staatsmann halte sie fest." — „Biderbe Männer von Zünften, Gemeinden und Landsgemeinden! Wenn sogenannte Kinder (ja wohl *Kinder!*) der Freyheit Euch, die Ihr darin aufgewachsen und alt geworden, eine andre Freyheit bringen wollen als die Eure Väter auf Euch vererbt, und wenn sie in ferner Aussicht, jenseits vieler tiefen und breiten Blutströme, Euch ein Glück vormahlen, welches Ihr, wie nur wenige alte oder neue Nationen, schon so lang wirklich besitzet; so belehret sie aus Eurer Geschichte, wie *unschuldsvoll und unblutig die ewigen Bünde*, wie gleichsam *von selbst* im Lauf zwey voller Jahrhunderte Eure Verfassung sich gebildet; wie Ihr *von den ältesten Einrichtungen möglichst viel, sogar Feudalrechte, und besonders eine solche Menge Privilegien einzelner Städte, Dörfer, ja Hauser, sorgfältig erhalten*, dass in Eurem kleinen Lande bey hundert mannichfaltige Verfassungen in der friedsamsten Ordnung neben einander bestehen; wie die Folgen der Ländersucht, die Schreckniffe der Aufruhren, die Früchte der Ungebundenheit, auch unter Euch bekannt seyen, aber *aus der Geschichte des funfzehnten Jahrhundertes;* die neuen Lehrer der Menschheit (wenn sie nicht von Euch lernen wollen) sollen erst so alt werden wie Ihr, und wenn sie auf ihre Weise auch ein Jahrtausend durchlebt, dann wieder zu Euch kommen." — Bey solchen und ähnlichen Stellen darf man durchaus nicht unbemerkt lassen, dass der Vf. in ihnen im Namen der Staatenhistorie, nicht als Weltbürger, redet, und Rec. gesteht gern, dass er zwar als solcher sich über das kühne Experiment freuet, welches eine grosse Nation macht, aber von der Staatengeschichte bevollmächtigt auf eine gleiche Weise zu jedem Volke sprechen würde. Es richtet im alltäglichen Leben so viel Unheil an, dass wir bey Beurtheilung der Sittlichkeit in den Handlungen eines Menschen uns so selten in seinen Gesichtspunkt versetzen, und ihn da als die ganze Person nehmen, wo er sich nur von Einer Seite zeigt; aber wir halten es für einen Frevel, also auch gegen einen Schriftsteller zu verfahren, auf welchen das Publicum sieht. Nur wann jemand sich von seinen lautgepriesenen, allgemein als gut und wahr anerkannten, Grundsätzen durch die Umstände verführt, abbringen läfst, so darf ich einen Stein auf ihn werfen; dagegen ist es mehr als unbesonnen, bey allen Punkten, über welche ein Mann nicht denkt, wie ich, sogleich zu vergessen, dass die *Anwendung* von Grundsätzen immer *hypothetisch* sey. Es war ja nie so sehr Bedürfniss, dies laut zu erinnern!

Diese Anmerkung über den politischen Gehalt dieses Geschichtbuches führt uns zu der dritten und letzten: Es ist nämlich unverkennbar, dass der Vf. dem praktischen unmittelbaren Nutzen (denn es möchte sich wohl darthun lassen, dass der praktische Nutzen überhaupt von einer historischen Arbeit desto grösser sey, je vollendeter sie als Kunstwerk ist!) das Leben der Darstellung bisweilen aufgeopfert habe. In zwey Dingen offenbart sich dieses vornehmlich. Zuerst herrscht an manchen Orten eine Ausführlichkeit und Umständlichkeit, die nicht das Leben der Historie durch das Detail höher treibt, sondern schwächt. Wenn z. B. Reihen von unbekannten Namen, die oft nur ein einzigesmal vorkommen, aufgeführt werden: so mag dies hie und da einem Eidgenossen lieb seyn; aber alle übrige Leser fühlen sich dadurch zerstreut und erkaltet. Zweytens hat der Vf. dem Charakter der Quellen, welche freylich den *Gehalte* seines Geschichtbuches nach sich in demselben finden mussten, in Hinsicht auf die *Form* desselben zu viel nachgegeben. Dies scheint er selbst gefühlt zu haben. Er wollte zweyerley, was sich wenigstens hier nicht verbinden liess, zu gleicher Zeit erreichen: der Leser sollte sich des praktischen Vortheils erfreuen, dass er auch die Manier der Quellen aus der gegenwärtigen Darstellung kennen lernte; und doch sollte diese den historischen Kunstsinn befriedigen. Darum behielt er vieles von der Form der Urkunden bey, stimmte nach ihnen mit wunderbarer Kraft seinen ganzen Ton, und nahm doch grosse durchgängige Veränderungen wiederum damit vor. Warum ging er nun nicht Einen Schritt weiter, und bediente sich gegen sie ganz der Freyheit, welche sein Bruder unter den Historikern, Tacitus gegen die Reden, die seine Werke enthalten, gebraucht haben wird?

Durch diesen Umstand mag vielleicht der Geschichtschreiber des helvetischen Bundes seinen glänzenden Ruhm in der Historie leise beschattet haben; er bleibt darum doch vielleicht das einzige historische Genie unter den Neuern. Eine solche Fülle von Urtheil, Empfindung und Phantasie bey einer solchen Enthaltsamkeit, einen so festen Charakter bey solcher Schonung, einen so umfassenden politischen Blick bey einem so scharfen psychologischen vereinigte kein Historiker in sich, seitdem die Stäte der grossen Genien des Alterthums leer geblieben war. Keiner von diesen konnte ihm gleich seyn, keiner von den Neuern ist ihm gleich an historischer Gelehrsamkeit und Empfänglichkeit für die Individualität aller Zeiten und Nationen. So unwidersprechliche Belege das gegenwärtige Werk enthält, gesteht man sich doch mit Freude, dass der gewählte Stoff am besten mit seinem Geist übereinstimme. Unbefangen und in sich selbst gegründet, doch nicht ohne Biegsamkeit, frey und in der Freyheit nicht ohne Rücksicht auf die Nothwendigkeit, das liebliche Spiel der Seelenkräfte aufopfernd dem grossen unmittelbaren Nutzen, doch voll Sinn für den Geist, welcher den Wechsel aller Verhalt

hältnisse überlebt, sind der Bund der Schweizer und das Werk dieses verehrten Mannes, der ihre Schicksale beschreibt.

London, b. Lowndes etc.: *The History of France from the earliest times, to the accession of Louis the sixteenth; with notes, critical and explanatory;* by *John Gifford*, Esq. Vol. I. 586 S. V. II. 652 S. V. III. 652 S. V. IV. 718 S. 1793. 4.

Bey der Parallele zwischen diesem historischen Werk aus der englischen und dem so eben angezeigten aus der deutschen Literatur fällt gewiss manchen ein, wie oft wir wohl ähnliche Vergleichungen anstellen könnten, wenn wir mehr Selbstgefühl besäßen. Die Geschichte von Frankreich erscheint auf das prächtigste gedruckt, mit vielen kostbaren Kupfern, die Geschichte der Schweiz auf grauem Papier mit sparsamer Benutzung des Raumes; jene ist schon von andern Nationen übersetzt, diese wohl keiner mehr als dem Namen nach bekannt geworden, und jene ist so eine flache Compilation ohne Kritik und ohne historische Kunst, als diese ein Meisterwerk. Aber zugleich müssen wir gestehn, dass Gifford, so wenig Gehalt seine Geschichte Frankreichs hat, sich doch immer in seinen Ton gleich bleibt, und in sofern über so viele, die in Deutschland leider auch den Namen von Geschichtschreibern führen, erhaben ist. Man sieht es ihm doch nicht beym ersten Anblick an, dass er bald hier, bald dort abgeschrieben hat; er macht doch zu allen seine eigne Miene, beträgt sich dabey immer als ein verständiger Mann, nie als wie die historischen Gaukler in unserm Vaterlande. In unsrer historischen Cultur ist wohl keine Erscheinung auffallender, als diese, dass einige wenige in unsrer Schriftstellerwelt die besten Ausländer übertreffen, und der grösste Theil derselben weit unter den schlechtesten von diesen steht.

Rec. wäre in grosser Verlegenheit, wenn er von diesen vier splendiden Quartbänden eine längere Anzeige machen sollte. Historische Irrthümer berichtigen bey einem Schriftsteller, der nicht im Stande ist, wichtige Irrthümer zu begehn; falsche Räsonnements widerlegen, die keine Seele verführen werden; oder gar gähnend hinter einem Autor hergehn und unaufhörlich beweisen, dass er höchst mittelmässig sey, wozu würde dies alles fruchten? Der Vf. ist auch nicht schlecht genug, um Lachen zu erregen. Statt alles dessen lieber den Wunsch, dass die Kritik die liebe ewig wiederkehrende Mittelmässigkeit in ihrer Ruhe nie lange stören, und mit dem vortrefflichen sich immer lange unterhalten möge, vorzüglich aber im historischen Fache nie dies und jenes aus einem Geschichtbuch ausziehe, was man schon *in hundert* andern findet.

SCHÖNE KÜNSTE.

Weimar, im Industrie-Comptoir: *Die blaue Bibliothek aller Nationen. Zehnter Band.* 1796. 315 S. 8. (18 gr.)

Nach einer Pause von fünf Jahren (denn 1791 erschien der neunte Band) erfolgt endlich eine Fortsetzung jener geschmackvollen Sammlung von Wundermährchen, Sagen und abentheuerlichen Geschichtchen, die unter dem Titel *blaue Bibliothek* sowohl durch Auswahl, als geschmeidige und elegante Uebersetzung den Beyfall der Kenner erhielt. In dem jetzigen *zehnten* Bande werden die unterhaltenden Feenmährchen der Gräfin von *Aulnoy* fortgesetzt, die im zweyten Band angefangen und im dritten abgebrochen wurden. Als ein *Anhang* sind zwey Feenmährchen des Hn. von *Preshac*, nämlich die beiden besten dieses sonst nur mittelmässigen Schriftstellers, beygefügt. Da noch lange nicht der Vorrath nur der *französischen* Feengeschichten und orientalisirenden Romane erschöpft ist, (wie viel Feenmährchen können noch aus den 37. Bänden des *Cabinet des Fees*, aus des *de la Porte Bibliotheque des genies et des fees*, aus den Werken von *Moncrif* und *Bouflers*, aus den Erzählungen der Gräfinnen *Murat* und *Auneil*, und der Dem. *Marchand* u. s. w. übergetragen werden!) da von den Volks- und Ritterromanen, und den komischen Romanen, die die Ankündigung versprach, aus dieser Sprache noch nichts geliefert, da die Schätze andrer Völker noch gar nicht benutzt worden sind: so ist dieser Sammlung im neuen Verlage ein rascherer Fortgang zu wünschen, damit man hoffen könne, in ihr wirklich eine Bibliothek *aller* Nationen zu erhalten. Sind gleich seit der Zeit ihrer Stiftung, wie gewöhnlich, auch *rothe*, *grüne* u. s. w. Bibliotheken angelegt worden, so behauptet doch die *blaue* nicht allein der Zeit der Herausgabe nach (sie ward 1790 angefangen) sondern auch in Ansehung ihres innern Werths immer ein Prioritätsrecht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Heilbronn u. Frankfurt a. M.*, b. Guilhauman: *Heilbronn am Neckar* mit den nahgelegenen Gegenden, eine Folge von 24 mahlerischen Ansichten gezeichnet von *Gayerman*, gest. v. C. Lang. 1795. Querfol. (2 Rthlr.) — Rec. kann nichts malerisches darin finden: die Wahl der Situationen ist durchaus darum schlecht, weil weder richtiges Verhältniss der innern Massen zur Höhe und Breite des Quadrats, und in der Behandlung der Sache selbst weder Rundung, noch Lichtvertheilung, noch Haltung ist. Möchte doch dieser rüstige Kunstmann, wenn er anders noch kann — die Blätter von Waterloo, Everdingen, Kobelt, Dietrich, Reinhart etc studiren, damit er lerne, wie man gruppiren, wie man conturiren, wie man beleuchten und runden solle!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 16. Januar 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Grundsätze des allgemeinen deutschen Privatrechts* von D. *Justus Friedrich Runde*, Hofr. u. Prof. d. R. — zu Göttingen. 1791. XX u. 556 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ebendas.: *Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts* von D. *J. F. Runde* etc. — Zweyte rechtmäfsige Auflage. 1795. XXIV u. 596 S. 8.

STUTTGART, b. Erhard u. Löflund: *Handbuch des heutigen deutschen Privatrechts.* Nach dem Systeme des Herrn Hofraths *Runde* — Bearbeitet von D. *Wilhelm August Friedrich Danz*, Herzogl. Wirtemb. Rath und Hofgerichtsaffessor zu Stuttgart. *Erster Band.* 1796. XIV u. 481 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die in wenigen Jahren trotz eines Nachdrucks erschienene zweyte Auflage des *Rundischen* Lehrbuchs beweist wohl hinlänglich, dafs das Publicum die Vorzüge desselben anerkannt habe. Diese sind auch in Vergleichung mit den bisherigen Compendien, und besonders dem bisher gewöhnlichen Selchowischen, so grofs und so unstreitig, dafs es uns beynahe unbegreiflich ist, wie jetzt noch manche akademische Lehrer das letztere bey ihren Vorlesungen beybehalten können. Es verdient schon das kein geringes Lob, dafs nicht ein solcher unzuverlässiger und ungeordneter Schwall von durch einander geworfenen Stellen aus Particulargesetzen und von Büchertiteln ohne Auswahl hier zusammengehäuft ist als in *Selchow's* Compendium, in dem oft lange Noten blofs dadurch entstanden sind, dafs ganze Rubriken in *Lipenii bibliotheca juris* abgeschrieben und nur aus ihrer alphabetischen Ordnung in eine chronologische gebracht sind. Hr. R. hat dafür weit weniger, aber gut gewählte, Literatur angeführt. Auch sind seine einzelnen Allegaten nicht aus andern Schriftstellern der Reihe nach abgeschrieben, nicht aus Bücherregistern entlehnt, und überhaupt nicht aufs Gerathewohl aufgelesen, welches alles bey Selchow der Fall ist; wir haben noch allenthalben gefunden, dafs die im Rundischen Lehrbuch angegebnen Nachweisungen aus eigner Ansicht geschöpft, genau, und meistens auch, dafs sie belehrend sind.

Diese lobenswürdige Sorgfalt zeigt sich nun auch, und vielleicht noch mehr, in wesentlichern Verhältnissen der *Bearbeitung*. Bey den sonst schon gewöhnlich in den Vortrag des deutschen Privatrechts aufgenommenen Materien sind die neueren Schriften benutzt, befolgt, oder auch berichtigt und widerlegt. Man kann sich davon vielleicht am deutlichsten durch Vergleichung des Selchowischen und Rundischen Lehrbuchs in dem so wichtigen, und doch oft ganz unmethodischer und unnöthiger Weise in eigne Vorlesungen verwiesenen, Abschnitt über das Wechselrecht überzeugen, (obgleich wir in der zweyten Auflage des letztern Compendiums gerade hier eine genauere Benutzung der (§. 225.) angeführten ungemein reichhaltigen *Sievekingischen Materialien* erwartet hätten, welche der ganzen Theorie des Wechselrechts eine beynahe neue Gestalt geben müssen, wie sich vielleicht bald einmal zeigen läfst.) Aufserdem sind mehrere *ganz neue Gegenstände* mit vollem Recht aufgenommen; z. B. §. 113—123. das *Deich- und Siehl-Recht*, §. 124—138. das *Wege-Strassen* und *Post-Recht*, (unter denen *Selchow* das letztere blofs einmal nennt, der übrigen aber gar nicht gedenkt), u. d. gl. Besonders aber hat die *zweyte* Auflage noch manche bedeutende Zusätze erhalten, z. B. S. 84. die Betrachtung über *Landeshoheit und Privateigenthum*, und ihre gegenseitigen Verhältnisse, (nur hätten wir diese etwas bestimmter gewünscht, zumal da sie so viele Schwierigkeiten und doch so grofsen Einflufs hat); §. 197 b. *Monopole*, §. 197 c. *Verlagsrecht*, §. 222 b. *Pfandungsrecht*, §. 284 b. *Ueberhang und Früchte aus des Nachbars-Garten*, u. s. w., vieler andern Abänderungen und Zusätze, an denen die neuere Auflage sehr reich ist, nicht zu gedenken.

Auch in der *Anordnung* des Ganzen sind einige Verbesserungen unverkennbar, von denen eine der hauptsächlichsten darinn besteht, dafs das Sachenrecht vor dem Personenrecht abgehandelt worden; denn so sehr sich noch über die Ordnung zwischen beiden im Allgemeinen streiten läfst, so ist doch über die Vortheile der vom Vf. gewählten Folge nicht wohl ein Zweifel zu machen, wenn man jedem die Gegenstände anweist, die der Vf. darunter gestellt hat; nur läfst sich freylich oft bey einzelnen Gegenständen fragen, ob sie gerade unter das Capitel gehören, dem sie zugeordnet sind. Kleinere Abänderungen, die häufig sehr zu billigen sind, z. B. dafs die Quellen der Adelsrechte, nicht mitten unter den allgemeinen Rechtsquellen wie in Selchow (§. 37. ff.), sondern nur unter den *Quellen der deutschen Specialrechte* (§. 59. ff.) aufgestellt sind, dafs die Literatur des deutschen Privatrechts (§. 95. ff.) nicht als Hülfswissenschaft aufgeführt ist, dafs die Erbfolge ganz besonders und nicht als Sachenrecht behandelt ist u. d. gl., kommen mehrere vor.

Aus allem bisher angeführten, zumal wenn man noch dazu nimmt, wie wenig bedeutendes seit langer Zeit

Zeit für diese Wissenschaft im Ganzen geschehen war, werden denn wohl die Verdienste des Vf. klar genug einleuchten. Sein Lehrbuch muss daher, wenn auch vielleicht in der Geschichte der Wissenschaft selbst nicht eben Epoche, so doch gewiss in der Büchergeschichte derselben, immer eine bedeutende Figur machen. Vielleicht kann man es nicht eben als Veranlassung der nach demselben schon erschienenen oder noch zu hoffenden weitern Arbeiten in diesem Fache ansehen, weil diese vielleicht schon länger im stillen vorbereitet waren; aber den Vortritt in der öffentlichen Erscheinung, der Zeitfolge nach, kann ihm niemand streitig machen.

Bey einer solchen Lage der Sachen war es dann auch sehr natürlich, dass Hr. *Danz* bey seinem Vorhaben, ein weitläuftigeres System des deutschen Privatrechts zu schreiben, so bald er demselben die Form eines Commentars geben wollte, Hn. *Runde's* Compendium zum Leitfaden wählte. Denn wenn uns gleich die Darstellung eines Systems in einem Commentar nicht die zweckmässigste, und auch an der Ordnung des Rundischen Lehrbuchs wohl noch manches einer Aenderung bedürftig scheint; so können wir uns doch wohl Gründe (besonders von merkantilischer Art) denken, die gerade einen Commentar über ein verbreitetes Lehrbuch anrathen. Diesen vorgesetzten Zweck nun hat Hr. *D.* sehr vorzüglich ausgeführt. Er hat nicht bloss mit Uebergehung der im Lehrbuch selbst aufgeführten Literatur noch manche andere zweckmässige beygebracht, sondern auch die angegebnen Materien selbst meistens in guter Ordnung und mit grosser Brauchbarkeit weiter erklärt, entwickelt und ausgeführt, und dabey noch sowohl kleinere ganze Abhandlungen als auch einzelne Hauptstücke und Artikel aus grössern Werken, welche Hr. *R.* übersehen hatte, (z. B. aus *Häberlin's* Repertorium, in der Rechtsgeschichte vielleicht zu viel und zu unbedingt aus *Biener's originibus etc.*) nicht bloss gut benutzt, sondern zuweilen auch wörtlich ausgezogen. Das Letztere ist, da er die Quellen nicht verschweigt, nicht eben verwerflich, obgleich die blossen Auszüge von des Vf. eignen Worten wohl hätten unterschieden werden können. Hr. *D.* hatte gewiss dabey für seinen Ruhm gewonnen, indem man bey mancher guten Ausführung, deren Abfassung ihm selbst angehört, nun doch dieses Verdienst nicht anerkennt oder bezweifelt, und ihm vielleicht nur die Mühe des Sammelns verdanken zu müssen glaubt. Denn an belehrenden, überzeugenden und gut geordneten Darstellungen, die Scharfsinn und Beurtheilung zeigen, fehlt es gar nicht; man vergleiche unter mehrern andern; z. B. nur den 39 §., *heutiger Gebrauch des mittlern deutschen Privatrechts* überschrieben. —

Obgleich indessen Hr. *D.* im Ganzen dem Gange des Rundischen Compendiums folgt; so geschieht dies doch keinesweges so sklavisch, dass er nicht da, wo er es für die bessre Einsicht nöthig findet, eine *andre Stellung der Paragraphen* vornähme, wie denn die §. 95 100. vor den §. 90—94. erläutert sind. Noch viel weniger aber lässt er sich durch Behauptungen des Hn. *R.* in seinen Untersuchungen und Darstellungen einschränken, sobald er jene für ungegründet oder unhaltbar erkennt. In mehr als einer merkwürdigen Materie nimmt er *entschiedene Parthey gegen* ihn, wie sich bald an ein paar sehr auffallenden Beyspielen zeigen wird. Nach allem dem ist daher Hn. *D's.* Handbuch gewiss für Anfänger in dieser Wissenschaft der grossten Empfehlung werth.

Alles bisher angegebne mussten wir zur Ehre der beiden Hn. Vff. sagen, und sagten es auch mit eben so viel Bereitwilligkeit als Ueberzeugung; denn uns scheint ein jeder Schriftsteller unstreitig des Lobes und Beyfalls werth, der in seiner Wissenschaft mehr leistet als seine Vorgänger, folglich dieselbe auf eine entschiedene Art weiter bringt; und hier ist von beiden Vf. nicht wenig geschehen. Allein nun ist es auch unsre Pflicht, noch einige Worte für das Beste der Wissenschaft hinzuzufügen, damit man ja nicht etwa glaube, es sey in der Hauptsache jetzt nicht mehr viel zu thun, und so wieder die Arbeit lange ruhen lasse; ein Unfall, der den Wissenschaften gar zu leicht begegnet, wenn einmal jemand einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan hat. Nachfolger finden sich dann wohl; aber über das Ende der Bahn, die er durchlaufen ist, wagt sich nicht leicht ein andrer hinaus. — Gerade in der Hauptsache, nämlich dem Ganzen der Wissenschaft, glauben wir, ist durch diese Bearbeitungen fast gar nichts bedeutendes geschehen. Diese Bemerkung trifft Hn. *D.* freylich weit weniger als Hn. *R.* Theils legt jenem seine beschränktere Absicht mehr Schwierigkeiten deshalb in den Weg; theils haben wir von ihm noch nicht das Ganze vor uns; theils hat er auch wirklich in mehrern Stücken die Sache richtiger gefasst und dargestellt.

Wir wollen uns in diesen Rücksichten nicht auf das einlassen, was weniger genau mit der ganzen Behandlung der Wissenschaft zusammenhangt, also z. B. nicht ausführen, wie *unhaltbar* gewisse *historische* Angaben und Entwickelungen seyn dürften, die ohnehin nicht zum Hauptzweck der Bücher gehören. Dabey müssten wir sonst die Rundische Hypothese über die *Entstehung des Wechselrechts* berühren; sie ist der *Büschischen* entgegengesetzt; aber obgleich die letztere nicht alles löst, so ist sie doch an sich wohl richtig, und wird durch einen kleinen Zusatz vollständig, den wir längst (A. L. Z. 1786. N. 106.) angedeutet haben, und über den wir uns bald einmal weiter ausbreiten werden. — So ist auch §. 351. vieles aus dem Ritterwesen hergeleitet, was doch dem Lehnsverhältniss angehört u. d. gl. — Eben so wenig wollen wir uns auf andre Nebenerörterungen einlassen, z. B. auf die Berichtigung des Begriffs von Polizey in *D.* §. 46. u. d. gl., noch auch bey einzelnen *Verbesserungen der Literatur* (z. B. dass eine und ebendieselbe Schrift §. 167. und 173. verschieden citirt ist,) oder bey Zusätzen zu derselben verweilen. Ja wir wollen selbst nicht einzelne *juristische Behauptungen* prüfen, die sich *schwerlich vertheidigen* lassen dürften; wohin unter vielen andern z. B. gehört, was in *R.* §. 303. von der peinlichen Frage, §. 304. vom *Vorrecht* des Regenten, von einigen Fragen im Wechselrecht oder andern Materien, oder

oder in D. §. 53. über die Collision der Particulargesetze, worüber die Darstellung, wie alle uns bekannten, wohl unzulänglich seyn dürfte, sodann §. 61. über *Autonomie*, die in einer gewiss nicht zu rechtfertigenden Ausdehnung als geltend angenommen wird, u. s. w., gesagt ist. Alles dies ist bey Lehrbüchern oder Systemen, wo es mehr auf die Verbindung und den Gesichtspunkt des Ganzen ankommt, kein zweckmäsiger Gegenstand der Prüfung in allgemeinen Journalen, da es ohnehin über viele Punkte in allen Wissenschaften an Verschiedenheit der Meynungen nie fehlt und auch vielleicht nicht fehlen kann, folglich viele Bemerkungen über solche Punkte ohnehin zu Abhandlungen werden müsten.

Wichtiger schon für die Ansicht des Ganzeu ist die Bemerkung, dass sich in beiden Büchern *viele Sachen* finden, die nach einer strengen Grenzbestimmung *zum heutigen deutschen Privatrecht gar nicht zu rechnen* sind. Eine solche Ueberladung gehorte zwar immer zu dem aus der Geschichte ihrer Entstehung und Bearbeitung leicht erklärlichen Schicksal dieser Wissenschaft; indessen wird diese nie gedeihen, sobald nicht eine strenge Reinigung mit derselben vorgenommen wird. Dann werden aber viele Materien, theils dem römischen Recht (wenn wir diesen Namen, des jetzigen Sprachgebrauchs wegen, für eine noch jetzt anwendbare Wissenschaft beybehalten sollen; als §. *106.* von Inseln und Anlagen, mehreres andre vom Flussrecht, von Verträgen, Testamenten u. s. w.); theils dem Staatsrecht (z. B. die Lehre von Errichtung der Landesordnungen, der Mitwirkung der Landstände dabey etc. §. 42. ff., von Errichtung der Stadtgesetze §. 50. ff., vom Bergregal §. 161. ff., u. s. w.,) theils dem Kirchenrecht (z. B. Schliessung der Verlöbnisse und der Ehen §. 561 — 565. u. a.,) theils dem Volkerrecht (z. B. §. 219. Geisseln und Garantien,) als welchen Wissenschaften alle diese und andre Gegenstände gehören, wieder ganz anheimfallen müssen. Eben so sind veraltete und abgekommene Institute in diese Wissenschaft, die ja nur das jetzt geltende mit dem Grunde seiner Gültigkeit vortragen, nicht aber zugleich Geschichte erzählen soll, gar nicht gehörig; sie müssen ganz der Rechtsgeschichte überlassen werden. Dahin rechnen wir die *Nachricht* von den Quellen des alten und mittlern deutschen Rechts (§. 13 — 19. und §. 21 — 37.), die alten Rechte der Freygebornen (§. 327 — 335.), die Adelsgeschichte nebst dem Ritterwesen (§. 340 — 344. 345. 348 — 351.), die Ministerialität (§. 352 — 358.), die Turniere (§. 397.), u. a. mehr. Diese nothwendigen Grenzen hat Hr. *D.* sogar oft noch weiter und leichter überschritten als Hr. *R.*, wenigstens hat er sich besonders in staatsrechtliche Fragen, in Erörterungen aus dem römischen und kanonischen Recht (z. B. §. 56.) und in Erzählungen aus der Rechtsgeschichte, oft weit tiefer eingelassen, als dieser. — Man wird doch hoffentlich dieser Erinnerung nicht den Einwurf entgegenstellen, dass die unstreitig dem Gebiet des deutschen Privatrechts angehörigen Lehren oft solcher Erläuterungen aus andern Wissenschaften bedürfen. Der Unterschied zwischen bloser Angabe und Erläuterung von Lehrsätzen, deren Beweis und Abhandlung man aus andern Wissenschaften voraussetzt, und zwischen Ausführungen derselben in eben der Vollständigkeit und Form, als ob sie zum Wesen der eben jetzt bearbeiteten Wissenschaften gehörten, ist ja alt und einleuchtend genug. Wollte man diesen nicht achten; so müssten bey einer Wissenschaft fast alle übrigen wegen der Verkettung derselben unter einander vorgetragen werden; wenigstens hätten eine Menge andrer Kenntnisse einen eben so gegründeten Anspruch auf einen Platz im deutschen Privatrecht, als die hier mit hinein gezognen. Gerade die Rechtsgelehrten sollten unter allen Schriftstellern am meisten um genaue Grenzbestimmungen besorgt seyn; wäre es auch nur unter vielen andern Gründen darum, weil in keiner Classe von Wissenschaften die Vermischung so gross ist, und man sich nirgends so viel Abschweifungen erlaubt als in der Jurisprudenz, und weil eben dies dem gründlichen Studium so mannichfaltigen Abbruch thut. Denn theils bekommen die Lehrlinge selbst keinen deutlichen Ueberblick über jede Wissenschaft, und müssen nach der Erlernung einer jeden die einzelnen Materien von neuem für sich und ohne Ableitung nach Gültigkeit und Einfluss sondern, wenn es ihnen anders um klare Einsicht zu thun ist; theils vernachlässigen sie manche höchst nothwendige Wissenschaft im Ganzen aus dem Grunde, weil doch etwas daraus sonst in andern Vorlesungen hie und da zufällig (freylich aber ohne Zusammenhang und ausser der eigenthümlichen Verbindung) vorkommt.

Bey diesem unzweckmäsigen Ueberflusse auf der einen Seite ist doch auch wieder in Hn. *R's.* Darstellung noch *mancher Mangel* auf der andern Seite sichtbar; nach dem Rechte der *Beamten*, der *Soldaten*, vielen Stücken des *Cameralrechts*, der *Justizverfassung*, des *Seerechts*, *Gewerberechts*, *Geldrechts* u. s. w. sucht man vergebens, von denen doch Hr. *R.* selbst §. 8. mehrere als besondre deutsche Privatrechte nennt. Dass sie in keinem sonst gewöhnlichen Collegium vorkommen, braucht nicht bewiesen zu werden; dass sie aber in das deutsche Privatrecht gehören, wird niemand bezweifeln, der über das natürlichste Verhältniss des Staats- und Privatrechts nachgedacht hat. Nur muss man sich bestimmtere Begriffe davon bilden als die von Hn. D. §. 4. angegebenen, die freylich zum Theil daraus entstanden sind, dass man unrichtigerweise das Staatsrecht dem Privatrecht *entgegengesetzt*. Man könnte weit richtiger sagen: das Staatsrecht setze das Privatrecht *voraus* und sichre es. Ueberhaupt würde alles durch die genauere Entwickelung der Bestimmung sich aufklären, dass das Staatsrecht das Verhältniss der Staatsgewalt und der Unterthanen gegen einander (vom auswärtigen ist hier nicht nöthig zu sprechen), das Privatrecht aber die Rechte des Privatmanns zu Gegenständen habe. Der Privatmann aber ist der Staatsgewalt so wenig *entgegengesetzt*, dass die Besitzer derselben vielmehr selbst als Privatleute in mehrern Verhältnissen betrachtet werden können und müssen. Der Beamte aber z. B. hat seine Rechte nicht als Unterthan, sondern als Privatmann; und so gross-

grösstentheils auch der Soldat u. a. Hr. R. hat auch manche mit den vermissten Lehren verwandte Gegenstände wirklich aufgenommen, und dadurch gleichsam gezeigt, dass er diese Lücken geahndet habe. Nur freylich stand ihm oft die Schwierigkeit der Stellung im Wege; und diese war fast gar nicht zu heben, so bald alles unter *Sachenrecht*, *Personenrecht*, *Erbfolge* und *Gerichtsverfassung* geordnet werden sollte, und sobald Hr. R. vielleicht eben die Bestimmung vor Augen hatte, die Hr. D. (§. 4.) angiebt: das Privatrecht lehre Rechte und Verbindlichkeiten der einzelnen Bürger *ohne Rücksicht auf die Regierung des Staats*. Aus dieser Verlegenheit, in der sich Hr. R. befinden musste, ist denn wohl die oft *sehr gezwungene Unterbringung einzelner Materien* zu erklären. Schon bey der *Nachsteuer*, dem *Heimfallsrecht etc.* (§. 320. 322. ff.) ist der Hauptgesichtspunkt nicht dieser, dass es ein *Recht* oder eine Verbindlichkeit des Fremden sey; es ist eigentlich als Recht *des Fiscus* aufzuführen. *Steuerfreyheit* (§. 413.) ist kein eigentliches persönliches am wenigsten ein blosses Adelsrecht; der hier nöthige Standpunkt muss eine viel allgemeinere Uebersicht gewähren. So ist auch das Pferchrecht (§. 283.) keine *römische* Dienstbarkeit u. d. gl. — Am deutlichsten fällt aber die Unzulänglichkeit der angenommenen Haupteintheilung auf bey dem *ersten Abschnitt* des *ersten Buchs* (§. 101 — 183.) Hier sind gleich anfangs *vor* allen Erörterungen über *Verträge*, *dingliche Rechte etc.* die Lehren vom *Wasserrecht*, *Flüssen*, *Mühlen*, *Flössrecht*, *Fährrecht*, *Brückenrecht*, *Fischerey*, *Bernstein*, *Strandrecht*, *Deich- und Siehlrecht*, *Wegen*, *Strassen*, *Geleit*, *Post-* und *Botenrecht*, *Forstrecht*, *Jagdrecht*, *Bergrecht*, *Salzrecht*, *befriedeten Sachen*, *herrenlosen Sachen* und *Schätzen* abgehandelt. Die unzweckmässige Anordnung an sich wird leicht in die Augen fallen. Unsers Bedünkens ist keine Ordnung, zumal bey Lehrbüchern und Einleitungen in Wissenschaften, gut als eine solche, wo immer alles das vorausgeschickt, erläutert und bewiesen ist, welches in der Erläuterung der folgenden Lehren vorausgesetzt werden muss, oder worauf sich spätere Beweise stützen. Hie und da scheint Hr. R. diese im Auge gehabt zu haben; doch hätte er schon im *zweyten* Abschnitt nicht die Lehre von den *dinglichen Rechten* der Abhandlung von den *Verträgen* nachordnen, am allerwenigsten aber in dem vorher gedachten ersten Abschnitte so vieles abhandeln sollen, das ohne Kenntniss des Eigenthums, der Servituten, Verträge u. s. w., selbst der deutschen Bestimmungen darüber, unverständlich bleiben muss. Sieht man nun endlich auf den von Hn. R. für diese Classification angegebnen Grund; so begreift man vollends nicht, wie dem Vf. das höchst unmethodische darinn nicht aufgefallen ist. Es werden hier die Rechte solcher Sachen abgehandelt, welche *nicht bloss* als Gegenstände des Privateigenthums angesehen werden. (2 Aufl. S. 84.) Die erste Auflage giebt (S. 77.) des Vf. Gesichtspunkt, der diese Stellung veranlasste, noch bestimmter an; da heisst es: die Rechte solcher Sachen, welche *gewöhnlich nicht* im Privateigenthum stehn. Wir wollen hiebey gar nicht einmal darauf sehen, dass diese Bestimmung, nach des Vf. eignen Lehren, nicht einmal von allen angegebnen Gegenständen gilt; man denke nur an Brücken, Deiche und Siehle, Wege, zumal an Forste, Jagden u. s. w. Allein wie kann man *zum Grunde* einer methodischen Anordnung eine *negative* Bestimmung legen, und doch nachher eine Menge *affirmativer* Lehren gleich dabey mitnehmen. Aufs allerhöchste gehörte bloss die Bemerkung, dass diese Dinge *nicht* im Privateigenthum seyen, zum Sachenrecht; alles übrige aber schlechterdings nicht. Man merkt daher auch sehr begreiflicher Weise dem Vf. in der Behandlung dieser sonderbaren Zusammenhäufung so verschiedenartiger Dinge den Druck und Zwang an, den diese Art von Anordnung auf ihn äussert. Vielleicht ist kein Beyspiel darüber beweisender, als dass er, da doch einmal der *Windmühlen* gedacht werden musste, mitten in dem Abschnitt *von den Flüssen* nach der Lehre von den *Wassermühlen* einen Paragraphen (§. 105.) mit der sonderbaren Ueberschrift einschiebt: *beyläufig vom Recht Windmühlen anzulegen.* —

Ad vocem Mühlen fällt mir ein, etc. —!

(Der Beschluss folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Hamburg*, b. Bachmann u. Gundermann: *Gebete für die Jugend in Liedern. Herausgegeben von Georg Heinrich Berkhan Pastor in Hamburg.* 1795. 56 S. 8. Eine empfehlungswürdige kleine Sammlung, um sie Kindern in den gebildeten Ständen in die Hände zu geben. Die wenigsten Lieder sind neu; die meisten sind aus *Niemeyers Gesangbuch für Schulen und Erziehungsanstalten*, wovon ohnlängst die *dritte Ausgabe* erschienen ist, genommen. Hie und da hat der Herausgeber verändert. Zuweilen hat dadurch die *Verständlichkeit für Kinder* gewonnen, wenn gleich die Poesie gelitten. Aber oft haben wir gar keinen Grund absehen können, und die Veränderungen sind wahre Verschlechterungen. Man sollte bey Liedern, die so oft in verschiedenen Sammlungen vorkommen, wenigstens nicht ohne Noth die Lesearten vermehren.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 17. Januar 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Dieterich: *Grundsätze des allgemeinen deutschen Privatrechts. etc.*

Ebendas.: *Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts. etc.*

Stuttgart, b. Erhard u. Löflund: *Handbuch des heutigen deutschen Privatrechts. etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Noch viel wichtiger aber für das ganze Schicksal einer solchen Wissenschaft, als selbst ihre Anordnung, ist die allgemeine Ansicht derselben; die Bestimmung ihres *Begriffs*, ihrer *Gültigkeit* und ihrer *Entwicklungsmethode;* und gerade auf diese Stücke, auf „eine gänzliche Reform der bisher gewöhnlichen *Behandlungsart*" ist Hn. *R's.* Absicht, seiner ausdrücklichen Erklärung nach (Vorr. S. VII.), eigentlich gerichtet. Die darauf sich beziehenden Erörterungen sind, wie leicht zu vermuthen, in der Einleitung gegeben; und eben diese Einleitung ist in der zweyten Auflage, besonders in Hinsicht auf die *Hufelandischen Beyträge zur Berichtigung und Erweiterung der positiven Rechtswissenschaften*, noch sehr verändert und erweitert. Dass Hr. *Hufeland* hier nie Recht hat, versteht sich von selbst, und wird niemand befremden; aber die Art und der Ton der Widerlegung ist vielleicht für diejenigen Leser einiger Bemerkung werth, denen der Ton, in dem die *Hufelandischen* Abhandlungen abgefasst sind, etwa noch erinnerlich ist. Hn. *H's.* Meynungen sind (§. 79.) im Text ein, „*nachtheiliger Wahn*," in der Note ein „*Irrthum*" genannt; seine Auseinandersetzungen enthalten auch nach Hn. *R.* nichts neues, sondern neben ihm ist *Eckhard's Hermeneutica* genannt, und als Widerlegung von dieser so wohl, als von den Hufelandischen Behauptungen *Mylius*, *Selchow's elementa, electa etc.*, und *Pütter's* Beyträge citirt. — Es hat demnach Hn. *R.* gefallen, alles von Hn. *H.* vorgebrachte für *längst widerlegte Irrthümer* zu erklären; (wie denn Hr. *H.* ebenfalls zwar zu einer sehr erweiterten Umarbeitung der Lehre von den Zinsen (§. 202. ff.) Anlass gegeben hat, aber auch da durch alte Schriftsteller zurecht gewiesen wird, deren Behauptungen sich nur mit den anerkanntesten Grundsätzen der juristischen Auslegung etwas schwer vereinigen lassen möchten).

Gegen eine solche Verfahrungsart sticht es denn freylich etwas auffallend ab, wenn der eigne Comentator des Hn. *R.*, Hr. *D.*, in den beiden Punkten, über die sich Hr. *Hufeland* als Hauptsache erklart hat, trotz jener alten Widerlegungen und Hn. *R's.* verachtenden Erklärungen, auf das unbedingteste die Hufelandischen Meynungen annimmt, und gegen Hn. *R.* vertheidigt. Wir wollen nachher einige Stellen aus Hn. *D's.* Handbuch anführen, und das um so mehr, weil wir als Recensenten hier lieber die Meynungen und Behandlungsart charakterisiren als uns selbst in weitläuftige Widerlegungen einlassen möchten.

Auf den *Begriff* der Wissenschaft, um nun noch die oben genannten Momente einzeln durchzugehen, kommt vorzüglich viel an. Es ist derselbe, wie Hr. *R.* ihn angiebt, ziemlich eben so, wie bisher gewöhnlich war, beybehalten; als das eigentliche Unterscheidungszeichen wird (§. 1. 2. 6. u. a.) angenommen, dass für diese Wissenschaft nur *ursprünglich deutsche* Gesetze und Gewohnheiten, folglich auch eben solche Institute u. s. w., gehören; diesem ist denn auch Hr. *D.* gefolgt. So sehr es aus der Entstehung und weitern Entwickelung dieser Wissenschaft erklärlich ist, wie man gerade diesen Begriff annehmen konnte; so nimmt es uns doch Wunder, wie bisher noch niemand sich daran gestossen hat, dass man einer juristischen, *heut zutage geltenden und anwendbaren* Wissenschaft einen *bloss historischen* Begriff unterlegt, der sich gar nicht auf die Gültigkeit derselben, worauf man doch ihres Zwecks wegen sehen sollte, sondern auf ihre Entstehung bezieht, und doch dürfte hier das πρωτον ψευδος liegen, das der ganzen Bearbeitung eine schiefe Richtung giebt.

In Rücksicht der *Gültigkeit* behauptet Hr. *R.*, dass das deutsche Privatrecht *gemeines* Recht sey; und eben dies sucht er nun, mit Rücksicht auf Hn. *Hufeland*, in der neuen Ausgabe noch mehr zu vertheidigen. Um hier seine Meynung noch entschiedner anzugeben hat er selbst im Titel der zweyten Ausgabe das Wort: *allgemeines*, in *gemeines d. R.* verwandelt. Wie viel Vortheil es für Hn. *R's.* bestimmte und deutliche Begriffe in dieser Materie erwecke, dass er gleich anfangs (§. 10.) nicht bloss die Ausdrücke *jus universale* und *commune* für gleichbedeutend erklärt, sondern die Begriffe derselben auch wirklich völlig unter einander wirft, überlassen wir den Lesern zu beurtheilen. Ueber Hn. *R's.* Widerlegung der *Hufelandischen* Behauptungen wollen wir Hn. *D.* sprechen lassen, welcher, nachdem er die Hufelandischen Abhandlungen über *allgemeine Gewohnheiten* und *gemeines deutsches Privatrecht* Auszugsweise eingerückt hat, (S. 337.) so fortfährt: „Auffallend ist es demnach, wenn Hr. Hofrath *Runde* — den Hn. Pr. *Hufeland* damit abzufertigen glaubt, dass er schreibt: Letzterer habe ja selbst zugeben müssen, dass die aus der Natur eines Rechtsinstituts abgeleiteten

ten Grundsätze allenthalben, wo das Institut vorkomme, so lange Anwendung fänden, bis nicht das Provincial- oder Localrecht eigene Bestimmungen gebe. — Offenbar *übergeht* hier Hr. Runde den eigentlichen Grund, aus welchem Hr. Hufeland die Existenz eines gemeinen deutschen Privatrechts längnet, denjenigen nämlich, der aus dem Begriff eines — gemeinen Rechts im juristischen Sinne — hergenommen ist, — *ganz mit Stillschweigen*, und fast sollte man glauben, dass er dasjenige, was in der Hufelandischen Abhandlung S. 85. folgg. angeführt wird, *gar nicht gelesen* habe, da er, *anstatt sich* hierauf *einzulassen*, sogleich auf die minder bedeutende Frage: wie die Privatrechtswissenschaft am schicklichsten zu benennen sey? überspringt." — Wir hätten gewünscht, Hr. *D.* hätte sich neben diesen und andern guten Erinnerungen gleich noch auf einigen Nebenschmuck ausgebreitet, den Hr. *R.* dem vermeyntlichen Beweise der alten Hypothese vom gemeinen deutschen Privatrecht an seinem Theil in der zweyten Ausgabe anzuhangen gesucht hat. So wäre die Sache vielleicht mit einemmal abgethan gewesen. Die *gesunde Vernunft*, die *naturalis ratio*, die Vergleichung mit dem Verfahren der römischen Rechtsgelehrten oder gar mit den Pandekten, der Gerichtsgebrauch, das richterliche Ermessen etc., die alle das gemeine deutsche Privatrecht durch Zusammenstellung erläutern, also alle selbst gemeines Recht begründen sollen, beruhen ja auf lauter falsch verstanden Begriffen; die Verhältnisse sind dabey so auffallend verwechselt, dass man in der That zweifelhaft wird, ob man den Grund dieser Verwirrungen in der Einsicht oder im Willen suchen soll. Denn wer sieht z. B. nicht bey einiger Erwägung ein, dass gesunde Vernunft und *naturalis ratio* beym besondern sowohl als gemeinen Recht vorkommen, und über diesen Charakter des Rechts auch nicht das mindeste bestimmen; dass die alten römischen Rechtsgelehrten gemeines und particulares Recht nicht unterschieden und es auch zu unterscheiden nicht nöthig hatten; dass man die Pandekten als Pandekten hier nicht in Vergleichung bringen kann, wo man höchstens auf die Entstehung der einzelnen Stücke darinn sehen könnte; dass natürliche Billigkeit und richterliches Ermessen von der Natur der Sache sehr weit unterschieden sey; kurz dass es also auf alles dies auch nicht im geringsten ankomme? So etwas sollte man freylich als bekannt und entschieden voraussetzen können, wenn ein gelehrter Streit lehrreich werden soll. Wie wenig indessen dies hier zu hoffen ist, zeigt sich vollends daraus, dass (§. 80.) das *deutsche Privatrecht* gar die Gültigkeit eines hypothetischen Vernunftrechts haben, und dass die *naturalis ratio* für *jedermann verbindliche* Gesetze geben soll. Vergleicht man nun weiter mit diesen allgemeinen Behauptungen einzelne Bemerkungen im Rundischen Compendium; so weiss man sich vollends gar nicht in des Vf. Einsichten zu finden. §. 408. heisst es z. B.: „der volle Landsassiat wird nur in Sachsen und einigen andern Provinzen behauptet, und ist also *kein Stück des gemeinen* deutschen Rechts." Gilt denn dieser Grund nicht von manchen Arten des Rückkaufs, der Dienstbarkeiten, den Gastgerichten, den beschlossten Edelleuten, der Gerade, dem Heergeräthe, dem Verfangenschaftsrecht, und so vielen andern Materien, die Hr. *R.* doch alle, als zur Abhandlung des deutschen Privatrechts gehörig, ausgeführt hat?

Bey der richtigen Einsicht in diese Verhältnisse indessen, die Hr. *D.* äussert, wundert es uns, dass er die Worte des Hn. *R.* (§. 25.) nachgeschrieben hat: „eine ausdrückliche Annahme des römischen Rechts sey von Seiten der gesetzgebenden Gewalt nie erfolgt." Es widerspricht dies nicht bloss gerade manchen vorzüglichen Bemerkungen im *Danzischen* Handbuch selbst; sondern Hr. *R.* braucht diese ungegründete Behauptung ja auch dazu, um die Gültigkeit des römischen Rechts in Deutschland nun auf eine Gewohnheit zu gründen, und demnach daraus einen Grund für *allgemeine Gewohnheiten* (§. 80. n. a.) herzunehmen, der freylich auch in dieser Form nicht einmal etwas entscheiden würde (vergl. unsre Recension von *Schmid Phiseldek's jurist. Miscellaneen*, A. L. Z. 1796. B. II. N. 155.)

Was nun zuletzt die *Entwicklungsmethode* betrifft; so hat Hr. *R.* (nach Vorr. S. VIII.) die Mängel der beiden bisherigen Methoden, die man gewöhnlich *die Pütterische* und die *Selchowische* nennt, sehr richtig geahndet; aber wir möchten sagen, auch nur geahndet. Denn bey deutlicherer Einsicht hätte er unmöglich sich bey seiner unbestimmten Angabe der ganzen Methode beruhigen können, dass nämlich diese Wissenschaft aus der *Natur der Sache* entwickelt werden müsse. Doch auch hierüber mag sein Commentator, Hr. *D.*, sprechen, welcher nach der oben angeführten Stelle (S. 337.) gleich so fortfährt: „Eine solche *Gleichgültigkeit gegen die ersten Grundbegriffe der Wissenschaft, die man systematisch bearbeiten will*, ist allerdings *schwer zu rechtfertigen*; allein *noch ungleich auffallender* ist es, dass Hr. Hofrath *Runde*, der doch *so viel* von *fehlerhaften* Methoden, von *Mangel an Kenntniss der wahren Natur* der deutschen Rechtsinstitute schreibt, und *so laute Klagen* deswegen führt, *auch nicht mit einem Worte andeutet*, *auf welche Art und Weise* man dann die ächten allgemeinen Grundsätze aus der *Natur* der einzelnen Rechtsinstitute ableiten könne und müsse;" (wir würden vorher noch fragen: was denn erstlich der Ausdruck *Natur der Sache* bedeute, und aus welchen bestimmt anzugebenden Quellen man zweytens diese *Natur* selbst kennen lernen und darstellen könne); „welches die einzig richtige Methode bey Bearbeitung der verschiedenen deutschen Rechtslehren sey; ob und welcher Gebrauch von den Statuten und den Particularrechten überhaupt bey Aufstellung einer heutigen Privatrechtstheorie gültig gemacht werden könne; ob und in wie weit endlich historische Untersuchung des ersten Ursprungs und der weitern Ausbildung der einzelnen Rechtsinstitute vielleicht zu den gewünschten Resultaten uns zu führen vermöge. — Dies sind in der That Mängel und Lücken, die man in einem sonst nach so vielen Hinsichten so vortrefflichen Lehrbuche nicht erwar-

erwarten sollte" u. s. w. Hr. D. selbst bemerkt, dass Hr. *Hufeland* sich über seine Entwickelungsmethode noch nicht erklärt habe, und nimmt für sich die *Pütterische*, von Hn. *Tafinger* verbesserte, Methode als die richtige an. Sollte es wirklich möglich seyn, diese *Tafingersche* Methode mit den, von Hn. *D.* als gegründet anerkannten, Hufelandischen Erörterungen über *gemeines deutsches Privatrecht*, und was damit zusammenhängt, zu vereinigen? Inzwischen hat Hr. *Hufeland* in derselben Messe, da Hn. *D's.* Handbuch erschien, den Umriss seiner Methode in seiner *Einleitung in die Wissenschaft* des *heutigen deutschen Privatrechts* (Jena 1796.) angegeben; nur freylich wird dieser Umriss von dem Vf. wohl erst völlig ausgeführt und mit allen nöthigen Nebenbetrachtungen in Verbindung gesetzt werden müssen, wenn er sich vielleicht dieselbe Aufnahme versprechen soll, die den obgedachten *Beyträgen* bey Hn. *D.*, wie fast bey allen Unbefangnen, wiederfahren ist.

Wir halten es in mehr als einer Hinsicht für zweckmässig, mit der vorstehenden Recension sogleich die Anzeige einer Schrift, deren Vf. der Sohn des Hn. Hofrath Runde ist, zu verbinden:

GÖTTINGEN, b. Dietrich: Abhandlung der *Rechtslehre von der Interimswirthschaft auf deutschen Bauergütern* nach gemeinen und besondern Rechten. — Von *Christian Ludwig Runde*, b. R. D. 1796. XVI u. 365 S. 8.

Da diese Lehre allgemein und vollständig noch nicht bearbeitet war und die bisherigen Ansichten derselben, z. B. die *Pufendorfische* als sey sie eine Folge der *tutelae fructuariae* u. a., (S. 80. ff.) nicht zu vertheidigen sind; so ist des Vf. Bemühung in der That dankenswerth. Er hat die falschen Vorstellungen gut widerlegt und im Ganzen eine richtige, und sehr brauchbare Ausführung geliefert. Nach einigen *allgemeinen* vorbereitenden *Bemerkungen* werden der *Begriff* der Interimswirthschaft festgesetzt, die *Quellen* dieser Lehre aufgesucht, einige *historische Bemerkungen* darüber zusammengestellt und Zweck und Nutzen derselben in Betrachtung gezogen. Die *Abhandlung* selbst beschäftigt sich mit noch genauerer Untersuchung der *Natur* des Instituts, mit der *Anordnung*, *Verwaltung* und *Rechten* und *Beendigung* der Interimswirthschaft. (Wir haben immer diejenige Behandlung einer Rechtsmaterie als die beste befunden, wo erst das *Recht* an sich mit allen Folgen entwickelt, und alsdann die *Entstehung* und *Aufhebung* eines Rechts gelehrt wird; und wir glauben auch an einzelnen Bestimmungen in diesem Buche zu sehen, dass nach dieser Art viel gewonnen worden wäre. Wenigstens ist eine Menge von Behauptungen, die die Anordnung der Interimswirthschaft betreffen, durch Hinweisung auf die künftig erst auszuführenden Rechte derselben erläutert, welches bey der umgekehrten Ordnung nicht statt gehabt hätte). In einem Anhang sind 22 Auszüge aus Particulargesetzen über diesen Gegenstand abgedruckt, die das vorhergehende erläutern.

Die Meynung des Vf. über Gültigkeit ist, wie begreiflich, mit der von seinem Hn. Vater vertheidigten übereinstimmend. Auch hier (vergl. S. 42.) ist dieser deutschen Rechtslehre die Gültigkeit eines gemeinen Rechts beygelegt, und es wird sogar wieder (S. V.) von der „gemeinen Gültigkeit solcher Grundsätze eines hypothetischen Vernunftrechts" gesprochen. Doch scheint der Vf. an andern Stellen sich wirklich der *Hufelandischen* Meynung etwas zu nähern, z. B. S. 45. 46., wo sogar beynahe die Worte von Hn. Hufeland erborgt sind:" die Lehre gelte nur „da, wo die Sache selbst aus einem gültigen Rechts-„grunde eingeführt sey." Durch eine solche allmähliche unbemerkte Näherung, die freylich durch manchen gelehrten Streit schon gewöhnlich geworden ist, wird es am Ende ungewiss, was jede Parthey behauptet hat, und oft einem Gelehrten sein Antheil an Aufklärung einer Sache in den Augen mancher Zuschauer entwunden. Das wäre indessen von so grosser Bedeutung nicht; aber wohl die Folge, dass durch ein solches Verfahren leicht deutliche Einsicht in die Wissenschaft bey vielen Zuschauern leidet, die nicht denkende Köpfe genug sind, um die Umrisse und Grenzen jeder Behauptung scharf ins Auge zu fassen. — Was die Citation (in der Note d. S. 47.) aus *Kant zum ewigen Frieden* hier aufklären soll, können wir nicht einsehen.

Auch in der *Entwicklungsmethode* ist Hr. *R.* nicht bestimmter zu Werk gegangen als sein Hr. Vater, obgleich er auch hier zuweilen (z. B. S. VI.) eine Ahndung von etwas besserm gehabt haben mag. Allein gerade bey einer solchen einzelnen Materie zeigt sich eben das unbestimmte der Methode am deutlichsten. Weil Hr. *R.* nicht recht mit sich einig ist, woher denn die *Natur* der Sache geschöpft und bewiesen werden soll (vergl. S. 43.), wie dies sein Hr. Vater auch gänzlich unberührt lässt; so wird oft auf Billigkeit, auf Klugheitsregeln und Cautelen, (z. B. S. III. 171. u. a.) u. s. w. gesehen, und manches als nothwendige Voraussetzung der Natur und des Wesens dieses Instituts angesehen, was es weder den Particulargesetzen, noch der innern Nothwendigkeit nach ist. Dadurch ist denn ein, zwar in der Hauptsache richtiger, aber in Nebenumständen unerweislicher, also zum Theil willkührlicher, Begriff entstanden, der nach S. 36. also lautet: die Interimswirthschaft ist „die Ausübung des Colonatrechts, welches wegen Minderjährigkeit des Anerben einem fremden Aufkömmlinge, *gegen Verwendung einer gewissen Summe zum Nutzen des Colonats*, auf bestimmte Jahre gestattet wird." Wir wollen hier nicht auf das Unzureichende einzelner Ausdrücke sehen; allein theils hätte Hr. *R.* die wichtige nachher (z. B. S. 81. ff.) angegebne Bestimmung, dass die Interimswirthschaft eigentlich ein *Niessbrauch* sey, die uns ungemein aufklärend scheint, in die Definition selbst bringen, theils die cursiv gedruckten Worte herauslassen müssen. Sie sind weder in der Nothwendigkeit noch im Zwecke des Instituts gegründet und mehrern von ihm selbst angeführten Gesetzen nicht gemäss. Jetzt ist er genöthigt, diese ab-

abweichenden Bestimmungen als Ausnahmen anzuführen, da doch die Regel als Regel nicht bewiesen werden kann. Viel natürlicher wäre es gewesen, wenn er die Theorie ohne jene Bestimmung und ihre Folgen aufgestellt; dann aber die gedachte, freylich einigen Particulargesetzen angemessene, nähere Bestimmung als Unterart angegeben und behandelt hätte.

Endlich wäre auch eine richtigere Einsicht in das Verhältnifs des römischen und deutschen, oder besser zu sagen, des gemeinen und particularen Rechts, für die Bearbeitung von dem grössten Vortheil gewesen, besonders da ja die Interimswirthschaft selbst als eine Art des Niessbrauchs aufgeführt ist, und also auf die Anwendbarkeit der römischen und deutschen Grundsätze vom Niessbrauch soviel ankam. Schwerlich wäre auch dann (S. 7.) gesagt worden, dass die Vormünder der Bauern in *jedem* Fall der *gutsherrlichen* Bestätigung bedürften.

Hätte es dem Vf. gefallen, über alle diese Punkte mehr und entschiedner mit sich einig zu werden; so würden manche Behauptungen in seiner schätzbaren Schrift weniger willkührlich geblieben und die Art ihrer Anwendbarkeit weit deutlicher ins Licht getreten seyn; z. B. (S. 126.) dass die vernachläfsigte Einholung des gutsherrlichen Consenses *Nichtigkeit* des Vertrags über die Interimswirthschaft zur Folge habe, (S. 137.) dass der Interimswirth einen Meyerbrief lösen, (S. 139.) einen Weinkauf zahlen *müsse*, (wovon ja auch Gesetze (S. 141.) abweichen,) (S. 261.) manches über die Erstattung der Verbesserungen, (welche Materie indessen in vieler Rücksicht eine der besten Ausführungen ist,) das Verhältnifs der Leibzucht (vergl. S. 269.) und manches andre mehr.

Diese wenigen Erinnerungen sollen indessen dem obigen Urtheil über die Verdienstlichkeit der ganzen Ausführung nicht Abbruch thun; wir erwarten vielmehr nicht bloss von der vom Vf. versprochenen Schrift über die *Leibzucht*, sondern auch von seinen weitern Bemühungen in der Rechtswissenschaft, die wir von ihm hoffen, viel Gutes.

KLEINE SCHRIFTEN

Schöne Künste. *Stuttgart* u. *Tübingen*, b. Steinkopf u. Hess: *Gedichte von J. F. B.* mit einer Musikbeylage, 1794. 96 S. 8. (10 gr.) Wir können es dem Vf. dieser Gedichte verschiedenen Inhalts gar nicht verdenken, dass er seine ersten Versuche hat drucken lassen. Er wollte wissen, welche Aufnahme sie sich versprechen dürfen, und das wird er ohnstreitig von seinem Verleger erfahren. Rec. glaubt, dass es gar wohl möglich sey, dass die Gedichte ausser den Jugend-Freunden, für die sie zunächst bestimmt sind, auch manchen andern gefallen können, welche nicht streng in ihren Anfoderungen an einen Dichter sind. Aber das wundert uns, dass der Vf. mit einer beyspiellosen Selbstverleugnung versichert, dass er nach *jedem*, auch dem *derbsten* Tadel *durste*: denn wahrhaftig, der Vf. irrt, wenn er glaubt, dass ihm der Tadel zu demjenigen verhelfen werde, was seinen Gedichten eigentlich fehlt. Einzelne Redensarten z. E. „So verdorre im Keim meine *versiegende* Kraft" oder „Sich sie lachen" „Seen Krachen" oder „sein Herz *heckt* Otternbrut" u. d. gl. könnten sehr leicht verändert werden, aber das würde den Vf. immer noch nicht zum Dichter machen: so wenig als die glänzenden Phrasen: „der fürstliche Schädel modert hohl in der Krone Gold" oder „wir sind — Gott ist — in allen alles Gott!" Von dem, was eigentlich den wahren Dichter ausmacht, scheint der Vf., der gern vor dem Schimpfe bewahrt seyn möchte, mit Gezische aus den Chören der Sänger gejagt zu werden, so wenig Begriffe zu haben, wie Hr. Abeille und D....l, welche einige Lieder in Musik gesetzt haben, von dem, was den Tonkünstler ausmacht.

Amsterdam, b. Röder: *Das Fest auf dem Dorfe.* Eine komische Operette in zween Aufzügen. Von Herrn Desforges. Uebersetzt von *C. J. Albrecht.* (Die Musik ist von Hn. Gretry.) 1791. 66 S. 8. (3 gr.) Dass wir Deutsche im Lustspiele noch manchen Schritt zu thun haben, ehe wir es mit den besten ausländischen Meistern werden aufnehmen dürfen, ist eine längst erkannte Wahrheit. Eine andre ist die, dass wir in keinem Stücke verwahrloster seyn können, als in der komischen Oper und Operette. Es ist ein Jammer, auf unsern Deutschen Bühnen Stücke von der schönsten musikalischen Composition aufführen zu hören, denen der erbärmlichste Text untergelegt zu seyn pflegt. Einen neuen Beytrag zu dieser betrübten Erfahrung giebt die hier angezeigte Uebersetzung, die besonders in der Poesie keinem Hieronymus Knicker u. dergl. etwas vorzuwerfen hat. Die Armuth seiner Sprache verräth sich schon in der öftern Wiederholung gewisser Beywörter. So lässt er seinen Franz bald den *saubern Monsieur*, bald den *saubern Burschen* nennen; lässt Andrés sagen: *pack er sich mit seiner saubern Liebesplage*: ich *zerreisse den saubern Brief* u. s. w. Eine seine Geliebte ist die Denise, die von ihrem Liebhaber sagt: wie *schmerzt das meinen Grobian*. Kein Hochzeitcarmen kann so elend ausfallen, wie die Schlussarie:

> Man sagt: die Ehe-Reise
> Führt nicht zum Paradeise.
> Dass man's, ist man weise,
> Nicht drauf wagen soll.

und am Ende:

> Singt alle zusammen:
> Heil den süssen Liebesflammen!
> Stimmt Lieder zusammen
> Für Denis' und Andrés an:
> Beide haben braf gethan!

Und noch *brafer* hätte Hr. Albrecht *gethan*, wenn er beide hätte *braf thun* lassen, ohne solche Lieder auf sie zusammen zu stümpern.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. Januar 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Bayreuth, b. Lübeck; *Vollständige Pfalzsulzbachische Liturgie.* Auf höchste gnädigste Genehmigung und Verordnung ausgefertiget *von dem Sulzbachischen Ministerium.* 1797. XVI u. 334 S. gr. 4.

Was so viele würdige und einsichtsvolle Männer laut genug sagten, und, trotz aller Widersprüche oft genug wiederholten — dass eine Verbesserung nicht nur, sondern wohl gar eine totale Umwandelung unsrer Liturgie, höchstnothwendiges Zeitbedürfniss sey — das musste doch wohl endlich Eindruck machen, und diejenigen, denen es oblag, die dazu nöthigen Anstalten zu machen, aus dem Schlafe zu erwecken. Freylich hätte das schon vor vielen Jahren geschehen sollen und können, wenn man auf Zeit und Umstände hätte Acht haben, und nur bloss dasjenige beherzigen wollen, was schon *Luther* vor beynahe dreyhundert Jahren, bey Gelegenheit, da die deutsche Messe 1526 in *Wittenberg* eingeführt wurde, gleich zu Anfang der Vorrede mit folgenden Worten sagte: „Vor allen Dingen will ich gar freuntlich gebetten haben, auch *vmb Gotteswillen* alle diejenigen, „so dise vnser ordnunge im Gottesdienst sehen, oder „nachfolgen wollen; das sie ja *kein nötig gesetz drauss* „*machen*, noch yemants gewissen danat verstricken „oder fahen, sondern der Christlichen freiheit nach, „ires gefallens brauchen *wie, wo, wenn, vnd wie lan*„*ge es die sachen schicken vnd foddern.*" Hätte der biedere Mann es wohl deutlicher sagen können, dass dergleichen Vorschriften für ewige Zeiten weder gelten könnten noch sollten? Und doch blieb man Jahrhunderte steif bey den einmal eingeführten Formeln — setzte noch in den neuern Zeiten fest, dass der Geistliche gehalten sey, bey selbigen *schlechterdings* zu bleiben, und keine Sylbe anders auszusprechen, als sie in der Vorschrift lautete — schrieb *Dissertationes de obligatione stricta ministror. ecclef. ad ordinat. ecclesiast. observantiam* u. s. w. Gottlob! dass diese Zeiten vorbey sind, und dass man jetzt mit Ernst daran denkt, auch diesen so wichtigen Theil des Gottesdienstes vernünftig, das ist, also einzurichten, dass man an demselben, nicht nur ohne Anstoss, sondern auch mit Erbauung Theil nehmen könne. Rec. freuet sich daher sehr, wenn er von einer so erwünschten Veränderung, die an diesem oder jenem Orte gemacht worden ist, Nachricht erhält. Mit Vergnügen zeigt er auch eben deswegen die gegenwärtige neue Liturgie an, die zum Glücke einem würdigen Theologen, dem, zu Ende der Vorrede sich selbst nennenden Hn. *Inspector M. Joh. Steph. Tretzel in Sulzbach* zur Bearbeitung anvertrauet wurde, der schon durch die Herausgabe eines neuen Gesangbuchs sich als den Mann gezeigt hatte, dem auch dieses Geschäfte sicher übertragen werden könne. Schon aus der Vorrede und aus der darauf folgenden Einleitung erhellet zur Genüge, dass es ihm wirklich wahrer Ernst gewesen seyn müsse, dieser neuen Liturgie die möglichste Vollkommenheit für unsre Zeiten zu geben, indem er nicht nur alles was bisher von so vielen würdigen Theologen über diesen Gegenstand geschrieben, gerathen und bemerkt worden ist, ganz zu benutzen, sondern auch bey der Bearbeitung immer die besten Muster vor Augen zu behalten suchte. Muss man bey einem solchem Werke auch nach den Regeln der Klugheit verfahren, und alles zu vermeiden suchen, was dem Schwachen zum Anstoss gereichen, und wodurch das abgezweckte Gute *ganz* gehindert werden könnte: so wird es dem Vf. nicht verargt werden können, dass er die ehemaligen Agenden nicht ganz bey Seite gesetzt, und manches *mutatis mutandis* beybehalten habe, zumal da den ältern Formeln immer neuere und verbesserte beygesellt worden sind. So zeigen besonders von der unbefangenen Denkungsart des Vf. die verschiedenen Winke, die er hin und wieder seinen Amtsbrüdern giebt, besonders in Ansehung des bisher gewöhnlich gewesenen Kirchensegens und des öftern Gebrauchs des V. U., welches er zu paraphrasiren empfiehlt — so wie solches schon der vortreffliche *Luther*, in der oben bemerkten deutschen Messe theils gerathen, theils mit einem Muster erläutert hat. Denn so schreibt er: *Nach der predig soll folgen aine offentliche paraphrasis des vater vnsers* u. s. w. worauf wirklich eine solche, sehr zweckmässige und erbauliche Umschreibung folgt. Da auch die gewöhnlichen Sonn-, und Fest- und Feyertags Evangelien und Episteln aufgenommen werden mussten: so wurde auch mit diesen eine höchst zu billigende Veränderung vorgenommen, die häufigen *Und — er antwortete und sprach* u. dgl. weggelassen, und für den bessern Verstand mancher Worte, durch ganz kurze Zusätze gesorgt. Die Gebetsformeln sind grösstentheils zweckmässig und erweckend; nur wäre zu wünschen, dass der gute Rath, den der würdige Vf. seinen Amtsbrüdern giebt — solche auch mit *deutlicher, langsamer, nachdrucksvoller Stimme* zu sprechen — befolgt werden möchte. Denn dass dieses leider! nicht immer zu geschehen pflege und dass — — das darf wohl nicht erst bewiesen werden. Ein kraftvolles herzerweckendes kurzes Gebet, ist ja doch wohl immer besser, als eine noch so lange — fade Harangue. Uebrigens zerfällt

fällt diese neue Liturgie in zwey Haupttheile. Der erste hat zwo Abtheilungen. 1) Gebete. 2) Handlungen. Der zweyte hat deren drey. 1) Epistel und Evangelientexte an Sonntagen und Festen. (Gefeyert werden in den Pfalz-Sulzbachischen Landen, ausser den Sonntagen, Christi Geburtsfest mit 2 Tagen, Neujahr, Christi Offenbarung, Darstellung im Tempel, Verkündigung Mariä, Ostern mit 2 Tagen, Himmelfahrt Christi, Pfingsten mit 2 Tagen, die Gedächtnisstage Johannis des Täufers und Petri und Pauli.) 2) Collecten. 3) Intonationen. Der Druck ist schön, und macht der *Seidlischen* Officin in Sulzbach Ehre.

NATURGESCHICHTE.

WINTERTHUR, b. Ziegler: *Archives de l'Histoire des Insectes* publiées en Allemand par *Jean Caspar Fuesly*. Traduites en François. 1794. 1 Alph. 4. m. 54 illum. Kupfert.

Der Uebersetzer dieses in Deutschland sehr bekannten Werks sagt in der Vorrede, man habe es im Auslande nicht gekannt, und deshalb eine Uebersetzung gewünscht. Rec. glaubt dies, aber in einem ganz andern Sinne, als es der Uebersetzer nimmt. Denn, unpartheyisch geurtheilt ist dieses Archiv im Ganzen genommen, einige kleine Abhandlungen abgerechnet, sehr mittelmäsig. Hätten die vielen, hin und wieder guten Abbildungen bisher wenig oder gar nicht bekannter Insecten, und einige merkwürdige Beobachtungen, dem Buche nicht Interesse gegeben, und den Entomologen gezwungen, zu jener Zeit, wo seine Wissenschaft noch in der Wiege lag, sich dieses Werk anzuschaffen; so würde es vielleicht schon früher eingeschlafen seyn. Gründlichkeit, scharfsinnige Kritik und Genauigkeit, ja selbst Bestimmtheit der Beschreibungen, kurz alle Erfodernisse einer guten naturhistorischen Schrift, vermisst man hier gerade in den grössesten und wichtigsten Aufsätzen. Dieser neuen französischen Bearbeitung des Textes, liegt ein ziemlich guter Plan zum Grunde. Der ungenannte Vf. sagt: „seine Uebersetzung sey nicht genau nach dem Buchstaben gemacht. Unnöthige Wiederholungen und für unsere Zeiten überflüssige Weitschweifigkeiten habe er zu unterdrücken gesucht. Die Aufsätze folgten hier ohne Unterbrechung auf einander; bisweilen habe er Anmerkungen beygefügt, und statt der vormaligen Schriften des *Fabricius* habe er dessen neueстes Werk, die Entom. system. citirt." Er nahm also den alten Stoff, um daraus ein neues Werk zu bilden, und es hing, wie wir dafür halten, gewissermassen von ihm ab, dem neuen Texte selbst noch Interesse für deutsche Entomologen zu geben, da die Entomologie seit der Erscheinung der ersten Ausgabe dieses Archivs so mächtige Fortschritte gemacht hat. Allein um dies zu leisten, um jenen Plan gut und standhaft durchzuführen, bedurfte es eines Mannes, der tiefer in die Wissenschaft eingedrungen seyn musste als der Uebersetzer. Auch war er sicher nicht mit einer solchen Sammlung versehn, die zur glücklichen Ausführung solcher Unternehmungen nicht fehlen darf. Denn fast alle seine Anmerkungen, das behaupten wir dreist, sind Resultate des Studiums dieses Theils der Naturgeschichte aus Büchern; und selbst dann hätte noch Vieles geleistet werden können, wenn der Vf. sorgfältig die Berichtigungen und Ergänzungen aus spätern Schriften gesammelt hätte.

Die Kupfer sind dieselben, die bey der deutschen Ausgabe waren, nur fehlt bey dem vor uns liegenden Exemplare die Supplementstafel zu den Bupresten t. 28. Auch finden wir noch, dass die Illumination in diesem Exemplare nicht so sorgfältig gemacht ist, wie in der ersten Ausgabe; vorzüglich bemerkt man dies in den Tafeln, die zu *Herbst's* Mantisse gehörten.

Die kleinern Abhandlungen sind vorn hingebracht; den grossern letztern Theil nimmt der kritische Catalog des Herbstischen Kabinets ein. Zu diesem ist die Einleitung, so wie die Mantisse ganz weggefallen, die in letztrer befindlichen Käfer sind an ihrem Orte eingeschaltet. Der Uebersetzer hat alle diejenigen Insecten aus diesem Verzeichnisse weggelassen, welche nur dem blossen Namen nach aufgeführt waren. Warum aber wurden nicht wenigstens die alten Nummern unverändert beybehalten? Warum wurde die Angabe des Vaterlandes, die *Herbst* den Namen beygesetzt hatte, ausgelassen?

Jetzt ist es des Rec. Pflicht, zu diesem allgemeinen Urtheile einige Belege zu geben. Es würde theils wider die Gesetze dieser Blätter seyn, wenn wir Alles anführen wollten, was uns Unrichtiges aufgestossen ist; theils wird das Angeführte zu unserm Zwecke hinlänglich seyn.

Auf eine wirklich oft gar nicht zu entschuldigende Weise sind mit den Arten, die vermöge des Plans wegfallen mussten, auch andre übergangen, wo sich gar kein Grund annehmen liess, z. B. *Crioceris ruspes* D. Arch. n. 8., *Curc. Rhei*, *Rhamni*, *curvirostris* und *Floricola*, auch *C. Semicolon*, wahrscheinlich aus der irrigen Vermuthung, dass er, wie *Herbst* sagt, *fast nur* Abart des *Colon* sey. Er ist aber sicher eigner Art, und zwar der *C. binotatus Fabr.* und *Rossi*. Ueberhaupt verfährt der Uebers. sehr oft zu eigenmächtig. Dagegen sind wieder einige stehen geblieben, die recht gut wegbleiben konnten, z. B. die *Pyrochroa coccinea*, wahrscheinlich, damit der Vf. Gelegenheit bekam, uns die höchst wichtige Nachricht mitzutheilen, dass dieser Käfer fünf Lin. lang, sein Brustschild uneben und nicht gerandet sey; dass die Fühlhörner auf Einer Seite kammförmig sind, und endlich, dass *Geoffroy* diesem Insecte den Namen *Pyrochroa* gegeben habe, um die schöne Feuerfarbe auszudrücken. Wer erkennt nicht in diesem Zuge den erst anfangenden Entomologen? Als Beweise, dass viele zu jener Zeit schon in Schriften verbreitete Berichtigungen und Citate nicht benutzt sind, dienen: *Sphaeridium bimaculatum* (*Tritoma bipustul. F.*) *Hirtus* (*Lagria*, eigentlich *Melyris*, *atra F.*) *Curc. cylindricus* (*Bardanae F.*) *latus* (ein verwischter *Cynarae*) *Pterophorus* (*Lymexyl. flavipes*) *Cicind. Capensis* (*Catena F.*) *Scarab. Asator* (Abart des *luridus*) u. s. f. Wir hatten dieses Verzeichniss

nifs noch sehr vergrösern könnnn, wenn nicht selbst die Unzulänglichkeit des Originals dem Uebersetzer zur Entschuldigung diente; so wird nicht leicht jemand errathen, dass *Curc. articarius* der *Attelab. vernalis F.* ist. Unrichtigkeiten, die auf die Rechnung des Uebersetzers kommen, sind mehrere: *Scarab. 4. guttatus* ist der *4. maculatus Fabr.* selbst; der *Bostrich. bidentatus* ist nicht *Sinodendron muricatum F.* sondern sein B. *bidens*, *Dermestoid. unipunctatus* nicht *Lyct. nitidus*, sondern *canaliculatus F.*, *Chrysom. Bulgarensis* nicht Abart der *Vitellinae*, sondern die *Lamina F.*, *Lamia fulva* nicht Variet. d. *canaliculata*, wohl aber der *Morio F.*, Carab. Frischii ist nicht *Striola*, sondern *Nigrita F.*. *Curc. raucus* nicht *geminati var.*, denn der *globatus Herbst* ist der *geminatus*, *C. arenarius* ist der wahre *raucus F.* u. s. w. — Auch die Uebersetzung haben wir in der folgenden Stelle unrichtig gefunden: *Callid. Arietis.* Herbst verwirrt sicher die beiden sehr wohl unterschiednen Arten: *Arietis* und *Gazellae* mit einander; die Verwirrung hat sogar Einfluss auf die Abbildung gehabt. Der Uebersetzer sagt: „*La poitrine est entourée d'une bordure jaune, quelquefois entière, quelquefois brisée.*" Dies ist falsch, es muss heissen: „*Le corcelet est bordé d'une bordure jaune en haut et en bas etc.*" Dies sagt Herbst ausdrücklich, und es ist der Natur gemäss, wenn man nämlich, wie er that, beide Arten für Eine ansieht.

ERLANGEN, b. Palm: *Deutschlands Flora oder botanisches Taschenbuch. Zweyter Theil für das Jahr 1795. Cryptogamie.* Von *Georg Franz Hoffmann.* 200 S. ohne die Erklarung der 14 Tafeln, die Einleitungen und Register. 12.

Der Vf. hat mit der Ausgabe dieses zweyten, nun nicht einmal das Werk vollendenden Theiles, bekanntlich sehr lange gezögert. Dieser Verzug hat indess dem Werke eben so wenig geschadet, als der Modetitel Almanach und Taschenbuch, der Calender mit allem Zubehor, und die bestimmte Angabe eines Jahres zum Wesentlichen dieser schätzbaren Arbeit gehört. Rec. glaubt vielmehr in diesem zweyten Theile noch mehr Rundung, Vollendung in der Darstellung, und Reichthum an eignen Ideen zu bemerken, was auch bey der Bearbeitung eines dem Vf. so vertrauten Faches zu erwarten war. Nach der im vorigen Theile befolgten Art sind hier die Farrnkräuter und Moose angezeigt, die Schwämme bleiben noch ganz zurück, nebst den Tangarten, Gallerten, Conserven, und andern Fasergewächsen. Die Zahl der angeführten Specierum ist sehr beträchtlich, von Laubmoosen über 200, Flechten gegen 400, ohne die nebenbey bemerkten Varietäten. Bey einem grossen Theile findet man nicht bloss Definition und Wohnort, sondern auch Hinweisungen auf andre Schriftsteller und Kritiken, was bey einem so delikaten und schwankenden Fach sehr willkommen ist. Der Vf. hat bey den Flechten verschiedene seiner eignen frühern Stellungen der systematischen Folge hie und da verändert, und, wie es scheint derselben die möglichste Vollkommenheit nach seinen neuern Ueberzeugungen gegeben. Den Arten der in diesem Theil enthaltnen cryptogamischen Gewächse ist eine Tabelle der Gattungen vorausgeschickt, die sie sehr richtig im Allgemeinen in *Radicalia* (Mansilea, Salvinia etc.), *Peltata* (Equisetum), *Annulata* (Filices dorsigenae), *Bivalviae* (Ophioglossum, Ormunda — und, was noch abzuweichen scheint — Lycopodium), *Calyptrata* (Musci frondosi), *Ecalyptrata* (Musci hepatici), und *Scutellata* (Lichenes) eintheilt. Es war Rec. sehr angenehm, diese bereits von andern Botanisten angerathne und bewiesne Abtheilungen eingeführt, und statt steifer Befolgung des Alten, da sie vollkommen erprobt sind, angehenden Forschern nothwendig gemacht zu finden. Darstellungen dieser Art halten gerade das Mittel zwischen der oberflächlichen Behandlung, über welche selbst Linné für seine Zeit nicht hinausgehen konnte, und der oft viel zu verfeinerten Künsteley mancher Neuern, die andern Forschern unverständlich und unzugänglich bleibt. Die vierzehn Kupfertafeln sind ungemein artig, sauber und gefällig gearbeitet; Rec. wagt es kaum, um nicht unbillig zu seyn, wegen der Manier, oder des nicht sorgfältig getroffnen Ausdrucks, wie bey Sphaeria miniata, und Peziza lenticularis, eine Anmerkung zu machen. Nur sechs dieser Tafeln beziehen sich auf Laub und Lebermoose (wohin auch die 14te Tafel mit der Trentepohlia, einem sonderbaren physiologischen Phänomen gehört), die übrigen enthalten Schwämme, bey welcher Gelegenheit uns Hr. *H.* mit verschiednen Abtheilungen der Schwämme bekannt macht, unter welche er vermuthlich im folgenden Theile die Gattungen, die feinern nämlich, ordnen wird. Sie sind z. B. *Hymenocarpa* (Arcyria, Thelephora, Sclerotium, Diderma, Trichodermia); *Utriculosa* (Clavaria, Solenia, Aecidium, Peziza); *Mucoracea* (Stilbum); *Lomentacea* (Sphaeria, Stilbospora); *Byssacea* (Mucilago, Dematium). Diese Abtheilungen, so wie die abgebildeten Arten selbst, sind in der Erklärung bestimmt. Mehr haben wir bey einem Werke nicht zu sagen, bey dem die Aeusserung, dass es in den Händen aller derer seyn werde, für die sein Gegenstand Interesse hat, kein Compliment ist.

BREMEN, b. Wilmanns: *Deutschlands Flora* zum bequemen Gebrauche beym Botanisiren. — Nebst einer erklärenden Einleitung in die botanische Kunstsprache zum Besten der Anfänger. Ein Taschenbuch von *Joh. Chr. Röhling*, Pfarrer zu Braubach. Die 24. Klasse kann besonders gebunden werden. 1796. LXIV u. 540 S. ohne das Register. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. ist gesonnen eine Flora der niedern Grafschaft Katzenellenbogen abzufassen. Er bedient sich zum Einsammeln der Pflanzen mehrerer Gehülfen. Aus dem Bedürfnisse, diesen ein Werk in die Hände zu geben, dessen sie sich auf ihren Excursionen zum Leitfaden bedienen könnten, entsprang bey ihm der Gedanke, ein solches Taschenbuch für alle diejenigen zu verfassen, die der lateinischen Sprache unkundig, in unserm Vaterlande botanisiren wollten. Man findet

det hier alfo alle bis dahin bekannten in Deutfchland wildwachfenden Pflanzen nach Linné fyftematifch geordnet. Roth's Tentam. Flor. German. und Hoffmanns Tafchenbuch waren des Vfs. vorzüglichfte Führer; doch findet man hier manche Pflanzen, die beide nicht haben, z. B. *Blitum capitatum* und *virgatum*; letztres fehlt im Hoffmann; und Roth hat beide Arten nicht.

Nach der Erklärung der vielen Abkürzungen und Zeichen, deren fich Hr. *R.*, um Raum zu erfparen bedient hat, folgt die Erläuterung der im Buche angewendeten Kunftausdrücke, die freylich nicht ganz fo beftimmt ift, wie fie es in den Tafchenbüchern für folche Lefer feyn follte. So wird *walzenförmig* durch: ftielartig, länglichrund; *halbwalzenförmig* auf der Einen Seite hohl oder flach, auf der andern gewölbt erhaben — erklart. Die Hauptbegriffe: *Stamm, Wurzel, Blüthe* u. a. find nicht erklart.

Die Gattungen find in einer tabellarifchen Ueberficht kurz definirt. Wir heben folgendes Beyfpiel aus, wie der Vf. die Arten aufzählt: S. 67. 6. *Liguftrum. Hartriegel.* Ein *Strauch:* das Laub einfach gegenüber, die Bl. in Trauben B. lanzenformig fpitz. Rifpe 1. einfach, 3. gablig. *L. vulgare. Hartriegel* — Zäune; Wälder — Jun. ♄. Wenn es um Kürze zu thun war, warum wurden die Artikel in den angegebnen Kennzeichen des Habitus der Pflanzen einer Gattung nicht ausgelaffen?

KLEINE SCHRIFTEN.

Literärgeschichte. *Augsburg*, b. Späth: *Johann von Dalberg*, Bifchof von Worms, vom Geheimenrath *Zapf.* Ohne Vorber. 266 S. mit des Hn. Coadjutors von Dalberg Bildnifs. 1796. 8. — Schon im Jahre 1789 gab der Vf. einen Verfuch über das Leben und die Verdienfte *Johann von Dalbergs*, ehemaligen Bifchofs von Worms heraus — und fchon damals lieferte er in demfelben viele, bisher verfteckt gebliebene Nachrichten von diefem merkwürdigen Manne, die jedem Literator nicht anders als willkommen feyn mufsten. Und nun befchenkt er uns in diefem neuen Werke mit einer gänzlichen Umarbeitung jenes Verfuchs, zum Beweis, dafs er feinen Gegenftand bisher nicht aus den Augen verloren — aber auch die ihm von verfchiedenen würdigen Männern, deren er in dem Vorbericht mehrere namhaft gemacht, mitgetheilten Notizen, wohl zu benutzen gewufst habe. Die Gefchichte fowohl der Familie diefes Bifchofs, als feine eigene trägt er in 31 Paragraphen vor, worauf die Anmerkungen und Beiege zu derfelben, nach den in dem Texte bemerkten Numern und nach den Seitenzahlen folgen — welche Abfonderung der Anmerkungen von dem Texte vielleicht nicht jeder Lefer für bequem halten möchte. — Die Hauptdata der Gefchichte diefes Bifchofs find folgende. Geboren wurde er im J. 1445. Sein Vater war *Wolfgang*, aus dem Gefchlechte der *Kämmerer von Worms*, nachher von *Dalberg* genannt — das bis auf unfere Zeiten dem Staate und der Kirche die vortrefflichften Männer gegeben hat. Das Zeitalter in welchem er geboren wurde, war bekanntermafsen dasjenige, dem die ganze Menfchheit — die Wiederauflebung der fchönen Wiffenfchaften — das gröfste Glück, das derfelben zu Theil werden konnte, zu danken hatte; und eben diefes hatte den glücklichften Einflufs auf *Dalbergs* Bildung. Seine Jugendlehrer find zwar unbekannt, doch müffen es treffliche Männer gewefen feyn. Im J. 1476 ging er nach Italien, wo er fich *Ferrara* zu feinem Aufenthalt wählte. Wahrfcheinlicherweife hatte er fchon vorher eine hohe Schule in Deutfchland befucht — und vielleicht *Heidelberg*, ungeachtet weder diefes, noch ob er fchon damals, da er nach Italien ging, Domherr gewefen fey, mit Gewifsheit gefagt werden kann. In Italien, wo er den berühmten *Rudolph Agricola* kennen lernte, und mit demfelben, fo wie mit *Dietrichen von Pleningen* die vertrautefte Freundfchaft errichtete, wurde er, nach damaliger Sitte, mit grofser Feyerlichkeit — *Doctor der Rechte.* In Italien lernte er auch den berühmten Nürnberger *Sixt Tucher* kennen. Dafs er im J. 1478 der Ingolftadter Univerfitätsmatrikel einverleibt worden fey, ift ganz richtig, nur folgt daraus nicht, dafs er dafelbft im gewöhnlichen Verftande ftudiert habe. Er war damals fchon 33 Jahre alt. Vielleicht gefchah es nur *honoris gratia*, dafs er feinen Namen gedachter Matrikel einverleibte. Wirklich fteht er auch dafelbft unter den Nobilibus, fo wie die Verfaffer der Ingolftadter Annalen das Andenken diefes würdigen Mannes durch eine kurze Biographie deffelben zu verewigen gefucht haben. Da Kurfürft *Philipp* von der Pfalz, jener grofse Beförderer der Wiffenfchaften fchon zu Ende des J. 1476 zur Regierung gekommen war, fo liefs es derfelbe gewifs nicht lange anftehen, *Dalbergen* an feinen Hof zu ziehen, um unter feiner Leitung, befonders *Heidelberg* empor zu heben. *Dalberg*, den der Kurfürft zu feinem Geheimenrath und Kanzler gemacht hat, that auch wirklich in der Folge alles, was der Kurfürft von einem eben fo thatigen als gelehrten Mann erwartet hatte. Auch in der Folge, da ihm im J. 1482 die bifchöfliche Würde zu Worms zu Theil geworden war, bediente fich der Kurfürft feines Raths. Im J. 1485 fchickte ihn derfelbe nach *Rom*, um *Innocenz* VIII feine Glückwünfche zu bringen. Seine, bey diefer Gelegenheit gehaltene Rede erfchien auch, wermuthlich um die namliche Zeit, zu Rom im Drucke. Bey Anlegung der nachmals fo berühmt gewordenen *Heidelbergifchen Bibliothek* waren es vorzüglich *Dalberg* und *Rudolph Agricola*, die den Kurfürften mit Rath und That unterftützten. Seine Bekanntfchaft mit den berühmteften Männern damaliger Zeit, einem *Tritheim, Wimpheling, Reuchlin, Celtes,* dem Stifter der Rheinifchen Gefellfchaft, wozu auch *Dalberg* das feinige beytrug, fetzte ihn in den Stand, auch in diefer Rückficht, alles zu leiften, was dazu erfoderlich war. Im J. 1499 fah er fich wegen der in *Worms* entftandenen Unruhen genöthigt, fich mit feiner Klerifey von *Worms* zu entfernen, und fich nach *Ladenburg* zu begeben, wohin er auch feine eigene zahlreiche Bibliothek bringen liefs. Von dem Schickfal diefer Bibliothek wagt der Vf. S. 131. eine Vermuthung, die aber aus einem Brief *Wolfgangs von Affenftein* an den *Erafmus*, den man in der *Burfcherifchen* Sammlung Spicil. XVIII. S. VI. findet, berichtigt werden mufs. Diefer treffliche Mann ftarb endlich im J. 1503 den 23. Julius. Rec. zweifelt übrigens nicht, dafs noch manches zur Ergänzung der Gefchichte diefes gelehrten Bifchofs könnte entdeckt werden, wenn Leute, die wirklich an den Quellen fitzen, folche zu benutzen nicht zu träge wären.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. Januar 1797.

GESCHICHTE.

1) Ohne Druckort: *Betrachtungen über den Feldzug, welchen die alliirten Armeen im Jahre 1794 in den Niederlanden führen werden.* Geschrieben im Monat März des Jahrs 1794. von einem...... Officiere, der in der Schlacht bey Fleurus durch eine Kanonenkugel sein Leben verlor. Mit zwey Kupfertafeln. Gedruckt im Monat May. 1795. 160 S. 8.

2) Ohne Druckort: *Betrachtungen über die Feldzüge Oesterreichs und Preussens gegen Frankreich,* in den Jahren 1792, 1798 und 1794, und über die wahrscheinlichen Resultate, welche der Feldzug im J. 1795 verspricht oder befürchten läfst. Geschrieben im Monat December 1794. Gedruckt im Monat Julius. 1795. 156 S. 8.

Der Vf. von Nr. 1), welcher, nach der Angabe auf dem Titel, in der Schlacht bey Fleurus geblieben ist, hat nachher Nr. 2), und dann die *freymüthigen Beurtheilungen der österreichischen und französischen Armeen in dem 4ten Feldzuge* u. a. auf diesen Krieg sich beziehende Schriften drucken lassen. — Uebrigens sieht man auch gleich, sowohl in Nr. 1) als in Nr. 2), dafs sie unter einer angeblichen Vorherkündigung Räsonnements über geschehene Dinge enthalten, welches denn freylich keine grosse Schwierigkeit hat. In Nr. 1) giebt der Vf. zuerst eine Liste von der Stärke der Armeen, welche 1794 in den Niederlanden agirt haben. Die ganze Stärke setzt er zu 194,214 Streiter an. Diese Anzahl mag in den Listen, welche dem Vf. zu Gesichte gekommen sind, aufgeführt seyn; wirklich ist sie aber nicht da gewesen, und Rec. glaubt behaupten zu können, dafs an ihr sehr viel gefehlt habe. Zur Behauptung der Grenze zwischen dem Meer und der Scarpe will der Vf. bey Dixmuide, Menin, Linselle und Cysoing kleine Corps campiren lassen, und Nieuport, Ypern, Menin und Fort Knocke besetzen. Bey dieser Defensive konnte der Feind immer mit seiner ganzen Macht, welche er zwischen Douai und dem Meer hatte, auf eines der 4 Corps fallen, und es schlagen, oder sogar einschliessen, ehe die andern es zu unterstützen im Stande waren, wenn er zumal gegen dieselben zugleich Demonstrationen machte.

Diese Stellungen weichen übrigens wenig von denen, welche die alliirten Corps im Herbst 1793 und im Anfange von 1794 wirklich hatten, ab; nur stand kein Corps bey Linselle, welches auch in der angenommenen Lage ganz und gar unzweckmäsig seyn würde. Es stände vor dem Corps bey Menin, und wäre durch die Lis von ihm abgesondert; hatte weder auf den Flügeln, noch vor sich, einige besondere Vortheile des Terrains, und könnte alle Morgen aus dem verschanzten Lager vor Lille angegriffen, und wenn es nicht gleich sich zurückzöge, gefangen genommen werden. Auch die Stellung zwischen Menin und Gheluwe, den Ghelwe-Bach vor der Fronte, wie der Vf. sie vorschlägt, ist sehr schlecht. Der angreifende Feind kömmt von Comines und Gheluvelt in die rechte Flanke. Die Erfahrung hat dies am 13ten Sept. und 21sten Oct. 1793 gezeigt. Man hatte daher auch zuletzt eine Reihe Redouten von Bousbeck über Gheluwe aufgeworfen; aber auch selbst diese gaben keine den Umständen vollkommen angemessene Stellung. Uns scheint, dafs der Vf. die Beschreibung des Terrains nur aus ältern Memoires kennt, und dasselbe nicht selbst gesehen hat. — Die Stellung bey Mont-Cassel, auf die der Vf. so viel Vertrauen setzt, erfodert eine grosse Anzahl von Truppen, welche noch selbst die vom Vf. angenommene Stärke der holländischen und englischen Armee übersteigt; da aber diese schon gewiss zweymal so stark, als die wirklich vorhandene war: so ist leicht zu erachten, wie unausführbar dieser Vorschlag in dem Feldzuge von 1794 war. Ueberall scheint dieser Entwurf aus den Zeiten genommen zu seyn, als noch die niederländischen Festungen Braband und Flandern deckten. In der jetzigen Lage würde es sehr gefährlich seyn, hier einen grossen Theil der Macht zu verwenden, und dadurch seine Mitte und seinen linken Flügel zu schwächen, auf den doch alles ankommt. Statt mit dem rechten Flügel vorzugehen, möchte Rec. ihn 1794 refusirt haben, um mehr die Macht zu concentriren, und die Vertheidigungslinie, für die man ohnehin zu schwach war, zu verkürzen. Was der Vf. in der Folge von der Gefahr der Operation auf Landrecies sagt, läfst sich mit mehrerm Grund noch auf die Vorrückung bis Mont-Cassel anwenden. Von Landrecies konnten die kaiserl. Armeen doch noch eher wieder in einer Centralstellung gegen Brüssel sich vereinigen. Wenigere Gefahr war mit der Belagerung von Maubeuge, welche der Vf. vorschlägt, verbunden, zumal wenn Charleroy und Namur sich 14 Tage halten konnten, welches aber leider nicht der Fall war. Nach der Eroberung von Maubeuge will der Vf. zu der von Lille schreiten. Da in diesen Gegenden viele Kriege geführt, und viele Entwürfe darüber gedruckt sind: so ist es freylich leicht, auch dergleichen von neuem zu machen; die Hauptsache kömmt nur darauf an, ob sie den dermaligen

ligen Umständen angemessen sind. Dies ist hier aber nicht der Fall; denn 1) hat der Vf. die Verbundenen, wie erwähnt, viel stärker angenommen, als sie waren; 2) hat er Oerter, z. B. Menin, versorgt, und als feste vorausgesetzt, welche es nicht waren, und 3) hat er die grosse Uebermacht der Franzosen nicht in Anschlag gebracht.

In Nr. 2) zeigt der Vf., wie man in dem Feldzuge von 1792 hätte operiren müssen, wenn der Kaiser die versprochene Anzahl von Truppen marschieren liess. Sehr richtig ist die Bemerkung des Vf., dass der Feldzug von 1793 am Rhein und der Mosel weit glänzender hätte seyn können, wenn nicht die Politik es verhinderte; dass die Besitznehmung der niederländischen Festungen im Namen des Kaisers; das Manifest des Prinzen von Sachsen Coburg am 9ten April, welches sein erstes vom 5ten wiederrief u. a. politische Fehler, die vornehmsten Ursachen der Unglücksfälle in diesem Kriege sind. Rec. übergeht, was der Vf. über den Feldzug von 1794 und 95 hier noch sagt, indem er sich über beide in einem andern später geschriebenen Werke noch weitläuftiger auslässt. Nicht ohne Interesse und ohne Belehrung wird man die hier angezeigten Schriften lesen. Vielleicht kann man aber dem Vf. im Allgemeinen den Vorwurf machen: dass er zu rasch bey seinen Schriften zu Werke gegangen ist, dass er nämlich nicht genug untersucht hat, ob seine Ideen in den Fällen, die er vor sich hatte, Anwendung fanden; dass er für das Defensivsystem, wo man die Armee in kleine Corps theilt, und eine befestigte Postirung ziehet, zu sehr eingenommen ist, und dagegen die Vortheile aus der Acht lässt, welche bey vereinigter Macht die höhere Taktik an die Hand giebt.

Wir schliessen übrigens mit der sehr richtigen Bemerkung des Vf., dass die Geschichte dieser drey Feldzüge ein Gewebe von Unbegreiflichkeiten, von Räthseln, die ein zweyter Oedip auflösen mag, sey.

Unter dem Druckort Germanien (Berlin, b. Unger): *Freymüthige Beurtheilung der österreichischen und französischen Armee in dem 4ten Feldzuge 1795 des österreichisch-französischen Krieges.* 1796. 94 S. 8.

In dieser Schrift findet man *viel* Freymüthigkeit, wenn von den Kaiserlichen, und *viel* Zurückhaltung, wenn von den Preussen und Franzosen die Rede ist. — Der Vf. glaubt ohne Zweifel nicht in einer Lage zu seyn, welche ihm erlaubt, so freymüthig über die letztern, als über die erstern sein Urtheil öffentlich fällen zu dürfen. Dies ist um so wahrscheinlicher, da in einem andern ihm zugeschriebenen Werke die Franzosen aus einem ganz andern Gesichtspunkte dargestellt wurden, als in den Schriften, *welche später* geschrieben sind. Es ist unmöglich, dass das wahre Urtheil eines in mancher Rücksicht sehr einsichtsvollen und helldenkenden Mannes bloss von den äussern Umständen, oder der Stimmung des grössern Haufens abhängen sollte. Und wir sehen daher diese Schriften, oder doch insbesondere diejenigen, welche wir hier anzeigen, als eine Broschüre an, die in einer *gewissen Hinsicht* geschrieben ist, und die daher nicht unpartheyisch die Operationen und die übrige Lage der Dinge beurtheilen und darstellen *kann.*

Der Hauptinhalt dieser Schrift besteht in einer Erzählung der Lage, in der sich die kaiserlichen Armeen am Rhein im J. 1795 befunden haben, der Operationen, welche sie verrichtet, und insbesondere in Betrachtungen über die Defensive und Offensive, welche sie wählen konnten.

Das Resultat dieser Betrachtungen ist: dass die kaiserliche Armee ganz unzweckmässige Maassregeln zur Vertheidigung des Rheins ergriffen habe, und dass sie bis an die Ober-Donau würde zurückgeworfen seyn, wenn nicht „die preussische Demarcations-„linie, und jene gleich den vulkanischen Ausbrüchen „lange zuvor drohende Verschwörung in Paris, dies-„mal Deutschland, die österreichische Monarchie, und „den Ruhm ihrer Feldherrn gerettet hätten." (Eigene Worte des Vf. S. 66.)

Gegründet ist es ohne Zweifel, dass die kaiserl. Defensive sich nicht mit dem anerkannten Grundsatze der höhern Taktik vereinigen liess; dass man überall kleinliche Maassregeln, und nicht einen aufs Ganze berechneten wohl überdachten Plan wahrnahm, und dass nur erst in der Noth, erst, als Mannheim verloren war, und die Franzosen an den Ufern des Mayns sich befanden, eine den Umständen gemässe Operation ergriffen wurde.

Dabey muss man aber auch gestehen, dass *politische* Rücksichten die kaiserlichen Generale wahrscheinlich zwangen, sich auf eine so ausgedehnte Defensive einzulassen, und sich der Gefahr auszusetzen, durch den Verlust von Mannheim den ganzen Rhein zu verlieren.

Die Meynung des Vf., dass die Kaiserlichen in der dermaligen Lage der Dinge immer vom Rhein würden verdrängt werden, wenn die Franzosen auf beiden Flügeln angriffen, und also an dem Ober- und Niederrhein zugleich übergingen, scheint zwar durch den Feldzug von 1796 einen grössern Grad von Wahrscheinlichkeit erhalten zu haben; es bleibt aber immer demungeachtet die gewagteste Unternehmung, und es muss am Ende beiden Armeen, wenn die kaiserl. Armeen vom Ober- und Niederrhein sich vereinigen, das widerfahren, was Moreau und Jourdan im August, Sept. u. Oct. 1796 widerfahren ist, nämlich dies: dass die kaiserl. ganze Macht sich wechselsweise gegen einen wendet, und sie so nach einander immer bey einer entschiedenen Uebermacht schlägt oder zurückdrängt. Dass dies Manoeuvre nicht am Rhein gemacht wurde, als die Franzosen über denselben gegangen waren; dass es damals zwischen der Armee des Erzherzogs und der Moreauschen Armee nicht zu einer Hauptschlacht kam; dass es dem franz. General gelang, die deutschen Armeen weg zu manoeuvriren, und sie immer theilweise mit einer grossen Uebermacht zu schlagen, ist unbegreiflich, wenn man bedenkt, dass die kaiserl. Generale die Gegend

genau

genau kannten, und auf jeden Umstand gefasst seyn konnten.

Die Erfahrung des Feldzugs von 1796 beweist daher, wie es uns scheint, nichts für den Plan des Vf.; denn die Franzosen sind bey Ausführung desselben nicht glücklich gewesen, ungeachtet sie die grossen, nicht von dem Vf. vorauszusehenden, Vortheile hatten, dass eine französische Armee auf den Grenzen von Tyrol sich befand, und dass die kaiserl. Armeen am Rhein durch die Unglücksfälle in Italien und den Abfall von Sardinien so sehr geschwächt wurden.

Rec. schätzt die Einsichten, welche der Vf. von dem systematischen Gange der Operationen, und von der Leitung der Märsche, in dieser Schrift an den Tag legt; er glaubt aber auch, dass er daraus mit zu vieler Wahrscheinlichkeit auf den Ausgang der Sachen schliesst. Am Ende kommt es doch auf eine Schlacht an, wo gewöhnlich die Tapferkeit, die Organisation, die Disciplin, die Uebung, die Disposition, und dann der Zufall entscheidet. Die Wahrscheinlichkeit des glücklichen Ausgangs steht daher nicht mit der Wahrscheinlichkeit dieser oder jener vortheilhaften Bewegung in einem Verhältnisse. Ueberdem wird ein nicht vorausgesetzter Umstand, eine falsche Nachricht, ein Fehler eines oder andern Generals, auch oft selbst den *Faden der* projectirten Bewegungen, zerreissen.

So wichtig die Demarcationslinie für Norddeutschland war: so wenig begünstigte sie die Operationen der kaiserlichen Armee, wie ein Blick auf die Landkarte zeigt; vielmehr gab sie den Franzosen Mittel zu einer vortheilhaften Offensive in die Hände. — Ueberdem wurde diese Linie ja auch von den Franzosen bey dem Eichelkampe, wie die Kaiserlichen behaupten, zuerst verletzt.

Die Behauptung des Vf., dass die kaiserliche Monarchie 1795 ihre Erhaltung der preussischen Demarcationslinie und den Unruhen in Frankreich zu verdanken hatte, ist nicht mit seinen übrigen Einsichten zu vereinigen — und durch den Feldzug von 1796 schon widerlegt.

Ueberall hat diese Schrift die Spur einer Art von Eilfertigkeit, — wie man z. B. gleich beym Anfange des Buchs in der Berechnung der kaiserlichen Armee bemerkt. Der Vf. giebt ein Verzeichniss von 80 kaiserl. Mousquetier- und 18 Grenadier-Bataillons, und rechnet die Stärke eines jeden zu 1600 Feuergewehre, und die Stärke aller zu 128,000. Dies ist ein Product von 80 in 1600. Hier sind also die 18 Gren. Bat. vergessen. Da aber ein kaiserliches Bataillon nur 800 Feuergewehre ins Gefecht bringt: so wird bey jener berichtigten Berechnung eine doppelte Anzahl der wirklich vorhandenen Feuergewehre herauskommen, und man hat daher statt der vom Vf. angeführten 128,000 Mann Linien-Infanterie nur wirklich 78,400; das ist ein Fehler von 47,600, wo das Ganze nur 78,400 ausmacht. Da er nun in der Folge seines Buchs auf die Stärke von 128,000 alle seine Anordnungen gründet, und bey dem Tadel der kaiserlichen Anordnungen also eine grössere Stärke der Armee voraussetzt: so ist dieser Rechnungsfehler kein kleiner Umstand.

Paris u. London, b. Baylis: *Histoire chronologique, des Opérations de l'Armée du Nord, et de celle de Sambre et Meuse.* Depuis le Mois de Germinal de l'An II. (Fin de Mars 1794) jusqu'au même Mois de l'An III. 1795. Tirée des Livres d'Ordre de ces deux Armées. Par le Citoyen *David,* Temoin de la plupart de leur Exploits. 1796. 260 S. 8.

Der Vf. dieser Feldzüge, der Bürger David, hat sich, um sich den Grausamkeiten Robespieres zu entziehen, bey der Nordarmee im J. 1794 aufgehalten, und die Operationen derselben beschrieben; von denen der Sambre- und Maasarmee kommt in seinem Werke nur wenig vor. Nach der Aeusserung des Titels, dass dies Werk aus den Ordern dieser beiden Armeen gezogen wäre, sollte man in demselben eine kurze Beschreibung der Vorfälle, eine Anzeige der verschiedenen Colonnen oder Corps bey einer Schlacht, oder doch eine Bezeichnung der Stellung, eine Angabe des Verlusts u. s. w. erwarten. Aber von allen dem findet man hier nichts; selbst Hauptschlachten sind ganz vergessen, und geringfügige Vorfälle dagegen als wichtig vorgestellt; — nirgends findet man Genauigkeit und Detail. Das 3te Kapitel, welches die Eröffnung des Feldzuges, die Wegnahme von Courtray, die Schlacht bey Mouscron, die Wegnahme von Menin und Landrecis, und also eine sehr wichtige Periode dieses Kriegs enthält, ist z. B. auf drey Octavblätter gebracht. Die Hauptschlacht in dieser Zeit, als: die Schlacht bey Cateau, den 17ten April, worinn die Franzosen 4000 Mann und 30 Kanonen, die Gefechte bey Landrecis den 21 u. 24sten April, worinn die Franzosen 10 Kanonen, und die Schlacht bey Landrecis am 26sten April, worinn die Franzosen 5000 Mann und 50 Kanonen verloren, sind ganz vergessen. — Die Wegnahme von Courtray ist dagegen als ein wichtiger Gegenstand vorgestellt, da doch aus diesem Orte, welcher nur wenig verschanzt war, die Besatzung, die in einigen 100 Reconvalescirten bestand, sich gleich herauszog, als sie die französischen Colonnen ankommen sah. Von der Schlacht bey Mouscron, wo 30,000 Franzosen 12,000 Alliirte in der schlechtesten, von allen Seiten und selbst im Rücken angreifbaren Position, angriffen, heisst es: „Der Angriff hatte grosse Schwierigkeiten; man konnte nur durch 5 sehr schmale Defileen sich der Armee „des Generals von Clairfait nähern, welche alle im „Cartatschenschuss der feindlichen Batterieen waren; „und nur durch Kühnheit und selbst durch Verwegenheit konnte dieser Angriff ausgeführt werden. Allein der Franzose siehet in der Schlacht nur den Sieg, „und niemals die Gefahr.“ Der Vf. lässt nicht allein oft die wichtigsten Vorfälle weg, und stellt geringfügigere sehr unrichtig dar, sondern er übergeht auch in der Beschreibung der Vorfälle nicht selten dasjenige, was die Hauptsache ausmachen sollte. So sagt er z. B. von der Affaire vom 10ten May, dass die Alliirten

ten von Coeghem u. f. w. vertrieben wären; erwähnt aber nicht, dafs die Franzofen beym weitern Vorrücken in der Gegend von Baifieux gänzlich gefchlagen wurden, 800 Mann an Todten und Bleffirten und 13 Kanonen, nebst 400 Gefangenen verloren.

Bey der Befchreibung anderer Vorfälle entftellt er den Vorgang zum Vortheil feiner Nation durch falfche Vorausfetzungen. So befchreibt er z. B. die Belagerung von Nimwegen als eine äufserft grofse, befchwerliche und kühne Unternehmung, da doch der Ort, weil es ihm gänzlich an Lebensmitteln und Munition fehlte, nicht zu vertheidigen war, wenn die Schiffbrücke, die am Ende in Grund gefchoffen wurde, nicht erhalten werden konnte.

Man fieht fchon aus diefem, dafs der Vf. noch ganz Franzofe im revolutionären Gefchmack ist, dafs feine Erzählung zum Theil Grofssprahlereyen find, und dafs fein Werk mehr gefchrieben ist, dem Stolz feiner Nation zu fchmeicheln, als zu der Gefchichte einen richtigen Beytrag zu liefern. Für den, welcher durch die genauen Kenntniffe der Vorfälle bey den alliirten Armeen, das Falfche von dem Wahren abzufondern weifs, ist es in einigen Kapiteln nicht ganz ohne Intereffe. Es hat überdem noch einen andern Werth, es enthält einige Nachrichten von den Verhältniffen der franzöfifchen Armeen mit dem Gouvernement, und giebt eine Schilderung von der Lage der Niederländer und Holländer. Dagegen find die militärifchen und politifchen Betrachtungen fehr unerheblich; Rec. bemerkt fehr ungern, dafs fie noch in Robespierfchem Geifte gefchrieben find, in einem Ton, den fich die beffern franzöfifchen Schriftfteller nicht erlauben.

Den Befchlufs des Werks machen einige Betrachtungen über den unglaublichen Fortgang der franzöfifchen Waffen; der Vf. fchreibt ihn natürlicher Weife der Tapferkeit feiner Nation zu, da doch bekanntlich feit der Zeit, da die Alliirten von den franzöfifchen Grenzen fich entfernten, kein Treffen von einiger Bedeutung geliefert worden ist. — Die Nachwelt wird niemals die bewunderungswürdigen Ausrichtungen der Franzofen in diefem Feldzuge glauben, fagt der Vf. ganz Recht; blofs nach ihrer Aufsenfeite betrachtet; fie wird aber erfahren, dafs die Feftungen fich ihnen ergaben, ohne Widerftand zu leiften; dafs die Armeen ganze Länder durchzogen, ohne fich ihnen anders als mit Vorposten und Avantgarden zu widerfetzen; — fie wird aber hoffentlich auch die Auffchlüffe über diefes auffallende Benehmen der Verbundenen erhalten, und dann allerdings die militarifchen Operationen der Franzofen weniger bewundernswerth, und gar nicht unbegreiflich finden.

Sehr matt find die in dem Anhange angeführten Anekdoten; dagegen intereffiren aber einige Nachrichten von den jetzigen franzöfifchen Generalen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Gräff: *Leichtfinn und Gröfse*, ein Familiengemälde in fünf Aufzügen, von *Carl Steinberg*, Mitdirector der Schaufpielergefellfchaft der Gefchwifter Schuch. 1795. 164 S. 8. (10 gr.) Der Vf. hat fich diefes dramatifche Gemälde fehr leicht gemacht; der Plan bedeutet wenig, (ein entehrtes Mädchen verlangt eine Unterftützung, und fchlägt es grofsmüthig aus, als die Mutter des Verführers auf die Heirath dringt; der Sohn, durch der Mutter Vorftellungen gerührt, will fie ehlichen, nun widerfetzt fich fein Onkel, weil er fie für arm und bürgerlich hält; endlich findet es fich, dafs fie die Tochter eines Officiers und von Adel ist.) und die Ausführung ist äufserft flüchtig. Der Verführer ist ein junger Officier, im Dienft pünktlich, aber aufserdem auf alle Art ausfchweifend; fo wie fein Leichtfinn feine Vergehungen entfchuldigen foll, fo thut es auch wenig Wirkung, wenn er auf einige Zeit einen beffern Weg betritt, indem dies fo wenig aus Grundfätzen gefchieht, als jenes, er ist zum Guten, fo wie zum Böfen, gleich fchnell zu bereden. Die Mutter ist ein Ideal von Geiftesgröfse, gefetzt, auf alle Fälle gefafst, zu allem Rath wiffend, über alles kaltblütig räfonnirend, kurz, eine weibliche Rolle, wie die männliche in *Diderot's* Hausvater, und in *Sedainens* Philofoph, nur, dafs der Vf. die nachdrückliche und zierliche Sprache diefer beiden Dichter nicht hat. Die Sentimens über Erziehung, Adel u. f. w., die in diefer Rolle vorkommen, find an fich recht gut, aber matt gefagt. Eine fo kaltblütige Mutter follte fich nicht fo fehr vergeffen, und wie S. 90 ausrufen: „Ha, hätt' ich jetzt einen Dolch, ich „stiefs' ihn dir ins Herz!" wie alle folche edelmüthige Perfonen in den Schaufpielen, fo ist auch diefe fo reich, dafs fie aus dem Stegreif S. 122. 150taufend Thaler verfchenken kann. Nun wimmelt es noch im Stück von zehn bis zwölf andern Perfonen, wovon manche, z. B. der Bettler S. 70., fehr müfsig find; Kinder find auch nicht vergeffen, woranter dann ein Bube Soldatchen fpielt. Der Rittmeifter *Berg* würde weit mehr intereffiren, wenn er in den erften Aufzügen weniger fcherzte. Manche komifche Rollen find zu übertrieben, wie der alte verliebte Podagrift, oder zu epifodifch, wie die Frau von Saldern mit ihrer fteifen Etikette. Die Kinderpoffen S. 68. mit dem Rutfchen auf den Knieen, und den Ohrfeigen, fo wie Wilhelminens Scherze, find gar zu niedrig. Wenn das Fräulein im *poetifchen Dorfjunker* den Degen zieht, fo fpielt fie allmählich erft die Blödfinnige, und dann die Verrückte, aber hier kommt Ohnmacht und Raferey fo plötzlich, dafs der, der dadurch gefchreckt werden foll, fehr einfältig feyn mufs, wenn er den Betrug nicht merkt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 19. Januar 1797.

PHILOSOPHIE.

Breslau, b. Korn: *Versuche über verschiedne Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben*, von *Christian Garve. Erster Theil.* 1792. 536 S. *Zweyter Theil.* 1796. 510 S. 8. (3 Rthlr.)

So wenig man bey den körperlichen Leiden, die seit geraumer Zeit den würdigen Vf. drücken, auf neue Früchte seines Geistes hoffen durfte, so giebt doch diese Sammlung vermischter Auffätze einen höchst angenehmen Beweis, dass es ihm dennoch gelungen sey, seine allgemein anerkannten Verdienste um die Philosophie des Lebens durch neue glückliche Bemühungen zu vermehren. Sie sind nicht nur den trefflichsten seiner vorhergehenden Schriften an die *Seite zu setzen*, sondern übertreffen zum Theil sie *noch* an Neuheit der Darstellung, und an der zwar simpeln, aber in ihrer Art untadelichen und classischen Eleganz des philosophischen Stils.

In der Vorrede zum ersten Bande giebt Hr. G. eine sehr anziehende Beschreibung des Weges, auf dem er zu Betrachtungen über gesellschaftliche Gegenstände, wie er sie hier vorlegt, und zu dem Interesse daran gelangte. Der Wunsch in Gesellschaft zu gefallen war immer bey ihm stärker als die Begierde nach literarischen Ruhm. Dieser war ihm nur wünschenswerth, in sofern er glaubte, dass er ihm den Weg zu jenen Vortheilen bahnen würde. Er wollte sie durch sich selbst, nicht blofs durch seine Bücher geschätzt sehn; er wünschte von keiner Classe der Gesellschaft ausgeschlossen zu seyn. Nicht blofs Eitelkeit, sondern auch Wifsbegierde und das Verlangen, vollkommner zu werden, lag dabey zum Grunde. Gerade dieser lebhaftesten Begierde wurden unzählige Hindernisse entgegengesetzt. „Weder meine Talente, sagt er, noch meine äufsern Annehmlichkeiten reichten zu, den Stolz der höhern oder den Kaltsinn der fröhlichern Kreise gegen einen Unbekannten und Ernsthaften zu überwinden, den weder Familienverbindungen, noch Interesse ihnen wichtig machten. Zufälle begünstigten mich selten, und meine eignen Mängel hinderten mich von denen, welche sich zuweilen darboten, Gebrauch zu machen. Endlich trieben Kränklichkeit und Gebrechen des Körpers mich noch mehr in diejenige Einsamkeit zurück, die ich so gerne mit dem Geräusche der Welt vertauscht hätte.“ Indefs aus dieser zum Theil unbefriedigt geblieben Begierde, die Welt zu kennen und zu geniefsen, entstand ihm der Vortheil, sie mit einem geschärftern Blicke zu beobachten; und die Resultate dieser Beobachtungen sind es, die Hr. G. nun dem Publicum mittheilt, und für die er auf den lebhaftesten Dank aller für Untersuchungen, die zur Lebensweisheit führen, empfänglichen Leser, die gerechtesten Ansprüche hat.

Den Anfang des ersten Bandes macht eine Abhandlung *über die Geduld.* — Geduld ist eine *schwere*, aber auch eine *gemeinnützige* Tugend. Sie wird schwer, *erstlich* weil der Schmerz die stärkste unter den menschlichen Empfindungen ist; man mag darunter Leiden des Körpers oder der Seele verstehn. Allemal steht er mit den wesentlichen Kräften und Trieben des Menschen im Widerspruche. Andere Tugenden erleichtern ihren Kampf, indem sie gewisse Täuschungen zerstreuen, von denen die Heftigkeit der Leidenschaft herrührt. Die Geduld hat mit der natürlichsten und immerwährenden Begierde zu streiten, mit der Begierde nach Daseyn, Fortdauer und Vollständigkeit seines Wesens, und dem ruhigen Genusse seiner selbst. Die Geduld wird *zweytens* schwer, weil sie keine *gesellige* Tugend ist, nicht *unter* Menschen und *gegen* andre Menschen ausgeübt wird. Zeugen seiner Handlungen zu haben vermehrt die Kraft der Anstrengung: der Duldende aber leidet meistens einsam; der Ehrgeiz kann der Geduld nie oder selten zu Hülfe kommen. Auch solche Tugenden, die andre Menschen zum Gegenstande haben, werden dem Menschen leichter, als die Geduld, die sich in ihm selbst verschliefst, nichts aufser ihm hervorbringt, nur Ruhe in seinem Innern schaffen soll. Wenn sie noch auf andre Einflufs äufsert, so ist es blofs der, dafs sie den Leidenden den Personen, die ihn umgeben, weniger unangenehm macht.

Aber die Geduld ist auch eine sehr nützliche und nothwendige Tugend. Sie vermag körperliche Uebel, nicht nur solche, die von den Nerven herrühren, zu lindern, oft zu heben, sondern auch die Cur andrer Krankheiten zu befördern. Noch nützlicher ist sie bey Kummer und Betrübnifs, wo der Leidende ein verlornes Gute, einen verfehlten Endzweck unmäfsig schätzt. Diesen Irrthum zu verbessern ist geduldige Ertragung der unangenehmen Eindrücke der erste Schritt. Auch bey Unglücksfällen, die das Vermögen, die Ehre, das äufsre Wohl des Menschen betreffen, ist Geduld sehr wirksam. Sie macht es dem Menschen möglich, durch verdoppelte Activität seines Geistes auf Rettungsmittel zu sinnen: sie macht andre Menschen geneigter, ihn zu unterstützen; dahingegen durch übertriebne Klagen und Unwillen er andre nur von sich scheucht, und sich vielleicht den Weg zur Ver-

Verbesserung seiner Umstände verschliesst. — Der Werth der Geduld wird auch dadurch erhoht, dafs sie ein *Bestandtheil* vieler andern Tugenden ist. Zu vielen Unternehmungen, die Zeit erfodern, selbst im Genusse mancher Vergnügen ist Geduld nothig.

Der Vf. giebt hierauf die Verschiedenheiten an, die die Geduld nach Beschaffenheit der zu ertragenden Uebel annimmt. Es giebt eine Geduld für *die lange Weile*, die sich zugleich als Bestandtheil der übrigen Arten zeigt; denn auch körperliche Schmerzen, Betrübnifs und Kummer, Sehnsucht begleitet die lange Weile. *Korperliche Schmerzen* sind gleichsam das eigenthümlichste Gebiet der Geduld. Die Affectionen des Herzens, bey welchen sie nöthig ist, sind entweder *Betrübnifs* über verlorne Güter, oder *Kummer* über gefürchtete Uebel, oder *Unwille* über erlittnes Unrecht.

Von den *Ursachen* und *Hülfsmitteln* der Geduld sind einige ein Geschenck der Natur, andre das Werk der Menschen selbst. Zu jenen gehören *Anlagen* des *Korpers*, (die auch Erziehung ausbilden kann) und *Anlagen* der *Seele*; dahin gehört Frohsinn und Neigung, das Beste zu hoffen: Sanftmuth und Stille des Geistes. Die Hülfsmittel, die vom Menschen selbst abhängen, liegen entweder in seiner Aufführung, und sind Folgen seiner freyen Handlungen und Uebungen, oder sie liegen in seinen Betrachtungen, und sind Folgen seines Nachdenkens. Zu jenen gehören Bewufstseyn eines wohlgeführten Lebens, ferner die freywillige Uebung, der Vorsatz, der Gedanke an die Pflicht geduldig zu seyn; und endlich die Ergebung in den göttlichen Willen, die aus dem Glauben an Gott und aus der Hoffnung einer bessern Zukunft entsteht. Bey dieser Untersuchung stiefs der Vf. sehr natürlich auf die Frage, ob das Moralgesetz aus dem Princip der Glückseligkeit abzuleiten sey, und er sucht sich daher in der Note zu S. 81., die er am Ende der Abhandlung beygefügt hat, über eine, wie er es nennt, *„in die Augen fallende Abweichung des Ausdrucks von den Ausdrücken der neuesten und jetzt mit vielem Recht allgemein geschätzten Philosophie“* zu rechtfertigen. Allein es kömmt hiebey keinesweges blofs auf einige Verschiedenheit der Ausdrücke an. Zuforderst hat Hr. G. Kants hieher gehörige Grundsätze wirklich nicht richtig angegeben. Kant hat nie gesagt, dafs *moralische Vollkommenheit* allein der letzte Zweck der Schöpfung sey. Dieser besteht vielmehr (Kritik der prakt. Vernunft S. 135.) in dem *höchsten Gute*, welches die *Sittlichkeit* und *Glückseligkeit* vernünftiger Wesen zusammen begreift, und zwar die Glückseligkeit derselben nur nach dem Maafse als sie durch Sittlichkeit derselben würdig sind. Kant sagt ferner nicht, wie Hr. G. glaubt, *dafs die Beobachtung des moralischen Gesetzes ganz ohne Rücksicht auf Glückseligkeit der einzige Endzweck für den Menschen sey*, sondern dafs der reine Begriff von Pflicht gar nicht den vom Bestreben nach Glückseligkeit in sich fasse; dafs Tugend und Glückseligkeit zwey ganz verschiedne Begriffe sind: dafs derjenige, welcher bey seinem Verfahren nur auf Glückseligkeit hinaussieht, zwar in sofern ganz legal, der Pflicht gemäfs, aber in sofern nicht moralisch, d. i. aus Pflicht handele; dafs, da dem Menschen die Annehmlichkeit des Lebens, d. h. Glückseligkeit zu suchen, seine Natur unvermeidlich antreibt, dazu gar kein Gesetz, das freye Handlungen bestimmt, nöthig gewesen wäre, indem das nicht erst geboten werden darf, was jedermann, durch Naturtrieb genöthigt, von selbst thut: dafs ferner auf das Princip nicht blofs der eignen, sondern selbst einer allgemeinen Glückseligkeit, eben weil diese auf lauter Datis der Erfahrung beruht, und die Urtheile darüber gar sehr veranderlich sind, keine *praktische Gesetze* gegründet werden können, als welche schlechthin, kategorisch gebietend, jederzeit und nothwendig gültig seyn müssen. Kant hat ferner gezeigt, dafs die Unsterblichkeit der Seele und das Daseyn Gottes erst als Postulate aus der Ueberzeugung vom Gesetz der Sittlichkeit fliessen, und also diese Ueberzeugung einen moralischen Vernunft-Glauben an beide grofse Wahrheiten bewirke, der kräftiger ist, als alle vermeyntliche Demonstrationen derselben, deren Unmöglichkeit eben die Kritik der reinen Vernunft dargelegt hat. Wenn Hr. G. S. 112. sagt: *„ich gestehe, dafs es mir unbegreiflich ist, wie irgend ein Mensch sich bewufst werden kann, sein Verlangen der Glückseligkeit würdig zu seyn, von dem Verlangen nach Glückseligkeit selbst rein abgesondert, und also die Pflicht ganz uneigennützig ausgeübt zu haben;“* so ist hierin die Kantische Philosophie mit der seinigen ganz einstimmig, indem sie zugiebt, dafs kein Mensch die Tiefen *seines* Herzens völlig durchschauen, die Moralität auch nur einer einzigen seiner Handlungen völlig würdigen konne. Allein dahin kann es der Mensch doch bringen, dafs er sich bewufst werde, er suche so viel möglich, aus Achtung für das moralische Gesetz zu handeln; er suche *gerecht* zu seyn, weil es Pflicht ist, nicht weil ehrlich am längsten währe, oder er sich bey der Gerechtigkeit am besten befinde; er kann die Achtung für das moralische Gesetz so weit treiben, dafs er sich *weder* irgend eine Art von Glückseligkeit zur Ungerechtigkeit bewegen, *noch* irgend eine Art von Marter, Qual, oder Elend von der Gerechtigkeit abschrecken lasse. Es ist gewifs nicht Vorurtheil des Ansehens, sondern das reinste Interesse an der Sache selbst, was uns zu dem Wunsche bewegt, es möge Hr. G., bey der ihm so eignen Gabe der lichtvollsten Darstellung, wenn es auf Zergliederung empirischer Begriffe ankömmt, die Kritik der praktischen Vernunft einer neuen Untersuchung würdigen, wozu er uns unter allen Philosophen, die von den Kantischen Ideen in wesentlichen Punkten abgehen, auch darum den meisten Beruf zu haben scheint, weil er überall mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit die Wichtigkeit der Untersuchungen Kant's und die Superiorität seines Genies in der Speculation anerkennt.

(Die Fortsetzung folgt.)

BREMEN, b. Wilmanns: *Sittenlehre in Beyspielen für Bürger und Landleute.* Gesammelt und zum Druck

Druck befördert von *Johann Peter Ludwig Snell*, Verfasser der Kritik der Volksmoral. 1795. 356 S. 8.

Beyspiele sind sowohl zur Aufklärung als zur Belebung sittlicher Begriffe und Grundsätze ein grosses, ja unentbehrliches Hülfsmittel. Man hat daher schon längst Sammlungen dieser Art veranstaltet, welche sich theils durch ihre Bestimmung für verschiedene Stände und Lebensalter, theils durch ihre mehr oder weniger zweckmässige Auswahl und Anordnung von einander unterscheiden. Die gegenwärtige enthält *viele*, gut ausgewählte, und fasslich erzählte und *mit* passenden, kurzen Nutzanwendungen versehene Beyspiele von guten und bösen Handlungen, welche der Vf. theils aus andern Büchern genommen, theils durch mündliche Erzählung erfahren hat. Von dem aufgeklärten Verfasser der *Kritik der Volksmoral* hätte sich indess erwarten lassen, dass er nicht nur seine gesammelten Geschichten, nach dem Beyspiele *Salzmanns* und *Pothmanns*, nach einem natürlichen Zusammenhange der moralischen Lehren geordnet, sondern auch vornehmlich alles dasjenige sorgfältig vermieden haben würde, was schiefe Vorstellungen von der Moralität oder abergläubische Meynungen begünstigen könnte. Allein von Ordnung und einem realen Zusammenhang ist in der ganzen Sammlung keine Spur zu finden. Gegen die Auswahl ist ebenfalls eines und das andere zu erinnern. Den Bettler z. B. *(S. 5. ff.)*, welcher seinen Wohlthäter mörderisch angriff, nicht den Gerichten zu liefern, war keinesweges Pflicht, und ihm sogar noch einige Thaler zu schenken, pflichtwidrig. Die Geschichte (S. 10 ff.) von dem Soldaten, welcher drey Todtschläge begangen hatte, und deswegen dreymal hingerichtet wurde, klingt unwahrscheinlich und fabelhaft, und die daraus gezogene Lehren: „Wer ein böses Gewissen hat, kann nicht ruhig sterben" wird, in dieser Unbestimmtheit und Allgemeinheit, wie sie hier vorgetragen wird, durch viele Erfahrungen widerlegt. Diese und ähnliche Unvollkommenheiten wird Hr. *S.* bey einer künftigen Auflage dieser Schrift hoffentlich verbessern, und ihr dadurch noch mehr Brauchbarkeit besonders für Volks- und Bürgerschulen verschaffen.

Frankfurt, ohne Vr: *Kritische Beyträge zur Metaphysik in einer Prüfung der Stattlerisch-Antikantischen.* 1795. XL u. 216 S. 8. (12 gr.)

Der Titel dieser Schrift giebt ihren Zweck hinlänglich an. Hr. Stattler beklagte sich schon so oft und laut, dass kein Philosoph seine Schriften gegen die Kantische Philosophie einer öffentlichen Prüfung würdige, und schien hieraus folgern zu dürfen, dass dieses Stillschweigen seinen Grund in der Unerschütterlichkeit des Systems habe, und dass die Aeusserungen mancher Schriftsteller über die Unrichtigkeit desselben, entweder aus blinder Vorliebe für die kritische Philosophie, oder aus der bösen Absicht, ihm die Ehre eines Reformators der Philosophie zu entziehen, herrühre. Nun tritt hier ein Mann auf, der zwar nicht jede einzelne Stattlerische sowohl eigene Behauptung als Bestreitung der Kantischen Lehrsätze einer Prüfung unterwirft, aber doch den Grund sorgfältig untersucht, auf dem das Stattlerische Lehrgebäude aufgeführt ist; indem er Hn. Stattlers ersten metaphysischen Erkenntnissgrund und eines seiner metaphysischen Hauptresultate einer strengen Prüfung unterwirft. Er versichert in der Einleitung dieser Schrift seinem Freund, dem Herausgeber derselben, „dass er die Verdienste des Hn. Stattlers achte, und sich ohne alle vorgefasste Meynung zu dessen Philosophie wandte, um da entweder den evidenten Demonstrator zu finden, oder wenn dieser unerfindlich wäre, den Menschen insgemein über die bösen Streiche, die ihm Täuschung und Eigenliebe spielen könne, zu bedauern." Die Resultate dieser Schrift fallen zwar nicht zum Vortheil Hn. Stattlers aus, indem der Vf. nichts als den sich selbst täuschenden eiteln Declamator findet; aber die ganze Schrift ist mit Anstand abgefasst, und Hr. Stattler hat sich wenigstens über die Art, womit ihm die Wahrheit gesagt, und der Ungrund seines Systems gezeigt wird, nicht zu beklagen.

Die Schrift zerfällt in zwey Hauptstücke. Das erste enthält eine Prüfung des obersten Grundsatzes der Stattlerischen Metaphysik. Hier zergliedert der Vf. den Beweis, welchen Hr. Stattler vom Satze des zureichenden Grundes giebt, und zeigt das Unbestimmte, Unhaltbare und Identische desselben. Das zweyte Hauptstück enthält eine Prüfung des Stattlerischen Hauptbeweises vom Daseyn Gottes. Hier wird gezeigt, dass Hr. Stattler das logisch Mögliche mit dem reellen Möglichen verwechselt, und dass daher sein ontologischer Beweis ein bloss identischer Satz ist, der das nicht beweiset, was er beweisen soll. Uebrigens zeichnet sich diese Schrift durch deutliche Zergliederung und genaue Bestimmung der Begriffe aus, und giebt oft nähere Erläuterungen durch passende Beyspiele. Sie setzt auch mehrere Behauptungen der Kantischen Philosophie in das gehörige Licht, und darf daher Freunden der kritischen Philosophie zur Erleichterung des Studiums derselben empfohlen werden.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Gräff: *Die Familie Hohenstamm oder Geschichte edler Menschen*, von *Christ. Soph. Ludwig*, (geb. Fritsche) der Verfasserin der Gemälde häuslicher Scenen. 1793. 1. B. 430 S. 2. B. 460 S. 3. B. 452 S. 4. B. 496 S. 8.

Es wäre zu wünschen, dass der Ueberdruss an Rittern und Knappen, die in unsern Tagen Deutschland überschwemmt haben, unsre Romanenleser noch zur rechten Zeit auf eine vernünftigere und dem praktischen Leben angemessnere Lectüre zurückführen möchte. Vorliegende Schrift scheint dazu geeignet zu seyn, diesen guten Endzweck zu befördern. Ob sie gleich bey weiten nicht unter die vollkommenen in ihrer Art gerechnet werden darf, so verdient sie doch

doch schon wegen ihres moralisch guten Inhalts von vielen gelesen zu werden, bey denen ein gewisser Sinn fürs Gute durch die hirnlosen Fabeleyen des Mittelalters noch nicht verdrängt worden ist.

Henriette Hohenstamm, eine mutterlose Wayse, kommt von der Fr. v. Lichtenstädt, die bisher Mutterstelle an ihr vertreten hat, zum H. v. Mietau als Gesellschafterin seiner Tochter. Anfänglich gefällt es ihr nicht allzuwohl in diesem Hause. Die verzogene Auguste stimmt zu dem sanften und bescheidenen Charakter der liebenswürdigen Henriette so wenig, dass diese allen Muth verliert, durch ihr längeres Verweilen im Miet. Hause zu Augustens Bildung etwas beyzutragen. Auf Zureden ihres Vaters aber fasst sie Geduld, und ist endlich so glücklich, das Vertrauen ihrer Freundin bey der liebreichen Pflege in einer Krankheit zu gewinnen. Während der Zeit verpfänden Henriettens Brüder, die sich beide dem Soldatenstande gewidmet haben, ihre Ehre beym Obersten Felsenstein gegen eine gewisse Geldsumme, um ihren nothleidenden Vater zu unterstützen. Die Geschichte verwickelt sich hierauf in mancherley Herzensangelegenheiten, die das Interesse des Lesers durch alle vier Bände hindurch beschäftigen; bis Henriette sich zuletzt an einen gewissen Millfurt verheirathet, dessen Spielsucht und Untreue ihr vielen Kummer verursacht, den sie aber doch am Ende durch ausharrende Güte von allen seinen Fehlern wieder heilt.

Die Vfn. dieses Romans, welche so bescheiden ist, ihre Schrift für keinen Roman auszugeben, hat es fast durchgehends nur mit solchen Personen zu thun, welche bey allen ihren Schwachheiten unverkennbare Spuren eines unverdorbnen guten Herzens blicken lassen. Dadurch entsteht in dem ganzen Gemählde eine Einförmigkeit, welche durch die Einmischung einiger rauhen Charaktere wenig unterbrochen wird. Ausser dem Calfactor Schmidt, der von Canaljen und Sappermentern redet und von der Brandweinflasche sagt: Zeug voll Feuer, wie in der Hölle gesotten — sprechen die übrigen Personen fast alle aus einem Tone, der sehr nahe ans Empfindsame gränzt. Wie leicht sich die Vfn. auf diese Seite neige, beweisen im 2. Th. das Geschwirr von Vögeln, die Nachteulen, das melancholische Glockengetöne und der Klagegesang, das Händeringen und ausstrecken, desgleichen die Visionen und Fieberträume von Schutzgeistern u. s. w. Niemand wird leugnen, dass in dem Buche manche treffliche Lebensregel enthalten sey; aber wer erwartet in einem Romane, wo alles auf lebendige Darstellung ankommt, eine Abhandlung über die Freundschaft, die von S. 270 bis 280 im 1. Th. ununterbrochen fortläuft. Dagegen möchte der Psychologe mit der Auflösung moralischer Aufgaben nicht überall zufrieden seyn. Wie leichtsinnig hält Therese ihren Otto für niederträchtig und wie sentimentalisch sind die Folgen! Ueber Otto's schnelle Erklärung an Theresen äussert der bedachtsame Hermann nicht die mindeste Bedenklichkeit; und wenn Auguste 100 Ducaten im Spiele verliert, so erhält sie zwar darüber vom Past. Hartwig eine ernste Strafpredigt, aber auch zugleich 100 Ducaten, die sie aufs neue verspielen kann. Dass Henriette unglücklich verheirathet wird, giebt dem Romane *ein* psychologisches Interesse. Aber ein Spieler und ein Ausschweifender dürfte schwerlich so leicht umzukehren seyn, wie Millfurt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Prag*, b. Calwe: *Die Reisenden*, oder, *das Opfer des Stolzes und des Eigensinnes*, ein Schauspiel in drey Aufzügen, von *H. L.* in Petersburg. 1795. 141 S. 8. (7 gr.) Ein Schauspiel ohne alle weibliche Rollen; doch ist dies noch die geringste Merkwürdigkeit dieses Stücks. Nachdem ein Kaufmannssohn in ein Fräulein, das ihm versagt wird, vergafft, lange Zeit dumme Streiche gemacht, (sich ihr zu Ehren, jedoch ausser dem Theater) auch einmal herumgeprügelt, und noch dümmeres Zeug geschwatzt, (sein Kopf, heisst es S. 102. ist ihm so voll, dass er nicht weiss, ob er ein Junge oder ein Mädchen ist) nachdem die andern Personen, die nur um seinetwillen da sind, zu ihrer und des Lesers Langeweile viel einfältige Dinge geplaudert, (so in dem Ton: *Es ist mir lieb und angenehm, Sie wohl zu sehn*; sogar wird S. 44. ein förmlicher Küchenzeddel gemacht) verwandelt sich S. 115. urplötzlich das Schauspiel in ein Trauerspiel. Das Fräulein ist vor Herzeleid gestorben, ihr Geliebter fällt in Ohnmacht, fantasirt, hat Lust sich zu morden, lässt sich aber das Unerlaubte des Selbstmords demonstriren, und wird dann über Hals und Kopf in einen Wagen gepackt, um sich auf *Reisen* zu zerstreuen. Weil dann sein Nebenbuhler ein *gereister* Avanturier, und sein Neffe, der ihn mitnimmt, auch schon auf *Reisen* gewesen war, so ward daher der Titel des Stücks entlehnt. S. 10. fragt ein Herr seinen Gärtner: „weiss er denn *wie* der Mensch entsteht" und S. 12. derselbe denselben: „*wie* macht man einen dummen Streich?", S. 43. erhält der Gärtner zur Antwort: „Ich habe andre Sachen im Kopfe, die grüner sind als sein Grünzeug!" S. 48. scheinen dem Verliebten die Stunden *wie Krebse* zurückzugehn. In einem Monolog S. 81. heissen Tugend und Ehre *alte abgerittne Stutten*, darauf die übrigen Moralisten reiten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 20. Januar 1797.

PHILOSOPHIE.

Breslau, b. Korn: *Versuche über verschiedne Gegenstände aus der Moral, der Literatur, und dem gesellschaftlichen Leben*, von *Christian Garve. etc.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der zweyte Auffatz dieses Theils enthält Betrachtungen *über die Moden.* In jeder Gesellschaft herrscht, ausser der Gleichförmigkeit durch die *Natur*, noch eine andre durch *Nachahmung.* Diese ist theils unwillkührlich, theils absichtlich. Was die Menschen für sich, und in Gesellschaft zur Wahl unter mehrern, oder Aenderung des Alten bewegt, ist entweder das Gute, oder das Schöne. (Da der Vf. unter dem Guten blofs das absolut Gute, d. h. das moralische, versteht, so fehlen hier noch zwey Glieder der Abtheilung, die eben so wohl Wahl und Aenderung veranlassen, nämlich das relativ Gute oder *Nützliche*, und das blofs sinnlich *Angenehme.* Wenn durch den Kaffee die Biersuppen, und andre geistige Getränke durch den Punsch verdrängt wurden; so hatte daran weder die Vorstellung von Pflicht, noch Geschmack am Schönen, sondern blofs ein Raffinement des Gaumens Antheil; ausser dem was etwa Aerzte (wie Bontekoe) durch Empfehlung von Seiten des *Nutzens* in diatetischer Hinsicht dazu beytragen mochten. Und wenn künftig in Deutschland der Acacienbaum die Weiden verdrängen sollte; so wäre diese Veränderung gewifs am meisten der Betrachtung seines gröfsern ökonomischen Nutzens zuzuschreiben.) *Die Mode* erklärt der Vf. durch die zu jeder Zeit herrschende Meynung von dem Schönen und Anständigen in kleinern Sachen, in Sachen die weder durch Anwendung der Regeln des Geschmacks noch der Zweckmäfsigkeit, mit völliger Uebereinstimmung regulirt werden können. (Sollte aber in dieser Erklärung nicht etwas dem Sprachgebrauch zuwiderlaufendes, ja etwas in sich selbst widersprechendes, liegen? Wenn statt runder Hüte dreyeckichte Mode werden, setzt das wohl ein herrschendes Urtheil voraus, dafs dreyeckichte Hüte schöner seyn als runde? Ist es nicht oft lediglich das Princip der Neuheit, was die Moden wechselt? Daher ist unter den modesüchtigsten Herren und Damen nie von der *schönsten* immer nur von der *neuesten* Mode die Rede. Damit sagen wir nicht, dafs die neueste Mode nicht oft auch die schönere seyn könne; nur dafs die Schönheit als ein wesentlicher Charakter die Mode bestimme, müssen wir läugnen. Und wenn es überhaupt *Regeln* des Geschmacks giebt, warum sollten diese nicht auch auf die Schönheit des Kleinen, anwendbar seyn?) Das Gebiet der Mode hat keine ganz bestimmte Gränze. Ob die Menschen mehr oder weniger zu Kleinigkeiten rechnen, ob ihr Geschmack durch Natur oder Kunst mehr oder weniger fixirt ist, ob sie mehr auf Nutzen oder auf Annehmlichkeit sehn, ob sie mehr oder weniger Vergnügen an der Neuheit haben, je nachdem werden mehr oder weniger Gegenstände der Herrschaft der Mode unterworfen. Moden sind eine Folge der geselligen Natur der Menschen; sie wollen einander gleichförmig seyn. Hiebey kommt ihnen von der einen Seite der Nachahmungstrieb, von der andern die Ungleichheit unter ihnen zu Hülfe. Die Veränderungen der Mode entspringen 1) aus dem Triebe nach Beschäftigung. Träge, kalte, ernsthafte Menschen und Völker ändern weniger; Nationen hingegen, mit Witz, Erfindungskraft und Kenntnissen ausgerüstet, Nationen, die in der Bewegung, im Gespräch, im Spiel, kurz in Unterhaltung des Geistes und Beschäftigung des Körpers Vergnügen und Erholung finden, werden geneigt in Kleidern, Hausrath, in allem, was zum Schmucke und Zeitvertreibe gehört, öfters zu ändern. 2) Aus dem Geschmacke am Schönen und dem Urtheile über dasselbe. Was der Vf. hier über die mannigfaltigen Abschweifungen des Modegeschmacks von der Regel der Schönheit, sonst sehr fein und richtig sagt, berechtigt gleichwohl nicht anzunehmen, dafs die Schöpfer neuer Moden immer mit Bewufstseyn daran arbeiten, uns und unsre Sachen zu verschönern; oder dafs die Begierde, etwas schöneres zu haben, immer an der Begünstigung neuer Moden Antheil habe. Vielmehr ist auch in dieser Hinsicht der Trieb nach Neuerung am meisten wirksam; oder um es besser, mit dem Dichter der Philosophie der Grazien zu sagen,

> Ein flüchtiger Geschmack, ein Nichts, ein eitles Spiel
> Der Fantasie regiert uns oft im Wählen;
> Das Schöne selbst, verliert auf kurze Zeit
> Den Reiz für uns; wir wissen dafs wir fehlen
> Und finden Grazien bis in der Häfslichkeit.

3) Aus der National-Industrie. Bey dem Bestreben der *arbeitenden* Klassen immer neue Modelle für das modische zu fabriciren, mufs auch die Neigung der geniefsenden, durch neue Moden zu glänzen, unterhalten werden. 4) Aus der Begierde der Reichen, ihren Reichthum, und der Vornehmen, ihren Rang äufserlich zu zeigen.

In der Art und Weise, wie diese Veränderungen der Mode geschehn, zeigen sich gleichfalls gewisse Gesetze: der Ursprung neuer Moden kommt immer von der Nation her, welche aufser dem erfinderischen Genie auch Ansehn und Gunst unter den übrigen Völkern besitzt. Sehr treffend setzt hier der Vf. die Gründe von der Herrschaft der französischen Nation im Fache der Moden bis zum Anfange der Revolution aus einander.

Die Gegenstände der Mode sind entweder Sachen, die zur Befriedigung unsrer körperlichen Bedürfnisse dienen, oder die gesellschaftlichen Gebräuche. Jene sind Kleider, Wohnung, Hausgeräthe, Equipage, und alle Arten von Schmuck; diese sind von zweyerley Art, entweder Uebereinkommungen über Zeit, Ort und Form aller im geselligen Umgange gemeinschaftlich vorzunehmenden Verrichtungen und zu geniefsenden Vergnügungen, oder es sind die verabredeten Zeichen unsrer Gesinnungen gegen andre. (Sollte man aber wohl alle Gegenstände der Mode unter die beiden Titel körperlicher Bedürfnisse und gesellschaftlicher Gebräuche bringen können? Es giebt doch auch Moden in *geistigen* Angelegenheiten, die nicht gerade zu mit den gesellschaftlichen zusammenfallen z. B. Modeton auf der Kanzel; Modestudien; Modeschriftstellerey, Modetitel auf Büchern.) In der ersten Gattung des Modischen setzt die Natur jedes Bedürfnisses der Veränderung Schranken. Dennoch bleibt auch so noch dafür ein ziemlich weiter Spielraum. Erstlich werden die Zwecke, wozu wir die Mittel wählen, vervielfältigt, besser erkannt, oder anders beurtheilt. Ferner bleibt bey unveränderten Zwecken ihre Erreichung durch mehrere Mittel möglich. Dann wird das Vergnügen an der Schönheit und die Begierde, durch schöne Sachen zu gefallen, ein Hauptgrund der Veränderungen in den Moden. In der zweyten Hauptgattung derselben, den Gebräuchen, finden sich zwey Unterarten; erstlich Conventionen über die Art, gewisse Sachen zu verrichten; und zweytens eine eigne Sprache des Umgangs. Jene sind vornämlich bestimmt, die Zeit, die Art und Weise und die Folge der gesellschaftlichen Zeitvertreibe, die Ordnung und aufsern Veranstaltungen bey den gesellschaftlichen Zusammenkünften zu reguliren; diese besteht aus allen Formeln und Gebräuchen der Politesse und der Höflichkeit nach den Verhältnissen des Verdienstes oder des Standes, (oder auch, was noch hätte erwähnt werden können: des Geschlechts). Hier folgen eine Menge feiner Bemerkungen, aus denen wir uns aber hier keinen weitern Auszug erlauben dürfen.

Die eben angezeigte Eintheilung leitet den Vf. auf folgende Betrachtungen, die er durchgängig auf eine interessante Art ausführt. 1) Dafs unter den *Sachen*, welche die Mode regulirt (in so fern sie den *Handlungen* entgegenstehn) keine so unmittelbar und so allgemein unter ihrer Herrschaft stehn als die Kleider. Als Ursachen dieser Erscheinung führt er an, dafs sie öfter erneuert, und mehr gesehn werden als andre Gegenstände der Mode; auch dafs, wenn das übrige was sich nach der Mode verändert, nur zu den Zierrathen der Dinge gehört, die uns umgeben, die Kleidung zur Ausschmückung unsrer Person selbst gehört. 2) Die Moden in Handlungen oder die Gebräuche des Wohlstandes gehn nicht so geschwind aus den höhern Ständen zu den niedrigern über, als die Moden in Kleidung und Mobilien, weil jene länger in der Gesellschaft, wo sie herrschen, eingeschlossen bleiben.

Der Vf. geht von diesen Betrachtungen zu einigen höhern Gesichtspunkten über, die sich ihm bey seinem Nachdenken über die Abwechselungen der Moden darstellten. Und dieses ist ein durch Scharfsinn und neue Ansichten ganz vorzüglich anziehender Abschnitt der ganzen Abhandlung. 1) Man lernt durch Betrachtung des Ganges der Moden erkennen, dafs der grofse Haufe auch in Dingen, wo er frey zu seyn glaubt, regiert wird, und dafs er gröfstentheils von einem oder wenigen Menschen regiert wird, selbst da, wo sein Recht, durch Mehrheit der Stimmen zu entscheiden, am unbestrittensten ist. 2) Die Geschichte der Moden zeigt, was die Verbindung mehrerer Nationen unter einander für Wirkungen auf die einzelnen Menschen in jeder habe, und welche Folgen daraus für das gesellige Leben der Privatpersonen entstehn. 3) Es giebt im Laufe der Moden gewisse Perioden, wo die Veränderlichkeit derselben stille zu stehen scheint, und andre, wo sie mit beschleunigter Geschwindigkeit forteilt. 4) Man lernt aus ihrer Geschichte, welchen Gang Neuerungen nehmen, wenn sie in einer Gesellschaft Eingang finden, und das Alte verdrängen. Anfangs erregen sie Aufsehen und Widerspruch; dann entstehn Debatten; endlich dringt die *Mode* durch. Es geht wie mit den Neuerungen in Wissenschaften; mit deren Gange auch in Ansehung der mehr verbreiteten Toleranz das Schicksal der Moden zu vergleichen ist.

Eine andre eben so sinnreiche Betrachtung ist die Parallele, die der Verfasser zwischen dem Ueblichen der Höflichkeit, und der Sprache zieht. 1) Die Sprachen sind von der Willkühr der Menschen abhängiger in ihrem Ursprunge als die Formeln und Regeln des Wohlstandes; aber sie sind weniger durch die Willkühr der Menschen veränderlich, als diese, wenn sie einmal eingeführt sind. (So wahr dies im Ganzen ist, so würde doch manches hier etwas anders bestimmt worden seyn, wenn der Vf. mehr auf die Fuldaische Theorie von Erfindung der Sprache Rücksicht genommen hätte, wodurch das Willkührliche bey ihrem Ursprung um vieles vermindert wird. Und bey der Schwierigkeit, in der einmal gangbaren Sprache etwas abzuändern, so fern die Abänderung von dem Beyspiel oder der Vorschrift einzelner, auch noch so angesehener, Personen ausgehn soll, hätten wir gern noch eine andre Erscheinung von dem Vf. betrachtet gesehn, dafs doch gleichwohl eine Sprache nach und nach durch zufällige Mischungen der Völker in eine ganz neue übergehn kann, welches wieder auch zu einer andern Vergleichung mit der Abänderung des Nationalcharakters Anlafs gäbe.) 2) Wie in der Sprache, so in den Moden giebt es bey den Veränderungen immer einen bleibenden Fond. 3) In den Sprachen, wie

in

in den Moden, kommen die meisten Veränderungen von dem Umgange und der Vermischung mehrerer Nationen mit einander her. 2) So wie sich diejenigen Sprachen am geschwindesten verfeinern, die mit den schon cultivirten die grösste Aehnlichkeit haben, so werden auch die Nationen in Verfeinerung des Ueblichen am schnellsten fortgehn, deren Gewohnheiten am wenigsten von denen der früher cultivirten Nationen abweichen.

Der Vf. beschliesst diese Abhandlung mit Untersuchung verschiedner Fragen, die den moralischen Gesichtspunkt der Moden treffen. I. *Was ist ihr Nutzen oder Schaden?* Hier bemerkt der Philosoph 1) dass, je weiter die Herrschaft der Mode um sich greift, desto mehr das eigne Urtheil des Menschen eingeschränkt werde; desto weniger Wahlfreyheit und Moralität in seinen Handlungen bleibe. 2) Dass die häufig abwechselnden Moden die Frivolität und den Leichtsinn nähren, eine unrichtige Schätzung des Werths der Menschen veranlassen, oft den Weisen von der Gesellschaft entfernen, und dem Thoren darinn ein Ansehn geben. 3) Dass die Sucht, viel neue Moden mit zu machen, die Glücksumstände des Mittelstandes zerrüttet. Man kann aber die Moden betrachten, in so fern sie ein Theil des Luxus, oder in so fern *sie Producte* des Fleisses und der Erfindsamkeit, oder *in so fern sie* Beschäftigungen für die Aufmerksamkeit und Gegenstände der Begierden für die modischen Menschen sind. In der ersten Rücksicht behauptet Hr. G. mit Recht, dass der barbarische Luxus roher Völker mit grössern, aber seltner zu erneuernden Kostbarkeiten nicht so vortheilhaft sey, als der modische, der feinen Glanz und feinen Genuss in der häufigen Abwechselung und Umgestaltung der Zierrathen findet. In der zweyten Hinsicht als Produkte der Kunst bringen die Gegenstände der Moden durch ihre Veränderlichkeit der Gesellschaft Nutzen, und werden den Individuen am wenigsten schädlich. (Hier hätte der Vf. doch auf den Umstand noch Rücksicht nehmen können, dass oft eine ganze Klasse von Manufacturisten in die grösste Verlegenheit geräth, die sich mit der Fabricatur eines weitverbreiteten Modeartikels beschäftigt hat, wenn dieser plötzlich durch etwas anders verdrängt wird). In der dritten Beziehung erscheinen die Moden von ihrer nachtheiligsten Seite. Die Dinge, welche Begierden reizen, werden durch sie erstaunlich vervielfältigt; sie sind zugleich grösstentheils klein, und beunruhigen vollends dann sehr, wenn sie, wie oft geschieht, zu einer ängstlichen Pünktlichkeit in Kleinigkeiten führen. Am meisten schadet die Modesucht dem Mittelstande, weil es ihm mehr Mühe kostet, genau modisch zu seyn, und weil ihn diese Sucht nach Maassgabe seines geringern Vermögens leichter zur Verschwendung führt. Endlich bringt auch die Vervielfältigung modischer Bequemlichkeiten und Zierrathen eine zu grosse Liebe zum Gelde und Hochschätzung des Reichthums hervor.

II. *Welche Regeln schreibt die Vernunft ganzen Nationen und einzelnen Personen in Absicht der Moden vor?* Auf ganze Nationen unmittelbar kann die Philosophie wenig wirken. Höchstens kann der Moralist sagen, welcher Charakter einer Nation in Ansehung dieses Punkts zu wünschen wäre. Mittelbar lässt sich aber auch hierin die Sittlichkeit der Nationen bessern, indem man den Charakter der Individuen bessert. Und für diese giebt es in Ansehung der Moden einen dreyfachen Abweg, den die Vernunft missbilligt; 1) eigensinnige Anhänglichkeit an das Alte, die entweder aus Geschmacklosigkeit, oder aus Unzufriedenheit mit dem Zeitalter, oder aus Geiz, oder aus Mangel der Aufmerksamkeit entsteht. 2) Uebermässige Pünktlichkeit in Befolgung aller Veränderungen der Moden. 3) Die Sucht, sich durch sonderbare Neuerungen, die man zuerst erfindet, auszuzeichnen.

Am Ende bringt der Vf. noch interessante Bemerkungen über Etikette, über den Gang der Natur in Verfeinerung der Politesse, über die *geschniegelten* Leute, die die Franzosen *tirés à quatre epingles* nennen, über die Mässigung des modischen Aufwandes nach dem Maassstabe des Vermögens, über die Aussichten die sich in Betracht der Mode für die Zukunft eröffnen, und über die höchste Regel der Vernunft in Ansehung des Verhaltens gegen die Moden bey.

(Der Beschluss folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HALLE, b. Gebauer: *Predigten an Festtagen und bey besondern Veranlassungen* gehalten von *Joh. Carl Pischon*, zweytem Prediger der evangel. reformirten Domgemeine zu Halle. Mit einer Abhandlung *über Benutzung der Politik* auf Kanzeln. 1794. 300 S. 8.

Die Reden bey besondern Veranlassungen, welche diese Sammlung enthält, sind Dankpredigten wegen der Wiedereroberung der Stadt Mainz und wegen des Sieges bey Pirmasens und Mohrlautern. Sie machen dem Vf. Ehre, denn sie sind wirklich *christliche* Dankpredigten. Ueberhaupt gehöret der Vf. dieser Reden zu den Predigern, die gemeinnützige Wahrheiten auf eine populäre und edle Art vorzutragen wissen. Nur fehlt es zuweilen 1) den Eintheilungen an logischer Richtigkeit. So will Hr. P. in der dritten Predigt: von der Weisheit Gottes bey der Niedrigkeit und Armuth des Erlösers handeln, und sagt doch: wir wollen erstens einen Blick auf die Niedrigkeit und Armuth des Erlösers werfen, und zweytens aus dem Erfolge die göttliche Weisheit rechtfertigen. Hier liegt der erste Theil offenbar nicht im Thema; und der Vf. hätte, wenn er logisch-richtig verfahren wollte, durch die ganze Predigt Gottes Weisheit aus der Niedrigkeit Jesu anschaulich machen müssen. Der Hauptsatz der vierten Predigt heisst: Das Christenthum befreyet uns von knechtischer Furcht vor Gott, vor den Strafen unsrer Sünden und vor'm Tode. Wie können aber die Wohlthaten des Christenthums so classificiret werden, da die sclavische Furcht vor Gott

und

und vor dem Tode selbst Strafen der Sünden sind, wovon uns das Christenthum befreyet hat? — 2) Mangelt es nicht selten diesen Predigten an gehöriger Auseinandersetzung der darin vorgetragenen Wahrheiten. Der Vf. entschuldigt zwar in der Vorrede seine Kürze dadurch, dass man zu unsern Zeiten zufrieden seyn müsse, wenn man nur die Hauptsätze einer Materie vorgetragen habe, ohne die Zuhörer zu ermüden. So wahr dies aber wohl seyn mag, so wenig ist der Verfasser zu entschuldigen, weil er gerade das oft weg läfst, was am meisten Aufmerksamkeit erregt, und am nützlichsten ist, nämlich die specielle praktische Anwendung. So empfiehlt der Vf. in der ersten Predigt ein gutes Gewissen als ein Mittel, der Zukunft getrost entgegen zu gehen. Nun musste er aber nicht blofs zeigen, dafs das gute Gewissen furchtlos mache, sondern auch noch eine Ermahnung zur Bewahrung desselben hinzufügen, und auf einige der gewöhnlichsten Fälle, wobey man sein Gewissen leicht verletzt, und dadurch sich das Andenken an die Zukunft verbittert, aufmerksam machen. Das heifst erbaulich predigen, und das allein wirkt auf den grofsen Haufen, der die Wahrheit ohne Anwendung nicht fafst, und nicht benutzt.

Die Abhandlung über die Benutzung der Politik auf der Kanzel ist ein Wort zu rechter Zeit geredet. Der Vf. nimmt hier Gelegenheit, auf den selbst von Fürsten anerkannten Einflufs des Predigerstandes auf die Beförderung der Zufriedenheit des Volks mit der Regierung aufmerksam zu machen. Er zeigt dann, dafs man sich nicht nur hüten müsse, ein Vertheidiger einer misverstandenen Freyheit und Gleichheit zu werden, sondern auch darauf zu achten habe, dafs man nicht als ein gedungener Lobredner der monarchischen Verfassung erscheine, und so den Verständigern anstofsig werde. Darauf giebt er besondre Regeln, wie man sich zu benehmen habe, wenn man von der französischen Revolution öffentlich rede, die denen, welchen es an Pastoralklugheit fehlt, sehr zur Beherzigung zu empfehlen sind. Für den denkenden Prediger aber ist, nach Rec. Meynung, auch in dieser Hinsicht die allgemeine Regel hinlänglich: bringe nichts auf die Kanzel, was nicht einer vernünftig-religiösen Darstellung fähig ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. 1) *Passau*, b. Ambrosi: *Der adelsüchtige Bürger*, oder, die heimliche Ehe, ein scherzhaftes Singspiel in zwey Aufzügen, aus dem Italienischen nach *Bertati's* Grundtext und *Cimarosa's* Musik frey übersetzt. 1794. 67 S. 8. (4 gr.)

2) *Daselbst*, b. demselben: *Trophons Zauberhöhle*, ein scherzhaftes Singspiel in zwey Aufzügen nach *Salieri's* Musik, aus dem Italienischen frey übersetzt. 1793. 63 S. 8. (4 gr.)

3) *Daselbst*, b. demselben: *Die unruhige Nacht*, aus dem Italienischen, nach *la Notte critica* des Herrn *Goldoni* ins Deutsche übersetzt, eine Oper in drey Aufzügen. 1793. 67 S. 8. (4 gr.)

4) *Daselbst*, b. demselben; *König Theodor in Venedig*, ein grofses Singspiel in drey Aufzügen. 1793. 87 S. 8. (4 gr.)

Der, oder die Uebersetzer dieser vier italienischen Operetten hätten die Worte von *Beaumarchais*, die vor No. 1. als Motto vorangesetzt sind: *Was nicht verdient gesprochen zu werden, das läfst man heutzutage singen*, beherzigen, und diese elenden Possen unübersetzt, oder doch, wenn die Melomanie der deutschen Zuschauer ja eine Uebersetzung nothwendig gemacht hätte, sie ungedruckt lassen, oder endlich, wenn der Text auch für das Theater hätte gedruckt werden müssen, ihn nicht in die Buchläden kommen lassen sollen. Es war mühsam, einer ausländischen Musik einen deutschen Text unterzulegen, aber darum war es doch nicht nothwendig, sklavisch jeden Unsinn, jeden geschmacklosen burlesken Ausdruck beyzubehalten. Dies ist aber, obgleich der Titel, wenigstens von No. 1 und 2., eine *freye* Uebersetzung versprechen, nicht allein geschehen, sondern auch der Ausdruck in den Gesängen oft niedriger und plumper, als im Original, geworden. In No. 1. wird S. 11. gesungen:

> Vernehmet auf der Stelle
> Die freudige Novelle,
> Bevor ich dran *zerschelle!*

In No. 2.

> Ihr jaget beide
> Nach nichts, als Freude,
> Sey's finster, sey es Licht,
> Das schiert euch nicht!

In No. 3.

> Das ist lustig
> Zum krepiren!
> Das ist Spas bey meiner Treue,
> Zum gedeckten Tisch sich setzen,
> Und auf andrer Kosten fressen!

In No. 4.

> Wenn ich ihn aber
> Ganz in der Nähe
> Habe und sehe,
> Welch' ein Plaisir!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 21. Januar 1797.

PHILOSOPHIE.

Breslau, b. Korn: *Versuche über verschiedne Gegenstände aus der Moral, der Literatur, und dem gesellschaftlichen Leben, von Christian Garve.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der dritte Auffatz enthält einen Commentar über die Maxime Rochefoucaults: *das bürgerliche Air verliert sich zuweilen bey der Armee, niemals am Hofe.* Das Wort *Bürger* hat im Deutschen zwey Bedeutungen; es bezeichnet 1) das französische *citoyen;* und 2) das Wort *bourgeois*, welches den unadelichen Stadteinwohner anzeigt, der von einem gewissen Gewerbe lebt. *Bürgerlicher Stand* wird dem *adelichen* entgegengesetzt, und zu jenem gehört ausser der schon genannten Gewerbsklasse nach der gesetzlichen Rangordnung auch noch die Klasse der Gelehrten und der Grosshändler. Unter der Klasse der Gelehrten versteht Hr. G. bloss diejenigen, welche sich dem Unterrichte der Jugend oder der Erwachsenen in Kirchen, Schulen und Universitäten widmen. Wir sehn aber nicht ein, warum er diese Einschränkung macht. Sind nicht alle seine Bemerkungen, so fern sie sonst richtig sind, auch auf alle hohe und niedere Civilbediente bürgerlichen Standes anwendbar? Unterscheidet man nicht selbst in vielen hohen Landescollegien die adliche Bank von der gelehrten? Es ist also hier offenbar der Lehrerstand mit der gelehrten Klasse des bürgerlichen Standes verwechselt. Ein anders ist es, wenn das Wort *Gelehrte* für *Gelehrte von Profession* gesetzt, und wieder ein anders, wenn man es für die Klasse des Bürgerstandes, die sich durch gelehrte Studien cultivirt hat, braucht. Wir hätten gewünscht, ehe Hr. *G.* in seine Betrachtungen einging, von ihm das Schiefe und Schwankende in dem Ausdrucke *bürgerliches Air* berichtigt zu sehen. Soll es *Unkunde der Hofsitten* anzeigen; so ist gewiss dieses *bürgerliche Air* sehr vielen Edelleuten eigen, die fern vom Hofe in Civilbedienungen, Officierstellen, oder als Güterbesitzer leben. Gewiss würde mancher Landedelmann, der weiter nichts ist, als ein hochwohlgeborner Fuchsjäger, an einem grossen Hofe eine eben so lächerliche Figur spielen, als mancher Gelehrte oder Banquier. Sehr gern giebt man zu, dass „das natürliche Wesen, die Abwesenheit alles Zwanges und aller Spuren von Verlegenheit, die Leichtigkeit ein Gespräch anzufangen, die anscheinende Gelassenheit und Ruhe, auch bey der sorgfältigsten Achtsamkeit auf seine Worte, Geberden und Handlungen, die mit Respect verbundne Freymüthigkeit gegen Höhere, die Höflichkeit gegen Niedere, welche der Würde nichts vergiebt, der vertrauliche Ton mit seines Gleichen, der doch nie aus den Schranken des Anstandes tritt, das Talent, mitten im Geräusche und unter Fürsten, in einem eben so behaglichen Zustande zu seyn, oder doch zu scheinen, als wenn man allein, oder unter seinen vertrautesten Freunden wäre;" „dass alle diese Vorzüge sich auch bey Hofleuten von sonst mittelmässigem Verdienste, häufig, bey Gelehrten, Künstlern und Handelsmännern, selbst bey denen von grossen Einsichten und von einer glücklichen Ausbildung, nur selten finden. Aber trifft dies nicht auch, nur mehr oder weniger, bey Adelichen zu, die fern vom Hofe gelebt haben? Und soll also Mangel an Hofsitten *bürgerliches Air* heissen, warum soll dieses Air, von dem ein sehr beträchtlicher Theil des Adelstandes selbst nicht frey ist, nur dem bürgerlichen Stande zugeschrieben werden? Diese Verwirrung abgerechnet, finden sich eine Menge feiner Bemerkungen über das gesellige Leben, über den Ton des Adels in den Hauptstädten, über den Einfluss des schönen Geschlechts dabey, über das Charakteristische des Officierstandes, und andre damit verwandte Materien. Besonders sind die Aussichten auf eine künftige allgemeinere und vielseitigere Cultur der menschlichen Gesellschaft eines menschenfreundlichen, und folgender Schluss der Abhandlung eines ernsten und unpartheyischen Philosophen würdig: „Wir mögen die Hofsitten oder das bürgerliche Air haben, es mag der militärische oder der Kaufmannsgeist in unsrer Aufführung herrschen, so sind wir immer nur einseitig ausgebildete, eingeschränkte, also unvollkommne Menschen. Der wahrhaft grosse Mann ist eben so sehr über seinen eignen Stand, und wenn er der höchste wäre, als über die übrigen Stände erhaben. Er erkennt in dieser Hohe die Tugenden von allen, deswegen verachtet er keinen. Er bemerkt die Fehler von allen; darum schätzt er seinen eignen nicht übermässig. Er aber für sein Theil strebt nach den Vollkommenheiten des Menschen, und nach den Verdiensten eines Weltbürgers."

Noch liefert der letzte Auffatz des ersten Bandes über die *Unentschlossenheit*, ein trefflich ausgeführtes Lehrstück praktischer Psychologie. Hr. G. setzt zuerst die im Unentschlossnen selbst liegenden geistigen und körperlichen Ursachen dieses Fehlers aus einander. Die ersten sind theils im Verstande, theils im Charakter zu suchen. Die intellectuellen sind Mangel an Einsicht, Schwäche der Denkkraft, Mangel an Beurthei-

lungs-

lungskraft, übergrofse Feinheit und Subtilität des Verstandes. Die in der Begehrungskraft liegenden sind Schwäche aus Trägheit, Schwäche aus Nachgiebigkeit, und Schwäche aus Furcht. Die körperlichen Ursachen der Unentschlossenheit sind Schwäche des Temperaments, Kränklichkeit, veränderliche Laune. Hiezu kommen nun noch Quellen der Unentschlossenheit von der Lage der äufsern Umstände. Einige darunter befördern die zur Unentschlossenheit führenden Fehler des Verstandes oder des Herzens. Dahin gehören Noth und Kummer, Druck fremder Vormundschaft, Nothwendigkeit sich in den Willen mehrerer Personen von entgegengesetzter Denkungsart zu fügen. Andre führen die Versuchungen zu diesem Fehler herbey, als öfteres Fehlschlagen seiner Unternehmungen, von aufsen kommende ungünstige und misslicheLagen. — Ferner giebt der Vf. die Natur und Folgen der Unentschlossenheit an. Diese sind Verdunkelung der Begriffe, Schwäche in Anwendung der Kraft, Verzögerung bey allen Geschäften, Aengstlichkeit, Freude an Hindernissen, die der Berathschlagung ein Ende machen, Neigung zu bedingten Vorsätzen, öftere und unnütze Reue. Einige Menschen macht Unentschlossenheit träge, andre blofs verlegen. Manche Unentschlosfne überlegen lange, dann aber bleiben sie fest bey ihrer Entscheidung; andre, und diese sind am schlimmsten dran, hören nie auf, im Entschlusse zu schwanken. Zuletzt folgen die Hülfsmittel, den Fehler der Unentschlossenheit zu verbessern. Diese sind eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Uebel des Lebens, gemäfsigte Schätzung seiner Güter, unbedingte Achtung für die Pflicht, Abkürzung der Berathschlagungen; ferner die Kunst, sich vor Zerstreuung zu hüten, in feinem Scharffinne in Auffuchung der Möglichkeiten der Dinge, und in der Vervielfältigung der Mafsregeln Grenzen zu setzen; endlich die Vorsicht, keinen zu langen Zeitraum zwischen Berathschlagung und Ausführung zu lassen, nicht zu viele Leute um Rath zu fragen, und sich einer sehr strengen Ordnung in Geschäften zu befleifsigen.

Im zweyten Bande commentirt der Vf. zuförderst über zwey Stellen des Herodotus, nämlich über die Unterredung Solons mit dem Crösus I. 30—33., und über das Gespräch des Demaratus mit dem Xerxes VII. 101 ff. So interessant auch diese Ausführung und so reichhaltig die darauf folgenden *Gedanken über die Vaterlandsliebe überhaupt, und über die Vorliebe insbesondre, welche in einem grofsen Staate die Einwohner jeder Provinz für diese ihre Provinz haben*, sind, so zieht uns doch der nächste Auffatz, *der einige Beobachtungen über die Kunst zu denken* ankündigt, und ungleich mehr leistet, als er zu versprechen scheint, weit stärker an, und nöthigt uns mit dem angenehmsten Zwange bey ihm länger zu verweilen. Ein undurchdringliches Dunkel hängt über der eigentlichen Beschaffenheit und den Ursachen des Ganges der Meditation. Eine Hauptschwierigkeit ist, den Antheil, den Freyheit, Genie und Zufall daran nehmen, zu unterscheiden. Einiges vermag indessen doch Selbstbeobachtung aufzuklären. Der Vf. bemerkt also 1) dafs das Nachdenken selbst über die abgezogensten Materien besser von statten gehe, wenn man sich den Hauptgegenstand zuvor in der Einbildungskraft lebhaft und ausführlich darzustellen suche; 2) dafs es oft schwer sey, den Gang der von selbst zuströmenden Ideen mit dem Plane, den man sich entwarf, zu vereinigen; 3) dafs es oft Mühe koste, für seine Ideen gerade die rechten Ausdrücke zu finden. Bey dieser Gelegenheit äufsert der Vf., (der sich mit einer liebenswürdigen Bescheidenheit kurz vorher zu den mittelmäfsigen Köpfen rechnet,) den sehr wahren Gedanken, dafs eine gewisse natürliche Gabe der Beredsamkeit einem Philosophen eben so nothwendig sey, als die Gabe der Meditation selbst. „Wir finden daher auch, fetzt er hinzu, dafs die grofsen Selbstdenker, wenn sie gleich auf Sprache und Stil keine besondere Sorgfalt wenden, und selbst dieselbe zu vernachläfsigen scheinen, doch zu gewissen Zeiten sich zu dem angenehmsten, beredtesten, und selbst dichterischen Ausdrucke zu erheben wissen. *Leibnitz* und *Kant*, so von allem Sinnlichen abgezogen, so tief, so trocken ihre Speculationen zu seyn scheinen, sind doch zuweilen weit reicher an Bildern, weit anziehender durch ihre Darstellung der Sachen, als ihre Nachahmer und Commentatoren. Und es ist auch kein Wunder, dafs der eigentliche Erfinder der höchsten Speculationen zur andern Zeit ein angenehmer Redner seyn kann; weil bey dem Selbstdenker Einbildungskraft und Witz immer mit dem Verstande zugleich geschäftig seyn mufs, daher jene beiden Fähigkeiten auch zuweilen für sich in ihrer eignen Form in rednerischen oder dichterischen Erzeugnissen zum Vorschein kommen. Diejenigen hingegen, welche jene hohe Philosophie nur von ihrem Meister gelernt haben, und nur seine Ideen anders zusammensetzen, können jeder andern Geistesfähigkeit, nur nicht einer angestrengten Aufmerksamkeit, und einer grofsen Abstractionsgabe, entbehren. Daher auch ihr Vortrag, gesetzt auch, dafs er sprachrichtiger, besser geordnet, und als Lehrvortrag vollkommner seyn sollte, doch viel trockner, einförmiger und ermüdender ist, als der des Erfinders.“ 4) Die nächste Bemerkung des Vf. geht auf den glücklichen Erfolg des Nachdenkens, der von der Fähigkeit, es lange ununterbrochen fortzusetzen, abhängt. Kalte und langsame Köpfe, und die äufserst feurigen und grofsen, wissen am wenigsten von Ermüdung bey lange anhaltenden Beschäftigungen des Geistes. Die Standhaftigkeit des Nachdenkens ist aber 5) unter andern wegen der Abwechselungen, die sich beym Gebrauche der Talente finden, nöthig, und 6) wegen der Ungleichheit in dem Urtheile über den Werth der Gegenstände, und die Nützlichkeit einer gewissen Untersuchung. 7) Ein gewisser Muth mit Freyheit und Sorglosigkeit des Geistes ist zu Vollendung weitläuftiger Arbeiten, und zum Gelingen der Meditation, besonders im Anfange, nothwendig. Alle Meditation erfodert gewisse Vorbereitungen, und dahin gehört 8) Bekanntschaft mit den Gedanken der vortrefflichsten Köpfe mehrerer Natio-

Nationen und Zeitalter; 9) gelegentliche Durchsicht unsers eignen Gedankenvorraths; 10) Betrachtung der schonen Natur.

In der zweyten Abtheilung geht Hr. G. verschiedne Methoden des Denkens durch; die Methode des Unterrichts, oder die systematische, die Methode der Erfindung, oder die Sokratische, die historische, die widerlegende; die commentirende, und die betrachtende Methode. Ueberall sind hier feine Reflexionen eingestreut, und das Ganze ist überhaupt ein herrlicher Beytrag zur praktischen Logik. Der Vf. beschliesst ihn mit einer sehr interessanten Auseinandersetzung des schriftstellerischen Charakters von Montaigne, Hume und Montesquieu.

Der letzte Auffatz über die *Rollen der Wahnwitzigen in Shakespears Schauspielen*, und über *den Charakter Hamlet's insbesondre*, gehört nebst dem, was unlängst Göthe in *Meisters Lehrjahren* so vortrefflich ausgeführt hat, zu dem Besten, was über den grofsen Schauspieldichter jemals ist geschrieben worden.

Leipzig, b. Grieshammer: *Blicke auf die Natur und den Menschen zur Belehrung und Beruhigung des Menschen.* 1795. 224 S. 8. (18 gr.)

Diese Schrift enthält gerade keine tief eindringenden Untersuchungen, aber doch ganz vernünftige und erbauliche Betrachtungen über das gegenwärtige Zeitalter, über die mannichfaltigen Arten der Welt- und Menschenbeobachtung, über den Jahreswechsel, über die unerwartete Fruchtbarkeit des verflossenen Jahres bey geringscheinenden Hoffnungen, über August von *Kotzebues* öffentliche Abbitte, (worinn der Vf. des Auffatzes, welcher sich *Hahn. C.* unterschreibt, eine bewundernswürdige Edelmuth findet, da es doch das wenigste war, was ein blofs *ehrlicher*, derum noch lange nicht *edler*, Mann in einem solchen Falle thun *mufste*,) über gefahrvolle Professionen, z. B. Bergleute, Schieferdecker; zum Andenken *Adam Christoph Teegs*, eines ehrlichen Schuhflickers in Leipzig — der bey aller Rechtschaffenheit seines Wandels nicht in die Kirche und zum Abendmahl ging; über *Gustav Adolph*, welcher den Obersten *Scaton* wegen zugefügter Beleidigung um Verzeihung bat; über Toleranz und Intoleranz der alten und neuen Zeiten; über besseren Jugendunterricht und über die Unschuld der Kinder. — Wer an dem etwas wortreichen und declamatorischen Vortrage des Vf. keinen Anstofs nimmt, wird auf manche gute und nützliche Reflexion durch diese Auffätze geleitet werden, welche übrigens kein wissenschaftliches Interesse haben, und sich also zu keinem Auszug in einer Literatur-Zeitung eignen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Mannheim, b. Löffler: *Sellmar's Feyer-Abende.* 1794. 284 S. 8. (20 gr.)

Die verschiedenen Auffätze, die diese Sammlung enthält, sind unter folgende vier Rubriken gebracht: *Vermischte Gedichte*, *Denkmale aus Griechenland*, *prosaische Auffätze*, *Uebersetzungen*. Die *vermischten Gedichte* sind (sieben, französischen und englischen Dichtern nachgeahmte, ausgenommen) Originale, in denen der Vf. sich gröfstentheils Dichter, wie *Hölty* und *Matthison*, zum Muster vorgestellt, fast alle von der elegischen Gattung, doch sind die wenigsten darunter poetische Galanterieen, die wenigsten den Leiden der Liebe, den Auffoderungen zu Lebensgenufs und sanften Gefühlen, mehrere hingegen den Empfehlungen der Naturschönheiten, trübsinnigen philosophischen Klagen über das Verderben unsers Zeitalters, und den Erinnerungen an die ehemalige Unschuldswelt gewidmet. Sie gehören folglich mehr in das didactische Fach, doch fehlt es ihnen nicht an Wärme und Nachdruck. Wagt sich der Vf. auch einmal an einen höhern Gegenstand, z. B. an *Joseph des II Grab*, so vergifst er doch seinen elegischen Charakter nicht. Seine *Elegie auf einem Klosterkirchhof* S. 34. hält keine Vergleichung mit *Gray's* und *Gotter's* Meisterstücken aus. Zuweilen kommen Nachahmungen vor, wo sie der Vf. auch nicht angezeigt hat, z. B. in der Strophe S. 57.: *Meine Hütte ist zwar klein.* Zuweilen findet man Empfindeleyen, die, nachdem die Epoche der Empfindsamkeit vorüber ist, nicht viel Glück machen können, z. B. S. 4. die Anrede an die Mücke, die der Dichter nicht tödtet, ob sie ihn gleich gestochen. Ein andresmal erregt der Vf. Erwartungen, und entläfst die Leser plötzlich unbefriedigt. So denkt man S. 17. Wunder, was auf den feyerlichen Eingang folgen wird, und das Gedicht endigt sich damit, dafs *Adam*, nachdem er die erste Pfirsche gegessen, sich *stumm* auf den Rasen hinwirft. Zuweilen erschlaffen die Flügel des Vf. so sehr, dafs er ganz zur mattesten Prosa herabsinkt, z. B. S. 19.:

> Wohl, wer sein Leben lebt,
> Bald thöricht, und bald weise,
> Und auf der kurzen Reise
> An nichts mit festem Herzen klebt,

oder S. 33.:

> Vögelchen, vergieb! Der Menschheit Segen,
> Und dein kleines Glück hab' ich gestört,
> *Wie der immer, der auf seinen Wegen*
> *Die Erinnerung der Natur nicht hört.*

oder S. 80.:

> Doch, wenn auch Meer und Erde wanken,
> Das Band von tausend Welten reifst,
> *Ich halte mich an den Gedanken,*
> *Er bleibt, dess Name Liebe heifst!*

An andern Orten macht den Vf. seine Begierde nach Kraftausdrücken unnatürlich; da wird ihm S. 95. *der weite Erdkreis zu eng*, da läfst er S. 35. *jeden Puls vom Frühlingsodem trunken seyn*, da *sticht* S. 36. *die Glut in den Adern*, die in der Zeile vorher darinnen *brannte*, da mufs S. 96. *die Erinnerung sich blutend in jede Nerve eingraben*. Der *Verliefs* für *Kerker* S. 15. in einem

nem Gedichte, das übrigens ganz modern ist, ward wohl durch das vorhergehende *Paradies* herbeygeführt. Der Vf. erlaubt sich Reime, wie *Flamme* und *Name*, *kann* und *Wahn*, *gewählet* und *bestellet*, *fehlt* und *Welt*. Hie und da sind einige ganz untadelhafte Gedichte; als Beweise von der Imagination des Vf. verdienen die Gedichte S. 44. u. S. 99., und als Proben seiner Empfindung die S. 45, 48, und 82. vorzüglich gelesen zu werden. — Die *Denkmale aus Griechenland* sind (gröfstentheils lyrische) Gedichte auf berühmte Personen der alten griechischen Geschichte, z. B. auf *Anakreon*, *Pythagoras*, *Pittacus*, *Orpheus*, *Epikur*, *Leonidas*, *Sappho*, *Phidias*, *Tyrtaeus*, *Thucydides*, *Homer* im ernstern Ton, denen nur einige wenige zärtlichen Inhalts, *Paphos*, *die Grazien*, und *Psyche* betreffend, beygefügt sind. Die heroischen Oden unter diesen lyrischen Stücken erheben sich nicht über den Schwung der Lehrode; übrigens sind Gesinnungen und Sprache edel, und dem Gegenstande angemessen; vorzüglich zeichnen sich aber die Gedichte auf *Griechenland* überhaupt S. 111., und auf *Thermopylae* S. 136 aus. Nicht immer freylich hat der Vf. seine so überreichen Sujets erschöpft; so ist er im Lobe des *Pythagoras* blofs bey seinen Reisen in den Orient stehen geblieben, und hat nichts von seinem philosophischen Erziehungsinstitut, nichts, ob er gleich im Vorbeygehn des *Numa* gedenkt, von seinen grofsen Verdiensten um die Gesetzgebung gesagt. — Die *prosaischen Aufsatze* von S. 185. an, bestehen theils in einem kleinen unbedeutenden Roman unter dem Titel: *zwölf Kapitel aus dem Leben meines Onkels*, theils in einem *Allerley* von sieben Aufsätzen, die flüchtig hingeworfene Ideen, oft in einer poetisch-prosaischen Sprache, enthalten. — Die *Uebersetzungen* endlich, alle in Versen, sind übersetzte Gedichte aus dem Lateinischen des *Marull*, *Ines*, *Joh. Secundus*, *Vaniere*, *Sanadon*, *Vida*, *Angerianus*, *Hoeuft*, *Avancinus* und *Balde*, die gröfstentheils schon in der *deutschen Monatsschrift* von 1790 gestanden hatten. Wenn der Vf. glaubt, er habe in solchen Uebersetzungen neuerer lateinischer Dichter eine neue poetische Fundgrube entdeckt, so hat er (*Herder's* Terpsichore war, als die *Feyerabende* herauskamen, noch nicht erschienen) sich nicht erinnert, dafs schon *Götz* in seinen Werken diese Quelle sehr häufig benutzt hat.

Berlin, b. Hartmann: *Baron Vanini und Rosemont*, oder Beyspiele von Verirrungen des menschlichen Herzens. 1796. 179 S. 8. (12 gr.)

Ob es gleich nicht auf dem Titel angezeigt ist, so hat man doch alle Ursache, diese Verirrungen für ein Buch, das sich aus dem Französischen in unsre Sprache verirrt hat, und das Original für ein ziemlich fades und zusammengestoppeltes Product zu halten. Zwey Nebenbuhler, die sich recht gut gekannt haben, finden sich in einer Einsamkeit wieder, wohin die Liebe beide verschlug, ohne sich zu erkennen. Der eine hat sich mit Denkmälern unglücklicher Begebenheiten umringt, wozu er gewaltig viel Steine zusammenschleppen läfst, und für die er einen grofsen Hang zu haben scheint, da er überall seinen Weg mit dergleichen bezeichnet. Er erzählt dem Ankömmling die dazu gehörigen Geschichten, und auf diese Art werden einige unbedeutende Novellen eingeführt, worunter die erste aus *the Orphan*, einem bekannten englischen Trauerspiel, ohne weiteren Zusatz verfertigt worden ist. In der dritten nehmen sich die Leoparden besonders gut aus, die in Portugall zwey Mädchen auf einem Spatziergange überfallen, und eines davon auffressen. „Zum Glück für mich," sagt die Uebriggebliebne, „hatten sie bey meiner unglücklichen Freundin angefangen." Diese Stelle lautet nicht sehr empfindsam, und der *Vf.* weifs doch sonst wohl, was Empfindsamkeit ist, da er seine jungen Verirrten, Rosemont und Luischen, den Entschlufs fassen läfst, als enthaltsame Einsiedler, einzeln jedoch nachbarlich, ihr Leben hinzubringen. Am Ende freylich erkennt man sich, verzeiht sich, tritt einander die Geliebte ab, und der Leser bekommt „die goldne Regel" mit auf den Weg: „dafs die Leiden„schaften die Feinde unsrer Ruhe sind, und dafs sie „uns nur glücklich machen, wenn sie der Verstand „despotisch unter seinem Scepter hat."

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Nürnberg*, in d. Rasp. Buchh.: *Reliquiae houstounianae seu plantarum in america meridionali*, a *Gulielmo Houstoun*, M. D. R. S. F. collectarum icones manu propria aere incisae; cum descriptionibus e schedis ejusdem in bibliotheca *Josephi Banks*, Baroneti R. S. P. asservatis. Juxta exemplari londinense. Editio in Germania *prima*. 1794. 42 S. 8. 26 Tafeln. Wem an den Besitz der Originalschrift gelegen ist, welche sonst von dem Besitzer verschenkt wurde, kann nun diesen genauen Nachdruck dafür nehmen. Aber wir zweifeln an dem Bedürfnifs einer editio in Germania *secunda*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 21. Januar 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Johnson u. Edwards: *Narrative of a five years expedition against the Negroes of Surinam, from the Year 1772 to 1777 by Capt. J. G. Stedman.* Vol. I. 1796. 407 S. Vol. II. 404 S. 4. nebst 80 Kupfertafeln.

Die vielen vom Vf. an Ort und Stelle (obgleich, so viel der Augenschein lehren kann, weder richtig noch schön) gezeichneten Kupfer vertheuern das Werk ungemein, und eine grosse Zahl derselben würden die wenigsten Leser vermissen, weil sie das Gefühl empörende Scenen, wie Züchtigungen und Strafen unglücklicher Neger, eine Menge der unbedeutendsten Gegenstände, oder surinamische Naturmerkwürdigkeiten, darstellen, die bessere Naturforscher, als der Vf., längst richtiger und getreuer abgebildet haben. Die Stärke beider dicken Bände, die so viel alltägliches, von andern längst Beobachtetes, wiederholen, oder nur Freuden und Leiden erzählen, die den Vf. selbst oder seine geliebte Johanna, eine Mulattensclavin, betrafen, ist uns eben so auffallend gewesen. Aber er verbreitet sich dabey über die Geschichte der Kolonie Surinam, und die einzelnen Vorfälle des Krieges zwischen den Einwohnern und ihren rebellischen Negersclaven, die barbarische Behandlung der letztern, davon hier so viel einzelne Beyspiele gehäuft sind, dass wir mehr als einmal sein Buch haben weglegen müssen. Auch verweilt er zu oft und zu lange bey jedem ihm neuen Naturgegenstand, durch deren häufig aus Fermin, Bancroft u. a. entlehnte Beschreibung sein Tagebuch seltsam genug unterbrochen wird. Wer sich indess überwinden kann, so viele mit des Vf. Abentheuern, Streitigkeiten, Duellen, Krankheitsgeschichten und Mühseligkeiten angefüllte Blätter zu durchlaufen, wird am Ende doch mit ihm ausgesöhnt, weil er seinen Lesern die unglaublichen Beschwerden eines europäischen Corps, das in den unwegsamen Wäldern und Sümpfen eines heissen Landes die Schlupfwinkel der entlaufenen Neger aufsuchen muss, auch die Lebensart der surinamischen Colonisten und manche Eigenthümlichkeiten dieses Landes sehr darstellend schildert.

Hr. S., ehemals Officier der schottischen Brigade in Diensten der Generalstaaten, ward 1772 mit einem besondern Corps nach Surinam geschickt, um die Colonie gegen die Verwüstungen der entlaufenen Neger zu schützen, und hatte das Glück den grösten Theil seiner Gefährten zu überleben, die theils durch das ungesunde Klima, theils durch den Geiz und Starrsinn ihres Führers, des Obersten Fourgoud, aufgerieben wurden. Die Seereise dahin wird umständlich genug beschrieben, und der Vf. unterlässt nicht, verschiedene fliegende und andere Fische durch Abbildungen seinen Lesern mitzutheilen. Wir übergehen ebenfalls die alte Geschichte der Colonie, und die Einleitung über das Land Guiana, auf dessen Küste Surinam nebst andern Niederlassungen belegen ist. Die Karte, welche letztere erläutern soll, ist dieselbe, welche Hartsink schon seiner Beschreibung der holländischen Colonieen beygefügt hat. Auf einer andern, die Surinam allein vorstellt, kann man zugleich die Marschruthen des Obersten Fourgoud und des ihm untergebenen Corps gegen die Neger sehen, deren Wohnungen nach langen Umherziehen durch dicht verwachsene Waldungen verbrannt, und sie selbst von ihren Verfolgern gezwungen wurden, nach Cayenne zu entfliehen. Das Wasser bey Paramaribo, der Hauptstadt von Surinam, ist nicht trinkbar, und die Schiffe müssen ihren Wasservorrath auf 6 deutsche Meilen weit Landeinwärts holen. Schon um 1728 wurden die entlaufenen in den Wäldern versteckten Neger der Colonie gefährlich, und sie mussten 1749 mit ihnen Frieden schliessen. Ihre bisherigen Anfälle auf die entlegensten Plantagen wurden theils aus Rache gegen ihre tyrannischen Herren ausgeführt, theils um sich mit Waffen und Gewehr zu ihrer Vertheidigung zu versehen. Die Rebellen, welche unser Vf. bekriegen musste, empörten sich um 1772 am Flusse Cottica gegen ihre Herren, und damals ward gegen sie in Surinam ein Corps freygelassener Neger errichtet, die den Einwohnern die wichtigsten Dienste geleistet haben. Mit ihnen musste auch unser Vf. die Feinde der Colonisten verfolgen. Die Matrosen der holländischen Handelsschiffe werden von den Pflanzern sehr mishandelt. Sie müssen ihnen die schwersten, niedrigsten Arbeiten ohne alle Belohnung verrichten, und will der Capitain seine Leute schonen, so läuft er Gefahr, ohne Ladung heimzukehren. Das Rindfleisch ist in Surinam sehr schlecht. Rinderbraten wird häufig aus Holland in dicht verwahrten blechernen Behältnissen herüber geschickt, und kömmt sehr gut an, da weder Luft noch Wasser eindringen kann. Schweine werden hier mit unreifen Ananas gemästet. Nach einem halbjährigen Aufenthalte in Paramaribo gingen die Truppen den 3. Jul. 1773 gegen die Neger zu Felde. Sie wurden aber erbärmlich verpflegt, und mussten sich von gesalzenen Fleische und harten unverdaulichen Schiffszwieback nähren, weil ihr Oberster behauptete, keine Speise wäre in den heissen Himmelsstrichen gesunder, als diese.

diese. Eben derselbe hielt den Leuten den Sold zurück; daher konnten sie selten einige Erfrischungen kaufen. Ihnen ward weder Arzt noch Wundarzt, in den wüsten Gegenden mitgegeben, sie litten also eben so sehr durch die schlechte Kost, als von den Stichen der Musquitos und andern Ungeziefers, und der elenden Pflege in den immer angehäuften, oft mitten in faulenden Sümpfen angelegten Spitälern. In den Wäldern giebt es ungeheure Schlangen, der Vf. erlegte eine, die 22 Fuss lang war. Ganz ausgewachsen erreichen sie die Länge von 40, und im Umfang haben sie völlig vier Fuss. Die Eingebohrnen nennen sie Aboma; aber ihre Kraft, die andere von ihr erzahlen, den Gegenstand, den sie verschlingen will, zu bezaubern, dass er sich nicht von der Stelle bewegen kann, leugnet Hr. *S.* In den Waldern konnten die Truppen nur hintereinander marschieren. Zwey Neger mussten mit Holzäxten den Weg öffnen, und die übrigen waren unter die Soldaten vertheilt, die halbverdorbenen Lebensmittel mitzuschleppen. In diesem undurchdringlichen Dickigt wurden die Leute bey der unerträglichsten Hitze von Dornen verwundet, oder von Ameisen, Chigos, wilden Bienen und andern Insecten zerstochen. Der Bienenstich verursacht gewöhnlich Fieber, und Blindheit auf einige Stunden, wenn die Augenlieder verwundet werden. Die leichte europäische Kleidung ward bald auf solchen Märschen zerrissen, und Officiere und Gemeine gingen baarfuss. Wegen seiner durch solche Marsche, und Mangel an aller Pflege bald erschöpften Gesundheit ward der Vf. und mehrere Officiere zur Cur nach Paramaribo zurückgeschickt. Die armen Gemeinen blieben entweder in den Wäldern liegen, oder wurden in den armseligen Hospitälern von unwissenden Aerzten bald hingeopfert. Wenn Hr. *St.* diese und andere Schilderungen des endlich überstandenen Elends nicht übertrieben hat, so muss man sich wundern, wie man einem solchen Ungeheuer, wie dem Obersten F., das Commando anvertrauete, und das ganze Corps ohne allen vernünftigen Zweck einem gewissen Tode überlieferte. In der Stadt sahe der Vf. eine Ladung Negersclaven ankommen und verkaufen. Die holländischen Sclavenhändler sorgen nicht einmal dafür, dass ihre Neger gesund und gut aussehend ankommen. Der Vf. kann ihren traurigen abgemergelten Zustand nicht genug beschreiben; er nennt den ausgeschifften Trupp eine Auferstehung von Haut und Knochen. Sie waren aber keinesweges traurig oder niedergeschlagen, sondern vielmehr munter und vergnügt. — Baumwolle wird erst seit 1752 mit Vortheil in Suriname gebauet. Wenn die Regenzeit nicht zu lange dauert, giebt der Strauch guten Gewinn. Eine Plantage kann jährlich 25000 Pfund liefern. In den Waldern von Guiana giebt es wilde Puter, die Einwohner nennen sie nach unserm Vf. *boossy Calcu*, wahrscheinlich Bosch Calcoen. Wir haben bey mehrern Stellen seines Werks bemerkt, dass ihm die hollandische Sprache nicht geläufig war. Bey den Streifereyen durch die verwachsenen Waldungen, um die aufrührischen Neger aufzusuchen, irrten die Truppen oft Tage lang umher ohne Wasser. Ihre Negersclaven zeigten ihnen zuweilen, wie man dasselbe ohne viele Mühe, aus wilden Ananaspflanzen, dicht bey der Wurzel abgehauen, gewinnen könnte. Manche Pflanze, die während der Regenzeit alle Feuchtigkeit, vermittelst ihrer Blätter, aufgefangen hatte, gab zuweilen eine Kanne guten trinkbaren Wassers. In Paramaribo wird das Weglaufen der Neger noch sehr häufig mit Abhacken der Füsse bestraft. Man braucht diese Unglücklichen hernach als Ruderer der Böte und andrer Fahrzeuge ihrer Herren. Aber viele überleben auch diese Operation nicht. — Die Yams erreichen in Surinam eine fast unglaubliche Grösse. Sie wiegen vierzig bis sechzig Pfund, und von einem englischen Morgen kann man zehn bis zwanzigtausend Pfund dieser Früchte gewinnen. Ihre Reife erlangen sie erst in sechs bis acht Monaten, man kann sie ein Jahr lang aufbewahren; und sie dienen vorzüglich zur Speise der Negersclaven. — Gesuchtere Leckerbissen sind in Surinam eine Art Würmer, die in der Kohlpalme häufig gefunden werden (*Curculio palmarum*), die Grösse und Dicke eines Mannsdaums haben, und gebraten verspeist werden. Sie heissen Gru-gru, und haben einen sehr gewürzhaften Geschmack, aus ihrem Fett wird auch eine Art Butter gewonnen. Den Jaguar oder amerikanischen Tiger beschreibt der Vf. weit grösser und furchtbarer, als Büffon und andere ihn schildern. Manche sind von der Schnauze bis zur Spitze des Schwanzes sechs Fuss lang. Sie verzehren eine Ziege oder ein Schaaf ohne Umstände; Pferde und Rindvieh werden von ihnen auf den *Plantagen* getödtet, und man hat Beyspiele, dass sie Negressen und Negerkinder weggeschleppt haben. Die gemächliche, wollüstige Lebensart eines Plantageneigenthümers beschreibt Hr. *St.* sehr malerisch. Er hat auch einen dieser Weichlinge in seiner Morgenkleidung abgebildet, wie ihm ein Negermädchen ein Glas Madera reicht. Auf die Dauer ist aber diese Lebensart nicht; denn da sie ihre Besitzungen meist mit fremdem Gelde erkaufen, so reicht der Ertrag selten zu ihren Verschwendungen hin, und sie sind nach Verlauf einiger Jahre genöthigt, ihr Gut den Glaubigern zu hinterlassen. Die Neger werden unter solchen Wollüstlingen über ihre Kräfte angestrengt, und tyrannisch behandelt. — Früchte, mit einer dünnen feinen Haut umgeben, gedeihen in den tropischen Gegenden nicht. Daher wachsen in Surinam keine Trauben, Kirschen, Pflaumen, Apricosen, Pfirschen, nicht einmal Aepfel oder Birnen. Der Vf. kommt nun wieder auf die beschwerlichen Märsche der Truppen durch die Wildnisse. Wollten sie ausruhen, so verscheuchten die Muskitos den Schlaf; am Tage wurden sie von Chigoes, giftigen Ameisen und anderm Ungeziefer zerfressen, dass sie ganz mit Eiterbeulen bedeckt waren; dabey mussten sie häufig durch tiefe Sümpfe marschieren, welche sie bis an die Achseln im Wasser durchwadeten. Es fehlte ihnen oft an Lebensmitteln, sie erhielten sich zuweilen Tage lang von einer halben Portion, oder von Reis, Yams und Mahis, welche sie in den zerstörten Schlupfwinkeln der Neger fanden.

den, und die jüdischen Soldaten der Compagnie waren so ausgehungert, dass sie Pockelschweinfleisch begierigst verzehrten, wenn sie nur ein Stück habhaft werden konnten. Und diese Märsche wurden immer in der Regenzeit unternommen. Unter den vielen Bäumen und Gewächsen, die in diesem Werke gelegentlich beschrieben werden, wobey der Vf. aber nicht allemal bemerkt, ob er seine Beschreibung auf der Stelle aufsetzte, oder von andern entlehnte, fand man in den Wildnissen von Guiana den Matakibaum. Dessen sehr hohe Wurzeln verbreiten sich so weit über den Boden, dass zwanzig Mann darunter stehen können, ja ein Reuter durch die Oeffnungen der Wurzeln ungehindert durchzureiten im Stande ist. Weiter wird übrigens von dessen Eigenschaften nichts erwähnt. Die ursprünglichen Einwohner von Surinam, die Aruwaken und andere Völkerschaften beobachtete Hr. *S.* nur in Paramaribo; aus Erzählungen anderer rückt er indessen Schilderungen ihres Charakters und ihrer Sitten ein, die keine neue Aufschlüsse geben. Hier sah er auch einen portugiesischen Juden die Kinder eines Hn. Reinsdorf im Christenthum unterrichten. An Tonnenzahl bezahlt jedes Schiff aus Holland 3 Gl. und aus Nordamerika 6 Gl. für die Tonne, ausser dem besondern Zoll für alle Artikel der Ein- und Ausfuhre. Die Einwohner selbst sind auch mit mancherley Abgaben beschwert. Weisse und Neger bezahlen Kopfgeld, Kinder unter zwölf Jahren ohne Unterschied der Farbe und des Geschlechts 1 Gl. 5 Stüver und Erwachsene drittehalb Gulden. Dennoch stiegen während der Zeit, dass der Vf. in dieser Colonie diente, die gesammten Staatseinkünfte nicht über 1282000 Gl. Die Negerinnen in Surinam sind bey guter Pflege und Behandlung sehr fruchtbar. Der Vf. kannte eine, die in drey Jahren neun Kinder geboren hatte, im ersten Jahre vier, im zweyten zwey, und im dritten drey. Auch die sogenannten Touvingas, oder Negerfamilien, die nur zwey, drey oder vier Finger und Zehen an jeder Hand oder jedem Fuss haben, sahe er. Er nennt sie *Accoris*. Uns wundert, da er gewöhnlich jeden ihm merkwürdigen Gegenstand abzubilden versucht hat, dass er diesen besondern Stamm abzuzeichnen vergass. Hartsinck, den er bey seinem Werke verschiedentlich benutzte, hat sie im zweyten Theil seiner Beschreibung von Suriname wirklich abgebildet. Letzterer sagt auch, dass sie bloss zu einer misgestalteten Familie gehören, kein ganzes Geschlecht ausmachen, wie einige behauptet haben, und dass sich ihre Anzahl sehr vermindere. Der bekannte Neger *Graman Guaci*, durch den 1730 die medicinischen Kräfte der Quassia bekannt wurden, lebte noch bey des Vf. Anwesenheit in Paramaribo. Er war bey den Schwarzen in grossem Ansehen, denen er Amulete oder sogenannte Obias verkaufte. Hr. *S.* hat ihn auch in seinem bordirten Rock und Federhut in Kupfer stechen lassen. Das ungesunde Klima, die Strapazen und schlechte Nahrung hatten unter dem Corps, bey welchem der Vf. in Surinam stand, solche Verheerungen angerichtet, dass von fast 1200 gesunden Europäern nicht hundert nach Holland zurückkehrten, und unter diesen waren nicht zwanzig bey völliger Kraft und Gesundheit. Am Ende dieses Tagebuches ist eine kurze Geschichte der schottischen Brigade in niederländischen Diensten angehängt, zu der unser Vf. bis 1783 gehörte. Doch ausser ihrer ersten Errichtung von 1570, wo sie bloss aus einigen independenten Compagnieen bestand, meldet er von ihren Schicksalen nichts weiter, als einige Beweise ihrer Tapferkeit in den niederländischen Kriegen, nicht einmal, dass sie lange Zeit die Besatzung in den an England verpfändeten Häfen Briel, Vliessingen und Kamakens ausmachten, und erst 1616 in Dienst der Generalstaaten kamen, wie Jacob I ihnen diese Plätze gegen 250,000 L. wieder einräumte.

Zum Schlusse wollen wir noch ein kurzes Verzeichniss der naturhistorischen Abbildungen anhängen mit Nachweisungen besserer Darstellungen derselben Gegenstände, so viel uns deren bekannt sind. Wo keine andern angegeben sind, kennen wir auch keine andern, wenigstens keine bessern.

Tom. I.

The Dorado = *Coryphaena Hippurus. Linn.* — Bloch. Taf. 174.
The flying Fish = *Exocoetus Volitans. L.* — Bloch. Taf. 398.
The Sawfish = *Squalus Pristis. L.* — Bloch Taf. 120.
The Shaddock = *Citrus decumana. L.* — Rumpf. Amb. 2. t. 24. f. 2.
The Tamarind Tree = *Tamarindus Indica. L.* — Jacquin Stirp. Amer. pict. t. 13.
The Toucan = *Ramphastos Toco. L.* — Buffon planch. enl. 82.
The Sunfowlo or Flycatcher = *Ardea Helias.* — Pallas neue nord. Beyträge B. 2. T. 3.
The Ai = *Bradypus tridactylus. L.* — Schreber Säugthiere. Taf. 64.
The Unau = *Bradypus didactylus. L.* — Schreber Säugth. Taf. 65.
The Micon = *Simia argentata. L.* — Schreb. Säugth. Taf. 36.
The Sikki-Sikki = *Simia sciurea. L.* — Schreb. Säugth. Taf. 30.
The Aboma Snake = *Boa constrictor. L.?* oder vielmehr *Boa Cenchris. L.?*
The Alligator or Cayman = *Lacerta Alligator. L.* — Catesby Carol. 2. t. 63.
The Leguana or Iguana Lizard = *Lacerta Iguana. L.* — Seba mus. vol. I. t. 95 — 98.
The blue et Yellow Macaw = *Psittacus Ararauna. L.* — Buffon pl. enl. t. 36.
The Amazon Macaw = *Psittacus Aracanga. L.* — Buffon pl. enl. t. 641.
The Cotton Tree = *Gossypium vitifolium. L.* — Cavanilles 6. t. 166.
The Armadillo = *Dasypus novemcinctus. L.* — Schreber Säugth. 71. 76.
The Porcupine = *Hystrix prehensilis. L.* — Schreber Säugth. t. 168.
The Cocoa-Nut-Tree = *Cocos nucifera. L.* — Jacquin Stirp. amer. t. 169.
The Manicole or Lantanier = *Manicaria saccifera?* oder *Oleophora Lantania?*
The Peacock-Pheasant = *Crax Alector. L.* — Buffon pl. enl. 86.
The Agamy = *Ardea Agami. L.* — Buffon pl. enl. 859.
The Bajew or Stag of Guiana = *Cervus mexicanus. L.* — Buffon hist. nat. VI. t. 37.
The Wirrebocerra = *Moschus americanus. L.*
The Sugar-Cane = *Saccharum officinarum L.* — Planck pl. med. t. 40.
The Red Curlew = *Tantalus ruber. L.* — Buffon pl. enl t. 80. 81.

The Spurwinged Waterhen = *Parra variabilis. L.* — Buffon pl. enl. t. 846.
The Plantain et the Banana = *Musa paradisiaca et Sapientum Trew.* — Ehret. t. 18 — 23.
The Pingo-Warree = *Sus Scrofa et ferus.*
The Pecary = *Sus Tajaßu. L.* — Buffon hist. nat. X. t. 3. 4.

Tom. II.

The Quato = *Simia Paniscus. L.* — Schreber. Taf. 26.
The Saccawinkee = *Simia Pithecia. L.* — Schreber Taf. 32.
The Arnotto = *Bixia orellana. L.* — *Sonnerat* Voy. de la Nouv. Guinee. tab. 13. und die Frucht beym Gartner de fructib. et Seminib. plantar. tab. 61. f. 3.
The Gru-Gru = *Curculio palmarum L.* Der Kafer ist oft gezeichnet, allein die Raupe unsers Wissens noch sonst nie.
The Anamou oder *Tinamou* = *Tetrao major. L.* — Buffon planch. enluminées. pl. 476.
The Woodrat = *Cavia Akuschi.* — Schrebers Säugth. t. 162.
The Crabbodago or Grison = *Viverra vittata* — Schrebers Saugth. t. 124.
The Jaguar = *Felis Onca. L.* — Schreb. Säugth. t. 102.
The Tyger-Cat. = *Felis tigrina. L.* — Schreb. Säugth. t. 106.
The Maureecee-Tree = *Mauricia flexuosa.*
The Mountain-Cabbage.
The beetle that produces the maureeceeworms. F. et G. = *Curculio Palmar.*
Limes = *Limonia monophylla.* Burm. zeyl. t. 65. f. 2. et *Limonia acidissima.* Rumph. amb. 2. t. 43.
Mammy Apple = Jacquin Stirp. amer. pict. t. 248.
Capsicum = *Capsicum. Linn.* Allein es giebt so viele Varietäten, die nur durch Kleinigkeiten vom Botaniker unterschieden werden, welche Hr. *S.* nicht gezeichnet hat: daher man diese nicht bestimmen kann.
The Marine Opossum = *Didelphis marina.* — Schreb Säugth. t. 149
The Vampire = *Vespertilio Spectrum. L.* — Schreb. Säugth. t. 45.
The Aguti = *Cavia Aguti.* — Schreb. Säugth. t. 172.
The Paca = *Cavia Paca.* — Schreb. Säugth. t. 171.
The Tapir = *Tapir Americanus.* — Buffon. Supplem. Vol. XI. ed. 12mo. tab. 1.
The Manati = *Trichechus Manatus australis. L.* Davon ist noch keine gute Zeichnung vorhanden.
The Green Butterfly = *Papilio Leilus. Linn.*
The Rattle Snake = *Crotalus Durissus.* — Vosmaer. Monograph. tab.
The Dipsas = *Coluber Dipsas. Linn.* — Seba. Muf. 2. t. 24 f. 3.
The Cacao Tree = *Theobroma Cacao.*
The Musk Melon = *Cucurmis Melo varietas.*
The Water Melon = *Cucurbita Citrullus.* — Blackwal herb. t. 157.
The Pine Apple = *Bromelia Ananas.*
The Yellow Woodpecker = *Picus cinnamomeus.* — Buffon. pl. enl. 524.
The Woodlouse fowl = *Trogon Curucui.* — Buffon pl. enl. 452.
The Indigo-plant = *Indigofera Anil?*
The Tamandua = *Myrmecophaga jubata.* — Schreb. Säugth. t. 67.
The Coati-Mondi = *Viverra Nasua.* — Schreb. Säugth. t. 118.
The Spoonbill = *Platalea Ajaja.* — Buffon pl. enl. t. 165.
The Jabiru = *Mycteria Americana.* — Buffon pl. enl. t. 817.
The Coffee Tree = *Coffea arabica.* — Regnier botan. t. 303.
The Shark = *Squalus Carcharias.* — Bloch. t. 119.
The Remora = *Echeneis Remora.* — Bloch. t. 172.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Halberstadt, b. dem Vf. u. im Waisenhause: *David Klaus.* Ein Sittenbuch für gute Leute in allen Ständen, von *Joh. Werner Streithorst.* 1796. XXXVI u. 184 S. 8. (10 gr.)

Eine Erweiterung des Aufsatzes, den Hr. Consistorialrath Streithorst geschrieben und der Nekrolog wiederholt hat. Die ganze Geschichte des bürgerlichen Lebens von *Dav. Klaus* läfst sich in diese wenigen Worte zusammenfassen: D. Kl. war eines Hirten Sohn, selbst Hirte, hernach Hospitalit und Vorleser im Armenhause; nie Gatte oder Vater. Alles dies ist an sich nicht merkwürdig, wird es aber dadurch, dafs ein Mann in so ungünstigen Verhaltnissen, in einem so beschränkten Lebenskreise, in solcher Niedrigkeit und Armuth ein ausgezeichnet denkender, verständiger, und an edlem Sinn und Herzen wenige seines Gleichen habender Mensch geworden ist. Die Geschichte seiner Geistesbildung ist sehr anziehend. Aus einer innern, regen Wifsbegierde, (wie sie sich bey der Musse des Hirtenstandes unter den offnern Köpfen doch nicht selten äussert,) sucht er sich Kenntnisse aller Art zu erwerben, liest unablässig, macht aus allem Gelesnen Auszüge, schafft sich nach und nach eine Bibliothek von mehr als 1000 Bänden an, von der man kaum begreift, wie ein so dürftiger Mann die Kosten dazu aufbringen konnte. Er bekommt einen unter den Denkern der untern Stände nicht ungewöhnlichen Hang zur Mystik, der aber bey ihm sonderbar mit reinen, vernünftigen, hellen Einsichten über Angelegenheiten der Religion und des Lebens gepaart ist, und nichts weniger als in Fanatismus ausartet. Aber noch mehr fesselt der fleckenlose Charakter dieses Mannes, der sich in Frömmigkeit, Demuth und Bescheidenheit, Sanftheit, Arbeitsamkeit, Wohlthätigkeit, Dienstfertigkeit, Zufriedenheit mit seinem Loose, überhaupt durch jede Tugend auswies, zu deren Ausübung ihm die kleine Sphäre seines Thuns und Treibens Gelegenheit gab. Doch wie er das alles war, muss man selbst in seines Freundes Streithorsts Darstellung lesen, die bey aller Einfachheit doch durch den Inhalt selbst, durch die Wahrhaftigkeit des Erzählers und durch die eingestreuten, zu dem Zwecke eines Sittenbüchleins vorzüglich passenden Winke, Lehren und Nutzanwendungen einen bedeutenden Werth erhält. Den gröfsern Theil dieser Schrift macht *David Klausens Spruchsammlung* im Auszuge, nach gewissen Rubriken geordnet, aus. Eine Sammlung goldner Sprüche! Zum Hand- und Lesebuch für die untern Stände hat auch Hr. *v. Dohm* neulich in einer in der Halberstädischen literärischen Gesellschaft gehaltnen Vorlesung die Streithorstische Schrift besonders empfohlen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 23. Januar 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Halle, b. Curts Erben und London, b. Elmsly: *Novum Testamentum Graece.* Textum ad fidem codicum, versionum et Patrum recensuit et lectionis varietatem adiecit D. *Joh. Jac. Griesbach.* Volumen I. IV Evangelia complectens. *Editio secunda* emendatior multoque locupletior. Ausser der Vorrede, die Prolegomena 132, der Text und die Anmerkungen 554 S. gr. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Bey einem Werke, das, wie dieses in der Kritik des neuen Testaments, Epoche gemacht hat, und in seiner Art schwerlich jemals von einem andern übertroffen werden wird, welches alle Vollkommenheiten des gegenwärtigen eben so in sich vereinigte, ist es vorzügliche Pflicht eines Recensenten, das Eigenthümliche desselben und dessen Werth und Verdienste darzustellen. Zwar kann man dieses schon bey Allen, die sich um jene Kritik bekümmern, als bekannt aus der ersten Ausgabe, voraussetzen, die im J. 1775 und 77. auch in zwey Bänden erschien. Aber diese zweyte ist nicht nur völlig um die Hälfte vermehrt, sondern sie ist auch mit einem so neuen vieljährigen, und, fast möchten wir sagen, ängstlichen Fleisse bearbeitet, *dass* man dieses Werk, wie es jetzt ans Licht tritt, und so weit es Eines ganz zu dieser Arbeit gemachten Mannes Kräfte, oder vielmehr die Umstände erlauben, unter welchen jetzt diese Sache auszuführen möglich war, ohne Uebertreibung eines der vollendetsten nennen kann. Es muss Hn. G. eben so erfreulich als ehrenvoll seyn, dass diese zweyte Ausgabe in eine Zeit fällt, wo seine Grundsätze in der Kritik des N. Test. gewiss von allen unbefangenen Kennern gebilligt werden, und dass Er das Verdienst hat, vornehmlich durch seine Schriften, diese Grundsätze geltend und einleuchtend gemacht zu haben; ja dass man selbst in England, wo das Studium dieser Kritik, ausser Deutschland, am meisten getrieben wurde, diese Verdienste schätzen gelernt hat. Ein Beweis davon ist der Antrag des Herzogs von *Grafton*, dessen Ausgabe in England wieder drucken zu lassen, welches Gelegenheit gab, dass, da Hr. G. eben mit dieser neuen Ausgabe umging, diese in Deutschland unter seinen Augen gedruckt und nur eine gewisse Anzahl von Exemplarien auf Englischem Papier, welches der Herzog zu diesem Behufe nach Jena hatte senden lassen, in einer etwas andern Gestalt für England abgezogen wurden. Um zu zeigen, was Hr. G. geleistet habe, wollen wir *erstlich* von seiner jetzigen Sammlung der verschiedenen Lesearten Nachricht geben; *alsdann* bemerken, wie er daraus den abgedruckten Text gebildet, oder dessen Recension, wie man es nennt, zu Stande gebracht habe; *zuletzt* aber von seinen Prolegomenen reden, worinn er von seinem Unternehmen, den dabey gebrauchten Hülfsmitteln, den Regeln, welche er bey deren Gebrauche befolgt hat, und den danach getroffnen Einrichtungen, Rechenschaft giebt.

Die Absicht bey dieser ganzen kritischen Ausgabe war: einen gedrängten Auszug aus dem ganzen kritischen Apparat zum Texte des Neuen Testaments zu geben, der in so vielen zum Theil grossen und kostbaren Werken und Schriften zerstreut liegt; und dadurch nicht nur Anfängern in dieser Kritik das Wissenswürdigste in diesem Fache bekannt zu machen, sondern auch Gelehrten die Bequemlichkeit zu verschaffen, mit einem Blick das Verlangte zu übersehen, und alle bekanntgewordne Zeugen für eine Leseart beysammen zu finden. Hr. G. hat deswegen geflissentlich keine nur irgend wissenswerthe Varietät übergangen, vielmehr alles von dem gewöhnlichsten gedruckten Texte (d. i. dem Elzevirischen von 1624.) abweichende zusammengetragen, wenn es eine wahrscheinliche Leseart enthielte; oder etwas beytragen konnte, ächte Lesearten von Verfälschungen leichter zu unterscheiden, und der Geschichte des griechischen Texts, seiner verschiednen Recensionen und der verschiednen Familien von Handschriften, mehr auf die Spur zu kommen; oder wenn Lesearten in mehrern wichtigen Handschriften vorkamen, oder sich in einige erhebliche Ausgaben eingeschlichen hatten, oder den Sinn merklich änderten, oder zur Erklärung der von den heiligen Schriftstellern gebrauchten Redensarten einigermassen dienen konnten. Er ist zu dem Ende die *Millischen, Bengelschen* und *Wetsteinschen* Sammlungen nochmals so genau durchgegangen, als hätte er sie vorher noch gar nicht excerpirt, und mit eben dem Fleiss die kritischen Ausgaben von *Matthäi, Alter* und *Birch.* Er hat die zerstreuten Beyträge, die *Knittel, Treschow, Michaelis, Döderlein, Eichhorn,* u. a. aus Handschriften gegeben haben, die in England besorgten herrlichen Abdrücke der Alexandrinischen und Cambridger Handschrift, und alles dasjenige benutzt, was Er selbst ehedem in England und Frankreich aus Vergleichung wichtiger und in seinen Symbolis beschriebenen Handschriften gewonnen hatte. Bey dem Gebrauch der alten Uebersetzungen hat er zwar *Mills, Bengels* und *Wetsteins* Ausgaben, aber auch, ausser eignen Beobachtungen, das weit Zuverlässigere zu Rathe gezogen, was *Bode, White, Storr, Adler, Woide, Münter,* Georgi u. a. bekannt gemacht, bey der Anme-

Armenischen aber besonders, was ihm Hr. *Bredenkamp* und bey der *Slavonischen*, was ihm Hr. *Dobrowski* mitgetheilt hatte, von welchem letztern insbesondre hier (Prolegom. p. 127. ff.) merkwürdige Nachrichten von 12 Handschriften dieser Slavonischen Uebersetzung und der dreyfachen Art von Ausgaben derselben vorkommen. Dass er die Lesearten der Sahidischen und sogenannten Syrisch-Hierosolymitanischen, die erst ganz neuerlich bekannt gemacht worden, mit in diese neue Ausgabe aufgenommen habe, lässt sich von selbst erwarten. Sehr genau hat er vornehmlich die von *Blanchini* und *Sabatier* herausgegebnen alten lateinischen Uebersetzungen, sowohl die sogenannte *Itala* als *Vulgata*, verglichen und die Excerpte, welche *Dobrowski*, *Alter* u. a. daraus gemacht, mit benutzt. Bey den Kirchenvätern (aus welchen freylich noch manche Nachlese musste zurück gelassen werden) hat er theils das von Andern bereits Gesammlete, theils, was ihm eigene Lectüre darbot, gebraucht, und wenigstens des in diesem Stück so wichtigen Origenes sämtliche griechische Lesearten aufgenommen.

Ein für diese Ausgabe sehr vortheilhafter Umstand war es, dass in dem Zeitraum, der zwischen ihr und der erstern verfloss, so manche einzelne treffliche Quellen für die Kritik des Neutestamentlichen Textes entweder eröffnet oder mehr gereinigt worden waren. Dies und die nochmalige Revision der bey der ersten Ausgabe gebrauchten, sowohl als Vergleichung derer Hülfsmittel, die damahls zwar schon hätten gebraucht werden können, aber von ihm gar noch nicht oder nicht genug zu Rathe gezogen waren, hat den Vorrath von Varianten in dieser neuen Ausgabe sehr bereichert. So hatte Hr. G. ehedem noch nicht die Stellen aufgenommen, die sich als Fragmente aus dem Evangelio der Hebräer erhalten haben, und die man jetzt, vornehmlich bey Matth. 3 und 18, eingetragen findet. (Doch vermisset Rec. die Verschiedenheit und Zusätze dieses hebräischen Evangelii bey Matth. 19, 16. flg., welche Origenes in den Tomis aufbehalten hat, und bey Luca 22, 15. die verschiedne Leseart des gedachten Evangelii, wie sie Epiphanius haer. XXX, 21. anführt.) Eben so waren in der ersten Ausgabe manche Lesearten vermuthlich übergangen worden, weil sie nur unbeträchtliche Zeugen für sich hatten; jetzt, nachdem sie durch wichtigere Zeugen bewährt sind, haben sie billig einen Platz erhalten, wie z. B. Matth. 5, 48. ὁ ουρανιος und ὁ ἐν ουρανοις, Kap. 18, 12. ουχι ἀφησει oder ἀφιησιν — ἐπι τα ὀρη και πορευθεις ζητει etc. v. 15. ὑπαγε και ἐλεγξον, v. 16. μετα σεαυτε und σαθησεται, v. 26. ὁ δουλος ἐκεινος, Kap. 19, 13. προσηνεχθησαν, v. 16. προσελθων τῳ Ιησου. γονυπετων αὐτον και λεγων. Andere Lesearten sind wenigstens jetzt genauer und vollständiger angegeben; als Kap. 18, 20. die Leseart der Cambridger Handschrift von der ersten Hand ὀυκ εισι γαρ — ὀνομα, παρ' οἱς ὀυκ εἰμι. Manche sind auch ganz neu; d. i. sie stehen in keiner vor der Griesbachischen erschienenen kritischen Hauptausgabe, weder bey Mill, noch Bengel, noch Wetstein, und sind grösstentheils erst eine Ausbeute jener neuerlich entdeckten Fundgruben; als: Matth. 17, 26. der lateinische Zusatz am Ende: ait Petrus: Ita Domine; Kap. 18, 21. ποσακις, ἐαν ἁμαρτησει εἰς ἐμε ὁ ἀδελφος μου, ἀφησω αὐτῳ; Kap. 19, 16. τι ποιησω ohne ἀγαθον; Marc. 12, 38. και ἐν τῃ διδαχῃ αὐτου ἐλεγεν. Wie sorgfältig Hr. G. alles wieder nachgesehen habe, sieht man besonders daraus, dass er jetzt viele Zeugnisse, die Wetstein falsch angegeben und er ihm nachgeschrieben hatte, ganz weggestrichen, an deren Stelle hingegen sicherere gesetzt z. B. Matth. 18, 11. zu der Leseart ζητησαι και σωσαι; und eben so, wo vorhin keine Zeugen genannt waren, wie Matth. 3, 12. bey αὐτου und Marc. 12, 38. bey der Leseart ὁ δε διδασκων ἁμα ἐλεγεν αὐτοις, sie nunmehr aufgeführt; wo sonst bloss mit einem Asteriscus eine verschiedne Interpunction des Textes angedeutet war, jetzt die Zeugen für dieselbe genannt z. B. Matth. 18, 12; auch öfter für die gemeine Leseart die erheblichern Zeugen erwähnt hat, wie bey dem εἰκη Matth. 5, 22., desgleichen bey Joh. 1, 2 und 3. 3, 25. etc. Conjecturen oder vorgeschlagne Verbesserungen des Textes sind nur hie und da berührt; sie sind ja auch mehr Kritik über den Text und gehören eigentlich in keine solche Sammlung, die nur Zeugnisse für wirklich vorhandene Lesearten aufstellen soll. Nur einmal erinnern wir uns eine vom Hn. G. selbst vorgeschlagne Aenderung angetroffen zu haben, bey Marc. 12, 21. wo er vermuthet, man müsse am Ende lesen: και ὡσαυτως και οἱ ἑπτα.

Ueberhaupt kommt keine kritische Ausgabe des N. T. dieser jetzigen in der sich selbst auf Kleinigkeiten erstreckenden Treue bey, und wir haben oft die gewissenhafte Geduld bewundert, mit welcher Hr G. die mindesten Varietaten z. B. in den Handschriften der alten lateinischen Uebersetzungen, in Origenis und Andrer Schriften, ausgezeichnet, und unzahliche Fehler seiner Vorgänger, auch selbst eigne kleine Fehler der ersten Ausgabe, verbessert hat, und oft gewünscht, dass die, welche mit so vieler Verachtung oder hämischen Argwohn auf die Kritik des Neuen Testaments herabsehen, nur den zehnten Theil des gewissenhaften Fleisses auf das, was sie selbst Gottes Wort nennen, und dessen Bewährung wenden möchten. Wir haben in sehr vielen Stellen recht geflissentlich nachgesehen, ob Hn. G. Angaben durchaus mit den Quellen, woraus er schöpfte, übereinkämen, aber nicht eine einzige gefunden, wo man ihn einer falschen Angabe zeihen könnte, so beynahe unvermeidlich es auch scheint, dass sich selbst der Scharfsichtigste bey einer solchen Menge von ausgezeichneten Kleinigkeiten nicht einmahl versehen sollte. (Nur bey Einer Stelle Joh. 13, 2. können wir uns darein nicht finden, dass die Handschriften der lateinischen Uebersetzung *foss. germ. gat.* für die Leseart Ισκαριωτης, und doch hernach eben dieselben wieder für die Leseart der Vulgate Ισκαριωτου angeführt werden).

Dass er bey der Auswahl aus einer so ungeheuren Menge von Varianten wie schon gesagt, sehr wenige blosse Conjecturen gelehrter Männer mit in sein kritisches Magazin aufgenommen; dass er unerhebliche Lesearten aus jüngern Handschriften, ganz unbedeutende

Vor-

Vorsetzungen der Worte, ungewöhnliche oder verdorbne Orthographie und andre Kleinigkeiten — ausgenommen, wenn dergleichen in sehr vielen und wichtigen Handschriften oder Uebersetzungen vorkamen, oder um eines besondern Umstandes willen berührt zu werden verdienten — ganz übergangen, oder sie nur ein für allemal erwähnt, auch unter den Zeugen nur die wichtigern namentlich aufgeführt, die Zahl der andern aber nur überhaupt angegeben hat: wird man ihm schwerlich zum Vorwurf machen, wenn man bedenkt: dass er nach seiner Absicht allen Ueberfluss vermeiden musste, dass einige wichtige Zeugnisse andere minder wichtige, die ohnehin gemeiniglich nur für ein Zeugniss gelten können, entbehrlich machten, und dass er durch seine alles concentrirende Ausgabe keinesweges andere Hauptausgaben ausser Gebrauch setzen wollte. Denn diese Ausgaben bleiben für den, der einzelne Stellen bis aufs Kleinste kritisch untersuchen, oder die nur unbestimmt oder im Allgemeinen angegebnen Zeugnisse genauer kennen lernen will, doch noch, sowohl als wegen der von jenen Kritikern gebrauchten Gründe, für den Vorzug einer Leseart, des Nachsehens werth. Was die höhere Kritik allenfalls über einige Stellen des N. Testaments sagen konnte, oder wirklich, es sey mit Recht oder Unrecht, geurtheilt hat, gehört noch weniger in eine solche Ausgabe, die, *wie wir schon gesagt haben*, eigentlich nur referiren soll, was sich durch ausdrückliche Zeugnisse des Alterthums bestätigt findet. — Uebrigens hat Hr. G. alle Verschiedenheiten des Textes und die Zeugnisse dafür in eine sehr gute Ordnung gestellt, dass man alles ohne Verwirrung gleich übersehen kann, und bey Stellen insbesondere, die für die Kritik sehr wichtig sind und wo der gewöhnliche Text am meisten einer Sichtung bedarf, wie z. B. Luc. 11, 2. fgg. Joh. 5, 3. 4. vornehmlich Joh. 7, 53—8, 11., sind die verschiedenen Lesearten und die Gründe für oder wider jede, in einer so bündigen Kürze und mit so vieler Bestimmtheit vorgelegt, dass man leichter alles übersehen und darüber urtheilen kann, als nach irgend einer andern Ausgabe.

Wir kommen nun zum abgedruckten *Text*, wie ihn Hr. D. G. aus und nach jenen Quellen und deren verschiednen Angaben *gebildet* hat. Dass er ihn so fehlerfrey, als ihm möglich war, herzustellen gesucht habe, versteht sich von selbst, eben sowohl als dass er darin die Regeln werde befolgt haben, die er für die richtigsten und sichersten erkannte. Sie lassen sich schon meistentheils aus seinen bisherigen Schriften abnehmen; jetzt hat er sie im 3ten Abschnitt der vorläufigen Einleitung genau und bestimmt angegeben, wovon wir noch in der Folge reden werden. Dass er danach den Text gewissenhaft und mit eben so vieler Bescheidenheit als Vorsicht eingerichtet habe, wird jeder, der seinen Charakter und seine Verfahrungsart aus seinen andern hieher gehörigen Schriften kennt, ohnehin erwarten, und Rec. kann zum Ueberfluss, nach einem gewiss nicht flüchtigem Studium dieser neuen Ausgabe, versichern, dass Hr. G. auch hier sich nirgends, wo er ihn verglich, verleugnet habe. Wenn er hie und da keine Genüge gethan haben sollte, der wird hoffentlich auch die Schwierigkeiten mit in Anschlag nehmen, die bey diesem Geschäfte zum Theile unüberwindlich sind; er wird eben sowohl diese, wie sie besonders hier im zweyten Abschnitt der Prolegomenen pag. XLVI. ff. angedeutet sind, als die gedachten Regeln und die Beobachtungen, worauf sie sich gründen, vorher sich bekannt machen und selbst durch lange Uebung gelernt haben müssen, wie viele Vorsicht bey diesem Geschäfte nöthig sey, um sich nicht in seinem Urtheile zu übereilen; alsdann aber sich bescheiden, dass, bey einem solchen Zusammenfluss von kleinen Umständen, die man immer gegenwärtig haben, und wodurch dieses Urtheil gelenkt werden muss, in der Beurtheilung einzelner Lesearten nie eine völlige Uebereinstimmung von selbst Untersuchenden zu hoffen stehe, wenn sie gleich alle von eben denselben Regeln ausgehen sollten, die in verschiednen Köpfen, bey so groser Verschiedenheit der Kenntnisse, des mehr oder minder geübten Gefühls, und selbst der Aufmerksamkeit, in der Anwendung sehr verschieden modificirt werden, und unmöglich alsdann durchaus gleiche Urtheile hervorbringen können. Selbst bey der Frage: welche Lesearten bey einer Stelle wohl, wo nicht in den Text aufgenommen, doch vielleicht auf dem Rande ausgehoben zu werden, verdient hätten? masst sich daher Rec. gar nicht an, mit Hn. G. zu rechten, ob er gleich, wiewohl nur bey sehr wenigen Stellen, glaubt, dass einige Varianten allerdings (z. E. Matth. 17, 26. die Leseart: ειποντος δε, απο των αλλοτριων), statt anderer unbeträchtlichern bey andern Stellen, dieser Aushebung werth gewesen wären. Doch, da hier nur anzugeben ist, was Hr. G. in dieser Ausgabe, auch bey Bildung des Textes und den Vorschlägen zur Wahl unter mehrern Varianten, wirklich geleistet habe: so gestehen wir, dass auch hier sein neuer Fleiss unverkennbar sey. Zwar gab es hier wenig zu ändern, da schon in der ältern Ausgabe die Wahl der ziemlich in gleichem Werth stehenden Varianten bey einer Stelle, und die Recension des griechischen Textes, mit groser Sorgfalt gemacht war. Aber doch fehlt es auch hier nicht an Beyspielen der neuen Bearbeitung; denn theils sind jetzt einige Lesearten in den *Text* aufgenommen, die zum Theil vorher nicht einmal auf den Rande ausgeworfen waren, theils sind noch mehrere auf dem innern Rande ausgezeichnet worden. So ist Matth. 18, 19. nunmehr αμην hinter παλιν in den Text zugesetzt, Luc. 1, 29. επι τῳ λογῳ vor διεταραχθη, Luc. 8, 26. am Ende ὁ δαιμονισθεις, Joh. 1, 28. βηθανια statt des vorigen βηθαβαρα Joh. 5, 8. εγειρε, und Joh. 9, 15. μη ετι τ οφθαλμους dem Text einverleibt. Zu der andern Art des nun nicht bloss unter den Varianten erwähnten, sondern auch auf dem Rande bemerkten gehört Matth. 6, 5. die Leseart οταν προσευχησθε, ουκ εσεσθε u. s. f. mit vielem Andern, das man bey der Vergleichung leicht finden wird. Selbst einige Lesearten stehen jetzt unter den ausgezeichneten, welche die erste Ausgabe nicht einmal in der Sammlung der Varianten enthält, wie Luc. 9, 2. τους ασθενεις,

νεις, Joh. 3, 36. μενει ἐπ' αυτον, Kap. 19, 13. των λογων τουτων u. a.

Aus der erstern Ausgabe ist schon bekannt, dass, um den Raum in einer solchen Handausgabe möglichst zu sparen und selbst das Auge besser auf die Varietäten zu lenken, Buchstaben und Siglen in dem Text, auf dem Rande und in den Noten gebraucht worden sind, die den Gebrauch des Buchs nur so lange erschweren, bis man durch einige Uebung sich daran gewöhnt hat. Diese sind zwar jetzt auch beybehalten; aber, wo eine bequemere Einrichtung getroffen oder unnöthige Zeichen erspart werden konnten, sind sie weggelassen worden. Demnach sind zwey Lesearten, die sich in der Wahrscheinlichkeit ziemlich das Gleichgewicht halten, nicht mehr, wie vorhin, zugleich in den Text aufgenommen und mit verschiedener Schrift über einander gesetzt, sondern, wie bey den andern Lesearten, nur die richtiger scheinende in den Text, die andre auf den Rand ausgeworfen. Auch sind die ehemaligen Zeichen, welche anzeigen sollten, wie verschiedene Zusätze der Text in verschiednen Recensionen bekommen hätte, nunmehr ganz übergangen, da dieses schon aus der bestimmten Angabe der untergesetzten Varianten und den Zeugnissen für dieselben hinlänglich erhellet. Hingegen hat die Form des Textes in dieser neuen Ausgabe einige andere Vortheile erhalten. Denn jetzt sind auch die Texte, welche Kirchenlectionen sind, ihrem Anfang und Ende nach durch Klammern ([]) angezeigt, welches auch zur Einsicht der Varianten, die aus Lectionarien entstanden sind, sehr dienlich ist; die Verschiedenheit der Interpunction des Textes ist häufiger angedeutet; und durch ein Zeichen in dem Text bestimmter angegeben, wie weit eine Leseart gehe. Doch dies lässt sich für den, der diese Ausgabe nicht selbst vergleicht, nicht recht deutlich angeben, und deswegen übergehen wir auch andere kleine Bequemlichkeiten, die man bey dem Gebrauch selbst besser finden wird, um noch von dem dritten Stück oder den *Prolegomenen* dieser Ausgabe zu reden.

(Der Beschluss folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN

Staatswissenschaften. *Wien: Eine Ausbeute von Borgoforte.* Mit dem Motto aus dem Horaz: Exemplis vitiorum quaeque notando. 1796. 14 S. 8. Diese Schrift erschien im August vorigen Jahres wenige Tage nach den für die Annalen Oesterreichs merkwürdigen *Gefahren der Zeit*, welchen sie besonders auch in einer merkwürdigen Stelle zum Commentar dient. Die Sachen in Italien waren damals in einer glücklichen Krise und diese gab dem Vf. Gelegenheit zu dichten, dass ein bey Borgoforte fliehender Franzose seinen Tornister von sich geworfen habe, in welchem sich einige Kleinodien in ein griechisch überschriebenes Pergament gewickelt gefunden hätten. Letzteres fiel in die Hände eines Feldpaters, der es dem Ueberseizer mittheilte. Es ist, sagt dieser, wahrscheinlich ein Bruchstück aus einer Fortsetzung der ἀπομνημονευματα des Dictator Sulla, und enthält die Rede, die der gegen den Spartacus zum Feldherrn ernannte M. Licinius Crassus A. V. C. 683. im Senat gehalten hat, ehe er zur Besiegung dieser Räuberhorden, *die Rom selbst bedroheten*, auszog. Vielleicht ist diese oft gebrauchte Fiction einer aus dem Alterthume aufgefundenen Handschrift nie so täuschend für die historischen Kriterien und so treffend in der Anwendung auf gegenwärtige Zeitumstände gebraucht worden, als in dieser Rede des Crassus von der Hand des Meisters. Um die Täuschung zu vollenden, sind bey einigen bedeutenden Ausdrücken die Worte des vorgeblichen Originals untergesetzt und überall die tiefsten Blicke in die beiderseitigen Vergleichungspunkte der Geschichte gethan. Folgende Stelle kann als Beweis der ganzen Manier dienen: „Vater, ich höre an den Tafeln, in „den Zirkeln (συνουσιαις) und Schreibstuben der Grossen und Rei„chen, von Jünglingen, Schreibern (ἀντιγραφευσι) und Knechten, „die Sachen unserer Gegner, Sache der Freyheit nennen, ihre „Thaten mit Bewunderung erzählen, ihren Muth mit Theil„nahme erheben: Und — diesen interessanten Freyheitsmännern „sollen unsere Maassregeln verborgen bleiben! ihnen soll auf „keine Weise etwas hinterbracht; sie sollen vor nichts gewarnt „werden! Vater, wir sind in dem vierten Feldzug; es ist jetzt „nicht mehr Zeit zu untersuchen, wie der Krieg entstanden, „*und ob er zu vermeiden gewesen wäre.* Genug, wir haben ihn: „Also müssen wir ihn führen; unsere Wahl ist nicht mehr zwi„schen Friede und Krieg, sondern zwischen einem schändlichen „und *ehrenhaften* (so muss gelesen werden) Ausgange des Kriegs. „Wie wäre aber möglich, dass der Arm des Kriegers mannhaft „streite, wenn sein Herz für die Feinde schlüge? Und, *wenn* „öffentliches Unglück unausbleibliche Folge hiervon *würde*, „was möchte von denjenigen zu denken seyn, welche die öffent„liche Stimmung auf diese Weise verderbt hätten!" Nun werden Mittel vorgeschlagen, *stark*, wie die Gefahren, die sie bekämpfen sollen, Staatsinquisitoren (ἐφοροι), welche mit Strenge darüber wachen, dass über Staatssachen nur *eine* Sprache in der Republik sey, Bewachung und Beobachtung der Landesverräther u. s. w. Für mein Heer, sagt der Imperator, stehe ich. *Wenige wird mein Stab zu beruhren haben.* Hierbey wird in einer Anmerkung aus Macchiavell's *Arte della Guerra* der Umstand angeführt, dass im römischen Heer der vom Consul überwiesene und mit seinem Stab berührte Verbrecher der willkührlichen Bestrafung der Soldaten überlassen worden sey, und dass eine ähnliche Sitte *di fare i condannati ammazzare popolarmente da gli altri Soldati* auch bey den Schweizern üblich gewesen sey. Bekanntlich hatte der Vf. in seinen wenige Tage früher erschienenen *Gefahren der Zeit* S. 28. darauf angetragen, dass, wer als Verräther angegeben werde, von Geschwornen öffentlich gerichtet, und wenn er überwiesen wird, sey er wer er will, als Feind des Vaterlandes *dem Volke preis gegeben* werden solle. Diese freylich etwas unbestimmte und einer gefährlichen Misdeutung fähige Aeusserung war von einigen missverstanden und wohl gar auf Laternisiren und dergleichen gedeutet worden. Dem Vf. konnten solche Greuelscenen unmöglich je in einem mildern Lichte erschienen seyn, als in welchem sie jeder deutsche Biedermann von jeher erblickt hat. Hier erhält also das Unbestimmte jenes Aufrufs durch die Einschränkung auf militärische Executionen bey den Armeen ihre Deutung, und am Ende heisst es: *Der Verfasser bittet um Vergebung, dass er in dem Wahn gestanden, seine Leser haben Classiker gelesen oder wissen etwas Historie.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 24 Januar 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Halle, b. Curts Erben, und London, b. Elmsly: *Novum Testamentum graece.* Recensuit D. *J. J. Griesbach.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die *Prolegomena* sind, bey aller weisen Sparsamkeit, welche in der ganzen Ausgabe herrscht, weit reichhaltiger als die in der ersten, und enthalten auf 132 enge genug gedruckten Seiten vieles hier zuerst Gesagte, und das in der vorigen Erwähnte noch vollständiger und bestimmter. Im *ersten* Abschnitt, *de textus vulgo recepti originibus opinataque ejus auctoritate* — der eine genaue Kritik über den Werth der Erasmischen und Complutensischen, der Stephanischen (eigentlich der dritten), der von Beza besorgten und der Elzevirischen, theils Recension, theils Variantensammlung, *enthält*, nebst den daraus gezognen Folgen von der unkritischen Beschaffenheit jenes gemeinen Textes, und einer kurzen Abfertigung der eben so unkritischen Besorgniss einer Gefahr für Gottes Wort — liegt das zum Grunde, was schon in der Vorrede zum zweyten Bande der ersten Ausgabe im Allgemeinen gesagt war. Am ausführlichsten ist Hr. G. über *Rob. Stephani* Ausgabe, besonders über die von ihm gebrauchten Quellen. St. Nachlässigkeit ist doch ganz unverzeihlich, wenn allein Luca 16—22 der wichtige Codex 8 Steph., den Hr. G. selbst sehr sorgfältig verglichen hat, in 332 Lesearten von Stephani Ausgabe verschieden ist, und St. ihn mehr nicht als dreyzehnmal abweichend von seinem Text vorstellt, ja selbst bey diesen wenigen aus ihm excerpirten Varianten noch dreymal ihm Lesearten beymisst, die er gar nicht hat, und überhaupt kaum den zwanzigsten Theil der Lesearten dieser Handschrift erwähnt, unerachtet er diese genauer als seine übrigen Codices verglichen hatte. Nur von zweyen unter den 15 Stephanischen Codd. bekennt Hr. G., dass man nicht wisse, wo sie versteckt seyn mögen; alle andern weiset er so genau an, als es in solchen Sachen möglich ist, um die Appellation an diese Steph. Codd. bey der berufenen Stelle 1 Joh. 5, 7. als ganz vergeblich darzustellen, namentlich gegen des Engländers *Travis* neuliche Ausflüchte; so wie er auch mehrere Arten angiebt, wie sich der sonderbare Widerspruch zwischen der unleugbaren Behauptung, dass Stephani β der Codex Cantabrigiensis sey, und der Geschichte dieser sogenannten Handschrift des Beza wohl noch heben liesse. — Im *zweyten* Abschnitt erklärt er seine Absicht und Verfahrungsart bey dieser Ausgabe, die wir schon oben angegeben haben, und, was allenfalls nachzuholen wäre, denen überlassen müssen, die selbst Gebrauch von derselben machen, und sich manches erklären wollen, was des Herausg. selbst ins Kleinste gehende, Sorgfalt in der Variantensammlung angebracht hat. — Diese werden dann auch vorzüglich den *dritten* Abschnitt zu studieren haben, worinn Hr. G. die vornehmsten kritischen Beobachtungen (oder vielmehr Resultate aus ihnen) und die Regeln aufstellt, wonach man über den Werth der verschiedenen Lesearten im Texte des N. Test. urtheilen muss, ohne welche Bemerkungen man sich weder von der Richtigkeit der in dieser Ausgabe andern vorgezognen Lesearten überzeugen kann, noch überhaupt sich herausnehmen sollte, über dergleichen Sachen auch mitzusprechen. Sie sind selbst die beste Apologie von Hn. G's Art, diese Varianten zu behandeln, gegen die heftigen und unkritischen Ausfälle eines sonst gelehrten und um die Kritik des N. T. verdienten Mannes, die dadurch von selbst wegfallen. Was Hr. G. zur Kenntniss und Beurtheilung der verschiedenen Lesearten des N. T. überhaupt, in seinen Symbolis und in seinen beiden gelehrten akademischen Abhandlungen: *de codicibus Evangel. Origenianis*, und unter dem Titel: *curae in hist. textus epp. Paulinarum graeci* gesagt hat, ist hier aufs kürzeste zusammengedrängt, noch genauer bestimmt, und mit manchen trefflichen Beobachtungen vermehrt. Von der letzten Art empfehlen wir besonders die S. 64 ff. über die Vorsicht in Beurtheilung der Interpolationen des griechischen Textes sowohl als der alten lateinischen Uebersetzungen, die aus den Schriften der Kirchenväter oder Scholiasten entstanden zu seyn scheinen können; über das, was man eigentlich Uebereinstimmung der Zeugen für eine Leseart nennen sollte, S. 72.; über den Charakter der verschiedenen alten Recensionen des Textes, die alte syrische Uebersetzung und den Text der Evangelien bey dem Chrysostomus S. 74 ff. Alle diese trefflichen Bemerkungen, die den Inhalt dieses Abschnitts ausmachen, bilden zwar noch lange den nicht, der sich mit der Kritik des N. Test. beschäftigen will; denn wie viele Gelehrsamkeit, Aufmerksamkeit auf sehr kleine Umstände, Gegenwart des Geistes und Scharfsinn, wie lange Uebung und welch ein dadurch gebildetes sicheres Gefühl gehört noch dazu, sonderlich bey der Collision der hier gemachten Anmerkungen und Regeln, um über einzelne Fälle urtheilen zu können? Und bey der Mühsamkeit einer solchen Untersuchung möchte wohl Hr. G. fleissiger ausgeschrieben oder citirt, als nachgeahmt werden. Aber um so dankbarer sollte man seinen vieljährigen Fleiss und äusserste Genauigkeit schä-

schätzen; und mit allen jenen Beobachtungen und Erinnerungen in diesem Abschnitt ist dann doch in der Kritik des N. T. so aufgeräumt worden, wie in wenig andern Theilen der Theologie, ist gewiss wenig Nachlese für Andere gelassen, und sehr zu hoffen, dass auch ausserhalb Deutschland, wohin diese Ausgabe kommen möchte, bey einem solchen Führer, eine richtigere Behandlung des Textes im N. T. entstehen werde.

Wir übergehen den *vierten* Abschnitt von der bey der Recension des Textes in dieser Ausgabe gebrauchten Methode; den *fünften* von dem Unterschied derselben von der erstern; und den *sechsten* von den, bey dem Texte, auf dem Rande und in den untergesetzten Anmerkungen gebrauchten Zeichen und Abkürzungen; weil, ausser dem, was wir bereits davon gesagt haben, nur der dies zu wissen nöthig hat, und sich bekannt machen wird, der von ihr wirklich Gebrauch machen will. — Der *siebente* besteht aus einem Verzeichniss aller griechischen Handschriften, aus welchen die in dieser neuen Ausgabe aufgeführten Varianten geschöpft worden sind. Um zu zeigen, wie sehr, schon in dieser Absicht, die gegenwärtige Ausgabe alle bisherigen übertreffe, bemerken wir nur, dass hiebey von Handschriften mit Uncialbuchstaben 21, von andern mit Cursivschrift 236, 46 Evangelistarien, und 59 vom Hn. Prof. Matthäi, meistens aus Russland, also zusammen 362 griechische Codices benutzt worden, oder eigentlich 355, weil von jener Zahl die sogenannten *Lectiones Velesianae* und der *Codex Ravianus*, als blosse Abschriften von gedruckten Ausgaben, und 5 andre Handschriften abgehen, die zweymal aufgeführt sind, und, um Verwirrung zu verhüten, doch, weil man sie vorhin für verschieden gehalten, und als solche bezeichnet hatte, zweymal angegeben werden mussten. *Ganz zuerst* sind, nach der letzten vollständigsten kritischen Ausgabe des N. Test., nemlich der Wetsteinischen, in der jetzigen Griesbachischen Lectionen aus 212, oder, nach Abzug der vorhin erwähnten zweymal aufgeführten, aus 205 griechischen Handschriften, welche den Text der *Evangelien* ganz oder zum Theil enthalten, hinzugekommen. Von diesen Codd. sind zwar die wenigsten vollständig verglichen, (welches auch bey den wenigsten der Mühe werth war,) ja manche selbst kaum in ein Paar Stellen; dafür sind aber die Varianten von mehrern theils vollständiger, wie von andern Vorgängern, theils genauer ausgezogen. Gelegentlich hat auch Hr. G., wie bey den vorigen Abschnitten, manche für den Kritiker wichtige Bemerkungen eingestreut, wohin besonders die S. 110., die Evangelistarien betreffend, gehört, bey welchen man nicht bemerkt hat, dass Ein Text bisweilen mehrmals in ihnen, mit ganz verschiedenen Lesearten, vorkomme. Nur wäre noch zu wünschen gewesen, dass er in diesem Abschnitt, wenigstens bey den, ihrem Text nach, wichtigern und ihm durch eigene Vergleichung derselben (wie bey Cod. L.), oder durch die Uebersicht einer von Andern gelieferten Collation (z. E. bey Cod. B), näher bekannten Handschriften, wenigstens ihren kritischen Gehalt, und, wo möglich bey allen solchen, (denn bey mehrern der wichtigsten hat er es gethan,) wie weit sie vollständig seyen? bestimmt angegeben hätte. Eben so, dass in dem 6ten Abschnitt bey den erklärten Abkürzungen, mit welchen bey Angabe der Zeugen für eine Leseart citirt wird, oder sonst bey Erwähnung gelehrter Männer, auf die sich Hr. G. bloss mit Angabe ihres Namens bezieht, mit ein Paar Worten wäre gemeldet worden, wer die erwähnten Zeugen und Gelehrten und wo sie, nebst dem von ihnen geleisteten, zu finden seyen? welches alles gewiss diese Ausgabe um keinen vollen Bogen würde stärker gemacht, und doch den meisten, die sie brauchen wollen, eine grosse Hülfe verschafft haben. Der Gelehrte, der sich schon lange mit der Kritik des N. Test. beschäftigt hat, und der Literator, kennt diese Zeugen freylich wohl, wenigstens *par renommée;* aber wie der Anfänger? für den doch diese kritische Ausgabe zunächst bestimmt ist, und ihm grössere solche Ausgaben des N. T. ersparen soll, wo er sich wohl, wie in mancher Einleitung ins N. Test., oder in mancher Anweisung zur theologischen Bücherkenntniss, Raths erholen könnte, aber sie nicht immer haben kann, und auch oft, was er sucht, nicht finden wird. Wie soll ferner der Ausländer, dem, besonders dem Engländer, diese Ausgabe auch zu Gute kommen soll, und der gemeiniglich nur mit seiner inländischen Literatur bekannt ist, die Verdienste der deutschen Gelehrten, eines *Knittel*, *Bode*, *Döderlein*, *Storr*, *Eichhorn*, *Trescho*, *Münter*, *Alter*, *Paulus* und andrer würdigen Männer kennen, die sie sich um die Kritik des N. T. in kleinen Schriften und durch einzelne Beyträge in Werken, die der Ausländer selbst nicht einmal dem Namen nach kennt, erworben haben, da diese und ihre Theile hier mehrmals nicht angegeben sind? Wie viele, selbst eigentlich mit dieser Kritik und den dazu gehörigen Hülfsmitteln bekannte, Gelehrte, mögen wohl wissen, wer der hier bey Marc. 13, 20. angeführte *Auctor de prom.*, der bey Joh. 1, 28. citirte *Auct. quaestionum ex utroque Test.*, der *Dialogus de trinitate* u. dgl. sey? Den Charakter der wichtigsten Handschriften des N. T. kann man zwar einigermassen aus dem *Mill*, *Wetstein*, *Semler* u. a., weit besser auch aus Hn. G's eignen Symbolis, kennen lernen; aber, ausser dem, dass nicht jeder diese Werke oder Schriften zur Hand haben kann, so ist ja der eigentliche, selbst sich so ungleiche, *Genius* manches wichtigen *Codicis*, der noch in keiner allgemeinen Sammlung von Varianten vollständig gebraucht ist, z. B. des Cod B. und 124 oder Vindob. Lamb. 31. noch nicht ganz bestimmt, welches zu thun gewiss niemand besser und leichter, als Hr. G. zu thun im Stande gewesen wäre.

Uebrigens kann man nicht genug die ausnehmende Correctheit dieser Ausgabe, die unentbehrlichste Tugend eines solchen Werks, rühmen. Zwar sind am Ende dieses Theils selbst einige Fehler angezeigt; aber ihrer sind so wenige, und sie betreffen solche Klei-

Kleinigkeiten, dass sicherlich unter hunderten, die diese Ausgabe brauchen werden, kaum Eines Auge sie würde bemerkt, manche auch Niemand geahnet haben, wenn nicht des Herausg. äusserste Gewissenhaftigkeit darauf aufmerksam gemacht hätte. Schwerlich konnte aber auch, bey der Zusammenkunft so einer Menge von einzelnen Buchstaben, Zahlen, Abbreviaturen und andern Zeichen, bey welchen und deren Vergleichung mit dem Manuscript, zumal bey der so kleinen und feinen Schrift, auch das geübteste Auge bald ermüden muss, ein so fehlerfreyer Abdruck von irgend einem andern, als ihm selbst, erwartet werden. Bey der so kleinen Schrift, sagen wir. Denn so sehr es auch Dank verdient, dass er dadurch, wie durch die geflissentlichste Sparsamkeit, diese Ausgabe wohlfeiler machen und in mehrere Hände bringen wollte, und so sehr es ihm Ehre macht, dass er, frey von der Eitelkeit unsrer Zeit, sein mühevolles Werk mit Didotschen Lettern auf Velinpapier gedruckt zu sehen, lieber in einem schlechten Rock nützlich werden, als in einem eleganten Gewande glänzen, lieber mehr Mühe übernehmen, als sie sich einigermassen, auf anderer Kosten, erleichtern wollte: so hätte doch ein *so* vollendetes Werk, darauf Deutschland mit Recht stolz seyn kann, das seines innern Werthes wegen so lange geschätzt werden wird, als sich noch in der Welt Sinn *für diese* Art von Studien erhält, und das *schwerlich wieder* in einer *so* correcten Gestalt erscheinen *möchte*, auch ein jener innern Trefflichkeit angemessenes Gewand verdient. Allein der Druck in den V. L. ist so gedrängt, die Zeilen sind so breit, und die griechische Schrift in den Noten ist so gekritzelt, dass, wenn alles dieses, und der oft kaum merkbare Unterschied der grössern und kleinern Schrift, Anderer Augen so wehe thut, wie des Recensenten seinen, der Gebrauch dieser so schätzbaren Ausgabe, zumal bey der Anstrengung auf so viele Zeichen, Abkürzungen u. dgl. sehr darunter leiden dürfte. Am wenigsten wird dieses Aeussere Engländern behagen, die darinn einen neuen Beweis der deutschen Armuth und der geringen Aufmunterung des ausgezeichneten Fleisses in unserm Vaterlande finden werden. Doch wir wollen uns immer mit der Ehre begnügen, ein Werk zu besitzen, das bey seinem innern Werth des äussern Prunks nicht *bedarf*, und dafür das Glück haben wird, mehr gebraucht als bloss zur Parade in Bibliotheken aufgestellt zu werden.

Leipzig, b. Gräff: *Kleines liturgisches Handbuch nach den Einsichten und Beyspielen verständiger Gottesgelehrten* eingerichtet von D. *Schlegel*, Generalsup. in Pommern. 1796. 134 S. 8.

Jede Verbesserung einer veralteten und anstössigen Liturgie ist Gewinn für die Aufrechthaltung der Religion, also auch diese Formularsammlung, theils vom Hn. D. *Schlegel*, theils von der Geistlichkeit seines Kirchsprengels verfasst. Die Verschiedenheit der Vff. sowohl, als die Rücksicht auf verschiedene Menschenklassen hat die natürliche Veranlassung gegeben, dass nicht alle Formulare von gleichem Werthe sind, wie sie es auch nicht zu seyn brauchen. Nur hätte die Zahl der bessern vielleicht grösser seyn können. Vorzüglich gefallen haben dem Rec. Nr. I. bey der Ordination der Prediger (einige nicht genug verständliche Ausdrücke etwa abgerechnet, z. B. S. 4.: die Religion *ist Gottes Wort, Gesetz und Evangelium, Busse und Vergebung der Sünden durch Jesum Christum*, oder S. 16. zur *Gerechtigkeit* anweisen.) Ferner das 2te und 3te Formular bey der Taufe, das 2te beym Abendmahl und andere. In den Liturgieen beym Abendmahl scheint dem Rec. noch zu viel von der Vergebung der Sünden und deren Zusicherung vorzukommen, ohne dass gesagt ist, ob man sie von allen Sünden oder nur von Schwachheitssünden verstehen solle, und ob die Vergebung der Sünden etwas mehr seyn könne, als eine Versicherung, dass Gott den Sünder nicht härter strafen werde, als es die Gesetze seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit zum Besten des Menschen erfodern? Das letzte scheint nur der Fall zu seyn, wenn man bedenkt, dass im N. T. bey der Vergebung der Sündenstrafen immer nur von positiven Strafen die Rede ist, die völlig willkührlich von den Menschen gedacht wurden, und wobey es einer Versicherung zu ihrer Beruhigung bedurfte, dass diese willkührlichen Strafen Gottes in der neuen Religion nicht Statt finden könnten, wenn sich nur die Menschen aufrichtig besserten. — Dass in dieser Lehre beym Abendmahl grosse Vorsicht nöthig ist, wenn es nicht bey dem gemeinen Mann in einen unmoralischen Ablass ausarten soll, werden die Vff. von selbst zugeben. — Uebrigens ist Rec. der Meynung, dass die Verbesserungen der Liturgie den Predigern ganz frey gegeben werden muss, um sie gewissenhaft nach dem Locale und den individuellen Bedürfnissen ihrer Gemeinen vornehmen zu können. Für die schwächern Brüder bedarf es bloss ein liturgisches *Musterbuch*, worinn das Beste, was unsre Theologen darüber gedacht und ausgearbeitet haben, so vollständig als möglich gesammelt ist, damit sie zu jeder Zeit etwas Gutes und Vorzügliches daraus wählen können.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Schwickert: Dr. *Vachiers*, der medicinischen Facultät zu Paris Beysitzers, *Behandlungsart aller Krankheiten.* Zehnter Theil. *Aus dem Französischen übersetzt.* 1794. 203 S. Eilfter Theil. 1794. 214 S. 8. (beide Theile 1 Rthlr. 4 gr.)

Die Manier des Vf. ist schon aus der Beurtheilung der vorigen Bände dieses voluminösen Werkes in diesen Blättern unsern Lesern bekannt. Der Vf. ist viel zu weitschweifig, viel zu einseitig in seinen Vorstellungsarten, und ein viel zu grosser Freund der gröbern Humoralpathologie, als dass Rec. dieses Werk zu dem Zweck, den sich der Vf. vorsetzte, angehenden Aerzten zum Leitfaden bey ihrer praktischen Lauf-

Laufbahn zu dienen, völlig brauchbar finden könnte. Ueberdem machen die bessern Werke, die in unsern Zeiten in Deutschland zu ähnlichen Endzwecken geschrieben worden sind, dieses Werk dem deutschen Arzte ganz entbehrlich, und die Verlagshandlung hätte es unübersetzt lassen sollen. Der zehnte Theil enthält die pathologisch-therapeutische Abhandlung von den Fehlern des Athemholens. Im eilften Theil ist eine weitläuftige Abhandlung enthalten, betitelt: Begriff und Vorstellung von der Behandlungsart aller Krankheiten. Hierauf werden die Verletzungen des Schlafes, die Verletzungen der Thätigkeit der Muskeln, und die Verletzungen des allgemeinen Sinnes abgehandelt.

Düsseldorf, b. Dänzer: *G. M. Gattenhoff sämmtliche akademische Werke*, zusammengezogen und in deutscher Uebersetzung herausgegeben von *J. A. J. Varnhagen*. 1795. VIII u. 304 S. 8.

Als Uebersetzung betrachtet verdient die Unternehmung zwar das Lob der Treue; aber ob die Uebersetzung an sich selbst nicht ein Unternehmen ohne Zweck sey, läst sich mit Grunde fragen. Der Arzt, welcher ein Freund gründlicher Lectüre ist, wird nie in der lateinischen Sprache so vernachlässigt seyn, um nicht die Originale vorzuziehen, und deren Sammlung wird dieser Uebersetzung ein neues Hinderniss in den Weg legen. Andre Klassen von Aerzten kann aber hier nichts anziehen. Dieser Band, welcher nur, was nicht bemerkt ist, als erster Theil anzusehen ist, enthält vier Abhandlungen: von den wahren Anzeigen zum Aderlassen; von der Vollblütigkeit; von der Speckhaut des Blutes; von der unächten Rippenfell- und Lungenentzündung.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Leipzig*, b. Martini: *Worte einer edeln Mutter an den Geist und das Herz ihrer Tochter.* Nebst einem Anhange über weibliche Seelengrösse. Vom Hn. Prof. *Heydenreich* in Leipzig. 1796. 104 S. kl. 8. (6 gr.) Diese kleine, mit einem recht artigen Titelkupfer von *Wagner* gezierte Schrift hat nicht, wie der ein wenig zu unbestimmt abgefasste *deutsche* Titel vermuthen läfst, Hn. *Heydenreich* selbst zum Vf., sondern sie ist, wie man erst aus dem ganz kurzen *Anhange* S. 102. erfährt, die Umarbeitung eines Werkchens der *Marquisin von Lambert*, einer berühmten Schriftstellerin aus dem *Zeitalter* Ludwigs XIV. die dasselbe unter dem Titel: *Avis d'une mere à sa fille*, verfertigt hat. Junge Frauenzimmer, zumal aus den höhern Ständen, finden allerdings auf diesen wenigen Bogen sehr viele, aus Erfahrung und Welt- und Menschenkenntniss geschöpfte gute und heilsame Lehren und Rathschläge, die auch jetzt noch immer ein Wort zu seiner Zeit geredet sind. Die edle Verfasserin unterhält sich mit ihrer Tochter in einer herzlichen, nur zuweilen zu gezierten Sprache, über Religion, Schamhaftigkeit, Bescheidenheit, Gebrauch der Schönheit, Kunst zu gefallen, Sparsamkeit, Anordnung der Zeit, Liebe, gesellige (oder besser, gesellschaftliche) Pflichten u. dgl. m. auf eine sehr lehrreiche, aller Aufmerksamkeit und Beherzigung werthe Art. Mit Recht dringt F. v. *L.* zuförderst auf *Religion*, als auf die Grundlage aller Tugenden und alles wahren Glücks. Nur wäre zu wünschen, sie, oder doch Hr. *H.*, als Bearbeiter ihres Werkchens, hätte mit wenigen Worten angedeutet, was denn eigentlich unter dem so mannichfaltigen Deutungen unterworfenen Worte „Religion" zu verstehen sey? Als beseligende Frucht, oder nothwendige Wirkung der Religion wird S. 5. sehr schön und wahr angegeben: „Eine Gesinnung, die uns lieben und „hoffen lehrt, uns eine glückliche Zukunft gewährt, für alle „Zeiten (vielleicht besser für alle Lagen unsers Lebens) passt, „die Bande der Pflichten fester knüpft, und die Kraft unsrer „moralischen Güte uns selbst und unsern Mitmenschen ver„bürgt." Als vorzüglich schön zeichnet Rec. noch folgende zwo Stellen aus; S. 60. heisst es: „Fliehe die *grosse Welt!* „In ihrer Mitte wachen immer Gefühle wieder auf, die man „mit Mühe entkräftet hat; da findet man Menschen, welche „die Unordnung begünstigen: je grösser unser Cirkel in der „grossen Welt ist, um so mehr bekommen die Leidenschaften „die Oberhand. Es ist schwer, dem Laster zu widerstehen, „wenn es in Begleitung einer grossen Gesellschaft erscheint; „zum wenigsten kommt man immer (immer?) aus den menschlichen Gesellschaften schwächer, weniger bescheiden und weni„ger gerecht zurück. Besonders theilt die Welt zarten fühlen„den Seelen ihren Gift am leichtesten mit." Und S. 64.: „Junge Frauenzimmer beschäftigen sich gern mit *Hoffnungen*. Allerdings ist auch die Hoffnung ein trostvolles Gefühl, *aber es* „kann gefährlich werden, weil es uns zu vielen Verrechnungen „verführt. Das geringste Uebel, welches daraus entspringt, ist, „dass wir wegen ungewisser Hoffnungen nicht selten (das) auf„opfern, was wir wirklich besitzen." Etwas sonderbar, und für eine Dame ein wenig allzugelehrt klingt der, so oft vorkommende Ausdruck: Ein *Alter* sagt, *Plinius*, *Seneca* u. s. w. schreibt, oder räth. Doch die Frau von *Lambert* will auch nicht nur, dass ihre Tochter sich grosse Muster zur Nachahmung lieber aus dem *Alterthume*, als aus der neuern Zeit wähle: sondern sie hätte auch, nach S. 46., nichts dagegen, wenn ein Frauenzimmer Geschmack an der *lateinischen Sprache* fände, weil diese gleichsam die Pforten aller Wissenschaften öffne, und uns mit den grössten Geistern aller Zeitalter in Verbindung bringe. Hingegen ist sie gegen die Vorliebe, die Frauenzimmer leicht für die *italienische Sprache* gewinnen, weil diese die Sprache der Liebe sey. Uns deucht, da Hr. *H.* sein Büchlein mehr für *Bearbeitung*, als für *Uebersetzung* ausgiebt; so hätte er hier eher etwas von Erlernung der *französischen* und *englischen*, als von Erlernung der italienischen Sprache sagen sollen. Auch wäre es wohl nicht unschicklich gewesen, da, wo die Vfn. vor der Lectüre der *Romane* warnt, nachher aber doch sagt: Indessen will ich die Romane nicht ganz verbieten, lieber diejenigen, die ohne Schaden gelesen werden können, namhaft zu machen. Denn wie leicht kann so ein Frauenzimmer einen schädlichen Missgriff thun! Was die *deutsche Bearbeitung* überhaupt betrifft, so ist die Sprache und der Ausdruck, im Ganzen genommen, gut und gewählt, aber doch von Gallicismen und von fremden Wörtern, wie z. E. *Situation*, *Basis*, Bescheidenheit ist gleichsam *Supplement* der Schönheit u. dgl. nicht ganz geläutert und rein.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. Januar 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Jena, in der akad. Buchh.: *Ideen über Pathogenie und Einfluss der Lebenskraft auf Entstehung und Form der Krankheiten*, als Einleitung zu pathologischen Vorlesungen, von *C. W. Hufeland*, der Medicin ord. Lehrer., 1795. Ohne Vorrede und Inhalt 336 S. 8.

Die Idee einer Pathogenie ist neu und konnte nur in dem Kopfe eines so vorzüglichen Arztes, als Hufeland, entstehen. Nicht nur müssen sich die Punkte in ihr besonders aufklären, die die abweichendsten medicinischen Systeme trennen und verbinden, sondern sie ist es, welche zeigt, dass dieselben Principe und dieselbe Art ihrer Wirksamkeit den Menschen gesund erhält, die Krankheiten bildet und heilt, und dass also einerley Gesetze der thierischen Haushaltung in der Physiologie, Pathologie und Therapie gelten; sie hebt das aus, was am Krankenbett uns immer gegenwärtig seyn muss, wenn wir für die Wissenschaft und für die Kranken etwas mehr, als das Gewöhnliche leisten wollen, welches so sehr viel nicht ist. Man sieht also, dass der Standpunkt glücklich für das Genie getroffen ist, das schon so vielfältig seinem Beruf, unsre Wissenschaft zu erweitern, Genüge gethan hat. Sollte die Ausführung auch nicht gleich völlig befriedigen, so ist doch schon viel, sehr viel gewonnen.

Mit einem der Hauptvorzüge dieser Schrift hängt ein Mangel zusammen, der bey einem solchen Schriftsteller zweyfach anstössig ist. Hr. H. war nicht, wie seine Vorgänger, früher und mehr Lehrer der Pathologie als ausübender Arzt. Er zog mit der ihm nur eignen Thätigkeit und Fruchtbarkeit des Geistes aus jedem einzelnen Fall und aus dem Ganzen seiner Erfahrungsfülle diese Reihe wichtiger Lehren, welche er nicht aus den hier aufgestellten Grundbegriffen bildete, sondern nur später mit ihnen zusammenschmolz. Diese Abstammung und ihre Beziehung auf die Ausübung giebt ihnen einen sehr grossen Werth. Leere Demonstrationen und zu nichts führende Subtilitäten mussten so wegfallen. Wen wird diese Seite des Werks nicht anziehen? Aber offenbar vernachlässigte der Vf. darüber in etwas die wissenschaftlichen Vollkommenheiten, welche in einer theoretischen Schrift immer hervorstechen sollten. Die Grundbegriffe sind nicht getrennt genug und nicht ganz aufs Reine gebracht. Es fehlt zu Zeiten an logischer Bündigkeit. Das auffallend zu machen, bezweckt diese Recension besonders, aus der aber darum nicht minder hervorgehen wird, was unsers Ausspruchs nicht bedarf, dass Hr. H. die grösste Originalität eines Selbstdenkers, (von der besonders seine Sprache, welche nur weniger fremde Worte lieben sollte, ein schöner Abdruck ist,) mit der Vielseitigkeit des Wahrheitsforschers verbindet, der alle Systeme stets mit sich herumträgt, und das Gute und Brauchbare aus ihnen sich anzueignen weiss. Wir vermissen dabey nur, dass es dem Vf., welcher zwar die vielseitigste Empfänglichkeit für die bessern Vorstellungsarten einer noch so verschrienen Schule hat, nicht gefällt, häufiger entgegengesetzte Meynungen anzuführen, und auf Zweifel gegen seine Ideen und auf die Ungewissheit unsers theoretischen Wissens überhaupt, aufmerksam zu machen. Es ist gewiss nicht die beste Methode, nur die Wahrscheinlichkeiten für eine Hypothese zu häufen.

1. *Kapitel. Begriff und Wesen der Krankheit.* Was eine Pathogenie erst lehren sollte, kann ihr Princip nicht seyn und es ist nicht planmässig, ihr Resultat vorangehen zu lassen. Es ist daher nicht zu verwundern, dass der Begriff der Krankheit auch als formelle Beschreibung oder Darstellung der Hauptcharaktere, wofür sie nur gegeben wird, verunglückt ist. Krankheit der Menschen heisst, so beginnt die Schrift, jede Abweichung des menschlichen Wesens, seiner Theile, Kräfte und Actionen, vom naturgemässen Zustande, in sofern sie nämlich als Abweichung percipirt wird (soll percipirt werden heissen, wahrgenommen werden oder Folgen haben? und muss jede Abweichung nicht immer Folgen haben, wenn auch nicht gerade solche, die den Gang der ganzen Maschine unterbrechen oder irgend eine Gefahr drohen?) oder die Functionen des Menschen stört (wäre also jede ursprüngliche Abweichung und also Stöhrung der Function eines Menschen Krankheit zu benennen?) Das Wesen der Krankheit beruht auf folgenden Grundsätzen: 1) es existirt nichts für uns, als was wir percipiren oder welches einerley ist, worauf wir reagiren (was in ganzen Kapiteln dieser Schrift getrennt wird, heisst hier einerley, percipiren und reagiren!) denn auch Sensation (ist diese von Perception nicht unterschieden?) supponirt Reaction nämlich der Sensibilität; 2) es kann nichts auf und in uns wirken, was nicht eine Gegenwirkung der Lebenskraft in uns rege machen kann; 3) also auch zu einer Krankheit gehört immer zweyerley, einmal die Einwirkung der nächsten Krankheitsursache und dann die Gegenwirkung der lebenden Kräfte, durch welche jener Eindruck erst percipirt, modificirt und in der animalischen und individuellen Form dargestellt wird. Das Resultat dieser vereinigten Wirkungen ist die *Krankheit.* (Der Vf. fährt fort, Perception und Reaction Eins seyn zu lassen. Aber ist hier nun das Wesen der Krankheit entwickelt? sind nicht Bestimmungen fest-

 gesetzt

gesetzt, welche jeden gesunden Zustand und die Beziehung irgend einer Sache zu ihm bezeichnen? Die Grundsätze, auf denen das Wesen der Krankheit beruht, erklärt man uns nicht, wenn man uns zu zeigen sucht, was so vieles nicht zur Krankheit macht, zumal wenn es sich zugleich darauf ausdehnen läfst, dafs manches auf die Gesundheit keinen Einflufs hat; denn man lasse das Wort „Krankheitsursache" weg, und es ist nichts gesagt, was zu des Vf. Folgerung berechtigt.) *2tes Kap. Pathogenie.* Sie begreift die Entstehungsart und Bildung der Krankheiten, die Art und Weise, wie die Krankheitsursachen zu Krankheiten werden. Sie beruht auf drey Momenten: 1) Einwirkung, 2) Perception oder Aufnahme durch Gefühl oder wirklicher Uebergang, 3) Reaction, die durch die Einwirkung und Perception hervorgebrachte Aeusserung der Kräfte, die nun die Krankheit und ihre Symptome darstellt. (Hier wird nun Perception als Mithervorbringerin der Reaction festgesetzt, mit der sie kurz vorher bald eins seyn, bald ihr nachfolgen sollte.) Diese Untersuchung zerfällt in drey Abschnitte. (Auf Perception und Reaction bringt Hr. *H.* im ganzen Werk alles zurück. Uns genügt aber weder die Benennung noch die Bestimmung dieser Begriffe. Das Wort Perception ist aus der Philosophie entlehnt, und drückt ein Verhältnifs zum Bewufstseyn aus, welches in pathologischen Untersuchungen selbst zu oft in Betrachtung kommt, um nicht zu sehr an diese Bedeutung zu erinnern. Man steht daher immer an, ob nicht die Vorstellung der Seele gemeynt sey: dann werden zu viele Begriffe damit umfafst, nicht ohne grofsen Nachtheil auf den Gang der Ideen. Auf das Einwirken eines Reizes wird kein Gewicht gelegt, wenn er nicht percipirt wird. Er wird aber in des Vf. Sprache percipirt, wenn er Veränderungen im Körper herbeyführt, sowohl an der Stelle, wo er afficirt, als auch in der ganzen Maschine. Das letztre kann nicht geschehen, ohne dafs die Thätigkeit der dem Körper eignen Kräfte mit ins Spiel gezogen wird. Dieses hätte daher vom blofsen Localeindruck eines Eindrucks und dessen Localfolgen, welche nicht immer wichtig sind, getrennt werden müssen. So verhält es sich z. B. bey den Blattern, die bey wiederholter Berührung des Blattergifts Personen bekommen, welche die Blattern schon gehabt haben. Die Lehre von den verborgnen, ruhenden Krankheiten hätte dann unter andern auch mehr Licht erhalten. Vor allem wäre aber die Verwirrung weggefallen, dafs die Perception der Reaction vorangehen soll, aber doch die Reaction voraussetzt. Noch verunglückter scheint uns aber der Gebrauch des Wortes Reaction in der neuern Pathologie überhaupt. Es ist überall nicht rathsam, ein Wort aus einer andern Wissenschaft aufzunehmen, das selbst in dieser Dunkelheit und Streit veranlafste. Man kann aber schon aus Gehlers Wörterbuch Th. 2. S. 412 et seqq. und Th. 5. S. 475 et seqq. ersehen, dafs dieses Wort in der Naturlehre Männer, wie Hamberger und Gren und selbst zum Theil einen Newton, irre führte. Was soll man aber dazu sagen, wenn unsre Pathologen, und selbst Hr. *H.*, Reaction, Gegenwirkung in einem ganz andern Sinn nehmen, als der Sprachgebrauch und die Zusammensetzung des Wortes selbst verlangen. Gegenwirkung bezeichnet die Veränderung, die ein Körper dadurch, dafs er in einen andern wirkt, erleidet. Aber die Aerzte verbinden damit keine Beziehung auf den wirkenden Stoff oder die wirkende Kraft, sondern die Reihe von Bewegungen, welche zwar auf Veranlassung dieses Stoffs oder dieser Kraft entstehen, aber in der Selbstthätigkeit unsers Körpers gegründet sind, oder doch ihren Charakter haben. Eine sonderbare Folge davon ist, dafs eine pathologische Schrift, deren Gegenstand doch die Causalverbindung der Krankheitsursachen und der Krankheiten, also der Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen ist, von Wirkungen, Actionen fast ganz schweigt, wie dies in dieser Pathogenie der Fall ist. 1. *Abschnitt.* Die Verhältnisse, in welchen der lebende Mensch mit der Natur überhaupt steht, und auf wie mancherley Art er folglich pathologisch afficirt werden kann. Es giebt ein mechanisches, chemisches, organisches oder animalisches, moralisches oder geistiges Verhältnifs. (Eine falsche Art des Ausdrucks müssen wir berichtigen: durch die animalische Einwirkungsart können Einflüsse auf uns geschehen, können Dinge auf uns wirken, *die sonst auf nichts in der ganzen Natur wirken*, weil sie immer die Receptivität eines lebendigen Wesens voraussetzen. Das Licht, die Geruchs- und Geschmacksstoffe u. f. w., welche der Vf. vorzüglich meynt, sind wohl überall sehr wirksam, ob sie gleich in unbeseelten Körpern nichts analoges von sehen, riechen, schmecken u. f. w. hervorbringen können.) Immer aber bleibt das Animalische oder Vitale die Grundform unsers Verhältnisses und der Satz: ohne animalische Perception ist keine Wirkung und Veränderung in uns denkbar, bleibt immer wahr. Alle Wirkungen, ja selbst alle Kräfte der todten Natur, die in uns liegen, müssen also als zusammengesetzt betrachtet werden aus dem Antheil ihres ursprünglichen, mechanischen oder chemischen Verhältnisses, und aus dem Antheil der Animalität, den sie in der organischen Verbindung erhalten haben. Trefflich wird dieses weitläuftig ausgeführt. Ueberhaupt sind gewöhnlich mehrere Wirkungsarten vereinigt, und oft verbinden sich alle vier zur Erregung einer Wirkung, einer Krankheit. Je schwächer die Summe oder Thätigkeit der Lebenskraft ist, desto mehr gewinnen die todten, mechanischen und chemischen Kräfte die Oberhand und freyes Spiel. 2. *Abschnitt. Die Media* und *Vehicula*, durch welche Krankheitsursachen in uns aufgenommen oder percipirt werden können, sind I. die Perception der empfindenden und reizbaren Faser, hauptsächlich des Nervensystems. Gewifs der allgemeinste und gewöhnlichste Weg, durch welchen krankmachende Ursachen in uns wirken, und durch welchen sie wenigstens die animalische Form erhalten. Daher kommt so erstaunlich viel in der Pathologie auf den Zustand des Nervensystems an, besonders auf seine jedesmalige Empfänglichkeit für Reize. II. Die Resorption der lymphatischen oder absorbirenden Gefäfse. III. Die Penetration. Es giebt Stoffe, die so fein und durchdringlich sind, dafs schon die gewöhn-

liche Porosität der Körper hinreicht, um ihnen Eingang zu verschaffen, als z. B. die elektrische Materie, der Wärmestoff und mehrere feinere chemische Stoffe, die vorzüglich in der Lunge die feinern Bronchialbläschen zu durchdringen und sich so dem Blute beyzumischen scheinen. Diese Grundsätze führen auf die Bestimmung derjenigen Punkte und Organe, durch welche krankmachende Ursachen am leichtesten und häufigsten auf uns wirken, in welchen sich also der Krankheitsreiz zuerst fixirt und von da aus erst ins Ganze wirkt. Hr. *H.* nennt sie *atria morborum.* Was einen Theil dazu eignet, entwickelt er und fetzt als solche fest den ganzen Darmcanal, die Lungen, die ganze äusre Oberfläche. (In dieser Entwicklung hatten die zwey sehr verschiednen Classen von *atriis morborum* getrennt werden müssen, deren erstre die Theile begreift, die an sich selbst mehr oder weniger Empfänglichkeit haben, zuerst krankhaft afficirt zu werden, und in deren andere die Theile kommen, die fähig sind, krankmachende Stoffe zuerst aufzunehmen und mehr oder weniger in Berührung mit andern Theilen des Körpers zu bringen. Hr. *H.* hat nur die erstre Classe in seiner Ausführung im Auge.) Der Begriff dieser *atr. morb.* leitet uns auf die ersten Grundursachen und Entstehungsarten der Krankheiten, setzt uns in den Stand, den Gesundheitszustand, die Lebensfähigkeit und Dauer, die Krankheitsanlagen eines Subjects richtiger zu beurtheilen, welche vorzüglich auf den Zustand dieser Theile beruhen, giebt uns den Vortheil, manche Krankheiten gleich im Anfange vernichten zu können, da wir nun wissen, wo wir die ersten Keime aufzusuchen haben, und läfst uns einsehen, wie man am sichersten krankmachende Einflüsse verhindern kann, indem wir die Wege, durch welche sie auf uns wirken, für sie weniger empfänglich machen, und zwar durch Verminderung ihrer zu grofsen Empfindlichkeit und durch Sorge für den ungehinderten Zustand ihrer Function. Hierauf beruht hauptsächlich das wichtige System der pathologischen Abhärtung, welches vornemlich in einer gehörigen Cultur und Stärkung der Haut, Stärkung der Verdauungswege und der Lungen besteht. Wer diese drey Systeme thätig und stark erhält, benimmt den Krankheitsursachen am sichersten Kraft und Einflufs. (Es wird sich immer belohnen, diesen Systemen eine solche Aufmerksamkeit zu widmen, weil ihr Zustand schon an sich das ganze Seyn unsrer Maschine bestimmt, und Verderbnisse und Verstimmungen von grofser Wichtigkeit sich in ihnen mit oder ohne Einflufs von aussen erzeugen können. Wer sie in ihrem Gang immer aufrecht erhält, hat auch wohl weniger Gefahr von jeder Krankheitsursache zu befürchten, die ihn erkranken macht. Ob er sich aber damit zu schützen vermag, von Epidemieen befallen zu werden, will uns nicht einleuchten, da wir immer diejenigen am mehrsten von ihnen befreyt sehen, an denen wir gerade Kränklichkeit wahrnehmen, und bey denen die Theile, welche hier *atria morborum* genannt werden, schon lange nicht ihre volle Schuldigkeit thun. Auch müssen wir gegen des Vf. Begriff von pathologischer Abhärtung uns eine Erinnerung erlauben. Er verwechselt ihn mit Stärkung im Allgemeinen. Aber er befasst die Stärke, welche wir erhalten, wenn wir uns mancherley Gelegenheiten zu erkranken ausgesetzt und dadurch die Kraft erlangt haben, nicht gleich daniedergeworfen zu werden, an manchen ansteckenden Stoffen gewohnt zu seyn u. s. w.) 3. *Abschnitt.* Die Art und Weise, wie die percipirten Krankheitsursachen die Erscheinungen oder Krankheiten hervorbringen. Hier mufs die pathologische Reaction der Kräfte untersucht werden; dazu aber ist nöthig, erst die Eigenschaften und das Verhältnifs der Lebenskraft überhaupt zu bestimmen. 1. *Untersuchung.* Lebenskraft überhaupt als das wichtigste pathologische *Reagens* betrachtet. Allgemeine Charakteristik der Lebenskraft läfst sich nach den zwey Hauptverhältnissen, in welchen sie steht, dem chemischen und animalischen, am besten geben und ist folgende: 1) sie ist die Fähigkeit eines organischen Körpers, Eindrücke als Reize zu percipiren, und darauf nach ganz eignen Gesetzen zu reagiren; 2) sie ist die Fähigkeit des organischen Körpers, selbst die Kräfte, Gesetze und Verhältnisse der chemischen Natur zu verändern, zum Theil ganz aufzuheben, zum Theil zu modificiren. Lebenskraft und Lebensbewegung mufs man nicht verwechseln. Jene ist blofs Reizfähigkeit, diese ist das Product dieser Fähigkeit mit einem Reize, der sie excitirt. Folglich ist Leben auch ohne Bewegung denkbar. Lebenskraft ist nicht an Denkkraft gebunden, und ist auch den Pflanzen eigen. Die Seele ist aber als einer der stärksten und unmittelbarsten Reize für die Lebenskraft anzusehen. Belebt (*vital*) im weitesten Sinn heifst also jeder Körper, der entweder jene Reizempfänglichkeit besitzt oder dessen Bestandtheile und Mischungen durch den *Beytritt der Lebenskraft* (machen nicht diese Worte den Satz tautologisch?) dem Einflufs der chemischen und mechanischen Kräfte entzogen sind, so dafs die Gesetze und Zwecke der organischen Natur obwalten. Hieraus folgt, dafs nicht blofs feste, sondern auch flüssige, nicht blofs bewegliche, sondern auch unbewegliche Theile belebt seyn können. (Man glaubte ehemals weit zu gehen, wenn man an Organisation immer Leben knüpfte; jetzt dehnt man dieses weiter aus, als dahin, wo wir Organisation wahrnehmen und der Begriff von Flüssigkeit schliefst, wie *Kant* dargethan hat, den der Organisation aus. Ganz können wir in diese Streitigkeit nicht eingehen, welche kürzlich durch *Hunter, Blumenbach* u. s. w. so viel Interesse erhalten hat. Aber wir wollen doch bemerken, dafs unter dem Einflufs eines belebten Körpers stehen, nicht verwechselt werden sollte mit dem Besitz der Lebenskraft selbst; dafs wir sonst berechtigt sind, eine Speise auch belebt zu nennen, sobald sie in unserm Magen anfängt, nach den Gesetzen und Zwecken der organischen Natur dargestellt, gebunden und erhalten zu werden.) Unerachtet diese Kraft ein Eigenthum der ganzen organischen Natur ist, so finden wir sie doch in ihren Aeufserungen sehr verschieden modificirt. Der Grund davon scheint die verschiedne Organisation zu seyn, mit welcher sie verbunden ist, und welche ihr bald eine vollkommene, bald eine unvollkommene Aeufserung erlaubt. Im Menschen scheinen gleichsam alle in der übrigen

gen Natur zerstreut liegenden Modificationen und Formen der Lebenskraft zu einem grofsen Ganzen verbunden, und noch durch den Zutritt jenes göttlichen Funkens der höhern Denkkraft veredelt zu seyn. Auch Bänder, Knorpel, Haare u. s. w. besitzen Lebenskraft. Diese Modificationen einer und derselben Kraft im Menschen läfst sich ordnen, als 1) die *einfachste organisch bindende und erhaltende Kraft.* Die Lebenskraft, in sofern sie die Bestandtheile nach den ganz eignen Gesetzen des Organismus bindet und ordnet. 2) *Die plastische Kraft.* Die Lebenskraft, in sofern sie die Bindung, Entwicklung und Bildung der schon organisirten Bestandtheile nach gewissen bestimmten Zwecken und Formen leitet, (Uns dünkt es überflüfsig, dafs die einfachste, organisch bindende und erhaltende Kraft von dieser plastischen Kraft getrennt ist. Es ist ihr erster Grad, der vorzüglich in der Wirkung der absondernden Organe sich thätig zeigt, mit welcher Bestimmung die Rücksicht des Vf. auf die selbstständige Beschaffenheit der flüssigen Theile wegfällt. Ob das Blut unter die plastische Kraft zu ziehen gewesen sey; ob es, wenn es zur Ernährung der festen Theile verwendet wird, nicht von einer Thätigkeit dieser Theile bestimmt wird, stellen wir einer nochmaligen Untersuchung des Vf. anheim.) 3) *Die Kraft, Reize zu percipiren, Reizfähigkeit.* Die Hallersche Reizbarkeit ist davon nur eine Species. Ihre Modificationen sind äusserst mannichfaltig. Die Verschiedenheit liegt theils in der Art, Reize zu percipiren, theils in der Art darauf zu reagiren, und scheint durch die verschiednen Modificationen der Organe bestimmt zu werden. Sie lassen sich unter 3 Classen bringen: a) *Irritabilität.* Die Fähigkeit der Faser, auf einen Reiz durch Zusammenziehung und Verkürzung zu reagiren, und *zwar blofs in der Stelle, die topisch vom Reiz afficirt wird,* (Dieser Zusatz macht die Erklärung doch wohl zu eng, und schliesst eine Hypothese von der Verbindung der Reizbarkeit mit der Empfindlichkeit in sich.) Im thierischen Körper zeigt sich diese Fähigkeit am stärksten in der Muskelfaser. b) *Die Sensibilität, Nervenkraft.* Die Fähigkeit, einen Reiz zu percipiren, und ihn durch eigne dazu bestimmte Leiter, Nerven, zu propagiren und zu reflectiren. Sie reagirt nie durch Contraction oder Oscillation, nur durch Perception des Reizes, indem sie ihn aufnimmt und fortpflanzt, welches nach zwey entgegengesetzten Richtungen geschehen kann, je nachdem Empfindung oder Bewegung die Folge seyn soll. (Kann man anstatt zu sagen: das Nervenende theilt dem *sensorio* seine Reizung mit, sich wohl des Ausdrucks bedienen: der percipirte Reiz wird auf das *sensorium* reflectirt? Ein Reiz wird auf und durch Nerven reflectirt, wenn seine Wirkung auf einen Nerven, der nicht in der nächsten Verbindung des afficierten Nerven mit dem Gehirn steht, übergeht.) Die Nervenkraft ist ein Eigenthum des Nerven- und Gehirnmarkes, kein Ausflufs der Seele, welche nur als Reiz die Kraft hat, dasselbe zu afficiren, und durch dasselbe erst, also nicht unmittelbar auf die Reizbarkeit wirken kann. Bey jeder Untersuchung der Nervenwirkung müssen also folgende Momente und Begriffe wohl bestimmt und unterschieden werden: der Reiz, der den Nerven afficirt, er sey nun ein äusrer oder innerer, ein materieller oder Seelenreiz; die Perception des Reizes im Nerven, *die Reizung*, denn der Reiz kann auf den Nerven wirken, ohne dafs er percipirt wird, als z. B. bey Lähmungen; (er berührt ihn dann nur, wirkt aber nicht auf ihn) die Propagation der Reizung durch Hülfe der Nerven; endlich die Reflexion der Reizung, d. h. die Uebertragung derselben auf die Seele oder auf ein Bewegungsorgan, also Darstellung der Reizung. (Ganz falscher Gebrauch des Wortes Reflexion, der zu unrichtigen Begriffen von der Verbindung zwischen Seele und Körper leiten mufs!) Es giebt Nervenwirkungen mit und ohne Bewufstseyn, Wirkungen der Sensibilität mit und ohne Beywirkung der Seele. Auf diesen Satz legt Hr. *H.* grofses Gewicht, und ist über ihn weitläuftig. Er soll sagen, die *plexus* und *ganglia* der Nerven unterbrechen den Zusammenhang mit dem Gehirn, sie werden als *sensoria partialia, topica* angesehen. Diese Nervenwirkungen ohne Bewufstseyn zeigen sich am deutlichsten in den Eingeweiden des Unterleibes, in allen Secretionsorganen, und den meisten natürlichen und Lebensverrichtungen. Vorzüglich scheine der Intercostalnerve und das *par vagum* der Hauptsitz dieser Art von Sensibilität zu seyn, und das wichtigste Zwischenorgan zwischen Seelensensibilität und animalischer Nervensensibilität. Ungeachtet sich im gesunden Zustand keine Verbindung der Seele mit diesen Nerven zeige (kurz vorher lesen wir von einem bedingten und unvollkommenen Einflufs der Seele auf sie, was uns auch richtiger scheint), so können doch pathologische Zustände vorkommen, wo eine Fortpflanzung der Perceptionen bis zur Seele oder zum Bewufstseyn möglich wird. Doch wird diese Art von Empfindung immer sehr unbestimmt und precair seyn. (Die Verbindung zu einem Ganzen und andre Gründe hätten Hr. *H.* von einem minderstarken, aber von keinem aufgehobnen, Zusammenhang mit dem Gehirn sollen sprechen lassen. Aber was uns vorzüglich auffält, ist ein Mangel an Präcision und Vernachläfsigung des Sprachgebrauchs. Nervenwirkung ohne Bewufstseyn, Wirkung der Sensibilität ohne Beywirkung der Seele sind nicht gleichbedeutende Ausdrücke. Viele haben Seelenwirkungen ohne Verbindung mit dem Bewufstseyn für wahrscheinlich gehalten und in der Psychologie ist viel die Rede vom dunkeln Bewufstseyn. Hier hätte indefs die Seele ganz aus dem Spiel gelassen werden können, und das ist immer Gewinn für den Arzt. Es hätte nur sollen untersucht werden, was zum Gehirn gelangt und wie sich das dabey verhält.) Es existirt noch eine feinere Modification der Sensibilität, nämlich die, welche die zarteste Substanz des Gehirns selbst erfüllt, und welche selbst zu den höhern Verrichtungen der Seele nöthig ist. c) *Die specifische Reizfähigkeit.* Eine eigne Organisation liegt einer specifischen Modification zum Grunde. Reize machen Eindrücke, welche sonst gar nicht als solche auf die Lebenskraft wirken, oder werden auf eine specifisch modificirte, weder nach den allgemeinen Gesetzen der Irritabilität noch der Sensibilität erklärbare Weise percipirt und reagirt. Wie fruchtbar diese Ideen sind, wird sehr schön gezeigt.

(Der Beschlufs folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. Januar 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

JENA, in der akadem. Buchh.: *Ideen über Pathogenie und Einfluss der Lebenskraft auf Entstehung und Form der Krankheiten* von *C. W. Hufeland, etc.*

(Beschluss der im vorigen Stuck abgebrochenen Recension.)

Noch *einige Eigenschaften und Gesetze der Lebenskraft, in Beziehung auf den menschlichen Körper.* Die Lebenskraft verbindet sich überhaupt mit manchen Körpern und Organisationen inniger und fester. Im Menschen scheint das Herz und das arteriöse System sie am festesten und längsten zu halten. Es kann auch eine ungleiche Vertheilung statt finden. Manche Einflüsse vermögen sie zu mehren und zu erwecken, zu vermindern und zu binden. Die Reitzfähigkeit ist nur eine Modification der Lebenskraft. Sie kann aufgehoben und die Lebenskraft dennoch noch gegenwärtig seyn; aber in einem gebundnen Zustand, wie es in der Chemie genannt wird. *2te Untersuchung.* Die Art und Weise, wie die afficirte Lebenskraft die krankhaften Veränderungen und Erscheinungen hervorbringt. *Die Gesetze und Mechanismen der pathologischen Reaction.* Erst durch diese Reaction erhält die Krankheit ihre volle Existenz und bestimmte Form, und folglich enthalt diese Untersuchung den Hauptschlüssel zur Erkenntnis der verschiednen Formen und Modificationen der Krankheit. Hier kommt in Betrachtung: 1) *der jedesmalige Zustand der Lebenskraft.* Was Verschiedenheit hier bewirkt, wird auseinander gesetzt, so wie die mannichfaltige Beschaffenheit der Lebenskraft im Menschen erörtert wird. Vorzüglich wichtig ist, was von der Verbindung der Lebenskraft mit einer festen oder schlaffen Faser, mit Trockenheit und Feuchtigkeit des Körpers so praktisch lehrreich gesagt wird. Nur hätte in der Theorie etwas weiter zurückgegangen und die Abhängigkeit der starken und schwachen Cohäsion von der Lebenskraft selbst nicht aus den Augen verlohren werden sollen. Das verschiedne Verhältnis der chemischen Bestandtheile zur Lebenskraft wird auch bestimmt, als des Wärmestoffs, Sauerstoffs, Phosphors u. s. w. (In dem, was von der Elektricität angeführt wird, scheint uns der Vf. sich nicht von der Erfahrung haben leiten zu lassen. Dass ihre Anhäufung zu inflammatorischen Krankheiten, so wie ihre Entziehung zu faulen und verwesen, die Anlage bilden soll; ist nur eine Muthmassung, der keine Beobachtung zum Grund liegt. Dies ist eine Hauptursache, heisst es, warum anhaltende, trockne, idioelektrische Luft, die keine Elektricität ableitet, sondern den menschlichen Körper gleichsam isolirt, immer zu entzündlichen Krankheiten, hingegen anhaltende, feuchte Luft, die immer ein Ableiter ist, und die Elektricität also entzieht, zu Krankheiten der Schwäche disponirt. Der Thatsache hat man widersprochen; aber das Räsonnement selbst scheint uns falsch. Es lässt die umgekehrte Anwendung zu. Anhaltende trockne idioelektrische Luft leitet keine Elektricität andern Körpern ab, also dem menschlichen Körper keine zu, der also bald daran erschöpft wird. Aber anhaltende, feuchte Luft kann solche dem Menschen in Menge zuströmen lassen, weil sie so reichlich damit erfüllt ist. So behauptet die Lebenskraft auch mehr Selbstständigkeit.) Eben so ist auch das Verhältniss der Menge und der reizenden Kraft der Säfte von äusserst wesentlichem Einfluss auf die Aeusserung der Lebenskraft. 2) *Die Beschaffenheit des Reizes.* Reiz heisst alles, was das Vermögen hat, die Reizfähigkeit zu afficiren, selbst wenn es die Reaction vermindert. Neben mechanischen, chemischen und vitalen Reizen sind auch negative Reize aufgestellt, deren Wesentliches in einem Mangel, in einer Aufhebung des Gleichgewichts besteht. Wir wollen gegen die Benennung nichts erinnern. Aber gehören sie wohl neben, und nicht vielmehr unter die vitalen oder organischen Reize? Viele wichtige Eintheilungen mit vortrefflichen Bemerkungen müssen wir übergehen. 3) *Die Gesetze und Mechanismen, nach welchen die Reaction auf den Krankheitsreiz geschieht.* Wir kennen nur die zwey Hauptbedingungen der Pathogenie, das Einwirkende oder den Reiz und das Gegenwirkende oder die Reizfähigkeit der Lebenskraft. (Der Vf. begreift die Wirkung selbst unter der Gegenwirkung.) Die Gesetze der pathologischen Gegenwirkung sind: 1) *Die Gesetze der einfachen Reizung.* Nach andern Lehren, die uns Wiederhohlungen dünken und nicht die Reaction auf einen krankhaften Reiz allein, sondern auf jeden Reiz und also auch im Gesundheitszustand, betreffen, heisst es: ein Reiz kann überhaupt die Reizfähigkeit auf dreyerley Art afficiren und so entstehen 3 Hauptklassen der Reaction oder *Reizung* (hier und schon S. 152. wird Reaction auch Reizung genannt; aber S. 93. ward die Perception des Reizes im Nerven für Reizung gegeben. Und noch weiter hin finden sich auf einer Seite (S. 158.) die zwey Stellen, die nicht eins aussagen: „*Reizung ist immer mit Reaction verbunden*" also doch davon unterschieden; *man muss den Reiz und die Reizung, reaction, unterscheiden;* als wenn Reizung und reactio eins seyen) a) excitirend; vermehrte Reaction b) deprimirend, schwächend; verminderte Reaction c) verändernd; *in modo* verändernde

te Reaction. (Die Unbequemlichkeit des Ausdruckes Reiz fühlte Hr. *H.* schon früher. In dieser Eintheilung wird sie sehr auffallend. Sind excitiren und reizen so verschieden, dafs der entgegengesetzte Zustand von excitiren, das deprimiren, doch noch den Nahmen Reiz haben soll? Aber ein tiefergehender Einwurf ist folgender: mufs eine *in modo* veränderte Reaction nicht von einem excitirenden oder deprimirenden Reiz entstehen? oder will Hr. *H.* sagen: das Excitiren oder Depriminen kommt in dem Fall nicht in Betracht, sondern nur der veränderte *modus* der Reaction, so ist bey einer pathologischen Untersuchung nicht vom Gesichtspunkt des Praktikers, sondern vom innern Zusammenhang die Rede und dann fragt man nach dem Grund dieser Eintheilung und Zusammenstellung. Oder soll damit angedeutet werden, die Summe von Excitation ist sich im jetzigen und vorigen (gesunden) Zustand gleich, nur hat sie eine andre Richtung und also entsteht eine *in modo* veränderte Reaction? Dieser wahrscheinlichen Auslegung setzen wir, ohne das Brwonische System vertreten zu wollen, entgegen: ist es je in der Wirklichkeit zu beweisen, dafs die Summe von Excitation sich gleich ist, und ist dann nicht dieser Reiz mit eben dem Recht excitirend zu nennen, als der vorhergehende, der nicht mit mehr Kraft und Erfolg wirkte?) Nun werden die Reactionen der Irritabilität, der Sensibilität und der specifischen Modificationen der Reitzfähigkeit von einander abgesondert. Eine Art der Reizung kann das Organ, das sie afficirt, unempfindlich für andre machen, und so kann ein Reiz unter gewissen Umständen Unempfindlichkeit und Unbeweglichkeit eines Nerven hervorbringen. Aber doch nur im letztern Fall ein in des Vf. Sprache, im höchsten Grad deprimirender Reiz. Der Vf. scheint aber vielmehr anzunehmen, ein bestimmter Reiz wirkt so sehr excitirend, dafs kein andrer neben ihm Eindruck machen kann. Müssen dann aber nicht Aeufserungen der Irritabilität oder Sensibilität sich darthun? kann dann die Idee von Paralysis statt haben? (Der Fall, dafs Zuckungen und Schmerzen mit Lähmung abwechseln, gehört nicht hieher sondern unter No. VII, p. 158.) Hr. *H.* erklärt sich hierüber noch in einer folgenden Stelle so: durch den Reiz selbst kann unter gewissen Umständen die Reizfähigkeit oder Empfindlichkeit so modificirt werden, dafs ihre Aeufserungen dadurch gleichsam gehemmt und sie gleichsam in einen gebundnen Zustand versetzt wird. Hier existirt allerdings Perception des Reizes; denn sonst würde kein solcher präternatureller Zustand der Reizfähigkeit entstehen. Aber die Wirkung dieses Eindruckes ist eben gehemmte Empfindungskraft — präternatureller, krampfhafter Zustand des Organs, der wenigstens die Propagation des Reizes hindert, wenn er auch örtlich percipirt ist." Was hier gemeynt ist, scheint uns nicht richtig ausgedrückt. Wird die Empfindungskraft gehemmt, wird die Reizfähigkeit oder Empfindlichkeit in einen gebundnen Zustand gesetzt; so müssen sie es auch ferner in Bezug auf den Reiz seyn, der so auf sie wirkte: sonst verwickelt man sich in einen Widerspruch. Aber was hindert für diesen Reiz auch Empfindlichkeit aufgehoben seyn zu lassen, da er nur braucht, einen Moment gewirkt zu haben um auf Wochen diese Folge zu haben? Oder man könnte ihn immer, wenn sich die Empfindlichkeit wieder erzeugt, von neuem sie wieder tilgen lassen. Aber ist ein solcher Reiz nicht ein deprimirender? Das auffallendste Beyspiel der Art, sagt Hr. *H.*, ist der Reiz des Wuthgiftes. Es ist wahr, dasselbe kann lange im Körper ohne sichtbare Folgen seyn. Aber hat man je nur eine Spur gefunden, dafs es vor seinem Ausbruch an der Stelle, die es aufnahm, so wirkte, als hier geschildert ist? Man bemerke übrigens, dafs Hr. *H.* in seinem Rasonnement Perception und Propagation des Reizes trennen mufs.) Das Gesetz der Gewöhnung beruht eigentlich auf dem Verhältnifs der Reizfähigkeit zum Reize, welches sich zuletzt so nähert, dafs keine Differenz mehr ist und also der Reiz aufhört, etwas fremdes zu seyn. (Uns ist diese Erklärung unverständlich. Was will das sagen, das Verhältnifs der Reizfähigkeit zum Reize nähert sich zuletzt so, dafs keine Differenz mehr ist? Und das soll das Gesetz für die Gewöhnung seyn? Gewohnheit macht nicht nur, dafs ein Reiz nicht mehr wirkt, sondern auch, dafs seine ihm nur sonst eigne Wirkungen eintreten, wenn er nun fehlt.) Es kann folglich ein Krankheitsreiz in uns seyn, den wir nicht empfinden, weil (4 vom Vf. angegebne) Ursachen existiren, die die Reizfähigkeit gegen ihn aufheben. Nun können aber diese Ursachen wegfallen, und so kann ohne alle Veränderung des Reizes, blofs durch Veränderung der Reizfähigkeit der Reiz wieder fühlbar d. h. für uns wieder existirend werden. Diese Erweckung des Reizes ist eine der wichtigsten pathologischen Operationen. Ein grofser Theil der Therapie geht auf diesen Zweck aus. (Wir bedauren über diese vom Vf. ausgeführten Ideen aus Furcht vor zu grofser Weitläuftigkeit uns nicht erklären zu dürfen.)

2) *Die Gesetze des Consensus.* Consensus ist die Fähigkeit der Organe, durch die Reizung eines andern Organs afficirt zu werden, sie zu percipiren und mit zu reagiren. Er beruht auf Verbindung der Nerven, der Gefäfse, des Zellgewebes, der Häute, auf Aehnlichkeit der Organisation und Function. Das vorzüglichste Verbindungsmittel sind die Nerven und durch sie zeichnet sich am mehrsten aus, das Gehirn und der Magen, oder vielmehr der Intercostalnerve. (Der bestimmte Begriff von Consensus scheint uns verfehlt. Jeder Zusammenhang zweyer Theile des Körpers bildet keinen Consensum, ob er gleich ihre wechselseitige Abhängigkeit mit gründet. Die Verbindung der Nerven mit dem Gehirn, durch welche Sensationen entstehen, führt man nicht auf Consensus zurück. Die aus den Gesetzen vom Kreislauf des Blutes fliesenden Veränderungen in Rücksicht der Blutmenge eines Theiles, der mit einem Theil, nach dem eine Congestion ist, sein Blut aus einem Stamm erhält, ordnet Hr. *H.*, dem Sprachgebrauch entgegen, unter Consensus. Man erstaunt aber, wenn selbst das Zellgewe-

gewebe dahin gezogen ist, in Rückficht der möglichen Fortbewegung eines *contenti;* z. B. Waffer, Luft. Den Mangel deffen, was in der thierifchen Oekonomie durch den männlichen Saamen bewirkt wird, bey Caftraten, wird man trennen von den Folgen des Confenfus andrer Theile mit den fehlenden Hoden. Zum Confenfus ift eine etwas gröfsre Gemeinfchaft, als mit der ganzen Mafchine zwar erfoderlich; aber beide Theile müffen im Wefentlichen nicht von einander abhängen. Alle nothwendige Folgen von den Leiden eines Theiles für andre find nicht confenfuelle, in denen immer etwas zufälliges herrfchen mufs.) Jeder Theil hat feinen beftimmten Grad, feine beftimmte Verbindung und Grenze von Sympathie. Dies ift *Confenfus naturalis.* Jede Abweichung davon im Grad, in der Verbindung, in der Richtung giebt zu einem krankhaften Confenfus Gelegenheit. Auch deprimirende Eindrücke können durch Schwäche propagirt werden. Folglich auch örtliche Schwäche eines Theiles oder Syftems kann confenfuelle, allgemeine Schwäche hervorbringen. Praktifch fruchtbar ift die Lehre vom Confenfus vorgetragen.

3) Die Gefetze des Antagonifmus oder des aufgehobnen Gleichgewichts. Bewegungen von Muskeln wirken wie Reize auf die entgegengefetzten Muskeln und bringen auch in ihnen Bewegungen hervor. Aber diefer Antagonifmus ift allgemein. Er gründet fich auf die Harmonie der Kräfte und Bewegungen, auf das nöthige Gleichgewicht derfelben gegen einander. Die Fähigkeit, diefes zu erhalten und wieder herzuftellen, heifst Antagonifmus der Kräfte und Bewegungen im weitern Sinn. (Ob diefer Antagonifmus mit dem der Muskeln eins ift, müffen wir doch bezweiflen. Bey den Muskeln erfolgt er nothwendig und gründet fich auf den Bau und den mechanifchen Zufammenhang bey der Bewegung und Ruhe. Des Vf. allgemeiner Antagonifmus ift doch am Ende auf Confenfus zurückzubringen, dem wir ihn untergeordnet hätten.) Das Gleichgewicht kann aufgehoben werden, durch Reizung oder Schwächung durch vermehrte oder verminderte Kraftäufserung eines Theiles oder Syftems in einem gröfsern Grad oder auf die Dauer. Wie kommt aber Hr. *H.* zu der Idee eines Antagonifmus der bewegenden Kraft gegen das zu Bewegende, des *continentis* gegen das *contentum?* Die Wirkung, die diefe auf einander haben, ift doch nach ganz andern Gefetzen zu beurtheilen. Aber ihr Misverhältnifs vermag allerdings die Thätigkeit andrer Theile mit ins Spiel zu ziehen. Vorzüglich wichtig für den praktifchen Arzt ift aber der Antagonifmus der Secretionen und Excretionen. Die Unterdrückung oder Verminderung einer Secretion erregt den Antagonifmus, die vermehrte Thätigkeit andrer. Hierdurch kann Nachtheil verhütet; aber es können auch neue Fehler und Krankheiten erzeugt werden.

4) *Die Gefetze der pathologifchen Secretion.* Der Organifmus der Secretion liegt in der fpecififchen Lebenskraft und Structur des Organs, und hieraus erhellt, dafs alles, was diefe Lebenskraft afficiren und ihren Charakter, die fpecififche Reizfähigkeit verändern kann, auch im Stande ift, in der Reaction deffelben, und alfo in dem Secretionsgefchäfte hervor zu bringen. Der Grund diefer Veränderung kann nun entweder in Veränderung der Kraft felbft, oder in Veränderung der Reize liegen, die darauf wirken, alfo auch oft in den Säften. Es giebt *fecretio aucta, imminuta* und *alterata, f. perverfa.* Jeder Krankheitsreiz wirkt, in fo fern er die Reizfähigkeit überhaupt afficiret, auch mehr oder weniger auf die Secretionen. Die natürliche Folge ift, dafs keine krankhafte Reizung in unferm Körper exiftiren kann, ohne dafs dadurch in den Säften etwas verändert oder zurückgehalten, oder etwas neues und fremdes erzeugt wird. Und fo fliefst ganz natürlich die Idee von Krankheitsmaterie oder Krankheitsftoff aus den Gefetzen des Reizes und der lebendigen Reaction. Eine pathologifche Veränderung der Reaction der feften Theile zieht unausbleiblich eine analoge Veränderung in den flüffigen nach fich. Man mufs alfo eine mit der Krankheit verbundne Krankheitsmaterie annehmen. Ift fie nicht Urfache, fo ift fie Folge des Reizes und dann oft von mehrerer Wichtigkeit als der erfte Reiz. Auf diefe Weife läfst fich Humoral- und Nervenpathologie vollkommen vereinigen. Diefe Veränderungen in den Secretionen, und alfo in den Säften beftimmen weit häufiger den Charakter der Krankheit und felbft die Heilart als der erfte Reiz. (Das wird kein Nervenpatholog dem Vf. eingeftehen. Er wird ihm Verderbniffe der Säfte als Folgen der kranken Thätigkeit der feften Theile einräumen, aber fie nicht als Krankheitsmaterie anerkennen. Er wird immer behaupten, auf fie fey keine Rückficht zu nehmen. Zu ihrer Verbefferung oder Hinwegfchaffung könne und brauche auf fie felbft nicht gewirkt zu werden. Die feften Theile wären entweder diefem Gefchäft fchon gewachfen, fobald fie nur ihre Integrität wieder haben, oder müfsten dazu durch beftimmte Arzneyen die Kraft und Richtung erhalten.) Oertliche Krankheiten haben am häufigften ihren Grund in einer veränderten oder verdorbnen Secretion der Organe und der Vf. rechnet hieher die *phthifis pituitofa,* den *diabetes* u. f. w.

5) *Die Gefetze der pathologifchen Umänderung in den Säften und Beftandtheilen.* Es wird hier wieder angelegt auf Vertheidigung der Humoralpathologie. Treflich ift die Bemerkung, der Unterfchied von feften und flüffigen Theilen fey ganz unwefentlich, man müffe die Kraft und die Materie fondern, und den Nerven an fich, blofs als Materie betrachtet, könne man keinen gröfsren Lebensantheil zufchreiben, als dem Blute. Ferner: es kann nichts in uns feyn, was uns nicht von aufsen gegeben ift. Erhalten wir fo manche Beftandtheile nicht, fo kann fie die Lebenskraft in uns nicht neu fchaffen. Sind manche Beftandtheile in dem Gegebnen zu überwiegend, fo werden fie auch in uns ein Uebergewicht erhalten. Und fo erzeugen fich auch urfprüngliche Fehler der Säfte. Ein wahres Meifterftück ift diefer Abfchnitt, die Frucht der hellften pathologifchen Ideen, und fchon allein

geeignet, dieser Schrift grofse Vorzüge zu verschaffen. *3tes Kapitel. Verlauf, Dauer, Stadien, Veränderungen ud Krise der Krankheiten.* Die vielfachen feinen Bestimmungen, welche in den hier vorgetragnen Ideen liegen, und ihre Bearbeitung für das Bedürfniss des praktischen Arztes, müssen wir unsren Lesern selbst aufzusuchen überlassen. *4tes Kapitel. Allgemeine Verschiedenheit und Eintheilung der Krankheiten. 5tes Kapitel Ideen über einige Hauptformen des kranken Zustandes.* Das Wesen oder die nächste Ursache des Fiebers ist: specifische Reizung der thierischen Sensibilität mit vermehrten Reaction des arteriösen Systems und aufgehobnem Gleichgewicht der Kräfte. Schön ausgeführt. Der wesentliche Begriff von Entzündung ist: vermehrte oder exaltirte Lebenskraft im Gefässsystem und Blute. Fäulniss heisst: grosse Schwächung oder in einzelnen Theilen bey topischer Fäulniss, gänzliche Aufhebung der Lebenskraft und zwar nicht bloss der Reizfähigkeit, sondern der organischen bindenden Kraft mit einer dadurch vermehrten Neigung der Bestandtheile, sich chemisch zu zersetzen. Da diese Vorstellungsart an sich und wegen der Folgerungen des Vf. der Gegenstand einer literarischen Debatte geworden ist, und wir nicht ihrer Wichtigkeit gemäss ausführlich über sie seyn dürfen, so finden wir es am rathsamsten, unser Urtheil über sie ganz zu suspendiren.

OEKONOMIE.

Nürnberg, im Verlag der Steinischen Buchh.: *Ueber die örtliche progresfive Wachsthumszunahme der Waldbäume, in Anwendung auf den möglichsten Ertrag eines Waldbodens;* von *Johann Leonhard Späth.* Prof. der Mathem. und Physik. 1796. 131 S. 8.

Auf eine so neue als sinnreiche Art, beschäftigt sich der Vf. mit der speculativen Ausmittelung des örtlichen progressiven Wachsthums der Kiefer, der Tanne, der Fichte und der Buche, deren Vollkommenheit, und Rückgang: und er zeiget, unter welchen Voraussetzungen die Haubarkeit eines jeden Ortes, und bey obigen Holzarten (welche er *Geschlechter* nennt) zum möglichst grösseften Ertrag zu bestimmen sey. Folglich den Vortheil, welchen diese Berechnungsarten dem Forsthaushalte gewähren. Es ist gewiss, dass mancherley örtliche Umstände, als Boden, Klima, Lage und Exposition; so wie eingeschlossener oder weitläuftiger Stand der Bäume, die Epoche ihrer nutzbarsten Haubarkeit gar sehr beschleunigen oder aber zurück halten, und dass es daher sehr fehlerhaft sey, gerade zu, und allgemein — die Haubarkeit einer Holzart bestimmen und den Turnus einer jeden fest setzen zu wollen. Hier zeigt sich abermals klar, wie nöthig und wichtig die Mathematik einem Forstmann von höherer Bestimmung sey, und wieviel auf physikalischen Kenntnissen beruhe. Hätte der Vf. auf die Vollkommenheit, oder Unvollkommenheit der Keime, und auf die Saftleitungsfähigkeit der Bäume, zur Aneignung und Digestion der ihnen sehr häufig aus der Atmosphäre zukommenden Nahrung Rücksicht nehmen, und ebenfalls die Saftbeschleunigung *darauf* gründen wollen, so wäre kein Zweifel, dass er der Vollkommenheit, mit seinen Berechnungen, noch um so näher gekommen seyn würde.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Cassel*, in der Griesbachs. Hofbuchh.: *Praktische Abhandlung über die Anlegung neuer Eichelgärten, die Besaamung und Pflanzung der Eichen, in zwey Abschnitten* von *Wilhelm Finger*, Fürstl. Hessischen Förster zu Wellerode bey Cassel. 1796. 54 S. 8. (5 gr.) Der Vf. will praktisch lehren, wie neue Eichelgärten nach seiner Manier angeleget werden sollen! auch wie und wenn man die darin gezogenen Eichen verpflanzen müsse! Wozu nun wieder solche Rhapsodie in unsern Tagen, wo es an praktischen aber auch theoretischen, gründlichen Anweisungen dieser Art nicht fehlet. Hr. F. lehret weiter nichts, als wie kernfaule Eichen erzogen, ihrer so nöthigen Seitenzweige (durch *Schnadeln*) f. h. beschneiden beraubet, und durch ihre Kronen auf schlanken Stämmen zum Umbeugen und Umbrechen bewogen werden müssen. Kernfaul werden sie durch das Alter und die Grösse bey ihrer Verpflanzung, wobey notorisch die Wurzeln nicht mehr heilen und überwachsen können. Schlank bleiben sie durch das Abschneiden der Seitenzweige dicht am Stamme; weil sie der Werkzeuge zur Verstärkung dadurch beraubet werden, welche die wohlthätige Natur ihnen gegeben hatte. Die Verpflanzung ohne die Wurzeln mit Wasser anzuschlämmen, verdoppelt das Unnatürliche jeder Pflanzung, und macht sie um so misslicher. Könnte nun nicht der angehende und ungeübte Forstmann durch die im Vorbericht angeführte Autorität: „Auch sie (die„se Anweisung) gründet sich auf die Versuche und Erfahrun„gen, die ich seit 30 Jahren in mehr als einem grossen Forste „gemacht habe" hintergangen und irre geführet werden? Hr. F. wolle doch den Wuchs seiner so angepflanzten Eichen abwarten, bis sie wenigstens in einem weiten Zeitraum die Diametral-Stärke eines Fusses erlangt haben werden, sodann dergleichen fällen lassen, und uns von der Beschaffenheit des Kernmarkes, und von der zu dieser Stärke erforderlich gewesenen Anzahl von Jahren benachrichtigen. Wenigstens wird er alsdenn erst aus Erfahrung sprechen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 26. Januar 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, de l'Imprimerie du Magasin Encyclopedique, rue St. Honoré Nr. 94.: *Introduction à l'étude des monumens antiques*, par *A. L. Millin*, Conservateur du Museum des antiques, Professeur d'histoire et d'Antiquités. l'an 4. oder 1796. 72 S. 8. (10 gr.)

Ebendas.: *Introduction à l'étude des pierres gravées.* l'an 4. oder 1796. 68 S. 8.

Es ist schon aus frühern Anzeigen (f. das *Intelligenzblatt* der A. L. Z. 1796. N. 160. S. 1357.) bekannt, dass zur Bildung des Geschmacks und Beförderung der Alterthumskunde im Nationalmuseum der Antiken zu Paris halbjährige Vorlesungen gehalten werden. Um den Zuhörern hiezu einen Leitfaden in die Hände zu geben, arbeitet Hr. *M.* im Verfolg der Vorlesungen selbst für jeden einzelnen Theil der Archäologie einen eigenen Cahier aus, wovon wir hier den Anfang anzuzeigen haben. Schon das Unternehmen an und für sich, Vorlesungen über die Alterthümer und Archäologie in den Sälen zu halten, wo eine vorzügliche Sammlung der Art aufbewahrt wird, verdient Beyfall, und auch in Deutschland, wo so manches schöne Antikencabinet dem lehrbegierigen Publicum entweder ganz verschlossen, oder als eine gute Sinecure Männern anvertraut ist, die der öffentlichen Benutzung ihr Privatinteresse vielfältig entgegenstellen, allgemeine Nachahmung. Aber dann müssen freylich auch die Auffeher eben so thätige und sachkundige Männer seyn, als Hr. *M.* nach allem, was er bis jetzt schon leistete, unstreitig seyn muss. Seine Homerische Mineralogie sowohl, als sein Elementarbuch der Naturgeschichte beweisen, dass er die unerlässliche Bedingung eines guten Archäologen eine genaue Bekanntschaft mit der Naturgeschichte, kennt und erfüllt, so wie die von ihm herausgegebenen *Monumens de la France* den weiten Umfang seiner historischen Kenntnisse bezeigen, wovon sich auch in dem gleichfalls durch diesen thätigen Gelehrten veranstalteten *Magasin Encyclopédique* überall die deutlichsten Spuren finden. Besonders dürfen wir aus dieser überhaupt sehr zweckmässigen Zeitschrift zwey seiner Abhandlungen über die *ägyptischen Steine im Nationalmuseum* (*Magaz. Encycl.* Année I. T. IV. p. 123.) und *über den Ring des Polykrates und die erste Epoche der griechischen Steinschneiderkunst*, (ebendaselbst T. V. p. 123.) hier nicht unbemerkt lassen, da sie als Vorarbeiten zu den jetzt anzuzeigenden Cahiers anzusehn sind.

Der erste Heft dient, wie auch schon der Titel anzeigt, zur allgemeinen Einleitung in das Studium der Antike, und enthält das, was wir die Prolegomena nennen. Nach einer Bestimmung des Unterschieds zwischen Alterthumskunde überhaupt, und Archäologie insbesondere, wobey jedoch das weitschichtige Wort Archäologie überall im Wege steht, und nach einer mehr angenehmen als erschöpfenden Darstellung der Vortheile dieses Studiums, kommt der Vf. S. 12. auf die Eintheilung dieser Wissenschaft. Bekanntlich hat schon der Vater dieser ganzen Wissenschaft, *Jacob Spon*, in der Vorrede zu seinen *Miscellaneis eruditae antiquitatis* seine Archäologie in 8 Kapitel getheilt, wodurch auch noch *Ernesti* sich bewogen fand, der Paläographie einen Platz in seinen Vorlesungen einzuräumen, weil Spon die Bibliographie zu einem feststehenden Theile dieser Wissenschaft gemacht hatte. Auch *Millin* scheint sein Gebäude auf dieser Grundlage errichtet zu haben, hat aber doch verschiedenes getrennt, was Spon in eins zusammengefasst hatte, und die Bibliographie, wie billig, ganz weggelassen. Seine Abtheilungen sind in folgende Ordnung gestellt: 1) Gebäude, 2) Malereyen, 3) Sculptur, 4) geschnittene Steine, 5) Mosaiken, 6) Vasen, 7) Instrumente 8) Münzen, 9) Inschriften. Spon hatte die Malerey, Sculptur und Musivarbeit unter die zwey Hauptrubriken *Ikonographie* und *Toreumatographie* gebracht, und die Statüen sowohl als die Bronzen und Büsten etwas uneigentlich zur Ikonographie gerechnet. Dies ist durch Hn. *M's* Eintheilung weit besser geschieden, und so in die ganze noch immer nicht sorgfältig genug zergliederte Wissenschaft mehr Licht gebracht. Nur zweifeln wir, ob gerade die Ordnung, in welcher diese 9 Unterabtheilungen hier aufgezählt sind, die natürlichste und leichteste seyn möchte. Wir würden den wahrscheinlichen Fortschritten der Cultur gemäss mit den Instrumenten und Vasen anfangen, dann die Sculptur mit ihren Abkömmlingen, den Gravüren, Münzen und Inschriften stellen, die Mosaiken der Malerey unterordnen, und mit den Gebäuden schliessen. Der Vf. spricht hierauf vom Zweck der Archäologie, den er, vielleicht etwas zu eng, vorzüglich auf die Vermeidung der Irrthümer und der von den Alterthumsmäklern häufig angewandten Betrügereyen einschränkt. Es kann nicht fehlen, dass hier unter manchen schon bekannten Verfälschungen und Missgriffen der Mäkler und Liebhaber nicht auch aus dem Erfahrungskreise des Vf. mancher interessante Bey-

Beytrag geliefert worden wäre. So wird z. B. hier erzählt, dafs fich viele Antiken blofs durch einen frommen Irrthum erhalten hätten, indem man den Valentinian auf dem Bifchofsftab in der heiligen Capelle für einen heiligen Ludwig, den bekannten *Achates Tiberianus* für eine Himmelfahrt Johannis des Täufers, ein Relief, worauf Neptun und Minerva im Schöpfungsmoment des Pferdes und Oelbaums vorgeftellt waren, für Adam und Eva am verbotenen Baume hielt. Aber wie hier der fromme Aberglaube die Antiken rettete, fo wurde er ihnen auch unter dem Robespierifchen Vandalismus wieder verderblich. In einer Kirche zu Pui-de-Dome war eine Ifis von Bafalt mit dem Horus auf dem Schoofse Jahrhunderte lang als ein Marienbild glaubig verehrt worden. Es war, wie mehrere ähnliche Bilder, die man unter der Benennung *vierges noires* in den Kirchen findet, durch die Kreuzfahrer mit aus dem Oriente entführt worden. Jetzt wurde es aber als ein ächtes Madonnenbild von den Fäuften der neuen Bilderftürmer ohne Barmherzigkeit zertrümmert. Beyläufig werden die noch immer häufigen Verftöfse gegen das alte Coftum gerügt. Auch die Anekdote, wie Winkelmann durch eine falfche Antike von Cafanova getäufcht worden fey, wird hier nicht vergeffen. Diefe Anekdote wird auch unter uns noch immer fo verfchieden, und mit fo gehäffigen Nebenumftänden für Cafanova erzählt, dafs man in der That jetzt, wo Cafanova todt ift, von irgend einem wohlunterrichteten Mann in Dresden oder Wien eine unpartheyifche Nachricht darüber in einem öffentlichen Blatte zu erhalten wünfchen mufs. Sehr gut und auf die Culturgefchichte des Alterthums gegründet ift der geographifche Plan, den Hr. *M.* S. 30. für das Studium der Archäologie vorfchlägt, da gewifs nichts lacherlicher feyn kann, als auch hier mit Spanien anfangen zu wollen. Nur follte der Uebergang von Kleinafien fogleich in das unteritalifche Grofsgriechenland und Sicilien, und von da nach Etrurien gemacht werden, ehe noch die Kunftcultur des eigentlichen Griechenlands und Athens an die Reihe kommt. Denn fo lange man nicht in der griechifchen Völkergefchichte fowohl als in der Kunftgefchichte die blühenden und kunftreichen Colonieen Siciliens und Unteritaliens fogleich auf die Jonifche Gefchichte folgen läfst, und für gewifs annimmt, dafs in Syracus, Agrigent, Kroton, Thurii, Sybaris u. f. w. alle bildenden und redenden Künfte fchon eine von uns kaum geahndete Stufe der Vollkommenheit erftiegen hatten, ehe die von Plinius und feinen Gewährsmännern feftgefetzten Kunftepochen im eigentlichen Griechenland anfingen: fo lange mufs es in unferer Kunftgefchichte noch fehr verworren und fragmentarifch ausfehen.

Nachdem der Vf. im folgenden die vornehmften archäologifchen Werke, je nachdem fie die analytifche, chronologifche, geographifche oder alphabetifche Ordnung befolgt haben, namhaft gemacht hat, entwirft er S. 63 ff. ein archäologifches Klaffenfyftem, wie fchon *Heyne* in feinem fruchtbaren Elogium auf Winkelmann gewünfcht hat. Man müfste darinn das Verfahren des Linné und feiner Nachfolger in der Naturgefchichte zum Mufter nehmen, die Synonymieen und Orte, wo jedes Kunftwerk gefunden worden, und jetzt zu finden fey, anmerken, die beften Kupferwerke bey jedem citiren, und eine kurze, doch treffende, artiftifche Würdigung (auch wohl mit Anzeige der Reftaurationen) beyfügen. Ein ungeheurer, aber bey den vielen vorhandenen Vorarbeiten doch fchon jetzt ausführbarer Plan, wenn fich ein ganzer Künftler- und Gelehrtenverein zu diefem Zwecke denken liefse. Allein die Erfahrung hat bewiefen, dafs alles, was in diefen Claffificationen bis jetzt geleiftet wurde, immer nur die Sache eines einzigen Mannes war. Vielleicht erhalten wir bald von Leipzig aus von der vielumfaffenden Belefenheit eines dortigen Literators wenigftens die erften Grundlinien eines *folchen* Werkes. — Die ganze Einleitung endigt fich mit einem kurzen Verzeichniffe der vorzüglichften Mufeen und Sammlungen, wo wir unter andern die in einigen öffentlichen Blättern beftrittene Nachricht beftätigt finden, dafs bey dem Brand der Abtey S. Germain im J. 1795 mit der Bibliothek auch die auserlefene Antikenfammlung, worinn fich die Montfauconifchen Alterthümer befanden, ein Raub der Flammen geworden fey.

Kenner werden fchon aus dem, was hier angeführt worden, auf die Brauchbarkeit und Zweckmäfsigkeit diefer Einleitung einen Schlufs machen können. Der Vf. kennt und fchätzt die Verdienfte der Deutfchen in diefem Fache (nur *Leffing* fcheint ihm unbekannt geblieben zu feyn), und hat felbft ein Manufcript der Heynifchen Vorlefungen zum Gebrauch. Freylich liefse fich vieles noch beftimmter ausdrücken, fehr vieles ergänzen und weiter ausführen. Aber man mufs dabey nur nicht vergeffen, dafs, wie der Vf. in einem kurzen Vorberichte fagt, diefe Cahiers nur erft dann, als die Vorlefungen fchon angefangen hatten, auf Verlangen der Zuhörer blofs als Leitfaden des *ausführlichern* mündlichen Vortrags niedergefchrieben wurden. Um fo mehr wäre es zu wünfchen, dafs es Hn. *M.* nun gefallen möchte, auch die eigentlichen Vorlefungen durch den Druck bekannt zu machen, wobey wir nicht umhin können, auf die häufigen, den Sinn zum Theil fehr entftellenden Druckfehler aufmerkfam zu machen, befonders in Zahlen, z. B. bey der Angabe der Fabriciusfifchen Bibliographie, und S. 27., wo bey der chronologifchen Beftimmung der Invafion des Cambyfes vor *quatrième Olympiade* offenbar die erfte Zahl *foixante* ausgelaffen worden ift. Auch ift Ernefti *nie*, wie S. 46. verfichert wird, in Italien gewefen.

Auf diefe allgemeine Einleitung läfst nun Hr. *M.* fogleich feine Einleitung in die *Glyptographie*, oder das Studium der gefchnittenen Steine folgen, wo fich überall der Mann zeigt, der nicht aus Befchreibungen und Bilderbüchern, fondern aus lebendiger Anfchauung alter Kunftwerke felbft urtheilt, und dem eine der erften Sammlungen in diefem Fache täglich zu

zu Gebote steht. Freylich hatte er hier schon an *Mariette* und *Natter* gute Vorgänger, aber auch die neuern Werke von *Bracci*, *Raspe*, *Eckhel* sind von ihm aufmerksam gebraucht, und manche Bemerkung aus ihnen, besonders in dem sehr fleissig ausgearbeiteten Verzeichnisse der Steinschneider, deren Namen wir auf Gemmen finden, von S. 33—47. kritisch benutzt worden. Nur zweymal sind wir hiebey angestossen, da, wo S. 45. der durch *Stosch* und *Natter* bekannt gewordene Hund von *Caius* als ächt angeführt wird. Wir sind durch *Raspes* scharfsinnige Vermuthungen zu *Tassie's Catalogue* p. 227. und *Preface* p. XXXIV ff. völlig überzeugt worden, dass Natter, der während seines Aufenthalts zu Florenz bey Stosch zuverlässig mehrere seiner Steine mit alten Namen schmückte, (Rec. erinnert sich darüber, vom verst. *Casanova* mehrere interessante Thatsachen gehört zu haben,) der wahre Meister dieses in seiner Art gewiss bewundernswürdigen Kunstwerkes gewesen sey: und dass der Vf. S. 48., wo von dem berühmten *cachet de Michel Ange* die Rede ist, nicht gradezu sagt, wovon er doch als Kenner so gut wie andere überzeugt seyn muss, dass der gepriesene Stein ein neues, obgleich vortreffliches, Kunstwerk sey. Hr. *v. Murr* hat gezeigt, dass die Figuren, die auch auf den Platfonds von Raphael vorkommen, gewiss dort früher waren, als auf dem Carniol. Noch erlauben wir uns die Bemerkung, dass *Sigillarii* in der altrömischen Sprache nie Kaufleute mit Siegelringen und Gemmen bedeuten, wie S. 21. gesagt wird. Wo das Wort in Inschriften vorkommt, z. B. *Gruteri* Inscriptt. MXXXI, 3.; da bezeichnet es allezeit Künstler, die kleine Bronzfiguren (*sigilla*) verfertigen, wie auch schon *Reinesius* ad Inscriptt. Cl. XI, 89. p. 644. angemerkt hat. Der Irrthum ist indess sehr gemein, und auch im Gesnerischen Thesaurus nicht vermieden.

Ein vorzüglich schätzenswerthes Stück dieser Einleitung ist die glyptographische Lithologie S. 8—18.), wo man die Resultate dessen, was die neuere Mineralogie in Verbindung mit antiquarischen Forschungen herausgebracht hat, ziemlich bey einander findet. Schade, dass Hr. *M.* die Lessingischen und Brückmannischen Schriften nur dem Namen nach kennt, und von des Hn. *v. Veltheims* kennerhaften Bemerkungen noch gar nichts gehört hat. Wir glauben daher der guten Sache selbst keinen unwichtigen Dienst zu erzeigen, wenn wir Hn. *M's* Bemerkungen noch einer etwas genauern Prüfung unterwerfen. S. 9. ist Hr. *M.* ungewiss, ob das, was wir Sapphir nennen, der *Cyanos* der Alten oder *Beryllus aëroides* gewesen sey. Allein nach allen Kennzeichen beym Plinius gehört der Cyanos zu unserm *lapis lazuli*, und *Reiz* hat daher schon in seiner Vorrede zum *Museum Francianum* (wo, beyläufig zu erinnern, auf wenig Seiten die Resultate monatlanger Forschungen geliefert sind), p. XI. mit Recht festgesetzt, dass unser Sapphir der Alten *beryllus aëroides* gewesen sey, womit auch *Brückmann über die Edelsteine* S. 97. übereinstimmt. Sehr wahr ist die Bemerkung S. 10., dass das Wort *Smaragdus* bey den Alten in einem weitschichtigern Sinne als bey uns gebraucht, auch die Praser, grünen Krystalle, Jaspisse, Malachite u. s. w. umfasst habe. Aber die grösste Kürze hätte doch hier auch noch einen Wink darüber gestattet, dass auch Artefacte und grüne Glasflüsse so genannt wurden, wie denn z. B. die Smaragdsäulen im Tempel des Herkules zu Tyros (Herodot. II, 44.) schwerlich etwas anders als hohle Glascylinder gewesen seyn können, in welche man eine Lampe setzte. Vergl. *Larcher* T. III. p. 297. Man kennt ja den berüchtigten Smaragd im Kloster Reichenau. Hätte Hr. *M.* auf die Stellen der Alten vom Pseudosmaragd mehr Rücksicht nehmen, und damit *Veltheim über einige Reformen in der Mineralogie* S. 62 ff. vergleichen können; so würde er wahrscheinlich nicht einmal gesagt haben: *les anciens connoissoient l'émeraude*, weil es trotz dem, was *Romé de l'Isle* und seine Nachbeter behaupten, immer sehr wahrscheinlich bleibt, dass *unser* Smaragd nur aus Amerika, freylich zuweilen über die Philippinen, komme, und dass die schönsten Smaragde der Alten, wie etwa der hohlgeschliffene für den Myopen Nero, nichts anders als unser Aquamarin gewesen sey. Sehr fein und richtig unterschieden ist das, was S. 11. über die Verwechslung des Topas und Chrysoliths erinnert wird. Der Satz, den unsere mineralogischen Alterthumskenner, z. B. *Reiz* Praef. ad Museum Franc. p. XI., *Brückmann* über die Edelsteine S. 116. (in den Beyträgen drückt sich Br. schon behutsamer aus) als unfehlbar aufgestellt haben: *dass, was die Alten Topase nennen, unser Chrysolith, und was sie Chrysolith nennen, unser Topas sey*, leidet gewiss die Einschränkung, die Hr. *M.* angegeben hat, und die *v. Born* in den Abhandlungen einer böhmischen Privatgesellschaft 1776. T. II. aus der Zusammenstellung der Griechen fast unwidersprechlich bewiesen hat. Was Agatharchides, Strabo u. s. w. Topas nennen, ist auch unser Topas. Nur die Römer machten hier Verwirrung. — Das *Lyncurium* der Alten war nicht, wie gewöhnlich behauptet und auch hier noch S. 12. wiederholt wird, unser Hyacinth, sondern weiter nichts, als ein rothgelber, durchsichtiger Bernstein, wie Hr. *Napione* in Turin in seinen *memorie sul Lincurio* (Rom, Fulgoni 1795.) neuerlich gezeigt hat. Auch Hr. *v. Veltheim* behauptet diess, und wir dürfen in seinen mineralogischen Schriften einer weitern Beweisführung entgegensehn. — Gewiss ist es, was S. 13. gesagt wird, dass die Alten den Granat mit dem *carbunculus* verwechselten; es hätte aber vielleicht noch bestimmter angemerkt werden können, dass ihr eigentlicher Carbunculus nichts anders als unser orientalischer Rubin, und was wir Granat nennen, durch *carbunculus nigrius rubens* auszudrücken sey (s. *Reiz Praef.* p. XI.) — S. 14., wo vom Praser und seiner Familie die Rede ist, ist wahrscheinlich durch einen Druckfehler grade der wesentlichste Name unter den depravirten Benennungen der Juwelierer *prime d'émeraude* ausgelassen, ohne welchen doch die ganze dort angeführte Bemerkung über die sogenannte Smaragd- und Achatmutter nichts hat, worauf sie sich bezieht. Ueberhaupt wimmelt es auch

auch in diesem zweyten Stück von Druckfehlern, besonders in den griechischen Namen. So muss S. 11. statt *lemochrysos* gelesen werden: *leucochrysos*, statt *Melychryse* nach seiner Ableitung aus dem Griechischen *melichryse*. Auch können wir es nicht billigen, dass der Vf. mit seinen Landsleuten überall *Agathe* schreibt, worinn es auch viele deutsche Mineralogen den Franzosen nachthun, da es doch bey den Alten ἀχατης, *Achat* heisst.

Auch würden wir Bedenken tragen, die Behauptung gegen Mariette, dass die Alten sich *nie* des Demantstaubes bey der Steinschneiderey bedient hätten, so bestimmt auszusprechen, als hier S. 19. geschehen ist. Freylich führen die *crustae* des Plinius, wie Lessing so scharfsinnig gezeigt hat, mehr auf Demantspitzen; allein schon Hr. *Eschenburg* (in *Lessings Werken* Th. XII. S. 272.) hat einige gegründete Bemerkungen dagegen gemacht, und die gemeinschaftliche Aussage mehrerer Steinschneider stimmt darinn überein, dass ohne die Kenntniss des Demant*staubes* die Alten durchaus die hohe Vollkommenheit in ihren Gravüren nicht hätten erreichen können. Dieses hat neuerlich auch Hr. *Raspe* in seiner Vorrede zu *Tassie's Catalogue* p. XIV ff. durch seine Vermuthungen über die indischen Demantgruben zu bestätigen gesucht. Hätte Hr. *M.* bey der von S. 25 an gegebenen Geschichte der Steinschneiderkunst sich dieser Raspischen Bemerkungen erinnert; so wäre vielleicht auch auf die neuerlich von *Wilkins* in Calcutta mitgetheilten uralten indischen Gemmen mit Sanskritcharakteren einige Rücksicht genommen, und so der Ursprung dieser Kunst ins obere Asien hinaufgerückt worden.

Endlich dürften wir dem Vf. wohl auch noch mehr Sorgfalt in allen den Stellen empfehlen, wo Ableitungen und Erklärungen aus dem Griechischen vorkommen. Der Schnittlauch, wovon der Praser seinen Namen hat, heisst im Griechischen nicht πραχσιος, wie hier S. 14. gesagt wird, sondern πρασον. Eben so bedeutet παιδερως *paederos*, die bekannte Benennung des Opals nicht *belle comme un jeune garçon*, sondern *garçon beau comme l'amour*, wie es auch *Saumaise* ad Solin. p. 399. a. F. sehr gut erklärt hat. *Argirodamas* muss der Ableitung nach *Argyrodamas* geschrieben werden, und gehört schwerlich zu den Opalen. Eher könnte er die weisslichen Markasitwürfel bezeichnen. Σφενδονη heisst nicht, wie hier S. 21. behauptet wird, der Ring überhaupt, sondern bloss der Kasten, worinn der Stein gefasst ist, wie aus der Geschichte des Gyges beym Plato erhellet. S. *Ruhnken* ad Tim. Gloss. p. 244. ed. nov., und *Saumaise* ad Scriptt. Hist. Aug. T. II. p. 850. b.

Indessen können und dürfen diese Erinnerungen dem Werthe der Millinischen Einleitungen, die gewiss jeder Liebhaber mit Nutzen und Vergnügen lesen wird, keinen Eintrag thun. Wir glaubten sie einem Verfasser schuldig zu seyn, der diesen in grosser Eil entworfenen Grundlinien eine sorgfältigere Ausführung folgen lassen will, und dessen schon als fertig angekündigten Einleitung in die alte Numismatik wir mit Verlangen entgegen sehn.

LEIPZIG, in d. Sommerschen Buchh.; *Erklärung dunkler Fabeln und Traditionen des Alterthums von Adam, Seth, Henoch, Noah, Abraham, Joseph und Moses. Zur Erläuterung wichtiger Symbolen und geheimer Lehren früher und später Zeiten, und als Aufschluss über den Ursprung, (die) Natur und Fortpflanzung einer heiligen Wissenschaft, Schrift und Sprache unter den Stammvätern des Menschengeschlechts.* 1794. 184 S. 8. (12 gr.)

Prahlerisch ist dieser Titel genug; aber die, welche noch hinter den alten Mysterien, Hieroglyphen und Legenden grosse Entdeckungen ahnen, würden sich sehr betrügen, wenn sie die im Titel versprochenen Aufschlüsse in dem Buche aufsuchen wollten. Eine Fabel der Kabbalisten wird durch eine andere eben so abgeschmackte, ein Symbol durch ein anderes eben so unverständliches, erklärt. So z. B. heisst es, die kabbalistische Tradition von dem ersten Menschen: „er war gross von einem Ende der Welt bis zum andern," gehe nicht auf dessen Leibesstatur und Taille, sondern auf die Ausdehnung seiner Macht und den Umfang seiner Einsicht, und heisse nichts anders, als Adam habe auf alle Dinge gewirkt, in dem göttlichen Lichte *alle zehn Weltsphären* übersehen, und die verborgensten Geheimnisse, die selbst Engel nicht begriffen, erkannt; — ferner, man habe sich unter der *himmlischen göttlichen Schrift*, nicht hebräische Buchstaben zu denken, sondern *lebendige Charaktere der Welt*, *Tabulas rerum coelestium*, eine *heilige Gottesschrift*, die, nach Aben Schadad, den Grund aller Dinge enthalte, und die Mutter aller Wissenschaft sey; — der Stab Mosis wird für einen Zweig von jenem geheimnissvollen *Baum des Weltalls* erklärt, durch den Adam so viel erkannt und vermocht, und zu welchem er den Sprössling von dem Engel *Rasiel*, dem Minister Jehovahs, erhalten haben soll, und dass die Kabbalisten unter diesem *heiligen Baum* die *göttliche Magie*, im Gegensatze der zweydeutigen, welche sie den Baum der Erkenntniss des Guten und Bösen nannten, verstanden hätten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 27. Januar 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hamburg, b. Hoffmann: *Poesie und Prose*, von *G. A. v. Halem*. 1789. 385 S. 8.

Da diese Sammlung schon seit einigen Jahren erschienen ist und dem Publicum deshalb hinlänglich bekannt seyn wird, auch fast alles, was sie enthält, in allgemein gelesenen Zeitschriften vorher mitgetheilt war: so dürfen wir uns hier nur eine kurze Anzeige derselben erlauben, wiewohl diese nicht anders als rühmlich für sie seyn kann. Kaum wird irgend eine Klasse von Lesern sie ohne Genuss aus der Hand legen, da so mannichfaltige Gaben in ihr mit Anmuth dargeboten werden. Wer in den Liedern derselben Fülle der Empfindung vermisst, wird sich über den gefälligen Geist in den mehr didaktischen Gedichten freuen: wer sich von keinem Schwunge in den Poesien der höhern lyrischen Gattung gehoben fühlt, ergötzt sich vielleicht an dem angenehmen Ton in den epischen Erzählungen, die reich an schönen Stellen sind. Alle werden darin übereinkommen, dass ein edler, gebildeter Geist in dieser Sammlung herrscht; aber vielleicht auch darin, erstens: dass in den Gedichten, einige wenige ausgenommen, kein Strom der Verse, kein Fortschreiten der Rede und keine Ruhe der Diction sey; der poetische Geist des Vf. gleicht zu sehr einem Schmetterling, der fast immer flattert, und entschädigt uns dafür nicht genug durch die liebliche Leichtigkeit und das schöne Farbenspiel der Schmetterlinge: zweytens, dass in den epischen Stücken zwar keine Verstösse der Unwissenheit in einzelnen Dingen gegen den Charakter eines Zeitalters vorkommen, aber dennoch ein gewisser allgemeiner und moderner Geist über das ganze Gemälde fährt, und alle Züge in einander laufen lässt, dass wir weder die Individualität des Zeitalters noch einzelner Figuren genugsam erkennen. Daher entsteht dann, dass diese Poesien, wiewohl man ihnen viele Schönheiten durchaus nicht absprechen kann, im Ganzen uns zu unsrer eignen Verwunderung kalt lassen. Uneingeschränkten Beyfall wird man dagegen einigen prosaischen Aufsätzen geben, in welchen der denkende Kopf des Vf. auf eine feine und höchst anmuthige Weise uns unterhält. So hat Rec. einen von ihnen, „der unsterbliche Jakob" überschrieben, wiederholt mit Vergnügen gelesen. „Heil euch, ihr edlen Britten (so beginnt er), dass ihr das Andenken eures grossen Pitts so ehrenvoll der Nachwelt überliefert! rief ich voll Entzücken, als ich die Nachricht in den Blättern las. Berühmt, unsterblich seyn, bey der Nachwelt leben, war von Anbeginn das Ziel menschlicher Wünsche, und wird es auch bleiben." Den Gedanken, welche hiedurch erweckt wurden, und sich mit den Worten endigten, „auch Pitts Monument wird einst dahin sinken; wird auch die Zeit den Ruhm des Patrioten verlöschen?" hing der Vf. nach auf einer Reise, als er sich gerade unweit Minden in der sogenannten westphälischen Pforte fand. Er erstieg die eine Säule derselben, welche der Jakobsberg hiess, und auf welchem ein bejahrter preussischer Feldwebel sich vor wenig Jahren angebaut hatte. „Der Greis mit dem silbernen Haar hatte so was herzlich Gutes im Gesichte, dass man ihn beym ersten Anblick liebgewinnen musste. Vierzig Jahre lang hatte er seinem Könige gedient, und den blutigsten Treffen beygewohnet. Er ward warm und stand auf, als er meine Theilnehmung an seinen Erzählungen merkte: „Sehen Sie da jenes Bäumchen am Abhang des Felsens! Ich pflanzt' es beym Ausbruch des jetzigen Krieges. Sey mir ein Zeichen, sagt' ich, als ich es pflanzte, ob Friedrichs Waffen glücklich seyn werden! Wie herrlich nun das Bäumchen grünet! Freuen Sie sich mit mir, mein König wird siegen. Wollte Gott! ich könnte noch seiner Fahne folgen, und für ihn fechten! Doch für ihn beten kann ich noch. Und das will ich von dieser Felsenhöle thun, so lange mir mein Gott das Leben fristet." — Wirklich konnte der edle Mann nicht leicht einen herrlichern Aufenthalt, einen würdigern Betaltar wählen u. s. w. — Der Anblick von dem schon bereiteten Grabe des alten Bergbewohners führt wieder zu Gedanken an Ruhm und Unsterblichkeit. „Du hast dem Berge den Namen gegeben; du bist unsterblich und lebst, so lange der Berg steht; hast ohne Absicht das Ziel erreicht, wornach so viele vergeblich trachten!" — Auf eine überraschende Weise führt der Besuch des Reisenden auf der andern Säule der westphälischen Pforte uns wieder zu dem Hauptthema dieses Aufsatzes. „Besonders vergnügte mich oben das Echo, welches vortrefflich wiederhallet, wenn man die rechte Stellung zu nehmen weiss. Es ist wahrlich mit dem Ruhm bey den Zeitgenossen, wie mit dem Echo. Trifft einer die rechte Stellung und ist der Geist des Zeitalters darnach gestimmt, so erschallet sein Ruhm laut umher, wenn er nur den Mund aufthut; aber freylich verhallet solch ein Ruhm dann auch, wie das Echo." — Der ganze schöne Aufsatz wird durch grosse Gedanken am Schlusse gekrönt, durch welche die streitenden Empfindungen, welche durch die vorhergehenden Betrachtungen in uns rege geworden, in Harmonie aufgelöset werden. „Eitel ist euer Bemühn, ihr Sterbliche! den Edlen unter

ter euch diese Unsterblichkeit (*die Unsterblichkeit ist ein grosser Gedanke, ist des Schweisses der Edlen werth. Klopstock*) durch Monumente zu versichern. *Lector, si monumentum requiras, circumspice!* Dies ist das Epitaphium Chr. Wren's in der Paulskirche zu London, und mit Recht wird die Inschrift bewundert. Wren war der Baumeister der Kirche. Die ganze Kirche, ruft er uns zu, ist mein Mausoleum. So erschallt auch ohne Aufhören aus den maallosen Gräbern der Weisen dieser Erden die feyerliche Stimme: „unser Mausoleum ist die Welt! — Verewigter Winkelmann! Da konntest ausrufen: „ein einziger Augenblick von Selbstzufriedenheit ist besser, als die ganze Unsterblichkeit bey der Nachwelt! Aber was war es, das dir so hohe Zufriedenheit ins Herz strömte? — Vorgefühl dieser Unsterblichkeit."

So wie der „unsterbliche Jakob" vor der übrigen Prosa, verdient das erzählende Gedicht „Adelheid von Burgund" vor den andern Poesien den Vorzug. Der Stoff ist glücklich gewählt. Eine junge schöne Königin, welche Krone und Freyheit verliert, weil sie die Mörder ihres Gemahls mit Abscheu von sich stösst, welche auf eine romantische Art befreyt wird und durch ihre Verbindung mit ihrem Vertheidiger Italien und Deutschland wieder vereinigt, ist ein Gegenstand, welcher unser Mitleiden und unsre ganze Aufmerksamkeit erregt. Auf eine Weise, welche den denkenden Dichter verräth, ist diesem schönen Stoffe noch ein höheres Interesse dadurch gegeben, dass er durch die Einkleidung mit der frühsten Jugend Adelheids in Verbindung gebracht wird. Die ganze Erzählung wird nämlich einem Landsmann und Jugendfreunde der Königin in den Mund gelegt, der aber selbst eine grosse Rolle bey der eigentlichen Handlung spielte, indem er die edle Gefangne aus dem Thurm am Gardasee befreyte. Der Charakter, welcher ihm deshalb gegeben, die Verhältnisse, in welche er deshalb versetzt werden musste, verbreiten ein sanftes wehmüthiges Abendroth über das ganze Gemälde, welches um so wohlthätiger ist, da der Leser dadurch schon früh die Stimmung erhalten kann, die ihm Theilnahme für alle kommende Scenen nothwendig machte. Allein gerade bey diesem Gedichte wird man vorzüglich durch den oben bemerkten Fehler gestört, dass alle Figuren entweder blos dämmernd vor uns vorübergehn und deshalb nicht interessiren, oder dem Zeitalter, welchem sie angehören, durch eine gewisse moderne Empfindsamkeit durchaus widersprechen. In der folgenden Stelle sind hievon schwächere Spuren, als in dem übrigen Gedicht, und dennoch werden ihre Schönheiten es uns nicht ganz verbergen, dass wir solche Töne mit einem solchen Zeitalter, als uns die ganze Handlung und alle Situationen schildern, nicht gut in Uebereinstimmung bringen können. — So beginnt der Retter Adelheids den zweyten Gesang gegen einen wandernden Jüngling:

Klagst du der Nachtigall nach? Froh spielte sie neben dem Gatten:
Da ersah sie der Sperber, und riss mit mordendem Stosse
Ihn von der Seite des Weibes. Die Schüchterne floh in den niedern,
Blüthenbeschneiten Acaciabusch, und schmelzende Töne
Füllen den nächtlichen Hain, dass mit ihr trauern die Schwestern.
Jüngling singst du ihr nach? — Und ha! mit bebender Lippe
Säng' ich, was Adelheid sang? — Ich will! — Es wehet, es wehet
Ueber mich himmlischer Geist und hebt die sinkenden Kräfte.
„Wohl mir!" so sprach sie, so sang sie: „es war der edelste Vater,
Welcher das Leben mir gab; und edle Geburt ist ein Kleinod,
Das, wie ein Feengeschenk, uns hohes freudiges Sinnes
Führt durchs Leben der Erd.' — —

Erlaubte es uns der Raum, so würden wir noch einige Stellen mittheilen, aus welchen noch mehr, als aus dieser erhellen möchte, dass der Vf., welcher immer um Wohllaut und Reinigkeit der Sprache bemüht ist, auch auf den Hexameter eine mehr als gewöhnliche Sorgfalt verwandt hat. Nur würde diese schöner belohnt seyn, wenn nicht jener bemerkte Mangel an einem gewissen Fortschreiten der Rede dem Baue des Hexameters am meisten schadete. Auch ist ihm der erstaunliche Ueberfluss an Ausrufungspartikeln, welchen Hr. v. H. überhaupt besitzt, und wodurch er der Lebhaftigkeit mehr schadet, als aufhilft, gewiss nicht vortheilhaft gewesen.

Wir bleiben gern der Sitte getreu, uns nur bey dem Vorzüglichsten einer Sammlung, die in so mancher Hinsicht Lob verdient, zu verweilen, und deshalb erwähnen wir unter den epischen Gedichten derselben am ungernsten der Nachbildung des alten Gedichtes vom Ritter Twein. Wenn man sich so sehr von allen Fesseln der Sylbenmaasse befreyt, als hier geschehn ist, so muss man den süsseten Wohllaut der Sprache, die lieblichste Diction dagegen anbieten: wenn man sich Digressionen in einer solchen Erzählung erlaubt, so müssen sie unerschöpflich reich an Laune und Phantasie und Gedanken seyn: wenn man einen solchen romantischen Flug wagt, so muss man sich von einer magischen Schwungkraft schöpferischen Geistes gehoben fühlen. Keiner dieser Foderungen ist hier ein Genüge geleistet, und nur die gute Abwechselung zwischen dem Ton des erzählenden Gedichtes und dem mehr lyrischen Balladentacte scheint uns ein hervorstechender Vorzug dieses Versuches zu seyn. Was bey einem solchen Schriftsteller selten ist, wir treffen hier sogar auf Geschmacklosigkeiten: S. 260.

sie jauchzen laut und ha!
Gleich stösst ihr Schifflein an der Klippe
Der Critica.
Dir Wieland, dir bin ich oft nah.
Oft häng' ich noch an deiner Lippe;

Oft

Oft sehn' ich mich, wie nach der Krippe
Sich sehnt das Ross, nach Weimar hin.
Denn jedes Korn der grossen Beute,
Das deine Hand so mild mir streute,
War fur den Darbenden Gewinn.

Wenn es wirklich so stand mit dem Vf.: so hätte er nicht den Hippogryphen zu der weiten Reise in das alte romantische Land, für welche man viel Vorrath haben muss, besteigen sollen. Er tröste sich aber mit dem Gedanken, dass nach Wieland sich noch keiner mit einem Glücke, welches die Musen als ein solches anerkennen werden, wenn auch das Publicum darüber gejauchzt, auf diese Reise wagte.

Oden, Lieder, Idyllen, grössere musikalische Gedichte, Balladen, Epigramme, kurz, alles wofür man nur einen Namen hat, um es den Musen abzufodern, macht diese Sammlung zu dem mannichfaltigsten Blumenbeete. Nirgends findet man freylich einen selbstständigen Dichtercharakter und auch dem scharfsinnigsten Kritiker möchte nach der Lektüre dieser Poesie und Prose es nicht gelingen, ein neues Product dieses Dichters als ein Kind desselben zu erkennen; aber dies stört uns nicht in unsrer Hoffnung, von einer Fortsetzung dieser Sammlung uns manchen Genuss zu versprechen. Vielleicht finden wir dann auch, dass der Vf. Eine Klasse der Poesie und wir wünschen noch mehr der Prosa, zum wahren Studium gemacht hat. Sicher hat nichts seiner Vervollkommnung mehr geschadet, als dieses Umherschwärmen nach Genüssen aller Art: wie will man andern einen Gegenstand zu ihrer Befriedigung darstellen, an welchem man selbst nur vorbeygestreift ist?

LÜBECK u. LEIPZIG, b. Bohn u. Comp.: *Fantasiegemälde*, von *Karl Recklin*. 1795. 264 S. 8.

Rec. müsste sich sehr irren, wenn diese Fantasiegemälde nicht eine angenehme Erscheinung fur die Lesewelt seyn sollten. Unter diesem Titel, über welchen wir mit dem Vf. nicht rechten wollen, weil er ihn selbst mit der Verlegenheit entschuldigt, worinn sich ein Schriftsteller in unsern raffinirenden Zeiten bey der Wahl eines Titels befinde, erhalten wir nämlich einige historische Gedichte, deren Scene entweder in der deutschen Vorwelt oder doch in fernen Ländern und Zeiten ist. Wie sollten Ueberschriften, wie *die Gleissburg*, *Ludbert und Druda*, oder *Pan und die Nymfe*, *Venus und Anchises*, oder der *Magier*, *Mioldoar*

Mioldoar aus Toumba's Heldenstamm,
Zog hin, sein Volk vom Joche zu befreyen.
Die erste Schlacht entschied. Er stand mit seinen Treuen
Im Feindesstrom, ein kühner Felsendamm.

nicht Leser in unsern Zeiten anlocken? Ziemlich fliessende Verse, eine Sprache, der es nicht an Leichtigkeit fehlt, eine Behandlung des Stoffes, der man gewisse schmeichelnde Vorzüge nicht absprechen kann, und vor allen Dingen die vielen so behagliche goldene Mittelmässigkeit in diesen Erzählungen werden das Interesse der Neugierde und einer wollüstigen Sinnlichkeit noch erhöhen. Uebrigens ist es bey kleinern historischen Gedichten leichter, als bey allen übrigen Gattungen der Poesie, sich und andre in Hinsicht auf Beruf zur Dichtkunst zu tauschen. So viel Bildung erhält man in unsern Tagen ohne Mühe, dass man eine Geschichte zur Befriedigung der meisten Zuhörer erfinden oder nacherzählen kann, so viel Geschicklichkeit in dem mechanischen der Poesie, so viel Reichthum an Bildern und poetischem Zierrath aller Art ohne grosse Anstrengung, dass man die Figuren der Erzählung mit einem täuschenden Glanz zu umgeben weiss. Glaubt aber nicht der grösste Theil der Lesewelt, dass dies genug sey, um als Dichter gelten zu können? Wir wüssten nichts bessers zum Lobe des Vf. dieser Versuche zu sagen, als dass er selbst gesteht, nur im *Rausche jugendlicher Eitelkeit* auf den Namen eines Poeten Anspruch gemacht zu haben. Dies ist wahrhaftig sehr viel, da er so manches Talent, so manche Geschicklichkeit besitzt, die ihn zu einer fortdauernden Anmassung der Art hätte verführen können.

WEISSENFELS u. LEIPZIG, b. Severin: *Papiere aus den Archiven der Vorzeit.* I. Raubgraf Albert. II. Der Meineid; ein Mährchen. III. Minna von Rudelsburg. 1795. 270 S. 8.

Der Titel sagt hinlänglich, was der Leser in dem Buche finden werde. Albert und Minna sind in Prose, der Meineid ist in Versen geschrieben. Diese Papiere empfehlen sich allenfalls dadurch, dass in ihnen keine wilde Rittersprache hauset, und dass in den Erzählungen durch unerwartete Katastrophen für genugsame Unterhaltung romandurstiger Seelen gesorgt ist. Sonst sind sich bekanntlich alle Rittergeschichten einander ähnlich. Irrende Ritter, kussige Fräulein, in Wonnezuckungen sterbende Unschuld, erzeugte Buben, gekränkte Liebe, Mord und Rache und dazwischen Burgpfaffen, Räuberbanden u. dgl., das sind die Würfel, die so oder anders zusammengeworfen immer eine neue Zahl herausgeben. Von den Versen, die im grausendschauerlichen Ritterromanzentone geschrieben sind, lässt sich nichts weiter sagen, als dass sie dem ritterlustigen Leser zur Abwechselung wohl gefallen werden.

KINDERSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Fleischer d. Jüngern: *Lesematerialien zum Gebrauch für Schulen.* Erstes Bändchen. 1796. 234 S. 8. (12 gr.)

2) HAMBURG, b. Bachmann u. Gundermann: *Materialien zu unmittelbaren Verstandesübungen in Volksschulen*, von *J. C. Moller*, Lehrer am Waisenhause in Altona. 1797. XV u. 248 S. gr. 8.

Beide Schriften sind zur Beförderung der Verstandesübungen bestimmt, aber jede auf ihre Weise. Der Vf.

Vf. der *Lesematerialien*, Hr. *Etzler*, Lehrer am Elisabethanum in Breslau, hat sich schon in seinen *Beyträgen zur Kritik des Schulunterrichts* über die Leseübungen auf Schulen S. 144 ff. erklärt, und macht hier den Anfang zu einem vollständigen und wohlgeordneten Magazin von Vorlesestoffen. Das Bändchen enthält: 1) Aufsätze aus der Erd-, Völker- und Länderkunde, nämlich *de Luc* Reise auf den Gletscher Buet in Savoyen; Auszug aus *Blighs* Bericht von dem Aufruhr am Bord des Schiffes Bounty und von seiner Reise von Tofoa nach Timor; *Falconbridges* Nachricht vom Sklavenhandel; Untergang von Weggis und Plurs durch einen Bergfall; Geschichte eines Schatzgräbers und einer Schatzgräberin. 2) Aus der Naturbeschreibung: die Fledermaus; der Goldadler; der edle Falke; der Rabe. 3) Erzählungen und Fabeln. Im Ganzen setzen diese Materialien einen mündlichen Lehrer voraus, der sie erläutere und zu Unterredungen mit jungen Leuten benutze. Gebildetere Jünglinge werden sie auch für sich mit Nutzen lesen.

Obgleich jeder Unterricht zur Bildung des Verstandes geschickt seyn muss: so sieht es doch der Vf. von Nr. 2. mit Recht für zweckmäsig an, eigne Stunden solchen Unterredungen zu widmen, welche richtiges Denken der Schüler zur Hauptabsicht haben. Aus einem solchen Unterricht entstanden diese Materialien, welche als eine Art von *Kinderlogik* anzusehen sind, wie sie *Moritz* nur mit mehr Vollständigkeit und nach einem mehr systematischen Zuschnitte geliefert hat. Um uns deutlicher zu machen, geben wir die Einrichtung noch bestimmter an. Der erste Abschnitt enthält die einfachsten Verstandesübungen, eine Menge sinnlicher Gegenstände, die in eine Klasse gehören, aufzuzählen; einige Eigenschaften und Veränderungen, wie auch den wichtigsten Nutzen derselben anzugeben. Im zweyten Abschnitt werden Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten oder Verschiedenheiten der Dinge aufgesucht; der dritte Abschnitt lehrt an gegebenen Beyspielen die Ursachen und Wirkungen der Dinge auffinden und von einander unterscheiden. Der Vf. geht den richtigen Weg der Natur. Er geht von Anschauungen aus; läfst aus ihnen Begriffe bilden; leitet zur Zusammensetzung mehrerer Begriffe, also zu Urtheilen, und zuletzt aus Urtheilen zu unmittelbaren oder Verstandesschlüssen. Seine Sphäre ist natürlich die Sinnenwelt. Eigentliche Vernunftübungen könnten in einem zweyten Theile nachfolgen. Der vom Vf. gesammelte Stoff kann allerdings dem Lehrer den Unterricht der Art sehr erleichtern.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. . . . . . *Magazin vorzüglich schöner Abdrücke von Kupferstichen und Vignetten*, der Hn. Chodowicki (Chodowiecki) Guttenberg, Kohl, Küffner u. a. beliebter Meister. Zum Nutzen junger Künstler (!) und zur Bequemlichkeit der Sammler und (!!) Liebhaber herausgegeben von *C. Lang*. 1796. 10 Bl. gr. 8. (22 gr.) Unter diesem Titel sucht C. L. wahrscheinlich die Kupferabdrücke von verlegenen Almanachen etc. noch an den Mann zu bringen. Dafs er sie zu verkaufen sucht kann ihm Niemand verargen; aber die Art, wie er dies bey allen seinen marktschreyerischen Titeln thut, verräth kein feines Gefühl für Bescheidenheit und Anstand. Nr. 1. Glück der Liebe; das Beste im Hefte und häusliches Glück v. Chodowiecki, sollen die übrigen Abdrücke, welche allmählig schlechter werden, wahrscheinlich verkaufen helfen.

Vermischte Schriften. *Halle*, b. Hendel: *Das Schachspiel mit historischen Bemerkungen* erläutert und zum Gebrauch sowohl für Anfänger als geübtere Freunde desselben ausgearbeitet von *H. F. Andrä*. 1796. 62 S. 8. — Dafs das Schachspiel zwey gegen einander handelnde morgenländische Heere vorstelle, ist eine längst bekannte Sache, und es verräth eine seltene Unwissenheit und Selbstgenügsamkeit des Vf. wenn er wahnt, der erste zu seyn, der seine Landsleute darauf aufmerksam mache. Was für ein Held unser Vf. im Schachspiel seyn müsse, läfst sich daraus errathen, dafs er nicht begreifen kann, wie man das Schach durch Briefe spiele, dafs er voller Erstaunen ist, dafs Philidor *vier bis fünf Züge* vorausgesehen, und dafs er glaubt, gute Schachspieler würden am Ende nicht auf blofse Bauern reducirt. Eine Menge der interessantesten Spiele bey Philidor endigen sich mit einem einzigen übrig gebliebenen Bauern. Nach dem gemeinsten Gebrauch der besten Spieler und Philidor's selbst verwandelt sich ein bis ans Ende des Bretts avancirter Bauer nicht in den Officier desjenigen Feldes, worauf er gerückt, sondern in denjenigen, den der Spieler verlangt. Der Vf. mufs die Philidorschen Spiele gar nicht durchgespielt haben; sonst hätte er auch nicht behaupten können, dafs sich derselbe nicht darüber erkläre, ob der feindliche König aller Steine beraubt werden dürfe. Wie oft wird in seinen Spielen mit dem von allen Figuren entblöfsten König das Spiel doch noch fortgesetzt. Der Vf will, man müsse einem König 2 Officier und 3 Bauern zu seiner Vertheidigung lassen. Wer behaupten kann, dafs die Franzosen ungeschickte und uninteressante Schachspieler seyen, der mufs freylich nicht wissen, dafs Philidor selbst von Geburt ein Franzose war, und dafs man auf dem Caffé de la Regence zu Paris die gröfsten Meister gefunden, deren gesammelte im Druck herausgegebene und von Nicolai in Berlin übersetzte Spiele (*die Kunst im Schachspiel ein Meister zu werden*) mit den Philidorschen wetteifern. Uebrigens wird uns der Vf nicht zumuthen, ihm das Ammenmährchen von Erfindung des Schachspiels bey Gelegenheit eines Kriegs des persischen Schach Nuschirwan mit seinem Sohn zu glauben. Die einzige dem Liebhaber nicht ganz unwillkommene Notiz in dem ganzen Buche möchte diese seyn, dafs der französische Nationalconvent die Terminologie des Schachspiels dahin abgeändert, dafs der König *le drapeau*, die Königin *l'adjutant*, die Springer *les dragons*, die Thürme *les canons*, die Laufer *les Volontairs* und die Bauern Linientruppen heifsen sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 28. Januar 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Berlin, b. Pauli: *Allgemeine Gerichtsordnung für die Preussischen Staaten.* Zweyter und dritter Theil; mit angehängtem *allgemeinen Registratur- und Cancelleyreglement für sammtliche Landesjustizkollegien.* 1795. 361 S. unter fortlaufender Seitenzahl. gr. 8.

Diese beiden letzten Theile der Gerichtsordnung setzen dem grossen Werke der Preussischen Gesetzgebung, in so fern sie die Form des *Civilgerichtsverfahrens* zum Gegenstande hat, die Krone auf; und es wird nunmehr nur noch die *Criminalgerichtsordnung* erwartet.

Der *zweyte Theil: von dem gerichtlichen Verfahren in nicht streitigen Angelegenheiten*, enthält theils solche Vorschriften, an denen es vorher gänzlich fehlte, z. B. *Tit.* 3. §. 4. *u. d. f.* theils Vorschriften des *allgemeinen Landrechts*, des *Erbschaftsedikts v. J.* 1765. *u. d. gl.* Er besteht aus *sechs* Titeln. Der *erste* derselben hat die Handlungen der freywilligen Gerichtsbarkeit *überhaupt* zum Gegenstande. Nach dem *Begriff* solcher Handlungen folgt die *Eintheilung* derselben, in solche, die A) nothwendig *gerichtlich*, und zwar I) vor dem *Richter der Sache*, II) vor *Seegerichten*, III) vor dem ordentlichen *persönlichen* Richter, IV) vor dem *Obergerichte* der Provinz vollzogen werden müssen, oder V) überhaupt nur eine *gerichtliche* Vollziehung erfodern, den Parteyen aber die Wahl lassen, an welches gehörig besetzte Gericht sie sich deshalb wenden wollen; B) in solche Handlungen, die entweder *gerichtlich* oder vor einem Justizcommissarius *als Notarius* (dies scheint dem Rec. richtiger gesagt, denn als Justizcommissarius *und* Notarius, wie die Gerichtsordnung sich ausdrückt,) vollzogen werden müssen; und endlich C) solche, in Ansehung welcher es blos von dem Gutbefinden der Parteyen abhängt, in wiefern sie dieselben blos *aussergerichtlich* vornehmen, oder sich dabey, mehrerer Gewissheit und Feyerlichkeit halber, des *richterlichen*, oder des Amts eines *Justizcommissarii als Notarii* bedienen wollen. Diese Eintheilung der Handlungen freywilliger Gerichtsbarkeit in Rücksicht der Art und Weise ihrer Vollziehung beruht auf den Vorschriften des *allg. Landrechts*, welches hier bey jeder einzelnen Disposition allegirt ist. Dass *solche* Handlungen, welche die Veräusserung, Verpfändung oder Belastung eines Grundstücks, oder einer andern zur Eintragung in das Hypothekenbuch qualificirten unbeweglichen Sache, unter gewissen nähern Bestimmungen, vor dem Richter *der Sache* entweder *vollzogen*, oder doch bey demselben oder der Hypothekenbuchbehörde *verlautbaret* werden müssen, ist eine sehr zweckmässige, mit unter sogar unumgänglich nothwendige Disposition. Allein bey den unter Lit. A. No. IV und V, und Lit. B. gemachten Unterschieden scheint uns doch manches blos *willkührlich* bestimmt zu seyn. So z. B. leuchtet uns nicht ein, warum *Schenkungsverträge* (der Zusatz: „wenn sie die Kraft und Wirksamkeit der *gerichtlichen* haben sollen" scheint müssig zu seyn, da nach der Disposition des allg. Landrechts *aussergerichtliche* Schenkungsverträge *gar keine* Kraft und Wirksamkeit haben,) vor *jedem* gehörig besetzten *Gerichte* sollen vollzogen werden können, und nicht eben so gut als *Verträge über künftige Verpflegungsgelder* vor dem ordentlichen *persönlichen Richter* vollzogen werden müssen. Der Grund, warum alle Schenkungsverträge (ist bestimmter als: Schenkungen) wenn sie verbindliche Kraft haben sollen, gerichtlich errichtet werden sollen, besteht nach *Tit.* 3. §. 17. darinn: „dass „Leichtsinn und unbesonnene Uebereilungen möglichst „verhütet werden," und deshalb soll „der Richter bey „Aufnehmung eines solchen Vertrages diesen Gesichts„punkt besonders vor Augen haben" und „die ihm „bekannten *persönlichen*, Familien- und Vermögens„umstände des *Geschenkgebers* mit den Verhältnissen, „in welchen sich derselbe gegen den Geschenknehmer „befindet," vergleichen. Dies kann, der Natur der Sache nach, *nur* durch den *persönlichen Richter des Geschenkgebers* zweckmässig geschehen. Auch verordnet das A. L. R., Th. II. Tit. 17. §. 58. dass „Schen„kungen, wenn dieselben die Kraft der gerichtlichen „haben sollen, vor dem *ordentlichen Richter des Ge„schenkgebers* vollzogen werden müssen." Rec. sieht daher nicht ein, warum dieser Disposition durch die *Gerichtsordnung* derogirt worden ist. — Der hier gemachte Unterschied zwischen denjenigen Handlungen, welche nothwendig vor *irgend einem Gerichte*, und denjenigen, welche vor einem *Gerichte* oder vor einem *Justizcommissarius als Notarius* vollzogen werden müssen, scheint ebenfalls nicht wesentlich zu seyn. Wir geben hiebey nur das zu überlegen, dass hiernach diejenigen unter den Justizcommissarien, welche zugleich *Gerichte* verwalten, *eben diejenigen* Handlungen, welche sie, *als Gerichtshalter*, gültig vornehmen dürfen, *als Notarii*, (da sie doch *dieselben* Menschen sind,) nicht vornehmen können. Dies lässt sich bey Handlungen, welche einen *persönlichen* Richter oder einen Richter *der Sache* erfodern, sehr gut rechtfertigen; aber bey Handlungen, welche vor *jedem* Gerichte vollzogen werden können, ist kein erheb-

licher

licher Grund dieses in Einer und eben derselben Person angenommenen Unterschiedes abzusehen. — Der *zweyte* Titel handelt: *von dem Verfahren bey den Handlungen der freywilligen Gerichtsbarkeit;* der *dritte: von dem Verfahren bey Aufnehmung und Bestätigung der Verträge und anderer Verhandlungen unter Lebendigen;* der *vierte: von dem Verfahren bey Aufnehmung der Testamente und anderer letztwilligen Verordnungen;* — der *fünfte: von dem Verfahren bey Siegelungen und Inventuren in Sterbefällen;* — der *sechste: von dem Verfahren bey Aufnehmung gerichtlicher Taxen.* Alle diese Titel enthalten sehr zweckmäsfige und vollständige Vorschriften.

Der *dritte* Theil der allgemeinen Gerichtsordnung (*von den Pflichten der bey der Justiz angesetzten Personen*) ist, jedoch mit verschiedenen Abänderungen und Zusätzen, der dritte Theil der ältern *Procefsordnung* oder des *Corporis Juris Fridericiani.* Die Folge der Titel ist *ganz* beybehalten. — Einige der darinn enthaltenen Vorschriften werden, *genau befolgt!* einen äusserst heilsamen Einfluss auf die Rechtspflege haben; z. B. (Tit. 1. §. 11.) dafs, *auch bey Obergerichten*, *oftmalige* Justizvisitationen gehalten werden sollen; — dafs, (nach §. 41. a. a. O.) der Regel nach, keine Instructionstermine auf den Vormittag eines Sessionstags angesetzt werden dürfen; (welche Vorschrift mancher in *diesem* Titel: *von den Landesjustizcollegien überhaupt* vielleicht nicht, sondern eher in demjenigen Titel des *ersten* Theils der Gerichtsordnung, welcher von *Anberaumung der Termine* handelt, suchen möchte) — dafs (nach Tit. 3. §. 12 und §. 19.) die Mitglieder der Landesjustizcollegien sich mit Besorgung der Privat- und aussergerichtlichen Angelegenheiten der Parteyen, mit Consuliren in Processsachen, wenn selbige gleich bey andern Gerichten schweben, oder mit andern dergleichen zerstreuenden Nebengeschäften nicht abgeben sollen. Indessen wird man auf die genaue Befolgung *dieser* Vorschrift erst dann mit vollem Nachdrucke halten können, wenn alle Gehalte, — die bey den mehresten Landesjustizcollegien zur Zeit *sehr* ökonomisch zugemessen sind, — hinreichen, gegen Nahrungssorgen sicher zu stellen. Noch bemerken wir, dafs der hierauf sich beziehende §. 19. zu einer Missdeutung Anlafs geben könnte. Er lautet nämlich folgendergestalt: „da die Räthe der „Justizcollegien ihre ganze Zeit und Aufmerksamkeit „einer treuen und prompten Besorgung ihrer Amtsge„schäfte zu widmen schuldig sind, und zu dem Ende „*durchgehends* mit auskömmlichen Salariis versorgt „werden *sollen;* so müssen sie *ohne Genehmigung des* „*Präsidenten, und ohne Erlaubnifs des Chefs der Ju*„*stiz*, keine Nebenbedienungen annehmen; viel we„niger sich mit Besorgung der Privat- und aussergerichtlichen Angelegenheiten der Parteyen abgeben." Der Sinn dieser Vorschrift ist gewiss der: dafs die Räthe Nebenbedienungen nur *unter gewissen Einschränkungen* annehmen; mit Consuliren sich aber *ohne Einschränkung gar nicht* abgeben dürfen. Der Periodenbau des §. läfst es aber zweifelhaft: ob nicht auch *dies letztere* den Räthen, *wenn der Präsident es genehmigt, und der Chef der Justiz es erlaubt*, zugelassen werden könne. — Die §§. 35. 36. Tit. 3. enthalten folgende *goldne* Regeln für Instruenten: „Eine sorgfältige Vor„bereitung zur Instruction, und zu jedem abzuhal„tenden Termine, vornehmlich aber auch zur Regu„lirung des *Status causae et controversiae*, ist eine „Hauptpflicht des Instruenten. Er muss daher, be„sonders im Fortgange der Instruction, den Termin „niemals eröffnen, ohne sich vorher aus den frühern „Verhandlungen den Zusammenhang der Sache, so „weit er bisher entwickelt ist, wiederum in das Ge„dächtnifs zurück zu rufen, und wohl zu überlegen, „wie nun, dem entworfnen Plane gemäss, darinn „weiter fortzufahren, und worauf es in dem abzuhal„tenden Termine eigentlich ankommen werde. Zu „dieser Vorbereitung gehört es auch, dafs der Instruent, „vornehmlich wenn von Geschäften, die nicht alle „Tage vorkommen, die Rede ist, die Theorie der ein „solches Geschäfte bestimmenden gesetzlichen Vor„schriften sorgfältig recapitulire, und sich stets gegen„wärtig erhalte; damit er immer im Stande sey, so„gleich zu bemerken und zu beurtheilen; was von „den mancherley Thatsachen und Umständen, wel„che von den Parteyen vorgebracht worden, wirk„lich zur Sache gehöre, oder auf die künftige Ent„scheidung derselben Einfluss haben könne, und daher „näher aufgenommen und erörtert werden müsse." — So auch, für Decernenten, §. 42. a. a. O.: „Die Rä„the müssen vor allen Dingen die ihnen vor jeder „Session zugestellten Memorialien, Protocolle, und „Anzeigen fleifsig lesen: deren Inhalt mit den etwa „schon vorhin in der Sache verhandelten Acten sorgfäl„tig vergleichen; sich dadurch von dem eigentlichen „Gegenstande und den Gründen des Gesuchs oder An„trags richtige und vollständige Kenntnifs verschaffen; „dieselben nach den Vorschriften der Gesetze prüfen und „beurtheilen; und sich also zum Vortrage im Collegio „selbst gehörig vorbereiten." — Auch die Vorschrift wegen Prüfung der Candidaten ist sehr zweckmäsfig: „Es darf dieselbe" — heifst es §. 3. Tit. 4. — „nur dar„auf gerichtet werden: ob der Candidat gute natürliche „Fähigkeiten, und eine gesunde Beurtheilungskraft „besitze, und ob er in der Theorie der Rechtsgelehr„samkeit gründliche und zusammenhängende Kennt„nisse erworben habe. Die Examina müssen übrigens „nicht allen Räthen, ohne Unterschied und nach der „Reihe, aufgetragen werden; sondern der Präsident „muss dazu ein oder zwey Mitglieder des Collegii, „welche, ausser den nöthigen Kenntnissen, zugleich „die zu einem solchen Geschäfte erfoderlichen Natur„gaben besitzen, aussuchen, und dieselben dem Grofs„kanzler als beständige Examinatoren bey dem Colle„gio vorschlagen." — Der §. 5. a. a. O. enthält eine von der ältern Prozefsordnung abweichende Verordnung: dafs, nämlich, die Landesjustizcollegien die Ansetzung und Verpflichtung der *Auscultatoren*, ohne besondere Appprobation vom Hofe, verfügen können. — Nach §. 16. sollen in Fällen, wo Parteyen die Zuordnung von Rechtsbeyständen bey dem Collegio

gio nachsuchen, oder ihnen dergleichen *ex officio* beygegeben werden müssen, solchen Parteyen *Referendarien* als Assistenten zugeordnet werden. Diese Disposition ist zur Bildung besonders derjenigen Referendarien, welche Justizcommissarien werden wollen, (was mancher, der während seines *Lehrlingstandes* als Referendarius auf den *Justizcommissarius* als auf ein seiner Meynung nach sehr untergeordnetes Wesen herabsieht, in der Folge herzlich gern werden möchte) sehr zweckmäsig, und hat noch nebenher das Gute, dass *Justizcommissarien selbst*, in so fern sie nicht etwa als Armensachwalter *besoldet* sind, nicht besorgen dürfen, mit Armensachen belästigt zu werden. — Mit der uneingeschränkten Voraussetzung (§. 32.) dass diejenigen Referendarien, „denen ein geringeres „Maass an natürlichen Fähigkeiten zu Theil geworden „ist" zu *Untergerichtsbedienungen* gut genug seyen, sind wir nicht einverstanden. Manchem Untergerichtsbedienten, z. B. bey Justizämtern, Justitiariaten, Gerichten in kleinen Städten etc., fehlt es, wenn ihm zweifelhafte, schwierige und dabey schleunige Fälle vorkommen (welches bey kleinern Gerichten, da *die Schwierigkeit des Falles* mit der *Beträchtlichkeit des Objects* nicht selten sogar im *umgekehrten* Verhältnisse steht, eben so gut möglich ist, als bey Obergerichten) schlechterdings an aller Gelegenheit, sich Raths zu erholen. Sind ihm nun, wie *§. 12. in* fin. Tit. 8. sich ausdrückt, mittelmäsige Fähigkeiten und Einsichten zu Theil geworden; so fühlt er sich in einem solchen Falle *ganz* verlassen; und doch muss er seine Verfügung *allein* verantworten. Der Rath bey einem Landesjustizcollegium dagegen bringt den ihm zweifelhaften Fall zum Vortrage, und die Verfügung verantwortet *das ganze Collegium.* Aus eben dem Grunde, aus welchem die Ger. O., Tit. 8. §. 12. bey einem *Untergerichtsjustizbedienten* die *strengste Redlichkeit* für unumgänglich nothwendig hält — „nämlich weil derselbe von niemand unmittelbar con„trollirt werden kann" — ist auch *vorzügliche Geschicklichkeit* eine nothwendige Eigenschaft desselben. — Die Disposition des §. 34. Tit. 4. („Nur zu Stellen bey „Mediatregierungen, und bey Stadt- und andern „grösern Gerichten in Haupt- und wichtigern Hand„lungs-Städten, ist eine dritte Prüfung erfoderlich, „bey welcher die Vorschriften des §. 27 und 28 zu be„obachten sind. Doch ist es nicht nothwendig, dass „diese Prüfung bey der Immediat-Examinations-Com„mission erfolge; sondern sie kann auch dem Landes„justizcollegio der Provinz aufgetragen werden") ist neu hinzugekommen. — Der §. 16 des *sechsten* Titels (*von dem Amte der fiscalischen Bedienten*) lässt es zweifelhaft: ob dem Fiscale auch dann, wenn in Fällen, wo er selbst die Untersuchung geführt hat, auf eine Geldstrafe erkannt wird, die Quote gebühre; welches doch nach der klaren Vorschrift eines ältern Rescripts der Fall ist. — Die Disposition des §. 9. Tit. 7., dass die Function eines *Justizcommissarii* und die eines *Notarii* nicht nothwendig mit einander verbunden seyn dürfen, ist *neu.* — §. 26. lit. d. wird der Begriff der *Prävarication* in Rücksicht der *Justizcommissarien* bestimmt. (Den Fall, wenn jemand, der *nicht* Justizcommissarius ist, beiden mit einander im Streit befangenen Parteyen beyräthig ist, scheint die neuere preussische Gesetzgebung sich — beyläufig gesagt — nicht gedacht zu haben; denn die §§. 1334. *u. d. f. Tit. XX. Th. II.* des *A. L. R.* finden offenbar nur auf Consulenten, die, *als solche*, im Amte stehen, Anwendung.) — Dass, nach §. 44, die Justizcommissarien an Oertern, wo keine besoldete Armenassistenten vorhanden sind, auch unvermögenden Parteyen als Rechtsbeystände und Bevollmächtigte dienen müssen, scheint mit der oben angeführten Disposition des §. 16. *Tit.* 4. (nach welcher in dergleichen Fällen *Referendarien* zugeordnet werden sollen) nicht so ganz vereinbar. Wenigstens hätten wir hier wohl darüber einige Bestimmung erwartet, wie es mit Erstattung der bey solchen Armensachen unvermeidlichen *baaren Auslagen* gehalten werden solle. Dem *Justizcommissarius* können sie nicht zur Last fallen; sie müssten ihm also wohl *von dem Gerichte*, als zu den Lasten der Gerichtsbarkeit gehörig, erstattet werden. — Welcher Zweck durch die Disposition des §. 68., (nach welcher ein vor dem Justizcommissarius *vollzogenes Instrument*, nebst dem Concepte, dem Director des Notariencollegii vorgelegt; von demselben, *wenn er alles richtig und gehörig beobachtet findet*, das Siegel des Notariencollegii, nebst seiner Unterschrift, beygesetzt; und *sodann* das Instrument demjenigen, für welchen es bestimmt ist, ausgehändigt werden soll,) beabsichtigt wird, sieht Rec. nicht ein. Denn, *einmal*, ist nirgends bestimmt, was der Director zu beobachten habe, wenn er *nicht* alles richtig und gehörig beobachtet findet. Wäre in einem solchen Falle die Mangelhaftigkeit des Instruments *so* beschaffen, dass ihr nur durch die nochmalige Vernehmung der Interessenten abgeholfen werden könnte, so würde die mit Kosten verbundene *bereits geschehene Vollziehung* desselben vergeblich gewesen seyn. Das Instrument müsste also wohl *vor*, nicht *nach* der Vollziehung, im Concepte dem Director vorgelegt werden. *Zweytens* ist nicht bestimmt, *ob* und in *wieweit* der Director dem Interessenten wegen der von ihm aus der Acht gelassenen Mängel verantwortlich ist. Vielmehr soll, nach §. 22. dieses Titels, die Verantwortlichkeit nur *dem Justizcommissarius* zur Last fallen. *Drittens* ist der Director selbst ein Justizcommissarius, der, auch während seiner Directorschaft, Notariatshandlungen selbst vornehmen darf (§. 112. d. T. lit. b.) und in einem solchen Falle *sich*, vermöge seiner Qualität als Director, doch nicht *selbst* controlliren kann; der also, *als Notarius*, während seines *Directorii* uncontrollirt bleibt, nach *Ablauf* desselben aber — er braucht es nach §. 105 d. T. nur Ein Jahr lang beyzubehalten — der Controlle wieder unterworfen ist! *Viertens* sind die Instrumente, welche ein Justizcommissarius, *als Gerichtshalter*, aufnimmt, *ohne Revision* gültig. Diejenige Geschicklichkeit, Redlichkeit, Genauigkeit etc. aber, welche bey ihm, *als Gerichtshalter*, vorausgesetzt werden muss, wird er *als Notarius*, wohl nicht verleugnen. Die Disposition scheint uns also nicht so ganz zweckmäsig und konsequent zu seyn. Auf keinen Fall dürfte wohl der da-

davon allenfalls zu erwartende Nutzen gegen den davon unzertrennlichen Geld- und Zeitverlust für das *Publicum*, und gegen die Erschwerung des Dienstes *für den Justizcommissarius als Notarius* in Betrachtung kommen. —

Die verehrungswürdigen Vorsteher der Preussischen Gesetzgebung werden bey ihrem bekannten Verlangen nach Erinnerungen und Bemerkungen den in der vorstehenden Anzeige herrschenden, freymüthigen Ton, gewiss nur als einen Beweis der grossen Aufmerksamkeit, die wir verdienterweise ihrer Arbeit geweiht hatten, und des Bestrebens, auch an unsrem Theile jenem Verlangen zu entsprechen, darlegen.

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *C. J. L. Stelzers Grundsätze des Preussischen gerichtlichen Processes;* ein Handbuch für junge Rechtsgelehrte. Erster Theil, *der ordentliche Civilprocess.* 1796. 370 S. gr. 8.

Bey der Bearbeitung dieses Buches hatte der Vf. zunächst die Absicht, den Lehrern auf Preussischen Universitäten die Vorlesungen über den Preussischen Process zu erleichtern. Gegen die Art, wie der Vf. diese seine Idee *ausgeführt* hat, ist nichts einzuwenden: dieser erste Theil enthält, grösstentheils mit Beybehaltung der Materienfolge der *allgemeinen Gerichtsordnung*, und zum Theil selbst ihrer Worte, alles Wesentliche ihrer 25 *ersten Titel*. Indessen konnte eine solche Bearbeitung einen *praktischen* Rechtsgelehrten auch nur geringen Aufwand von Mühe kosten. Desto mehr findet Rec. gegen *die Idee selbst* zu erinnern. Denn wiewohl er noch nicht zu den „Rechtsgelehrten *mit angrauendem Haare*" — wie der Vf. sich in der Vorrede ausdrückt — gehört; so nöthigt ihn doch seine Ueberzeugung, auf die Seite derjenigen praktischen Rechtsgelehrten zu treten, welche der Meynung sind, dass — besonders auf Preussischen-Akademieen keine Vorlesungen über den gerichtlichen Process gehalten werden müssen. Denn gesetzt, es fänden sich auf jeder Akademie Männer, die mit den zu solchen Vorlesungen erfoderlichen theoretischen und *praktischen* Rechtskenntnissen ausgerüstet wären, und zugleich das Talent besässen, ihre Erfahrungskenntnisse mit zu theilen — Eigenschaften die sich äusserst selten in Einem Subject vereint finden werden — gesetzt also dies: wo, in aller Welt, soll bey der gegenwärtigen Eingeschränktheit der akademischen Laufbahn die Zeit herkommen, einen *Preussischen* Juristen (der, ausser den Hülfswissenschaften, nicht nur die Theorie aller Theile des *gemeinen* in Deutschland geltenden Rechts, sondern auch die des *vaterländischen*, welches von sehr bedeutendem Umfange ist, studiren muss) schon auf der Akademie auch zum *Praktiker* zu bilden? Gewiss werden Vorlesungen über den Process auf der Akademie manchen jungen Menschen, dessen Zeit zu beschränkt ist, um die Theorie *und Praxis* gleich fleissig zu studiren, verleiten, *jene* um *dieser* willen zu vernachlässigen; ein Schade, den er nie ganz verwindet. Der mit natürlichen Anlagen und gutem Willen ausgestattete Jüngling wird, wenn er gründliche Kenntniss der Theorie von der Akademie mitbringt, mit Hülfe der bey allen grössern Preussischen Gerichtshöfen zur Vorbereitung junger Juristen getroffenen Einrichtungen in *kurzer* Zeit; der hingegen, dem jene Eigenschaften mangeln, aller praktischen Vorlesungen auf der Akademie ungeachtet, sich *nie* zum brauchbaren Praktiker bilden. Es ist überhaupt ausgemacht, dass die Uebung *in einem bestimmten praktischen Wirkungskreise* unendlich schneller und zweckmässiger von Statten geht, als ausserdem. Rec. ist indessen weit entfernt, diese seine Privatüberzeugung irgend jemand aufdringen zu wollen; und wenn einmal auf *Preussischen* Akademieen Vorlesungen über den gerichtlichlichen Process statt finden sollen, so ist das gegenwärtige Handbuch zu diesem Behuf allerdings sehr brauchbar.

KLEINE SCHRIFTEN

Freymaurerey. Ohne Druckort: *Schutzschrift für Illuminaten.* 1795. 48 S. 8. (3 gr.) Die Blätter enthalten grösstentheils eine Darstellung der Schädlichkeit des Ill. Ordens nach den schon mehrmal vorgebrachten, aus der Untergrabung der bürgerlichen Ordnung und der Religion hergenommenen Gründen, und nur hinterher auf einigen Seiten die Aeusserung, dass es demohngeachtet im Orden redliche Männer geben *könne*, die die Abscheulichkeit des ganzen Systems einsahen, aber nicht Muth genug hatten, die Fesseln des O., (dessen Fortdauer als bekannt angenommen wird,) abzuwerfen. Nach einer Stelle S. 38. ff. lässt sich der Zweck dieser Schrift nicht verkennen. Sie soll nämlich jene redliche Mitglieder des O. aufmuntern, die in den *neuesten Arbeiten des Spartacus und Philo* vorgelegten Entdeckungen durch neue zu bestätigen, neue Schleichwege des O., die noch nicht bekannt seyn möchten, anzuzeigen, und *vornämlich* die *gedachte Schrift* in die Hände derjenigen, welche dem Unwesen allein steuern können, d. i. der *Minister* und *Fürsten*, zu bringen, und die Verläumdungen sowohl als die andern Künste, womit man jene Schrift zu unterdrücken suchte, so viel möglich unwirksam zu machen. — Die alte Leyer! Wer erkennt den Leyermann nicht!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 28. Januar 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Nürnberg, b. Monath u. Kufsler: *Neues theologisches Journal*, von *Ammon*, *Hänlein* und *Paulus*. 5ten Bandes 7tes Stück bis 6ten Baudes 6tes St. 1795. 1796.

Die Auffätze der zweyten Hälfte des 5ten Bandes find folgende. 1) *Bemerkungen zu Bauer's Einleitung ins A. T., befonders über Rabbi Meier's Maforeth Sijug Lethorah von Bruns.* Einige fehr bedeutende kritifche Berichtigungen jener Einleitung nebft einer Probe aus dem benannten Buch des Rabbi Meier, woraus der geringe Nutzen der Mafora für die Kritik beurtheilt werden kann. 2) *Ueber die Krankencommunion*, vom Hauptpr. *Schulze* zu Neuftadt im Holft. Der aufgeklärte Vf. eifert mit Recht wider den Misbrauch diefer Communion, die nach den Ideen gewöhnlicher Menfchen, die fie verlangen, nichts weiter als Aberglaube und Ablafs ift, und ftimmt für die Abfchaffung. So fehr Rec. auch von dem Aberglauben überzeugt ift, der damit getrieben wird, fo fcheint ihm doch die plötzliche Abfchaffung bey folchen Menfchen, die nun einmal in diefem Aberglauben erzogen find, theils hart, theils dem proteftantifchen Geifte der Gewiffensfreyheit zuwider. Es müffen zuerft Verfuche gemacht werden, junge Chriften durch Belehrung eines Befferen zu überzeugen; ferner mufs zuvor die Privatbeichte und die Zuficherung der Vergebung der Sünden *allmählich* eingehen, wie der Bifchof *Birch* fehr richtig bemerkt hat: alsdann wird diefer Aberglaube von felbft und ohne Zwang finken, welches dem Hauptgrundfatze des Proteftantismus, der allen Zwang in Gewiffensfachen verabfcheuet, gemäfser ift. 3) *Der Nur-Volkslehrer*, vom Herausgeber (Hn. D. *Paulus*). Bis jetzt nur ein Fragment, veranlafst durch die auffallenden Vorfchläge des Hn. *Baftholm* in Kopenhagen, der aus den Predigern alles gemacht wiffen will, Oekonomen, Chemiker, Phyfiker u. f. w., nur keinen gründlichen chriftlichen Religionslehrer im eigentlichften Sinne des Worts, wozu auch erfodert wird, dafs er chriftliche Theologie befitze, um nicht wie ein Blinder über die Farbe zu urtheilen. Die Materie ift allerdings wichtig genug zu einer Fortfetzung, die der Herausg. verfpricht, und die Entwickelung aller Gegengründe würde ein Wort zu feiner Zeit feyn. 4) *Kurzes Verzeichnifs der Koptifch-biblifchen Manufcripte im Mufeum des Card. Borgia*, von *Engelbrecht*. Die Totalfumme der Fragmente des A. und N. T. beträgt 556 Blätter auf Pergament, die hier alle aufgezählt find! Aufserdem befitzt diefer Mäcen fremder Gelehrten noch einige Fragmente auf feidenem Papier, die fich auf die Bibel beziehen; eine fehr grofse Sammlung von fahidifchen Fragmenten aus den K. V., den Apokryphen des A. T., dem Leben der Heiligen auf Pergament u. f. w. 5) *Ueber die jetzige Bearbeitung der chriftlichen Sittenlehre*, von *Veillodter* mit einer Einleitung und Zufätzen *vom Herausg.* Der Vf. hält in diefer kenntnifsreichen und fchöngefchriebenen Abhandlung die bisherige Behandlung der chriftlichen Moral von Seiten der Theologen für mangelhaft und verkehrt, weil man ohn Unterlafs an einem Syftem der chriftl. Moral gebaut habe, und noch fortbaue, ohne dafs bis auf den heutigen Tag der Inhalt, Geift und Werth der Sittenlehre Jefu richtig beftimmt fey. Diefe Beftimmung, die fich allein durch eine geläuterte Exegefe geben laffe, müffe durchaus vorangehen, ehe von einem Syftem der chriftl. Moral die Rede feyn könne. Man komme fonft in Gefahr, etwas für chriftl. Sittenlehre auszugeben und zu halten, welches es in der That nicht fey u. f. w. Dies ift etwa der Hauptpunkt, worauf es ankommt, denn den ganzen Ideengang des Vf. darzulegen, erlaubt der Raum nicht. Dagegen tritt nun der Herausg. als Apologet der Theologen auf, und trifft den Punkt fehr richtig, indem er behauptet, dafs hier alles auf den Begriff der *chriftlichen* Moral ankomme. Chriftliche Sittenlehre kann heifsen 1) Sittenlehre *Chrifti*, d. i. der Inbegriff von allen Aeufserungen Jefu, die eine Beziehung auf Sittlichkeit haben, oder 2) Sittenlehre des *Chriftenthums*, d. i. der Inbegriff von fittlichen Lehren im ganzen N. T.; oder 3) Sittenlehre *für Chriften*, d. i. ein Syftem der Sittenlehre, wie fie für Chriften, vorzüglich für chriftliche Lehrer, nach dem jedesmaligen Grade der Cultur nothwendig ift. Eine folche chriftliche Moral haben die chriftlichen Theologen nur fchreiben und lehren wollen, die fyftematifche Lehrbücher der chriftl. Moral gefchrieben haben. Wenn fie es fich auch nicht deutlich dachten, fo mufs man doch diefen Begriff unterlegen, fobald fie eine fyftematifche Behandlung der chriftl. Moral verfuchten, denn aus dem blofsen hiftorifchen Aggregat einzelner fittlicher Ausfprüche Jefu und der Apoftel kann nicht einmal eine vollftändige, vielweniger eine wiffenfchaftliche (fyftematifche) Moral hervorgehen. Nun kann man freylich auch eine fogenannte biblifche Moral zufammenfetzen, wie eine biblifche Dogmatik: allein diefes unvollftändige hiftorifche Aggregat von einzelnen Sittenfprüchen könnte unmöglich zu Vorlefungen auf Akademieen dienen, fondern blofs als ein exegetifches Repertorium, woraus man zu einzelnen Lehren

ren in der wissenschaftlichen Moral Belege nähme. Man könnte auch diese einzelnen Sittensprüche weiter ausführen, und sie zu einer populären Moral benutzen: allein es würde doch keine vollständige Moral daraus hervorgehen, wie sie die Bedürfnisse der Zeitcultur verlangen. Da nun aber ein jeder akademischer Lehrer der christl. Moral wenigstens ein erträglicher Exeget seyn muss; so ist das Bedürfniss für ein solches exegetisch-biblisches Moralrepertorium in der That so gross nicht, als es sich der Vf. dachte. Ueberdem wird es ja schon von selbst in den exegetischen Vorlesungen über das N. T. ausgemacht, was *historisch* Sittenlehre Jesu und der Apostel ist. 6) *Ueber Gerechtigkeit und Gnade Gottes und über Rechtschaffenheit vor Gott* nach Röm. 1, 17. 3, 19 ff., *vom Herausgeber*. Der Vf. sucht die Paulinische Theologie im Briefe a. d. R., die vorzüglich auf den schwierigen Worten πιστις und πιστευειν, ferner auf δικαιοσυνη und δικαιουσθαι beruht, mit der philosophischen Religionslehre zu vereinbaren. Πιστις ist ihm *Ueberzeugungstreue*, πιστευειν nicht bloss *eine gewisse Ueberzeugung haben*, sondern auch *dieser Ueberzeugung treu seyn*, darnach handeln. Δικαιοσυνη von Seiten Gottes *Gerechtigkeit*, von Seiten des Menschen Rechtschaffenheit vor Gott; δικαιουσθαι rechtschaffen gemacht werden, daher dann auch *als ein Rechtschaffener beurtheilt*, und behandelt; d. i. *beglückt* werden. Daher wird dann Röm. 1, 17. übersetzt, „dass Gott gerecht sey, wird in der Lehre des Christenthums klar *durch den Glauben an den Glauben*, d. h. aus der Ueberzeugung von dem entscheidenden Werth der Ueberzeugung. Ferner 3, 27. ε δια νομε εργων, αλλα δια νομε πιστεως nicht dadurch, dass blosse Handlungen als gesetzlich gefodert werden, sondern dadurch, dass Ueberzeugungstreue zum Gesetz gemacht wird. Das heisst in der philosophischen Sprache nichts anders, als — dadurch, dass die Seligkeit nicht von Legalität, sondern von innerer Moralität abhängt. — Rec. verkennt die lobenswürdige Absicht und den Scharfsinn des Vf. keinen Augenblick: allein es scheint ihm schon eine Heteronomie darinn zu liegen, den Nomos, wonach Paulus seine Nationalbeweisart entwickelt, zum Nomos der philosophischen Religionslehre erheben zu wollen. Diese Heteronomie verschwindet freylich, sobald man von der Voraussetzung der Rechtmässigkeit einer moralischen Anwendung ausgeht, wovon sich aber der Rec. noch immer nicht überzeugen kann, wenn er auch den Punkt ganz ausser Augen lässt, dass der christlichen Religion dadurch ein unabsehbares Feld des Umherirrens gegeben wird. So scheint ihm z. B. die grammatische historische Bedeutung von πιστις in der obigen paulinischen Theologie nicht weiter zu gehen, als dass es theils *Ueberzeugung*, theils *Vertrauen* heisst, und zwar vorzüglich in Beziehung auf göttliche Gebote oder Verheissungen. In der *ersten* Hälfte des 6ten Bandes I. *Auf welche Sünden beziehen die Apostel die Sündenvergebung durch Jesus, vom Herausgeber*. Eine Bestätigung der Behauptung *Löffler's*, dass sich die Ankündigung der Sündenvergebung im N. T. nur auf die Sünden der Proselyten vor dem Uebergang zum Christenthum beziehn, und dass die kirchliche Lehre von der Genugthuung nicht im N. T. enthalten sey, wenn sie aber auch darinn enthalten wäre, doch wegen der Gefahr, die daraus für die Moralität entsteht, nie zur kirchlichen Lehre werden sollte. — Alles sehr richtig, und für den, der den Missbrauch dieser Lehre in der kirchlichen Praxis kennt, ausser allem Zweifel. 2) *Dänische Pressfreyheitsprocesse, die Irreligiosität betreffend*. Vorerst nur ein Process, dem noch andre folgen sollen. Man möchte fast sagen, dass man an diesem schon genug habe, denn er ist in der That fürchterlich, wenn man den Generalfiskal *Skibsted* darauf antragen sieht, dass dem Vf. einer elenden Satyre auf die christliche Religion *die Hand lebendig abgehauen, und mit dem Kopfe an den Pfahl geschlagen werden solle*. Grosser Gott! welche religiöse Nacht muss noch die Köpfe mancher Juristen in Dännemark verfinstern, und welch ein Glück für den Elenden, dass seine Richter aufgeklärter dachten! Das Urtheil fiel weit gelinder aus, wenn gleich das Recht noch vieles dawider einzuwenden hat. Die Fortsetzung ist sehr zu wünschen, damit der Deutsche sich immer glücklicher schätzen lerne, dass er in Deutschland lebt. 3) *Ueber den richtigen Standpunkt bey Beurtheilung der Theorie von der Versöhnung durch Genugthuung eines büssenden Stellvertreters, vom Herausg.* Dieser Aufsatz schliesst sich an Nr. I. an, und wurde durch *Stäudlin's* auffallende Behauptung veranlasst, dass Jesus und die Apostel einstimmig lehrten, „*durch den Tod Jesu sey der göttlichen Gerechtigkeit genug gethan*." Der Herausg. zeigt nun dagegen noch einmal zum Ueberfluss bündig genug, dass kein uneingenommener Exeget diese Lehre im N. T. finden könne, und entwickelt bey dieser Gelegenheit die verworren gedachte Lehre von den Opfern des A. T. genauer, so wie die exegetischen Grundsätze, wie man einzelne Aeusserungen und Ideen, die auf etwas Geheimnissvolles hinzudeuten scheinen, zu behandeln habe. — Daran schliesst sich ein anderer Aufsatz des Herausg. genau an, 4) *Ueber die eigentlichen Worte Jesu bey Austheilung des Kelchs*, veranlasst durch *Schwarze's* Schrift über den Tod Jesu. Von den Evangelisten hat nur der einzige Matthäus den Zusatz εις αφεσιν αμαρτιων, und keine einzige Stelle des N. T. giebt mit deutlichen Worten an, *in wie fern* der Tod Jesu eine Sündenvergebung bewirke. Wenn es auch heisst: wir haben *durch* den Tod Jesu Vergebung der Sünden — so folgt doch daraus so wenig eine Abbüssung, als etwas durch Jesu Tod Erworbenes oder Verdientes, oder mit dem Tode Jesu von Gott nach verborgenen Absichten Verbundenes, welches man daraus folgert. Es lässt sich auch noch viel anderes daraus folgern, wovon der Vf. Proben giebt. Um den Sinn der Worte Jesu bey Austheilung des Kelchs richtig zu fassen, übersetzt er sie wieder in die ursprüngliche chaldäische Sprache, und macht dabey eine sehr feine Bemerkung, dass Jesus wahrscheinlich das εις, worüber so viel Unheil in der Kirche entstanden ist, gar nicht einmal ausgesprochen habe. Zugleich wird gezeigt, dass die meisten Opferausdrücke des N. T. vom

vom Tode Jesu sich auf die Reinigungsopfer der mosaischen Verfassung beziehen, und nicht auf die Versohnopfer, wie man sonst gewöhnlich glaubte. Diese Bemerkung und deren Ausführung hält Rec. für sehr wichtig. 5) *Rechtschaffenheit vor Gott und Zurechnung derselben als eines redlichen Wollens nach Ueberzeugung, nach der Theorie des Br. a. d. Röm., vom Herausg.* Eine weitere Ausführung von Nr. 6. im vorigen Bande. Die locale Beweisart des Ap. für Judenchristen, wodurch er dieselben von dem Wahne abzubringen sucht, als wenn die strenge Beobachtung der Mosaischen Ceremonie ein Verdienst und Würdigkeit zur Glückseligkeit bewirke — wird hier vom Vf. zur Philosophie erhoben. 6) *Grundzüge zur historischen Beurtheilung der Vergleichung jüdischer Opferarten mit dem gewaltsamen Tode des Messias, von ebendemselben.* Eine weitere Erörterung von Nr. 4. gerade der grosse Versöhnungstag der israelitischen Nation enthält nichts von Sündenabbüssung; nichts von Versöhnung Gottes mit den Menschen, sondern überall Symbole, dass Gott ihnen nicht fern seyn wolle, wenn sie nur so dachten, wie dieser grosse Reuetag es symbolisiren sollte. 7) *Ueber die wahren Grundsätze der hebräischen Worterklärung aus den verwandten Dialecten, von ebendemselben.* Der Vf. rechtfertigt hier seine Methode, die hebräische Sprache zu erläutern, welche aus dem Clavis hinlänglich bekannt ist, mit sehr guten Gründen, und legt hier zum erstenmale die Grundsätze umständlich vor Augen, nach denen er verfährt. Je weniger nun die Philologen die Grundsätze selbst im Ganzen werden missbilligen können, nachdem sie zu einer deutlichen Einsicht derselben gelangt sind, desto eher werden sie bey der Frage verweilen: ob denn ihre Anwendung auch wirklich so häufig nothwendig sey, als der Vf. glaubt? Hier dürfte die Antwort wohl verneinend ausfallen, wenn man auf die Claves zurückblickt. Der Grundsatz, dass die Tradition, alten Versionen und Rabbinen nichts für die wahre Bedeutung eines Worts entscheiden können — greift unstreitig zu weit ein, wenn man bedenkt, dass die alte hebr. Sprache damals freylich schon gelehrte Sprache war, aber doch unter den Juden, die damals übersetzten und erklärten, grösstentheils noch lebte, wenn gleich unter vielfachen neuern Modificationen. Ausserdem waren ja diese Rabbinen selbst Gelehrte, und mussten sich über die Volkssprache erheben, aber sie auch zur Erläuterung benutzen können, so gut wie unsere Gelehrten, wenn sie die ältesten Documente der deutschen Sprache erläutern, wobey noch die jetzige Volkssprache gute Dienste thun kann. Nächstdem würde Rec. dem Context auch etwas mehr Gewicht einräumen, als es Hr. D. P. thut. Offenbar gehört hiezu der Parallelismus, der in der hebr. Poesie von grosser Bedeutung ist. Dieser entscheidet z. B. Ps. 94, 14. dass die Bedeutung von נטש hier *von sich stossen, verlassen* ist. Doch genug — der eigentliche Streitpunkt ist nun näher auseinander gesetzt. Wer nun den Vf. bestreiten will, muss entweder die allgemeine Gültigkeit der Principien, oder die allgemeine Nothwendigkeit ihrer Anwendung beschränken. 8) *Erklärung der Stelle Röm. 1, 3. 4. von J. E. C. Schmidt.* Der Ap. will zeigen, dass Jesus der wahre Messias sey nach den zwey Haupterfodernissen, die ein Jude dazu verlangte. Er zeigt also 1) dass er seiner Geburt nach ein Nachkomme Davids sey (das erste Haupterfoderniss,) und 2) dass er auch Sohn Gottes, d. i. bestellter Messias, Herrscher, König sey (das zweyte Haupterfoderniss). Dies ist sehr gut ausgeführt. Für ὁρισθεντος angestellt werden, würden wir wählen *bestimmt* d. i. *bestellt* werden, wie ἀφωρισμενος v. 1. ein Synonymum von κλητος. 9) *Wunsch für die samaritanische Uebersetzung, von Bruns.* Der Vf. wünscht, dass sich eine solide Buchhandlung geneigt finden lasse, die sämmtlichen Reste der samaritanischen Sprache mit hebraischen Buchstaben abdrucken zu lassen. 10) *Sind nach Analogie und Erfahrung symbolische Bücher nöthig und nützlich, um Irreligiosität zu verhüten? vom Herausg.* — Die Frage wird mit Recht verneinet, weil der Mangel an symbolischen Büchern der Erfahrung nach, keine Irreligiosität begründet, denn sonst müsste sie bey den Reformirten, die blofs auf den Heidelbergischen Katechismus verwiesen werden, am grössten seyn, welches nicht der Fall ist, und die praktische Irreligiosität müsste gleich anfangs die ganze Reformation erstickt haben, weil wir keine symbolischen Bücher der Moral haben, welche doch weit nothwendiger sind, sobald einmal symbolische Bücher seyn sollen.

HEIDELBERG, b. Gebr. Pfähler: *Grundriss der Pfälzischen Kirchengeschichte* von der Gründung des Christenthums in den Rhein- und Neckargegenden bis zu dem Tode des Kurfürsten Karl Philipps oder dem Jahre 1742. Von D. L. Wundt, Lehrer der Gottesgelahrtheit auf der hohen Schule zu Heidelberg. 1796. 144 S. 8.

Je merkwürdiger die pfälzische Kirchengeschichte, ganz vorzüglich auch wegen der, seit der Reformation so oftmaligen, durch die Regenten selbst nicht selten veranlassten Umwandlungen des herrschenden Religionssystems ist, desto mehr hat sich der Vf. um dieselbe schon durch diesen reichhaltigen, mit grosser Precision abgefassten Umriss verdient gemacht. Man darf schon, nach diesem Entwurfe zu urtheilen, von dem ausführlichen Werke, das er verspricht, etwas ganz vorzügliches erwarten. Jeder Kenner der Kirchen- und Gelehrtengeschichte muss wünschen, dass die Erscheinung dieses grösern Werkes nicht zu lange verzögert werden möge.

In der *Einleitung* wird dasjenige, was von der Zeit der Gründung des Christenthums in den Gegenden am Neckar und Rhein an, bis zu dem Regierungsantritte des Kurfürsten *Philipps*, mit dem Beynamen *Ingenuus* 1476 mit Zuverlässigkeit gesagt werden kann, und zur Aufklärung der pfälzischen Geschichte nöthig ist, vorgetragen werden. Die Geschichte selbst wird in · Perioden abgehandelt. Die *erste* von der allmählichen Vorbereitung zu der grossen Kirchenreforma-

formation und von der Wiederauflebung der Wissenschaften an, bis zur Einführung des *Interims* oder vom Jahre 1476 bis 1548 unter der Regierung der Kurfürsten *Philipps, Ludwigs des Friedfertigen* und *Friedrichs des Zweyten*. Die *zweyte* Periode bis zur Bekanntmachung und Einführung *des Heidelbergischen Katechismus* unter der Regierung der Kurfürsten *Friedrichs des Zweyten, Ott Heinrichs* und *Friedrichs des Dritten*. Die *dritte* Periode wird die Regierung des Kurfürsten *Friedrichs des Dritten* und seines Sohnes *Ludwigs des Sechsten* begreifen, und also von Einführung des *heidelbergischen Katechismus* und *der schweizerischen Lehrform* 1563 bis zur Wiederherstellung derselben 1583 fortlaufen. Die *vierte* Periode enthält die Regierung des Administrators *Casimir*, des Kurfürsten *Friedrichs des Vierten*, des Administrators Herzog *Johannes* von Zweybrücken, und des Kurfürsten *Friedrichs des Fünften* bis zum ersten Ausbruche der böhmischen Unruhen 1618. Die *fünfte* Periode umfasst die Zeit des 30jährigen Krieges. Die *sechste* Periode geht vom westphälischen Frieden 1648 bis zur Erlöschung der simmerschen Kurlinie unter der Regierung der Kurfürsten *Carl Ludwigs* und seines Sohnes *Carls*. Die *siebente* und letzte Periode wird mit dem Regierungsantritt des Hauses *Neuburg* im Jahr 1685 aufangen, und das wenige, was in einem Zeitraum von sieben und funfzig Jahren unter der Regierung der Kurfürsten *Philipp Wilhelms, Johann Wilhelms* und *Carl Philipps*, bis zu dem im Jahr 1742 erfolgten Tode des letztern geschehen ist, erzählen.

NATURGESCHICHTE.

WEIMAR, im Verlage des Industrie - Comptoirs: *Der geöffnete Blumengarten. Theils nach dem englischen von Curtis Botanical Magazine*, neu bearbeitet, theils mit neuen Originalien bereichert und für Frauenzimmer und Pflanzenliebhaber, welche keine Gelehrten sind, herausgegeben von Dr. *Aug. Joh. Ge. Carl Batsch*, Professor zu Jena. No. VIII, IX, X. 1796.

Unter den Originalabbildungen stehet im letztern Heft die *Saxifraga sarmentosa*, die einige neuere Botanisten nicht ohne Grund von jener Gattung getrennt wissen wollen. Die übrigen getreuen und schönen Copien nach Curtis sind: *Cyclamen Coum, Dodecatheon, Meadia, Soldanella alpina, Trillium sessile, Monsonia speciosa, Geranium glaucum, Tropaeolum minus, Rosa muscosa, Epilobium angustissimum, Fuchsia coccinea* (*Nahuisia* nach Geuns), *Lopezia racemosa*. (Eine neuere zweyte Art *hirsuta* kommt mit dieser in vielem überein.)

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Riga u. Leipzig*, b. Müller: *Kinderscherz.* (Richtiger: Schwänke zur Belustigung für Kinder: denn es sind keine Scherze von Kindern.) *Als Fortsetzung der Andre'schen (von Andre's) lustigen(r) Kinderbibliothek. Ein Weihnachtsgeschenk fur gute Kinder.* Erstes Bändchen. 1796. II u. 92 S. (5 gr.) Das Lachen zu Zeiten, wo sie nicht ernsthaft seyn sollen, ist Kindern so gern zu gönnen, und die durch komischen Stoff solcher Art entwickelte Gabe, vernünftige Leute lachen zu machen, ist ein so schätzbares Talent, dass gegen Sammlungen, wie gegenwärtige, an sich nichts einzuwenden ist; vorausgesetzt, dass sie mit Geschmack und mit richtiger moralischer Beurtheilung gemacht sind. Gegen beides ist aber hier mitunter gesündigt, welches um so mehr auffällt, da der Vf. an Andre's Buche tadelt, dass unschickliche Ausdrücke darinn nicht, so wie sichs in einer Kinderschrift fodern lasse, vermieden worden wären. Er hätte seine Foderungen nicht bloss auf den Ausdruck einschränken, sondern vor allen Dingen auf die Wahl der Materien ausdehnen und erwägen sollen, dass Plattheiten, Unflätherеyen, boshafter Muthwillen, feinere und gröbere Spitzbübereyen, die dem sittlich unverdorbnen Beurtheiler allemal Missfallen, Ekel und Abscheu verursachen, schlechterdings nicht taugen, um Kinder zum Lachen zu reizen; sondern dass originelle aber unschuldige Ausbrüche des Witzes, treffende Satyre, oder auch schlichte Darstellung des Naiven, des auffallend Contrastirenden, des eigenthümlichen Zufalls, der gezüchtigten Thorheit u. dgl., den einzigen rechtmässigen und hinreichend fruchtbaren Stoff dazu abgeben. So würde er die allermeisten hier wiedergekäuten und wegen ihrer Abgedroschenheit unschmackhaft gewordnen Anekdoten von Kyau und Skaramutz, insbesondere die, wie Ersterer einen Gastwirth durch den glühend gemachten Laubthaler betrogen, sich einst bis zum Begrabenlassen todt gestellt, hauptsächlich die ganz pöbelhaften S. 20., und die schändliche Geschichte, wie letzterer zwey arme türkische Sklaven mit gutem Erfolg um ihr sauer erspartes Lösegeld betrogen hat u. s. m. weggelassen haben. Unter den vermischten Anekdoten sind jedoch einige witzige und in hohem Grade komische; z. B. die Persiflage auf des Taschenspieler Philadelphia prahlerische Aushängezeddel, die auch unlängst in der Berlinischen Monatschrift abgedruckt worden, und von dem berühmten Commentator über Hogarth's Kupfer herrührt. Lässt sich der Vf. künftig eine strengere Auswahl empfohlen seyn: so verdient sein fortgesetztes Unternehmen Ermunterung; da seine Sprache rein, und seine Schreibart munter und fliessend ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 30. Januar 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, in der Gräffischen Buchh.: D. *Franz Volkmar Reinhards Geist des Christenthums in Hinsicht auf Beruhigung im Leiden.* Nach dem Lateinischen — herausgegeben von *Johann Samuel Fest.* 1792. 411 S. Vorbericht und Inhalt XXS. kl. 8. (1 Rthlr.)

Die Entstehung dieser nützlichen Schrift haben wir den Programmen des Hn. Oberhofpr. *Reinhards* zu Dresden: *Religionem Christianam esse optimum adversorum solatium demonstratur ex ipsa consolationis natura,* die er zu Wittenberg 1789—91 herausgab, zu verdanken. Diese Abhandlungen wurden von dem sel. F. mit Erlaubnifs ihres Vf. überfetzt, und in seine *Beyträge zur Beruhigung, Aufklärung und nähern Kenntnifs der leidenden Menschheit* eingerückt. Um diese in ein Ganzes zu vereinigen, entschlofs er sich, sie nach dem Verlangen des Vf. gänzlich umzuarbeiten, manches wegzulassen, das übrige aber zu verändern, zu erweitern und in einen freyern Vortrag einzukleiden, wobey auch verschiedene Zusätze des Vf. benutzt wurden. Der Plan und die Ausführung desselben sind im Wesentlichen unverändert geblieben; und dieser ist in aller Absicht musterhaft. Man ist es von dem Vf. schon gewohnt, dafs der Plan seiner Abhandlungen sehr regelmäfsig angelegt und alles mit scharfem philosophischen Blick betrachtet werde; und dafs dieses hier ebenfalls der Fall sey, fällt bey dem ersten Anblick in die Augen. Man darf nämlich nicht eine Sammlung von Trostgründen für Leidende, durch deren Lesung etwa diese sich beruhigen könnten, hier suchen, die Absicht ist vielmehr, die Beruhigung im Leiden auf psychologische Grundsätze zurückzuführen und in eine Art von System zu bringen. Dieses ist in *zwey Theilen* bewerkstelligt worden. Der *erste Theil* handelt von der Natur und Beschaffenheit wahrer Beruhigung, und wie diese zu bewirken, überhaupt. Dabey werden dreyerley Mittel der Beruhigung in *drey Abschnitten* angegeben, Unterbrechung und Zerstreuung unangenehmer Vorstellungen, Berichtigung und Schwächung derselben, und völlige Hinwegräumung und Vernichtung trauriger Vorstellungen. Der *zweyte Theil* beschäftigt sich mit der Beruhigung durch das Christenthum insbesondere, und zeigt, wie dieses auf eine dreyfache Weise geschehe. Das Christenthum nämlich bereitet das Herz zur Beruhigung am besten vor; die christliche Religion bietet auch jedes im ersten Theile angezeigtes wahre Beruhigungsmittel anderer Religionen und philosophischen Systeme noch vollkommener dar; ganz vorzügliche und dem Christenthum eigenthümliche Tröstungen findet man in mehrern charakteristischen Lehrsätzen, von Vergebung der Sünden, dem göttlichen Beystande und der Auferstehung der Todten, in den eigenthümlichen Anstalten und Uebungen des Christenthums, dem Gebet, der öffentlichen Gottesverehrung und dem Abendmal, und in der Betrachtung des Lebens und der Schicksale Jesu. Zuletzt ist ein Verzeichnifs der besten Schriften, welche Trostgründe für Leidende enthalten, beygefügt.

Die Ausführung entspricht auch nicht wenig der guten Erwartung, welche diese kurze Inhaltsanzeige rege macht, da der Vf. diesen wichtigen Gegenstand auf allen Seiten betrachtet, die verschiedenen Arten der Tröstungen recht gut ins Licht gesetzt und durch Beyspiele aus der Geschichte erläutert hat. Da wir bey der grofsen Anzahl von Trostschriften noch keine haben, in welcher die Methode zu trösten und alle die möglichen Trostgründe aus psychologischen Gründen und aus der Natur einer wahren Beruhigung entwickelt wären, so mufs uns die gegenwärtige Schrift sehr willkommen seyn, und kann Predigern bey ihrem Umgange mit Leidenden zu einer lehrreichen Anweisung dienen.

Eine noch gröfsere Vollkommenheit würde die Schrift haben, wenn nicht allein auf psychologische, sondern auch auf moralische Grundsätze wäre gebauet worden. Gleich anfangs ist der rechte Gesichtspunkt verfehlt, wenn Th. I. S. 26. gesagt wird: „Der Werth und die Vollkommenheit des Menschen ist die Summe aller derjenigen Güter, welche der Mensch zu seinem *Wohlseyn* nöthig hat oder dazu rechnet," da doch der eigentliche Werth des Menschen in seinen Anlagen und seiner Bestimmung zur Tugend zu suchen ist, und dieser Werth desto mehr erhöhet wird, je mehr er seine Kräfte zur wirklichen Ausübung der Tugend anwendet. Diese innere Würde mufs einem Gutdenkenden desto mehr zum Trost gereichen, je mehr sie von allen äufsern Lagen ganz unabhängig, bey allen seinen angenehmen und traurigen Schicksalen unveränderlich und das edelste und erhabenste Gut ist, das bey dem Verlust aller seiner Glücksgüter ihm durch nichts kann geraubt werden. An manchen Orten, z. E. S. 177 ff. hat zwar Hr. F. diesen Trostgrund auch berührt, aber billig sollte es als ein Hauptmittel dargestellt seyn, Leidende zur innern Ruhe der Seele zurückzuführen. Eben so hätte auch die Pflicht der Zufriedenheit mit allen

allen Einrichtungen, die Gott in der Welt gemacht hat, nicht sollen übergangen werden, da eine lebhafte Vorstellung dieser Pflicht, wenn zumal andere Trostgründe vorausgegangen sind, doch auch nicht wenig dazu beytragen kann, die Traurigkeit zu schwächen und der Vernunft ihre Herrschaft über die Macht der Sinnlichkeit wieder zu verschaffen. Beides ist auch dem Geist des Christenthums vorzüglich angemessen, und von Christo und den Aposteln nicht selten als ein Mittel der Beruhigung gebraucht worden. Auch kann es Rec. nicht billigen, wenn der Vf. sich blofs auf unverschuldete Leiden einschränkt, und denen, die sich ihre Leiden selbst zugezogen haben, S. 229. ausdrücklich allen Trost absprieht. Alle und jede Trostgründe kann sich zwar der Schuldige nicht zueignen, aber wenn er sich ernstlich bessert, ist er doch nicht alles Trostes unfähig. Dafs man sich nach S. 106. zuweilen eine kleine *Abweichung von der Wahrheit* erlauben könne, möchte wohl nach psychologischen Grundsätzen als Regel der Klugheit gelten, aber mit moralischen Grundsatzen nicht wohl vereinbar seyn. Bey der Abhandlung: dafs die christliche Religion jedes wahre Beruhigungsmittel *vollkommener* darstelle als die philosophischen Systeme, werden dem Nachdenkenden hie und da noch manche Zweifel übrig bleiben, so wie es Rec. bedenklich findet, dafs S. 370. im 2ten Th. die Vergebung *aller* Sünden durch den Tod Christi als ein eigenthümlicher Trostgrund des Christenthums aufgestellt wird, da dieses weder ein biblischer noch ein durch die Vernunft gebilligter Lehrsatz ist, und also nur einen falschen Trost gewähren kann. Hingegen billigt es Rec. sehr, dafs Th. I. S. 71 f. der Trostgrund, aus den Leiden anderer in Schutz genommen wird, weil er nicht nur bey Leidenden nicht ohne Wirkung ist, zumal wenn diese auf die weit gröfsern Leiden anderer geführt werden, sondern auch moralisch gerechtfertiget werden kann, in soferne man ihn nur der Einbildung mancher Leidenden, als wenn kein Mensch auf Erden so viel leiden müsse als sie, entgegenstellt, und also nicht sowohl als Motiv zur Beruhigung, sondern vielmehr als Mittel zu Hebung eines Hindernisses derselben gebraucht. Diese Mängel werden aber durch das viele Gute, das in dieser Schrift vorkommt, weit überwogen.

PHILOLOGIE.

ALTENBURG, b. Richter: *Versuch einer vollständigen Literatur der deutschen Uebersetzungen der Römer*, von *Johann Friedrich Degen*, Director, Professor und Inspector der K. Pr. Fürstenschule zu Neustadt an der Aisch. *Zweyte Abtheilung* K—V. 1797. XII u. 665 S. 8.

Mit unermüdetem Eifer hat der Vf. dies nützliche Werk vollendet, und ihm einen hohen Grad von Vollständigkeit gegeben. Dabey mufs ihm jeder billige Leser für eine grofse Anzahl neuer Entdeckungen, Berichtigungen und für die gründliche Beurtheilung der aufgeführten Uebersetzungen verbunden seyn; doch wollen wir nur einiges, das vorzüglich merkwürdig ist, kürzlich berühren. Die Sinn- und Sittensprüche des *Dionysius Cato* (denn die lateinischen mit C geschriebnen Namen bringt der Vf. ins K.) S. 6. erschienen schon im XV. Jahrhundert in einer meistens gereimten deutschen Uebersetzung fast immer mit dem lateinischen Text. S. 20. bemerkt Hr. D. mit allem Rechte, dafs die *Catullische* Lüsternheit und Ausgelassenheit, unter der Hand des *J. X. Mayr* zur Ungezogenheit und schändlichsten Unfläterey geworden sey. *Columella* S. 45. erhielt in neuern Zeiten an *M. K. Curtius* einen guten Uebersetzer. S. 50. *Curtius*. Man zählt von demselben *sieben* Uebersetzungen, unter denen freylich die *Ostertagische* den Vorzug verdient. S. 61—92. *Livius*. Die älteste Uebersetzung ist von 1505. Sie erschien zu *Maynz* aus der *Schoffer ischen* Officin. Die neuesten sind von *Grofse* und *Ostertag*. Von Hn. Director *Heusinger* in Braunschweig soll eine neue zu erwarten seyn. S. 93. *Lucan*. Zwey preussische Staatsmänner von *Seckendorf* und von *Borck* waren die ersten, welche ihn den Deutschen in ihrer Sprache zu lesen gaben. S. 101—119. *Lucretius*. F. X. *Mayrs* Dolmetschung hat wenig Beyfall gefunden. Eine neue Uebersetzung dieses Dichters hat man vom Hn. Major v. *Knebel* in *Weimar* zu erwarten. S. 128—149. *Cornelius Nepos*. Von diesem eleganten Biographen, der nach Hn. D. Urtheil ein viel zu schwerer Schriftsteller für das erste Knabenalter ist, hat man *eilf* bis *zwölf* Verdeutschungen, unter denen die *Bergsträsserische*, besonders nach der zweyten verbesserten Ausgabe, den Vorzug hat. S. 153—225. *Ovidius*. So grofs die Anzahl der deutschen Uebertragungen dieses Dichters ist, die Hr. D. mühsam zusammen gesucht hat: so glaubt er doch nicht alles ausfündig gemacht zu haben. So kann Rec. sogleich eine Kleinigkeit bemerken, die den Titel hat: *J. V. S. C. R. P. Uebersetzungen aus dem P. Virgilio Marone; P. Ovidio Nasone* u. s. w. *Wismar* 1724. 8. Von den *Verwandlungen* werden *funfzehn* vollständige Uebersetzungen angeführt und beurtheilt. Von der ersten, wirklich sehr merkwürdigen, die *Albrecht von Halberstadt*, ein deutscher Meistersänger aus dem dreyzehnten Jahrhundert reimweis verfertigte, besitzt Rec. die Frankfurter Ausgabe von 1551 welche schon des *Gerardi Lorichii* Auslegung hat. S. 226. *Persius*. Die *Füllebornische* ist unter den *sechs* Uebersetzungen dieses Dichters die beste. S. 237. *Phaedrus*. Von diesem Fabulisten der Römer haben die Deutschen *neun* bis *zehen* Uebersetzungen geliefert. Sonderbar ist es, dafs man erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts an eine Verdolmetschung desselben dachte. S. 258. *Plinius der ältere*. Sicher ist die *Eppendorfische* Uebersetzung seines Werks, die 1543 zum Vorschein kam, die erste. S. 272. *Plinius der jüngere*. Seine Lobrede auf den Trajan hat schon im Jahr 1513 an dem Pfälzischen Kanzler *Dietrich von Pleningen* einen Uebersetzer gefunden — freylich einen solchen, wie er von dem damaligen Zeitalter zu erwarten war. *Sartorius* und *Schmidt* sind bisher die einzigen gewe-

gewesen, die feine Briefe ganz übersetzt haben. S. 328—358. *Sallustius.* Dereben gedachte von *Pleningen* war der erste Dolmetscher desselben; überhaupt aber ist derselbe *vierzehnmal* in unsere Sprache übergetragen worden, und einige dieser Uebersetzungen sind nach Hn. *D.* Urtheil so beschaffen, dass dieselben unserer Nation noch immer zur Ehre gereichen. Der sel. *Thomas Abt* erhält bey dieser Gelegenheit einen Lobspruch, der ihm, auch nach seinem — freylich allzu frühen Tode, noch zur Ehre gereicht. S. 359—404. *Seneka.* Hr. *Rose* war der erste der 1777—1781 die Trauerspiele desselben ganz herausgab. Die philosophischen Schriften übersetzte schon 1536 der bekannte *Michael Herr*, aber nach seiner Art — kauderwelsch — so gerne derselbe übrigens den guten *Seneka* zum Christen umgeformt hätte. S. 412. *Suetonius.* Die erste Verdeutschung desselben lieferte *Jacob Polychorius* zu Strasburg, auf dieselbe folgten noch drey andere, unter denen die *Ostertagische* die neueste ist. S. 425 bis 456. *Tacitus.* Unter den *fünf* deutschen Uebersetzungen desselben sind sehr vorzügliche. Rec. besitzt von diesem trefflichen römischen Geschichtschreiber eine deutsche Uebersetzung im Manuscript, die einen würdigen Rechtsgelehrten zum Verfasser hat, dessen vieljährige Lieblingslectüre die Werke desselben war. Das Buch über Germanien ist *achtmal* übersetzt worden, unter denen die von Hn. *Anton* verfasste den Vorzug verdient. S. 457—494. *Terentius.* Von diesem Dichter können wir *siebzehn* bis *achtzehn* Dollmetschungen in unsrer Sprache aufweisen. Die älteste, an welcher mehrere arbeiteten, ist von 1499. S. 495. *Tibullus.* Von demselben sind fünf ganze Uebersetzungen vorhanden, unter denen sich diejenige, die Hn. *Degen* selbst zum Verfasser hat, ganz vorzüglich auszeichnet. S. 515. *Valerius Maximus.* Die älteste Verdeutschung dieses Schriftstellers kam 1489 zu Augspurg heraus. Ein *Heinrich von Muglein* aus Meissen ist Verfasser derselben. Die Frankfurter Ausgabe von *Selbeths* Uebersetzung von 1565 ist ein blosser Nachdruck von der ersten von 1533 mit *Sigm. Feyerabends* Vorrede. Rec. besitzt sie selbst. Die neueste Uebersetzung ist 1780 erschienen. S. 528. *Vegetius.* Die äusserst seltene Uebersetzung *Ludwigs von Hohenwang*, die vermuthlich noch vor 1478 zu Augspurg gedruckt wurde, ist auch aus den *Panzerischen* deutschen Annalen bekannt. S. 536. *Vellejus Paterculus.* Erst im J. 1781 dachte man an eine Uebersetzung dieses Schriftstellers, worauf 1793 die ganz vorzügliche vom Hn. *Friedr. Jacobs* folgte. S. 545—634. *Virgilius.* Wie zahlreich das Heer deutscher Uebersetzer dieses grossen Dichters in Versen und Prosa sey, belehrt uns schon der Raum, den die Anzeige der Schriften derselben anfüllt. Wir würden uns zu weit ausdehnen müssen, wenn wir nur das vorzüglichste, das Hr. *D.* bey dieser Gelegenheit gesagt hat, anführen wollten. Dass der deutsche Dichter *Voss* dabey nicht vergessen worden sey, ist leicht zu erachten. S. 635. *Vitruvius.* Der neuesten Uebers. von Hn. *Rode* wird mit Ruhm gedacht, und so das *Finis coronat opus* hinzugesetzt. Zwey brauchbare Register, das eine über die übersetzten römischen Schriftsteller, und das andere über die Uebersetzer derselben machen den Beschluss. Dass wir endlich von dem so unermüdet fleissigen Vf. nun auch, nach seiner eigenen, in der Vorerinnerung gegebenen Versicherung, eine *Literatur der Uebersetzungen griechischer Schriftsteller* zu erwarten haben, wird gewiss jedem Literator eine erwünschte Nachricht seyn.

GÖTTINGEN, b. Brose: *Englische Sprachlehre für Deutsche*, zum Gebrauch beym Unterricht, von *F. G. Canzler.* 2 Theile. 1796. 8.

Man kann dieser Sprachlehre ihre Brauchbarkeit nicht absprechen, doch fehlt ihr, wie der Vf. selbst in der Vorrede gesteht, noch vieles an Vollständigkeit. Dieses aufrichtige Geständniss und die hinzugefügte Aeusserung, dass ihm Erinnerungen billiger Richter willkommen seyn werden, bewegt Rec. hier einige wohlgemeynte Winke zu geben, die für eine neue Auflage, welche diese Sprachlehre verdient, vielleicht von einigem Nutzen seyn können.

Das Futurum wird an mehrern Stellen ohne Unterschied mit *shall* und *will* in allen Personen bezeichnet. Der eigentliche Unterschied ist aber dieser. Um eine zukünftige Handlung, welche im Deutschen mit *werden* angedeutet wird, auszudrücken, setzt man *shall* in der ersten Person des Sing. und Plurals, in den übrigen Personen *will*. Dasselbe gilt auch bey dem *tempus conditionale*, also bey *should* und *would*. Man findet aber auch *shall* in der zweyten und dritten Person des *futuri* in prophetischen Aussprüchen, und *should* in der zweyten und dritten Person des *temp. conditionalis* in indirecter Rede: z. B. *a virgin shall conceive* (und dergleichen Stellen mehr, theils in der Bibel, theils in Milton's *Par. lost* u. s. w.) *For he said he should die for her, if she would but forget the injury which he had done her.* Der Grund des *shall* im ersten Beyspiele ist die vorauszusetzende unfehlbare Erfüllung der Prophezeyung, des *should* im zweyten Beyspiele hingegen, weil die Person in directer Rede gesagt hat, *I should die for her, if she would* u. s. w. Uebrigens müsste in einer guten Grammatik auch angeführt werden, dass *will* in allen Personen einen festen Vorsatz andeuten kann, und *shall* in allen Personen eine Verpflichtung oder Beziehung auf den Willen eines andern, besonders in fragender Redensart und in der folgenden Antwort; als *Shall I run and fetch it?* Antw. *You shall. You will forsake him in his misery?* Antw. *I will, because he will not be ruled by me.* —

Von dem periphrastischen Zeitworte wird weiter nichts gesagt, als dass es *wohl etwas mehr* als das gewöhnliche Activ ausdrückt. Freylich etwas mehr; aber wie? Die Sache verhält sich so. Die in den gewöhnlichen Sprachlehren angegebene Form der Zeiten eines verbi activi und neutrius hat eine unbestimmte, schwankende oder aoristische Bedeutung. als *I write.* Um diese zu fixiren, drückt man die jetzt wirk-

wirklich vorgehende Handlung durch *I am writing* aus (alſo die damals wirklich vorgehende Handlung durch *I was writing*) ſo wie den gegenwärtigen Anfang derſelben durch *I am going to write* (alſo den damals gegenwärtigen Anfang durch *I was going to write*) und das gegenwärtige Ende derſelben durch *I have done writing*, welches ſich von dem aoriſtiſchen *I have written* merklich unterſcheidet (alſo das damals gegenwärtige Ende durch *I had done writing*, welches mit *I had written* nicht einerley iſt.) —

Auf der 114. S. ſteht: „Beynahe jedes Activum kann auch zum Reciproco gemacht werden, wenn man nur nach jedem Tempus deſſelben *myſelf, thyſelf* u. ſ. w. nachſetzt.“ Hierbey bemerkt Rec. erſtlich, daſs ſolche Zeitwörter eigentlich, nach der philoſophiſchen Grammatik, *verba reflectiva* heiſsen, wenn das Subject und Object eine und dieſelbe Perſon andeutet, als *they beat themſelves* (wie gewiſſe Ordensgeiſtliche) daſs man ſie aber reciproca nennt, wenn das Subject und Object verſchiedene Perſonen einſchlieſst, und daſs dieſe letztere Art deutlicher durch *each other* oder durch *mutually* u. ſ. w. bezeichnet wird, als *they beat each other.* — Zweytens giebt es in der engliſchen Sprache ſehr viele Zeitwörter, welche die reflective Form entweder gar nicht annehmen, oder nur ſelten und in gewiſſen Verbindungen vertragen, als *to aſſemble*, ſich verſammeln, *to augment*, ſich vermehren, *to alter* ſich ändern, *to amend* ſich beſſern, *to approach* ſich nähern, und ſo über hundert andere, die hier anzuführen zu weitläuftig ſeyn würde.

„Die verba intranſitiva, heiſst es auf der 120. S., bekommen im Engliſchen gerade ſo wie im Deutſchen, im Perfecto ſtatt *I have* ich habe, *I am* ich bin, als *I am run*, *I am ſtrayed*, *I am fled*, u. ſ. w.“ — Der Engländer ſagt aber *He has run ſwifter than I. He has fled his country*, oder *he has fled from his enemy. The ſheep has ſtrayed from the flock* — weil er bey den Verbis neutris 3 Regeln beobachtet: 1) die mehr thätige als leidende Handlung mit *to have* zu verbinden, beſonders wenn ſie ein Regimen leidet, als *to run a race, to run the gantlop*, *to flee the kingdom* u. ſ. w. 2) Der originellen neutralen Form *have* zu geben, wenn ſie auch in paſſiver Bedeutung erſcheinen kann, als *He has entered the room*, weil man z. B. ſagt *This remark is not yet entered*, dieſe Bemerkung iſt noch nicht eingetragen oder eingeſchrieben; und 3) alle verba neutra in dem *tempore conditionali* II. mit *have* zu bilden, als *I ſhould have come* oder *I had come*, ob man gleich ſpricht *I am come.*

Ferner hat Hr. C. nichts von der Stellung der Adverbien, nichts von dem Unterſchiede und Gebrauche gewiſſer Präpoſitionen erwähnt, da doch auf letzterer unſtreitig die gröſste Schwierigkeit der engliſchen Sprache beruhet. Unter die Interjectionen ſtellt er auch verſchiedene Ausdrücke klarer Begriffe, die eigentlich nicht dahin gehören, als *Do you hear? Come hither*, *Have a good heart.* Interjectionen müſſen, ihrer eigenthümlichen Beſchaffenheit nach, nur den Naturlaut innerer und äuſserer Empfindungen enthalten, als *ah*, *ha*, *alas* u. ſ. w. *crack*, *pit a pat* u. ſ. w.

S. 103. erblickt man *to repaid* erwiedern. Rec. kennt wohl *to repay* wiederbezahlen oder vergelten, auch *repaid* das *part. paſſ.* und *Imperf.* von *to repay*; aber *to repaid* kennt er gar nicht. Es muſs entweder *to repay* oder *to reply* heiſsen.

In dem zweyten Theile, welcher eine Sammlung vermiſchter Bruchſtücke von engliſcher Proſe und Poeſie aus verſchiedenen Schriftſtellern enthält, trifft man *Croſs-wench* für *croſs wench* an, *who have you this from?* ſtatt *whom have you this from*, und dergleichen kleine Fehler mehr. Auch ſind die Sylben nicht immer richtig gebrochen; denn ſtatt *wond-er* ſollte *wonder*, ſtatt *proportio-nably* ſollte *proportion-ably*, ſtatt *remai-ned* ſollte *remain-ed* ſtehen; ſtatt *mo-des* ſollte ohne Abbrechung *modes* geſetzt ſeyn, weil es einſylbig ausgeſprochen wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. *Leipzig*, b. Richter: *Uebungen im Leſen für das zarte Kindesalter, nach der Methode des Moritziſchen ABC-Buchs*, um Kindern zugleich auf eine leichte und faſsliche Art ihre Begriffe zu entwickeln. Mit zwölf illuminirten Kupfern. 1796. 72 S. 8. — In der *Vorrede*, welche XXI S. lang, und zur Unterſcheidung mit lateiniſchen Zahlen numerirt und mit lateiniſchen Lettern abgedruckt iſt, ſucht der ungenannte Vf. dieſes ſein Werklein, von welchem eine Fortſetzung erfolgen ſoll, in ein gefälliges Licht zu ſtellen. Die ſeltene Gabe der richtigen Selbſtſchätzung müſſen wir ihm zugeſtehen, und wollen deshalb zur Bezeugung unſrer Unpartheylichkeit nachſtehende Stelle (S. X.) abſchreiben; „Ich bin mir der Unvollkommenheit meines Verſuchs, die Ideen analytiſch zu entwickeln, daſs der Verſtand des Kindes dadurch noch beſonders zum Nachdenken geleitet würde, bewuſst; vielleicht habe ich meine Abſicht nur in einigen Uebungen, oder gar nur einigen Theilen derſelben erreicht, und ich muſs desfalls, da ich durch dringende Gründe (??) aufgefodert, mich der Ausarbeitung dieſes Leſebuchs nicht entziehen konnte, um Verzeihung bitten.“ — Wenn nach dem jetzigen Modegeſchmack oft einem unrichtigen Buche *ſchöne* Kupfer zur Empfehlung dienen müſſen, ſo läſst ſich ſolches von letztern, (die dieſen Leſeübungen beygefügt ſind und denſelben zur Verſinnlichung gereichen ſollen) wenigſtens nicht behaupten. Auch iſt es von dem Zeichner, Stecher und Illuminirer derſelben zu rühmen, daſs er ſeinen Namen auch nicht mit dem undeutlichſten Buchſtaben (wie es jetzt Mode iſt), beygefügt oder untergeſetzt hat. In Anſehung des Drucks hat hingegen der Schreiber, Setzer oder Corrector mehr auf ſeinen Gewiſſen. Und gerade bey Schriften dieſer Art ſollten dergleichen Nachläſſigkeiten am wenigſten ſtatt finden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 31. Januar 1797.

LITERARGESCHICHTE.

Zürich, b. Orell, Gessner, Füssli und Compagnie: *Lebensbeschreibungen berühmter Männer* aus den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften von *C. Meiners — Zweyter Band.* 1796. 393 S. gr. 8.

Der 2te Band dieser von uns (A. L. Z. 1796. No. 66.) bereits mit gebührendem Beyfalle angezeigten Sammlung enthält folgende Aufsätze: 1) *Ueber das Leben und die Schriften des Grafen Johannes Picus von Mirandula.* Man hat von ihm eine ziemlich ausführliche Biographie, welche sein Neffe *Johannes Franciscus* der, nach seinem Tode besorgten, Ausgabe seiner Werke beyfügte. Er stammte aus dem Geschlechte der Grafen von *Mirandula* in Italien ab, und wurde 1743. gebohren. Als der jüngste Sohn seiner Aeltern, wurde er von seiner Mutter zu dem geistlichen Stande bestimmt, und frühzeitig geschickten Lehrern zur Unterweisung in der griechischen und römischen Sprache übergeben. Begabt mit einem hellen durchdringenden Verstande, und mit einem beynahe unglaublich glücklichen Gedächtnifs, das mit einer ausserordentlichen Lernbegierde verbunden war, übertraf er bald die Hoffnungen seiner Mutter und seiner Lehrer so sehr, dass er schon als Knabe zu den berühmten Dichtern und Rednern seiner Zeit gezählt wurde. Schon in seinem 14ten Jahre wurde er nach *Bologna* geschickt, um daselbst das kanonische Recht zu studiren. Nach einem zweyjährigen Aufenthalte verliefs er Bologna, besuchte sieben Jahre lang die vornehmsten hohen Schulen in Italien und Frankreich, und hörte allenthalben die gröfsten Lehrer vorzüglich in der Philosophie und Gottesgelahrtheit. Während dieser Zeit widmete er sich vorzüglich der *Aristotelischen* Philosophie, und dann wandte er sich zu der *Platonischen*, die ihm wahrscheinlich zum Studio der morgenländischen Sprachen führte, und ihn ermunterte, nicht nur die hebräische und chaldäische, sondern auch die arabische Sprache zu lernen. Um diese Zeit hatte er dem Gedanken schon lange entsagt, sein Glück an dem päbstlichen, oder an einem andern grofsen weltlichen Hofe zu machen. Desto mehr strebte er nach dem Ruhm einer grofsen Gelehrsamkeit. Von dieser Begierde angefeuert, ging er 1486. nach *Rom*, liefs daselbst mit Erlaubnifs des Pabsts *Innocenz II. neunhundert* Sätze, oder Theses aus allen Wissenschaften und gelehrten Sprachen anschlagen, und erbot sich, dafs er diese Sätze, gegen jedermann vertheidigen, und den Gelehrten, aus fernen Ländern, welche sich mit ihm zu messen die Absicht hätten, die Reisekosten erstatten wolle. Wenn in unsern Zeiten, sagt Hr. M., ein junger Fürst, oder nur ein junger Gelehrter etwas solches wagte, so würde derselbe für verrückt, oder für einen ruhmsüchtigen Thoren gehalten werden. In jenem Zeitalter dachte man ganz anders. Die Erfahrenheit in der Lullianischen Kunst, über alles aus dem Stegreif reden, alles vertheidigen, alles bestreiten zu können, verschaffte den lautesten Beyfall. In allen europäischen Ländern erhoben sich Männer, die sich, gleich den alten Sophisten für *Allwisser* ausgaben, und die vorzüglich nach Italien zogen, um in den grofsen Städten und auf den hohen Schulen dieses Landes, ihre vermeyntliche Gelehrsamkeit auszukramen und ihre Unüberwindlichkeit im Disputiren zu zeigen. Unter solchen Umständen war nichts natürlicher, als dafs der ruhmbegierige junge Mann den nämlichen Weg einschlug, und durch seine Theses jederman zu überzeugen suchte, dafs ihr Urheber, nicht nur ein grofser Kenner der Schulphilosophie und Schultheologie, sondern auch der Mathematik, der Cabbala, der Magie u. d. gl. sey, und nicht blofs in der griechischen und römischen, sondern auch in den morgenländischen Sprachen zu Hause sey — welche Kenntnisse keiner der Männer, denen *Johannes Picus* nacheiferte mit einander verbunden hatte. Allein die neunhundert Theses durften nicht öffentlich vertheidiget werden, und der Verfasser musste, nach Verlauf eines Jahrs, unverrichteter Sache wieder von Rom abreisen, wo er sich sodann nach Paris verfügte, seine Apologie herausgab, und sich gegen alle Vorwürfe, die seinen Sätzen waren gemacht worden, zu vertheidigen suchte. Der Verdrufs den ihm diese Anlegenheit zugezogen hatte, verursachte eine grofse Veränderung in dem Leben und in der Denkart desselben. Er entsagte den sogenannten weltlichen Wissenschaften gröfstentheils, und legte sich auf das Studium der heiligen Schrift und der Theologie. Sein *Heptaplus*, — eine mystische oder cabbalistische Auslegung der Schöpfungsgeschichte, war davon die erste Frucht, worauf seine *Concordia Platonis et Aristotelis* und seine Abhandlung *de ente et uno* folgten. Drey Jahre vor seinem Tode entzog er sich der Welt noch mehr, und starb endlich im Jahr 1494. im 32sten Jahr seines Alters, nachdem er kurz vorher in den Prediger Orden getreten war, in dessen Ordenskleidern er auch begraben wurde. Beygefügt ist ein Anhang über die Ausgaben der Werke des *Johannes Picus*, unter denen die *Venetianische* von 1498., die Rec. selbst besitzet, nicht bemerkt worden ist. 2) *Leben des Angelus Politianus (Angelo Poliziano)*

ziano) nebst *Beurtheilung seiner Verdienste und Schriften.* Das Leben dieses berühmten Gelehrten, so, wie solches hier vom Hn. M. entworfen worden ist, enthält bey aller Einförmigkeit der Schicksale desselben, so viel anziehendes, und so viel merkwürdiges, besonders in Rücksicht seines Zeitalters und des zu Ende gehenden 15ten Jahrhunderts, dass dasselbe ganz gelesen werden muss, und durchaus keines kurzen Auszuges fähig ist. Wir bemerken daher nur, dass derselbe 1454. in *Montepulciano* gebohren worden sey. Sein Vater, ein Doctor der Rechte, hiess *Ambrogini*, und diesen Namen vertauschte sein Sohn mit dem Namen seines Geburtsorts und nannte sich *Montepulciano*, oder gewöhnlicher *Polizian*. Er studirte frühzeitig die Werke der Alten, und konnte schon im 13ten Jahre lateinische und griechische Gedichte machen. Seine Lehrer waren *Christoph Landinus*, *Marsilius Ticinus* und *Argyropylus*. Frühzeitig bestellte ihn *Lorenz von Medicis* zum Lehrer seiner beiden Söhne; 1480. übertrug ihm derselbe das Lehramt der griechischen und römischen Literatur zu Florenz, welches er auch, bis an seinen, 1494. erfolgten Tod mit gleichem Eifer und Beyfall bekleidete. Im J. 1485. wurde er Doctor der kanonischen Rechte, schon vorher aber hatte er die Würde eines Priors an der Collegiatkirche des heiligen Paulus zu Florenz erhalten. Seine vertrautesten Freunde waren *Lorenz von Medicis* und *Johann Picus von Mirandula.* Seine Schriften sind sowohl einzeln, als in Sammlungen mehrmals gedruckt worden. 3) *Leben des Camaldulenser Mönchs und nachherigen Generals des Camaldulenser Ordens Ambrosius Traversarius, oder, wie seine Zeitgenossen und Landsleute ihn nannten Frate Ambruogio degli Agnoli.* Um auch über jenes Zeitalter, in welchem die Schüler des *Johann von Ravenna* und des *Manuel Chrysoloras* blüheten, ein Licht zu verbreiten, wählte der Vf. diesen *Ambrosius*, der zwar weder von dem einen noch von dem andern, Schüler, doch Freund und Bewunderer des letztern, und fast aller Gelehrten war, welche beide Männer gebildet hatten. *Ambrosius* wurde 1386. gebohren. Er ging schon im J. 1400. in das Camaldulenser Kloster, wo er das lateinische und griechische, aber auch etwas hebräisch lernte — und dann seine Kenntnisse auch andern, deren Lehrer er wurde, mittheilte. Als Pabst *Eugenius* IV, des *Ambrosius* ehemaliger Freund, im J. 1431. eine Reformation dieses Ordens veranstaltet hatte, und der bisherige General desselben abgesetzt worden war, wurde dem *Ambrosius* diese Würde übertragen. In eben diesem Jahre wurde er nach Rom berufen, wo er dem Pabst seine Uebersetzung von dem Leben des *Johannes Chrysostomus* überreichte, und von demselben viele Gnade genoss. Nun sollte er den, auf das äusserste in Verfall gerathenen, Orden verbessern. Er that es mit weiser Milde und Strenge, setzte sich aber doch unzähligen Verdriesslichkeiten aus. Im J. 1435. schickte ihn der Pabst nach *Basel*, woselbst das daselbst versammelte Concilium die Annaten u. d. aufgehoben hatte. Er konnte aber nichts ausrichten. Diess veranlasste seine Reise nach Wien, wo er auch vom K. *Sigmund* die besten Versprechungen zu Gunsten des Pabsts erhielte. Der Pabst berief sodann ein neues Concilium nach *Ferrara*, welches nachher nach Florenz verlegt wurde, woselbst auch im J. 1439. die Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche zu Stande kam. Bey allen diesen Gelegenheiten bewies sich *Ambrosius* sehr thätig, ungeachtet er seine gelehrten Arbeiten auf das eifrigste fortsetzte. Sein Tod erfolgte in dem erst gedachten 1439ten Jahre. 4) *Ueber die ersten Beförderer der alten Literatur im nördlichen Deutschland, besonders über die Schicksale und Verdienste Rudolphs Agricola und Hermanns von dem Busche.* Rec. wagt es nicht aus diesem Aufsatz, der so viel neues und anziehendes enthält, hier auch nur das wichtigste vorzulegen, weil er bey der möglichsten Kürze, die ihm gesetzten Gränzen weit würde überschreiten müssen. Nur eine einzige Anmerkung muss er noch beyfügen, diese nämlich, dass die S. 363. bemerkte Ausgabe der Werke des *Alexander Hegius* wirklich vorhanden ist. Nur enthält diese Sammlung bloss die lateinischen Gedichte desselben, und also weniger, als auf dem Titel derselben versprochen worden ist.

FLORENZ, b. Cambiagi: *Catalogus Codicum Saeculo XV. impressorum* qui in publica Bibliotheca Magliabechiana Florentiae adservantur auctore *Ferdinando Fossio* ejusdem bibliothecae Praefecto. *Tomus Secundus.* A. P. S. MDCCLXXXXIV. Praesidum Permissu. Ohne die Vorr. 964 Columm. — *Tomus tertius*, A. P. S. MDCCLXXXXV. Praesidum Permissu. XXI Bl. Vorr. 328 Columm. Fol.

Der *zweyte* Theil enthält erstlich unter den Buchstaben I — Z. eine ausführliche Nachricht von den in der Magliabechischen Bibliothek befundenen alten Drucken, nach den Namen ihrer Verfasser, unter denen, wie leicht zu erachten ist, eben so viele wichtige, als seltene Denkmale der Kunst anzutreffen sind, die deutlich genug zu erkennen geben, dass diese Bibliothek nicht von einfältigen Mönchen, sondern von einem wahren Gelehrten gesammelt worden ist. Wir wollen, wie solches bereits bey dem ersten Theil (A. L. Z. 1794. No. 136.) geschehen, nur einige der vorzüglichsten anführen. *Isocratis orationes, graece, Mediol.* 1493. *Fol.* Ist die erste äusserst seltene griechische Ausgabe dieses Schriftstellers. Ein Deutscher, der in der am Ende befindlichen griechischen Schlussanzeige *Henricus Germanus* genennt wird, der aber, wie aus dem beygefügten Zeichen erhellet, der fleissige *Ulrich Scinzenzeller* war, besorgte den Druck. *Lactantius* ohne Ort und Drucker mit der Jahrzahl MCCCCLXXI. die nach den bekannten Versen: *Arguit hic hominum sectas Lactantius omnes* etc. zu lesen ist. Unter diesen lateinischen Distichis steht noch *Adam*, aus welchem einige den *Adam Rot*, der um diese Zeit zu *Rom* druckte, andere aber den *Adam de Ambergau*, einen Venetianischen Drucker machen wollten. *Fossi* aber hält ihn nicht für den Drucker, sondern für den Verfasser der lateinischen Verse, und folglich für eben den *Adamus Montaltus*, der in eben dieser Ausgabe den

Anto-

Antonius *Raudensis* in einigen lateinischen Distichis zurecht zu weisen suchte — und vermuthlich hat Fossi sich nicht geirret. *Constantini Lascaris Grammatices graecae epitome, Mediolani* 1476. Das erste, ganz griechisch gedruckte Buch — eine wahre Seltenheit. Eine andere, ganz griechische Ausgabe, eigentlich *Compendium* tertii libri. S. 1. et. a. die wenig bekannt ist, und von einigen — aber ohne Grund — zur vorhergehenden Ausgabe gerechnet wird. Auch die Mayländische Ausgabe von 1480. mit *Joh. Crestoni* lateinischer Version. Von *Lucani Pharsalia* unter mehrern Ausgaben auch die Römische von 1469. und die Venetianische von 1477. ohne Commentar. *Luciani dialogi graece, Florent.* 1496. eine grosse Seltenheit. Die Original Ausgabe vom *Macrobius, Venet.* 1472. *Manilii Astronomicon, Neapoli per Jodoc. Hoensteyn* — S. a. Vielleicht eben so selten, als die *Nürnberg-Regiomontanische Ausgabe. Martialis Venet. per Vind. de Spira,* ohne Jahr, aber um 1470. gedruckt. Ist die Originalausgabe. Das so seltene *Missale Mozarabic. Toleti* 1500. *Fol.* Die seltensten und ersten Ausgaben von *Petrarchs* Werken. *Plauti Comoediae Venet. Joh. de Colon. et Vindel. de Spira* 1472. die erste Ausgabe. *Plinii hist. natural. Venet. Joh. de Spira* 1469. ist ebenfalls die erste Ausgabe. *Ptolomei Cosmograph. Vicentiae* 1475. Auch *Fossi* stimmt der Meynung derer jenigen bey, welche diese Ausgabe für den ersten Abdruck dieses Schriftstellers halten, und das, bey der *Bolognesischen* Ausgabe befindliche Jahr 1462. für einen Druckfehler erklären. Auch besitzt diese Bibliothek die beiden *Römischen* Ausgaben von 1478 und 1490. und die *Ulmer* von 1486. ingleichen die Hauptausgaben vom *Quintilian, Romae* 1470. *Venet.* 1471. Mediolani 1476. *Francisci de Retza Comestorium Vitiorum. Norimb.* 1470. Ist das erste mit Bemerkung des Druckjahrs in *Nürnberg* gedruckte. Dass nicht *Heinrich Rumel,* sondern *Johann Sensenschmid* der Drucker dieses Werkes gewesen sey, ist bekannt. — Eine eigene, fast vollständige Sammlung von des *Hieronym. Savonarola* Schriften, die meistens Seltenheiten sind, giebt dieser Bibliothek einen besondern Vorzug. Rec. hat derselben 94 Stücke, gezählt, theils in italiänischer, theils in lateinischer Sprache. *Solinus, Venet.* 1473. *Strabo, Romae um* 1469. *Suidae Lexic. graec. Mediolani* 1499. sind die Originalausgaben. Vom *Valer. Maxim.* die Maynzer Ausgabe vom Jahre 1471. Uebrigens ist diese Bibliothek besonders an Schriften, die zu Florenz in diesem Zeitraum erschienen sind, vorzüglich reich, und das bekannte Werk des *Audiffredi,* welches von allen italiänischen Producten der Buchdruckerkunst bis 1500. Auskunft geben sollte, kann aus diesen Werke beträchtlich ergänzet werden. Den Beschluss dieses Theils machen *Addenda* und *Corrigenda*, oder eigentlich einen Nachtrag von solchen Schriften, Briefen u. s. w. die andern grösseren Werken beygedruckt, im ersten Theil übergangen, und jetzt mit vieler Mühe vom Herrn *Fossi* gesammelt worden sind. Der *dritte Band* enthält in der voranstehenden Vorrede ein sehr merkwürdiges, die Buchdruckergeschichte in Florenz betreffendes Acteustück. Es ist nämlich bekannt, dass schon im Jahre 1476. zween Dominikaner, *Dominicus de Pistoia* und *Petrus de Pisa*, in dem dasigen sehr alten Frauenkloster *de S. Jacopo de Ripoli* eine eigene Druckerey angelegt haben, welche bis 1484. dauerte und verschiedene kleinere und grössere Schriften lieferte. Gedachtes Kloster besass eine gleichzeitige Handschrift, in welcher über Ausgabe und Einnahme Rechnung geführet, und das Verzeichniss der daselbst gedruckten Bücher beygefügt worden war. Diese Handschrift benutzte schon der Dominikaner *Vincenzio Fineschi*, in seiner 1781. zu Florenz herausgegebenen *Notizie storiche sopra la Stamperia di Ripoli.* Aber Herr *Fossi* war so glücklich, diese Handschrift von den Klosterfrauen für die Magliabechische Bibliothek zum Geschenk zu erhalten. Um sie nun allgemein brauchbar zu machen, liess er sie, zumal da sie *Fineschi* doch nicht gehörig benutzt hatte, hier ganz abdrucken, solche aber auch mit nöthigen Anmerkungen versehen. Die Numern gehen von I bis LXXXVI. und zwar bis 1484. den 18 Sept. fort, nach welcher Zeit diese Druckerey vermuthlich eingegangen ist. Den Beschluss dieser Vorrede macht eine Anzeige von solchen Büchern, die man dieser Klosterdruckerey, aber ohne Grund zugeeignet hat. Nun folgt ein neues Verzeichniss solcher Bücher aus diesem Zeitalter, welche in dieser Bibliothek theils später entdeckt, theils aber auch neuerdings dazu gekommen sind. Auch unter diesen sind viele Seltenheiten, von denen wir gerne einige anführen wollten, wenn es der Raum gestattete. Zuletzt *vier* sehr brauchbare Register. Das *erste* enthält unter dem Titel *Synopsis chronologica* alle in diesem Werke beschriebenen Bücher, denen das Druckjahr beygefügt ist, nach chronologischer Ordnung von 1459 bis 1500., so zwar, dass unter jedem Jahre die Bücher nach den Städten, darinnen sie zum Vorschein kamen und zwar nach der Folge der Monate geordnet sind. Das *zweyte* Register macht diejenigen Bücher, die ohne Druckjahr erschienen sind, nach Alphabetischer Ordnung bekannt. Das *dritte* liefert die Namen der Drucker nach dem Alphabet. Das *vierte* und letzte, aber auch das weitläuftigste, ist ein alphabetisches Verzeichniss aller Namen der Schriftsteller, Herausgeber, Vorredner, Versemacher u. s. w. deren in diesem Werke — dem wir viele Nachfolger wünschen — gedacht wurde.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HANNOVER, b. den Gebr. Hahn: *Neuer Volkskalender* oder *Beyträge zur nützlichen, lehrreichen und angenehmen Unterhaltung für allerley Leser, zunächst für den Bürger und Landmann.* Von G. F. *Palm.* Mit Kupfern. 1797. 284 S. 8.

Die Einrichtung dieses gemeinnützigen Volksbuchs, welches den Kalender nur zum Untergestell verschiedner Bekanntmachungen braucht, wodurch richtige Erkenntnisse und gute Gesinnungen besonders unter den niedrigern Volksklassen befördert werden sol-

sollen, wird dem gröſsten Theile der Leser noch von den vorigen Jahren her bekannt seyn. Der diesjährige Kalender enthält unter der ersten Rubrik; gute Menschen, die im Nekrolog zuerst bekannt gemachte, durch den H. Cons. Rath Streithorst in Halberstadt nachher besonders in Druck gegebne Lebensgeschichte des armen David Klaus mit einem Auszuge aus seiner merkwürdigen Spruchsammlung und seine Grabschrift von Gleim.

Hierauf folgt ein kleines Denkmahl, dem 1794. in Nordkarolina verstorbnen protestantischen Prediger Nüſsmann, einem ehemaligen Franciscanermönche, von seinem Amtsgehülfen errichtet. — Wohlthätige Handlungen des Pferdehirten Blumenberg zu Halchter im Hildesheimischen. — Menschenfreundlichkeit des Hn. v. Chamousset. — Dienstfertigkeit des nach Gotha fahrenden Postillion Ge. Schmidt. — Julie von Roden, ein Muster von stiller Duldsamkeit. — Friedr. Wendeler ein gutmüthiger Kanonier in Preuſs. Diensten. Den Beschluſs macht ein wohlgemeyntes aber eben nicht sonderlich hervorstechendes Lied vom braven Manne.

Durch eine Menge von Thatsachen beweiset der Herausgeber in einem 2ten Abschnitte den schädlichen Einfluſs der Quacksalber, Marktschreyer, Pfuscher, Winkelärzte, Universalarzeneyen, sympathetischen Kuren und Hausmittel. Dieser Aufsatz ist einer der lesenswürdigsten in der ganzen Sammlung, wofür der Herausgeber den Dank aller Menschenfreunde verdient. Rec. hat oft genug Gelegenheit gefunden zu bemerken, daſs alle vernünftigen Vorstellungen über diesen Gegenstand bey dem gemeinen Manne wenig oder gar nichts fruchten, aber eine historische Darstellung des groſsen Unfugs, den die Marktschreyer und Menschenflicker aller Orten treiben, wird zuverlässig bey den Verständigsten unter dem gemeinen Haufen ihre Wirkung nicht verfehlen. Die Unverständigen folgen alsdann von selbst nach. Möchten doch alle Prediger und Schullehrer, denen es wirklich um Aufklärung des Volks zu thun ist, von dieser Beyspielsammlung, die sich leicht noch mit den Schriften eines Struve und andren gemeinnützigen Aerzte vermehren lieſse, einen zweckmäſsigen Gebrauch zu machen wissen. In einem 3ten Abschnitte findet man sodann vermischte Nachrichten von einem auffallend guten oder schlechten Betragen aus der Geschichte neuerer Zeiten genommen. Hierauf folgen noch in der 4ten Abtheilung allerley gemeinnütige Rathschläge, ökonomische Nachrichten und heilsame Mittel, worunter manches zwar nicht ganz neue, aber doch nicht allgemein bekannte sich befindet. Der 5te Abschnitt begreift eine kurze Uebersicht der besten Behandlungsarten scheinbar todter Menschen nach den Anweisungen des Hn. Leibchirurgus Lampe zu Hannover u. Hn. D. Struve in Görlitz. Durch die bekannten Hülfstafeln des letztern ist das lehrreichste über diesen Gegenstand hoffentlich schon zu allgemeiner Wissenschaft gelangt. Den Beschluſs macht eine poetische Erzählung von Lauenstein: Hans oder das Lotterieglück. Rec. wünscht von Herzen, daſs dieser gegenwärtige Kalender, der ohne Widerrede zu den besten Volksschriften gerechnet werden kann, in der Klasse, für die er zunächst geschrieben worden ist, recht viele Leser finden möge.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Marburg*, in der neuen akademischen Buchh.: *Anwendung der Sittenlehre und der moralischen Klugheitslehre auf das Betragen in der Gesellschaft zur Beförderung der feinern Sitten bey Junglingen. Von L. Kraushaar, Collaborator am Gymnasium zu Hersfeld.* XIV u. 66 S. 8. (5 gr.) Ein Büchlein, das nützliche gröſstentheils faſslich und gut gesagte, nur hier und da in einem etwas pretiösen verschränkten Stile vorgetragne Dinge enthält, einen guten Theil von Regeln des Anstandes im geselligen Betragen ziemlich richtig darstellt und das Verdienst hat, sie in die möglichste Uebereinstimmung, mit den Principien reiner Sittlichkeit zu bringen, und ihnen diese so weit es thunlich war, als Motiven unterzulegen. Es ist auch unstreitig sehr gut, wenn solche Regeln schon auf Schulen geltend gemacht werden. Nur dürfte es eben nicht zweckmäſsig seyn, darüber ausdrücklichen auf gewisse Zeiten eingeschränkten Unterricht nach einem solchen Leitfaden zu ertheilen; indem sichs wohl fügen könnte, daſs vielleicht eben die Schüler, welche diese Anweisung am buchstäblichsten behalten hätten, doch wohl in ihrem Aeussern die hölzernsten wären, wenigstens ein zu manierirtes Betragen annähmen. Solche Regeln sind wohl mehr Stoff der eigentlichen Erziehung als des Unterrichts, und wenn junge Leute schon an die Ausübung der meisten davon gewöhnt sind: dann erst möchte es Zeit seyn, ihnen eine solche Schrift zur Wiederholung für sich, zur bewuſsten zusammenhängenden Uebersicht und Vervollständigung des ihnen bereits Geläufigen in die Hände zu geben. Ganz richtig ist übrigens die unbedingte Regel S. 47. wohl nicht: vertraue dem geprüften Freunde Alles an, und eben so wenig eine andere: „versichere beym Weggehen aus einer Gesellschaft dem „Wirth, daſs es dir bey ihm gefallen habe." Denn das letztere kann eben so wohl, von Seiten dessen der eine solche Versicherung thut, eine Lüge seyn, als es gegen Personen, die an Stand und Alter über ihm sind, eine lächerliche Unschicklichkeit seyn würde. Und gegen das erstere können immer mancherley Ausnahmen, welche höhere Pflicht gebietet, statt finden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 1. Februar 1797.

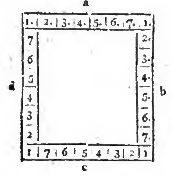
MATHEMATIK.

Leipzig, b. Schäffer: *Archiv der reinen und angewandten Mathematik.* Herausgegeben von C. F. Hindenburg. Fünftes Heft. 1796. 128 S. 8. (12 gr.)

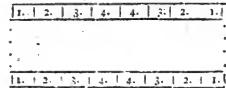
Auch dieses Heft des mathematischen Archivs enthält mehrere sehr schätzbare Abhandlungen. Sie sind der Ordnung nach folgende. 1) *Hennert über die astronomische Stralenbrechung.* Der Vf. leitet auf eine sehr einfache Art eine Näherungsformel her, aus der, wie er zeigt, auch die bekannten Bradleyschen und Simpsonschen Formeln abgeleitet, und in Ansehung ihrer Anwendbarkeit beurtheilt werden können. 2) *Kästner, wie Körper leuchten, die kein eigenthümliches Licht haben,* nach Averroes, Roger Baco, und Euler. *Baco* bemerkte nach Averroes, man könne die Erleuchtung des Monds nicht bloss aus der Zurückwerfung der Stralen, wie sie von einem erhabenen Spiegel bewerkstelligt werden müsste, erklären; er nahm deswegen eine besondere auf der Oberfläche des Monds durch die Sonnenstralen bewirkte Modification an, kraft welcher diese Oberfläche selbst Lichtstralen nach allen Seiten hin verbreite. K. bemerkt die Aehnlichkeit dieser Vorstellungsart mit der Eulerischen, übrigens aus andern Gründen abgeleiteten, Lichttheorie. (Schon bey Plutarch *de facie in orbe Lunae* kommen ähnliche Einwendungen gegen die aus blosser Reflexion erklärte Erscheinung des Monds vor, wie hier von Baco und Euler angeführt werden; aber auch schon dort ist die Kästnersche Antwort, dass man einen Körper von rauher Oberfläche nicht nach den bey Spiegelflächen geltenden Regeln beurtheilen dürfe, angegeben. Sonst kommt auch bey Kepler *Paralip. ad Vitell.* p. 22. ein Gedanke vor, der mit der Eulerischen Vorstellung Aehnlichkeit hat: „*Si cui magis placet, is dicat, colorum luces potentiales* (das Licht der an sich dunkeln Körper) *à luce* (von selbstleuchtenden Körpern) *in actum traduci et excitari, perinde ut ille calor, qui est in Zingibere accessu humoris stimulatur, seque ipse incendit. Haec lucis species dicatur nobis lux communicata. Nam lux et repercussa et infracta est nihilominus illius rei lux, unde allapsa hoc patitur. At haec lux jam fit quodammodo ejus superficiei lux, quam illustraverat.*) 3) Ebenders. *Wie viel Steinchen müsste der Rabe ins Gefäss werfen?* Bezieht sich auf eine Stelle von Plin. Naturg. X B. 60 Kap., wo erzählt wird, ein durstiger Rabe habe in ein Gefäss Steine geworfen, damit das darinn enthaltene Wasser in die Höhe trete, und von ihm erreicht werden könne. Hier wird, unter der Voraussetzung, das Gefäss sey cylindrisch, die Steine kugelförmig, eine Gleichung zwischen der Anzahl der Steine, dem Durchmesser der Steine, und des Gefässes, und der Höhe, um welche das Wasser gehoben werden soll, gegeben. 4) *Wurm's Grundsätze der neuen französischen Zeitrechnung,* sammt ausführlichen Tafeln zur Vergleichung des alten und neuen Kalenders. Die unrichtige Vorstellung mancher politischer und anderer Schriftsteller in Ansehung der Vergleichung des neufränkischen Kalenders mit unserm gewöhnlichen, veranlasste den Vf., diesen Gegenstand ins Licht zu setzen. Da nämlich das Einschalten bey der Gregorianischen Einrichtung doch den Kalender nicht in ganz genauer Uebereinstimmung mit dem Himmel erhalten kann; so lässt sich auch der fränkische Kalender, (bey welchem der Jahresanfang immer unmittelbar durch den Eintritt der Sonne in die Herbstnachtgleiche bestimmt wird, wie dieser nach den besten astronomischen Tafeln berechnet wird.) nicht so geradezu Jahr für Jahr mit dem Gregorianischen vergleichen, dass man nur den Anfang des fränkischen Jahrs immer auf einerley Tag des Gregorianischen setzte, und hieraus die übrigen Tage im Jahr herleitete, sondern man muss nothwendig den Anfang jedes fränkischen Jahrs *astronomisch* berechnen. Weil aber dies freylich nicht eines jeden Zeitungsschreibers oder Kalenderdruckers Sache seyn kann; so hat Hr. W. gewiss Vielen einen angenehmen Dienst geleistet, dass er für die ersten hundert Jahre der französischen Zeitrechnung den Anfang des neufränkischen Jahrs berechnet, und zugleich für die 3 hiebey vorkommenden Fälle, da es mit dem 22. 23. oder 24sten Sept. anfangen kann, eine Vergleichungstafel der einzelnen Monate beygefügt hat. Auch der Astronom wird künftig eine solche Tafel nothwendig brauchen, wenn er die für den Gregorianischen Kalender berechneten astronomischen Tafeln beym fränkischen Kalender anwenden will. 5) *Busse's Bemerkungen für Eulers und Karstens, auch Kästners Vortrag der Mechanik.* Hauptsächlich Berichtigung oder Erläuterung einiger Grundbegriffe dieser Wissenschaft. 6) *Ueber die vierradrigen Wagen.* Ein Nachlass von Lambert. Er findet, dass die Kraft für die Bewegung des Wagens am geringsten seyn darf, wenn die Durchmesser der Achsen in dem Verhältniss der Durchmesser ihrer Räder stehen, und zugleich die Last auf dem Wagen so vertheilt ist, dass die Entfernungen des Schwerpunkts von den vordern und hintern Rädern in dem umgekehrten Verhältniss des Würfels ihrer Durchmesser stehen. Bey Lastwagen findet ers am besten,

helfen, wenn sich die Hinterräder zu den vordern wie 5 zu 4 verhalten, und mithin nach dem vorigen der Schwerpunkt zweymal näher bey der Axe der Hinterräder als der Vorderräder ist. Dies dient zugleich zu einer Berichtigung von *Camus Traité des forces mouvantes.* 7) *Burckhardts Tafel, um jedes Jahr der Julianischen Periode aus seinen Kennzeichen* (dem Sonnenzirkel, der güldnen Zahl, und der Indiction) *zu finden.* Vermittelst dieser Tafel wird die sonst etwas weitläuftig aufzulösende Aufgabe äusserst leicht und einfach. Die Gründe dieser Tafel könnten vielleicht am leichtesten auf folgende Art dargestellt werden. Bekanntlich hat man, wenn f den Sonnenzirkel, g die güldene Zahl, und i die Indiction bedeutet, für jedes Jahr der Julianischen Periode, das x heissen mag, folgende Gleichungen: $x = 28m + f = 19n + g = 15p + i$, wo m, n, p ganze Zahlen bedeuten. Wüsste man also für ein beliebiges Jahr den Werth von 28 m, so fände man das Jahr selbst, indem man noch f oder den Sonnenzirkel dazu addirte. Aus obigen Gleichungen aber folgt ferner 1) $28m = 19n + g - f$ und 2) $28m = 15p + i - f$. Aus der Gleichung 1) erhellet, dass 28 m immer ein gewisses Multiplum von 19, $+ g - f$ seyn werde. Schreibt man also alle natürliche Zahlen der Reihe nach, so dass immer 19 Zahlen in eine Horizontalreihe kommen, und alsdann wieder von neuem angefangen wird; so zeigt mithin der Werth von $g - f$, in welche Vertikalreihe immer 28 m zu stehen komme; dies geschieht nämlich für $m = 1$ in der 9ten Vertikalreihe; für $m = 2$ in der 18ten; für $m = 3$, in der 8ten Vertikalreihe u. s. w. Eben so sieht man aus der Gleichung 2), dass 28 m immer ein gewisses Multiplum von 15, $+ i - f$ seyn werde. Schreibt man nun wieder alle natürliche Zahlen einer vertikalen Reihe nach, so dass immer 15 Zahlen in eine Vertikalreihe kommen, und alsdann wieder von neuem angefangen wird; so zeigt folglich der Werth von $i - f$, in welche Horizontalreihe immer 28 m komme; dies geschieht nämlich für $m = 1$ in der 13ten Horizontalreihe; für $m = 2$ in der 11ten; für $m = 3$ in der 9ten Horizontalreihe u. s. w. Durch Verbindung dieser beiden Bemerkungen wird also für alle Multipla von 28, oder für 28 m in einer gemeinschaftlichen Tafel, die 19 Vertikal- und 15 Horizontalreihen hat, der Platz völlig bestimmt, indem man weiss, in welches Vertikal- und in welches Horizontal-Fach jedes Multiplum von 28 gehört, und aus den bekannten Werthen von $g - f$, und $i - f$ lässt sich hernach umgekehrt die Stelle, mithin auch der Werth von dem zugehörigen Multiplum von 28, oder 28 m, folglich auch das gesuchte Jahr $x = 28m + f$ bestimmen. 8) *Klügel's verschiedene arithmetische Zusammensetzungen des Umfanges eines Kreises aus denselben Elementen.* Durch diese an sich leichten neuen Zusammensetzungen erhält man die Summe von Reihen, die bey Integrationen häufig vorkommen, wie hier an mehreren Beyspielen gezeigt ist. 9) *Pfaff's Zusätze zu der allgemeinen Summation einer Reihe, worinn höhere Differenziale vorkommen.* Hierdurch werden auf eine sehr lehrreiche Art die vorher erwiesenen Sätze noch allgemeiner gemacht, und daraus wieder neue, merkwürdige, höchstallgemeine Sätze hergeleitet. 10) *Kramp's geometrische Analysis des Krystalls, Hyodon genannt:* eine Widerlegung des Systems von Hauy. Aus sorgfältigen, auf Messungen an vorzüglich schönen Krystallengruppen gegründeten Berechnungen wird die Unrichtigkeit von Hauys System dargethan. 11) Ein Ungenannter *über Gitter und Gitterschrift*, nebst Töpfers Construction solcher Gitter nach combinatorischen Gesetzen, und Zusätzen des Herausgebers. Es könnte vielleicht hie und da jemand befremden, dass Mathematiker ernsthaft sich mit Kryptographie beschäftigen mögen. Allein, nicht davon zu reden, dass Kryptographie oft selbst für den Staat wichtig werden kann, so betrachtet der Mathematiker zuerst blos das Mathematische an der Sache, das sie gewöhnlich wegen der vielen dabey vorkommenden Combinationen auf mannichfaltige Art darbietet. Daher gehörten auch im Combiniren geübte Mathematiker, z. B. Vieta und Wallis, unter die besten Dechiffreurs. Die hier vorgeschlagene sinnreiche Art verbindet nun wirklich mit der grössten Leichtigkeit in der Ausführung eine undurchdringliche Dunkelheit für jeden Ungeweihten. Sie besteht darinn. Man theilt ein aus Pappe oder Pergament verfertigtes Quadrat in eine beliebige Anzahl kleiner Quadrate oder Fächer ab. Aus einigen dieser Fächer werden nun kreisförmige Oeffnungen ausgeschnitten, die übrigen Fächer aber ganz gelassen. Diese ein für allemal so ausgeschnittene Pappe legt man auf das Papier, auf welches man schreiben will, und schreibt auf die Theile des Papiers, welche durch die durchschnittenen Oeffnungen hindurch scheinen, entweder einzelne Sylben von Wörtern, oder gar nur einzelne Buchstaben, nach der gewöhnlichen Reihe der Linien, oder in einer andern dem Correspondenten bekannten Ordnung. Ist man mit allen Oeffnungen zu Ende gekommen, so dreht man nun eine andere Seite der durchschnittenen Pappe nach oben hin, wo denn die Oeffnungen wieder auf neue weisse Stellen des Papiers fallen, und durch sie aufs neue geschrieben wird. Dies Umdrehen kann 4mal geschehen, bis alle 4 Seiten der Pappe oben hin gelegt worden sind. Es müssen nämlich die Oeffnungen in die Pappe in einer solchen Ordnung eingeschnitten werden, dass sie bey jedem Umdrehen immer auf neue Stellen des Papiers fallen, und, wenn man sich das Papier in gleiche Fächer eingetheilt denkt, auf alle diese Fächer des Papiers nach und nach treffen. So kommen Buchstaben oder Sylben zusammen, die, nach der gewöhnlichen Ordnung gelesen, gar nicht zusammengehören, und die nur der Correspondent, der eine ähnliche durchschnittene Pappe haben muss, vermittelst derselben wieder leicht zusammenfinden kann, da jeder andere, der sie zusammenrathen wollte, wegen ihrer auch nur bey einer nicht grossen Anzahl von Worten doch schon beträchtlichen Menge ganz gewiss nichts herausbringen wird. Dies wird man noch mehr einsehen, wenn man die Anzahl der verschiedenen Arten, wie solche Sylben oder Buchstaben zer-

zerstreut, und folglich auch wieder verbunden werden können, näher erwägt. Hr. Töpfer findet vermittelst der Combinationstheorie folgende Regel: wenn die Seite eines Quadrats in eine gerade Anzahl Theile $= 2n$, also das Quadrat selbst in $4n^2$ kleine Quadrate getheilt ist; so ist die Anzahl der verschiedenen möglichen Gitter, die dafür ausgeschnitten werden können $= 4^{n^2-1}$. Dies giebt, wenn jede Seite des Quadrats nur in 8 Theile, also das Quadrat in 64 Fächer abgetheilt ist, schon 1073,741,824 verschiedene Gitter. Da rathe nun einer das richtige heraus! Wer auch nicht mit der Combinationstheorie bekannt ist, wird sich leicht die Sache auf folgende Art vorstellen können. Es seye z. B. wieder die Seite eines Quadrats in 8 Theile, mithin das Quadrat in 64 Fächer eingetheilt. Nun betrachte man zuerst nur die äusseren 4 Banden des Quadrats, indem man nämlich das innere Quadrat, dessen Seiten noch in 6 Theile eingetheilt sind, herausgenommen sich vorstellt, so entsteht dadurch folgende Figur:



Nun ist begreiflich, dass von den mit gleichen Zahlen bezeichneten 4 Fächern immer nur in Eins eine Oeffnung geschnitten werden darf, indem durch das Umdrehen der Pappe die bey einem Fach gemachte Oeffnung nothwendig auf alle gleichnamige Zahlen nach und nach fällt. Es ist also z. B. völlig gleich, welches der mit 2 bezeichneten Fächer man durchlöchern will, aber eines davon muss es werden. Gesetzt nun, man habe in der mit a bezeichneten Seite das Fach 1 durchlöchert, so kann man offenbar 4 verschiedene mit 2 bezeichnete Fächer durchlöchern. Welche Art man aber auch wählen mag; so kann man wieder 4 verschiedene mit 3. bezeichnete Fächer durchlöchern. Dies giebt also in Verbindung mit den 4 vorhergehenden Fällen schon 4. 4 = 16 verschiedene Arten. Kommt hiezu noch das mit 4 bezeichnete Fach, so hat man 4. 4. 4 = 64 Arten; in Verbindung mit dem Fach 5. hat man 4. 4. 4. 4 = 256; in Verbindung mit dem Fach 6. hat man $4^5 = 1024$; endlich in Verbindung mit dem Fach 7 hat man $4^6 = 4096$ verschiedene Fälle, und doch hat man jetzt nur erst die vier äussersten Banden in Betracht gezogen. Betrachtet man nun auch die 4 nächsten inneren anliegenden Banden, deren jede noch 6 Theile hat; so erhält man wieder $4^5 = 1024$ verschiedene Fälle, die in Verbindung mit den vorigen jetzt $4^{11} = 4,194,304$ verschiedene Fälle ausmachen. Ferner geben die 4 nächsten innern anliegenden Banden, deren jede Seite 4 Theile hat, wieder $4^3 = 64$ neue Fälle, also in Verbindung mit den vorigen jetzt 268,435,456 verschiedene Fälle. Endlich giebt das innerste Quadrat, von dem jede Seite noch 2 Theile hat, 4 neue Fälle, also hat man im Ganzen 1073,741,824 verschiedene Fälle, wie oben angegeben ist. Eben so lässt sich die Sache auch im Allgemeinen herleiten. Auf ähnliche Art findet sich nun die Anzahl der möglichen Gitter, wenn das Quadrat $(2n+1)^2$ oder eine ungerade Anzahl Stellen hat $= 4^{n^2+n-1}$. So wäre für ein Quadrat von 81 Fächern die Anzahl aller möglichen Gitter 274,877,906944. Freylich sind nicht alle der an sich möglichen Gitter deswegen auch für Geheimschreiberey brauchbar, z. B. alle diejenigen nicht, bey welcher die Folge der Oeffnungen eine von der gewöhnlichen Leseordnung nur sehr wenig abweichende Ordnung geben würde; allein dieser ist doch in Vergleich mit den so äusserst zahlreichen überhaupt möglichen Gitter nur eine geringe Anzahl. Uebrigens macht der Ungenannte Hoffnung, künftig Proben zu geben, wie dergleichen Gitter auf mehrere und nützlichere Gegenstände als das blosse Geheimschreiben angewendet werden können. Rec. will nur noch eine Bemerkung beyfügen. Es ist bey dem Format mancher Briefe nicht bequem, gerade ein Quadrat oder sonst eine reguläre Figur brauchen zu müssen; ein Rectangel wäre hiezu eine schicklichere Form. Freylich aber kann man ein Rectangel, weil nur die zwey gegenüberstehenden Seiten gleich sind, nicht mehr 4mal, sondern nur zweymal *umdrehen*. Allein dafür kann man nun die ganze durchlöcherte Pappe auf die andere Seite *umwenden*, und auch dort 2mal umdrehen, also kommen doch auch 4 verschiedene Lagen der Pappe heraus. Nur müssen die Oeffnungen nach einer etwas andern Regel, die man sich leicht aus beystehender Figur abstrahiren wird, gemacht werden.



Nämlich hier kommen nur immer die oberste und unterste, und überhaupt die von der Mitte des Rectangels gleich weit abstehenden Banden in Vergleich miteinander, weil auch nur diese einander decken. Die Zahlen, wie hier geschrieben, darf man von den gleichnamigen Fächern immer wieder nur eins durchlöchern, welches also eine ähnliche, leicht zu berechnende Mannichfaltigkeit von Fällen giebt. Diese Einrichtung gewährt auch den Vortheil, dass die Oeffnungen, weil die Pappe nicht umgedreht, sondern nur umgewendet wird, nicht kreisförmig werden müssen, sondern rectangular seyn können, welches für das Einschreiben bequemer ist. Telegraphie, von der es wieder ganz stille ist, könnte in leichte Verbindung

besonders mit dieser Art von Kryptographie gesetzt werden, und der Telegraphendirector Briefe an Personen, deren Addresse ihm bloss gesagt werden müsste, bestellen, deren Inhalt er zwar andeuten, aber selbst nicht entziffern könnte. Vielleicht gäbe dies Mittel, die Kosten einer telegraphischen Einrichtung von einer grossen Stadt zur andern zu bestreiten, die der Staat allein aufzuwenden, nicht immer Interesse genug haben möchte. — Ausser den angezeigten Abhandlungen enthält das Archiv auch noch Auszüge und Recensionen neuer Bücher, worunter besonders auch die Ankündigung einer Mondskugel von John Russel weiter bekannt zu werden verdient. Die Mondskugel, 12 Zoll im Durchmesser, mit der äussersten Richtigkeit verfertigt, kommt die Subscribenten auf 5 Guineen zu stehen, ohne das Gestell. Die Nachrichten aus Briefen des Hn. v. Zach und La Lande finden sich auch in dem Bodischen astronomischen Jahrbuch für 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Streifereyen durch einige Gegenden Deutschlands.* Vom Verfasser der Scenen aus Fausts Leben. Mit Kupfern (mit einem Kupfer). 1795. 311 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. besitzt in einem vorzüglichen Grade das Talent, Auswanderungen in verschiedne Gegenden auf eine angenehme und lehrreiche Weise zu beschreiben, oder vielmehr den Leser selbst überall an Ort und Stelle hinzusetzen, und ihn sogleich mit allem bekannt zu machen, was einen jeden Mann von feiner Geistesbildung vorzüglich interessiren muss.

Mit einer Lebhaftigkeit des Geistes, die keiner Anregung von aussen bedarf, mit einer Beobachtungsgabe, die ihren Gegenstand beym ersten Blicke erkennt, und ihn jedesmal richtig ins Auge fasst, mit einer Empfänglichkeit fürs Schöne, die man allen Reisenden wünschen möchte, weil sie über den blossen Gegenständen der Natur die lebendigen und beseelten Wesen nie vergisst, mit einer Seelenstimmung, die uns die Unverfälschtheit aller Wahrnehmungen verbürgt, führt der Vf. seine Leser durch die merkwürdigen Gegenden, die schon so oft beschrieben worden sind, die er uns aber aus einem Gesichtspunkte zeigt, von dem wir sie gern noch mehr als einmal betrachten mögen. Eigentlich sind es zwey verschiedne Reisen, die der Vf. seine Leser machen lässt; die eine geht von Mannheim aus, und verliert sich an der Quelle der Donau, die andre läuft von Maynz aus bis nach Münster in Westphalen. Die erste unternahm der Vf. im Sommer 1794. Mannheim, Bruchsal, Carlsruhe, Rastatt, das Murgthal, Frauenalb, Baaden, Kloster Allerheiligen, Offenburg, Gengenbach, Ettenheimmünster, Emmendingen, Freyburg und Donauschingen sind die Oerter, wo der Vf. besonders verweilt, und mit deren Namen er die verschiednen Abschnitte seiner Reise bezeichnet hat. Die andre Reise macht der Vf. schon im Junius 1792. Von Maynz aus fahrt er durch den Rheingau nach Coblenz, Neuwied, Bonn, Cölln, Düsseldorf, (Duisburg) und Münster. Die Reisen selbst sind keines Auszugs fähig. Wer den Rhein gesehn hat, dem muss sich alles lebendig wieder darstellen, was diesen Gegenden, die nach der Zeit der Schauplatz eines so verwünschungswürdigen Krieges geworden sind, den Vorzug vor allen übrigen Gegenden in Deutschland giebt. Dass es dem Vf. nicht darum zu thun gewesen sey, sich selbst und seine Reisebegleiter mit allen Merkwürdigkeiten bekannt zu machen, sieht man unter andern aus der Beschreibung von Cölln, worinn der Vf. nichts von dem Cabinet des Baron von Hübsch, nichts von den Brüdern Hardi sagt. Dafür entschädigt er aber seine Leser durch geistreiche Reflexionen, welche überall den Mann von feiner Urtheilskraft und vieler Belesenheit verrathen. Unter den eingestreuten Gedichten, die der Vf. entweder selbst verfertigt, oder von andern entlehnt hat, giebt es verschiedne, die an ihrer Stelle eine sehr gute Wirkung thun: andre hingegen scheinen ihre Einrückung nur dem persönlichen Interesse zu verdanken, welches der Schriftsteller an den Verfassern genommen hat. Von dieser letztern Art ist das Beilsche Gedicht: der Spieler, dessen harter Schluss

Sein Aas blieb schaurig liegen.

mit der ganzen Katastrophe Missfallen erregt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Berlin*, b. Pauly: *Jacob Boltons Geschichte der merkwürdigsten Pilze*, mit 44 illuminirten Kupfern. Erster Theil. Aus dem Englischen mit Anmerkungen von D. *Carl Ludw. Willdenow.* 1795. 68 S. 8. Wenn doch einmal *Bolton's*, aus vier Quartbänden bestehende *History of Fungusses growing about Hallifax*, sollte übersetzt werden, so würden wir eine zweckmässige Auswahl und Kritik angerathen haben. Bolton scheint uns beides zu bedürfen, und von Hn. *W.* glaubten wir es erwarten zu können. Wir übergehen absichtlich die ausführliche Vergleichung dieser Uebersetzung mit dem Originale, die nicht vortheilhaft für jene ausfallen dürfte; vielleicht dass in der Folge mehr Gelegenheit zum Lobe derselben eintreten wird. Dieser erste Theil enthält die 44 Tafeln des ersten Theils der Boltonischen Schwammgeschichte. Bey vielen sind die Farben greller, als im Original, bey manchen ganz verfehlt. Einige führen die beygestochenen Namen, andere nicht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 1. Februar 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Entwickelung des Ifflandischen Spiels* in vierzehn Darstellungen *auf dem Weimarischen Hoftheater* im Aprilmonat 1796. — 1796. XVI u. 407 S. 8.

Die vor uns liegende Schrift (des Hn. O. C. R. *Böttiger*) enthält eine ziemlich ausführliche, oft bis in das kleinste Detail eindringende Kritik einiger dramatischen Vorstellungen eines Mannes, der als Dichter und Schauspieler gleich berühmt, an Vielseitigkeit des Talents, an Eifer für seine Kunst und an tiefer Einsicht in das Innerste derselben nur Wenige seines Gleichen haben dürfte. Das Spiel eines Mannes, welcher nichts dem Ungefähr überliess, foderte den Vf. auf, zu seinem eignen Unterrichte den oft versteckten Gründen desselben nachzuspüren; und indem er hier seine Bemerkungen dem Drucke übergiebt, gewährt das, was für ihn selbst eine lehrreiche Beschäftigung war, dem Publicum, das den Künstler in diesen Rollen gesehn hat, eine angenehme Rückerinnerung; dem denkenden Schauspieler eine vielfältige Belehrung; jedem Freunde des Schauspiels eine interessante Unterhaltung. Häufig angestellte Kritiken dieser Art würden eine Kunst, die von den Kindern einer meist sehr dürftigen Natur, welche unsre Theater bevölkern, für ein Werk des Instinktes gehalten zu werden pflegt, bald zu einer grössern Gewisheit und dadurch zu der Vollkommenheit bringen, deren sie fähig ist. Sie würde die Aufmerksamkeit des Schauspielers auf sich selbst schärfen, indem sie ihm auf das unwidersprechlichste darthäte, dass nichts so klein und unbedeutend scheinen könne, was nicht von Wichtigkeit wird, so bald in der Darstellung eines Charakters, einer Empfindung oder Leidenschaft die vollkommenste Einheit erreicht, eine täuschende Wahrheit hervorgebracht und mit einem Worte alles geleistet werden soll, was jeder Zuschauer von Geschmack als möglich denkt, aber nur in wenigen und höchst seltnen Fällen zur Wirklichkeit werden sieht. „Wenn man Achtung geben will, sagt *La Brüyere*, so wird man sehen, dass ein Dummkopf ganz anders in ein Zimmer tritt, anders fortgeht, sich anders setzt, anders aufsteht, anders schweigt, sich anders auf seinen Beinen hält, als ein Mann von Geist." Was der scharfsinnige Vf. über Ifflands Spiel bemerkt, beweist vollkommen, dass dieser treffliche Schauspieler von dieser Wahrheit durchdrungen ist. Nichts entgeht ihm; er hat alles bedacht, alles abgewogen; er weiss von allem Rechenschaft zu geben. Costum, Sprache, Ton der Stimme, Gang, jede Bewegung, alles geht aus dem Geiste der Rolle hervor, die er spielt; alles ist in der vollkommsten Einheit. Er vergisst sich nicht einen Augenblick; er weiss immer, dass er spielt; selbst in den Augenblicken der heftigsten Leidenschaft oder der muthwilligsten Laune besitzt er sich ganz. Dabey ist sein Spiel so frey und ungezwungen, als ob es Natur wäre; so überdacht, als ob es nur der Kunst angehörte. Für jede Rolle schien er ganz eigentlich geschaffen — ob schon bey den Vorstellungen, die er gab, die allerverschiedensten und abstechendesten Charaktere gewählt worden waren — und selbst seine Gestalt schien sich, wie die Gestalt eines zweyten Proteus umzuwandeln. Der Geist, mit welchem er spielte, verbreitete sich über sein ganzes Aeussere und, wie man von der *Le Couvreur* sagte, seine Seele war ihm für alles genug. Ueber seinen Anstand wollen wir Hn. B. selbst reden lassen: „*Dalembert* (heisst es S. 402.) erzählt von *Baron*, dass er oft die Bemerkung im Munde geführt habe: ein Schauspieler müsse auf dem Schoosse der Königinnen erzogen seyn. So hochtrabend auch dies klingen mag, so richtig ist die Bemerkung, wenn sie auf den allgemeinen Satz zurückgebracht wird: der Schauspieler muss sich in den feinsten Zirkeln gebildet haben. — Die Winke, die wir in Wilhelm Meisters Lehrjahren auch hierüber finden, verdienen um so mehr Beherzigung, da die Scheidewand, die selbst unsre begünstigtern Schauspieler und Schauspielerinnen von den erlesenern Kreisen unserer Gesellschaften ausschliesst, noch immer mit unerbittlicher Strenge vorgezogen bleibt. Iffland wusste sich früh schon Respect und Ausnahme von jener Regel zu verschaffen. Daher hat auch sein Anstand und jede seiner Verbeugungen und Bewegungen jene feine Ungezwungenheit, Anmuth und Zuversicht, die nur allein in der grossen Welt erlangt wird, und die kein Studium, keine Anstrengung ersetzen kann. Darum sieht man ihn nur gern kommen, wenn er aufs Theater tritt, und man möchte, wenn er so neben den andern da steht, und mit einer erquickenden Festigkeit und Selbstständigkeit spricht und handelt, mit aller bescheidenen Einschränkung auf ihn die Worte in der Odyssee vom Tiresias anwenden: — „Ihm gewährte die Göttin dass er allein wahrnehme; die andern sind flatternde Schatten."

Ein wesentlicher Umstand in I's. Spiel, welchen der Vf. mit Recht überall bemerkt, ist die Vermeidung alles Prächtigen in der Declamation. Oft gleitet er über bedeutend scheinende Sätze, über die Sentenzen und Gemeinörter, auf welche sich mittelmässi-

ge Schauspieler so gern mit dem ganzen Gewichte ihres Tones stützen, mit der gröfsten Leichtigkeit hinweg; und fast immer hält er im Anfange die Kraft und Fülle seiner Kunst haushälterisch zu Rathe, um ihrer Wirkung bey den entscheidenden Momenten der Handlung gewifs zu seyn; ein Verfahren, das verbunden mit seiner grofsen Richtigkeit und Sicherheit, eine unnachahmliche Grazie, einen unbeschreiblichen Zauber über sein ganzes Spiel verbreitete. Dies ist zu allen Zeiten das Verfahren grofser Schauspieler gewesen. Cicero rühmt es ausdrücklich an dem einsichtsvollsten Künstler, welchen Rom jemals gesehn hat (dem *doctus* Roscius. Horat. II. Ep. I. 82.), dafs er oft eine pathetische Stelle mit scheinbarer Nachläfsigkeit recitirt habe, weil eine noch pathetischere folgte, auf welcher er alles Licht seiner Declamation zusammenhielt. Der erste neuere Schauspieler aber, von dem wir wissen, dafs er einen natürlichen Vortrag auf der Bühne einführte, *Baron*, der es zuerst wagte, Könige in ihrem Zimmer ohne Pomp sprechen zu lassen, konnte es nicht einmal leiden, dafs man seinen Vortrag *Declamation* nannte. Auch *I.* declamirt nie, sondern er spricht; aber er spricht, ohne je zu vergessen, dafs seine Kunst idealisch ist; und ohne sich von der zarten Linie zu entfernen, welche die Wahrheit des theatralischen Vortrages zwischen die Wahrheit des gemeinen Lebens und die unwahre Declamation setzt, welche auf den meisten Theatern und Kanzeln herrscht. Um jene zu vermeiden, bedarf es nicht weniger als der schöpferischen Einbildungskraft, die sich von dem Individuo zu Idealen erhebt; um sich von dieser frey zu erhalten, bedarf es eines lebhaften, leise ansprechenden Gefühls und einer vollkommenen Herrschaft über Stimme, Gebehrden und Ton. Nur ein einzigesmal, — und dies in einem Stücke, dessen poetisches Verdienst er sehr niedrig anschlug, — schien er es darauf anzulegen, sich und seine Kunst zu zeigen; in allen übrigen Rollen war er immer das, was er seyn sollte. Was von dem Manne von wahrem Verdienst überhaupt gilt, kann auch auf den verdienstvollen Schauspieler angewendet werden; so lange er handelt, denkt er nichts als — die Sache; während der moralische und poetische Stümper an nichts als an die Welt an das Parterr und seinen Beyfall denkt.

Hr. *B.* versichert, bey den Bemerkungen, die er über Ifflands Spiel niederschrieb, nicht seinem Urtheile, seinem Auge allein getraut zu haben; er vermehrte seine Beobachtungen mit den Beobachtungen anderer; und verglich seine Urtheile mit den ihrigen. Hierdurch hat seine Arbeit nothwendigerweise gewinnen müssen. Auch der gröfsten Aufmerksamkeit wird bey so flüchtigen Gegenständen manches entschlüpfen, auch dem treusten Gedächtnifse manches entfallen müssen. Der scharfsichtige steht doch nicht immer in dem richtigsten Gesichtspunkte; und niemand wacht immer genug über sich selbst, um nicht hier und da etwas von seinen Vorstellungen einzumischen. „*So*, heifst es in der Vorrede, *so sahen wir alle Ifflanden hier in Weimar spielen.*" Wie aufmunternd mufs es aber nicht für einen grofsen Künstler seyn, seine Talente vor einem Parterr zu zeigen, das mit so zarter Empfänglichkeit jede Feinheit seines Spieles empfindet, und sie noch lange nachher zum Gegenstande der Unterredung und Betrachtung macht! Wie selten ist dieser Fall! und gewifs, geschmackvollere, geistreichere Zuschauer würden auch bessere Schauspieler machen. Aber befindet sich nicht in den meisten Städten unsers Vaterlandes die gröfsere Anzahl der Theaterfreunde in dem Falle jenes Geschäftsmannes, der mit einer schmerzlichen Empfindung ausrief: „Ich bin doch recht unglücklich! Es fehlt mir durchaus an Zeit, um Geschmack zu haben."

Es war zu erwarten, dafs ein Mann von Hn. *B's.* viel umfassender Belesenheit in den Alten und Neuen, sich nicht allein auf den Gegenstand einschränken würde, mit dem er es zunächst zu thun hatte. Sehr oft macht er bey Erwähnung des besondern Falles auf die allgemeinen Grundsätze aufmerksam; und sein unermüdeter Forschungsgeist hat ihn mehr als einmal auf antiquarische Gegenstände geführt, deren Betrachtung diese Schrift auch dem Gelehrten von Profession empfehlungswerth macht. Wir rechnen dahin vorzüglich die archäologischen Bemerkungen über die drey Thüren im Hintergrunde der alten Theater S. 122 ff., über die Doppelscenen S. 164., über die Theilnahme des Chores an der Handlung S. 218. Gelegentlich sind einige interessante Betrachtungen über das Extemporiren S. 212., über das Spiel der Hände S. 246., und die Pausen in der Declamation S. 321 eingestreut.

PHILOLOGIE.

NÜRNBERG, b. Stein: *Cahiers de Lecture à l'usage de la jeunesse*, recueillis des meilleurs écrivains françois et éclaircis de notes allemandes, par *G. P. de Gemunden*, Professeur dans l'Academie militaire électorale à Munic. I. Partie. 1796. 420 S. 8.

Der Zweck dieser Sammlung soll, wie die Vorrede sagt, darin bestehen, der Jugend ein Buch zu verschaffen, durch welches sie sich in der französischen Sprache vervollkommnen, und den Geist mit nützlichen Kenntnissen bereichern kann. In dem vor uns liegenden ersten Theile finden sich vier Abschnitte, von welchen der erste *Grammaire et Litterature*, der zweyte *Biographies*, der dritte *Morceaux de l'Histoire*, und der vierte *Morceaux poetiques* überschrieben ist. Rec. gesteht nun zwar, dafs die gewählten Lesestücke nichts der Jugend anstöfsiges, auch nichts wider den Genius der französischen Sprache enthalten; aber er glaubt, dafs beynahe alle Abhandlungen des ersten Abschnittes für die Jugend zu lang, zu abstract und zu trocken seyn dürften, (wohin vornehmlich gehöret: 1) *De la voix humaine;* 2) *Défauts qui peuvent se trouver dans l'organe de la voix; Reflexions generales sur la nature et le caractere des langues*) und dafs folgende, welche betitelt sind *Des voyelles*, *Des diphthongues*, *Des*

Des consonnes, *De la prononciation*, *De l'accent*, *De l'écriture* nur fachverständigen Männern Nutzen und Unterhaltung gewähren können, dafs aber jungen Leuten, besonders solchen die künftig Kriegswissenschaften zu ihrem Studium machen wollen, eine kurze und fafsliche Darstellung dieser Gegenstände, oder vielmehr ein Auszug aus einer guten französisch geschriebenen Grammatik dienlicher seyn würde. — Die Lebensbeschreibung Peters des Grofsen, des Epaminondas, Miltiades, Cimon, Aristides, und die Bruchstücke aus der Geschichte sind mehr für den Horizont der Jugend; auch scheinen die poetischen Stücke ihrer Denkungsart und Fassungskraft anpafslich zu seyn. Die dem Werke beygefügten Noten würde man hin und wieder ungern vermissen, hauptsächlich da wo sie literarische Nachrichten geben. Nur ist zu bedauern, dafs in einem Buche, welches der Jugend bestimmt wird, der Herausgeber seine eigene Orthographie auftischt, und sich nicht nach der gewöhnlichen und fast allgemein befolgten richtet. Man sieht z. B. auf der 4. S. Luströre, mäfsigen; auf der 5ten ausstofsen, das Gefafse; auf der 6ten die Zäne; auf der 7ten das Mas u. f. w.

Pavia, b. Bolzani: *Disegno di Lezioni e di Ricerche sulla Lingua Ebraica.* Prefazione recitata nella Adunanza della R. Università di Pavia il dì XXI. di Marzo l'A. MDCCXCII. da *Antonio Muzzi*, Sacerd. Obl. della Congreg. de SS. Ambr. e Carlo, R. Prof. di Theol. Dogm. et di Lingua Ebr. Aggiuntavi *la Versione del I. Cantico di Mosè* dall Ebr. in versi ital. e lat. con note. 219 S. 8.

Der Vf. beweist von sich, was er durch sein Motto andeuten wollte: *Non solum ad Aristophanis lucernam sed etiam ad Cleanthis lucubravi.* Er ist nach den beiden hier vereinigten Ausarbeitungen ein Sprachgelehrter von vielfachen Kenntnissen. Zu seinem Zwecke, als Orientalist hätte er sogar einen Theil davon entbehren oder auf eine Zeitlang bey Seite legen können. Ein grofser Theil nämlich von seiner Erklärung des Lieds Mose ist mit Vergleichung der griechischen mit der hebräischen Sprache äusserst beschäftigt. Nicht alles daran ist unrichtig. Wer wollte verbieten, הרס *haras* mit αρασσω, רצץ *razaz* mit ῥησσω etc. zu vergleichen? Aber zur Erklärung des hebräischen wenigstens kann durch ein Mittel, welches tausendmal irre führen würde, nichts geholfen werden. Und wenn dann gar nicht blofs im gräcisierenden ιεροσολυμα sondern sogar im hebräischen Wort *Jerusalem* das griechische ιερος sichtbar seyn soll (p. 166. *Chi non sente l'affinità di jerì ed* ιερος *al nome solo Gerosolima* ירושלים?) so verräth diese Anwendung selbst, wozu durch jene Methode eine fruchtbare Phantasie geführt werden könnte. Im übrigen vergleicht der Vf. auch die semitischen Dialekte ganz gut; nur reichlicher, als man es aufser dem Wörterbuch, wohin das ganz entschiedene davon gehört, nöthig haben kann. Eben so ist er in Vergleichung der Versionen, obgleich ohne sichtbare Ausbeute für seinen jetzigen Gegenstand, fleifsig. Die Uebersetzung des mosaischen Lieds ist so richtig, als sie leicht war, die Ode Alcaica, in welche es S. 102—5. umgearbeitet ist, hat poetische Stellen und bleibt im Ganzen lesbar. Nur hat Rec. weder in dieser Probe von Bibelerklärung, noch in der Einleitungsrede, welche über das hebräische Alphabeth, dessen Alterthum, verschiedene Schriftzüge, Metrum etc. bekannte Wahrheiten und Vermuthungen vorträgt, wohl aber auch im Feuer der Bewunderung die hebräischen Geistesdenkmale über die Gebühr lobpreist, nichts gefunden, was er deutschen Lesern mitzutheilen Ursache hätte.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Jena, in Comm. der Gablerisch. Buchh.: *Kurze Lebensgeschichte und Charakterschilderung Johann August Friedrich Haberlands*, gewesenen Pfarrers zu Lobsdorf und Niederlungwitz im Gräflich Schönburgischen, *nebst einigen Predigten desselben*, auf Verlangen seiner Kirchkinder, Freunde und Verwandten, und zu einiger Unterstützung der Letztern herausgegeben von *dem Bruder des Verstorbenen.* 1796. 324 S. 8. (20 gr.)

Ein schätzbares Denkmal, das der Vf., Hr. *Friedrich Ernst Haberland*, F. S. Hofadvocat und Stadtschreiber zu Orlamünda seinem verstorbenen Bruder, einem würdigen Landprediger, für dessen ehemaligen Zuhörer und Freunde und zum Besten seiner hinterlassenen Wittwe und fünf Kinder gesetzt hat. Wenn gleich der zu früh Verstorbene dem gelehrten Publicum sich nicht bekannt gemacht hat; so verdient doch dieses Denkmal auch die Aufmerksamkeit anderer, die ihn nicht gekannt haben, da er durch die Güte seines Charakters und durch die unermüdete und gewissenhafte, etwas zu ängstliche Verwaltung seines Amtes, die vermuthlich viel zu seinem frühen Tode beygetragen hat, (er starb bereits im 43ten Jahre seines Alters,) sich vor vielen seiner Amtsbrüder auf eine rühmliche Weise auszeichnete, und deswegen ihnen als Muster aufgestellt zu werden verdient. Die der Biographie angehängten *Predigten* qualificirten sich freylich nicht alle genug zur öffentlichen Bekanntmachung, so wie Hr. *H.* sie auch eigentlich nicht dazu bestimmt hat, und wenn er dieses zur Absicht gehabt hätte, manches auf eine sorgfältigere Weise würde ausgearbeitet haben. Rec. will nichts davon sagen, dafs der Vf. noch sehr an verjährten Begriffen hängen geblieben ist, wenn er z. E. Feuersbrünste und andere Unglücksfälle blofs als Strafen Gottes betrachtet; weil darinn ein jeder seiner subjectiven Ueberzeugung folgt. Aber die Eingänge sind mehrentheils zu lang, insgemein steht einer vor dem Texte, ein anderer nach dem Texte als Uebergang von demselben zum Thema, und zuweilen noch ein dritter zwischen dem Thema und dem ersten Theile; daher kommt es, dafs in der dritten Predigt das Gebet und die Eingänge 4 Blätter, die Abhandlung selbst aber nur 5 Blätter, erstere also beynahe die Hälfte der ganzen Predigt aus.

ausmachen. Am Schlufs der Predigt erwartete man auch, befonders bey den Cafualpredigten, etwas mehr Wärme, als man insgemein antrift, und manchen Stellen, z. E. in der am erften Oftertage fehlt es hie und da an der gehörigen Ausführung. Vermuthlich hat aber der Vf. mündlich mehr darüber gefagt, als er aufgefchrieben hatte, fo wie der Herausgeber in der vorletzten Predigt felbft eine Lücke im Manufcript bemerkt hat. Sonft haben die Predigten auch viele vorzügliche Eigenfchaften. Die Materien find alle intereffant und fruchtbar, z. E. das Beftreben der Chriften, im Stillen Gutes zu thun; der Neid als eine zwar unerkannte, aber fehr fchwere Verfündigung; die fchuldige Nachahmung guter Exempel, oder gehe hin und thue desgleichen. Man fieht auch, dafs der Vf. fie nicht flüchtig, fondern genau durchdacht und die Predigten gröfstentheils forgfältig ausgearbeitet habe. Der Vortrag ift mehr belehrend und überzeugend als affectvoll, aber durch die fimple Darftellung der Wahrheiten, durch das Gewicht der Gründe, die Popularität des Vortrags und den edeln correcten Ausdruck fehr gefchickt, bey Zuhörern von verfchiedener Gattung fanfte und bleibende Rührungen hervorzubringen, fo wie der Erfolg diefes auch hinlänglich beftätiget, da der Verftorbene allgemeine Liebe und Achtung feiner Gemeindeglieder hinterlaffen hat. Die letzte Predigt, (der Vf. ftarb auf feinem Filiale bald nach gehaltener Predigt an einem Schlagfluffe,) von der göttlichen Weisheit in der Einrichtung unfers irdifchen Lebens, ift befonders mit vielem Fleifse ausgearbeitet und verdiente vorzüglich eine Stelle in diefer Sammlung, die auch andere aufser feinen Freunden nicht ohne Nutzen werden gebrauchen können. Zu den Cafualpredigten gehören zwey Brandpredigten, eine Abfchiedspredigt in St. Egydien, in welcher während des Kirchbaues der Gottesdienft war gehalten worden, und die Einweihungspredigt in der neuen (durch die Sorge des Verftorbenen wieder aufgebauten) Kirche zu Lobsdorf, in welcher der Vf. die Localumftände gut zu benutzen gewufst und viel Lehrreiches gefagt hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. Ohne Anzeige einer Verlagshandl.: *Unterricht uber die Pflanzung der Wafferweiden: Errichtung der Weidenzäune und Verdämmung eines aus feinem Bette zu treten drohenden Baches.* 1796. 9 S. 8. — Ein zu Salzburg mit Duyli-Schriften gedruckter, aber weder auslänglicher noch richtiger, vielmehr grofse Unwiffenheit verrathender Unterricht. Die Setzlinge follen an hohen Ufern 2 Schuh Länge, an niedern hingegen zu höchftens 4 Schuh, vermittelft eines hölzernen Schlegels (zu defto ficherer und gefährlicher Verletzung derfelben) fchief, und alfo in die Erde gebracht werden, dafs von jedem nur der dritte Theil aus dem Erdboden hervorrage!

Vermischte Schriften. *Düffeldorf,* in d. Dänzerfchen Buchh.: *Düffeldorfer Tafchen Calender* für das Jahr 1797. 69 S. 12. aufser dem Calender und der Erklärung der Kupfer. — Die Kupfer zu diefem Büchlein, das fehr winzig unter feinen vielen Gefchwieftern erfcheint, find aus dem Roman: die Löwenritter von Spiefs. Man nennt ihn hier *beliebt*, das einzige Beywort, welches ihm die Kritik mit gutem Gewiffen geben kann, wenn fie nichts zu feinem Nachtheil fagen will. Sie thun dem Auge wohl, und das ift fchon genug für fo kleine Blätter. Die profaifchen Auffätze find vielleicht für manchen Lefer, der fich ein Tafchenbuch kauft, unterhaltend genug, und dies gilt auch von den Gedichten, die wohl alle hier zum zweytenmal gedruckt find und nicht verdienten *einmal* gedruckt zu werden. Eins einziges nehmen wir aus, die *Klage* von *Niemann*, ein Lied, das durch Tiefe und Wahrheit des Gefühls, Einfalt des Ausdrucks und Innigkeit der Phantafie einen Platz in den auserlefenften Liederfammlungen verdient. Von diefem wird hier gefagt es fey bisher noch ungedruckt geblieben. Gleichwohl ift es fchon vor 25 Jahren unter der Auffchrift: *an Kalliften*, im Göttingifchen Mufenalmanach von 1772 mit einer *Fleifcherfchen* Melodie erfchienen; auch nachher in des *D. Weifs* Liederfammlung mit einer neuen von ihm gefetzten Melodie wieder abgedruckt worden.

Bückeburg, b. Grimme: *Schaumburg-Lippefcher Kalender*, nach der allgemeinen Reichs-Zeit-Rechnung auf das 1797ste Jahr nach Chrifti Geburt. 91 S. 8. — Enthält aufser den gewöhnlichen Kalendernachrichten Bemerkungen über den Bau und die Benutzung der Runkelrübe, Empfehlung der Oftheimer Kirfche, einige Bemerkungen über die Verbefferung des Kartoffelbaues und die Beförderung des angenehmen Gefchmacks diefer beliebten Erdfrucht; eine Abhandlung vom menfchlichen Alter verglichen mit dem Alter einiger Thiere: etwas über die Bevölkerung der Länder; eine kurze Darftellung des Gewinns von eigner Spinnerey; Kennzeichen der Hundeswuth und Bewahrungs- (Verwahrungs-) mittel gegen das Tollwerden der Hunde; eine fehr nützliche auf die genaueften Berechnungen gegründete Korn- und Brodt-Tafel; eine forgfältige Vergleichung verfchiedner Feld- und Werkmaafse, der Waarengewichte und Zahlenmaafse für trockne und flüffige Sachen, der Wagenfpuren, der Münzforten und des Geldwerthes aller bekannten Länder und Gegenden in Europa. Beygefügt ift noch ein Anfchlag zur Berechnung der Gaile und zur Verbefferung des Bodens mit einer Angabe des wahrfcheinlichen Ertrags im Schaumburgifchen. Mitten unter diefe gemeinnützigen Auffätze, die fich gröfstentheils auf eigne Erfahrungen beziehn, find einige Volkslieder und Erzählungen mit eingeftreut.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 2. Februar 1797.

PHILOLOGIE.

WIEN, b. A. Blumauer: *Xenophontis Ephesii de Anthia et Habrocome Ephesiacorum libri V. Graece et Latine.* Recensuit et supplevit, emendavit, Latine vertit, adnotationibus aliorum et suis illustravit, indicibus instruxit *Aloys. Emeric. Liber Baro Locella,* S. C. R. A. M. a cons. aulae. 1796. XXVIII und 304 S. 4. (5 Gulden Wien. Cour.)

Die gegenwärtige Ausgabe eines wenigen bekannten und bisher noch mit keinem Commentare erschienenen Erotikers verdient dem Publicum als ein vorzügliches Werk empfohlen zu werden. Die häufigen Berichtigungen und Ergänzungen des griechischen Textes, sowohl aus dem Manuscripte, als nach eigenen und fremden Verbesserungen, berechtigen uns zu dem Urtheile, dass der gegenwärtige Roman durch die Behandlung des Freyherrn von Locella erst ein lesbares Buch geworden ist; in der neuverfertigten Uebersetzung, so wie im ganzen Werke, herrscht eine reine, classische Sprache, die in unseren Tagen eine wahre Seltenheit ist, und der ausführliche Commentar, wodurch auch die Anmerkungen früherer Kritiker aus den Observ. Miscellan. entbehrlich werden, zeigt beynahe auf jeder Seite eine gesunde und bedächtige Kritik, eine feine Kenntniss der griechischen Sprache, einen unermüdeten Fleiss und eine Belesenheit in griechischen und römischen Classikern, welche um so grössere Bewunderung erregt, wenn man bedenkt, dass der Herausgeber kein Philolog von Profession, sondern ein Geschäftsmann ist, welcher die glückliche Ruhe seiner späteren Jahre den griechischen Musen widmet. Auch dem Druck des Werkes, der nach einer am Ende beygesetzten Anzeige von den Brüdern Markides Pulio kömmt, können wir unsern Beyfall nicht versagen; und beydes, innerer und äusserer Gehalt, überraschte den Recensenten um so angenehmer, da er sich aus älteren und neueren Zeiten einer ähnlichen Arbeit von Wien keineswegs zu besinnen weiss.

Xenophon, mit dem Beynahmen der Ephesier, lebte nach einer in der Vorrede angestellten Untersuchung gegen das Ende des zweyten oder zu Anfang des dritten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung. Da sich nirgends eine Anzeige von dem Zeitalter des Schriftstellers befindet, (Photius erwähnt desselben gar nicht, und Suidas gedenkt des blossen Namens) so suchte Hr. v. L. in dem Werke selbst einige Bestimmungsgründe aufzufinden, deren Auseinandersetzung uns jedoch hier zu weit führen würde. Im Ganzen pflichten wir der Behauptung des Vf. vollkommen bey, nach welcher Xenophon unter den vorhandenen Erotikern einer der ältesten ist, und schliessen diess vornehmlich aus der guten Sprache und der einfachen, vom Schmucke späterer Zeiten entfernten Schreibart. Die einzige Handschrift, in welcher die Geschichte des Habrokomes und der Anthia auf unsere Zeiten kam, befindet sich in der Benedictiner Abtey von Monte Cassino zu Florenz, und ist so klein geschrieben, dass das ganze Werk nicht mehr als neun Quartblätter füllt. Salvini copirte sie zuerst, und übersetzte den Roman 1723. ins Italiänische. Den *ersten* Abdruck des griechischen Textes veranstaltete der bekannte Arzt, Anton Cocchi, welcher von der Salvinischen Abschrift eine abermahlige Copie genommen hatte, und diese im Jahre 1726. zu Florenz (der auf dem Titel genannte Druckort London ist wahrscheinlich erdichtet) mit einer lateinischen Uebersetzung herausgab. Cocchi leistete für die Kritik gar nichts: im Gegentheil copirte er die Salvinische Abschrift ungemein nachlässig, und war, ob er schon in Florenz lebte, zu träge, das Original in zweifelhaften Fällen zu Rathe zu ziehen. Ueberdiess entstellt seine Ausgabe eine Menge grober Druckfehler, und eine fast durgängig unrichtige Interpunction. Der *zweyte* Abdruck Xenophons erschien im Jahr 1781. zu Lucca mit einer dreyfachen Uebersetzung, der lateinischen von Cocchi, der italiänischen von Salvini und einer französischen von Jourdan. Die meisten Fehler der Londner Ausgabe wurden hier auf das sorgfaltigste wiederhohlt, und viele neue hinzugefügt. Der *dritte* Abdruck, welcher 1793. zu Wien herauskam, übertrifft an schlechten Eigenschaften alle früheren, und ist beynahe ganz unbrauchbar. Es besorgte ihn ein Lehrer der neugriechischen Jugend in Wien, Polissoi Kondus (so viel wir wissen, lebt derselbe gegenwärtig in Pesth, und kündigte unlängst in einem barbarischen Latein eine neue *hochgriechische* Grammatik an) ein Gräculus, welcher von den Pflichten eines Herausgebers nicht die mindeste Kenntniss hat, und in angeblicher Verbesserung und Ergänzung seines Schriftstellers (ohne Manuscript!) mit einer Willkühr und Dreistigkeit zu Werke gieng, von der man sich nicht leicht einen Begriff machen wird. Sehr passend schreibt Hr. v. L.: *Tres istae superiores editiones reducunt in memoriam proverbium illud:* Λυδοὶ πονηροί, δεύτεροι Αἰγύπτιοι, τρίτοι δὲ πάντων Κᾶρες ἐξωλέστατοι. Unwillig über die verunglückte Wiener Ausgabe, fasste er den Entschluss, das gegenwärtige Werk zu unternehmen, zu dessen näherer Beurtheilung wir uns dann erst wenden wollen, wenn wir einige Bemerkungen über den Schriftsteller selbst vorangeschickt haben.

Das Fach der griechischen Erotiker ist keineswegs ein glänzender Theil der alten Literatur. Ohne die geringste Spur des griechischen Geistes, welcher die Meisterwerke der Schriftsteller aus der blühenden Epoche Griechenlands beseelt, tragen sie ein deutliches Gepräge ihres Zeitalters, und schwerlich können die Romane eines Achilles Tatius, Heliodorus, Chariton, Xenophon von Ephesus, ja selbst eines Longus auf den Namen eines ästhetischen Kunstwerkes Anspruch machen; so wenig befriedigen sie die Forderungen des Geschmackes im Plane und in der Ausführung. Jenem fehlt es schlechterdings an Mannichfaltigkeit, und die Gabe der Erfindung ist den Verfassern der zu uns gekommenen Stücke in so geringem Grade eigen, dass ihre Schriften, nach dem Urtheile des Photius, nichts anders sind, als Nachahmungen eines verlohrenen Werkes von Diogenes Antonius; diese verräth weder Phantasie, Witz, Laune, noch andere Vorzüge, wodurch die Werke des Genies zu interessiren wissen. Das einzige Verdienst derselben ist die Sprache, welche man bey ihnen noch ziemlich ächt findet, so sehr sie auch in der Schreibart von einander verschieden sind. Xenophon von Ephesus hat in einzelnen Theilen die meiste Aehnlichkeit mit Chariton. Ausser dem öftern Gebrauche der Seeräuber, welche in allen griechischen Romanen eine wichtige Rolle spielen, der mehrmahligen Gefangenschaft und dem wiederhohlten Verkaufe ihrer Helden findet sich in beiden ein Begräbniss lebender Menschen mit der Rettung durch Strassenräuber, und eine Kreutzigung. Dass der Ephesier unter den griechischen Erotikern der schlechteste ist, möchten wir nicht behaupten; denn ein schlechterer Romanschreiber, als Eustathius oder Eumathius, kam glücklicherweise nicht auf unsere Zeiten. Xenophons Art zu erzählen ist zuweilen nicht unangenehm, und die Schreibart empfiehlt sich durch Simplicität, Leichtigkeit und eine Entfernung von allem sophistischen Wortgepränge. *Nihil est in Nostri oratione*, sagt der Hr. Herausgeber, *nisi sincerum, siccum, sanum. Nullae apud eum reperiuntur argutiae, nulla quaesita acumina, nullae intermixtae sententiolae, nulla denique, ut ita dicam, pigmenta rhetorica, quibus tantopere delectantur seriorum saeculorum utriusque linguae Scriptores.* Dies ist aber auch das einzige, was wir zu seinem Lobe sagen können. Der selige *Bürger*, den vielleicht wenige unserer Leser als den Verdeutscher des Xenophon von Ephesus kennen (auch dem Frhn. v. L. ist dieser Umstand unbekannt) fängt die Vorrede seiner Uebersetzung vom Jahre 1775. mit den Worten an: „Eigentlich sollt' ich nun wohl hier mein Original loben. Allein — leider! weiss ich selbst zu gut, dass ich viel was gescheiteres hätte thun können, als ein albernes Romänlein verdeutschen," und am Ende erfährt man so ziemlich deutlich, was den guten Bürger zu dieser Arbeit bewogen habe, wenn er meynt, dass das Honorarium heuer auch mitzunehmen sey. Für die Alterthumskunde wird man aus dem Ephesier wenig lernen, und die geographischen Kenntnisse Xenophons sind so äusserst eingeschränkt, dass ihm Aegypten beynahe eine *terra incognita* ist. *Quando in situ locorum*, sagt Hemsterhuys einmal, *urbiumque, praesertim Aegypti, describendo versatur Xenophon, facile non nimis segni lectori persuadet, suam Geographiae peritiam valde claudicare.* Die Sprache ist also das einzige, wodurch man gelockt werden kann, die Geschichte des Habrokomes und der Anthia kennen zu lernen, und für den Philologen ist Xenophon von Ephesus wegen seiner guten Gräcität ein merkwürdiger Schriftsteller. Der Liebhaber der griechischen Sprache wird daher dem Frhn. v. L. für die gegenwärtige Ausgabe um so grösseren Dank wissen, da in den früheren Abdrücken, für die Kritik des Textes nichts gethan ist, und neuerdings auch die Anmerkungen eines Hemsterhuys und Abresch in den Observ. Miscell. unbenutzt blieben.

Diese findet man hier, theils ganz theils auszugsweise, wenn sie fremde, oder was bey Abresch nicht selten geschieht, triviale Dinge enthalten, deren Wiederhohlung dem Leser lästig werden könnte. Ueberdies gebrauchte Fr. v. L. nicht allein die schätzbaren Bemerkungen des gelehrten D'Orville, der den Xenophon bearbeitete, um ihn herauszugeben, sondern erhielt auch ein Exemplar der Londner Ausgabe, an dessen Rande Cocchi selbst die Fehler seines Textes nach der Handschrift berichtiget hatte. Ehe dieses in seine Hände kam, ersuchte er Hn. Dr. *Weigel* in Leipzig, welcher damals in Florenz lebte, den Codex von neuem zu vergleichen; allein derselbe hatte kaum die 41ste Seite der Londner Ausgabe erreicht, so wurde ihm die Ankunft des Cocchischen Exemplares gemeldet, und er hörte auf. Späterhin bedauerte der Herausg. dass er Hn. Weigel seine Arbeit nicht vollenden liess, weil er fand, dass die Collation desselben die Berichtigungen von Cocchi weit übertrifft, der nun einmal, wie es scheint, für dergleichen Beschäftigungen verdorben war.

Um nun unseren Lesern anschaulich zu machen, wie viel der Text des Ephesiers durch den Gebrauch dieser Hülfsmittel gewonnen habe, heben wir einige Beyspiele aus, die uns bey der Vergleichung mit der Cocchischen Ausgabe besonders auffielen. Einzelne aus der Handschrift ergänzte Wörter finden sich beynahe auf jedem Blatte; aber auch ganze Zeilen, zu deren Auslassung ein ὁμοιοτέλευτον Anlass gab, sind hin und wieder eingerückt. So heisst es jetzt B. I. S. 14. anstatt des undeutlichen ταῦτα ἐν τῷ ἑτέρῳ, Ἄρης ἦν richtiger und vollständiger ταῦτα ἐν τῷ ἑτέρῳ μέρει τῆς σκηνῆς, ἐν δὲ τῷ ἑτέρῳ Ἄρης ἦν. und B. I, S. 25. liest man nach den Worten τῶν δὲ ἐν τῇ νηὶ φλεγομένων den Zusatz τὰς χεῖρας ἐκτεινόντων καὶ ὀλοφυρομένων. Auch in der Stelle ἄγει δὴ παρὰ τὸν αἰγιαλὸν τὸν Λάμπωνα, τὸν αἰπόλον κ. τ. λ. B. II. S. 48. sind wir der Meynung, dass der aus dem Manuscript ergänzte Text keiner weiteren Berichtigung bedürfe. Habrokomes konnte den Ziegenhirten aus dem Grunde an das Ufer führen, weil er unbemerkt bleiben, und den Blicken einer Person entgehen wollte, die ihm in Tyrus die schrecklichsten Qualen zugezogen hatte. B. V. S. 114. ist sogar eine Lücke von 55 Wörtern ausgefüllt worden. In solchen Fällen, wo die Lesart der Handschrift entweder keine, oder keine befriedigende Hülfe dar-

darbot, nahm der Hr. Herausgeber zuweilen eine Verbesserung von Hemsterhuys oder Abresch in den Text auf. Jenem verdankt Xenophon bekanntermaſsen sehr vieles. Mit ungemeinem Scharfsinn entdeckte Hemsterhuys alle verdorbenen Stellen, spürte beynahe alle Lücken des elenden Cocchischen Textes aus, und sein kritisches Genie, geleitet durch eine Kenntniſs des Alterthums und der griechischen Sprache, wie sie nach ihm wenige Gelehrte besitzen, gerieth bey Entfernung der Schwierigkeiten selten auf Abwege. Als eine der schönsten Hemsterhuysischen Verbesserungen führen wir an B. IV. C. 1. τάχα anstatt ταῦτα, aus welcher Stelle man sieht, daſs die Abschreiber in der Erdbeschreibung Aegyptens doch noch unwissender waren, als der gute Xenophon. Seltener geschah es, daſs eine Vermuthung von Abresch in den Text gesetzt wurde: eine Ehre, die wir etwan dem Vorschlag τινὶ für τινὸς erzeigt hätten (B. II. S. 42.) wo die Endsylbe des vorhergehenden Wortes offenbar auf τινὰ führte. Der Fr. v. L. gehört nicht zu den verwegenen Kritikern, denen eine kleine Wahrscheinlichkeit und zuweilen die bloſse Möglichkeit einer Lesart hinreicht, um ihr im Texte den Vorzug zu geben. Er verlangt in diesem Falle eine vollkommene Evidenz, und häufiger drückt er den Sinn einer Vermuthung in der Uebersetzung aus, läſst aber die Lesart der Handschrift im Texte ungeändert. Man kann dieser Gewissenhaftigkeit unmöglich das gebührende Lob versagen, nur hätten wir keine offenbar falschen und ungriechischen Ausdrücke im Texte stehen gelassen, wie z. B. περιπεπηγμένην. B. I. S. 5. Am bescheidensten ist der Herausgeber bey seinen eigenen Vermuthungen, unter welchen uns S. 211. ἀδικουμένου für ἀδικουμένῃ, und S. 225. ἐρημαῖον für ἠρεμαῖον besonders gefallen. Mit gutem Grunde vertheidigt er gegen Hemsterhuys S. 185. die Worte κοινωνήματα ἐξαιρέτως S. 187. ἐνεγγυᾶν. S. 198. συνευστιάζειν, wo man nur zur völligen Ueberzeugung eine Stelle wünscht, in welcher dieses Zeitwort active Bedeutung hat, S. 206. den Genitiv αὐτοῦ u. s. w. Allein gegen die Vermuthung einer Lücke bey den Worten οὐκέτι ἀνασχόμενος οὐδὲ λόγον ἀκοῦσαι S. 193. müssen wir den gewöhnlichen Text in Schutz nehmen. Der Sinn ist offenbar: *Apsyrtus vermochte es weiter nicht über sich, auch nur ein Wort (der Vertheidigung) anzuhören.* Warum sollte οὐδὲ nicht durch *nequidem* übersetzt werden können? (In unserer Sprache, die keine gehäuften Verneinungen zuläſst, gebrauchen wir die Worte *auch nur*), und heiſst es doch in einer vollkommenen Parallele B. IV. C. 2. von dem *Praefectus Aegypti* auf gleiche Weise: οὐκέτι οὐδὲ πυθόμενος τὰ γενόμενα.

Wir wenden uns nun zu demjenigen Theile der Anmerkungen, welche die Erklärung des Schriftstellers betreffen, und empfehlen denselben als ein Magazin der feinsten und ausgesuchtesten Sprachbemerkungen. Nicht allein der angehende Humanist kann sich hier einen Schatz philologischer Kenntnisse erwerben, und wird zu diesem Werke, wie zu den Schriften eines Hemsterhuys, Valkenaer, D'Orville öfters und immer mit Nutzen zurückkehren; sondern auch der geübte Philolog findet reichliche Nahrung, und labet sich an der Menge trefflicher Erläuterungen seltener Ausdrücke und Redensarten, wodurch man für die Lectüre eines langweiligen Romans auf das beste schadlos gehalten wird. Man wird sehr bald gewahr, daſs genaue Kenntniſs der griechischen Sprache und ihrer Eigenheiten des Herausgebers vorzügliche Stärke ist, und lernt einen Mann kennen, der zur Bearbeitung eines griechischen Schriftstellers um so gröſseren Beruf hat, je vielumfassender seine Sprachkenntnisse sind, und je weniger ihm aus dem ganzen Umfange der alten Literatur eine Bemerkung entgeht, welche für seinen Schriftsteller von Nutzen ist. Heutzutage, da die Ausgaben alter Schriftsteller so sehr vervielfältiget werden, da ein jeder junge Mann, der eine mittelmäſsige Kenntniſs der griechischen Sprache besitzt, berechtigt zu seyn glaubt, was immer für einen Classiker von neuem abdrucken zu lassen, da man durch die Erklärung des Schriftstellers aus sich selbst, deren Nothwendigkeit und hohen Werth wir keineswegs verkennen, sich schon die gröſsten Verdienste erworben zu haben glaubt, heutzutage ist es besonders angenehm, einen Commentator zu finden, dem kein Schriftsteller des Alterthums fremd ist, und der mit seinem ausgebreiteten Wissen für den Zweck geschickt zu wuchern weiſs, den er sich zunächst vorgesetzt hat.

In einer der ersten Anmerkungen beschäftigt sich Fr. v. L. mit der Rechtschreibung des Wortes *Habrokomes.* Alle früheren Bearbeiter Xenophons nannten den Helden des Romans Abrokomes oder Abrokomas. Der Hr. Herausgeber zeigt die Unrichtigkeit dieser Schreibart theils aus der Zusammensetzung des Wortes, welches nicht, wie Hemsterhuys glaubte, ein persischer, sondern ein griechischer Namen ist, theils aus einem lateinischen Titel in Gorii Inscr. Etrusc. wo ausdrücklich eines HABROCOMAS gedacht wird. Lächeln machte uns die Bemerkung, daſs *Villoison* in seiner Ausgabe des Longus eine so geringe Kenntniſs des Xenophon von Ephesus zeigt, daſs er den Habrokomes überall in eine Abrokome und den Anthia in einen Anthias verwandelt. S. 125. und folg. ist eine ausführliche Anmerkung über den verschiedenen Gebrauch des Wortes μουσική, und S. 135. über die Bedeutungen von ἀνέραστος, welche beiden Noten wir unsern Lesern vorzüglich empfehlen. Ganz neu ist S. 200. die Vertheidigung des seltenen Wortes ζήλη (*eine Nebenbuhlerinn*) gegen D'Orville, der jenen Ausdruck als ungriechisch verdammte. Der Hr. Herausgeber fand ihn auch in den Briefen Aristänets B. I. Br. 25. Mit besonderer Sorgfalt ist alles erläutert, was nur einigermaſsen von dem gewöhnlichen Sprachgebrauche abweicht, und überall beynahe weiſs Fr. v. L. aus anderen Griechen etwas ähnliches anzuführen. So bey der Redensart ἑαυτοῦ γίνεσθαι für ἐν ἑαυτῷ γίνεσθαι, S. 229. bey dem Satz πρὸ πολλοῦ τοῦ ἄντρου (*longe ab antro*) S. 211. bey φθάσαντα ἀπολέσθαι S. 192. und anderwärts. Zur Erläuterung des Wortes τοσοῦτο S. 147. in der Stelle: ἐνεώρων ἀλλήλοις, εἰπεῖν τὸ ἀληθὲς φοβούμενοι· τοσοῦτο δὲ ἐστέναξεν ἄν ποτε ὁ Ἁβροκόμης (nur seufzte Habrokomes zuweilen) hätte Lucians ἓν μόνον (Th. III. S. 281.) gebraucht werden können. Auch die weib-

weibliche Form ἀνακλα S. 280. ist Recensenten noch aus Philo bekannt. (Th. I. S. 568. ed. Maug.) Bemerkenswerth dünkt uns die Anmerkung des Frhn. v. L. über die Worte εἰ μὴ τύχῃ S. 185. *Brunck* nahm bekanntlich als einen unbezweifelten Kanon an, dass das Wörtchen εἰ niemals mit dem Subjunctiv verbunden werde, und änderte zuweilen nicht ohne beleidigende Ausfälle auf die früheren Kritiker (vergl. Anal. vet. poet. To. III. S. 251.) alle diejenigen Stellen, in welchen er εἰ in dieser Verbindung antraf. Fr. v. L. zweifelt mit Recht an der Richtigkeit dieses Verfahrens, und bemerkt unter andern, dass Thomas Magister S. 267. jenem Kanon die Ausnahme hinzufüge πλὴν τῶν ἀνθυποτάκτων, οἷον εἰ λάβωμαι, εἰ τράπωμαι. Allein es fragt sich, was der Grammatiker mit diesen Worten habe sagen wollen. *Fateor*, heisst es S. 186., *non satis mihi liquere, quomodo exceptio haec sit intelligenda. Quid, amabo, est ἀνθυποτακτος? Non reperitur, credo, vox ista, nisi h. l. et apud Suidam in* Ἀγάπης. Recensent gesteht, dass ihm der Ausdruck ἀνθυπότακτος als ein grammatisches Kunstwort gleich dunkel ist. Allein da er völlige Ueberzeugung hat, dass jenes Wort verdorben ist, und die wahre Lesart der Röm. Ausgabe ἀνυποτάκτων in dem gewöhnlichen Texte des Thomas verdrängt hat, so sind ihm alle Zweifel über jene Stelle gehoben, und der Kanon, wie ihn Thomas anführt, scheint ihm um so richtiger zu seyn, je grösser die Zahl von Stellen ist, in welchen εἰ bey den besten Schriftstellern und nach den besten Handschriften mit dem Subjunctiv gefunden wird. Die Grammatiker unterscheiden ῥήματα ἀνυπότακτα und ἀνθυπότακτα. Von den letzteren handeln z. B. Eustath. zu Iliad. Ξ. S. 983. und Constantin. Lascaris B. II. am Ende. Dieser sagt besonders deutlich: Τῶν ἀνθυποτάκτων ῥημάτων τὰ μὲν ἐνεργητικῶς, τὰ δὲ παθητικῶς προφέρονται. εἰσὶ δὲ ἀνθυπότακτα ἐνεργητικὰ, ὧν τὸ ῥῆμα βαρύνεται, καὶ μετοχὴ ὀξύνεται καὶ τὸ ἀπαρέμφατον περισπᾶται. τούτων τὰ ἑνικὰ δεύτερα καὶ τρίτα πρόσωπα καὶ τὰ πληθυντικὰ πρῶτα ἀνθυπότακτα λέγονται, οἷον δάκω, δακὼν, δακεῖν, ἐὰν δάκῃς, δάκῃ, ἐὰν δάκωμεν.... τὰ δὲ παθητικῶς προφερόμενα ταῦτα, ἀνάσχωμαι, ἀντίσχωμαι, ἀπόσχωμαι, ἀφίκωμαι.. καὶ τὰ ὅμοια. Suidas am angeführten Orte gebraucht den richtigen Ausdruck ἀνυπότακτος. Fr. v. L. wurde vermuthlich von Dan. Scott irregeführt, welcher unter dem Worte ἀνθυπότακτος den Suidas anführt, und dessen Ablepsie Ursache ist, dass ein Artikel in die griechischen Wörterbücher kam, (Ernesti wiederhohlte ebenfalls das fehlerhafte ἀνθυπότακτος) für den es schwerlich eine Autorität geben möchte. Recensent nützt übrigens diese Gelegenheit, die Lehrer der griechischen Sprache darauf aufmerksam zu machen, dass sie die griechischen Benennungen der grammatischen Kunstwörter nicht, wie es insgemein geschieht, bey dem Unterrichte vernachlässigen, sondern ihren Zöglingen geläufig machen, da man ohne Kenntniss derselben in Scholiasten und Grammatikern beynahe keine Seite versteht, und viele derselben in den gewöhnlichen Wörterbüchern vergebens gesucht werden.

Die Einkleidung des Commentars ist, trotz des trockenen Stoffes, angenehm, und hin und wieder launigt: besonders macht die Art, wie der Hr. Herausgeber seinen Wiener Vorgänger behandelt, dem Leser viele Unterhaltung. Die Aenderungen und Zusätze dieses geist- und geschmacklosen Ungelehrten, deren Gründe mit keinem Worte angegeben werden, sind meistens von der Art wie folgendes. B. V. S. 1. zeigt der Fischer Aegialeus seinem adoptirten Sohne Habrokomes den einbalsamirten Leichnam Thelxinoëns, den er in seiner Hütte aufbewahrte, mit den Worten: οὐχ οἷα νῦν ὁρᾷς σοι, τοιαύτη φαίνεταί μοι, ἀλλὰ ἐννοῶ, τέκνον, οἷα μὲν ἦν ἐν Λακεδαίμονι, οἷα δὲ ἐν τῇ φυγῇ, τὰς παννυχίδας ἐννοῶ. Polissoi Kondus setzt hinzu: καὶ τἄλλα (τἄλλα). Trifft zuweilen eine Lesart der Handschrift mit einer seiner Aenderungen zusammen, (denn auch die blinde Henne findet öfters ein Körnlein) — so unterlässt der Hr. Herausgeber nicht, die Verdienste seines Vorgängers anzupreisen, der sich des Guten nur nicht rühmen wollte, oder wie es S. 211. heisst: *qui, dum emendat, ut Plauti Collybiscus, dum amat et potat, clam furtimque esse vult, ne qui sciant.* — Dass die Anmerkungen Abreschs bald abgekürzt, bald ganz übergangen wurden, wird jedermann gut heissen. Recensent kennt nicht leicht einen Philologen, der so sehr auf Kosten seines Verstandes und Geschmacks mit Belesenheit prahlt, als dieser. Bey der Note Abresches zu den Worten ἔξεισιν (ὁ Ἀβροκόμης) ὡς ἐπί τινος χρῄζων, (*egreditur Habrocomes, quasi quid sibi opus esset.*) S. 235. konnten wir uns des Lachens nicht enthalten. Denn wer in aller Welt wird hierbey an eine Befriedigung natürlicher Bedürfnisse denken? Unter den gelegentlichen Bemerkungen über andere Schriftsteller findet sich S. 135. eine sinnreiche Verbesserung im Philoktet des Sophokles V. 336. Philoktet fragt dort nach dem gewöhnlichen Texte ἢ τέθνηχ' ὁ Πηλέως γόνος; allein er weiss bereits den Tod des Achilles, es ist daher natürlicher, mit dem Frhn. v. L. ἦ τ. ὁ Π. γ. zu lesen, wodurch die Frage richtiger, und dem folgenden mehr angepasst wird. Druckfehler sind uns, ausser den wenigen am Ende angezeigten, im ganzen Werke fast gar keine vorgekommen, und Versehen, wie S. 143. *comparare* für *comparere*, S. 234. *liguae* für *linguae*, S. 237. *quipem* für *quidem* u. s. w. wird jeder Leser von selbst berichtigen. Für einen Druckfehler halten wir auch S. 232. die Schreibart προστῆναι und προστὰς anstatt προστῆναι, προστὰς, ungeachtet Fr. v. L. überall πρόςαγω, πρόςειμι nicht προσάγω, πρόσειμι drucken lässt.

Schliesslich bemerken wir noch, dass der Herausgeber in dem griechischen Texte die heutzutage gewöhnlichen Interpunctionszeigen gebraucht, und bey den Doppellautern, das ου ausgenommen, den Hauch auf den ersten, nicht auf den zweyten Vocal setzt, dass er also ἒις, ἂυτὸς nicht εἰς, αὐτὸς schreibt. Für das erste lässt sich anführen, dass die heutige Interpunction weil sie ein Paar Zeichen mehr hat, bestimmter ist, als die griechische; in Ansehung des zweyten halten wir es gerne mit denjenigen, welche den Hauch in die Mitte der beiden Selbstlauter setzen, oder, wenn die typographischen Formen nicht darnach eingerichtet sind, der Gleichheit wegen mit dem alten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 3. Februar 1797.

NATURGESCHICHTE.

WIEN, gedr. in der Oehlerischen Buchdr. auf Kosten des Vf.: *Versuch einer Mineralogie* für Anfänger und Liebhaber, vom Abbé *Estner*. II. Band, erste Abtheilung. Zircon - Diamantspath - Strontianit und Kieselgeschlecht; nebst Bemerkung der in den vorzüglichsten Wiener Kabineten sich auszeichnenden Mineralien und Fossilien. 1795. 535 S. 8.

Unstreitig gehört die vor uns liegende Mineralogie zu den besten Lehrbüchern, die in neuerer Zeit über diese Wissenschaft erschienen sind; es ist nur zu wünschen, dass der Vf. durch das Publicum unterstützt, und daher nicht müde werde, seinen Plan bis an das Ende mit eben der Sorgfalt und Gründlichkeit auszuführen und zu verfolgen, mit der er ihn hier angefangen hat.

Der Vf. befolgt die Wernerische Methode in Rücksicht der Beschreibungen, und es ist wirklich zu verwundern, mit welchem Fleiss sich der Vf., da er keinen mündlichen Vortrag über die Mineralogie bey Hn. Werner oder einem seiner Schüler hörte, in diese Methode hineingearbeitet hat. An den Beschreibungen des Vf., die im Ganzen genommen sehr gründlich sind, finden wir übrigens das auszusetzen, dass er, — da er doch blos die Absicht hatte, den generischen Charakter der Fossilien zu entwerfen — zu viel auf *Varietäten* Rücksicht genommen hat, weswegen manche äussere Beschreibung zu gedehnt wurde, als dass man den Charakter manches Fossils mit einem Blick übersehen könnte, welches besonders auffallend für denjenigen ist, der an die Kürze und Bündigkeit Linneischer Beschreibungen gewöhnt ist; denn diesem wird es z. B. S. 147. bey dem Granat, S. 215. bey dem Lepidolith, S. 241. bey dem Turmalin, S. 292. bey dem Amethyst, und bey mehreren andern Fossilien auffallen, dass nur allein das Kennzeichen *der Farbe*, das ja bekanntlich bey den Erd- und Steinarten eines von den veränderlichsten ist, eine ganze Seite und manchmal mehr als diese einnimmt. Der Vf. begegnet zwar einigermassen in der Vorrede dadurch dieser Ausstellung, dass er seine Arbeit nicht für Gelehrte, sondern für *Anfänger* und *Liebhaber* sowohl, als für das *Frauenzimmer*, welches sich mit diesem Zweige der Naturgeschichte auf eine leichte Art bekannt machen will, bestimmt. Indessen ist nach der Ueberzeugung des Recensenten gerade diesem Zwecke eine kurze und bündige Bestimmung der ausgezeichnetsten Unterscheidungsmerkmale angemessener, als die Aufzählung der zwar mannichfaltigen, aber im Ganzen genommen doch nur als Ausnahmen vorkommenden Abänderungen; denn es wird der Anfänger in der Mineralogie leicht verwirrt und ermüdet, wenn man ihm bey einem Kennzeichen zu viele Abänderungen auf einmal bekannt machen will. Besser scheint es daher, wenn man den Anfänger zuerst blos mit den ausgezeichnetsten und gewöhnlichsten äussern Kennzeichen eines natürlichen Körpers bekannt macht, und ihn erst in der Folge von den *zuweilen* vorkommenden Abänderungen unterrichtet, wenn er jene zuvor recht inne hat.

Manchem Mineralogen indess kann es angenehm und lehrreich seyn, hier manche Abänderung kennen zu lernen. Denn, da der Vf. unter einigen 40 Mineraliensammlungen, die sich in Wien befinden, die meisten und vorzüglichsten zu seinen Beschreibungen benutzen durfte, so hat er mehr als mancher andere Mineraloge Gelegenheit gehabt, sich anschauliche Kenntnisse zu erwerben. Bey der Richtigkeit und Genauigkeit seiner Betrachtungen, die aus seinem Buche hervorleuchten, darf man um so weniger ein Misstrauen in seine Angaben setzen, da er die Sammlungen alle bestimmt, in welchen sich diejenigen Stücke befinden, welche besonders merkwürdig sind, und nach welchen er seine äussern Beschreibungen entworfen hat.

Ausser mehreren bis daher unbekannten Varietäten, besonders auch in Rücksicht der Krystallisationen, die der Vf. mit aller Genauigkeit beschreibt, wofür er gewiss den Dank aller Mineralogen verdient, beschreibt er auch in diesem Bande, bey dem *schörlartigen Beryll*, eine neue Steinart unter dem Namen *rubinfarbiger sibirischer Schörl;* er soll in einem feinkörnigen Granitgebirge, und zwar in einer verwitterten Gangmasse auf dem Uralischen Gebirge mit röthlichem Feldspath, Quarz, schwarzem Schörl und etwas Glimmer vorkommen, und in Wien höchst selten, und daher sehr theuer seyn. Rec., der blos nach der vor ihm liegenden Beschreibung urtheilen kann, bezweifelt die Vermuthung des Vf., dass diese Steinart als eine Abänderung von dem *schörlartigen Beryll* betrachtet werden könnte; denn sowohl die *Farbe*, die *Krystallisation*, und der *äussere* und *innere Glanz*, als auch die *Grade der Durchsichtigkeit* und *Harte*, welche dieses Fossil besitzt, scheinen es ganz bestimmt von dem schörlartigen Beryll auszuzeichnen. Es wäre zu wünschen, dass mit der Zeit diese Steinart häufiger nach Deutschland käme, und dass der verdienstvolle Klaproth Gelegenheit erhalten möchte, einen Theil derselben zur Untersuchung zu erhalten.

Im Ganzen legt der Vf. nun zwar das Wernerifche Syftem zum Grunde, doch weicht er auch oft von ihm ab, ohne durch neue Beobachtungen oder chemifche Zerlegungen dazu veranlafst zu feyn; denn fonft würde er z. B. den Lafurftein S. 503. nicht zu den Eifenerzen in den dritten Band verweifen, der doch nach Klaproths gründlichen und genauen Unterfuchung aus 46 Theilen Kiefelerde, 14,50 Alaunerde, 28 kohlenfaurer Kalkerde, 6,50 Gips, und nur aus 3 Eifenkalk und 2 Theilen Waffer befteht. S. deffen Beyträge 1fter B. S. 196. Dies und noch einige andere Beyfpiele find uns Beweife gewefen, dafs der Vf. feinen anfänglich aufgeftellten Grundfätzen nicht ganz getreu geblieben ift; denn S. 26. §. 149. nimmt er die bekannten fünf Doctrinen an, in deren Beftimmung weicht er aber in etwas von Hn. Werner ab. Die *Oryktognofie*, welche der Gegenftand diefes Buchs ift, beftimmt er folgendermafsen: „*Die Oryktognofie lehrt uns alle Mineralien und Foffilien unter fchicklichen und feftgefetzten deutlichen Benennungen durch hinlänglich beftimmte Kennzeichen in einer natürlichen und fo viel möglich ihren Beftandtheilen angemeffenen Ordnung erkennen.*" Rec. glaubt nicht, dafs es ganz richtig ift, oder zum Wefentlichen der Oryktognofie gehört, dafs man die Foffilien *in einer, ihren Beftandtheilen angemeffenen, Ordnung kennen* lehrt; denn man könnte fich ein oryktognoftifches Syftem bilden, das fich auf die verfchiedenen Grade der fpecififchen Schwere, oder einer andern beliebigen, *natürlichen* Eigenfchaft der Foffilien gründete. Ungeachtet aber nun der Vf. nach Hn. Werner bey feinem Syftem die Beftandtheile der Foffilien zum Grunde der Anordnung wählt, fo führt er in dem §. 150. Gründe an, die ihn bewogen haben, hie und da von dem Wernerifchen Syftem abzuweichen. „Der Gebrauch, die Uebergänge, die nahe Verwandtfchaft mancher Subftanz mit der andern, welche ich zu bemerken glaubte, find die Haupturfachen des wo immer abgeänderten Wernerifchen Hauptfyftems. Ich habe, wie mir fcheint, immer Rückficht genommen, nicht allein auf die vorwaltenden, fondern auch auf die charakterifirenden Beftandtheile der Subftanzen. Diefem zufolge habe ich manche Edelfteine nach ihrer Farbe und ihrem eingebildeten Werthe geordnet, unter andern Beyfpielen auch den Opal und den Pechftein, gleich nach dem Calcedon, dem Kiefelgefchlechte einverleibt, welche bey Hn. Werner unter dem Thongefchlechte aufgeftellt worden find u. f. w." Da der Vf. fonft gewohnt ift, fo logifch richtig abzutheilen, fo ift es auffallend, wie er bey feinem Syfteme auf fo höchft relative und fich nicht felten widerfprechende Eigenfchaften zugleich hat Rückficht nehmen können, befonders da der *eingebildete Werth* eines Foffils fich blofs auf zufällige Umftände, und keineswegs auf die Natur der Foffilien gründet; denn wenn z. B. die Diamante in Europa eben fo häufig gefunden würden, als Kalkfteine, fo würden fie ihrer Härte und ihres Glanzes und ihrer Durchfichtigkeit ungeachtet, einen eben fo geringen Werth haben, als die Kalkfteinarten; es haben zwar in vorigen Jahren Bergmann, Kirwan u. a. bey ihren Eintheilungen der Foffilien auch auf den Werth derfelben Rückficht genommen; allein heut zu Tage hat man fich doch völlig überzeugt, dafs man kein Mineralfyftem auf fo fchwankende und zufällige Eigenfchaften, als die angegebenen, gründen könne.

Der Vf. führt bey jedem Foffil die Kryftallformen fehr pünktlich auf, und zwar auch folche, die er nicht felbft zu fehen Gelegenheit hatte; hiebey wäre zu wünfchen gewefen, dafs er auch auf die Schriften verwiefen hätte, wo er fie befchrieben gefunden hat, denn es würden alsdann diejenigen Lefer, welche einige literarifche Kenntnifs in diefem Fache befitzen, die Glaubwürdigkeit zu beurtheilen wiffen. Denn fo find uns unter andern die befchriebenen Kryftallifationen des Olivins, die vierfeitige Granatkryftallifation, die S. 244 befchriebene Kryftallform des Turmalins, die aus einer dreyfeitigen Säule mit cylindrifchen convexen Seitenflächen beftehen, und an den Enden mit drey Flächen fo zugefpitzt feyn *foll*, dafs an *einem Ende die Zufpitzungsflächen auf den Seitenkanten*, und an dem andern auf den *Seitenflächen* auffitzen, etwas zweifelhaft, und wenigftens die letzterwähnte, gegen die bisher bekannten Kryftallifationsgefetze zu feyn. Ferner haben wir bey Durchlefung diefes fehr reichhaltigen Buchs auch gefunden, dafs der Vf. andere Begriffe mit der Benennung *Zwillings-* und *Drillingskryftall* verbindet, als die Wernerifche Schule; denn nach diefer erhält erft die Verbindung zweyer oder dreyer Kryftalle, die einen neuen regelmäfsigen Körper von ganz beftimmter Form bildet, wie es der Fall bey dem bekannten *Kreuzftein* vom Harz, der *bafaltifchen Hornblinde*, dem *Spinell* u. m. a. ift, den Namen Zwillingskryftall; Hr. Eftner hingegen nennt jede zufällige *Zufammenwachfung* zweyer oder dreyer Kryftalle Zwillings- und Drillingskryftalle; eben fo fagt er von einem Foffil z. B. S. 242., es komme in *vollkommenen* dreyfeitigen Säulen vor, die an den Seitenkanten mehr oder weniger *abgeftumpft*, — *zugefchärft* feyen; dies ift ebenfalls unrichtig, denn fobald ein Kryftall (nach der Fiction, die man bey Beftimmung deffelben zu Grunde legt), eine Veränderung, wie z. E. *Abftumpfung* oder *Zufchärfung* erlitten hat, fo kann man ihn nicht mehr *vollkommen* nennen. Ferner können wir es nicht ganz billigen, dafs der Vf. mehrere Foffilien umgetauft hat, die fchon längft unter beftimmten Benennungen, (die wir gerade nicht alle vertheidigen wollen,) bekannt waren; z. B. den *Olivin* nennt der Vf. *Afterchryfolith*, den bis daher fogenannten *rothen Schörl*, nunmehr aber von Hn. Klaproth benannten *Titankalk* nennt der Vf. *fchörlartigen Granat*. Den Wernerifchen *Thumerftein*, *Afterfchörl*, den *Prehnit*, *Halbzeolith*, den *Feldfpath*, *blättrigen Feldftein*. Bey diefer Aenderung der Namen, die wir übrigens auch nicht ganz paffend finden, hat der Vf. den nicht verwerflichen Grund, dafs die Benennung *dichter Feldfpath* ein wahrer Widerfpruch ift, indem dicht und blättrig oder fpathartig nicht zugleich ftatt haben kann. Da aber übrigens die Umänderung der Benennungen fchon längft bekannter Foffilien, wenn fie nicht aus ganz wichtigen Gründen

den geschiehet, weit mehr zum Nachtheil als zum Vortheil der Mineralogie gereichet, so hätte Rec. gewünscht, dass der Vf. keine neue (ebenfalls bloss willkührliche) Namen für die bisher angenommenen hätte einführen wollen.

Da der Vf. die Geburtsörter von den meisten Fossilien nicht allein sorgfältig angeführt, sondern auch bey sehr vielen Fossilien die verschiedenen Steinarten, in welchen sie an diesem oder jenem Ort gefunden werden, sehr genau beschrieben hat, so wird seine Arbeit für viele Mineralogen um so brauchbarer, weil sie von manchem Fossil, das sie besitzen, durch diese Beschreibungen auch den zuvor unbekannten Geburtsort kennen lernen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Salzburg, b. Duyle: *Gelegenheitsreden für das Landvolk.* Zweyte Sammlung. Trostpredigten bey erlittenem Wetterschaden, Misswachse, Theurung und andern Unglücksfällen. 1790. 196 S. Dritte Sammlung. Bittpredigten bey öffentlichen Bittgängen, vorzüglich in der sogenannten Kreuzwoche. 1792. 189 S. Vierte Sammlung. Passions- und Fastpredigten, nebst einigen andern zum Troste der Leiden. Auch besonders unter dem Titel: *Anhang zu den Gelegenheitsreden für das Landvolk.*) 1792. 184 S. Fünfte Sammlung. Kirchweihpredigten und Homilien. (Auch unter einem besondern Titel: *Siebenzehn Kirchweihpredigten und Homilien.*) 1791. 262 S. Sechste Sammlung. Vierzehn Predigten in harten Zeiten. (Auch unter diesem besondern Titel.) 1794. 234 S. kl. 8. (1 Rthlr. 14 gr.)

2) Breslau u. Hirschberg, b. Korn dem ält.: *Predigten für das Landvolk* auf alle Sonntage des ganzen Jahres, herausgegeben von *Anton Löhle*, Weltpriester und Vicarius bey der Collegiatkirche zu Grosglogau. Erster Theil. 1794. 360 S. Zweyter Theil. 1794. 360 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Beide Sammlungen von Landpredigten haben römisch-katholische Geistliche zu Verfassern; beide sind aber in Absicht auf ihren innern Gehalt so sehr von einander unterschieden, dass Nr. 2. gerade die entgegengesetzten Eigenschaften von denen hat, wodurch sich Nr. 1. auf eine vorzügliche Weise auszeichnet.

Die Materien in Nr. 1. sind durchaus moralisch, sehr interessant und fruchtbar für die Zuhörer und zu der besondern Veranlassung sehr passend; bey der Ausführung derselben liegt immer eine regelmässige Disposition zum Grunde, z. E. 2 Samml. 2 Pr. Verhalten des Christen nach einer schlechten Aernte. Ihr müsset euch überzeugen, dass Gott, ungeachtet der schlechten Aernte, dennoch euer Vater bleibe, und dass ihr auch seine Kinder bleiben müsset. 4 Samml. 8 Pr. Von den Klagen über das Kreuz, 1) vieles nennen wir Kreuz, was doch keins ist, 2) vieles Kreuz machen wir uns selbst, 3) vieles erschweren wir uns noch mehr. Ueberall erblickt man den einsichtsvollen denkenden Mann, der weit hellere und richtigere Begriffe hat, als der grössere Theil seiner Amtsbrüder, und zugleich die Gabe besitzt, von diesen seinen Zuhörern auf eine fassliche Weise und ohne grosses Geräusch so viel mitzutheilen, als ihnen nützlich ist. Nur zuweilen glaubte Rec. eine hinreichende Aufhellung der Begriffe zu vermissen. So ist es Samml. 2. Pred. 10. zwar sehr gut, dass der Vf. sagt: der Zorn Gottes ist nicht der Zorn eines Menschen, der in Hitze geräth etc., sondern das gerechte Missfallen Gottes an der Sünde, welches er durch Strafen zu erkennen giebt. Aber besser wäre es doch gewesen, wenn er geradezu gesagt hätte, dass dies eine menschliche Vorstellung von Gott sey, die nur auf eine uneigentliche Weise das ausdrücke, was eigentlich Zorn Gottes sey. Eben so ist Samml. 3. Pr., das Thema: über die Gewitterfurcht, trefflich ausgeführt, aber eine kurze Beschreibung der Gewitter würde gewiss noch mehr zur Reinigung der Begriffe und zur Minderung der Gewitterfurcht beygetragen haben. In den Predigten an den Bittfesten, welche die 3te Samml. ausmachen, ist die ganze Lehre vom Gebete in 10 Predigten nach sehr richtigen Grundsätzen abgehandelt, und die Beschaffenheit eines vernünftigen und christlichen Gebets auf allen Seiten gezeigt worden. Von dem Lehrbegriff der römischen Kirche wird man wenige Spuren finden, da der Vf. an den Festtagen immer moralische Materien abgehandelt hat; z. E. am Gedächtnisstage der Schmerzen der Maria redet der Vf. von der Liebe Gottes als einer mehr denn mütterlichen Liebe, und beschreibt sie als eine natürliche, eine herzliche, eine unermüdet thätige, eine uns nie vergessende oder verlassende Liebe. (Wie sie eine natürliche und herzliche Liebe sey, ist nicht recht erklärt, und das letzte kann auch von Gott nicht wohl gesagt werden.) Wenn zuweilen einige der römischen Kirche eigenthümliche Lehren vorkommen, so ist der Lehrbegriff so modificirt worden, dass das Anstössige wegfällt, so wie man dieses bey der Lehre von der Anbetung der Heiligen finden wird. Von abergläubischen und mystischen Vorstellungen sind die Predigten ganz frey. Uebrigens weiss der Vf. die besondern Fälle und individuellen Lagen der Zuhörer sehr gut zu benutzen und für sie lehrreich zu machen. Sein Vortrag ist sehr simpel und plan, ohne ins Niedrige zu verfallen, seine Sprache herzlich und vertraut, sehr fasslich und ohne alle Affectation. Einige Provincialismen, z. E. es wissen *sich* manche kaum *zu bleiben*, *Verlurst*, wird man bey dem vielen Guten gern übersehen. Die *Eingänge* sind oft etwas zu lang, und nehmen zuweilen drey Blätter ein. Die *Homilien* in der fünften Sammlung sind ein Muster guter Kanzelvorträge dieser Art. Ueberhaupt werden auch protestantische Landprediger diese Religionsvorträge mit vielem Nutzen gebrauchen können. Wenigstens ist dem Rec. bey Lesung derselben sehr wohl gewesen.

Wie ganz anders war ihm aber zu Muthe, als er zur Lesung von Nr. 2. überging. Der Vf. hat zwar auch

auch mehrentheils moralische Materien gewählt, und dringt sehr auf ernstliche Besserung, aber er kennt keine andere Mittel, als die Vorstellung der Strafen der Hölle, vor welcher der Sünder erschrecken und erzittern muss, und seine ganze Kunst besteht darinn, diese mit recht lebhaften Farben zu schildern, und ihm die Hölle recht heiss zu machen. Das verursacht nun eine höchst unangenehme Einförmigkeit, und das Ermüdende wird noch um einen hohen Grad vermehrt durch die crassesten Vorstellungen, wodurch der Vf. die Sünder zu schrecken sucht. Schon einige Hauptsätze sind deutliche Beweise davon, als: am Sonnt. Quinquagef. die geistliche Blindheit des Sünders, 1) der Sünder verblendet sich selbst freywillig, 2) *er nöthigt dadurch den Herrn, ihn noch mehr zu verblenden* und dem ewigen Verderben zu überlassen. Am 19ten Sonnt. nach Trinit.: Die Verdammten als Unglückselige, welche *aller* Güter beraubt sind, die mit *allen* Uebeln beladen sind, und die ewig gestraft sind. Noch mehrere Belege dazu findet man in einzelnen Stellen. So redet der Vf. die Sünder Th. I. S. 111. auf die Weise an: „Ihr seyd jetzt der Gegenstand des *Hasses* Gottes; — ihr seyd das *Schlachtopfer seiner ewigen Rache;* — ihr habt einen *rächenden Richter* über euch, der schon das *Rachschwerd* zückt, um euch den Todesstreich zu versetzen." Er sieht darauf einen Engel den Eingang zu dem Paradies mit einem Schwerd bewachen, er sieht den Lucifer, diesen stolzen Geist mit seinem abtrünnigen Anhang wie einen Blitz in die Hölle hinabfahren. Die Hölle wird Th. II. S. 283. beschrieben als ein Feuer ohne Licht, als ein erstaunliches aber doch wahres Feuer, welches einen unerträglichen Gestank ausduftet, sowohl den Leib als die *Seele* quälen und *brennen* wird, so dass alle Kräfte der Seele die Heftigkeit dieses Feuers empfinden, und von ihm auf das grausamste werden gepeiniget werden. Das Feuer wird das Mark der Gebeine und die Nahrung der Eingeweide seyn, es wird sie brennen, aber nicht verzehren. Auch an mystischen und absurden Vorstellungen ist kein Mangel. Th. I. S. 9. 10. wird das Weltgericht auf die Weise beschrieben: Jesus wird auf einer Wolke sitzen, er wird jenes Buch, in welchem alle unsere Werke aufgezeichnet sind, und welches mit sieben Siegeln verschlossen ist, eröffnen, er wird sagen: gieb Rechenschaft von den Lastern, mit welchen du deine Seele befleckt hast etc. Du hast mich beschimpft und durch deine Laster meine Wunden und meinen Tod erneuert, gieb Rechenschaft von deiner Grausamkeit. Nach S. 26. fürchtet der Vf., Jesus möchte einen Arm von seinem Kreuz losreissen, und die Ungehorsamen mit seiner allmächtigen Hand wie mit einem Donnerkeil zerschmettern. Die Welt ist ihm nach S. 56. eine blinde und stolze Welt, eine grausame und boshafte Welt, eine verworfene und verfluchte Welt. Der Stil ist unerträglich weitschweifig und declamatorisch, mit undeutschen, mystischen und pöbelhaften Ausdrücken angefüllt; z. E. ein Vergnügen *verkosten*, ich will in deinem Herzen meine Krippe aufschlagen, dieser Wollustteufel ruhet nicht, der Fress und der Suff, ihr höret nicht auf, jene gute Gegenstände zu lieben; die Wahrheit wird ins Geheim zu euch sagen, schäme dich, pfui, schäme dich. Der Apostel *Petrus* wird allezeit der *Apostelfürst* genannt. Dies wird genug seyn, um sich eine Vorstellung von dem Gehalt dieser Predigten zu machen.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Berlin*, in d. Realschulbuchhandl.: *Der nach der Gewissheit der Wahrheit und Göttlichkeit der heil. Schrift A. und N. Test. forschende und glücklich davon überzeugte Heyde* in fünf Betrachtungen, nebst einem kleinen Anhang in Oden und Liedern zur Befestigung des Herzens in der Wahrheit und im Glauben, auch andern zum Nutzen entworfen von *J. J. Heyde*, B. M. 1793. 112 S. ohne Dedication und Vorrede. (6 gr.) Dieser überzeugte *Heyde* ist niemand anders, als der Vf. in eigner Person, der auf dem Titelblatt mit seinem Namen zu spielen beliebt. Rec. muss sich wundern, wie ein Mann, der fast auf allen Seiten die *Vernunft* zu verunglimpfen sucht, sich für einen Wahrheits*forscher* halten, und noch mehr, wie er sich erdreisten könne, mit einem solchen Product öffentlich hervorzutreten. Man lese nur z. B. folgende Stelle S. 68., wo er denen, die den Hn. Jesum lieb haben, brüderlich zuruft: Seyd nüchtern und wachet — widerstehet fest im Glauben; und darauf fragt: „wo sind die Waffen in diesem Kriege zu bekommen? bey der blossen Speculation oder leeren Weltweisheit, bey blossen natürlichen Gelehrten? Elende Helden in solchem Kriege, welche lieber das Contrarium als das pro vertheidigen würden. Leidige Tröster! Nein, nein! der Teufel kann ihre Vernunft drehen wie er will, und wenn es auch die unbekehrten gelehrtesten Schriftausleger selber wären!" Nur noch eine Probe von dem *Oden*schwung unsers Dichters S. 105:

Am Anfang schuf Gott gut und rein, den Himmel und die Erde,
Er macht das Licht sehr hell und fein, denn wenn er sprach, es werde,
so ward gleich durch sein Allmachtswort die Sonne, Mond und Sterne,
die Sonne schien von ihrem Ort, auf Erden hell von ferne.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 4. Februar 1797.

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, b. Felseckers: *Faunae Insectorum Germaniae Initia. Deutschlands Insecten* herausgegeben von Dr. *G. W. F. Panzer.* 19 bis 24 Heft. (Jedes von 24 illum. Abbild. mit eben so vielen Textblättern 8. in einem Pappfutterale, kostet 12 gr.)

Im 19ten Hefte steht *Lamia Textor* an der Spitze; eine wohlgerathne Abbildung. — *Lam. Sutor F. Sartor F.* sind seit einiger Zeit ein Gegenstand vieles Streitens gewesen; wir behalten es zu einer bequemern Gelegenheit vor, darüber unsre Meynung zu äussern. — Den hier vorgestellten *Curc. glaucus* vermag Rec. nicht vom *nebulosus* zu unterscheiden; überdem passt Fabricius Beschreibung nicht genug, um *diesen* Käfer für seinen *glaucus* zu halten. — Zu den Citaten des *Curc. albidus F.* gehören auch *C. assinis Schrank.* En. 230. — *Curc. Arundinis F.* ist zu braun gefärbt. Alle unsre vielen Exemplare sind mit einem okergelben Ueberzuge bedeckt. — *Curc. oblongus F.* Ein hierhergehörendes Citat ist *C. Floricola.* Herbst. N. S. K. 6. 220. 184. t. 75. f. 10. Archiv. 4. 86. 93. Das von dem Vf. angeführte Citat: Arch. 7. 168. 102. möchte also das weniger richtige seyn. Die Beschreibung stimmt zwar mit Einer der vielen Abarten dieses Käfers so ziemlich überein; die Abbildung aber t. 45. f. 9. wäre dann sehr schlecht. — *Ichneum. extensorius* des Vf. ist nicht mit Schrank's und Geoffroy's Ichn. einerley, der um Vieles kleiner ist, und sich nie mit dem grossen zusammenfindet. Fabricius und Linné lassen uns in Ungewissheit, welche der beiden Arten sie gemeynt haben. — *Bombyx-Dumeti* zwar kenntlich genug; indessen vermisst man die feine, angenehme Arbeit der Natur in den Zacken der Binden, die nur Knoch's und Sepp's Meisterhand genau darzustellen vermag.

20. — *Elaphr. aquaticus F.* Bey der grossen Ungewissheit, die bey dieser Art und dem *semipunctatus* herrscht, hätten wir doch letztern Namen vorgezogen. — *Attelab. Bacchus.* — Das mit zwey Dornen bewaffnete Brustschild ist eine auffallende Erscheinung. Wir finden dazu weder unter unserm Vorrathe, noch bey andern Schriftstellern das Beyspiel. Die Vermuthung, dass daher dieser Käfer nicht der *Bacchus* sey, gewinnt durch die abweichende Form des Brustschilds, durch den anders gefärbten Rüssel, und dadurch, dass diesem die Fühlhörner nahe vor der Spitze, nicht aber in der Mitte eingelenkt sind, den grössten Schein der Gewissheit. Uebrigens muss Geoffroy's Citat weggestrichen werden. — *Att. Betuleti.* Nach unsern Erfahrungen ist das stachlige Brustschild dem Weibchen nicht ausschliessend eigen. — *Att. Populi.* Die Punktstreifen der Flügeldecken sind nicht stark genug ausgedrückt. — *Att. Frumentarius.* Auch hier wird altes ruhendes Getreide als sein Wohnort angegeben. Rec. und viele seiner Freunde haben ihn immer nur auf grünenden Gewächsen, vorzüglich in nassen Gruben auf dem Ampfer angetroffen. Sollte Fabricius *A. purpureus* hierher gehören? — Vom *Att. Betulae* ist das Weibchen abgebildet, das keine *pedes saltatorios* hat. — *Fulgora Europaea* ist jetzt nicht mehr die einzige Europäische Art aus dieser Gattung. Der unermüdete *Hübner* in Halle hat uns mit mehrern kleinen neuen Arten beschenkt, und Rec. glaubt, dass noch manches bis jetzt zu *Cicada* gezähltes Insect dieser Gattung beygesellt werden könne. Aus eben dieses verdienstvollen Naturforschers vielfältig angestellten Beobachtungen ist es wohl nicht länger zu bezweifeln, dass die *Europaea* nicht leuchte. — *Musca femorata Panz.* scheint ein wahrer *Syrphus*, dem Rec. einen Platz neben *S. pipiens* anweisen würde.

Das 21te Heft fängt mit *Altica oleracea* und *Erucae Fabr.* an. Dass die hier vorgestellten beiden Käfer verschiedner Art sind, wird sicher niemand bestreiten; aber es ist eine andre Frage, ob auch Fabricius *Erucae* die abgebildete ist. Wenn Fabr. von ihr sagt; „Affinis certe *oleraceae*, sed distincta tota glabra," „cyanea, nitida, immaculata, antennis solis nigris," so wird man diese Worte eher auf eine in Deutschland nicht selten vorkommende, der *oleracea* bis auf die etwas beträchtlichere Grösse, und die blaue Farbe, genau ähnliche Altica ziehn, als auf einen ganz anders gestalteten, breiten, kurzen, eyrunden Käfer, dessen Flügeldecken mit deutlichen Punktstreifen versehen sind, deren doch Fabricius mit keinem Worte erwähnt. Bey *Alt. Hyoscyami n.* 4. findet eine ähnliche Verwirrung statt. Unter den Citaten muss Geoffr. 248. 11. sowohl, wie Schrank En. 161. und Rossi. Fn. Et. 213. wegfallen; alle drey beschreiben ihren Käfer mit Punktstreifen auf den Flügeldecken. Dagegen passt *l'Altise bleue sans stries* Geoffr. 149. 12. hierher. — *Alt. Atricilla.* Es ist doch noch immer grossem Zweifel unterworfen, ob die hier vorgestellte, des Fabricius Käfer ist. Mindere Bedenklichkeit hegen wir gegen das Linnéische Citat, obgleich auch dieser der Punktstreifen nicht gedenkt. — *Alt. pratensis Hellw.* Dazu kommt: *l'Altise la paillette* Geoffr. 1. 251. 19. und vielleicht ist *A. Atricilla F.* eine Abart davon? — *A. Brassicae F.* Fabricius sagt: „elytra margine omni *fasciaque media* atris." Ersteres trifft zu; allein von der Binde, die noch dazu breit seyn soll, sehn

sehn wir gar keine Spur bey Panzers Käfer. Hierzu kommt nun noch, dass die Vorderhälfte des Brustschilds blassgelb gefärbt ist; lauter Anzeigen, dass die Abbildung eine verschiedne Art darstellt. Fabricius *A. Brassicae* ist der 4. *pustulata* ähnlich, nur um die Hälfte kleiner.

Im 22ten Hefte sind die Deutschen Lymexyla fast alle abgebildet. Die hier vorgestellten *dermestoides*, *proboscideum* und *barbatum* machen, wie Hellwig richtig bemerkt, sicher nur Eine Art aus: *proboscid.* ist das Männchen, *barbatum* eine Spielart desselben, die sich nur durch die Farbe der Flügeldecken unterscheidet, und wozu es an Uebergängen nicht fehlt. Es bedarf aber einer nähern Untersuchung, ob das abgebildete wirklich das *barbatum Fabr.* ist. Viele behaupten, dass Fabricius den unter dem Namen *Serropalpus striatus* hin und wieder bekannten Käfer gemeynt habe, den Schaller. Hall. Abh. 1. 322. t. 1. f. 7. sehr gut beschreibt, und den auch Olivier unter dem Titel *L. barbatum* versteht. Fabricius Beschreibung enthält nichts, was dieser Behauptung widerspricht; man bemerke nur die Worte: *Corp. fuscum, tomento aureo fugaci nitidum*, und selbst: *anten. et ped. pallidiores* die gar nicht auf Panzers Käfer passen. Auf der andern Seite muss es aber jedem sonderbar scheinen, wie Fabricius Hellwigs Bemerkung von der Geschlechtsverschiedenheit, und: *proboscideo affinis*, hinzusetzen konnte. Das Citat von Schaller muss in der Fauna also weggestrichen werden, das durch *Meloe Marci.* Lin. S. N. 681. 13. *Lymex. Marci.* Olivier. In. 25. 4. 2. t. 1. f. 2. vielleicht auch durch L. *Moreo Fabr.* ersetzt werden kann. — Bey L. *navale* citirt unser Vf. Schäffer. Icon. t. 59. f. 1. wo aber gewiss kein Lymexylon, sondern eine *Necydalis*, vielleicht eine Abart der *melanura* vorgestellt ist. Eben so verbieten die langen Fühlhörner und der verschiedne Habitus Frisch. 13. t. 20. anzuziehn. Unter den angegebnen Wohnorten dieses seltnen Insects fallen daher Berlin und Regensburg weg. — Zu L. *flavipes* gehört noch *Pterophorus* Herbst. Arch. 5. 105. 47. t. 27. f. 1. a. b. — Sollte der *Ripiphorus Carinthiacus Panz.* nicht der *bimaculatus Fabr.* seyn? Alles trifft. Rec. besitzt eine Abart des hier abgebildeten, bey dem der ganze Hinterleib, und die Füsse, ausgenommen die Kniegelenke, rostroth sind. Der einzige Umstand ist der, dass Fabricius nicht des Flecks an der Flügeldeckenwurzel erwähnt; allein bey der eben bemerkten Abart, die gerade Fabr. Beschreibung entspricht, ist er bey weitem nicht so gross und so deutlich abgesetzt, wie bey der Varietät, die *Panzer* vorgestellt hat, und die wir auch besitzen. Die Gattungsrechte des *Stenocor. Lamed* sind uns eben so zweifelhaft (S. Rec. d. 17tes Hefts in n. 97. d. J.) wie seine Rechte auf die Deutsche Mitbürgerschaft. Zur *Leptura hastata*, die oft mit einer Abart der L. *melanura* verwechselt wird, gehört auch: *Sten. Lamed* Rossi Fn. Etr. 1. 371. Petagna. Sp. Inf. Fig. 17. Die n. 23. abgebildete *Musca solstitialis* ist nicht die wahre Linneische Fliege. Dies lehrt eine Vergleichung der Beschreibung in der Fn. Sv. Mit Degeers *M. Arctii* ist sie einerley.

23ter Heft. *Notoxus minutus F.* ist doch wahrlich kein *Notoxus*; wir möchten ihn fast für *Pselaphus Hellwigii Herbst* erklären. — *Not. thoracicus Schneider* ist *N. pedestris* Rossi Fn. Etr. Mant. 114. — Ungern wird man die Herbstischen Latridien den Dermesten beygesellt sehn, indessen hat der Vf. die Entschuldigung für sich, dass sein Plan ihm nur solche Gattungen aufzunehmen erlaubt, die dem Fabricischen Systeme angepasst sind. Freylich werden wir dann noch lange auf die vielen Gattungen kleiner Insecten Verzicht thun müssen! Bey *Bombyx dispar* führen wir als eine zwar nicht ganz neue, Merkwürdigkeit an, dass man vollkommne Zwitter kennt.

Der *Byrrhus fascicularis Panz.* im 24ten Heft ist wohl ohne Zweifel das *Sphaeridium fasciculare Fabr.* Auch *Olivier* (Ins. 13. 8. 7. t. 2. f. 7. a. b.) und *Brahm* (Insectenkal. 1. 59. 192.) rechnen diesen Käfer zu den Byrrhen, von denen er sich doch durch manche Kennzeichen entfernt. — *Helops caraboides Panz.* wird vielfältig für den *H. quisquilius* gehalten. Statt: Caput-fossula *longitudinali* impressa, soll es wohl *transversali* heissen. — *Derm. coleoptratus Panz.* scheint dem *D. pedicularius* nahe verwandt. Die *Chrysom. Baaderi Panz.* ist, wie wir durch eine stufenweise aufeinander folgende Reihe von Uebergängen beweisen können, eine seltne Abart der *C. 10. punctata.* — *Lymexylon levigatum Panz.* möchte vielleicht mit jenem *Serropalpus striatus* dem *Lym. barbat. F.?*) eine eigne Gattung bilden. *Donacia appendiculata* wurde ungefähr zu eben der Zeit von Hn. Hoppe selbst unter dem Namen *Don. acuminata* bekannt gemacht. Der *Anthrib. ruficollis*, war Rec. sehr wohl bekannt; von Herbsts *Attel. ruficollis*, der mit *Anthr. planirostris* und *Curc. Roboris* Payk. einerley ist, unterscheidet ihn auch der sehr kurze Rüssel. Der *Mycetophag. spinipes Panz.* ist *castaneus F.* Seinen *Lyctus abbreviatus* stehn wir nicht an, für eine Spielart der *Nitidula sexpustulata Fabr.* zu erklären. Sie weicht zwar in ihrem Korperbaue merklich von den Nitidulen ab; doch scheint sie eben so wenig zu Lyctus zu gehören. Rec. würde sie mit *Ips quadripustulata*, *quadriguttata* in eine eigne Gattung verbinden. Die seltsame *Empis platyptera Panz.*, bekamen wir einst vom Harze.

Dem 24tem Hefte ist das systematische Register über den ganzen Jahrgang von 1794., mit der Vorrede des Verfassers, beygelegt.

Wir können diesen zweyten Jahrgang nicht besser beschliessen, als wenn wir einige der in diesen letzten Heften gelieferten Abbildungen genau mit der Natur vergleichen, um aus dieser Vergleichung einige Anmerkungen zu ziehn, deren Anwendung diesem vortrefflichen Werke vielleicht einen noch grössern Beyfall verschaffen könnte, als es jetzt schon hat.

Wer mit Aufmerksamkeit die Figuren untersucht, der wird finden, dass der Umriss das Hauptverdienst des Zeichners ist. Nicht leicht ist ein Insectenmaler glücklicher in Auffassung dessen gewesen, was zu dem Charakteristischen des Insects gehört, als Sturm. Allein uns scheint es, als ob die feinere Ausführung der Darstellung durch Schatten und Licht viel-

vielleicht nicht selten der nachher aufzutragenden Farben wegen, von dem Künstler vernachlässiget wurde. Bey den meisten seiner Vorstellungen, besonders bey den Käfern, wo doch so Vieles sich findet, was nur durch Schatten und Licht dargestellt werden kann, sieht man den Schatten auf der Einen Seite so stark vertheilt, wie auf der andern. Oft fehlt der Schatten ganz, an Theilen, die gleichwohl nicht platt sind z. B. im 23ten Hefte bey *Chrysom. Lapponica, gloriosa* nnd *speciosa*. Wir wollen bey dem ersten dieser drey Käfer stehn bleiben. Der Umriss im Ganzen und in den einzelnen Theilen ist sehr gut; fast aber möchte Rec. die Flügeldecken zu breit, oder richtiger zu kurz angegeben finden; doch kann sich das Auge in solchen Fällen, wo der Schatten mit ins Spiel kommt, sehr leicht täuschen. Der Schatten, der das Mittelfeld des Brustschilds emporheben soll, ist zu stark; es ist nicht so scharf von den Seitenrändern abgesetzt; sondern nur durch eine flache Rinne. Das Licht fällt gerade in die Mitte des Brustschilds; die Seitenränder sind gleich stark beleuchtet. Auf den Flügeldecken findet weder Schatten, noch Licht statt. Die dunkelgrünen Zeichnungen sind gewissermassen als Vertiefungen behandelt. Dieselben Striche, die auf dem Brustschilde zur Schattirung angewendet sind, sollen hier dem Illuminateur zur Richtschnur dienen, wohin er die grüne Farbe tragen soll. Die Wölbung der Flügeldecken ist so wenig, wie ihre hintere Abdachung, sichtbar; auch von dem Rande ist keine Spur. Es ist wahr, die Art des Kupferstichs, deren sich der Künstler bedient, setzt ihm grosse Hindernisse entgegen, die schwer und nur mit einigem Zeitaufwande zu heben sind. Denn eigentlich sollte man sich bey Abbildungen solcher Gegenstände der punktirten Manier bedienen, womit die Natur sich noch am Ersten erreichen lässt. In frühern Blättern z. B. beym *Necrophor. Vespillo* im 2ten Hefte hat H. Sturm beide Arten des Kupferstichs mit ziemlichen Glücke vereint.

Jetzt bleibt uns noch ein Umstand auseinanderzusetzen, der auf das Auge eine nachtheilige Wirkung hat; die Stellung der Füsse; wir meynen nicht das, im Grunde betrachtet, oft unnatürliche, Einerley, sondern wir wissen recht wohl, dass der Natur nachgeahmte Stellungen oft es nothwendig machen würden, Ein Insect von mehrern Seiten darzustellen, um alle Theile nach ihren richtigen Verhältnissen zu sehn. Um bey *Chrys. Lapponica* stehn zu bleiben, ist es wohl möglich, dass bey *dieser* Ansicht des Brustschildes die beiden Vorderfüsse so auf jeder Seite hervorkommen können? Das vorderste Bein ist an der untern Seite des Brustschilds in der Mitte eingelenkt; in der Figur tritt es unter der Schulter der Flügeldecken, und zwar in der Richtung hervor, dass wenn man sich den Schenkel nach innen, bis an seinen Ursprung verlängert denkt, dieser Ursprung fast in die Mitte der Unterseite der Brust fallen würde. Ueberdem kann der Schenkel in dieser Stellung nie so weit hervorragen. Der zweyte Schenkel würde, bis an seine Wurzel verfolgt, sich mit dem ersten kreuzen, und sein Ursprung, der einen Raum hinter dem des Vorderschenkels liegt, vor denselben fallen müssen. Und dieser Fehler ist so oft wiederholt.

Die Abbildung des *Ripiphor. Carinthiacus* ist ein neuer Beweis, von unsrer Behauptung, wie schön es unserm *Sturm* gelingt, das Charakteristische des Umrisses darzustellen. Genaue Vergleichung mit der Natur findet auch hier den Kopf in Fig. b. oben zu spitz, und, was ungleich wichtiger ist, die Fussblätter sehr unrichtig gezeichnet, die doch bey den Käfern dieser Gattung sehr merkwürdige Verhältnisse gegen einander haben. An dem mittlern Fusspaare ist das erste Glied des Tarsus fast so lang, wie der ganze Tarsus der Figur; das zweyte Glied ist halb so lang, als das erste; u. s. f. Unsre Vergleichung ist von vier Exemplaren genommen.

Hr. Sturm ist gewiss von uns überzeugt, dass Liebe für das Beste der Wissenschaft, die seiner Kunst sehr Vieles dankt, der einzige Gesichtspunkt ist, aus dem er diese nähere Untersuchung einiger seiner Werke ansehn kann. Mit dem grössesten Vergnügen wird Rec. dem Publikum Nachricht geben, wie dieser Künstler unsre Winke benutzt hat, wozu er uns die gewisseste Hoffnung gibt.

Nürnberg, a. Kost. d. Vf.: *Verzeichniss meiner Insecten-Sammlung.* Gesammelt und herausgegeben von *Jakob Sturm.* Mit vier Kupfertafeln. 1796. 48 S. kl. 8. (16 gr.)

Mit dem wahren Vergnügen, das uns die naturhistorischen Werke der Künstler unsrer Zeit so selten gewähren, zeigen wir dieses Werkchen an, das seinem Verfasser Ehre macht. Hr. *S.*, den ganz Deutschland und mehrere Naturforscher des Auslands schon durch die Panzersche Faune von der rühmlichsten Seite kennen, ist nicht bloss Maler, sondern, was seine Arbeit schon vermuthen liess, auch Liebhaber der Insecten. Er legt also hier allen, die mit ihm Insecten tauschen wollen, das Verzeichniss seiner Sammlung vor; und ergreift diese Gelegenheit, zu zeigen, was er zu liefern vermöchte, wenn er Zeichnung, Stich und Illumination *selbst* besorgte. Besser hätte er sich nicht gegen die Vorwürfe manches seiner Rec. rechtfertigen können. In der Zeichnung, der Illumination und der reinlichen Behandlung verdienen die 42 Darstellungen, noch nirgends oder doch nur schlecht abgebildeter Insecten aus mehrern Ordnungen, den besten Meisterwerken an die Seite gesetzt zu werden. Des Vfs. Grundsätze in Vertheilung des Schattens und Lichts stimmen nicht mit den unsrigen überein. Wir werden in diesen Blättern Gelegenheit haben, uns näher darüber zu erklären.

Der 2te Abschnitt enthält die Synonymie und den Aufenthalt der abgebildeten Thiere. Wir haben ihn mit Vergnügen gelesen. *Cryptoceph. nitens* n. 6. möchten wir fast für *flavifrons* halten; *C. gracilis* n. 11. ist Abart von *Cr. minutus* n. 10., *Cucuius pallens* t. 2. f. 2. Varietät von *Cuc. flavipes.* f. 1. Mit Recht vertheidigt der Vf. die Artverschiedenheit der *Pyrochroa rubens.*

rubens. Panzer hat die *Saperda nigripes* allerdings in seinem Taschenbuche, aber unter dem Namen *dubia Laichart.* Die beiden letzten Tafeln sind vorzüglich schön.

VOLKSSCHRIFTEN.

Schnepfenthal, in der Erziehungsanstalt, und Leipzig, in Comm. b. Crusius, wie auch in der *Herrmannischen Buchh. in Frankfurt a. M.*, der *Gothaischen Zeitungs-Expedition* und *allen Postämtern: Der Bote aus Thüringen.* 3 u. 4tes Quartal 1795. und 1 bis 4tes Quartal. 1796. 8.

Bekanntlich wird von diesem Boten wöchentlich ein Bogen ausgegeben, von welchem die letztere Hälfte mit Zeitungsnachrichten, und die erste mit andern nützlichen Dingen angefüllet wird. Die *bisher erzählte Geschichte der Deutschen* wird *beym Tode Siegmunds* (1437.) abgebrochen, auf einige Zeit, vermuthlich bis nach geendigten Kriege, wo sich dann die Geschichte Deutschlands während und nach der Reformation mit ihrem Einfluss auf jetzige Zeiten sicherer wird beschreiben lassen. In *diesem Jahre* hat der Bote ein Chärtchen von *Italien*, so wie im *vergangenen* eins von *Deutschland* mitgebracht. Er weiss sich nach den Umständen zu schicken. — Der *folgende Jahrgang*, meldet Hr. *Salzmann*, wird enthalten: *Lebensbeschreibungen merkwürdiger Männer, Nachrichten von den Sitten verschiedener Völker, und den Merkwürdigkeiten fremder Länder, kurze Erzählungen aus Reisebeschreibungen, u. d. gl.*, wodurch den Lesern hoffentlich nicht nur eine angenehme Unterhaltung, sondern auch manche nützliche Belehrung verschaffet werden wird. — Das glauben wir auch, und sicherlich besser als durch seinen Stiefbruder, dem *hinkenden* (!!) Staatsbothen, der zur Schande unsrer Zeit noch in den Händen so vieler Leser ist, und solcher vorzüglich, bey denen es garnicht vermuthet werden sollte.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Breslau u. Leipzig*, b. Korn: *Seltene und erhabene Ansichten der Natur nach den besten und kostbarsten Werken und Zeichnungen* in Kupfer gestochen und mit einer Schilderung versehen, nebst 8 Kupfern und 1 Vignette. die Kupfer sind in Fol. der Text in 4. 1795. 70 S. (6 Rthlr.) Es verdient Unterstützung und Lob, wenn Künstler oder Freunde des Schönen durch die Hand der Künstler vorzüglich schöne und erhabne Gegenstände der Natur durch Kupfer zu verbreiten suchen. Denn nicht allein unsre Kenntnisse der Natur selbst werden durch solche Ansichten erweitert, sondern es gewährt auch die treue Darstellung, der Geist des Künstlers in der Wahl, Gruppirung und Beleuchtung und sein individueller charakteristischer Ausdruck uns einen mannigfaltigen Genuss. Indessen gilt dies Letztere nur von Originalien; denn Geist und freyer Vortrag kann nur äusserst selten in einer Copie seyn, und darum hat auch die vor uns liegende Sammlung nur den Erst angeführten Vorzug, dass sie uns grosse und erhabne Gegenstände aus verschiednen Gegenden der Erde vorhält. Die erstern 4 Bl. sind Copien aus der Voyage pittoresque durch Choiseul Gouffier. Die Letztern sind aus Hamiltons Campi phlegraei. Der erklärende Text liest sich angenehm, nur können wir uns, trotz der angehängten Klausel wegen seiner Rechtschreibung nicht enthalten, den Vf. des Textes zu fragen, warum er Plin schreibt statt Plinius, da er doch Scipio Africanus schreibt, und nicht Scip African oder der Afrikanische Scip.? Dieses Werk soll in Heften erscheinen. jeder Heft enthält 8 Bl. Die Kupfer sind durch Hn. Richter in Breslau in aqua tinta Manier geätzt, braun gedruckt und — zu bunt illuminirt. Der 1ste Heft hat folgende: 1) Den Eingang zur Höle auf Antiparos. 2) Die innre Höle. Treue genug hat Hr. R. in den Copieen bewiesen; aber zu wünschen wäre es, dass er das was zur eigentlichen Zeichnung gehört mehr studiren möchte. Er sinkt so hinab auf die Stufe der Handarbeiter, denen es stets an Geiste und leichtem Vortrage fehlt. So fehlt es fast durchgängig den Baum und Strauchparthien an der Linien und Luftperspektive, an Rundung, und gehöriger Gruppirung in den kleinern Theilen, welches doch bey den Originalkupfern der Fall nicht ist. Auch sind die Figuren aus Mangel an Kenntniss des Körpers und der Bekleidung öfters zu sehr verzeichnet. Das 2te Blatt ist besser als das 1ste weil kein Baum kein Strauch in dieser Höle auf Antiparos befindlich ist; sondern das Ganze aus Nichts als Felsen und Stalacktiten besteht, welche der franz. Künstler, wie noch die Copie zeigt, gut gruppirte und beleuchtete. 3) Stellt einen grossen Ahornbaum auf Cos vor: aber auch hier fehlt in den Blätterparthien des Baumes Rundung und das perspektivische Hintereinandertreten der Zweige — worin Waterloo Meister war. 4) Ein Kastanienbaum auf dem Aetna ist viel besser, als das vorhergehende Blatt, aber die perspektivischen Durchsichten durch die Laubparthien fehlen auch hier. Und wenn Mannigfaltigkeit eine Hauptregel in den Gruppirungen der Körper ist, so sind die Formen der Wolken in diesem Blatte just das Gegentheil: denn es liegen 6 Halbzirkelformen in gerader Richtung neben einander. 5) Stellt einen Vulkan auf Island vor, welcher der grosse Geiser heisst. In diesem Blatte ist das Korn, welches die Tinten giebt, sehr verunglückt. 6) Der Ausbruch des Vesuv. 1779. den 8 Aug. von Pausilippo aus gesehen. 7) Derselbe von Portici, ist auf dem Titel als Vignette in Quartform aufgezogen. 8) Der Ausbruch und Lavastrom des Vesuv von 1771. und 9) der Vesuv im Winter. Alle diese Blätter sind bloss interessant wegen der sonderbaren Wirkung der Natur. Die Arabesken Einfassung auf dem blauen Papiere, worauf die Kupferabdrücke aufgezogen sind, thut darum nur zu grelle Wirkung aufs Auge, weil die vielen Spitzen darinn das Gefühl beleidigen. Eine Verzierung als Einfassung eines Bildes muss Ruhe zum Hauptbegriffe haben, und nicht durch beleidigenden Reiz das Auge von der Betrachtung des Hauptwerks abziehn, sonst wird der Totaleindruck auf den ersten Blick vernichtet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 4. Februar 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Berlin, b. Felisch: *J. J. Plenk's Hygrologie des menschlichen Körpers*, oder physiologisch-chemische Betrachtungen der flüssigen Bestandtheile des menschlichen Körpers. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von *Wolf Davidson*, Dr., mit einer Vorrede und einigen Anmerk. versehen von Dr. *S. F. Hermbstädt*. 1796. 163 S. 8.

Diese Uebersetzung, (denn das Werkchen selbst, ist bereits von einem andern Rec. in der A. L. Z. angezeigt,) ist im Ganzen genommen zu den guten Uebersetzungen zu rechnen, und hat durch Hn. *Hermbstädt's* Anmerkungen wesentliche Vorzüge erhalten. Zwar möchte der Rec. nicht alle Behauptungen des *Hn. H.* unterschreiben, z. B. dass die Empfindung der Wärme die Folge einer *widernatürlichen* Ausdehnung der Materie unsers Körpers durch den Wärmestoff sey, dass die Galvanischen Versuche unstreitig das Daseyn der elektrischen Materie im Körper bewiesen, dass die rothe Farbe des Bluts eine Folge vom Kohlenstoff sey, und durch Sauerstoff gestöhrt werde, dass die thierische Wärme grösstentheils auf Rechnung der Verdauung komme u. s. w.; allein die bey weitem meisten Erläuterungen und Berichtigungen sind, wie man sie von Hn. *H.* erwarten kann, mit grosser Sachkenntnis abgefasst, und geben dadurch dem Buche einen grösern Werth, und für angehende Physiologen eine grössere Brauchbarkeit. Die Anmerkungen des Hn. *Davidson* sind unbedeutend, und geben zum Theil einen übeln Begriff von Hn. *D's* physiologischen Kenntnissen und von der Deutlichkeit seiner Vorstellungen. So sagt er z. B. S. 44.: „*Ich weiss nicht, wie der Vf. auch die Pflanzen hierher rechnen kann. Diese haben doch wohl kein Lebensprincip, diese haben nur ein Vermögen, sich durch einen auf sie wirkenden Reiz zu verändern und zusammenzuziehen, und dieses ist eigentlich Irritabilität, die man auch bey den todten thierischen Körpern noch vorfindet, wo das Lebensprincip doch schon verloschen ist.*" Für so wenige Zeilen ist hier doch Verwirrung der Begriffe und Unbekanntschaft mit den Dingen, wovon die Rede ist, genug!

Berlin, b. Himburg: D. *Franz Milman*, des K. Collegiums der Aerzte und der K. Societät der Wissensch. zu London Mitglieds, *Untersuchung über den Ursprung der Symptome des Scorbuts und der Faulfieber*. Aus dem Englischen übersetzt von D. *Hermann Wilhelm Lindemann*. 1795. XX u. 164 S. 8.

Wenn auch der Vf. den deutschen Aerzten über die Natur der langwierigen und hitzigen Krankheiten, die mit sogenannter Fäulniss verbunden sind, nichts Neues sagt, indem man über den Satz, der in diesem Werke durch scharfsinnige Zusammenstellung vieler Thatsachen erwiesen wird, in Deutschland seit einiger Zeit einverstanden ist; so verdient dieses Buch doch die Aufmerksamkeit der Aerzte wegen der vortrefflichen Entwickelung der Gründe für die Meynung, dass die Säfte unsers Körpers beym Scorbut und bey Faulfiebern nicht ursprünglich afficirt sind, sondern dass die nächste Ursache beider Krankheiten in den festen Theilen liege. Abnahme der Lebenskraft, durch schwächende Ursachen aller Art bewirkt, ist die nächste Ursache des Scorbuts und der Faulfieber: zu sehr beschränkt aber wohl der Vf. seine Ideen, wenn er glaubt; dass der eigentliche Sitz beider Krankheiten in der Muskelfaser sey, weil die Thätigkeit der Lebenskraft sich in dem belebten Körper nicht durch die Muskelfaser allein äussert. Der Vf. beurtheilt die berühmtern antiscorbutischen Mittel nach den Thatsachen, welche glaubwürdige Beobachter von ihnen aufgezeichnet haben, und da verlieren die allermeisten sehr viel von dem Ansehen, in dem sie bisher standen. Selbst die von Lind so sehr empfohlnen Limonien fand Cook unwirksam, und der Malzaufguss bewirkte, was diese nicht vermochten. Pringle, den seine Theorie von der Fäulnisswidrigkeit dieser Mittel verleitete, sie für sehr wirksam zu halten, und der sich alle Mühe gegeben hatte, den Cook für dieselben einzunehmen, schrieb am Ende den Fehlschlag dem Umstand zu, dass sie nicht in hinreichender Menge gegeben worden wären. Die Uebersetzung ist mit Fleiss ausgearbeitet. Die langen Stellen aus Fontana's Untersuchungen *sopra la fisica animale* hätte der Uebers. deutsch abdrucken lassen sollen.

Breslau, Hirschberg, Lissa, b. Korn d. Aelt.: *Edward Ford's*, — Wundarztes an der allg. Westminster-Krankenanstalt. *Bemerkungen über die Krankheit des Hüftgelenks, über weisse Kniegeschwülste, Beinfrass am Handgelenk und andere hieher gehörige Zufälle*. Aus dem Englischen übersetzt von einem praktischen Arzte. *Nebst acht Kupfertafeln*. 1795. 200 S. 8.

Der Vf. hat sich um den Gegenstand, den er behandelt, ein doppeltes Verdienst erworben. Er hat die Diagnosis der Krankheiten des Hüftgelenks, die mit lang-

langſamer Entzündung, und in der Folge mit Vereiterung und Beinfraſs verbunden ſind, beſſer als bisher beſtimmt, und der Natur gemäſsere Grundſätze über die Heilung derſelben aufgeſtellt. Man hält dieſe Krankheit des Hüftgelenks gewöhnlich im Anfang für unbedeutend: Bläſſe des Geſichts, Anfälle von Trägheit und Schwere der Glieder, mit geſchwinden Anſtrengungen abwechſelnd, begleiten gewöhnlich die andern Zufälle, den etwas hinkenden Gang, die Lähmung und die Abzehrung des Ober- und Unterſchenkels, die Anfangs kaum bemerkbar iſt. Das kranke Glied iſt allemal um ein merkliches länger, als das geſunde, welches man durch Vergleichung der Knieſcheiben und der Köpfe der Schenkelknochen an beiden Schenkeln deutlich bemerkt. Oft zeigt ſich, beſonders des Nachts, ein heftiger Schmerz im Knie. Das Gewicht des Körpers ruht mehr auf dem geſunden Schenkel, den kranken Schenkel ſetzt der Kranke auswärts, und die Laſt des Körpers ruht bey dieſem mehr auf den Zehen, als auf dem ganzen Fuſs. Wenn endlich die Entzündung in Eiterung übergeht, ſo verkürzt ſich das vorher verlängerte Glied, und ſchwindet immer mehr: es entſtehen Fieberbewegungen mit Abzehrung, und die Steifheit des Hüftgelenks oder der Tod ſind das gewöhnliche Loos ſolcher Unglücklichen. Dieſe Vereiterung iſt gewöhnlich Folge des Beinfraſses an dem Kopfe des Oberſchenkelknochens oder in der Pfanne, der ſich auch zuweilen, aber ſelten, einfindet, ohne ſich durch irgend einen auszeichnenden Zufall zu verrathen. Der Vf. faſst die Unterſcheidungskennzeichen der Krankheit in dem Zeitraum, ehe ſie in Eiterung übergeht, in folgende zuſammen: Schmerz im Knie, Einſinken der erhöheten Hinterbacken, Verlängerung des Gliedes, beſchwerliche Empfindung bey Bewegung des Gelenkes.

Ueber die Behandlungsart der Entzündung und der Abſceſſe des Hüftgelenks liefert der Vf. erſt allgemeine Bemerkungen. Weil die Krankheit am leichteſten ſcrofulöſe Perſonen, und am öfterſten Kinder befällt; ſo haben Mittel, wider dieſe Schärfe gerichtet, oft viele Dienſte geleiſtet: ſie konnten aber nicht alles leiſten. Warme locale Bäder erleichterten die Zufälle allemal, aber ohne Beſtand. Oertliche Blutausleerungen durch Blutigel ſind zur Verminderung der Entzündung von augenſcheinlichem Nutzen; der Vf. legte bey einem Kranken im Verlauf der Krankheit deren mehrere hundert an. Auch Blaſenpflaſter ſind in der frühern Periode der Krankheit von Nutzen: am beſten aber wirkt bey Entzündungen des Hüftgelenks und der Gegend der Rückenwirbelbeine, die in Eiterung und Beinfraſs überzugehen drohen, das Aetzmittel, welches auch ſchon die Alten bey dieſen Krankheiten bewährt fanden. Der Vf. läſst den Aetzſtein in der ſchmerzenden Stelle einreiben, ſo daſs ein Fontanell entſteht, von einer ovalen Rundung, einen Zoll lang, und über einen halben Zoll breit, und läſst daſſelbe ſo lange als möglich flieſsen. Er hat ſeinem Werke ſehr viele Fälle beygefügt, und dieſe beweiſen die Vortheile dieſer Methode unwiderſprechlich. Die Oeffnung des vorhandenen Abſceſſes durch das Meſſer, das Haarſeil, oder durch das Aetzmittel, widerräth er durchaus. Man ſoll ihn ganz der Natur überlaſſen. In vielen Fällen brach der Abſceſs gar nicht auf, und der Kranke kam mit der Steifheit des Gelenks, der immer noch wohlthätigen Endigung der Krankheit, wenn ſie ſo weit gediehen iſt, davon. Wider die weiſse Geſchwulſt am Knie, wider die Entzündung und Abſceſſe am Rückgrad und an dem Handgelenk, empfiehlt er die nämliche Methode, die er bey der Entzündung und Vereiterung des Hüftgelenks bewährt gefunden hatte, und bewährt ſeine Vorſchläge mit mehrern inſtructiven Krankengeſchichten. Eine Erläuterung über *Hippocrat. Sect. VI. aphoriſm.* 59. 60. von einem Ungenannten iſt noch beygefügt.

Jena, in der akad. Buchh.: *Journal der praktiſchen Arzneykunde und Wundarzneykunſt*, herausgegeben von *C. W. Hufeland*, der Arzneyk. ord. Lehrer zu Jena. *Zweyter Band, drittes und viertes Stück.* 1796. von S. 323 bis 621. Mit einem Namen- und Sachregiſter.

I. *Einige Bemerkungen über die Katarrhe der Kinder und über den Nutzen des eingedickten Cardobenedictenſafts in denſelben*, von Dr. Joh. Theod. Valent. *Selig*, in Plauen. Die Katarrhalbeſchwerden bey Kindern können füglich unter vier Gattungen gebracht werden, als einfache, inflammatoriſche, gaſtriſche und Katarrhe, die von Schärfen entſtehen, als *Maſern*, Scharlachfieber, Flechten. Das aus friſchem Kraut bereitete Extract des Card. benedict. empfiehlt er als ein Reſolvens, Roborans, Stomachicum, Diaphoreticum und Expectorans. In den Katarrhen der Kinder rühmt er beſonders ein Katarrhal-Elixir an, welches aus zwey bis drey Scrupeln des Extr. Card. bened. in einer Unze Waſſer aufgelöſt beſteht, dem noch 20 bis 50 Tropfen der Eſſ. Scordii und Aurant. beygemiſcht werden, und reicht ſolches, praemiſſ. praemitt. alle drey oder vier Stunden zu 30 bis 40 Tropfen mit etwas Zucker und Waſſer. II. *Praktiſche Beobachtungen über die Heilkraft des warmen mineraliſchen Bades zu Töpliz in Böhmen in Schlagflüſſen und Lahmungen, und über die Wirkungen des Schreckens und der Imagination und einer zweymaligen Pockenanſteckung*, vom Hn. D. *Hanſa* in Töpliz. In jenen Fällen, wo die Zerrüttung des Gehirns, des Rückenmarks, der Nerven überhaupt durch den Druck der ergoſſenen, angehäuften Feuchtigkeiten nicht zu groſs: wo die Verrichtungen des denkenden Weſens, Gedächtniſs, Einbildung, Urtheil etc. im guten Zuſtande ſind, wo keine zu heftige Erſchütterungen unverbeſſerliche Verwüſtungen angerichtet haben; alſo in leichten Fällen, in Lähmungen einzelner Theile, wenn ſie nicht ſchon Jahre lang gedauert haben, werden dieſe Bäder mit gutem Erfolg gebraucht. — Nach dem plötzlichen Brand der Stadt Töpliz 1793 ſah der Vf. auſſer verſchiedenen Wirkungen des Schrecks auf die Nerven, zweymal ein Unvermögen des Schlingens, wovon das eine mit einem tödtlichen Opiſthotonus ſich endete, das andre aber mit Bäder, Moſchus, Opium

Opium etc. geheilt wurde. — Zwey Mädchen bekamen, so oft sie ihren sechsjährigen Bruder an Convulsionen leiden sahen, einen Krampf des Muscul. flexoris pollicis und des Musc. Thenar, wodurch ihre Daumen mit schmerzhafter Empfindung so lange einwärts gezogen wurden, als der Anfall des Bruders währte. Nach hergestellter Gesundheit des Knaben verschwand auch dieser Zufall bey den Schwestern. — Ein zwanzigjähriges Mädchen, das die Pocken schon gehabt hatte, wurde, nachdem es ein Kind vier Wochen lang an bösartigen Pocken gewartet hatte, mit einem inflammatorischen Seitenstich befallen, wobey um die Lippen zehn wahre Pocken ausbrachen, eiterten, und nach und nach wieder abtrockneten. — (Es waren also blosse Localblattern, die man öfters an Wärterinnen und Ammen, welche Pockenkinder pflegen, an Brust und Wangen sieht.) III. *Nutzen des Bauchstichs in der Wassersucht*, von *Ebendemselben*. Ein Capellan wurde vom Vf. mit gutem Erfolg angezapft: nach zwey Jahren ungefähr fing er an schwermüthig und nach und nach gar wahnsinnig zu werden. IV. *Versuch über ein neues Princip zur Auffindung der Heilkräfte der Arzneysubstanzen, nebst einigen Blicken auf die bisherigen*, von D. Sam. *Hahnemann*. Die Arzneymittel und deren Weise, auf unsern Körper zu wirken, werden weder durch blosse chemische Zerlegung derselben, noch durch die Zumischung der unbekannten Arzneykräfte zu dem aus der Ader gelassenen Blut, auch nicht durch Einspritzung in dasselbe, noch durch die sinnlichen äussern Merkmale, Geruch, Geschmack etc., oder durch die botanische Verwandtschaft etc. allein ergründet und bestimmt. Nur die geflissentliche Erfahrung bleibt übrig, um die zu erforschenden Arzneyen am lebenden menschlichen Körper selbst zu versuchen. Der Vf. giebt in diesem lehrreichen Aufsatz wichtige Winke für denkende Aerzte hiezu. Seine Grundsätze sind: „Dass man, um die wahren Heilkräfte einer Arzney für chronische Krankheiten auszufinden, auf die specifische künstliche Krankheit sehen müsse, welche sie im menschlichen Körper zu erregen pflegt, um sie dann einer sehr ähnlichen kränklichen Körperverfassung anzupassen, die gehoben werden soll; dass man ferner, um gewisse chronische Krankheiten gründlich zu heben, sich nach Arzneyen umsehen müsse, die eine ähnliche, am besten sehr ähnliche Krankheit im menschlichen Körper zu erregen pflegen." (Die Fortsetzung im nächsten Stück.) *Kurze Nachrichten und medicinische Neuigkeiten* 1) *Bemerkungen über Masern, Blattern und Inoculation derselben zu Jena*, vom *Herausg.* dieses Journals. Die Masern waren Anfangs gutartig, zuletzt aber complicirt, gastrisch, verminös, und am meisten mit Nervenfiebern verbunden. Nachkrankheiten zeigten sich häufig, welche gar oft weit gefährlicher waren, als die Hauptkrankheit selbst. So blieb einer Schwangern nach überstandenen Masern und Peripneumonie ein hartnäckiger Husten zurück, welcher eine Vomica besorgen liess, und nach vielen vergebens angewandten Mitteln endlich folgenden Pillen wich: *Rec. Extract. Cicutae ʒ. Sulphur ad gr. viij Extr. Hyoscyam. gr. ij S.* Täglich 3mal diese Dose z. n. — Ein Mädchen, das bey ihrer Schwester bis zum Ausbruch bösartiger Pocken blieb, wurde nun von derselben abgesondert und inoculirt: bekam auch die künstlichen Blattern leicht und glücklich. 2) *Epidemischer Gesundheitszustand zu Gera, Görlitz, Oschatz, Gräfenthal, Lübeck, Hannover, Calw, Jena*, aus Briefen vom May, Jun. u. Jul., von verschiedenen Aerzten, als D. *Struve*, D. *Ackermann*, D. *Winckler* etc. Die meisten dieser Auszüge enthalten Masern und Scharlachepidemieen, Keichhusten etc. Gegen diesen gab Hr. D. *Winckler* zu *Gräfenthal* die Zinkblumen mit China, und sah darauf die Anfälle und Dauer desselben merklich abnehmen. 3) *Entscheidender Einfluss der Veränderungen der Atmosphäre auf den Ausgang der Brustkrankheiten*, von dem *Herausg.* Hippokrates Satz ist und bleibt auch jetzt noch wahr: Nord- und Ostwind, oder der hohe Barometerstand disponire zu Entzündungen, so wie Süd- und Westwind oder der niedrige Barometerstand zu nervösen und faulichten Krankheiten stimme. 4) *Neuempfohlnes Mittel gegen die Gicht.* Hr. D. *Rave* empfiehlt gegen chronische Gichtzufälle Rad. Calam. aromat. und Hb. Sabinae, zur Hebung der äusserlichen Gichtzufälle in den Gelenken rühmt er nach Hofmann, den Peruvian. Balsam in Weingeist aufgelöst, und bey Aermern den Balsam. de Copaiv., oder das Ol. Cajeput.

Viertes Stück. I. *Versuch über ein neues Princip zur Auffindung der Heilkräfte* etc., vom D. Sam. *Hahnemann.* (Fortsetzung.) China, Arnica, Millefolium, Valeriana, Cicuta etc. wirken specifisch gegen kalte Fieber, Ruhren, Blutflüsse, Krämpfe, Drüsenverhärtungen etc., weil dieselben Mittel in grossen Gaben genommen, dieselben Krankheiten und Zufälle hervorbringen. Eben so heilt, sparsam genommen Caffe, Kopfweh; Bittersüss, rheumatische Schmerzen; Schwarznachtschatten die Kriebelkrankheit; Belladonna u. s. w. beschwerliches krampfhaftes Schlingen, weil alle diese Gewächse in starken Dosen bey Gesunden dieselben Zufälle hervorbringen. Und nun geht Hr. *Hahn.* sehr viele wirksame Arzneymittel, meistens aus dem Pflanzenreiche, durch, als: Clethusa Cynapium, Semen Menisperm. Coccul. Paris quadrifolia, Hyoscyamus niger, Datura Stramonium, Nicotiana Tabacum, Nux vomica, Ignatia amara, Digitalis purpurea — (nur alle zwey oder drey Tage soll man eine Gabe dieses Mittels geben, solches nie mit China versetzen, wohl aber mit Laugensalz, wenn es Durchfälle macht —) Viola tricolor, Ipecac.; Nerium oleander, Nerium antidysentericum, arbutus Uva Ursi, Rhododendrum Chrysanth. Ledum palustre, Papaver somniferum (Quecksilber - Bley - und Arsenikwirkungen werden hier im Vorbeygehen berührt) Taxus baccata, Aconitum Napellus, Helleborus niger, Anemone pratensis, Geum urbanum, der Bittermandelstoff, Drosera rotundifolia, Sambucus niger, verschiedene Arten des Sumachs, der Kampfer, Aesculus hippocastanum, Kermesphytolacke, Ulmus campestris, Cannabis sativa, Crocus sativus, Lolium temulentum, Scilla maritima, Veratrum album, Semen Sabadilli,

 Acari-

Agaricus muscarius, Myristica aromatica etc., und es erklärt sich die specifische Wirkung aller dieser heroischen und Giftpflanzen aus dem festgesetzten Grundsatz: „die Zufälle, welche ein Mittel in grofsen Gaben hervorbringt, dieselben heile sie in kleinen Gaben." Der denkende Arzt wird in diesem interessanten Auffatz manche wichtige Winke finden. II. *Heilung eines convulsivischen Aufstossens*, vom Hn. Hofr. *Jordens* in Hof. Ein 58jähriger Mann, dessen Verdauungsorgane durch wiederholte Diätsfehler sehr geschwächt waren, bekam ein heftiges Aufstossen, das ganze Stunden und in der Folge halbe Tage unablässig fortdauerte, wodurch der Kranke sehr herabkam. Nach 15 Wochen wurde das Uebel durch Wiederherstellung der Ausdünstung an den Füssen, durch Beförderung der Leibesöffnung und des Abgangs der Blähungen nach unten, endlich durch Stärkung des Körpers und des geschwächten Darmcanals gänzlich gehoben. Vorzüglich wirksam zeigte sich bey dieser Kur ein *Infusum Fl. Chamom Rhabb. Cort. Aurant. Semin. Anis. Foenicul.* mit *Elaeos. Menth. pip.*, sammt einem Absud aus *Rhabb.* ℥vj *Tarax. Copt. Aurant. Cascarill. Lign. Quass. aa.* ℥3 *Semin. Anis Foenicul. aa.* ℥iii täglich zu drey Tassen genommen. Rec. erinnert sich, vor 5 Jahren einen jungen Ehemann, welcher meistens nach Tisch oder auf Gemüthsbewegungen, heftiges Würgen zum Brechen und darauf anhaltendes Aufstossen bekam, wobey aber allezeit ein Mundvoll genossener, oft schon halbverdauter Speisen zum Vorschein kam, nach vielen Wochen endlich mittelst einer anpassenden Lebensordnung und mit solchen Mitteln geheilt zu haben, welche nicht nur den Magen, sondern auch das ganze Nervensystem stärkten. Visceralklystire von bittern Kräutern und Assa foetida versetzt, nebst einem Absud von China, Angustur. Lign. Quass. pom. Aurant. immat. mit einem Zusatz von Extractis amaris und des Elix. propr. e Rhabb. erzeigten sich bey dieser langwierigen Kur vorzüglich wohlthätig. III. *Wirkung der Tinctur. Colocynthidis pharm. Suec. in Lähmungen*, vom Hn. Prof. *Kölpin* in Stettin. Hr. K. gab diese Arzney vielfältig in Lähmungen und Unbeweglichkeiten der Gliedmafsen mit guter Wirkung alle zwo Stunden von 12 bis 18, 30, 50 und noch mehr Tropfen, bis darauf täglich einige gelinde Ausleerungen erfolgten. Sie wird aus 1½ Unzen Coloquinthenäpfel 2 Drachmen Anissamen und 20 Unzen Franzbranntwein bereitet. IV. *Geschichte eines merkwürdigen (Wurm?) Fiebers mit der Leicheröffnung*, vom Hn. Hofr. *Hildebrandt* in Erlangen. Ein 11jähriges kachektisches Mädchen, von der öfters Würmer gingen, wurde von einem Febr. contin. rem. befallen, welches dem Anschein nach gar nicht gefahrdrohend war, und auf die angezeigten Arzneyen merklich abnahm, und nur noch Kopfschmerzen und Widerwillen gegen Speisen zurückliefs. Am 8ten Tag der Krankheit wurde die Patientin plötzlich von Convulsionen befallen, und starb. Im Darmkanal waren keine Würmer zu sehen: im Gehirne aber fand man die Gefäfse mit Blut überfüllt. Das Mädchen schlief lange am Ofen, durch die Hitze wurde die Congestion zum Kopf, und wahrscheinlich auch diese tödtenden Convulsionen bewirkt. V. *Kurze Nachrichten und medicinische Neuigkeiten.* 1) *Nachrichten vom Gesundheitszustand in Schlesien und Cleve.* Hr. Leibm. *Hinze* beobachtete in seinem Wirkungskreise in den letzten drey Monaten des verflossenen Jahres den rheumatischen Charakter an den vorkommenden Krankheiten, und viele Scharlachfieber und Rötheln. Gegen jenes gab er bis zur Abhäutung die Aq. bened. Ruland mit Spirit. Minder. Oxym. simpl. und Fliederwasser, dann prophylactice die Digital. purpur. und Pimpin. alb. mit Zucker, und sah bey dieser Behandlung nie Leucophlegmatien entstehen. — Hr. D. *Rademacher* in *Cleve* hatte gastrische und Faulfieber, dann in eben diesen drey Monaten Blattern, die Ruhr und eine Kolik zu behandeln, die reiche Aderläße und die antiphlogistische Mittel erheischten. 2) *Vermischte medicinisch - chirurgische Bemerkungen aus Kopenhagen.* Einige Nachrichten über die Einrichtung des dortigen Entbindungshauses, des Friedrichs - und allgemeinen Hospitals, nebst einigen daselbst gesammelten Beobachtungen. 3) *Noch ein Wort über die Behandlung der Bubonen.* Der ungenannte Vf. zertheilte die Bubonen fast immer glücklich mit Einreibung der Neapol. Salbe oder einer sehr concentrirten Salbe aus weissem Quecksilberniederschlag in die Oberfläche des männlichen Gliedes nebst einem Breyumschlag aus frischen Schierlingsblättern und innerlich höchstens einem Thee von der Wurzel des Riedgrases (Carex arenariosa) und Bittersüs. 4) *Heilung eines chronischen Blutbrechens*, vom Hn. D. *Frey* aus Bamberg eingesandt. Bey einem sehr hartnäckigen chronischen Blutbrechen von einer Anomalie des Flux. menstr., das den besten angewandten Mitteln widerstand, zeigte sich endlich in dem dortigen Krankenhause die Bestuschefsische Nerventinctur alle drey Stunden zu 15 und mehr Tropfen genommen, ungemein wirksam. 5) *Von einem Stein unter der Zunge*, vom Hn. D. *Struve* zu Görlitz. Ein Landmann von 46 Jahren bekam Geschwulst und Schmerz unter der Zunge, worauf er Feigen legte. Als er einst diesen Umschlag abnahm, fand er eine erdigte kalkartige Masse von der Gröfse einer Bohne, die sich schaben liefs, und dem Blasenstein ähnlich war. 6) *Gesichtsschmerz durch Metastase geheilt*, vom Hn. D. *Rademacher* in Cleve. Als bey einem jungen Mädchen ein *Herpes farinos.* an der schmerzhaften Gegend des Gesichts auf den Gebrauch des Aconiti mit einem Absud von Sassafras und Guajakholz zum Vorschein kam, hörte ein neun Monate währender Gesichtsschmerz auf. 7) *Ueber medicin. Beobachtung der Witterung und Atmosphäre*, vom Hn. D. *Brehmer* in Lübeck. Das Thermometer, Barometer und überhaupt die gewöhnlichen Instrumente sind zur richtigen Beobachtung der Witterung nicht hinreichend, und die meisten derselben äusserst unvollkommen, und daher nicht übereinstimmend. 8) *Anzeige neuer meteorologischer Instrumente sammt ihren Preisen*, bey Hn. *Voigt* in Weimar.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 6. Februar 1797.

MATHEMATIK.

Berlin, b. dem Vf. u. in Comm. b. Lange: *Astronomisches Jahrbuch* für das Jahr 1799 nebst einer Sammlung der neuesten in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten. Mit Genehmhaltung der Königl. Akademie der Wissenschaften berechnet, und herausgegeben von *I. E. Bode*, Astronom und Mitglied der Akademie. Mit einer Kupfertafel. 1796. 252 S. 8.

Unermüdet fährt Hr. *B.* fort, das Publicum alle Jahre regelmäfsig mit seinem astronomischen Jahrbuche auf zwey Jahre im voraus zu beschenken; ein *Vortheil*, welchen aufser dem *Nautical Almanac*, keine *astronomischen* Ephemeriden weder die Pariser, die Wiener, noch die Mayländer haben. Bedenkt man ferner, bey wie viel geringerer Unterstützung und Beyhülfe, der Herausgeber diese beschwerliche Arbeit auf seine eigene Kosten übernimmt, so muss man diesem vortrefflichen Astronomen billig für dieses verdienstliche und mühevolle Unternehmen, das er nun seit 15 Jahren *ganz allein* fortsetzt, und überdies noch mit Supplementbänden vermehrt, den gröfsten Dank wissen. Es hat sich überhaupt seit der stark fortschreitenden Vervollkommnung der Sternkunde, und seit den grofsen Verbesserungen aller Planetentafeln, durch Einführung der vielen Perturbationsgleichungen die Arbeit bey Berechnung astronomischer Ephemeriden um ein doppeltes vermehrt, daher auch bey der neuen *Connoissance des tems* drey Rechner und ein Aufseher, beym *Nautical Almanac* zwey Rechner und ein Aufseher, alle auf Kosten der Regierungen angestellt sind; die Wiener, die Mayländer Ephemeriden werden ebenfalls von mehr als einem Rechner besorgt, und von der Regierung unterstützt.

Das Jahrbuch zerfällt wie sonst in zwey Theile; der erste enthält blofs den astronomischen Kalender, und auch diesmal in Ermanglung des Raums, ohne die Anweisung von der Einrichtung und dem Gebrauche des Jahrbuchs. Der Vf. verspricht aber eine etwas umständlichere Anleitung in einem der folgenden Supplementbände zu liefern. Wir sind der Meynung, dass es vielleicht besser wäre, wenn Hr. B. diese Anleitung ganz besonders herausgäbe, so dafs jeder, der sie nöthig hätte, bey allen Jahrgängen sie kaufen könnte, auch wäre wohl rathsam, darin nicht nur blofse Anweisung für den Gebrauch der Ephemeriden, sondern auch für alle bey der praktischen Sternkunde täglich vorkommenden Rechnungsarten, mit Beyspielen, nebst Sammlung der nöthigsten Formeln zu geben, und damit den Liebhabern ungefähr ein solches Werk in die Hände zu liefern, wie z. B. Hr. de la Lande's *Exposition du calcul astronomique* ist, und woran es uns Deutschen noch gänzlich gebricht. Sehr triftig sind die Gründe, warum er die Jupiterstrabanten Verfinsterungen nicht nach den neuesten *Delambreschen* Satellitentafeln berechnet habe, diese Mühe wäre in der That vergeblich gewesen, da die viel kürzern *Wargentinischen* Tafeln zur blofsen Ankündigung (und mehr bedarf es nicht) eben dieselben Dienste leisten; dagegen würden wir lieber ein paar andere und nützlichere Angaben für die künftigen Bände dieses Jahrbuchs vorschlagen, so dürfte z. B. vielen Astronomen mit einer neuen Spalte „*stündliche Bewegung des ☾ in* „*gerader Aufsteigung und in Zeit*“ sehr gedient seyn, damit man von der immer mehr und mehr in Gange kommenden Methode, den Meridianunterschied zweyer Oerter durch beobachtete Durchgänge des Monds zu bestimmen, einen leichtern Gebrauch machen könnte, zumal da solche, wie wir besser unten sehen werden, seit kurzem einige Verbesserung erhalten hat. Desgleichen würden viele praktische Astronomen es Hn. B. gewifs Dank wissen, wenn er uns auf jeder vierten Seite jeden Monats beym Stand der Planeten, ihre heliocentrische Längen und Breiten (die er doch einmal berechnen mufs) abdrucken liefs, dafür könnte er, um Raum zu gewinnen, die minder nöthige Spalte vom Aufgang und Untergang weglassen. Denn erstens lernt der beobachtende Astronom aus diesen Elementen die merkwürdigen Punkte der Planetenbahnen erkennen, wenn und wo er vorzüglich fleifsige Beobachtungen eines Planeten anzustellen hat. Rec. will dieses sogleich durch das neueste und auffallendste Beyspiel beweisen. Im Junius d. v. J. zeigte es sich, bey der Beobachtung des Gegenscheines des Planeten Mars, dafs die besten und neuesten Tafeln dieses Planeten gegen eine Minute vom Himmel abwichen, so viel weichen keine der andern Planetentafeln mehr ab, selbst der Mond nicht. Diese Abweichungen lassen sich aber nicht wohl berichtigen, wenn man nicht zugleich (welches bisher noch nicht geschehen ist) die Stöhrungen, welche die Erde, und vorzüglich Jupiter, gegen den Mars ausüben, mit in Rechnung zieht. Rec. hatte daher solche Stöhrungsgleichungen aus der Theorie berechnet, nun wollte er sie aber auch am Himmel prüfen und gleichsam die wahren Coefficienten, aus den neuesten und schärfsten Beobachtungen her-

herleiten, hierzu bot sich die schicklichste und beste Gelegenheit den 20. October dar, denn an demselben Tag kam ♂ mit ♃ von der Sonne aus gesehen in Conjunction, da sie einerley heliocentrische Längen hatten, ein Ereigniss, welches so geschickt war, um dadurch die Perturbation des ♃ auf dem ♂ näher kennen zu lernen, welches man aber aus dem Berliner Jahrbuche nicht ersehen konnte, und daher vermuthlich von den meisten Astronomen mag versäumt worden seyn! Hr. B. sollte daher, wenn er uns die heliocentrische Position der Planeten nicht geben kann, doch wenigstens solche und ähnliche Ereignisse unter den *monatlichen Beobachtungen* anzeigen, wenn sich nämlich Planeten überhaupt in solchen günstigen Lagen befinden, dass sich irgend ein Element ihrer Bahn mit Vortheil und Genauigkeit beobachten, und dadurch bestimmen lässt. So zeigt Rec. sogleich, für das 1799ste Jahrbuch folgende merkwürdige Tage für den Merkur an, nämlich den 13. August und den 26. Sept., an welchen Tagen die Astronomen diesen Planeten vorzüglich zu beobachten trachten müssen, weil seine grösste Ausweichung gerade einmal in die Sonnenferne, das anderemal in die Sonnennähe eintreffen, auch der 15. Oct. verdient besonders vorgemerkt zu werden, weil an diesem Tage sowohl die Mittelpunktsgleichung, als auch die Neigung der Merkursbahn sich genau wird bestimmen lassen. Zweytens: wären die heliocentrischen Orte der Planeten denjenigen Astronomen sehr angenehm, welche sich mit Perturbationsrechnungen viel beschäftigen, weil bekanntlich ihre Differenzen meistens die Argumente der Stöhrungsgleichungen sind. Die beiden Quadraturen der Planeten, welche wegen der Bestimmung der Entfernungen den Beobachtern so wichtige Lagen sind, werden im Jahrbuch nie angezeigt, es wäre bequemer, wenn diese sowohl als auch die ☍ und ☌ jedesmal auf der vierten Seite, welche den Planeten gewidmet ist, neben jedem Planeten selbst in der Aufschrift, so wie im *Naut. Alm.* angemerkt stünde. Endlich wünschten wir noch, dass Hr. B. künftig den Planeten ☿ auf engere Zeiträume, etwa wie im N. A. oder der C. d. t. von 3 zu 3 Tagen berechnen, und dafür, um Platz zu gewinnen, die Planeten Mars und Uranus, deren Bewegungen gleichförmiger sind, auf 10 zu 10 Tage einschränken möchte. Für den schnellfüssigen und anomalischen Merkur sind 6 Tage wahrlich zu viel, als dass man dabey, sowohl für die Culminationszeit als auch bey der Abweichung mit einfachen Proportionaltheilen ausreichen konnte; Rec. ist überzeugt, dass mehr in diesem Umstand, als anderswo, die Schwierigkeit, diesen Planeten zu beobachten, liegt, die Fehler werden durch das mangelhafte Interpoliren, da man dabey auf die zweyten Differenzen nicht zurück gehen kann, manchmal in der Declination so gross, dass sie oft mehr als das ganze Feld eines Fernrohrs betragen, (man nehme nur z. B. vom Jahr 1796 den Monat May, wo vom 1ten bis zum 7ten die Declinationsveränderung gegen 5 Grade beträgt) Der Planet kann also nicht im Fernrohr erscheinen, wenn dies falsch gestellt wird, der Beobachter lauert vergebens, und sein Auge läuft in der Irre im Felde herum, sobald das Werkzeug keine sichere und gewisse Stellung hat, man schiebt alsdann aufs Fernrohr, was man bloss der mangelhaften Berechnung zuschreiben sollte, es ist Vorurtheil wenn man glaubt, es gehören stark vergrösserude Sehewerkzeuge, um diesen Planeten bey Tage im Meridian zu sehen, Rec. spricht aus Erfahrung, und hat sich überzeugt, dass man den Merkur auch mit mittelmässigen Fernröhren sehr gut in der Mittagsfläche sehen kann, wenn man nur allemal *Zeit* und *Raum*, *Moment* und *Punkt* sehr genau kennt, wenn und wo dieser Planet im Fernrohr erscheinen soll. Rec. weiss z. B. dass der berühmte Abbé de la Caille den ☿ nie an seinem sechsfüssigen Sextanten beobachtet hat. Hr. Duc la Chapelle beobachtet jetzo diesen Planeten sehr häufig mit demselben Instrument in Montauban, und das Fernrohr ist nicht einmal achromatisch! Nur genauere Berechnungen dieses Planeten in den Ephemeriden, und Rec. bürgt dafür, die Beobachtungen desselben werden nicht mehr so selten seyn! Dafür müssen aber auch die Abweichungen des ☿ für die Zeit der Culmination, und nicht, wie bisher, für Mitternacht angegeben werden, wenn dieser Planet nie sichtbar ist; auch wäre es für diejenigen Astronomen, welche mit Sternzeit beobachten (und dieser löbliche Gebrauch wird nach und nach allgemein) viel bequemer, die gerade Aufsteigung in Zeit, und nicht in Raum anzugeben. Wir haben uns diesmal geflissentlich etwas länger, als gewöhnlich beym Kalender dieses Jahrbuchs in unserer Recension aufgehalten, wir gewiss überzeugt sind, dass der würdige Herausgeber, dessen edler Eifer für alles, was zum Nutzen und Gedeyhen der Sternkunde beytragen kann, weltbekannt ist, auf unsere Bitte, Aussoderung und Vorschläge für künftige Jahre Rücksicht nehmen wird, wovon er auch bereits mehrere Proben gegeben hat, wie jedermann ersehen kann, der sich die Mühe geben will, die ältern Jahrbücher mit den neuesten zu vergleichen, wo man mehrere neue und nützliche Spalten finden wird, welche er von Zeit zu Zeit nach den neuesten Bedürfnissen der Sternkunde in sein Jahrbuch eingeführt, und dadurch immer vollständiger und brauchbarer gemacht hat, und wofür ihm auch sicher alle Astronomen Deutschlands den grössten Dank wissen.

Im 1799sten Jahre ereignen sich gar keine sichtbaren Finsternisse, weder an der Sonne noch an dem Monde, dafür fällt ein sehr merkwürdiger Vorübergang des Merkurs vor der Sonnenscheibe den 7. May vor. Er ist merkwürdig, erstlich weil er sich beym niedersteigenden Knoten zuträgt, wo sie sich viel seltner als beym aufsteigenden ereignen. Zweytens, weil die Astronomen noch keinen solchen Durchgang des ☿ beym ☋ in seiner ganzen Dauer beobachtet haben, beym ersten dieser Art im Jahr 1661 sah man nur den Eintritt, in den Jahren 1753 und 1786 nur den Austritt, daher der Durchgang dieses Jahres den Astronomen sehr wichtig seyn muss, denn nun ereignet sich keiner wieder im ☋ als bis 1832, welchen kein jetzt lebender

bender Astronom so leicht beobachten dürfte. Es wäre wohl der Mühe werth, dass irgend ein Astronom diesen Durchgang nach den neuesten Orianischen ☿ Tafeln, (Mayland. Ephemer. 1796) bey welchen Perturbationsgleichungen angebracht sind, die bis auf eine Viertelminute gehen können, berechnete, damit es nicht etwa, wie bey jenem von 1786 ergehe, welcher von vielen Astronomen versäumt wurde, weil der Fehler der Tafeln in der Zeit der ☌ beynahe 57 Zeitminuten betrug. Sonst werden noch in diesem Jahre Jupiter 2mal, Venus einmal von dem Monde bedeckt.

Es folgt nun die Sammlung sehr interessanter astronomischer Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten. 1) *Verbesserte Methode den Unterschied der Länge zweyer Oerter durch beobachtete Durchgänge des Monds zu bestimmen. Vom Hn. Gavin Lowe in London, mit Erläuterungen und Anmerkungen vom Hn. Grafen von Brühl.* Diese Methode hat *Pigott* in dem 76. Band der Phil. Trans 1786 zuerst wieder angeregt, Hr. *v. Zach* hält sie für eben so genau als Jupiterstrabantenverfinsterungen, und dies bestätigen die hier mitgetheilten Beobachtungen vollkommen; bey grossen Mittagsunterschieden ist die einfache Veränderung des ☾ in ger. Aufst. nicht hinreichend, Hr. *L.* zeigt daher, wie man mittelst der Interpolation und den zweyten Differenzen genauer zum Zwecke kommt. Die Methode ist etwas verworren vorgetragen, Rec. stellt die S. 96. gegebene Regel kürzlich also dar: Für 4 auf einander folgende Tage sollen nach den Ephemeriden die gerade Aufst. des ☾'s seyn: a, b, c, d, die zwey correspondirenden Beobachtungen fallen zwischen b und c, und der beobachtete Unterschied der A. R des ☾'s = D in Zeitsekunden

a

b b — a = f Min. in Raum
c c — b = g
d d — c = h

so ist $g+h : f-g = D$;
$\frac{f-g}{g+h} D = K$ alsdann wird
$4g'' : 86400'' = \frac{-K}{(D-K)}$: gesuchter Läng. Unterschied.

oder kürzer $g : 21600'' = (D-K)$: Längenunterschied.

Sind a, b, c, d, nicht um einen Tag, sondern nur um 12 Stunden von einander entfernt, so bleibt alles bis auf die Zahl 21600 die hier nur die Hälfte 10800 seyn muss, so dass alsdann ist $g : 10800 = (D-K)$: zum gesuchten Längenunterschied. Hr. *Lowe* ist schon aus dem Jahrbuche für 1797 rühmlichst bekannt, und ein nach Westindien handelnder Kaufmann, der alle Zeit, die ihm die Betreibung seiner Geschäfte übrig läst, mathematischen und astronomischen Untersuchungen widmet. Er besitzt eine Sternwarte in *Islington* unweit London. Wenn werden wir in Deutschland unter unsern Kaufleuten einen *Lowe* und einen *Aubert* zählen? Rec. kennt aus diesem Stande, der sehr oft die Mittel hat, diese kostbare Liebhaberey zu treiben, in Deutschland nur einen einzigen Mann, der hier (mit einer Verbeugung des Rec.) eine öffentliche und ehrenvolle Erwähnung verdient, und dieser ist der würdige Hr. Senator *Gildemeister* in Bremen. 2) *Ueber die im November 1795 und April 1796 erschienenen Kometen, von Hn. D. Olbers in Bremen.* Der erste Komet wurde den 11. November auf der Berliner Sternwarte zuerst entdeckt, Hr. D. O. beobachtete ihn fünfmal, und berechnet daraus seine Bahn, es ist sehr gut, dass er S. 101. die Oerter der 5 Sterne angiebt, die ihm sehr verdächtig schienen, und welche er bey Bestimmung des Orts des Kometen jedesmal angewandt hat; Astronomen die mit den gehörigen fixen Instrumenten versehen sind, können nun diese Lagen berichtigen, wodurch dann auch die Beobachtungen dieses Kometen und die Elemente seiner Bahn zu einer noch bessern Uebereinstimmung gebracht werden können. Den 31. März 1796 entdeckte Hr. D. O. den zweyten, er ist ausser von ihm, sonst von keinem Astronomen, als von Hn. D. *Schröter* beobachtet worden, sein Licht war äusserst schwach, und er ist zuverlässig einer der kleinsten und unansehnlichsten Kometen, die man je beobachtet hat. Er erhielt 9 Beobachtungen, wozu ihm Hr. *v. Zach* seine neuen Sternbestimmungen mittheilte, die in dieser Himmelsgegend selbst nach *Mayer* sehr fehlerhaft waren, nur dadurch wurde er in den Stand gesetzt, die Oerter des Kometen mit einiger Zuverlässigkeit angeben zu können; wie sehr bey dem jetzigen Zustande der Sternkunde neue und genauere Sternverzeichnisse, als die Bradleyschen und Mayerischen, nothwendig werden, erhellet also hieraus. Auch des letztern Kometen Bahn hat der Hr. D. nach einer leichten Methode berechnet. Rec. hätte gewünscht, dass dieser geschickte Kometenberechner uns solche zugleich bekannt gemacht hätte. Merkwürdig ist noch die Bemerkung: dass dieser 2te Komet (also nicht Schweif, der Kern selbst) den 1. April 8 Uhr 55 Min. einen Stern 7ter Grösse bedeckte, wodurch das Licht des Sterns nur *unmerklich* geschwächt wurde, dies beweist, wie äusserst fein die Materie der Kometen seyn müsse, und käme der Hypothese des Hn. Hofrath *Lichtenberg* in Göttingen sehr zu statten, dass entweder alle Kometen nur blosse Nebel (d. i. nebelartiger Natur) sind, oder doch am Ende zu solchen Nebeln werden. *Arcturus* und die hellen Sterne im grossen Bären wurden von dem Schweif des Kometen 1618 bedeckt, und wie uns *Cysatus* berichtet, nur unmerklich (*aliquantulum*) verfinstert. 3) *Beobachtungen des Olberschen Kometen; Bedeckung 1. 2 ♌ vom Mond, vom Hn. D. und. O. A. M. Schröter.* Als Hr. Oberamtmann den Olberschen Kometen verfolgte, entdeckte er den 5. April sehr nahe bey ihm, einen, dem Kometen völlig ähnlichen Nebelfleck, der unter Herschels 2000 Nebelflecken nicht vorkommt, den 12. April fand er ihn nicht wieder, und nirgends eine Spur mehr davon, Hr. O. A. M. vermuthet daher, dieser Lichtnebel sey ein wirklicher Komet gewesen, der sich ohne merkliche Veränderung seiner scheinbaren

Lage, entgegengesetzt von der Erde entfernte. 4) *Bestimmung der Längen der Sternwarten zu Paris, Richmond und Highbury von Greenwich, und Berichtigung derjenigen, welche der G. M. Roy aus seinen Messungen geschlossen hat. Vom Hn. Grafen von Brühl, mit Anmerkungen von Hn. von Zach.* Ein merkwürdiges Resultat von chronometrischen Längenbestimmungen, woraus folgen würde, dass der Hr. General Greenwich um mehr als 11 Raumsekunden gegen Osten von Paris versetzt habe; sollte sich dieses also verhalten, so würde dieses Factum kein geringer Beweis von dem seyn, was Zeitmesser auszurichten vermögend sind. 5) *Astronomische Beobachtungen und Nachrichten des Hn. Grafen v. Brühl, mit Anmerkungen des Hn. v. Zach.* Zwey Mudgische Zeithalter auf dem englischen Admiralsschiff *Sir George Elphinstone* gehen einen bewundernswürdigen Gang, und geben die Länge von Teneriffa, der eine bis 13 Sekunden, der andre bis 4 Sekunden in Zeit an. Eben so bewundernswürdig ist die Uebereinstimmung bey der beobachteten Abweichung des Polarsterns nach dem Hn. Grafen, nach Herzog von Marlborough und nach Piazzi. Hiebey Nachrichten von Hn. O. W. M. v. Zach über den kaiserl. Bothschafter zu Versailles, Hn. Grafen *Mercy D'Argenteau* einen grosen Liebhaber der Sternkunde. Von dem in Paris guillotinirten Astronomen *Wallot*, einem Deutschen von Geburt, von dem vortrefflichen Uhrmacher *Thom. Mudge*, seinen Erfindungen, seinem Process. Die Aeusserungen des nun auch mit Tode abgegangenen Dr. *Shepherd*, Beysitzer am Board of Longitude und Mitrichter über die Mudgeschen Seeuhren, *„dass es dem Bureau nie Ernst, und der Wille gewesen „sey," dass es mit den Seeuhren gelingen soll,"* zeigen am deutlichsten, wie viel der arme *Mudge* durch Kabale leiden musste! Von diesem Mitrichter sagte schon *Harrison*, dass er ihm von der innern Einrichtung einer Seeuhr nicht mehr begreiflich machen konnte, als dass ein Rad das andere trieb. *Mudge* hat nun gesiegt, aber erst nach seinem Tode, Hr. *v. Zach* streut bey dieser Gelegenheit diesem, in jeder Rücksicht verdienstvollen Künstler, eine Blume auf das Grab. Rec. weiss aus sicherer Hand, dass erst kürzlich ein neuer Angriff von der Gegenparthey gemacht worden, und dass man den Admiralitätscontract mit *Mudge* den Sohn über die zu liefernde Seeuhren, rückgängig zu machen versucht habe, allein auch dieser Sturm ist glücklich abgeschlagen worden. Preise der Emeryschen und Arnoldischen Chronometer, die besten in goldnen Gehäusen kosten 120 bis 150 Guineas, unter 90 Guin. im silbernen Gehäus, räth Rec. wohlmeynend, sich keinen anzuschaffen, *Arnold* verfertigt zwar Chronometer für 25 Guin., ist aber auch Waare darnach, solche Sekundentaschenuhren (das sind sie, mehr nicht), Zeithalter, oder Chronometer nennen zu wollen, ist wahre Profanation. Hätte der französische Admiral *D'Orvilliers* im letzten amerikanischen Kriege bey der Schlacht von *Ouessant* eine gute Seeuhr gehabt, so hätte er die englische Flotte, die mit 20 Millionen aus Indien zurück kam, gefangen nehmen können, so aber hatte er bey seiner Flotte einen Irthum von 25 Meilen in der Länge.

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Voss u. Comp.: *Sammlung kleiner Aufsätze zur Bildung der Frauen.* 1796. 144 S. 12. (10 gr.) — Diese Aufsätze erschienen bereits im J. 1794 unter dem Titel: *Rosaliens Schreibtafel* (s. A. L. Z. 1794. Nr. 389.) und für das folgende Jahr als: *Schreibtafel zum Gebrauch für Damen* (s. A. L. Z. 1795. Nr. 155. S. 480.). Nach der Versicherung der Verleger in der Vorerinnerung zu der gegenwärtigen Ausgabe derselben, sollen sie vielen innern Werth haben, und in mehrern kritischen Blattern als nützliche Beyträge zur Bildung des weiblichen Geschlechts gerühmt worden. Weil sie aber dieser Empfehlungen ungeachtet nur sehr geringen Abgang fanden — ein Umstand, den sich die Verleger daher zu erklären suchen, dass vielleicht der Titel: *Rosaliens Schreibtafel*, zu neumodisch und zu romanenhaft geklungen haben möge — so wurde die Verlagshandlung, wie versichert wird, durch die Ueberzeugung von ihrer Nutzbarkeit bewogen, sie dem Publicum von neuem vorzulegen und auf ihren innern Werth aufmerksam zu machen. Es wurde nur der erste Titel mit einem andern um derwillen vertauscht, weil die Wirthschaftstabellen, welche sonst *Rosaliens Schreibtafel* beygefügt gewesen waren, jetzt weggefallen sind, und die gegenwärtige höhere Bestimmung der Aufsätze auch eine andere Aufschrift zu erfodern schien. Dabey wurde der Preis unter die Hälfte herabgesetzt und doch das Titelkupfer von *Rosaliens Schreibtafel*, beides zum Beweise der Uneigennützigkeit wieder beygefügt. Auf den Fall aber, da eine Besitzerin der *Schreibtafel* diese Aufsätze kaufen sollte, meynen die Verleger, sie werde sich wegen der Brauchbarkeit und des geringen Preises der Letztern den doppelten Kauf nicht gereuen lassen, und allenfalls könnte sie ja einer Freundin, die jene noch nicht hätte, ein Geschenk damit machen. Ob wohl Damen, die sich nach den Vorschriften in dieser Sammlung zu guten Wirthinnen gebildet haben, oder noch zu bilden ernstlich gemeynt sind, diese Schutzrede werden gelten lassen? Den Männern ist dabey, wie man sieht, kein Stimmenrecht eingeräumt.

Was den innern Werth der Aufsätze selbst betrifft, so sey der Leser auf die schon angeführte Anzeige der A. L. Z. 1795. verwiesen, die der Vf. der gegenwärtigen in jeder Rücksicht zu unterschreiben kein Bedenken findet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 7. Februar 1797.

MATHEMATIK.

Berlin, b. dem Vf. u. in Comm. b. Lange: *Astronomisches Jahrbuch* für das Jahr 1799 etc., von *I. E. Bode* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

6) *Beobachtungen und Berechnungen der Bedeckung Jupiters vom ☾ den 23. Sept. 1795 vom Hn. O. W. M. v. Zach.* Der Hr. O. W. M. bestimmt diesmal das Verhältniss des Polar- und Aequatorialdurchmessers ♃'s wie 14,00 zu 14,86. Rec. kommen hier zum erstenmal beobachtete gerade Aufsteigungen der Jupiterstrabanten vor. 7) *Geographische Bestimmungen einiger Ortschaften in Thüringen, auf dem Harze, in Holland, Schwaben, mittelst Hadleyscher Spiegelsextanten und Chronometer, nebst einer kurzen Anzeige, was man vermittelst dieser Instrumente bey Vermessungen ganzer Provinzen leisten, und welchen Grad der Genauigkeit man durch gemessene Monddistanzen in Bestimmung der Längen durch dieselben Werkzeuge erreichen könne, vom Hn. O. W. v. Zach.* Viele neue Ortschaften werden geographisch bestimmt, worunter aus der Harzgegend allein 60 Ortschaften. Das beobachtete Ende der ☉ Finsterniss vom 5. Sept. 1793, in Amsterdam vom Hn. *Nieuwland* und *Aenae*, ist ein schätzbares Datum für die Längenbestimmung dieser Stadt, welche nicht sehr zuverlässig bekannt ist, denn die vom Marquis *Courtanvaux* und *Pingré* 1767 durch eine Le Roysche Seeuhr beobachtete, ist nicht sehr genau. Vergebens wird man auch die Länge von Amsterdam in den holländischen Seefahrts-Almanachen suchen, die nicht einmal für den Meridian dieser Stadt, sondern — unsere Leser werden es kaum errathen! — für den Pic von Teneriffa berechnet sind! Wie weit auch dieser von Amsterdam entfernt ist, weiss niemand. Mondsdistanzen mit Hadleyschen Sextanten gemessen, gewähren eine nie geahndete Genauigkeit für Längenbestimmungen. Hr. *v. Zach* schlägt correspondirende ☾'sdistanzen an mehrern Orten vor, und erwartet davon, oder wenn vom Fehler der ☾'stafeln Rechnung getragen wird, eine noch grössere Präcision. 8) *Formeln aus drey Höhen eines Gestirns nahe beym Meridian, und den Zeiten der Beobachtungen die Meridianhöhe, und die Zeiten des Durchganges durch den Meridian zu finden, vom Hn. Prof. Klügel.* Ist im wesentlichen das von *Bouger* in seinem *Traité de Navigation* nach der Ausgabe von *de la Caille* Paris 1760. S. 207. Vorgetragene, aber einfacher und bequemer gemacht. Der Beweis ist dort nicht gegeben, fehlt auch in der allerneuesten Ausgabe von Hn. *de La Lande* 1792. S. 221., dagegen findet man ihn in *Bezout's Traité de Navigation* art. 347. eine Annäherung, und art. 344. eine rigorosere Formel; man findet diese Aufgabe auch abgehandelt im vierten Theile der *Opuscules* von *Dalembert* und in *Du Sejour's Traité analytique* etc. Tom. I. S. 615. Der Vf. beweist erst die Formel, dass nahe beym Meridian die Höhenveränderungen sich wie das Quadrat des Stundenwinkels verhalten. Auf diese Proportion gründet sich die Auflösung, die auf eine Elimination zweyer Unbekannten führt. Da man fast allemal beide Stücke zugleich braucht, so würde Rec. folgende dependente Formel brauchen, die aus Hr. Prof. *K.* sogleich folgt, vorzüglich um Ungeübten zu zeigen, in welcher Ordnung sie rechnen müssen: $t = \frac{n^2 a - m^2 \beta}{2(n a - m \beta)}$ wie bey Hn. Prof. K. aber $H - h = \frac{t(n^2 a - m^2 \beta)}{2 m n (n - m)}$ wo der Faktor im Zähler auch schon durch t bekannt ist. Bey den trigonometrischen Verwandlungen in Nr. 2. wünscht Rec. dass der Vf. die gebrauchten Formeln nachgewiesen hätte, am besten wohl in seiner analytischen Trigonometrie; man erspart dadurch Ungeübten viel Zeit. Eine gute Auflösung sammt Beweis giebt auch *Cagnoli* in seiner *Trigonometrie* art. 834. 9) *Beobachtung einer merkwürdigen sehr entfernten Lichterscheinung, vom Hn. Dr. Schröter.* Schon aus den *Götting. Anz.* 32. St. 1796 und aus *Voigt's Magazin* XI. Band. I. St. S. 86. bekannt. Ein äusserst feines, mattes, einer äusserst entfernten sogenannten Glanzkugel, oder auch sogenannten Sternschuppe völlig ähnliches Lichtpünktchen zog mitten durch das ganze Feld von Südost gegen Nordwest aufwärts, und passirte ungefähr in einer Zeitsekunde das ganze Feld. Hr. D. *Chladni* wird diese Erscheinung für seine Hypothese geltend zu machen wissen, wie reimt sich aber diese mit obiger von den Kometen, die ganz nebelartiger Art seyn sollen? 10) *Genauere Entwickelung der Stöhrungen des Saturns durch den Uranus, vom Hn. Wurm.* Hr. *W.* verbessert seine im Jahrbuche 1798 gegebene Formeln für die Stöhrungen des ♄ durch den ♅. Der Fehler kam aus einigen Unrichtigkeiten in Hn. de La Lande's Perturbationsformeln (Astronomie III. edit. art. 3645. lin. 12 et 13.) wo der Ausdruck für Φ in den Coefficienten für Cos. 2t und Cos. 4t ganz fehlerhafte Glieder enthält. Hr. *W.* entdeckt diesen Irrthum aus dem Vergleich der correspondirenden Coefficienten in der Klügelschen Perturbationsformel (Götting. Comment. Tom. X. Part I.) statt des Coefficien-

ten von Cof. 2 t — $\frac{105. r'}{16. f'}$ muſs mit veränderten Zeichen und Werth des Bruches + $\frac{315. r'}{256 f'}$, ſtehen (hier iſt abermal im Jahrbuche ein Druckfehler eingeſchlichen, in dem 3' ſtatt r' gedruckt ſteht) und ſtatt des Coefficienten von Cof. 4 t — $\frac{315. r'}{64. f'}$ muſs ebendaſelbſt + $\frac{189. r'}{128. f'}$ geſetzt werden; über den Werth dieſer Glieder kann keine Zweydeutigkeit ſtatt finden, indem Hn. Prof. *Klügels* Formel eine unendliche Reihe iſt, deren Geſetz genau entwickelt iſt. Rec. glaubt, daſs ein Theil dieſer Unterſchiede wohl daher rühren könne, daſs Hr. *La Lande* nach *Clairaut's* Theorie und Formeln die Stöhrungen berechnet, welche, wie man nun weiſs, hie und da fehlerhaft iſt, *Klügel* und *La Place*, der ſeine eigene Methode braucht, ſtimmen immer genau überein. 11) *Meridianunterſchiede von Greenwich, Cleve, Hamburg, Milano, Palermo und Neapoli aus der ⊙ Finſterniſs den 5. Sept. 1793 hergeleitet, vom Hn. Wurm.* Hr. *W.* hat bereits die Meridianunterſchiede von 14 europäiſchen Orten aus dieſer ⊙ Finſterniſs berechnet (II. Suppl. B. S. 81.), hier fügt er noch ſechs andere bey, und macht das zweyte Zehend damit voll. Cleve und zum Theil auch Hamburg ſind ganz neue Eroberungen im Gebiet der aſtronomiſchen Geographie, und wir ſtatten ihm dafür unſern Dank ab; ſo wie überhaupt Hr. *W.* groſsen Dank verdient, da er unter den Aſtronomen der einzige iſt, der die meiſten ⊙ Finſterniſſe und Sternbedeckungen mit muſterhafter Schärfe berechnet; er hat in ein paar Jahren mehr ſolche Finſterniſſe berechnet, als mancher Aſtronom ſeine ganze Lebenszeit; auch kann man ſich allemal auf das ſicher verlaſſen was Hr. *W.* rechnet. 12) *Aſtronomiſche Beobachtungen, angeſtellt auf der akademiſchen Sternwarte zu Mietau in Curland, von Hn. Prof. Beitler.* Sehr ſchöne und fleiſsige Beobachtungen von Jupiterstrabanten, Verfinſterungen, Sternbedeckungen, Sonn- und Mondfinſterniſſen von 1790 bis 1795, wie man ſie von dieſem vortrefflichen Aſtronomen ſchon gewohnt iſt, mit Berechnungen und Vergleichungen mit den Tafeln; beſonders mit den neuen De Lambreſchen ♃ Trabantentafeln, ſie ſtimmen meiſtens bis auf wenige Sekunden mit den Beobachtungen, ein einzigesmal giebt der den 16 Jun. 1792 beobachtete Eintritt des III. Trabanten eine Differenz — 6' 23" die Wargentiniſchen gaben entgegengeſetzt + 5'. 4". Dies entſcheidet aber nichts, denn bekanntlich ſind ein paar Sekunden Fehler in der Neigung der Bahn dieſes Trabanten hinlänglich, dieſen ganzen Unterſchied hervorzubringen; Hn. *Triesneckers* Beobachtungen von 17. Jul. und 9. Octob. 1794 gaben noch gröſsere Unterſchiede. Es iſt ein Vergnügen zu ſehen, wie genau Hr. Prof. B. immer ſeine Länge von Mietau hat. 13) *Ueber die geographiſche Lage der Stadt Wittenberg in Sachſen, vom Hn. v. Zach.* Es iſt merkwürdig, daſs *Caſpar Peucer* die Polhöhe dieſer Stadt, durch den berühmten im Jahr 1572 von *Tycho Brahe* in der Caſſiopeia entdeckten, und nachher wieder verſchwundenen neuen Stern beſtimmt hat; Hr. *v. Z.* hat die Polhöhe ganz recht vermuthet, denn Hr. Inſpector *Köhler* aus Dresden hat ſie im Auguſt 1796 aus 16 Meridianhöhen der ⊙, die vortrefflich ſtimmen, mit ſeinem 9zolligen Sextanten gefunden 51°. 52' 39". Hr. *Burkhardt* beſtimmte die Länge aus 8 berechneten Weidleriſchen Beobachtungen von 1730, 33. 39 und findet im Mittel für Paris 41'. 43". Hr. *Wurm* fand aus der ⊙ Finſterniſs 1753 41' 38" (Aſtr. Jahrb. 1788. S. 189.) welche nur 5" von der Burkhardiſchen Angabe abweicht, noch beſſer wird ſich dieſes entſcheiden, wenn man die Bedeckung des 1 ♉ vom Monde, welche Hr. Inſp. *Köhler* den 25. Auguſt 1796 daſelbſt beobachtet hat, wird berechnet haben, er ſah nämlich den Austritt auf ½ Sekunde genau um 11 Uhr 12' 55",6 wahre Wittenberger Zeit, Wittenberg ſcheint demnach beſſer als Leipzig beſtimmt zu ſeyn! 14) *Aſtronomiſche Beobachtungen zu Prag, zu Schüttenitz und zu Schlukenau, vom Hn. Canonicus David.* Wer hätte glauben ſollen, daſs die Polhöhe von der königl. Sternwarte zu Prag nicht ſehr genau beſtimmt ſeyn ſollte! Die Aſtronomen *Zeno* und *Strnadt* hatten ſie mit groſsen dreyfüſsigen Quadranten beobachtet; nun erhält Hr. Kan. *David* einen ſiebenzolligen Hadleyſchen Spiegelſextanten, und damit findet er dieſe Polhöhe eine halbe Minute kleiner; wie ſoll aber ein ſiebenzolliges Inſtrument ein genaueres Reſultat als ein dreyfüſsiger Quadrant geben? Und doch war es ſo; Hr. *D.* wiederholt mit dieſem dreyfüſsigen Werkzeug die Beobachtungen dieſer Breite, und ſiehe da, es ergiebt ſich dieſelbe 50° 5' 19", bis auf eine Sekunde die nämliche, die er mit dem ſiebenzolligen Sextanten gefunden, und 27 Sek. von der ältern bisher angenommenen verſchieden iſt. Mit eben dieſem kleinen Werkzeug hat der Hr. Kanonicus ſchon mehrere Orte in Böhmen und Oeſterreich beſtimmt, und dadurch keinen geringen Beytrag zur Geographie dieſer Länder geliefert, auch diesmal beſtimmte er die nördliche Gränze Böheims mit der Oberlauſitz. 15) *Aſtronomiſche Beobachtungen angeſtellt zu Aubenas im Departement de l'Ardèche, von Flaugergues Aſſocie des Inſtitut National in Frankreich.* Mitten in der Epoche der Mord- und Blutſcenen unter Robespierre's Tyranney, beobachtete ruhig und ungeſtört in einem Winkel von Frankreich, am Fuſs der *Cevennen*, Hr. F. den Himmel. Gegen Ende 1792 ward er gezwungen ſeinen gewöhnlichen Aufenthaltsort *Viviers* zu verlaſſen, und in *Aubenas* die Stelle eines Adminiſtrateurs du Diſtrict anzunehmen, um dieſe Zeit für die Aſtronomie nicht zu verlieren, errichtete er daſelbſt eine Sternwarte, und brachte eine Sammlung ſehr ſchätzbarer Beobachtungen zuſammen. 16) *Die Elemente der Bahn der Kometen von 1792 und 1795 nebſt Beſtimmungsſtücken bey den kleinſten Abſtänden der ſeit 1786 erſchienenen Kometen von der Erdbahn berechnet, vom Hn. Prof. Prosperin in Upſal.* Dieſen erſten Kometen haben die Hn. *Bode*, *Olbers*, *v. Zach*, ebenfalls berechnet, und ihre Reſultate treffen ziemlich

lich mit einander überein; von dem zweyten Kometen von 1792 dem 81ten berechneten, hat Hr. *Mechain* gleichfalls die Bahn bestimmt (Conn. d. t. 1795. S. 286.) die Elemente find aber etwas verschieden von den im Jahrbuche 1797. S. 136. angegebenen. *Die Bestimmungsstücke;* ist eine Fortsetzung der bekannten Prosperinischen Tafel (Astron. Jahrb. 1789. S. 194. und Ephem. Vindobon.). 17) *Astronomische Nachrichten aus verschiedenen Briefen des Hn. de la Lande an Hn. v. Zach.* Hn. Bode's astronomische Jahrbücher haben von Basel bis Paris 320 Livres Porto gekostet, allein im baaren Geld betrug es sehr wenig. „*Ich habe noch etwas baares Geld*, schreibt Hr. *La Lande*, *ich kann es nicht besser als dazu anwenden*," am Ende etwas von *Condorcet* Tod und seinen hinterlassenen Schriften. La Lande versichert, dass er mitten unter den heftigsten Revolutionskrisen analytische Abhandlungen von *Euler* las, und selbst über schwere Integralen arbeitete. 18) *Elemente der Bahn des Kometen* 1795, *vom Hn. O. W. M. v. Zach.* Der Hr. O. W. M. berechnet die Bahn dieses Kometen nach der de la Placeschen Methode, bey welcher ein schwieriger Fall vorkam; er zeigt, wie man ihm ausweichen kann, und bringt eine Verbesserung bey dieser Methode an. 19) *Von der Perturbation des Uranus, vom Hn. Akademicus Schubert in Petersburg.* Hr. *S.* theilt uns hier die Secular- und periodischen Stöhrungsgleichungen mit, welche er nach einer zweymal wiederholten Rechnung, nach der de la Placeschen Methode berechnet hat, seine Resultate sind etwas von den de Lambreschen verschieden, so ist z. B. die gröfste Gleichung 2′ 13″ deren Periode 549 Jahre nach de L. ist, 2′ 36′ nach S. und die Periode 569 Jahre. Auch findet Hr. *S.* (was Hr. *Wurm* in seiner Geschichte und Tafeln des Uranus Gotha 1791. S. 48. zuerst geäusert hatte) eine nicht unbeträchtliche Gleichung der Stöhrung des Saturns durch den Uranus; Hr. *Wurm* machte das Maximum dieser Gleichung im Jahrbuche 1798. S. 147. = 18″, 74, im gegenwärtigen Jahrbuche verbessert er sie, 20″, 62 Hr. *S.* macht sie — 34″, 3 Cos. (3 ♅ — ♄ + 3° 37′ 55″). Sowohl am ♄ als auch am ♃ müssen diese Stöhrungen des ♅ noch angebracht werden, und die de Lambreschen Tafeln dieser beiden Planeten werden noch besser mit dem Himmel stimmen. 20) *Ueber die Veränderung der Schiefe der Ekliptik und des Sonnenjahrs, von ebendemselben.* Dieser und der vorhergehende Auffatz sind Auszüge aus zwey der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften vorgelesenen Abhandlungen, die vermuthlich auch in ihren Commentarien erscheinen werden. Ist es aber erlaubt, *La Grange's* Formeln, die doch wohl nur Näherungen sind, auf so lange Perioden zu erstrecken? er sagt selbst *il seroit difficile d'en fixer les periodes, et les Maxima et Minima.*" Hr. *S.* hat indessen diese mühsame Rechnung übernommen. 21) *Beobachtungen des Uranus dessen* ☍ 1796 *und nothwendige Verbesserung eines Elements der Bahn dieses Planeten. Bedeck. von* 1. 2 d ♉ *vom* ☾. *Vom Hn. v. Zach.* Der Hr. O. W. M. verbessert aus seinen Beobachtungen die Neigung der Bahn des ♅ und macht sie 46′ 20″ statt der bisherigen 46′. 16″. *De La Lande* und *de Lambre* sind damit einverstanden. Noch eine nöthige Verbesserung der Tafeln dieses Planeten, der aus einem Schreibfehler entstanden. 22) *Astronomische Beobachtungen auf der königl. Sternwarte zu Berlin im Jahr* 1795, *von dem Hn. Herausgeber dieses Jahrbuchs.* Hr. *Bode* fährt fort, uns wie gewöhnlich einen Auszug seines astronomischen Tagebuchs zu geben, und auch hier erscheint der genaue und fleissige Himmelsbeobachter; Conjunctionen und Oppositionen der Planeten werden mit Tafeln verglichen; Rec. fielen besonders die Beobachtungen des Merkurs in der Nähe der ☉ auf, und bestätigen das, was er zu Anfange seiner Recension von diesem Planeten erwähnt hat, so viel wir wissen, so ist das Fernrohr des Mauerquadranten nicht achromatisch, dies Jahr hat er den Merkur zehnmal beobachtet. Merkwürdig ist noch, dass hier abermals der Fall eintrift, dass ein neunzölliger Spiegelsextant die Polhöhe einer berühmten königl. Sternwarte, die mit einem Mauerquadranten ausgerüstet war, berichtiget; 16 Hadleysche Beobachtungen gaben, im Mittel diese Polhöhe 52° 31′. 46″ und 43 solche Beobachtungen mit dem Mauerquadranten im Jahr 1794 geben genau bis auf die Sekunde, das, was das neunzollige Instrument gab, folglich eine Viertelminute mehr, als man bisher angenommen hat, und wie es *La Lande*, *Bernoulli* und *Schulze* bestimmt hatten! Hr. *Bode* erwartet einen zehnzolligen Troughtonischen Spiegelsextanten, und hofft damit noch *sicherer* seine Polhöhe zu bestimmen; Hr. *Piazzi* wurde die irrige Breite von *Palermo* auch zuerst durch einen kleinen Sextanten gewahr! Welche Beweise von der Vortrefflichkeit dieser kleinen und bequemen Werkzeuge! Bemerkenswerth sind noch die Beobachtungen des wandelbaren Sterns *Mira* im Wallfisch. Schade, dass die Astronomen nicht mehr Aufmerksamkeit darauf verwenden. 23) *Gedanken über den Nebelfleck im Orion, vom Hn. Erbmarschall v. Hahn.* Hr. v. H. hat neben diesen Fleck die Farbe des Himmels so dunkel gefunden, er hat die Gränze dieser schwarzen Wolke mit seinem zwanzigfüsigen Reflector aufgesucht und sich durch wiederholte Beobachtung überzeugt, dass solche durch eine feine Gränzlinie dergestalt abgeschnitten wird, dass man genau wahrnehmen kann, wo sie sich endiget und die ordentliche Farbe der Himmelsluft anfängt, folglich ein eigner dunkler Weltkörper zu seyn scheint, wie schon *Lambert* vermuthete und auch Hr. *de la Place* gar nicht bezweifelt „*il existe donc dans les espaces celestes, des corps obscurs aussi considerables et peutetre en aussi grand nombre, que les etoiles*" (Expos. du syst. du monde Tome II. p. 305;). Mehr Auffschlüsse würde man erhalten, wenn einst zwanzig oder vierzigfüsige Herschelische Reflektors nach *Botany-Bay* transportirt würden, und man da die sogenannten *Kohlensäcke* im südlichen Kreuz, oder den noch dunkleren von Hn. Forster angezeigten Fleck in der Karlseiche durchmustern könnte. Der de la Cailleschen Einwendung (Mém. 1755. S. 199.) begegnet zwar der Hr. Erbmarschall, allein Hr. v. *Saussure's* Beobachtungen und Messungen der Intensität der

der blauen Farbe des Himmels mit seinem Kyanometer (Journ. de Physique Mars 1791. S. 199.) auf dem Mont-blanc, geben wieder neue Argumente an die Hand. Man vergleiche auch, was Hr. O. A. M. *Schröter* hierüber sagt, in seinen neuesten Aphroditographischen Fragmenten und Bemerkungen über Orions Lichtnebel S. 248.

(Der Beschluss folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in d. Wolfischen Buchh.: *Meine Liebschaften.* Ein nachgelassnes Werk von *Chabanon*, herausgegeben von *Saint-Ange.* Aus dem Französischen übersetzt. 1797. VIII u. 205 S. 8. (12 gr.)

Eine sehr fliessende und geschickte Uebersetzung der Amours du Chabanon, bey der man nichts von der Naivetät des Originals einbüsst. Voran steht eine flüchtige Vergleichung der beiden ungleichartigen Freunde, Chamfort und Chabanon, die wir mit ein paar Worten vermehren möchten: der erste war ein Mann, der zweyte ein gutes Kind, und beide ächte Franzosen. Chabanons Erzählung ist so gefällig wie ungeschmückt vorgetragen, und man würde ihre historische Wahrheit nicht in Zweifel ziehn, auch wenn er keine besondre Versicherung darüber gäbe. Er legt aber so viel Nachdruck auf diesen Umstand, dass er keine andre Wahrheit als die der Geschichte gelten lasst, ja kaum einen Begriff von der Wahrheit und innern Nothwendigkeit zu haben scheint, die in einer Dichtung Statt finden kann, und ihr die höchste Moralität und Belehrung der historischen zu verleihn, ja diese gewissermasen zu erweitern vermag. Der Akademist hat ganz vergessen, dass schon Aristoteles der Poesie höhern Ernst und Würde als selbst der Geschichte zuschreibt, weil diese nur das einzelne, jene das allgemeine lehrt. Sein aufrichtiges Herz war vielleicht die Quelle der Meynung, die er hier voransschickt, und in sofern gehört sie mit zu seinen Bekenntnissen, die zu schreiben er bey derselben unstreitig geschickter war, als irgend ein Kunstwerk der dichtenden Einbildungskraft in diesem Fache hervor zu bringen.

Seine Gewissenhaftigkeit und seine liebenden Anlagen äussern sich sehr früh, und zwar diese so unschuldig als jene seltsam, da er in einem Concert sich die Ohren mit Papier verstopft, weil er in dem hohen Genuss, welchen ihm die Musik gewährt, Sünde ahndet. Er hatte das Papier so ernstlich hineingesteckt, dass er beym Herausziehen die heftigsten Schmerzen litt, und eine lange Taubheit davon trug. Seine früheste Liebe war „der kleine Jesus," wie er ihn liebkosend nannte. Aber Geschäftigkeit und Reinheit des Sinnes bewahrten ihn bis in sein 27stes Jahr vor einer irdischen Liebschaft. In Paris half ihm dies wenig. Wurde er nicht der Mann, ein Weib zu verderben, eine Coquette zu bilden, so fiel er dagegen in die Schlingen einer solchen, die sein weiblich zartes, bis zur unbedingten Hingebung treues, Gefühl fünf Jahre lang misbrauchte, um ihn zu quälen, und ihm darauf schnöde den Abschied gab. Seine zweyte Geliebte machte ihn durch kindische Launen unglücklich. Sehr artig ist seine Schilderung der häuslichen Lage, worinn er bey der Entstehung ihrer Bekanntschaft diese Frau fand, die anfänglich überhaupt ein stärkeres Interesse erregt, als sie verdient. Au der dritten Begebenheit ist nichts anziehend für das Herz, und nur das merkwürdig, dass *Ch.* sie so ernstlich nahm. In der Darstellung der zärtlichen Freundschaft zwischen einem seiner Brüder und ihm, welche die zweyte auf dem Titel nicht erwähnte Hälfte des Buchs ausmacht, zeigt er sich freylich liebenswürdiger, als wenn er, mehr durch Unverschämtheit und Verstellung als durch eigne Leidenschaft, sich verblenden lässt. Auch haben die Bedürfnisse des Geistes mehr Antheil an seiner Bruderliebe, und das giebt ihr ein männlicheres Ansehen. Die überall hervorleuchtende, seltene Unverdorbenheit des Gemüths verdient diesen sonst nicht reichhaltigen Bruchstücken einer Selbstbiographie einen Platz in der Geschichte des menschlichen Herzens.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Thorn*, b. Vollmer: *Aufruf an den Genius des scheidenden Jahrhunderts, zur Ausrottung der Blattern.* 1797. 32 S. 8. — Ein lebhaftes Gefühl für das Wohl der Welt und Unwille über die Unthätigkeit der Menschen bey den Leiden ihrer Gattung gaben dem Vf. ein Gedicht ein, das nicht ohne Rührung und von Einigen nicht ohne den Vorsatz, wenigstens den Wunsch, etwas zur Minderung jener Leiden mitzuwirken, gelesen werden wird. Es heisst etwas viel verlangt, wenn dem scheidenden Jahrhundert zugemuthet wird, was es in 96 Jahren nicht bewerkstelligte, in den letzten vier Jahren auszuführen, nämlich drey grosse Uebel, Krieg, Sklaverey und Blattern auszurotten! Aber in der letzten Decade dieses ablaufenden Jahrhunderts sind freylich so grosse Dinge geschehen, dass solche riesenhafte Erwartungen eines philanthropischen Gemüths nicht sehr befremdlich sind. Wer sollte nicht in den Wunsch um baldige Erlösung von der Noth, welche durch die Blattern in die Welt gekommen ist, herzlich einstimmen?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. Februar 1797.

MATHEMATIK.

Berlin, b. dem Vf. u. in Comm. b. Lange: *Astronomisches Jahrbuch* für das Jahr 1799 etc., von I. E. Bode etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

24) *Beobachtung der Danziger Polhöhe und der Gegenscheine der Planeten 1795 und 1796, von Hn. D. Koch.* Die Polhöhe der Danziger Sternwarte war ebenfalls vor Hn. K. nicht genau bekannt, und um 14 Sekunden zu gross, aus 16 Meridianhöhen nicht weit vom Zenith culminirender Sterne, macht er sie jetzo 54° 20′ 48″, und glaubt sie bis auf 5 oder 6 Sekunden richtig bestimmt, warum nahm aber Hr. K. die Abweichungen dieser Sterne aus der Conn. d. t.? und nicht lieber die von *Piazzi* mit dem ganzen Kreis bestimmter Sterne; vermuthlich kommen astronomische Nachrichten und Schriften erst späte nach Danzig. Die Gegenscheine ♄ und ♃ 1795 und jene ♅ und ♂ 1796 mit Tafeln verglichen; nur allein Mars nicht. 25) *Kurze astronomische Nachrichten und Bemerkungen.* Daraus zeigen wir nur einige der interessantesten an; als neue Arbeiter im Felde der praktischen Sternkunde erscheinen, Hr. *Ammann* in Dillingen, Hr. *von Utenhoven* in Utrecht, Hr. *Eimbke* in Hamburg, der Bischof in Siebenbürgen Hr. Graf *von Batthyan* und sein Astronom *Martonfy* in Carlsburg. Graf B. hat zwey Sternwarten in Siebenbürgen angelegt, davon wir schon in unsern Intelligenzblättern Nachricht gegeben haben. In Neapel ist ebenfalls eine neue Sternwarte errichtet worden, und der Minister *Acton* liess ein siebenfüssiges Herschelsches Telescop aus London kommen. Hr. *Piazzi* nimmt eine Gradmessung vor, und hat von seinem Hof die Kosten dazu schon erhalten, gegenwärtig zieht er eine Meridianlinie oder Gnomon in der Palermer Kathedralkirche. (Eben wie Rec. dieses schreibt, erhält er die zuverlässige Nachricht, dass ein französischer Korsar ein englisches Schiff weggenommen habe, auf welchem ein für Hn. *Piazzi* nach Palermo bestimmtes Dollondisches vortreffliches achromatisches Fernrohr von 5 Fuss und 3¼ Zoll Oeffnung befindlich war.) Den Beschluss macht die Ankündigung der prächtigen und vortrefflichen Ausgabe eines neuen Himmelsatlasses im grösten Format vom Hn. *Bode*. Astronomen und Liebhaber wissen im voraus, was sie in diesem Fache von einem *Bode* zu erwarten haben, an Unterstützung wird es daher einem, Deutschland so viele Ehre bringenden Werke nicht fehlen! Als Anhang zu gegenwärtigem Jahrbuch und auch mit besonderm Titel erscheint nachfolgendes Werk, welches wir daher auch zugleich hier mit anzeigen.

Berlin u. Stralsund, b. Lange: *Astronomische Tafeln zur Bestimmung der Zeit aus der beobachteten gleichen, obwohl unbekannten Höhe zweyer Fixsterne. Vorzüglich zum Nutzen der Schiffahrt berechnet von Julius August Koch.* M. D. Astronom und Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig. 1797. 142 S. Auch als Anhang zu Bodens astronomischen Jahrbuch für 1799. Mit einer Vorerinnerung und Erklärung der Tafeln.

Vorliegende Tafeln, durch welche Hr. K. vorzüglich Seefahrern einen wesentlichen Dienst erzeigt hat, dienen, vermittelst einer sehr bequemen Methode, die wahre Zeit zu finden, welche mit den sogenannten correspondirenden Höhen darin übereinkommt, dass man nicht *absolute*, sondern nur *vollkommen* gleiche (wenn auch unbekannte) Höhen zweyer Sterne nach der Uhrzeit beobachtet, und dies ganze Geschäft in ein paar Minuten verrichten kann. Sie hat also den Vortheil, dass das Wetter sie selten vereiteln wird, welches nur zu oft der Fall bey den gewöhnlichen correspondirenden Sonnen und Sternhöhen ist, welche mehrere Stunden dauern und auch zur See nicht einmal anwendbar sind. Aus einzelnen Höhen (welches bisher die einzige und üblichste Art zur See ist) die Zeit zu finden, erfodert eine lange Rechnung, bey Sonnenhöhen hat zwar Hr. *de La Lande* durch seine neuen, 1793 auf Kosten des Nationalconvents erschienenen Stundentafeln, abzuhelfen gesucht, allein immer ist diese Bestimmungsart nicht so sicher und genau, wie die Kochische, weil bey jener sehr viele Sachen als bekannt und als sehr richtig vorausgesetzt werden, welche bey dieser ganz wegfallen; nämlich bey einzelnen Höhen muss der absolute Höhenwinkel sehr genau, folglich die Eintheilung des gebrauchten Werkzeuges, die Rectification desselben, die Strahlenbrechung, die Polhöhe des Orts, die Erhöhung des Auges über der Meeresfläche, sehr scharf bekannt und bestimmt seyn, wenn man die Zeit sehr genau erhalten will. Bey der Kochischen Methode ist dies alles nicht nöthig, und die Polhöhe braucht man hiezu nur obenhin zu kennen, auch auf den Gang der Uhr braucht man sich hier nicht zu verlassen, weil die correspondirenden Höhen in ein paar Minuten genommen, und die Zeit sogleich dadurch bestimmt wird.

wird. Das einzige Requisit ist gleiche Höhe, und diese ist leicht erhalten, man darf nur das Messinstrument unverrückt stehen lassen. Freylich wird diese Methode wieder dadurch eingeschränkt, (und der Vf. hat es sich selbst nicht verheelt,) dass sie nur des Nachts gebraucht werden kann, und man nicht in jeder Nacht den Meeres Horizont deutlich erkennen, oder wie ihn die Franzosen zu nennen pflegen, einen *horizon clair-fin* erhalten kann; jedoch giebt es immer noch eine beträchtliche Anzahl heiterer Nächte, wo man bey Mondenschein oder in der Morgen- und Abenddämmerung, diese Methode mit Nutzen und Genauigkeit wird anwenden können, zumalen wenn es mit der angekündigten Erfindung und Verbesserung der Hadleyschen Spiegelsextanten in England von einem gewissen *John Syeds*, worauf er ein königl. Patent genommen hat, seine Richtigkeit hat, der einen künstlichen Horizont auf dem Werkzeuge selbst angebracht, und dadurch den Meereshorizont ganz entbehrlich will gemacht haben. Die Kenntniss der Zeit ist Seefahrern zu wichtig, weil die Erforschung der Meereslänge, nach allen bisher bekannten Methoden, lediglich von ihr abhängt, es sey dass man sie durch Längenuhren oder durch Mondsdistanzen finden will, man muss daher Hr. K. grossen Dank wissen, dass er dieses Hauptproblem erleichtert, diese neue Methode erfunden, und auch zugleich die Ausführung derselben unternommen hat. Hätte Rec. irgend bey einem Bureau de Longitude Sitz und Stimme, so würde er nach Pflicht und Recht eine Motion bey demselben machen, und auf eine ansehnliche Belohnung für den Erfinder dieser Methode antragen, dann haben *Cornelius Douwes* für seine *Logarithmic Solar tables*, *J. Bernoulli* für seine *Sexcentenary table*, *Mich. Taylor* für seine *Sexagesimal table*, und *Charl. Hutton* für seine Produkten und Potenzentafel Geschenke von 100 und mehr Guineen verdient, und vom englischen Board of Longitude erhalten, mit wie viel grössern Rechte würde Hr. K. nach diesem Verhältnisse eine noch grössere Belohnung verdienen! Wir wagen es deshalb, uns auf das allgemeine Urtheil aller Astronomen in Europa zu berufen, ohne einen einzigen Widerspruch zu befürchten, auch wird die Zeit und das Glück, welches diese Methode bey auswärtigen seefahrenden Nationen gewiss erfahren wird, des Rec. Urtheil rechtfertigen, und wir werden bald (Rec. hat schon Spuren davon) diese Kochischen Tafeln mit einer französischen, englischen, oder spanischen Anweisung nachgedruckt sehen. Es wird auch diesmal wiederholt beweisen, dass der Deutsche wohl Belohnungen zu verdienen, aber nicht — zu erhalten weiss!

Hn. K's. Verfahren besteht kürzlich darin. Man beobachtet die Zeit, wenn zwey Sterne, einer östlich, der andere westlich vom Meridian entfernt, gleiche Höhen haben, vergleicht das Mittel dieser beobachteten Zeiten der Uhr mit dem, was *K's.* Tafeln geben, und findet so, wie weit die Uhrzeit von der mittlern Zeit sich entfernt. Die Beobachtung selbst geschieht eben so leicht auf folgende Art; da man unmöglich zwey Höhen zu gleicher Zeit mit dem nämlichen Instrumente nehmen kann, so stelle man das Werkzeug (zur See den Spiegelsextanten), wenn der östliche Stern etwa noch einen Grad niedriger ist als der westliche, auf die Höhe des einen Sterns sehr genau, und bemerke zugleich die Sekunde der Uhr, wenn er diese Höhe erreicht hat, nun wende man sich mit völlig unverrücktem Instrument gegen den zweyten Stern, und beobachte die Zeit, wenn er diese nämliche Höhe erreicht, das Mittel zwischen den beiden Zeitmomenten ist die Zeit, wo beide Sterne gleiche Höhen hatten. Man sieht, dass es hier auf den Höhenwinkel gar nicht ankommt, ja dass man dieselbe Beobachtung machen könnte, wenn auch das Werkzeug gar keine Eintheilung hätte, dabey wird aber vorausgesetzt, dass die Höhenänderungen der beiden Sterne gleich gross sey, welches aber nicht immer rigoros richtig allein von keiner Bedeutung ist, wenn man nur immer darauf Bedacht nimmt, den Zwischenraum zwischen den beiden Beobachtungen so klein zu machen, als es die Beschaffenheit des Werkzeuges und die Fertigkeit des Beobachters nur immer gestatten. Zu diesem Behuf hat also Hr. K. 41 Sterne, die alle zu den drey ersten Grössen Klassen gehören, gewählt, und diese hinwieder zu seinem Zwecke in 23 Paare abgetheilt; die ersten 30 Tafeln stellen die für den Danziger Meridian. und verschiedene Polhöhen, für den Zeitraum von 1797 bis 1860 berechneten Zeitepochen, da jedes derselben genau einerley Höhe über den Horizont hat. Keines der angenommenen Sternpaare ist in gedachten Zeitraume um einen ganzen Grad in der Abweichung unter sich verschieden, und daher werden auch jene Zeitepochen der gleichen Höhe, so wenig durch die Verschiedenheit der Polhöhen verändert, dass es hinlänglich war, sie für die Polhöhen von 0, 20, 35, 45, 50, 55, 58 und 60 Grade in den Tafeln darzustellen; dieser ist einer der schönsten Vortheile dieser Tafeln, weil sich die Proportionaltheile durchgehends für jede dazwischen liegende Polhöhe sehr leicht, ohne alle Mühe, und so zu sagen auf einem Blicke, durch eine leichte Kopfrechnung finden lassen, da die Unterschiede immer nur wenige Sekunden betragen. Wie mühsam sind dagegen die La Landischen Stundentafeln zu gebrauchen, die einer dreyfachen, oft sehr starken Interpolation bedürfen, für die Höhenabweichung- und Breitenänderungen! Diese, für den Danziger Meridian geltende Zeitepochen, lassen sich nun, vermittelst der 31sten Tafel, auf jeden andern beliebigen Mittagskreis, vermittelst der 32ten Tafel aber, auf jeden beliebigen Tag des Jahres reduciren, und solchergestalt erhält man auf die einfachste und leichteste Art die mittlere Sonnenzeit, da eines der gedachten Sternpaare für einen bestimmten Ort der Erde einerley Höhe über den Horizont hat. Dass übrigens in diesen Tafeln auf keine Aberration und Nutation, und von der, vom Anfang des Jahrs bis zum bestimmten Tag statt habenden Ungleichheit der Präcession ist Rücksicht genommen worden,

den, war nothwendig, und erlaubt, theils weil die Aberration und Nutation sich oft aufheben, oft beide Sterne auf die nämliche Art afficiren, theils weil man zur See die Zeit nicht schärfer als auf 5 oder 6 Sekunden zu wissen verlangt, welches auch die Gränzen sind, innerhalb welchen diese Tafeln die Zeit angeben können, und die immer noch schärfer als bey den La Landischen Tafeln ist, bey welchen der Fehler auf das doppelte nämlich auf 10 bis 12 Sekunden, und in manchen Fallen noch weiter gehen kann. Die 33te Tafel giebt die ungefähre Zeit an, der gleichen Höhen aller berechneten Sternpaare für den ersten Tage eines jeden Monats, mit der Numer der zu jedem Paar gehörigen Epochentafel; diese Tafel ist dem Beobachter besonders nützlich, weil er daraus nicht nur ersieht, welcher Sterne er sich in jeder Jahrszeit zur genauen Zeitbestimmung seines Orts bedienen könne, sondern er lernt auch daraus beurtheilen, wenn er sich am Himmel nach einem Sternpaare umzusehen, und um welche Zeit er sich ungefähr zu dessen Beobachtung anzuschicken habe. Endlich giebt die letzte und 34te Tafel die Angaben der Oerter der gebrauchten 41 Sterne für den Anfang des Jahres 1800. Bey den Längen und Breiten, da sie doch aus den geraden Aufsteigungen und Abweichungen hergeleitet worden, hätte billig sollen angemerkt werden, welche Schiefe der Ekliptik Hr. K. dazu gebraucht hat; auch hat Rec. gefunden, dass er sich hierzu der Maskelynischen und Zachischen Sternbestimmungen bedient habe.

Wir hätten nur noch gewünscht, dass es Hn. K. gefallen hätte, in seiner Vorerinnerung anzuzeigen, welcher Methode er bey Berechnung seiner Tafeln gefolgt ist, ob der vom *Maupertuis* (Astronom. nautique Prob. XVIII.) die auf eine quadratische Gleichung führt, oder ob er sich einer leichtern und indirecten Auflösung dazu bedient habe. Dasselbe Problem haben auch Hr. Hofr. *Kästner* in seinen astronomischen Abhandlungen I. Samml. S. 419. §. 733. und *Pezenas* in seiner Astron. des Marins Tom. I. Probl. LX. abgehandelt; Hr. *de La Lande* erwähnt ihrer nur im Vorbeygehen in seiner Astron. Tom. I. art. 1056. Auch würde es für die Seefahrer und für solche Personen, welche nicht alle Sterne am Himmel kennen, besonders die kleinern, eine grosse Erleichterung und Hülfe gewesen seyn, wenn sie die ungefähre Höhe jedes Sternpaars bey jedesmaliger Beobachtung zugleich in den Tafeln angezeigt gefunden hätten, sie würden solche um so weniger verkennen und verwechseln können, wenn sie das Instrument vorher auf diese Sternhöhen stellen könnten. Rec. glaubt, dass dieses sehr wohl und ohne grosse Weitlaufigkeit anginge, und würde diesen Vorschlag thun. Man brauchte nur für einige Epochen und für jeden Stern einen Hülfswinkel ϕ, und einen Logarithmen m zu berechnen und in die Tafel einzutragen, der erste würde gefunden durch tang. ϕ = Cos. ang. hor. × Cotang. Declin. Letzterer Log. m = Log. Sin. Decl. — Log. Cos. ϕ. Wollte man nun die Höhe eines Sterns für eine gewisse Polhohe = p haben, so braucht man nur den Log. Sin. von ($p+\phi$) zu dem in den Tafeln befindlichen Log m zu addiren, so erhält man den Log. Sin. der gesuchten Sternhöhe.

Den Beschluss der Tafeln machen Erklärungen und Beyspiele zu ihrem Gebrauche. Die 32te Tafel, deren Angaben allemal subtractiv sind, hätten besser additiv gemacht werden können, wenn man dafür das Complement auf 23 Uhr 56 Minuten 4 Sek. gesetzt hätte; auch wären die Tafeln viel einfacher geworden, wenn sie auf Sternzeit wären gestellt worden, da wäre die Zeit der gleichen Höhen für jedes Sternpaar immer dieselbe geblieben (bis auf eine geringe Kleinigkeit, die von der Präcession hergerührt hätte) mittelst des Berlin. astronom. Jahrbuches, und der darin befindlichen Spalte *Sternzeit im mittlern Mittag*, hätte man alsdann diese Sternzeit leicht in mittlere verwandeln konnen.

GESCHICHTE.

Nürnberg, b. Stiebner: *Johann Ferdinand Roth*, Diakonus der Kirche zu St. Jacob, *Lebensbeschreibungen und Nachrichten von merkwürdigen Nürnbergern und Nürnbergerinnen aus allen Ständen* zur Beförderung patriotischer Gesinnungen und bürgerlichen Tugenden. Mit Kupfern. 1796. 238 S. 8.

Dass gute Beyspiele schon überhaupt, besonders aber solche, die aus der neuern vaterländischen Geschichte gewählt worden, weit mehr Interesse für jeden Leser haben, dass dieselben folglich auch auf die Jugend weit stärker wirken, als die besten moralischen Erzahlungen, ist eine längst anerkannte Wahrheit. Eben deswegen sind Sammlungen von der Art, wie die gegenwärtige ist, sehr nützlich, wenn sie anders nicht das traurige Schicksal haben, von dem fadesten Roman verdrangt zu werden. Nach der Vorrede hat der Vf. bey diesem ersten Bändchen, auf welchen noch ein zweytes folgen soll, wenn dieses Beyfall finden wird, vorzüglich auf die Jugend sein Augenmerk gerichtet, doch aber seinen Vortrag immer so einzurichten gesucht, dass sein Werkchen auch denen, die sich nicht gerne mehr unter die Jünglinge zahlen lassen, eine eben so angenehme als nützliche Lectüre wird gewähren können. Die vorzüglichsten unter den hier aufgestellten Nürnbergern und Nürnbergerinnen sind folgende. *Albrecht Dürer*, dessen Lebensgeschichte mehr als den vierten Theil dieses Bändchens füllet, wobey die erst vor einiger Zeit von Hn. *Roth* herausgegebene Geschichte dieses grossen Künstlers benutzt und die Schilderung des Malergenies desselben aus dem *Kleinischen* Denkmal grosser Deutschen eingeschaltet worden ist. Rec. würde bey dieser Gelegenheit wenigstens nur auf einige Meisterstücke dieses unsterblichen Mannes, besonders auf

auf einige Gemählde von ihm — dergleichen es ja in Nürnberg bekanntermafsen giebt — aufmerksam gemacht haben. *Wilibald Pirkheimer*, *Hanns Sachs*, *Hieronymus Paumgärtner*, *Anton Koberger*, *Veit Dietrich*, *Lazarus Spengler* — lauter bekannte und berühmte, durch Biographieen meiftens fchon verewigte Nürnberger. *Johann Fenitzer*, ein Mefferfchmidt, ftiftete ein anfehnliches Capital zu fechs Stipendien, und auch eines zur Errichtung einer theologifchen Bibliothek zum Gebrauch der Nürnbergifchen Geiftlichen, die bisher jährlich vermehrt worden ift. *Elifabetha Kraufsin*, eine Kaufmannswittwe. Sie hinterliefs ein Vermögen von 127176 Gulden rheinifch, wovon fie die jährlichen Intereffen ganz zu milden Stiftungen, befonders zu fehr anfehnlichen Stipendien beftimmte. *Johann Kupezky*, ein berühmter Mahler. *Bernhard Vogel* hat ihn durch ein fchätzbares Werk, das die von ihm gemahlten Portraite in fchwarzer Kunft enthält, verewigt. *Hannfs Conrad Ofsner*, der Sohn eines Gerichtsdieners oder Amtknechts ftarb 1740 als Hofbildhauer zu St. Petersburg. *Marx Tufcher*, ein Findelknabe — ftarb 1750 zu Kopenhagen als königlicher Hofmahler und Baumeifter. Die beygefügten Kupfer, welche einige Scenen aus der Gefchichte einiger in diefem Werkchen aufgeftellten Nürnberger anfchaulich machen, verrathen einen gefchickten Künftler.

Züllichau, in d. Frommannifchen Buchh.: *Der brittifche Plutarch oder Lebensbefchreibungen der gröfsten Männer in Grofsbritannien und Irrland feit den Zeiten Heinrichs VIII bis unter Georg III.* Siebenter und achter Band.

Auch unter dem Titel:

Biographieen grofser und berühmter Männer aus der neuern brittifchen Gefchichte. Aus dem Englifchen; mit literarifchen Anmerkungen vom Hn. Hofrath Meufel. 1794. 556 S. 8.

Die Recenfion diefes Buchs braucht nicht länger zu feyn als diefer Titel. Die Ueberfetzung ift nicht vom Hn. *Meufel* felbft. Die vielen berühmten Namen der Männer, von welchen wir hier Nachrichten bekommen, müffen die Neugierde reizen; kaum diefe, alfo gewifs nicht die Wifsbegierde wird hier befriedigt. Engländer und Deutfche follten fich nicht fo vergeffen, folche Notizen und dürftige Urtheile über Britten den brittifchen *Plutarch* zu nennen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Marburg*, in d. akad. Buchh.: *Phyfikalifche Verfuche über das Verhältnifs der Brennbarkeit der meiften deutfchen Waldbaum-Hölzer.* Ein Beytrag zur höhern Forftwiffenfchaft, von *G. L. Hartig*, F. Solmf. Forftmeift. 1794. 80 S. 8. mit 2 Tabellen. (30 kr.) — Beobachtungen über die verfchiedne Brennkrafte mehrerer deutfcher Waldhölzer find bisher blofs zerftreut angeftellt worden, und es fehlt noch bis jetzt ein Werk, welches eine Reihe von Prüfungen in bedeutender Anzahl zufammengeordnet mit nur einigermafsen beftimmten Angaben enthielte. Hr. *H.* theilt uns hier Experimente mit, die mit lobenswürdiger Genauigkeit angeftellt, und aller Aufmerkfamkeit würdig find. Er nahm 200 rhein. Kubikzoll Holz von verfchiedener Art, zündete folches unter einem Keffel, der 45 Pfund Waffer enthielt, unter immer (fo viel möglich) gleichen Umftänden an, hing ein Queckfilber Thermometer mit Reaumürfcher Scale in den Keffel, und beobachtete: „in welcher „Zeit das Thermometer am höchften ftand, wie lang es bis „zur Verkohlung des Holzes dauerte; wann die Kohlen verlo- „fchen; wie hoch das Thermometer da ftand; wie viel Waffer „nach 12 Stunden durch Verdünftung abgegangen war; ob das „Holz viel Afche gab; ob es ftet brennte."

Die Verfuche find über Eichen (von vielerley Gattung), über Buchen, Heinbuchen, Elsbeer, Efchen, Ulmen, Ahorn, Linden, Birken, Erlen, Espen, Pappeln, Weiden, Lerchen, Kiefern und Tannen angeftellt; überall über gleichgehauene Scheiter, am Schlufs aber auch über einiges Reifig; bey einigen Hölzern auch mit Unterfchied, ob fie in oder aufser der Saftzeit gehauen waren. Die einzelnen Refultate hier, der Reihe nach anzuführen, würde viel zu weitläuftig feyn. Nur vom *Lerchenholz* müffen wir doch die Beobachtung (aus S. 44.) anführen: dafs daffelbe unter allem übrigen Nadelholz am fchlechteften brannte; dafs die Kohlen fpritzten, zum Erlöfchen geneigt waren, wenn das Feuer nicht fehr ftark war, und in freyer Luft fehr bald erftarben. Wiederholte Verfuche gaben doch nichts anders aus. In einem befondern Abfchnitt zeigt hierauf der Vf., wie man feine Beobachtungen zu benutzen habe, um den Werth des Brennholzes daraus zu beftimmen. Er nimmt dabey einen fixen Preis für *Buchenholz* an, nämlich 98 Kubikfchuh Buchenftammholz von 120jährigem Alter für 6 Gulden (rheinifch) und fchliefst daraus auf die Gattung andrer Holzarten bey Annahme gleich gleich grofser Klaftern oder Holzmafsen. Natürlich kann bey diefer Rechnung blofs 1) auf den hohen Grad der Hitze, 2) auf deren lange Dauer Rückficht genommen werden; einige andre fpecielle Beziehungen aber müffen dabey wegfallen. Die Belehrungen, wie der Vf. Prügelholz und Reifigwellen berechnet, zeigen abermals von feinem guten Beobachtungsgeift, fo wie die angehängten Tabellen von feiner grofsen Bemühung, feine mühfamen Unterfuchungen, fo viel möglich, gemeinnützig zu machen. — Wir möchten wohl den Vf. (der feine vorgelegte Experimente felbft noch nicht für vollkommen erklärt) erfuchen, den betretenen Weg zu verfolgen, und auch mit etwas gröfsern Holzlagen und unter mehr veränderten Umftänden feine Verfuche fortzufetzen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. Februar 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Barth: *Commentationes theologicae editae a Jo. Casp. Velthusen — Christ. Theoph. Kuinoel — et Ge. Alexandro Ruperti.* Volumen III. 1796. 509 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieser Band enthalt theils schon vorhin herausgegebene, theils hier erst erscheinende Auffätze; bey welchen letztern wir hier allein verweilen und die erstern, als sonst schon bekannt blofs anzeigen. I. *Franc. Volkm. Reinhard diss. de Christo suam, dum viveret, resurrectionem praedicente. Viteb.* 1754. — II. Herrn D. F. *Ruckersfelder* Schreiben an den Hn. Prof. Lubbers zu Gröningen über den berühmten Vaticanischen Codex des N. T. (B. bey Wetst. u. Griesbach). Wer auch nur das Urtheil über diese Handschrift gelesen hat, welches aus unsrer Zeitung (J. 1789. No. 30.) in der Eichhornischen Bibl. der bibl. Literatur Band II. S. 373 bis 376. wieder abgedruckt ist, kann dieses R. Schreiben ganz entbehren; man findet selbst dort Manches, vornehmlich über den von ich selbst verschiednen Charakter dieses Codex in den verschiednen Evangelien und deren Theilen, was hier ganz übergangen und dafür blofs mit mehrern Beyspielen gezeigt ist, dafs sein Text mit einigen der besten Handschriften und mit Origenis Lesearten übereinstimme, weniger hingegen mit den lateinischen Lectionen, wodurch Bentley's und Wetsteins Vorwürfe sowohl, als Mills Beschuldigung, dafs dieser Codex mit dem Complutensischen Texte harmonire und bey der Compl. Bibel gebraucht worden sey, widerlegt worden. Auch der angehängte Brief des Herrn *de Rhoer* über jenes Schreiben zu Gröningen ist von keiner Bedeutung. — III. *Guil. Frid. Hufnagel diss. de Psalmis prophetias Messianas continentibus, Sectio I et II.* Erlang. 1783 und 84. — IV. *Frid. Sam. Winterberg diss. de tabernaculis aeternis ad Luc. XVI, 9.* Die Erklärung des Verfassers, wiewohl sie nicht ganz neu ist, unterscheidet sich von den gewöhnlichern darin, dafs αἰώνιοι σκηναὶ *beständige Wohnungen* bedeuten sollen, in welchen jemand immer wohnen könne. „Macht euch Freunde „durch Wohlthun, damit, wenn ihr, bey dem steten „Wechsel aller Dinge, alles das Eurige verliert, sie „euch auf eure ganze Lebenszeit in ihre Wohnugen aufnehmen und unterhalten mögen." Eine Erklarung, welche den Worten und der Vergleichung mit dem Verfahren des ungerechten Haushalters, ganz gemäfs ist; aber so gewifs ist sie doch nicht, als der Vf. glaubt, der die, so die ewigen Hütten für den Himmel halten, für jämmerlich Betrogene hält (*misere illis haec locutio imposuit*). Denn womit will er beweisen, dafs Jesus diese Moral, die er aus seiner Parabel zieht, vollkommen mit dem Bilde, das er braucht, habe gleichstellen, und nicht, wie er gemeiniglich thut, mit irdischen Vortheilen jenes Haushalters himmlische Vortheile vergleichen wollen? Auch führt die folgende Parabel vom reichen Mann, wodurch Jesus die gegenwärtige weiter einschärft, eher auf die gewöhnliche, als auf des Vf. Erklärung. Zugleich setzt Herr W. eben so unrichtig voraus, dafs Christus diese Parabel vom ungerechten Haushalter eigentlich den Pharisäern vorgetragen habe, als er behaupten will (mit mehrern Andern) μαμ. τ. ἀδικίας bedeute nicht ungerecht erworbnen, sondern *unsichern* Reichthum. Denn das *erstere* ist offenbar wider Lucä Erzählung, der ausdrücklich v. 1. sagt: er habe sie seinen μαθηταῖς, also den reuigen Zöllnern Cap. 15, 1. vorgetragen, und C. 16, 14. die Pharisaer davon unterscheidet, die Jesus durch die Parabel vom reichen Manne zu Rechte wiefs. Das *letztre* aber bleibt immer hart, da die ἀδικία des im Bilde vorgestellten Haushalters v. 8. gewifs *Ungerechtigkeit* ist, und er die Zöllner ermahnen will, sich vom ungerecht erworbnen Reichthum loss zu machen.

Die Vte Abhand. ist die vom Hn. D. *Storr de fonte Evangeliorum Matthaei et Lucae*, Tübingen 1794. — VI. Herrn Prof. Kuinoel's Erklärung der Stelle Pauli Ephes. 5, 6 - 14. — VII. Herrn Gen. Superintendent *Velthusen's* zwey beym Prorectoratswechsel zu Helmstädt 1780. gehaltne Reden *de legibus divinis non simpliciter arbitrariis;* um zu zeigen: dafs Gott nie ganz willkührlich, sondern stets nach Weisheit handle, deren Gründe aber oft den Menschen verborgen seyn, welches gleichwohl die Verbindlichkeit solcher Gesetze Gottes nicht aufhebe, da diese blofs davon abhängt, dafs Gott sie gegeben habe. Eine strenge Untersuchung dieser Sache wird man in dergleichen Reden nicht erwarten, und die letzte Hauptfrage von positiven göttlichen Gesetzen läfst sich freylich nicht, wie hier geschehen ist, kaum auf drey Seiten, abfertigen. Aber eben darum enthalten wir uns aller Anmerkungen darüber, zumal da sie so wenig, als der exegetische Theil oder des Vf. ehemalige Inauguraldisputation, die er 1775. zu Göttingen vertheidigte und die hier, als der *zehnte* Auffatz in dieser Sammlung, S. 318. ff. wieder abgedruckt ist, neue Zusätze bekommen hat. — Ihr hat man hier VIII. des Herrn Doct. und Praepositi *Herrm. Andr. Pistorii* Abhandlung *de legibus divinis non a mero Dei arbitrio proficiscentibus* beygefügt, die im J. 1769. bey dem Stolpischen Institut zu Leyden das

Accessit erhalten hatte und mit der bekannten Töllnerschen Preisschrift schon 1770. zu Leyden in 4. herausgekommen war. Nur hat Herr P. S. 265. ff. ihr ein kurzes Corollarium angehängt, um überhaupt zu zeigen, dafs die Schlüffe aus Gottes Eigenfchaften wider ein blofs willkührliches d. i. nicht auf objectiven Gründen beruhendes, Verfahren Gottes, felbst nach Kantifchen Prinzipien nicht als ungültig angefehen werden könnten.

Es folgen IX, Herrn Prof. *Loesners* zu Leipzig *ad voces quasdam verfionum graecarum veterum interpretum Proverbiorum Salomonis Obfervationes*, 1761., hier verbeffert und mit neuen Zufätzen vermehrt. — XI. Herrn Prof. Schnurrer's zweyter Theil der *Obff. ad vaticinia Jeremiae*, Tübingen 1794. — Den Befchlufs macht XII. eine Erklärung des erften und zweyten Capitel's der Weiffagungen Habakuk, vom Hn. Rector *Ruperti* (das dritte Capitel hatte er fchon in zweyten *Fafciculo* feiner *Symbolarum ad interpretationem S. Cod.* erläutert.); welcher Auffatz fich eben fo wohl durch einen fleifsigen Gebrauch und Beurtheilung der neueften Verfuche zur Aufklärung diefes Propheten, zumahl in Hinficht feiner Sprache, als durch Beurtheilung der Lefearten und ihres Urfprungs, und felbst durch eigene neue Verfuche des Herrn R. den Sinn zu finden und deutlich zu machen, empfiehlt. So überfetzt er, unfers Erachtens die Worte Cap. 1, 10. ויצבר עפר וילכדה fehr wohl: *Colligit (excitat*, nehmlich *Chaldaeus) pulverem (pulveris nubem) et conglutinat eum* (d. i. erregt eine dicke Staubwolke); ein fehr darftellendes Bild eines einem Heufchreckenfchwarm ähnlichen verwüftenden Heeres! Durch diefe Erklärung fällt die doppelte Härte weg, die darin liegt, dafs man עפר, wider allen Sprachgebrauch, von Wällen oder Bruftwehren erklären, und das Suffixum in וילכדה auf das zu entfernte מבצר beziehen will. Die Schwierigkeit aber, dafs das Suffixum Femininum in ילכדה weder auf עפר noch מבצר könne gezogen werden, hebt er glücklich dadurch, dafs וַיִּלְכְּדָהּ, nach älterer Orthographie, punctirt worden הֹ als das Suffixum Mafculinum, ftatt des gewöhnlichern ו angefehn werden könne, wie 2 Reg. 6, 10. in הִזְהִירֹה. Auch v. 12. nimmt er צור, *rupes* fehr richtig von Gott und giebt es *Deus tutelaris*, welches durch den Parallelifmus der Sätze fehr begünftigt wird.

ERLANGEN, b. Palm: *Liturgifche Blätter*, von *Wilhelm Friedrich Hufnagel.* Erfter Band, Dritte Sammlung, 1794. 120 S. Vierte Sammlung, 1795. 122 S. Fünfte Sammlung, 1795. 164 S. Sechfte Sammlung, 1796. 79 S. 8. (1 Rthlr.)

Diefe Sammlungen geben den vorigen an Werthe nichts nach, vielmehr haben fie in manchem Betracht noch viel Vorzügliches vor ihnen, und Rec. trägt kein Bedenken, fie zu den beften liturgifchen Beyträgen zu rechnen. Hr. H. befitzt die feltene Gabe, bey Gebeten und Anreden mit Salbung zu fprechen, Leichtigkeit des Vortrags mit Nachdruck und Würde zu verbinden und die Umftände der Zeit weife zu benutzen. In diefen Sammlungen haben faft alle Gebete und öffentliche Ermahnungsreden eine genaue Beziehung auf die befondere Lage, in welcher Frankfurt durch das abwechfelnde Kriegsglück ift verfetzt worden, fo dafs fie nicht allgemein benutzt werden können. Die *Dritte Sammlung* enthält blofs *Gebete*, (einige Ankündigungen ausgenommen) nämlich Gebete zur chriftlichen Feyer des Neujahrsfeftes, zur Feyer des Todestages Jefu, Dankgebete für den Erndtefegen, Gebete am allgemeinen Bufs- und Bettage, Gebete veranlafst durch die Entledigung und Wiederbefetzung des deutfchen Kayferthrons, Gebet am Dankfeft wegen der Befreyung Frankfurts etc. Die 4te und 5te find vermifchtern Inhalts und beftehen mehr aus Sermonen bey der Confirmation der Kinder, bey Ordinationen, Einführungen, Trauungen, Taufen u. d. gl. Unter den Gebeten kommen mehrere in Form der Litaney vor, die befonders viel Energie haben, z. E. in der 3ten Sammlung. S. 65. eine Litaney am Bufstage 1792. Auch die Methode, das Vater Unfer zu paraphrafiren und auf die *Zeitumftände* anzuwenden, hat Hr. H. häufig und gewifs fehr glücklich gebraucht. Kurz und kräftig ift unter andern die Paraphrafe Samml. 1. S. 16. (nur die 2te B. Dein Reich *gründe bey uns*, und die 5te: Verzeihe (wenn), *wir fehlen*, wie wir verzeihen dem Fehlenden, ift etwas undeutfch und unverftändlich,) und fehr geiftvoll das V. U. umfchrieben nach den gegenwärtigen Zeitumftänden, 1792. S. 75. Die *Trauungsreden* handeln nützliche Wahrheiten in einem fimpeln und edeln Style ab, und find immer den befondern Umftänden der Verlobten angemeffen. (In der Traurede Samml. 5. S. 60. ift doch der angeführte Umftand, dafs der Bräutigam, ein Wittber feine hoffnungsvollen Kinder einer unvergleichlichen Mutter der Braut zur Mutterforge empfohlen, nicht recht benutzt.) Die *Ordinationsreden* find zum Theil blofs paränetifch, und das *Benedicat tibi Dominus ex alto* ift deutfch gut und kräftig ausgedruckt. Bey den *Einführungsreden* auf dem Lande hat Hr. H. fich eines planern Vortrags bedient. Dadurch find fie zwar verftändlicher geworden, dagegen haben fie aber viel an Kraft und Rührung verlohren. Dafs fie blofs Ermahnungen an die Gemeine, aber nicht an den Prediger enthalten, ift vermuthlich abfichtlich gefchehen, kann aber doch vom Rec. nicht gebilligt werden, weil ein Prediger doch auch viele Pflichten übernimmt, und eine öffentliche Ermunterung zur treuen Erfüllung derfelben ihm fehr heilfam feyn wird. Die 6te Sammlung enthält gröfstentheils wieder *Kirchengebete* an Bufstägen und Erndefeften, auch noch eine Umfchreibung des Gebets Jefu zur Feyer des Neujahrsfeftes. Die *Reden* zeichnen fich durch Kürze aus, die *Gebete* find zum Theil ziemlich lang, welches aber durch die ftarken Empfindungen, welche die Schickfale Frankfurts hervorbrachten, nothwendig gemacht wurde. Die dem Vf. eigenen *Einfchaltungen* find hier mäfsiger angebracht und tragen wegen ihrer Kürze mehr zur Verftärkung des Nachdrucks bey, als in den erftern Samm-

Sammlungen, wo, wie der Vf. sagt, die Gedanken erst sollten verarbeitet werden, besonders bey den Ideen für Betende. Doch kommen noch zuweilen einige zu lange Einschaltungen vor, die den Zusammenhang der Rede zu sehr trennen, z. E. Samml. 5. S. 30. „An dem Tage, den gute Menschen — denn „von der Liebe, die nicht die Tugend zu ihrer Gefährtin hat, erwarten wir ohnehin kein dauerndes „Glück! — als den ersten segnen." etc. Für einen edlen und correcten Ausdruck ist hinreichend gesorgt, nur selten stiess Rec. auf einige sprachwidrige und hebräischartige Ausdrücke, als: wir *beten* zu dir *auf, Gott der Liebe, Vater der Wahrheit und Liebe*, auch einige zu menschliche Verstellungen, z. E. 5te Sammlung S. 124. *Denke* (o Gott,) *daran, dass wir Staub sind*, woran wir Gott wohl nicht zu erinnern brauchen. Die *Ideen für Betende* bey jeder Sammlung geben zu vielen guten Gedanken Anlass. Zu den *fremden Arbeiten* gehört in der 4ten Sammlung die Confirmationshandlung in Absicht auf das dabey abgelegte Glaubensbekenntniss eines christlichen Jünglings; in der 5ten, eine Meineidsvermahnung vor dem akademischen Gerichte zu Erlangen vom Hn. Doct. *Ammon*, und in der 6ten eine Abendmahlsfeyer vom Hn. Kirchenrath *Lang*. Das *Glaubensbekenntniss* macht dem Zögling so wohl als dem Lehrer viel Ehre, als Glaubensbekenntniss aber bey einer Confirmation enthält es auf der einen Seite zu viel, nämlich die ganze jüdische und christliche Religionsgeschichte, auf der andern aber zu wenig, da die christlichen Religionslehren und besonders die Pflichten äusserst kurz und unvollständig, auch nicht in einer schicklichen Ordnung vorgetragen sind. Nicht ganz richtig ist es auch, wenn es S. 14. heisst: „der Wille des Allgütigen Vaters der Welt ist sichtbarlich *das Glück* (die „Glückseligkeit) derselben;" warum nicht auch die Tugend?) und S. 21. „Der Inbegriff der Lehre Jesu ist: „Gott ist Vater der Welt, alle Menschen seine „Kinder, die ihn als Vater, sich unter einander als „Brüder lieben sollen." (Dies macht doch nur einen *Theil*, nicht die ganze Lehre Jesu aus, zu welcher auch die moralischen Vorschriften ohne Rücksicht auf Religion, ingleichen Unsterblichkeit der Seele und künftige Vergeltung des Guten und Bösen gehören.) Die *Meineidsvermahnung* hat viel Simplicität und Würde und unterscheidet sich sehr von der gewöhnlichen Methode, blos durch Androhung der Strafe zu schrekken. Doch hätte von der Würde einer feyerlichen eidlichen Aussage mehr gesagt werden sollen. Die *Abendmahlsfeyer* möchte wohl nicht verständlich genug und auch zu lang seyn, wenn sie in der Kirche nach der Predigt soll gehalten werden, wo kurze kraftvolle Anreden an die Communicanten am meisten wirken werden. Wenn sie aber zu einer besondern Andacht unter Aufgeklärtern bestimmt ist, wird ein jeder das Urtheil des Hn. H. dass sie als Muster verdiene aufgestellt zu werden, gewiss gern unterschreiben.

1) PRAG, b. Widtmann: *Kaspars Royko, Geschichte der grossen allgemeinen Kirchenversammlung zu Kostnitz.* Zweyte verbesserte Auflage. 1796. Erster Theil. 160 S. Vorr. XVI. Zweyter Theil. 302 S. 8.

2) Ebendas.: *Register über Kaspar Royko's Geschichte der grossen allgemeinen Kirchenversammlung zu Kostnitz*, sämmtliche vier Theile. 1796. 190 S. 8.

Der berühmte Royko hat durch die edle Freymüthigkeit, mit welcher er zuerst in der deutschen katholischen Kirche den *nimbus* des hochheiligen Conciliums zu Constanz auf seinen wahren Gehalt herabsetzte, eben so bleibenden Ruhm in derselben, wie in der französischen, Richer durch die kritischen Beleuchtungen, mit denen er das ehrwürdige Dunkel der ersten allgemeinen Concilien zerstreute. Selbst diese neue Ausgabe ist um so mehr ein Beweiss, dass das Publicum seine Freymüthigkeit zu schätzen weiss, weil er von Seiten der historischen Kunst, wodurch andere Geschichtschreiber sich und ihre halbwahren Erzählungen oft dem Leser einzuschmeicheln wissen, wenig empfehlendes hat. Zwar schien seine Absicht nicht weiter zu gehen. Ein ehrlicher Mann (sagt er in der Vorrede) wie ich immer war, verlangt nur Offenbarung der Wahrheit, und zum Motto hatte er und hat noch die Stelle aus Cicero L. II. de orat. C. 15. *Quis nescit, primam esse historiae legem, nequid falsi dicere audeat, deinde nequid veri non audeat.* Allein im Munde des Historikers bedenkt die Ehrlichkeit den Mangel des Gefälligen, gerade so wenig mit Erfolg, wie im Umgange. Beide Eigenschaften schliessen einander so wenig aus, dass vielmehr eine durch die andere gewinnt. Der rauhe Ehrliche wird geachtet, und in der Noth gesucht; aber man unterhält sich nicht gerne mit ihm. So Etwas fühlte Rec., so oft er R. in der Reihe seiner Bücher sah. Seine Freude, als er von einer neuen verbesserten Ausgabe hörte, stieg eben darum desto höher, und liess ihn gar nicht zweifeln, R. werde noch mehrere Thatsachen gesammelt, tiefer in den geheimen Triebfedern der Ereignisse umhergeforscht, mit mehr Darstellungskraft das Ganze belebt, und des Unnöthigen entladen, Styl und Sprache verbessert haben. Allein wie sehr sah er sich getäuscht, als er die zwey ersten Theile der neuen Ausgabe mit der vom Jahre 1784 an vielen Stellen verglich, und nichts geändert fand, als Sprach-Unrichtigkeiten. Es hat zwar Hn. R. nicht gefallen, in einer neuen Vorrede zur neuen Ausgabe zu berichten, worin die Verbesserungen derselben, die der Titel ankündiget, bestehen. Allein Rec. kann nicht glauben, dass in den nicht verglichenen Stellen noch eine den Sachengehalt betreffende Verbesserung angebracht seyn könne, weil er Format, Buchstaben, Seitenzahlen in beiden Ausgaben gleich, und auf jeder verglichenen Seite derselben, beynahe bis auf Worte, gleichen Inhalt sah. Und wenn doch nur wenigstens diese Sprach-Verbesserungen mehr auf sich hätten, als dass statt des *ihme* — ihm, statt des *dennoch* und *annoch* — *doch*, für *anbey* — *auch*, für *alsogleich* — *sogleich*; statt *mir selbste* — *mir selbst*, statt wiede-

wiederum — *wieder*, ftatt *allererft* — *erft*, für *abfang* — *fang*, für *nachdeme* — *nachdem* etc. gefetzt ift! Noch wäre des Unraths viel wegzufchaffen gewefen, befonders wenn R. die allzu fchwülftigen Pleonasmen hätte wegfchneiden wollen. Allein di/e entfchlüpften der verbeffernden Hand. S. 5. I Th. fteht noch: Jeder Pabft hatte feine ihm *gehorchende* Länder, die ihm *anhingen*. S. 259. II Th. hat er die Stelle der alten Ausgabe; Die Worte des heiligen Paulus, *da er fchreibt* — dahin geändert: die Worte des heiligen Paulus, *welcher fchreibt*, ftatt auch diefe zwey letztern Worte wegzulaffen. Noch fchlimmer ift's, dafs er gar Fehler für Fehler, ftatt des beffern, das in der erften Ausgabe geftanden hatte, etwas Schlechteres fetzte. S. 6. I Th. änderte er in dem Satz: die zwey Päbfte waren von den Cardinälen *ihres Gehorfams* nach Pifa vorgeladen — die zwey bemerkten Worte um, in: *zum Gehorfam*, durch welchen überflüfsigen und höchft unbeftimmten Ausdruck jenem gleichfalls überflüfsigen und einen Latinismus des Mittelalters enthaltenden nicht fonderlich abgeholfen ift. Statt *itzo* fetzte er *itzt* S. 147. I Th. und S. 90. für das edlere: *Theodorich*, das niedrige: Dietrich.

Auf diefe Weife wäre noch Stoff genug zu mehrern verbefferten Ausgaben übrig. Dafs R. mit den übrigen zwey Theilen feiner Gefchichte keine wefentlichern Verbefferungen vornehmen werde, fagt uns fchon das bereits erfchienene, und auf alle vier Theile fich erftreckende Regifter, das wohl auch bey feiner zweyten verbefferten Ausgabe einen kürzern und fprachrichtigern Titel erhalten müfste. Dafs in Anfehung der Vollftändigkeit kaum eine Verbefferung möglich fey, ergiebt fich fchon aus der Dickleibigkeit deffelben. Der Inhalt wird im Gröfsern nach der Ordnung der Paragraphen, und im kleinern nach alphabetifcher Ordnung, mit fühlbarer Angft, nichts verloren gehen zu laffen, mitgetheilt. Ob aber alles an Ort und Stelle fich findet, und für die Gemächlichkeit des Suchenden geforgt ift? ——— Rec. würde unter dem Buchftaben H. fo wenig gefucht haben: das *Haupt* des Hufs wird gefpaltet — als auf dem Titel des Buches und des Regifters das fehr zufällige Beywort der *grofsen* allgemeinen Kirchenverfammlung.

TECHNOLOGIE.

HANNOVER, b. Ritfcher: *Chemifche Grundfatze der Gewerbkunde*, von *Joh. Fr. Gmelin*, Hofr. und ord. Prof. der Arzeneykunft zu Göttingen. 1795. 628 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Des berühmten Vf. Methode Bücher zu fchreiben ift wohl im Publico fchon fo bekannt, dafs es weiter keiner weitläufigen Bemerkungen des Rec. über die Art der Ausführung gegenwärtigen Werkes bedarf; zumal da es ganz im Geifte der vorhandenen Schriften des Vf. gefchrieben ift. Wir müffen geftehen, dafs der Vf. bey der Bearbeitung deffelben, wie gewöhnlich alle die Quellen treulich angeführt hat, deren er fich zu der Compilation bediente, und als Rec. diefe Grundfätze der Gewerbkunde mit des Vf. Handbuch der technifchen Chemie verglich, fo waren ganze Paragraphen, faft ganze Kapitel gleichlautend. z. B. über Kochfalz, Salpeter, Glas u. f. w.; nur ift in der technifchen Chemie mehr von der Anwendung diefer Korper vorgetragen. Eigene Bemerkungen oder Erläuterungen bringt der Vf. wahrfcheinlich in den Vorlefungen über diefe Schrift bey. Nur Schade für Lefer, die jene nicht geniefsen können, dafs fich diefelben hier nicht mit gedruckt befinden. Der Inhalt diefer Schrift ift folgender: *Siedereyen*. Alaunfiederey. Blofs die Befchreibung der Arbeiten ohne alle chemifche Erklärungen. S. 29. heifst es ausgemacht, man fetze der Alaunlauge nach Bergmanns Vorfchlage eifenfreyen Thon zu, um die Saure abzuftumpfen. Wo gefchiehet diefes? Bergmann fchlug den Thon freylich vor; die Anwendung im Grofsen aber hat man nicht tauglich gefunden, weil der Alaun zu feiner Bildung noch Pflanzenalkali erfordert. Vitriolfiederey: Eifenvitriol, Kupfervitriol, Zinkvitriol; Salpeterfiederey, Salzfiederey, Salmiakfabrike, Weinfteinraffinerie, Sauerkleefalzfabrik, Zuckerfabrik, Natrumfabrik, Sodafiederey. Hier fehlt die Befchreibung der Scheidung der Soda aus dem Glauberfalz. Pottafchenfiederey, Seifenfiederey, Leimfiederey, Glasfabrik. *Mahlerfarben*. Feuerfarben, Paftellfarben, Oehlfarben, Firniffe, Erdfarben, Tufchen, Dinten, Saftfarben. *Färbereyen*. Haare, Seide, Wolle, Baumwolle, Leinewand u. f. w. *Gährungsproducte*. Stärke, Stärkmehl, Bier, Brandtewein, Wein, Effig. *Brennereyen*. Brandtewein, Aquavit, Deftillirte-Waffer, Deftillirte-Oele, Säuren. *Kohlenbrennerey*, *Schiespulver*, *Schwefel*, *Kalkbrennerey*, *Thonwaren*. Ziegel, Töpferwaare, Steingut, Schmelztiegel, Tabackspfeifen, Fayence, Porcellan. *Metallarbeiten*. Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Eifen, Bley, Queckfilber, Zink. Die Bearbeitung der Platina hätte doch hier auch einen Platz verdient. *Milchproducte*. Butter, Käs, (Käfe). Nach dem Durchlefen des Werks mufs Rec. doch noch fchliesslich bekennen, dafs er fich bey der mechanifchen Befchreibung der Arbeiten oft vergebens nach chemifchen Erklärungen umfah, welche doch ohnftreitig den Werth des Buchs fehr würden erhoben haben. Vermöge des Titels „*Chemifche Grundfatze*“ war man auch befugt dergleichen im Werke felbft zu fuchen. Rec. wagt es den Wunfch zu äufsern, dafs der Vf. welcher mit einer fo vortrefflichen Bücherkenntnifs ausgerüftet ift, bey einer etwanigen zweyten Auflage oder ähnlichen von ihm auszuarbeitenden Schriften auf diefe Anmerkung einige Rückficht nehmen möge.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 9. Februar 1797.

MATHEMATIK.

Hamburg, b. Hoffmann: *Joh. Georg Büsch*, Prof. in Hamburg, *Versuch einer Mathematik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens*, dritten Theils zweyter und dritter Band.

Auch unter dem Titel:

J. G. Büsch — praktische Darstellung der Bauwissenschaft, zweyter und dritter Band.

Oder auch:

J. G. Büsch — Uebersicht des gesammten Wasserbaues. Mit 3 Kupfern. Erster Band, Vorrede und Bücherverzeichniss XLVI S. u. 450 S. Zweyter Band. 488 S. 8.

Bey allen Schwierigkeiten, die dem würdigen Vf. sein schwaches Gesicht entgegensetzte, ist es ihm doch gelungen, nachdem er verschiedene Gelehrte vergebens dazu aufgefodert hatte, dieses nützliche Werk zu Stande zu bringen. Doch rühmt er dabey die Hülfe, die ihm ein junger Mathematiker (Hr. *Krüncke*), der sich besonders dem Wasserbau widmet, geleistet habe, und empfiehlt ihn allen, die zu seinem Glücke etwas beytragen können, als einen Mann von den vorzüglichsten Anlagen und den seltensten Fähigkeiten: welchem Urtheile Rec., der ihn persönlich kennt, ganz unbedingt beystimmt.

Die Absicht des Vf. ging theils dahin, jungen Männern, welche sich dem Wasserbau widmen wollen, eine allgemeine Uebersicht davon zu geben, (wobey er als ein Mann von Erfahrung und Beobachtungsgeiste die Schleichwege anzeigt, auf denen oft Menschen, ohne die geringste Kenntniss in diesem Fache, zu den wichtigsten Bedienungen darinn gelangten.) theils den Männern, die, ohne selbst Hydrotekten zu seyn, doch von Amtswegen an hydrotechnischen Arbeiten Antheil nehmen müssen, ein Buch in die Hand zu geben, das ihr Urtheil leiten, und sie vor fehlerhaften Anstalten und übereilten Beschlüssen sichern könne. Diese wichtigen Zwecke hat Hr. B. zur vollkommensten Befriedigung beider Klassen von Lesern erreicht, und wir wünschen einem jeden Hydrotekten Glück, wenn er Vorgesetzte findet, die ihre Einsichten aus diesem Werke erweitert und berichtigt haben. In Ansehung der Methode stimmt diese Abhandlung über den Wasserbau mit dem Plane der übrigen Theile der mit so vielem Rechte geschätzten Mathematik für das bürgerliche Leben überein. Es sind also alle strenge Theorieen und Beweise darinn vermieden.

Voran geht (auf 30 S.) ein ziemlich vollständiges Verzeichniss von den hieher gehörigen Schriften, mit einer kurzen Beurtheilung. Das Werk selbst ist in drey Bücher abgetheilt. Das *erste* handelt *von solchen Bauvorfallen, bey welchen das Wasser Hindernisse entstehen macht, und von den Mitteln, diesen zu begegnen*, und hier 1) *von dem Bau am Wasser;* und 2) *von dem Bau unterm Wasser.* Hier kommen unter andern vor, die Kunst Einbaue ins Wasser hineinzulegen; der Grundbau bey Brücken, als Beyspiele die *Westmünster*- und *Blackfryars*-Brücke in London; der Bau auf der Rhede von *Cherbourg*, und *Thunbergs* hölzerner Fangedamm bey *Carlscrona;* und *Perronets* Resultate über die Berechnung und Vergleichung der vorzüglichsten Schöpfwerke.

Das *zweyte* Buch handelt *von den Bauunternehmungen, durch welche dem Schaden vom Wasser begegnet werden soll.* 1) *Allgemeine Anmerkungen über die Gegenstände dieses Buchs.* 2) *Deichbau;* hiebey von See- und Fluss-Deichen. Die letztern anzulegen, und den Fluss zu beengen, ist viel bedenklicher, als bey Strömen, wo Ebbe und Fluth ist; denn bey der See darf man begreiflich keine Beengung befürchten. Nothwendigkeit der Berechnung, ob ein Land der Bedeichung werth, und ob es schon reif dazu sey. Gefahren, die den Deich bedrohen, und Mittel, diesen zu begegnen. Beweis, dass die Fluth höher in die Flüsse steigt, als bis zu dem Punkt, der mit dem Wasserstande bey hohem Wasser an der Mündung in einem Niveau ist, und sechs Folgen daraus. Die hier angeführte Erfahrung verdient freylich näher untersucht zu werden, und eben so die Frage, ob man sich die Fluth wie eine grosse Welle vorstellen könne. Hn. La Lande's Werk über die Ebbe und Fluth, welches mit vielen Zusätzen als der vierte Theil seiner grossen Astronomie bald erscheinen soll, wird hierüber Aufklärung geben. *Von den Mitteln zur Abwendung des Schadens von einem nachtheiligen Laufe des Flusses.* Der Vf. warnt vor einem gar zu grossen Zutrauen auf die vielen Theorieen über hydraulische Gegenstände, und beruft sich beyspielshalber hier auf Hn. *Brünings* vortreffliche Schrift über die Geschwindigkeit des strömenden Wassers, von welcher er eine deutsche Uebersetzung wünscht. Doch ist die Warnung, die Theorie nicht zu vernachlässigen, eben so wichtig und nöthig. Ueber die Nothwendigkeit und Erfoderniss einer guten Strom-

Stromkarte. Bey den Mitteln, den Lauf eines Stroms zu verbessern, häufige Verweisung auf wirkliche Baustellen, und Rasonnements über die Wirkungen der Anlagen. 4) *Von den Versandungen der Flüsse und den Mitteln dagegen.* 5) *Befreyung der Ländereyen von dem sie bedeckenden Wasser,* bey einem natürlichen Gefälle sowohl, als da, wo das Wasser durch Maschinen gehoben werden muss. Die italienischen Austrocknungen, des *Lacus fucinus*, der pontinischen Sümpfe, und wie sie zum Theil bisher noch nicht haben gelingen wollen; die Siedlande (niedrigen Lande) im Lande Hadeln kommen hier vor. Am Ende dieses Kap. zieht der Vf. aus den hier angeführten Beyspielen und Vorschlägen der Italiener, um niedrige Gegenden vom Wasser zu befreyen, den Schluss, dass sie hierinn noch sehr unerfahren sind, welches um so merkwürdiger ist, da sie bey ihren vortrefflichen Schriften und grosen Theoretikern so viele Auffoderungen haben, sich der Praxis des Wasserbaues zu widmen. Auch die Engländer und Franzosen können in dieser Kunst noch vieles von den Deutschen und Holländern lernen. Schade, dass Hr. *B.*, wie es scheint, den holländischen Wasserbau nicht recht gekannt hat, da hier so wenig davon vorkommt. Daher bleibt auch ein Werk, welches diesen gehörig darstellte, noch immer zu wünschen, und ist besonders nöthig, um dem dieses Land bereisenden Hydrotekten eine Uebersicht von allen den grosen Anlagen in den Niederlanden, von den eigentlichen Absichten der Erbauer, und wie diese erreicht worden sind, zu geben. So ist z. B. dem Vf. (S. 286.) berichtet worden, die gefährliche Stelle bey *'sGravesande am Hoeck van Holland* sey von *Brünings* durch zwey im Rücken 50 Fuss breite neben einander vom Lande gegen das Meer zu sich erstreckende Dämme *à pierres perdues* gesichert worden, und die Steine wären nur schlechthin auf den Sand gelagert, landwärts bis zur Fluthhöhe, und seewärts bis zur niedrigsten Ebbe. Rec., der den Bau genau kennt, bemerkt hier nur, dass derselbe aus eilf perpendiculären Faschinenhäftern besteht, die mit grosen Steinen muldenförmig beschwert sind, und wovon jeder 40 rheinl. Ruthen lang ist. Die drey obern und drey untern liegen 50 Ruthen aus einander, und die übrigen 100 R. Die Wirkung davon übertrifft alle Erwartung; das Watt hat sich seit ihrer Anlage, im J. 1792. ausserordentlich erhöht; und diese gefährliche Stelle scheint nun auf immer gedeckt zu seyn.

Im zweyten Bande folgt *das dritte Buch von Bauunternehmungen, welche die Benutzung des Wassers für gewisse Zwecke zur Absicht haben.* 1) *Von den Arbeiten der Kunst zum Vortheil inländischer Schiffahrt.* Dieses Kapitel ist das ausführlichste unter allen, und durfte es um so mehr seyn, da es uns ausser des Hn. *Hogrewe* vortrefflichem Werke im Deutschen noch fast ganz an einem etwas allgemeinen Buche über den Canalbau fehlte. Der Vf. belehrt hier gleichfalls durch Beyspiele von wirklich ausgeführten Canälen, und beschreibt zu dem Ende den Canal von Briare und den von Languedoc, giebt auch sonst manche historische Nachricht von andern. In den Freystaaten von Nordamerika sind schon eine Menge Canäle ausgeführt, und noch mehrere entworfen. Bey der Schiffbarmachung der Flüsse ist die Rede von der projectirten Schiffbarmachung der Elde im Mecklenburgischen; von dem künstlichen Fall zu Hameln und von der grosen Schleuse daselbst; von dem Trollhätta-Fall in Schweden, und von dem was *Polhem* und *Thunberg* dort gethan haben. Noch wird zweyer englischer Erfindungen erwähnt, wodurch die Schleusen bey Schiffbarmachung der Flüsse sollen entbehrlich gemacht werden können, und wie etwas der einen dieser Erfindungen Aehnliches zu Colebrookdale wirklich in Ausführung gebracht sey, wo die vollen Böte durch eine Dampfmaschine aus dem obern Canal in die Severn, wenigstens 200 Fuss herunter gelassen werden. Die gewöhnliche Ladung ist 5 Tonnen, und täglich werden im Durchschnitte 100 Tonnen, jede von 2000 Pfund, Kohlen heruntergelassen. Ueberall sind diese Beschreibungen mit sehr bündigen Rasonnements und richtigen Urtheilen des Vf. durchwebt. Den *Wasser*aufwand bey dem Durchgang der Schleusen hat noch kein Schriftsteller bisher so richtig angegeben, als Er. Hier sind die Resultate. 1) Es ist zur Ersparung des Wassers am besten einfache, von einander entfernte Schleusen mit einem *gleichen* Gefälle zu bauen, und dieses Gefäll so klein zu nehmen, als es der Kosten wegen, welche die grösere Anzahl der Schleusen erfodert, angeht. 2) Gekuppelte Schleusen kosten beym Hinuntergehen eines Schiffes nicht mehr Wasser, als eine simple Schleuse von einem gleichen Gefälle, wie jeder oder wie der gröste dieser gekuppelten Schleusenfälle, wenn sie etwa nicht gleich wären. Beym Hinaufgehen eines Schiffes aber wird so viel Wasser erfodert, als wenn das ganze gekuppelte Schleusengefäll durch eine einzige simple Schleuse bezwungen wäre. 3) Wo also ein hoher Abfall unvermeidlich ist, da gereicht es mehr zur Ersparung, wenn man gekuppelte Schleusenfälle in eine Schleuse verbindet, als wenn man einer simpeln Schleuse den ungetheilten Fall giebt. 4) Auch die gekuppelten Schleusen müssen unter sich ein gleiches Gefäll haben. 5) Wo gekuppelte Schleusen, oder auch eine simple Schleuse von einem grosen Gefälle, mitten unter andern von gewöhnlichem Fall zu bauen, des Terrains wegen nothwendig wird, und wo also mehr Wasser erfodert wird, als bey den übrigen, da räth der Vf. dem Stück des Canals oberhalb dieser grosen Schleuse eine möglich grösere Länge und mehr Tiefe zu geben, wenn man den grösern Wasseraufwand nicht etwa durch einen neuen Zufluss von Wasser ersetzen kann, da sonst bey anhaltender Dürre hier bald ein Wassermangel entstehen muss. Durch ein solches längeres Stück des Canals wird für den Wasserschatz am Scheitelpunkt zwar eigentlich nichts gewonnen; denn aus dem Vorhergehenden ist klar, dass, um den Canal zu jeder Zeit schiffbar zu erhalten, zu so vielem Wasser Rath geschafft werden muss, als zur Verdunstung, Durchsickerung durch den Boden und

durch

durch die Ufer, zur Filtration durch die Schleusenthüren verlohren geht, (wo bey einem Canal von einem einseitigen Abhange nur Ein, und bey einem zweyseitigen Abhange nur zwey Paar Schleusenthüren zu rechnen sind,) und zu dem Aufwande bey dem Durchgange eines Schiffes durch die *gröfste*, oder durch die am meisten gekuppelte Schleuse erfoderlich ist. Kann also nun zwar durch die mehr oder wenigere Gröfse eines solchen Stücks des Canals eigentlich kein Wasser erspart werden, vorausgesetzt, dafs es wenigstens so grofs ist, dafs eine Abzapfung der Schleuse, um ein Schiff hinaufsteigen zu machen, keine merkliche Veränderung in der Höhe des Wassers in demselben verursachen kann, (denn wenn dies nicht ist, so sind Schleusen mit einem so kleinen Zwischenraume vom Canal, als gekuppelte anzusehen); so dient es doch dazu, dafs bey einem solchen längern, und dabey vorzüglich tiefern Stücke des Canals, der freye Durchlafs des Wassers vom Scheitelpunkte, oder wo sonst Wasser zu haben ist, bis zu diesem Stücke, welcher Durchlafs bey solchen Umständen nun einmal ganz unabwendlich ist, nicht so oft geschehen darf, sondern dafs zur Zeit nun mehr Wasser zu der gröfsern Verschwendung einer solchen ungewöhnlichen Schleuse hier in Vorrath gesammelt werden könne. Was Hr. B. (S. 55. im 2ten Th.) von des Hn. *Garipuy* Bericht aus *de la Lande's* Werk über die Canäle anführt, lautet §. 179. folgendermafsen: *en observant, lorsque les retenues sont pleines, qu'il y eut partout six pieds (six pouces* steht hier, und mufs ein Druckfehler seyn. Bey einer Tiefe von 6 Zoll Wasser kann kein Canal schiffbar seyn, und doch sagt *Garipuy* eben vorher, dafs der Canal in einem sehr guten Zustande sey,) *de hauteur d'eau sur les éperons de la porte basses de l'ecluse supérieure; et que la hauteur des eaux sur les éperons de la porte de défense de l'ecluse inferieure, surpassât toujours six pieds d'une quantité proportionée à la longueur de la retenue.* — Also lagen die Schwellen der beiden Paar Schleusenthüren, welche die Stücke des Canals (*Retenues*) an den beiden Enden einschliesen, nicht in einem Horizont, sondern die Schwellen an den untern Enden der Canalsstücke lagen niedriger, und ein gleicher Abhang solcher *Retenues* hing natürlich von ihrer Länge ab. Dies hatte G. freylich viel kürzer sagen konnen. Uebrigens könnte wohl nur die gröfste Unbilligkeit dem würdigen Vf., der alles sich vorlesen lassen mufs, wobey er nicht allemal den besten Vorleser haben mag, und durch Zeichnungen seiner Imagination gar nicht zu Hülfe kommen kann, diesen geringen Irrthum, der auch noch durch einen Druckfehler veranlafst werden mufste, zur Last legen. 5) Die Gröfse des Schiffs verursacht keine Veränderung, wohl aber die der Schleusen in dem Wasseraufwande, und daher müssen diese nur eben für die gröfsten Schiffe grofs genug seyn. Was die Gröfse des Schiffes beym Heruntergehen erspart, verschwendet es wieder beym Steigen. Eine andere Folge, die der Vf. nicht ausdrücklich angiebt, weil sie unmittelbar aus dem bisherigen folgt, ist diese: wo man es thunlich, und zur Ersparung der Kosten, welche wenigere Schleusen mit einem grofsern Gefälle, als mehrere mit einem kleineren Gefälle, verursachen möchten, zuträglich findet; da kann man allen Schleusen ein solches grofses Gefäll geben, als man *einer* zu geben, von dem Local, gezwungen ist. Nimmt man jedoch auf die Durchsickerung durch den Grund und durch die Ufer, welche bey wirklichen Anlagen doch meistens erfolgen, mit Rucksicht; so ist, eben dieser verminderten Baukosten wegen, anzurathen, der oberften Schleuse mehr, und jeder folgenden etwas weniger Gefall zu geben. Der Wasseraufwand ist hiebey nicht gröfser, als wenn sie alle das kleinste Gefäll, oder das der untersten Schleuse hätten; da denn das, bey einem jeden Durchgange eines Schiffes mehr in das Stück des Canals hineingeflossene, als wieder abgezapfte Wasser, zum Durchsickern bleibt.

Alle diese, und noch mehrere Resultate, wie z. B., dafs die Schleusen in einem Canale, der in der einen Strecke mehr, als an der andern befahren wird, auf dieser mehr befahrnen Strecke weniger Gefäll, als in der übrigen Länge haben müssen, ergeben sich unmittelbar aus der gründlichen Ausführung des Vf. Bey gekuppelten Schleusen bleibt jedoch ein gleiches Gefäll immer das vortheilhafteste. Nun ist es zwar gewifs, dafs wohl schwerlich je ein Canal anzulegen seyn möchte, wo man alles so in seiner Macht hätte. Dies aber benimmt der Nützlichkeit dieser Bemerkungen nichts, da nach den Umständen diese anzuwenden doch immer mehr oder wenigere Gelegenheit seyn wird, und eine Untersuchung, wie bisher nach diesen Regeln, oder gegen sie gehandelt ist, und was für Folgen es gehabt hat, müfste interessant seyn, wofür aber begreiflich hier der Ort nicht ist. Am Ende dieses Kapitels noch ein merkwürdiges Beyspiel an dem dänischen Canal, dafs die Schleusen auch genau einerley Breite haben müssen.

Rec. kann dieses Kap. nicht verlassen, ohne noch eine literarische Anmerkung hinzuzufügen. Der Vf., so wie auch *Belidor*, geben nämlich *Sim. Stevin* als den Erfinder der Fang- und Kastenschleusen an; sein Buch, worinn er diese Erfindung beschreibt, ist: *Nouvelle manière de Fortification par ecluses.* 1618. *Frisi* aber sagt, dafs ein Ingenieur, *Viterbe*, sie erfunden, und zu Brenta bey Padua schon 1481 in Ausführung gebracht habe; und bald nachher wurden sie zu der Vereinigung der beiden Canäle bey Mayland angewandt, wie aus der Inschrift einer dieser Schleusen zu ersehen ist: *Cataractam in clivo extructam, ut per inaequale solum ad urbis commoditatem ultro citroque naves commearent* .... anno 1497.

Das zweyte Kapitel handelt *von der Wasserbaukunst an Häfen*, und von dem, was dabey vorkömmt, als Leichtthürme u. s. w. Auch hier sind Beyspiele von vorhandenen Häfen, z. B. der Hamburger, der von Liverpool und von den dortigen Docken, beygebracht. Rec. mufs hier wieder bedauern, dafs dem Vf. der neue Hafen am Texel (das *Nieuwe Diep*), den der

der berühmte Generalinspector Brünings anlegte, nicht hinlänglich bekannt war.

3. Kap. *Von der Benutzung des Wassers beym Festungsbau.* 4. K. *Von einigen noch übrigen Geschäften, welche die Benutzung des Wassers zur Absicht haben.* Hieher Brückenbau, Versorgung der Städte durch Wasser, dessen richtige Vertheilung unter die Interessenten, Wässerung der Wiesen, Sammlung des Wassers in Deichen, z. B. zum Bergbau, zur Treibung der Mühlen, zur Fischerey. Eine kurze Beschreibung, wie Seesalz aus dem Wasser durch die Sonnenwärme gezogen werde. Am Ende hat der Vf. den drey Gewerksmeistern in Berlin auf ihre Zusätze zu seiner bürgerlichen Baukunst geantwortet, und Rec. setzt nur blofs hinzu, dafs sie bey Vorrückung vermeyntlicher historischer Irrthümer, doch billig selbst keinen so groben Irrthum hätten begehen, und sich nicht vorschwatzen lassen sollen, dafs das Dach des Darmstädtschen Exercierhauses eingestürzt sey. Rec. kann wenigstens bezeugen, dafs er es im Febr. 1796 (also später, als die drey Gewerksmeister dies haben drucken lassen,) bey einer Durchreise durch Darmstadt, noch wohlbehalten, und in einem recht baufesten Stande hat stehen sehen.

Ein Inhaltsverzeichnifs beschliefst dieses vortreffliche Werk, von dem zum Besten der Wissenschaft zu wünschen ist, dafs es recht bald in vieler Leser Hände kommen möge. Ueberall dringt der Vf., mehr als irgend ein Schriftsteller, darauf, die Erfahrung zur vorzüglichsten Lehrerin in dieser grofsen und schweren Wissenschaft zu nehmen; und diese mit der Theorie Hand in Hand gehen zu lassen. Und zuverlässig ist dies auch der einzige Weg, auf dem sich für die Ausübung dieser wichtigen Wissenschaft glückliche Fortschritte erwerben lassen. Desto mehr ist zu wünschen, dafs das neulich von den Hn. *Wiebeking* und *Kröncke* angekündigte Werk einer *allgemeinen auf Geschichte und Erfahrung gegründeten theoretisch - praktischen Wasserbaukunst* einen glücklichen Fortgang gewinnen möge.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Vermehrtes und verbessertes Handbuch für Bauherrn und Bauleute zur Verfertignng und Beurtheilung der Bauanschläge von Wohn- und Landwirthschaftsgebauden*, von C. J. Huth, kön. Preufs. Landbaumeister des Fürstenthums Halberstadt. 1795. 272 S. nebst XXXIV S. Vorrede und Vorbericht. 8. (18 gr.)

Nach des Vf. Bemerkung hört man sehr oft die Bauherrn klagen, wenn sie nach einem vorgängigen Bauanschlage ein Gebäude haben aufführen lassen, dafs die Anschlagskosten bey weitem nicht zugereicht hätten. Der Grund hievon liege mit darinn, dafs die Anschläge sehr oft nicht nach gewissen Grundsätzen und Regeln, sondern blofs nach Gutdünken gemacht, und verschiedenes dabey vergessen werde. Diesem Fehler sucht der Vf. durch gegenwärtiges Handbuch abzuhelfen, indem er sich bemüht, die Vorschriften zu den nöthigen Berechnungen so leicht als möglich zu verfassen, und dem Bauherrn die Uebersicht und Prüfung solcher Anschläge möglichst zu erleichtern. Die in diesem Buche enthaltenen Grund- und Lehrsätze sind, wie der Vf. versichert, Resultate vieler Beobachtungen und Erfahrungen von gefertigten ganzen Gebauden, welche ohne Zweifel viel gewisser und sicherer seyen, als die in einigen gedruckten Schriften dieser Art angezeigten, und aus andern Büchern ausgeschriebenen Beobachtungen einzelner Stücke, und darauf gegründete irrige Regeln, besonders was die Stunden betreffen, welche die Arbeiter über einer gewissen Arbeit zugebracht haben, worüber sich im Allgemeinen nichts festsetzen lasse, um das Arbeitslohn danach zu verdingen. Das sicherste bleibe immer, den Arbeitslohn nach laufenden Fufsen zu bestimmen, und dies haben denn auch wohl bisher die besten Baumeister gethan. Wenn der Vf. nun für den laufenden Fufs bey dieser oder jener Arbeit so und so viel ansetzt, so kann dies doch nur für die Gegend gelten, wo der Vf. seine Erfahrungen gemacht hat. In jeder andern Gegend verhält sichs anders. Ueberhaupt nützen die Angaben solcher Tageslöhnungen in Büchern über Bauanschläge im Wesentlichen zu nichts weiter, als um in einem Beyspiele über die Berechnung eines ganzen Anschlages Data zu haben, wonach die einzeln Stücke nach Verhältnifs ihrer Dimensionen angeschlagen werden können. Die Hauptsache ist immer, eine Uebersicht des Verfahrens bey einem Anschlage zu geben, alle die einzelnen Stücke, worauf bey der Berechnung zu sehen ist, genau aufzuzählen, und nichts zu vergessen, was als ein erheblicher Posten angesehen werden kann. Hierinn wird das Buch des Vf. sehr gute Dienste leisten. Den Vortrag haben wir deutlich und ordentlich gefunden. In dem Vorberichte befinden sich die geometrischen Aufgaben, welche zur Berechnung der Bauanschläge nöthig sind. Wo etwas zum Kreise gehöriges zu berechnen vorkömmt, wird nur schlechtweg das Verhältnifs 7:22 gebraucht. In den meisten Fällen mag dies auch hinlänglich seyn. Den Vorbericht beschliefst ein Verzeichnifs einiger an mehreren Orten gebräuchlichen Kunstwörter, und das ganze Buch ein brauchbares Register.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 10. Februar 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Unger: *Herzensergiessungen eines kunstliebenden Klosterbruders.* 1797. 275 S. 8. Mit dem Bildnisse Raphaels. (20 gr.)

Die Ansicht der bildenden Künste, welche dieser angenehmen Schrift zum Grunde liegt, ist nicht die gewöhnliche unsers Zeitalters. Mit Recht vermied daher ihr ungenannter Vf. auch die Sprache der Mode, und wählte, um für sein inniges Gefühl von der Heiligkeit und Würde der Kunst den lebendigsten Ausdruck zu finden, ein fremdes Costum, aus welchem er selbst in der Vorrede nicht herausgeht. Seine Absicht ist, angehenden Künstlern und Liebhabern seine an Anbetung gränzende Ehrfurcht vor den grossen Meistern, mitzutheilen, und aufs nachdrücklichste widersetzt er sich überall einer gewissen selbstgefälligen Kennerey, die mehr auf einer fertigen Zunge als im Innern des Geistes wohnt, und die erhabensten Schöpfungen des Genius, als wären sie wirklich ihrer Gerichtsbarkeit unterworfen, zuversichtlich durchmustert. Es ist gewiss: man ist nicht eher befugt zu richten, bis man ein Kunstwerk ganz versteht, bis man tief in seinen und seines Urhebers Sinn eingedrungen ist. Dies ist aber nicht anders möglich, als wenn man alle eitlen Anmasungen wegwirft, und sich mit stiller Sammlung und liebevoller Empfänglichkeit des Gemüths der Betrachtung hingiebt. Der Charakter eines geistlichen Einsiedlers, dem „die „Kunst als eine Sache himmlischen Ursprungs gleich „nach der Religion theuer ist, dem sie eine religiöse „Liebe oder eine geliebte Religion wird," war vielleicht der angemessenste, der sich finden liess, um eine solche Stimmung vorzubereiten, solche Lehren eindringlich vorzutragen. Selbst ein Anstrich von Schwärmerey kann nicht verwerflich scheinen, wo er nur als Gegengewicht gegen die überhand nehmende Kälte gebraucht wird, welche in der Kunst nichts sucht als einen zerstreuenden Sinnengenuss, und es ihr auch unmöglich macht anders zu wirken. Wer wird es dem schlichten, aber herzlichen, Religiösen verargen, wenn er das Göttliche, was allein im Menschen zu finden ist, aus ihm hinausstellt, und das Unbegreifliche der Künstlerbegeisterung gern mit höheren unmittelbaren Eingebungen vergleicht oder auch wohl verwechselt? Wir verstehen ihn doch, und können uns seine Sprache leicht in unsre Art zu reden übersetzen. Jene hat überdies, eben weil sie veraltet ist, den Reiz der Neuheit. So wesentlich verschieden die freyen Spiele der Einbildungskraft, worin der Kunstgenuss besteht, von jener Andacht zu seyn scheinen, welche eine zerknirschende Selbstverläugnung und gleichsam eine augenblickliche Aufhebung des irdischen Daseyns fodert; so ist es doch unläugbar, dass die neuere Kunst bey ihrer Wiederherstellung und ihrer grossesten Epoche mit der Religion in einem sehr engen Bunde stand. Es ist, als ob immer ein religiöser Antrieb das Streben des bildenden Künstlers, Ideen von höheren Naturen in die Form der Menschheit aufzufassen, anregen und bestimmen müsste. Die überirdischen Darstellungen der alten Kunst hat der Volksglaube durchaus veranlasst, und was die neuere in diesem Fache eigenthümliches besitzt, hat ebenfalls alles eine religiöse Beziehung. An einem Gottesdienste, der zum Untergange der alten Kunst nur allzuviel beygetragen hatte, richtete sich die neuere wieder auf; sie empfing nicht nur Beschäftigung von ihm, sondern auch ihre höchsten Gegenstände: Madonnen, Heilande, Apostel und Heilige. Es ist schwer zu sagen, was diese Stelle ausgefüllt haben würde, wenn die Wiederbelebung der Kunst in Zeiten und unter Völker gefallen wäre, wo schon die strengere Vernunft alle sinnlichen Ausschmückungen einer auf das Unsinnliche gerichteten Religion verworfen, und die Stufenleiter der Andacht, welche den Menschen in seinem unendlichen Abstande von der Gottheit durch die Verehrung befreundeter Wesen gebaut wird, eingerissen hatte. Wenn wir, der Foderung gemäss, dass, der Betrachter sich in die Welt des Dichters oder Künstlers versetzen soll, sogar den mythologischen Träumen des Alterthums gern ihr luftiges Daseyn gönnen; warum sollten wir nicht, einem Kunstwerke gegenüber, an christlichen Sagen und Gebräuchen einen näheren Antheil nehmen, die sonst unsrer Denkart fremd sind? In dieser Bedeutung ist das Wort *glauben* S. 192. zu verstehn, und wir hielten es für wichtig, diesen Gesichtspunkt, besonders für Aufsätze wie *Raphaels Erscheinung* und *Brief eines jungen deutschen Mahlers in Rom an seinen Freund in Nürnberg*, ausdrücklich festzustellen, weil wir befürchten, dass ihn Leser einer gewissen Art verfehlen werden, und dass bey der Wachsamkeit gegen den Katholicismus den guten Klosterbruder weder sein Beruf noch seine eigne Toleranz (S. 116.) gegen den Vorwurf sichern wird, seine Kunstliebe habe eine Tendenz zu demselben.

Mit grosser Wärme empfiehlt der Vf. die meistens so vernachlässigte Künstlergeschichte, und vorzüglich die Lesung des Vasari. Indessen haben junge Künstler oft nicht Kenntnisse genug, um diese Hauptquelle für die Geschichte des wichtigsten Zeitalters der neueren

nen Kunst gehörig zu verstehen; und das Studium derselben ist durch die Anmerkungen, Zusätze und Berichtigungen der neueren Herausgeber, die man gleichwohl nicht entbehren kann, noch verwickelter und mühsamer geworden. Auch fehlt dem Vasari noch viel zum musterhaften Biographen; besonders verlieren sich seine Lobsprüche nicht selten zu sehr in eine rednerische Unbestimmtheit, als, dass sie demjenigen eine Vorstellung von dem Charakter der beschriebnen Kunstwerke geben könnten, der sie noch nicht hat. (Bey andern späteren Mahlerbiographen, z. B. dem Malvasia, ist dies freylich noch weit mehr der Fall.) Durch ein Werk, welches die merkwürdigsten Lebensbeschreibungen der Künstler nach Vasari mit Kritik und Benutzung der hinzugekommenen historischen Materialien auf eben die Art lieferte, wie hier die des Francesco Francia, Leonardo da Vinci und Pietro di Cosimo verjüngt und durch anschauliche Darstellung beseelt worden sind, würde gleich sehr für Belehrung und für Unterhaltung gesorgt werden. Bey einer Vergleichung mit dem Italiänischen Original wird es leicht in die Augen fallen, wie glücklich der Vf. durch Anordnung, durch Auslassungen sowohl als ausmahlende Züge und eingemischte Betrachtungen seinen Stoff umgebildet hat. Als Probe zeichnen wir nur einige Stellen aus dem Leben des Leonardo aus, an dessen Beyspiel der Vf. zu zeigen bemüht ist, „dass der Genius der Kunst sich nicht unwillig mit „der ernsthaften Minerva zusammen paart; und dass „in einer grossen und offenen Seele, wenn sie auch „auf Ein Hauptbestreben gerichtet ist, doch das ganze, vielfach zusammengesetzte Bild menschlicher „Wissenschaft sich in schöner und vollkommner Harmonie abspiegelt." S. 65. „Zu Erlernung jeder bildenden Kunst, selbst wenn sie ernsthafte oder trübselige Dinge abschildern soll, gehört ein lebendiges und „aufgewecktes Gemüth; denn es soll ja durch allmähliche mühsame Arbeit endlich ein vollkommenes Werk, „zum Wohlgefallen aller Sinne, hervorgebracht werden, und traurige und in sich verschlossene Gemüther „haben keinen Hang, keine Lust, keinen Muth und „keine Stetigkeit hervorzubringen. Solch ein aufgewecktes Gemüth besass der Jüngling Leonardo da „Vinci; und er übte sich nicht nur mit Eifer im Zeichnen und Setzen der Farben, sondern auch in der „Bildhauerey, und zur Erholung spielte er auf der „Geige und sang artige Lieder. Wohin also sein vielbefassender Geist sich auch wandte, so ward er immer von den Musen und Grazien, als ihr Liebling, „in ihrer Atmosphäre schwebend getragen, und berührte nie, auch in den Stunden der Erhohlung „nicht, den Boden des alltäglichen Lebens." S. 71. „Leonardo wusste, dass der Kunstgeist eine Flamme „von ganz anderer Natur ist, als der Enthusiasmus „der Dichter. Es ist nicht darauf angesehen, etwas „ganz aus eigenem Sinne zu gebähren; der Kunstsinn „soll vielmehr ämsig ausser sich herumschweifen, und „sich um alle Gestalten der Schöpfung mit behender „Geschicklichkeit herumlegen, und Formen und Abdrücke davon in der Schatzkammer des Geistes aufbewahren; so dass der Künstler, wenn er die Hand „zur Arbeit ansetzt, schon eine Welt von allen Dingen in sich finde. Leonardo ging nie, ohne seine „Schreibtafeln bey sich zu tragen; sein begieriges Auge fand überall ein Opfer für seine Muse. Dann „kann man sagen, dass man vom Kunstsinne ganz „durchglüht und durchdrungen sey, wenn man so alles um sich her seiner Hauptneigung unterthänig „macht." Sein Tod wird mit rührender Einfachheit erzählt, und der geistvolle Blick auf Raphael am Ende vollendet den ernsten Eindruck des Ganzen. Beynah vermissten wir hier das Sonett, welches das einzige Ueberbleibsel von Leonardo's poetischen Gaben ist: (weil er meistens *all' improviso*, dichtete, so schrieb er wahrscheinlich seine Gedichte selten auf) ob es gleich nicht eigentlich die Kunst betrifft, so könnte es doch Anlass zu einer anziehenden Einkleidung von Vorschriften für sie geben, wenn man dergleichen in seinem Namen und nach seiner Weise dichterisch vortrüge. Der Tod des Francesco Francia, welchem seine Bewunderung Raphaels das Leben gekostet haben soll, wogegen sich sonst allerdings grosse Zweifel erheben, ist durch die Wahrheit der Darstellung so glaublich gemacht worden, wie es nur immer möglich war. Die Vermischung historischer Wahrheit mit Erdichtung in dem Aufsatze: *Raphaels Erscheinung*, können wir nicht ganz billigen. Raphael hat die angeführten Worte wirklich geschrieben; allein es ist darin nicht von einer Madonna, sondern von der in der Farnesina abgebildeten Meergöttin Galathea die Rede, welche, wie man weiss, nicht zu den höchsten Idealen gehört, die Raphaels Pinsel hervorgebracht. Mithin fällt auch der geheimnissvolle Sinn jener Worte ganz weg. Dass übrigens ein in Raphaels Religion erzogner Künstler, auch ohne Hang zur Schwärmerey, dergleichen artistisch-religiöse Visionen haben konnte, liesse sich aus des Benvenuto Cellini Leben (S. Horen. 96. St. IX. S. 57. u. ff.) vertheidigen, wo freylich eine ausserordentliche Lage sie hervorrief. Die Blätter über Michelangelo enthalten (S. 172. u. ff.) ein schön durchgeführtes, erhellendes Gleichniss. Von deutschen Künstlern ist nur dem alten Albrecht Dürer ein verdientes Ehrendenkmahl gesetzt: die von ihm gegebene Schilderung ist so ganz in dem ehrenfesten Tone und nach den graden Sitten seines Zeitalters abgefasst, dass sie den Leser täuschend dahin versetzt. Ueberhaupt bekömmt die Schreibart des Vfs. durch eine gewisse altväterliche Einfalt bey ihrem bildlichen Reichthum etwas eigenthümliches. Sonst ist es sichtbar genug, dass er sich den grössten Meister der darstellenden Prosa in unsrer Sprache zum Vorbilde gewählt. Rec. erwähnt dies gar nicht als einen Tadel: das Streben nach gründlicher Aehnlichkeit mit dem, was man für das Beste erkennt, und ohne eine gewisse Höhe der Bildung nicht dafür erkennen könnte, ist sehr verschieden vom Haschen nach blossen Aeusserlichkeiten der Manier, noch mehr vom Entlehnen einzelner Gedanken und Ausdrücke. In einigen kleinen Gedichten, die keinen Anspruch auf kunstvolle Correctheit machen, athmet

mer wahres und herzliches Gefühl, und man liest sie gern an ihrer Stelle. Die Idee, Gemählde dadurch zu schildern, dafs man die gegen einander in Verhältnisse gesetzten Personen redend einführt, ist originell und kann für manche Fälle sehr angemessen seyn; die beiden Ausführungen derselben S. 91—96. gefallen durch ihre Naivetät, doch hätte dabey vielleicht mehr Sorgfalt auf die Form gewandt werden sollen. Das einzige Stück in der Sammlung, welches keine Beziehung auf bildende Kunst hat, ist die Geschichte eines unglücklichen Musikers, den „die bittere Misshelligkeit zwischen seinem angebohrnen ätherischen Enthusiasmus, und dem irdischen Antheil an dem Leben eines jeden Menschen, der jeden täglich aus seiner Schwärmerey mit Gewalt herabziehet, sein ganzes Leben hindurch quälte." Die Wahrheit, dafs Selbstständigkeit des Charakters ein unentbehrliches Erfodernis zum Künstler sey, damit er das Ungemach der Wirklichkeit, dem sich doch nicht immer entfliehen läfst, entschlossen zu überwinden vermöge, damit er unter mannichfaltiger Abhängigkeit die Freyheit seines Geistes erhalte, und nicht zwischen phantastischer Ueberspannung und kranker Erschlaffung hin und her schwanke, prägt sich bey dieser Erzählung dem Gemüth des Lesers auf eine schmerzlich ergreifende Weise ein. Der Vf. macht Hoffnung zu einem zweyten Theile, der Beurtheilungen einiger einzelnen Kunstwerke enthalten soll: ein Geschäft, wozu eine liebevolle Phantasie, nach Michelangelo's Ausdruck:

> — *l'affettuosa fantasia,*
> *Che l'arte mi fece idolo e monarca,*

besser berechtigt, wie uns däucht, als scharf beobachtende, aber auch gern verkleinernde, Kälte. Wir wünschen recht sehr, dafs die Aufnahme dieser Schrift ihn auffodern mag, sein unverkennbares Talent zur Darstellung weiter zu üben; und wir zweifeln um so weniger daran, da schon das geschmackvolle Aeufsre des Buches es der Aufmerksamkeit des noch nicht damit bekannten Lesers empfehlen mufs.

Leipzig, b. Göschen: *Neue Sammlung von Gedichten* von *Caroline Rudolphi.* 1796. 303 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Diese schon längst bekannte und geschätzte Dichterin beschenkt die Freunde ihrer Muse von neuem mit den nicht glänzenden aber sanft erfrischenden Gaben derselben, die man ohne eigensinnige Foderungen empfangen wird, wie sie mit anspruchsloser Unbefangenheit dargeboten werden. Nichts ist hier durch kalte, mühsame Kunst hervorgelockt: diese Lieder sind wie von selbst einem Herzen entflossen, das seinen immer edlen, zarten und weiblichen Gefühlen nur Stimme zu geben suchte. Und es ist meistens eine harmonische Stimme: die Sprache ist gefällig und blühend, nicht mit Bildern überhäuft, aber auch nicht zu arm daran; der Versbau hat eine natürliche Leichtigkeit, hauptsächlich in den gereimten Sylbenmaafsen, ob man gleich sieht, dafs die Vfn. sich nie ein Studium daraus gemacht hat, und daher in Fällen, wo dies unumgänglich vorausgesetzt wird, häufig gegen die Regeln verstöfst, z. B. in den wenigen hexametrischen Gedichten. Wie anmuthig und doch zugleich wie sinnvoll sind folgende Zeilen, womit ein Lied auf *die Kindheit* anhebt:

> Lieblich sind der Kindheit Spiele,
> Schön des Lebens Morgentraum,
> Süfs die dämmernden Gefühle,
> Süfs die Frucht vom Lebensbaum.
>
> Unschuld ist der Baum des Lebens
> In der Kindheit Paradies:
> Der Erkenntnifs Frucht, des Strebens
> Reift erst, wo sie es verliefs.

Das Lob *der Denkkraft* S. 157. schliefst mit einer überraschend glücklichen Vergleichung. In kühnen Zügen wird die gegen jede sinnliche Gewalt unendliche Energie des Geistes geschildert. Der Gedanke

> — fafst (wie Simson Gafa's Thor und Riegel)
> Was seine Urkraft lähmen will,
> Und trägt's davon auf seinem raschen Flügel;
> Wer mag ihm sagen: stehe still!

Nachher heifst es mit Anspielung auf diese Strophe:

> Er stellt sie fest, der Möglichkeiten Schranken,
> Schwingt sich im Nu vom Nichts zum All,
> Vom All zum Nichts — was macht ihn wanken?
> Was fördert des Giganten Fall?
>
> O dafs er seine hehre Kraft verschwendet!
> O dafs die Hand der Leidenschaft
> Des Hauptes Locken kosend ihm entwendet,
> Und ihn zur Schmach mit Blindheit straft!

Den gröfsten Theil der Sammlung machen lyrische Gedichte aus; voran steht eine Anzahl lehrender Rhapsodien in reimfreyen Jamben, gegen das Ende einige artige Fabeln und Dialoge in Versen. Manche Stücke kündigen ihren Inhalt gleich als ganz moralisch an, in andern nehmen Ergiefsungen einer sanften Schwermuth, Genufs der Naturfreude oder Mittheilungen des Wohlwollens eine sittliche Wendung. So scherzt die Vfn. S. 121. mit einem kleinen Mädchen:

> Sorglos foderst du von mir,
> Sey es grofs, und sey's geringe,
> Was dir mangelt, hältst mich schier
> Für den Inbegriff der Dinge.

Aber das gute Kind läfst sich auch Versagungen von ihrer mütterlich gesinnten Freundin gefallen, ohne zu murren.

O der Jugend goldnes Glück! —
Wunsch und Sehnsucht zu verschmerzen
Ist des Weisen Meisterstück;
Und ihr wohnt die Kunst im Herzen.

Wie ungezwungen und vertraulich schliesst sich hier die Lehre an den naiven Gegenstand an, der sie veranlasst! In einigen rhapsodischen Darstellungen, mit Liedern untermischt, (S. 43.) *an meine Jungfrauen*, erscheint das Talent der Vfn. auf eine Art, die Achtung einflösst, mit dem näheren Beruf ihres Lebens vereinigt: die bescheidne Dichterin wird hier gern der liebenden und einsichtsvollen Erzieherin einen Theil des Beyfalls abtreten. Sie wird das letzte in einem noch weitern Umfange seyn, wenn junge Leserinnen, denen ihre Gedichte vorzüglich zu empfehlen sind, ihr Herz und ihre Sitten wie ihren Geschmack daran bilden; und sie tritt durch die Bekanntmachung derselben keineswegs aus den Gränzen der Bestimmung, die sie ihrem Geschlechte so wahr vorzeichnet:

In uns gekehrt, verkünden weiblich wir
Dem engen Kreis des Hauses den Genuss,
Die Seligkeit, die reiner Lieb' entströmt,
Aus ungepriesner Tugend lohnend quillt,
Die stiller Thätigkeit so frisch entkeimt.
Dies ist der Dienst, dies ist das Priesterthum,
Das in der Grazien Gebiet allein
Der reinen Weiblichkeit nur ziemt und frommt.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Breslau*, b. Korn: *Das verlassene Dörfchen* ein ländliches Gedicht nebst einem Anhange von Elegien. Aus dem Englischen übersetzt von *Samuel Gottlieb Bürde.* 1796. V. u. 74 S. 8. Mit einem Titelkupfer. (8 gr.) Nicht leicht wird es jemanden einfallen, was Hr. B. in der Vorrede für möglich hält, ihn wegen der Wahl des übersetzten Gedichtes zu tadeln. *The deserted village* von Goldsmith ist ein rührend schönes elegisches Gemählde. Das einfache und innige Gefühl, das darin athmet, beseelt die zarten, ungeachtet ihrer grossen Naivetät von jeder unedlen Beymischung reinen Schilderungen des ländlichen Lebens; und die hebenden Kontraste in dem glänzenden Elende und den Lastern der grossen Welt, machen die Rückkehr zu denselben noch erquickender. Die Uebersetzung ist, für sich betrachtet, ganz lesbar, aber eine Vergleichung mit dem Originale hält sie auf keine Weise aus. Kein billiger Beurtheiler wird fodern, dass bey einer poetischen Uebertragung gar nichts verlohren gehen soll; aber die Aufopferungen sind hier zu gross und zahlreich, als dass wir sie, so sehr wir die Schwierigkeit des Unternehmens anerkennen, für unvermeidlich halten könnten. Da einmal der weit weniger schöne und mannichfaltige Alexandriner statt der fünffüssigen Jamben gewählt war, so hatte wenigstens die Zahl der Verse der Regel nach nicht überschritten werden sollen, wie hier häufig, leeren Zusätzen zu lieb, geschehen ist. Im Original heisst es von dem Geistlichen des Dorfes:

His house was known to all the vagrant train,
He chid their wanderings, but relieved their pain.

In der Uebersetzung:

Dem heimathlosen Volk war längst sein Haus bekannt;
Ihr Wandern schalt er zwar *und ihres Leichtsinns Sitten,*
Doch immer öffnete sein Herz sich ihren Bitten.

Hier ist mit der Kürze zugleich der ganze Nachdruck des Gegensatzes vernichtet. Noch übler ist es folgender Stelle ergangen, wo der Abschied der auswandernden Landleute von ihrer Heimath beschrieben wird:

His lovely daughter, lovelier in her tears,
The fond companion of his helpless years,
Silent went next, neglectful of her charms,
And left a lover's for a father's arms.

Dies ist so übersetzt:

Verschönt durch stillen Harm,
In Thränen reizender, *schlang um des Vaters Arm*
Die holde Tochter sich, — sein zärtlichster Gefährte
Und seines Alters Trost. — *Ein Bräutigam erschwerte*
Das Scheiden ihr; — sie flog, *verschmerzend den Verlust,*
Aus des Geliebten Arm, an ihres Vaters Brust.

Beynah von jedem Zuge des Originals findet man hier ein doppeltes Exemplar: der schönste: neglectful of her charms, ist weggelassen und an dessen Stelle ein Zusatz gekommen, der die ganze Wirkung aufhebt. Auch das *flog* ist sehr ungeschickt: und wie ist durch die veränderte Ordnung der leichte melodische Fortschritt des Bildes zerstört! Doch wir wollen dies traurige Verzeichniss von Schönheiten, die man vergebens sucht, nicht durch mehrere Stellen erweitern. Die Sprache ist ziemlich korrekt, allein sie fällt nicht selten ins prosaische, hauptsächlich durch die verworrnen und schleppenden Wortfügungen. So ist ebenfalls der Versbau fliessend, aber kraftlos; auch ist das Hinüberschreiten aus einem Verse in den andern mit wenigen Sylben, z. B.

Dass dem getäuschten Blick sich die verkehrte Seite
Verbarg.

welches eigentlich der Natur des Alexandriners widerspricht, zu häufig gebraucht worden. Die angehängten drey Stücke von Beattie, Scott und Jerningham hätten immerhin unübersetzt bleiben mögen: den Begriff des Deutschen Lesers von Englischer Poesie werden sie eben nicht erhöhn. Die erste enthält gemeine moralische Betrachtungen; die zweyte die Beschreibung eines schwülen Sommertages, nebst sehr unpoetischen Gedanken, wie man sie allenfalls haben mag, wenn einen die Hitze unfähig macht, etwas gescheidtes zu denken; die dritte ist eine von den vielen mislungenen Nachahmungen von Grays Elegie auf einem Kirchhofe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 11. Februar 1797.

GESCHICHTE.

OLDENBURG, b. Stalling: *Geschichte des Herzogthums Oldenburg*, von *Gerh. Ant. v. Halem*. Zweyter Band. 1795. XXIV u. 517 S. 8.

Die Geschichte Oldenburgs ist in diesem zweyten Bande bis zum Abgang des in den Graffschaften regierenden gräflich-oldenburgischen Mannsstammes fortgeführt, und lieferte in der langen Regierung des letzten Grafen Anton Günther, dem Historiker einen schönen Stoff. „Ich schliesse, sagt der Vf. am Ende seines Buchs; treulich sammelte ich, was ich zur Charakteristik Anton Günthers zu sammeln vermochte. Dennoch scheide ich schüchtern, wie ein Maler von dem Gemälde eines Todten scheidet, dessen Bild er aus dürftigen Schattenrissen und Freundes-Urtheilen zusammenzusetzen berufen war. Gern weilte ich bey dem merkwürdigen Manne, dem (nach Platos Ausdrucke), um als ein grosser König zu glänzen, nichts als ein Königreich fehlte. Nach ihm gewinnet die Geschichte Oldenburgs einen gar verschiedenen Charakter. Das selbstständige Ländchen verliert sich unbemerkt als Provinz eines grössern Staates. Doch stärket den Geschichtschreiber der Blick in die Zukunft. Er sieht, wie über die Kluft eines Jahrhunderts, Friedrich August, Anton Günthern die Hand reicht.“ Dem schwersten Theile seiner Arbeit geht also nun der geistvolle Vf. entgegen; denn er wird den dünnen Faden, womit sein Vaterland doch immer noch an das Reich geknüpft blieb, bemerkbar machen, und zugleich über das Licht, welches nun auf jenes von Norden her fällt, so herrschen müssen, dass es genug von demselben beleuchtet werde, und sich nie in dem Glanze verliere. An einem sorgfältigen Studium der dänischen Geschichte wird es der unermüdete Vf. nicht fehlen lassen; er mache sich aber auch die Kunst von Tacitus und Johannes Müller zu eigen, mit wenigen, tiefen Zügen entfernte Begebenheiten in seinen Kreis zu ziehn und so darzustellen, dass sich der Kenner darüber freue, und der unkundige Leser genug erfahre. So weit wir den folgenden Stoff kennen, muss es in der Geschichte Oldenburgs eine ganz besondre Wirkung thun, von ihrem Standpunkte aus, die nordischen Gestalten in der Ferne vorbeyschreiten zu sehn; denn gesetzt, sie hatten auch keinen unmittelbaren Einfluss auf Oldenburg, so wirkten sie doch wie das Gewitter, welches freylich vorüberzieht, von dem wir jedoch jeden Augenblick fürchten mussten, es werde unsre Gegend berühren. Dann beginnt jetzt der schwerste Theil der Arbeit auch darum, weil seit dem Tode Anton Günthers alle Verhältnisse, alle handelnde Personen ihren individuellen Charakter gegen einen gewissen allgemeinen aufgeben, also nun mehr Ruhe und doch mehr Kraft der Darstellung, feinere und doch tiefere Züge nothwendig werden, um die Bestimmtheit hervorzubringen, ohne welche man nie, also auch in der Geschichte nicht, zur Anschauung gelangen wird, worauf bey ihr alles ankommt. Sicher wird also der Vf. hinfort seine Materialien mehr vor der Form verschwinden lassen, und zu der Leichtigkeit seiner Sprache die Ruhe gesellen. Eine solche Flüchtigkeit der Bewegung, wie er bisweilen gezeigt hat, geziemt sich nicht für die Geschichte; ihre Würde zeigt sich in einem langsamen oder raschen, aber immer kräftigen, festen Gange. Auch muss ihrem Gewande, so reich und prächtig es seyn kann, durchaus nicht nur hin und wieder ein Zierrath verliehen werden, wie es mit unter Sitte des Vf. ist; überhaupt tritt sie als eine nicht ungewöhnliche, nur grosse, mächtige Erscheinung hervor, und ihre Gestalt macht einen gewaltigen, aber nicht auffallenden, Eindruck.

Diese Erinnerungen und Wünsche für den folgenden Band zeigen schon, wie sehr wir den gegenwärtigen schätzen. Dass in ihm viele ungedruckte Quellen und alle übrigen Hülfsmittel vollständig benutzt sind, dafür gebührt der Dank dem guten Willen und der Lage des Vf.; dass sie aber auch mit dem sorgfältigsten Fleiss, mit gesundem Urtheil und Scharfsinn gebraucht worden, und der Gewinn aus ihnen mit Geschmack uns dargereicht wird, erwirbt seinem Geiste kein geringes Lob. Da er zugleich eine grosse Bescheidenheit und Milde der Denkart besitzt: so können wir uns gewiss versprechen, dass sein edler Fürst und seine Mitbürger ihn mit theilnehmender Freude bey der Fortsetzung der oldenburgischen Geschichte bis auf unsre Zeiten in jeglicher Hinsicht unterstützen werden.

Der gegenwärtige Band begreift fast das ganze sechszehnte und mehr als die Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts in sich, stellt also dar, wie die beiden grössten Begebenheiten in der deutschen Geschichte in jenen entfernten Gegenden wirkten, wo selbst durch den Sturm der Völkerwanderung die Ruhe nicht gestört wurde. Man kann das Bestreben des Vf. nicht verkennen, gerade die Scenen, wodurch die locale Individualität jener grossen Ereignisse sich offenbarte, besonders herauszuheben; und sein Gefühl, dass dies hier Bedürfniss war, erregt schon die Vermuthung, dass er ihm glücklich werde Genüge geleistet haben; eine Vermuthung, die hier hinlänglich

rechtfertigt ist. Wenn diese Scenen schon dem entfernten Zuschauer ein ausgezeichnetes Vergnügen verschaffen; welchen Werth müssen sie dann für diejenigen haben, welche auf dem Schauplatz derselben täglich umherwandeln.

Das Gemälde von der Reformation in Oldenburg erhält ein lebendiges Colorit durch die Schilderung der einander widerstreitenden Charaktere in der gräflichen Familie. Die verwittwete Gräfin Anna und ihre beiden ältesten Söhne, Johann und Jürgen, strebten für die alte Lehre, jene weil sie in derselben alt geworden war, diese mehr aus Schwachheit des Geistes und vom mütterlichen Ansehn geleitet, die beiden jüngern Grafen aber, Anton und Christoph, waren eifrig für Luthers Lehre, zwey kräftige Menschen, von welchen der letzte auch in der nordischen Geschichte eine ausgezeichnete Figur ist. Der Chronikenschreiber *Shiphower* war sein Jugendlehrer gewesen, und hatte, so sehr er nachher selbst gegen Luther eiferte, durch seine Rede gegen das Verderben der Geistlichkeit und durch seine Wahrheitsliebe zuerst seinem Zögling und dessen Bruder Anton jene Stimmung gegeben, welche ihnen die Reformation so werth machte. In seinem zwanzigsten Jahre, 1524, ging Christoph an den Hof und in die Kriegsdienste des Landgrafen Philipp von Hessen, und las hier Luthers und Melanchthons Schriften. Diese sowohl, als der Geist und die neuen Einrichtungen Philipps, hatten den Jüngling mit der Idee begeistert, auch in seinem Vaterlande die neue Lehre zur Herrschaft zu erheben. Als er zu seiner Mutter zurückkam, welche glaubte, dass die christliche Religion durch dieselbe untergraben würde, „wollte er sie belehren, und gab ihr zu dem Ende ein Büchlein, das Luthers Grundsätze einfältig darlegte; aber sie warf es unwillig ins Feuer." Desto mehr freute sich der junge Graf, als er einen jungen Geistlichen unter seinen Landsleuten fand, dessen Kühnheit und Denkart mit seinem Charakter und Geist übereinstimmte. S. 39. „Um diese Zeit kam der aus Stadland gebürtige Oldenburger, Umme Ulrich Ilksen, ein junger Feuerkopf, nach Oldenburg. Fünf Jahre lang hatte er zu Wittenberg Luthers Lehre eingesogen, hatte auch seinen Geschmack gebildet, und öffentlich daselbst den Horaz erklärt. Mit Sprach- und Sachkenntniss ausgerüstet, und voll Eifers für die gute Sache, kehrte er jetzt als Magister Ummius in sein Vaterland zurück. Er war, wie man denken kann, ein Mann für die Grafen Christoph und Anton. Sie trieben ihn an, laut wider die Pfaffereyen zu reden, und die Mönche zur öffentlichen Disputation über Gegenstände der christlichen Lehre herauszufodern. Aber da war keiner von der ganzen Schaar von Mönchen, der es wagte, ihm unter die Augen zu treten: ein grosser Triumph für Graf Christoph, der nicht ermangelte, des Magisters Sieg über die Pfaffen seiner Mutter und seinen ältern Brüdern mit Wohlgefallen zu hinterbringen. Ummius aber bestieg nun, hiedurch kühner gemacht, im J. 1528 die Kanzel. Die Mönche, so hub er seine Predigt an, fliehen das Licht. Indessen sehe ich alle Bürger dieser unsrer Vaterstadt vor Sehnsucht glühen nach der evangelischen Erkenntniss. Nun so sey es dann! mein Gewissen treibt mich; ich will meinen lieben Mitbürgern das Licht der wahren Lehre anzünden. So predigte er mit wahrer Salbung, und freudig stimmte die ganze Gemeinde deutschen Gesang mit ihm an. Auf diese erste Predigt folgten mehrere gleicher Art. Aber je lichter es rings in den Köpfen der Zuhörer ward, desto mehr entflammte sich der Zorn der Mönche und ihres Anhangs. Auf einmal erhielt Ummius von der Fürstin Anna und ihrem regierenden Sohne, Johann, nicht nur das Verbot, die Kanzel weiter zu betreten, sondern auch den Befehl, bey Strafe schwerer Ahndung die Stadt zu verlassen. Die Grafen Christoph und Anton sprachen aber dem betroffenen Magister Muth ein. Er solle bleiben, sagten sie ihm, solle sein angefangenes Werk vollenden, und sich nicht durch Weiberdrohungen schrecken lassen. Ummius blieb. Am nächsten Kirchtage hatte sich ein Mönch zur Predigt gefasst gemacht. Schon war er auf dem Gange zur Kanzel, als er sich gewaltsam zurückgehalten fühlte. Ummius war's, der ihn fasste, ihm die Kutte vom Haupte riss, sich statt seiner auf die Kanzel stellte, und nun mit grosser Fassung seinen Unterricht in den vornehmsten Glaubenslehren fortsetzte. Man denke sich den Grimm der Mönche. Ummius war seines Lebens nicht sicher; auch ward er nun als ein Stöhrer der kirchlichen Polizey und Aufrührer angeklagt. Gross war der Zorn der Fürstin Anna gegen ihre Sohne Christoph und Anton, die Urheber des Unfugs. Die beiden Grafen fühlten selbst, dass sie zu weit gegangen waren, und liessen, um ihre Mutter zu besänftigen, etwas in ihrem Eifer nach. Aber des guten Umme Gefahr wurde nun um so dringender. Sollt' er bleiben, sollt' er fliehen? — Es ergingen wiederholte Verbote an ihn; aber es war seine beharrliche Antwort: ihr könnt mich verbrennen; aber ich kann nicht aufhören zu lehren, es sey dann, dass die Flammen über mir zusammenschlagen. Diese Beharrlichkeit ermüdete die verfolgende Fürstin: sie liess den verhärteten Ketzer predigen, *und Ummius verfehlte die Martyrerkrone, nach welcher er zu trachten schien.*"

Dieses letzte Urtheil, womit eine Beschreibung voll einer liebenswürdigen Munterkeit sich schliesst, wird man um so mehr hinwegwünschen, je heiliger die Pflicht der Geschichte ist, dass sie den Enthusiasm der Menschen, wenn nicht die Wahrheit durchaus sie dazu zwingt, durch keine Vermuthung von unedlen Nebenabsichten entweihe. Nach der ganzen Erzählung war der Vf. kaum berechtigt, ein unbesonnenes Jugendfeuer an Ummius zu tadeln; (denn wer kann wissen, wie weit er auch mit Klugheit nach seinen Verhältnissen mit den jüngern Grafen, nach dem Geist dieser rüstigen Jünglinge und der Einwohner Oldenburgs gehen konnte?) keineswegs aber zu dem Urtheil bevollmächtigt, dass der kühne Mann nach der Märtyrerkrone zu trachten schien. Gab es noch andre Züge, welche dies wahrscheinlich machten, so mussten sie hier mitgetheilt werden.

Uebri-

Uebrigens ist die ganze weitere Geschichte der Reformation in Oldenburg mit Milde und Klugheit erzählt, so wie auch nach dem Tode der Fürstin Anna und nachdem Graf Johann die Regierung an seinen Bruder Anton abgetreten hatte, alle die wichtigen Veränderungen, welche die eingeführte neue Lehre nach sich zog, ohne bedeutende Unruhen zu Stande kamen. Im J. 1573 ward die erste protestantische Kirchenordnung gemacht, deren Verfasser *Hamelmann* war, anfänglich katholischer Prediger und abgesetzt, weil er den Wahrheiten der lutherischen Lehre seinen öffentlichen Beyfall nicht versagt hatte; also ein Mann, von dem man erwarten konnte, dass er von dem Sectengeiste, der schon unter den Protestanten wüthete, sich rein erhalten habe. Wenn man sich wegen des reinen Lutheranismus der Kirchenordnung eine ruhige und glückliche Zukunft in den Graffschaften Oldenburg und Delmenhorst versprechen konnte; so hatte man vielleicht noch mehr Grund dazu wegen des äusserst geringen Ansehens, welches der Adel schon damals in diesen gesegneten Ländern besass. Er hatte freylich im ganzen Deutschland nach dem Landfrieden und der Bestellung ordentlicher Gerichte einen grossen Theil seiner Macht verloren, und war auch durch den vermehrten Luxus immer abhängiger von den Fürsten geworden. „Besonders aber war der oldenburgische Adel, wenn er je, (wie davon doch keine bestimmte Spur vorhanden ist,) als Ritterschaft in Ein Corpus vereinigt gewesen wäre, dennoch zur Organisirung eines landständischen Controls nicht zahlreich genug; wie denn auch während der langen Trennung der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst der Adel beider Länder sich einander zu fremd geworden war, als dass er sich zu gleichen Zwecken hätte vereinigen können. Durch alles dieses erhielt die landesherrliche Macht ein entscheidendes Uebergewicht, und der Regent die noch bestehende Alleinverwaltung des Staates. Und schwerlich hat das Land dabey verloren, dass hier nicht, wie in den meisten andern deutschen Provinzen geschah, damals eine Vereinigung einiger Stände zur Theilnahme an der Staatsverwaltung Statt gefunden hat; denn wahrscheinlich würde sich auch hier der Adel als Stellvertreter des ganzen Bauernstandes aufgeworfen, und so diesen, hier im Lande so überwiegenden, Stand von dem etwanigen Landtage ausgeschlossen haben."

Wenn man bey dem Gedanken an die unbedeutende Rolle, welche der Adel in den beiden Grafschaften spielte, zugleich einen Blick auf die vielen guten Regenten derselben wirft, deren Reihe in unsern Tagen von neuem so herrlich begonnen hat: so kann man nicht umhin, Einen Grund von dieser schönen Erscheinung in jenem Umstande zu suchen. Keine Nebenbuhlerey in Verwaltung des Staates reizte den Regenten zum Argwohn, welcher die Quelle so vieler Laster und Fehler ist, zu einer eifersüchtigen Bewahrung seiner Macht; kein Stand hielt es für seine Pflicht, ihm es an Pracht gleich zu thun, weil er ähnliche Rechte gleichsam zu repräsentiren hatte, und daher wurde der Luxus nicht für den oldenburgischen Hof eine Schule jener groben Laster der feinen Welt, wodurch Regenten und ihre Kavaliere so oft ihre Menschheit wetteifernd verderben und verlieren. Der Graf von Oldenburg und Delmenhorst ward durch nichts von der lieblichen Idee entfernt, dass er für seine Unterthanen ein Vater sey, dessen Kinder sämmtlich gleiche Rechte besitzen. In unsern Zeiten gar, wo der Adel immer mehr in den Bürgenstand verschwindet, könnte der Beherrscher jener beiden Ländchen ohne irgend ein Hinderniss das herrliche Schauspiel geben, dass er ein Volk regiere, welches den Unterschied der Stände bey sich nicht kenne. Jene schöne Gleichheit der Menschen, die man sonst nur in Republiken erlebte, könnte er zu den grossen Vortheilen der strengsten Alleinherrschaft gesellen, und wenn er den Mangel einer guten Constitution wegen seiner persönlichen Eigenschaften und seiner Verwaltung nie bemerkbar werden liesse, so würde die Besorgniss, dass dereinst einer seiner Nachfolger dies vielleicht nicht vermochte oder wollte, doch durch den Gedanken an die Reichsverbindung sehr geschwächt werden. Alsdann würde, wie die Chaucen im ältesten Germanien sich vor den übrigen Deutschen an Cultur gerade deshalb auszeichneten, weil sie wegen des Kampfes mit der Natur in ununterbrochner Thätigkeit und sinnreich in Erfindung von Vertheidigungsmitteln seyn mussten, für ihre Nachkommen es zur Auffoderung, nach einem ähnlichen Vorzug zu streben, werden müssen, dass sie der besten bürgerlichen Ordnung in Deutschland genossen. Unverkennbare Spuren von den wohlthätigen Wirkungen, welche eine beynahe völlige Gleichheit der Bürger eines wohlverwalteten monarchischen Staates auf die Gemüther und die Lebensweise hat, giebt es unter ihnen schon jetzo.

(Der Beschluss folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

BAYREUTH, b. Lübecks Erben: *Graf Lilienhain*, ein psychologischer Roman. 1795. 486 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Graf Lilienhain findet Fräulein Auguste am Wasser beym Angeln, fürchtet sich verliebt zu werden — flieht und wird verliebt — macht darauf Bekanntschaft mit dem Fräulein — wird ein wenig eifersüchtig — söhnt sich wieder aus — nimmt Pistolen und schiesst seinen Hund todt, um sich Mörder nennen zu können — besänftigt sich wieder — schwört Augusten ewige Freundschaft (aber nichts weiter) bey einer Zusammenkunft, wo er noch den schweren Kampf mit dem Gedanken, die Unschuld zu morden, kämpfen muss — schlägt alsdann im 2ten Buche eine Einladung aus — kommt aber doch und gefällt der Schwester seiner Geliebten, Franziska, die nun die Vertraute ihrer Liebe wird — erhält dann einen Aufsatz, worinn die Geschichte der Franziska ausführlich ent-

halten ist — mufs sich noch zu guter Letzt mit dem Bruder seiner Auguste aussöhnen, und führt nun endlich die Braut nach Hause. Dies ist der ganze Inhalt eines Romans, der zur Erfahrungsseelenkunde so gut wie die Geschichte eines Nachtwandlers seinen Beytrag liefern wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Wien*, b. Blumauer: *Specimen editionis novae epistolarum Aristaeneti.* Accedunt Jo. Baptist. *Bolla*, Jambi Graeci in Pantomimam Vigano. Cura Fr. Jac. *Bast*. 1796. 46 S. 8. Hr. Leg. Secr. *Bast*, der den Literatoren und Philologen schon durch seinen kritischen Versuch über Platos Symposium, und neuerlich durch seine bey des Hn. v. *Locella* Ausgabe des Xenophon Ephesius geleisteten Dienste vortheilhaft bekannt ist, wurde bey einer Vergleichung einiger Handschriften des Alciphron in der kaiserl. Bibliothek zu Wien auch auf den dort befindlichen einzigen Codex des Aristaenetus aufmerksam, und da er fand, dafs die daraus geflossene erste Ausgabe des Sambucus, so wie die Versuche späterer Kritiker eine gewissenhaftere Benutzung dieser Handschrift noch gar nicht überflüssig machen: so brachte ihn dies auf den Gedanken, selbst eine neue Ausgabe jenes Sophisten zu veranstalten, wovon hier der 27 und 28ste Brief des ersten Buchs, als Probe abgedruckt, und mit einem Commentar begleitet erscheinen. Die Vorrede giebt eine lesenswürdige Nachricht über diesen seltenen Codex, und die Urtheile, welche der Vf. über seine Vorgänger in der Bearbeitung des Ar. fällt, sind gewifs eben so bescheiden, als gegründet. Dem Text ist eine neue, vom Vf. selbst verfertigte lateinische Uebersetzung untergesetzt, da die von Mercier ungetreu, und mit Apulejischen Schminkpflästerchen zu sehr belegt ist. Beym griechischen Text ist die neue, der gewöhnlichen lateinischen gleichgebrachte Interpunction beobachtet worden, über deren Gebrauch sich der Hr. Baron v. Locella in seiner unlängst (A. L. Z. 1797. Nro. 37) angezeigten Ausgabe des Xenophon Eph. weitläuftiger erklärt hat. Hier dürften wir Hn. Bast doch bitten, erst mehrere Stimmen über diese Neuerung abzuwarten. Einige der zeither allgemein in griechischen Drucken beobachteten diacritischen Zeichen, die vom Lateinischen abweichen, sind doch gewifs alt, sind eine Erfindung der alexandrinischen Schule, und wie wenig ist im Ganzen durch diese Gleichförmigkeit mit den lateinischen Interpunctionszeichen gewonnen! Der Rec. behält sichs vor, bey einer schicklichern Gelegenheit seine Gedanken über das verloren gegangene Werk des Grammatikers *Nicanor* περι στιγμης της καθολου (S. *Villoison Anecdot*. p. 137. f. 183. etc.), und was daraus für uns noch zu folgern ist, mitzutheilen. Im Commentar, der hinter den Text zu stehen kommt, will der Vf. theils die Bemerkungen und Kritiken seiner Vorgänger in einen fruchtbaren Auszuge zusammendrangen, theils seine eigene Erklärungen beyfügen. Freylich möchten solche Leser, welchen es überhaupt mehr um Erläuterung als kritische Sichtung zu thun ist, die Einrichtung, die schon *Abresch* bey seinem Texte befolgte, die Varianten und Conjecturen gleich unterzusetzen, bequemer finden, in welchem Fall die Uebersetzung füglicher hinten angefügt werden könnte; und dann gewährte der erklärende Commentar gewifs einen weit reinern Genufs. Allein da möchte überhaupt auch noch die Frage zu beantworten seyn, ob die Lesung dieses Phrasenjägers und Schönredners aus einem so späten Zeitalter für sich einen solchen Genufs gewähre? Doch die Arbeit des Herausg. bleibt darum immer sehr verdienstlich, besonders wenn er, wie schon in diesem Specimen mehrmals mit vielem Scharfsinn geschehen ist, überall die Originalstellen andeuten kann, von welchen der Sophist seinen Schimmer erborgte. Ueberall zeigt sich der Vf. als einen bescheidenen, und die Einfälle seiner Vorgänger sowohl, als die Spuren seines Codex klug beurtheilenden Kritikers. Einzelne Stellen von seiner feinen Kritik anzuführen, gestattet der Raum nicht. Nur bey einer Stelle möchten wir die gewöhnliche und auch vom Codex bestätigte Lesart gegen *Ruhnken* und Hn. *Bast* in Schutz nehmen. Beide wollen im 27sten Brief v. 24. ματην als ein Glossem des gleich darauf folganden αλλως ausstreichen, und Hr. Bast. hat es wirklich eingeklammert. Rec. findet es aber zur αποδοσις des nächstvorhergehenden Satzes unentbehrlich. *Ein verliebter Geck*, sagt die Spröde (zu der wir, beyläufig, das Original in jener Städterin des Theokrits XX, 13 ff. finden) *girrt nach mir, und es wird ihm nicht einmal ein Blick zu Theil. Er trabt fleifsig durch mein Gafschen*. Hier erwartet nun jeder wieder einen Nachsatz, der auch nicht fehlt, wenn wir nur ματην unangefochten lassen. *Vergeblich!* — Die Erklärungen zeugen überall von einer ausgebreiteten und wohlgeordneten Belesenheit, besonders wo spätere Wortformen, die in den Wörterbüchern bis jetzt vermifst oder nicht bewiesen wurden, ausgezeichnet sind. Nur bey der Stelle, wo das über die Pantomimentänzerin entzückte Publicum unter andern Beyfallsbezeugungen auch rhythmische Antiphonen hören lafst, (φωνας αμειβαιας αδομενων εμμελως) scheint der Vf. über den Wunsch, eine neuere merkwürdige Theateranekdote von einer Vorstellung der Räuber in Weimar beyzubringen, den rechten Sinn jener alten Sitte übersehn zu haben. *Die Acclamationen in und aufser den Theatern geschahen bekanntlich allezeit mit einem gewissen Rhythmus (gewöhnlich in trochaicis octonariis*, woraus in der Folge die gereimten Versus Leonini entstanden sind). So heifst es beym Dio Cassius LXXIII, 2. p. 1227. ἐνρυθμως εκβοαν vergl. *Reimarus* zum Dio p. 1000, 138. *In Ferraris* bekanntem Werke *de veterum acclamationibus et plausu* finden sich weitläuftige Sammlungen darüber, woraus auch deutlich wird, dafs man sich gleichsam in Antiphonen, φωνας αμειβαιας, wie es Ar. hier ausdrückt, oder in Wechselchören antwortete. Im *Ferrari* II, 6. wird auch das bekannte ὀραριον, oder das freudige Emporschütteln der Kleider, wozu der Kaiser Aurelian eigene Schnupftücher austheilen liefs, durch weit mehrere Stellen erläutert. Auch die gleich darauf folgende Redensart ἐκδιατρεχειν διαυλους wird Hr. B. nicht mehr von Hin- und Herlaufen im *engen Gafschen*, durch eine Glosse des Hesychius verführt, erklären, wenn er die Stellen beym *Spanheim* ad Call. H. in Pall. 23. p. 627. verglichen hat, woraus erhellet, dafs διαυλοι hier das ängstliche Auf- und Niedertrottiren selbst bedeutet. Wir haben übrigens durch diese Bemerkungen dem uns sehr achtungswürdigen Vf. nur unsere Aufmerksamkeit beweisen wollen, und hoffen um so mehr Glauben zu verdienen, wenn wir versichern, dafs seine Ausgabe des Aristaenet gewifs eine Bereicherung der griechischen Literatur aus jenem Zeitalter der erborgten Reflexe werden müsse. Den Liebhabern der griechischen Sprache müssen auch die am Ende wieder abgedruckten griechischen Jamben des Hn. Prof. *Bolla* auf die Zauberin Vigano, und ihre geschmackvolle Verdeutschung durch Hn. *Wachter* ein sehr angenehmes Geschenk seyn. Des Verses: ὁ πρὶν ἀδεύστος γας, Τις καρδιας κλαιοις δε, möchte sich wohl kein Alter schämen dürfen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 11. Februar 1797.

GESCHICHTE.

OLDENBURG, b. Stalling: *Geschichte des Herzogthums Oldenburg*, von *Gerh. Ant. v. Halem* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Das zweyte von jenen beiden grofsen Ereigniffen in der deutfchen Gefchichte, welche diefer Band berühren mufste, den dreyfsigjahrigen Krieg und den weftphälifchen Frieden, konnte der Vf. um fo lebendiger nach feinem Einfluffe auf die Graffchaften darftellen, je mehr die Befchaffenheit deffelben von dem raftlofen Geift abhing, welcher die lange Regierung des letzten Grafen Anton Günther belebte. Theils wütheten die Flammen des gröfsten ununterbrochnen Krieges, welchen die Gefchichte kennet, fo weit umher, dafs auch die äufserften Spitzen von Deutfchland nicht unberührt von ihnen bleiben konnten; theils bewirkte die Theilnahme der nordifchen Könige an demfelben und das Verhältnifs des oldenburgifchen Grafen zu der königlichen Familie in Dänemark, dafs fein Land mehr als vielleicht fonft gefchehn wäre, in die kriegerifchen Unruhen gezogen wurde; befonders aber hatten das Syftem von Mansfeld und Chriftian von Braunfchweig, ihre Heere vom Raube zu unterhalten, und die Verbindung, in welcher fie mit den Niederlanden waren, zur unausbleiblichen Folge, dafs man die gefegneten oldenburgifchen Felder zur Kriegsfcene wählte.

Bewundernswürdig ist der Graf Anton Günther, wie er es in diefer gefährlichen Lage nie mit dem kaiferlichen Hofe und mit den nordifchen verdarb; wie er den Strom des Krieges, wann er fürchten mufste, fein Ländchen werde von demfelben verfchlungen, mit Klugheit und Kraft ableitete; wie er mitten unter Stürmen immer gröfsern Wohlftand verbreitete! Der Vf. hat dies alles trefflich dargeftellt, und es fcheint ihm kein Zug entgangen zu feyn, wodurch diefes Gemälde von der letzten glorreichen Thätigkeit des alten herrlichen Grafenftammes in Oldenburg hätte verfchönert werden können.

Der Betriebfamkeit von Anton Günther verdankt das Herzogthum auch feinen gegenwärtig fo einträglichen Weferzoll. Die Erzählung von den vielen Hinderniffen, welche er zu überwinden hatte, ehe er hier fiegte, intereffirt gewifs jeden Liebhaber der Reichsgefchichte, wenn er fich um die deutfche Staatenhiftorie auch nicht befonders bekümmern follte; und um fo eher darf man hier eine Ueberficht von den Verhandlungen über den Weferzoll erwarten.

Die beiden vorzüglichften Gründe, welche der Graf, als er ihn fuchte, für fich anführen konnte, waren diefe: von der Nordfee und drey Flüffen, der Wefer, der Hunte und der Jade, wurde fein Land bey ftürmifchen Fluthen mit verderblichen Ueberfchwemmungen bedroht; der grofse Koftenaufwand, um es zu fchützen, um die Wefer fchiffbar zu erhalten, indem die Untiefen weggeräumt werden u. f. w., ift fehr vortheilhaft für das Reich, deffen Gränzen dadurch verwahrt werden, deffen Handel dadurch befördert wird: zweytens, wenn nun ein mäfsiger Zoll an einem Fluffe, welcher eine Strecke von zehn Meilen am oldenburgifchen Gebiet entlang ftrömt, zum Erfatz dafür bewilligt wird, fo kann fich niemand im Reich darüber befchweren; denn theils wird er nur aus den Niederlanden kommende Waaren treffen, theils bey feiner Mafsigkeit keine Steigerung der Waaren veranlaffen, indem die nur durch die Zolleinrichtung gröfsere Sicherung und Erleichterung der Fahrt vielmehr den Handel befördern und fo die Preife verringern mufs; am wenigften Urfache zur Befchwerde hat aber die Stadt Bremen, welche durch Ausübung ihres, zur Befchwerde der oldenburgifchen Eingefeffenen gereichenden, Stapelrechts ohnehin grofse Vortheile geniefst. Das kurfürftliche Gutachten über die Bitte des Grafen verlangte Befichtigung des Locals, und auf den Bericht der zu derfelben ernannten Commiffion erfolgte ein kurfürftlicher Collegialfchlufs (1619. d. 6. Sept.), wodurch der Graf zu Anrichtung des Weferzolles berechtigt wurde, nach gegebner Verficherung, dafs die Kurfürften fammt ihren Angehörigen und Unterthanen von demfelben gänzlich frey feyn follen. Nun erhoben die Bremer laut ihre Stimme und ftützten fich unter andern auf den fonderbaren Grund, dafs die ftürmifchen Fluthen nicht den Grafen, fondern den Unterthanen, Schaden zufügten; fie drangen aber vergebens auf eine neue Commiffion und wandten fich eben fo vergebens an den Reichshofrath, unter dem Vorwande, dafs die ganze Angelegenheit eine Juftizfache fey. Während der Stürme des dreyfsigjährigen Kriegs wagten fie es dennoch, die Zollerhebung zu ftöhren, und waren fo thätig in Wien, dafs die Sache noch einmal vor die Kurfürften gebracht wurde, und diefe fchützten den Grafen um fo eifriger in feinem Befitz, je eiferfüchtiger fie die Rolle betrachteten, welche der Reichshofrath in diefer Angelegenheit zu fpielen begann, feitdem die Bremer die Einrede brauchten, dafs der Punkt der Oberbotmäfsigkeit über die Wefer zwifchen Oldenburg und ihrer Stadt beym Kammergerichte rechtsgängig fey, und bevor folcher entfchieden worden,

den, dem Grafen auch keine Zollgerechtigkeit, welche jene Oberbotmäfsigkeit voraussetze, zugeftanden werden könne. Ein Schreiben des kurfürftlichen Collegiums machte freylich bemerkbar, dafs jene beiden Sachen völlig von einander verfchieden wären; es ward dennoch eine neue Commiffion bewilligt, auf welche man aber keine befondre Acht hatte, da jetzt die weftphälifchen Friedensunterhandlungen begannen. Es war eine Präliminarpropofition von Frankreich und Schweden; dafs alle die Zölle, welche während der Kriegszeit eingefchlichen feyen, aufgehoben werden follten. Die Bremer boten nun alles auf, um den Wefer-Zoll unter die *eingefchlichnen* zu bringen. Der kaiferliche Abgefandte aber, Graf von Trautmannsdorf, der überhaupt ein Engel des Friedens war, gab feine Einwilligung, dafs der Oldenburgifche Weferzoll nach der von den Kurfürften zu dem Ende beliebten Claufel dem Friedensinftrumente einzuverleiben fey. Die Generalftaaten verwandten fich nun einigemale noch für Bremen, welches über feine Widerfpenftigkeit fogar in die Reichsacht gerieth, und zuletzt den Zoll anerkennen mufste. So vollendete Anton Günther in feinem hohen Alter eine Sache, die er in feiner Jugend angefangen hatte. (S. 233—48. 338—49. 360—88.)

Ein befondres Lob verdient diefes hiftorifche Werk wegen feiner aufserordentlichen Vollftändigkeit, die freylich in dem Grade nur bey Darftellung der Schickfale eines fo kleinen Landes, wie das Herzogthum Oldenburg, möglich feyn möchte. Nichts ift den wachfamen Blicken des Vf. entgangen; er zieht felbft die Bemerkungen von Auswärtigen über fein Vaterland in feinen Kreis, die phyfifche Gefchichte des Landes und die Veränderungen in Verfaffung und Verwaltung des Staats, die Sitten jedes Zeitalters, und die Denkart, die Schickfale eines jeden ausgezeichneten Oldenburgers, vorzüglich aber auch das häusliche Leben der Regenten findet man hier mit gleichem Fleifs befchrieben. Von der Darftellung des letzten müffen wir noch eine Probe geben, theils weil die hiftorifchen Werke von der deutfchen Staatengefchichte noch in fo wenige Hände kommen, theils um auch die blofs neugierige Klaffe von Lefern mehr für diefelben zu gewinnen. Sie beftehe in der Erzählung des Verftändniffes zwifchen dem Grafen Anton Günther und einem Fräulein von Ungnad aus einem altadelichen öfterreichifchen Gefchlecht, deren Vater in Oftfriesland lebte. „Sie befuchte bisweilen mit ihrer Mutter den Oldenburgifchen Hof; und Anton Günthers Herz ward erobert. Darf man den dürftigen Nachrichten trauen, fo ging der letzten Gunftbezeugung ein Eheverfprechen vorher, welches eine, mit des Grafen Blute gezeichnete, fchriftliche Verficherung beftätigte. Als aber das Fräulein fchwanger ward, und nun auf die Erfüllung der Zufage drang; da gerieth bey dem Grafen das Herz mit der kalten Vernunft in Kampf. Sprach das Herz für Elifabeth; fo fchmeichelte die kältere Vernunft ihm mit der Ausficht, Lehnserben zu fehen, welche ihm, das wufste er, die Verbindung mit einem Fräulein aus dem niedern Adel nicht geben konnte. Er machte einen feiner Günftlinge zum Vertrauten feines Verfprechens und feiner Bedenklichkeit, es zu halten. Der Zweifel zeigte fchon, dafs fein Entfchlufs fo gut wie gefafst fey, und dafs er nur Mittel fuche, fich des Verfprechens zu entledigen. Natürlich hatte fich der Graf einem Manne entdeckt, von dem er verfichert war, dafs er diefe Abficht zu begünftigen geneigt feyn würde. — Der Günftling mehrte dann die Bedenklichkeit feines Herrn, verfchönerte die Ausficht auf hohe Verbindungen, wodurch er Lehnserben gewinnen könnte, und verfprach, mit dem Fräulein in Unterhandlung zu treten. Der Graf liefs fich einen Verfuch gefallen, fein Verfprechen mit feinen Wünfchen in Verein zu bringen. Ungefäumt eilte der Günftling in Elifabeths Gemach, drang fich auch ihr zum Vertrauten auf, und machte fie fo treuherzig, dafs fie ihm des Grafen fchriftliches Eheverfprechen vorzeigte. Der frohe Verräther ergriff das Blatt, warf es in das nahe Caminfeuer, und floh zum Grafen. Mit dem Papiere, fo wähnte er, fey auch das ganze Verfprechen vernichtet. Aber den Grafen empörte die Unredlichkeit des Verfahrens; Liebe, Mitleiden und Reue erwachten in feiner Seele. Was habt ihr gemacht? rief er und ftürzte in des Fräuleins Zimmer. Die Bruft entblöfst, die Blicke wild, ein Meffer in der Hand, ftand die troftlofe Schöne vor dem Feuer, das ihre theure Verfchreibung verzehrt hatte. Der Graf hielt fie zurück, verdammte des Günftlings Verfahren, tröftete die Weinende, und — ehelichte fie nicht."

Bey einer folchen rühmlichen Vollftändigkeit diefer Gefchichte Oldenburgs ift es leichter zu verzeihen, dafs fie öfters das Anfehen von gehäuften Materialien hat, fo gut diefe auch im Detail mögen verarbeitet feyn, und es ihr an Einem alles verbindenden Geift fehlt. Sie fcheint auf das Intereffe eines beftimmten Publicums berechnet zu feyn, und darum dürfen wir fie nicht länger nach dem Ideal richten, welches bey den Specialhiftorien Deutfchlandes uns vorfchweben follte; in diefer Hinficht glauben wir unfre Pflicht bey Anzeige des erften Bandes erfüllt zu haben. In eine Gefchichte des Oldenburgifchen Staates würde z. B. alles dasjenige, was Graf Chriftoph als Gubernator von Dänemark that S. 46—55., eben fo wenig gehören, als die Handlungen des Königs Heinrich des Dritten von Frankreich, fo lange er auf dem Polnifchen Throne fafs, in die franzöfifche Gefchichte. Das Oldenburgifche Publicum dankt folche Abfchweifungen dem Vf. gewifs, und fein Werk, fo lehrreich für jeden Gefchichtforfcher, kann auf den Ruhm Anfpruch machen, dafs es die *vollftändigfte* Gefchichte ift, die wir von irgend einer Provinz des deutfchen Reichs befitzen.

Bey der Schilderung der wichtigften Begebenheiten, welche diefer zweyte Band begreift, hatte der Vf. den grofsen Vortheil, dafs er zwey folche Figuren, wie die Grafen Chriftoph und Anton Günther in den Vorgrund ftellen und in Thätigkeit während derfelben zeigen konnte. Man fieht durchaus, dafs ihm die-

dieser Vortheil nicht unbemerkt blieb; denn er hat so viel als möglich uns diese beiden Gestalten hervorgezogen; allein die Weise, wie er sie zuerst aufführt und sie charakterisirt, wann sie den Schauplatz verlassen, scheint nicht jene bezaubernde Manier zu seyn, durch welche der genialische historische Geist hinreisst; auch begeht er die Unschicklichkeit, uns den Schauplatz und die Situationen der Helden seiner Geschichte noch weitläuftig zu schildern, wann sie dieselben schon verlassen haben. Man brauchte nur eine Versetzung mit manchen Parthieen dieses Werks vorzunehmen, und wir würden es mit weit grösserer Theilnahme betrachten. An der Composition fehlt es überhaupt dem modernen Geist in der Historie mehr, als an allen übrigen historischen Tugenden, und doch muss aus ihr der beseelende Hauch hervorgehn, welcher durch alle übrige Vorzüge nur genährt, nicht erzeugt werden kann. Was wir übrigens über die Charakteristik selbst in der gegenwärtigen Arbeit nach dem gesagten noch zu äussern hätten, können wir dem edeln Vf. auf keine humanere Weise mittheilen, als wenn wir statt aller Kritik eine Schilderung Anton Günthers, der für das ganze deutsche Publicum so merkwürdig seyn muss, nach den hier gegebenen Nachrichten, ihm wiederum zur Beurtheilung vorlegen, in Vergleichung mit der S. 210 und 452. entworfenen:

Von der Natur mit einem offnen Sinn und allen Vorzügen zum Genuss des Lebens ausgerüstet, hatte Anton Günther seit seiner frühsten Jugend ein Schicksal, welches den Foderungen entsprach, zu welchen er berechtigt war. Ein Geist voll Talente zu jeder Unternehmung, ein wohlwollendes Herz, ein ausserordentlich gesunder, schöner Körper von mittler Grösse und ein angenehmes Gesicht, wo man Bescheidenheit und Majestät in den grossen blauen, scharfforschenden Augen, auf der gewölbten hohen Stirn, in der gebognen Nase, dem wohlgebildeten Mund vereinigt erblickte, waren von der Natur ihm geschenkt. Erzogen von einem Lehrer, welcher sich hütet, an den Gaben derselben nichts zu verderben, hat er früh Gelegenheit, die Kühnheit, wodurch er sich auszeichnet, durch ritterliche Geschicklichkeit zu erhöhen, und hat kaum das zwanzigste Jahr erreicht, so sieht er durch den Tod seines Vaters sich in den Genuss der Herrschaft versetzt. Dass seine üppige Kraft und sein Jugendfeuer ihn zur Unmässigkeit in demselben verleitete, dies war die Klippe, an welcher alle seine Vorzüge und sein Glück scheitern konnte; aber eine Reise, die seinen wissbegierigen Geist beschäftigt, die Hindernisse, welche er bey Erlangung des Weserzolles zu besiegen hat, und vorzüglich die allgemeinen Stürme der Zeit, die seinen ganzen Ehrgeiz, seine ganze Vaterlandsliebe zur Anstrengung rufen, führen ihn glücklich dieselbe vorüber. Von Geschäften umringt bleibt er für jeden Genuss des Lebens gestimmt, und mitten unter den Freuden desselben, thut er allen seinen Pflichten als Regent auf eine bewundernswürdige Weise genug. Beide aber, Geschäfte und Genuss, halten ihn nie von der gewissenhaftesten Ausübung der kleinsten Pflicht zurück, welche sein frommes Herz ihm gegen das höchste Wesen auferlegt, und die tiefste Demuth vor demselben lehrt ihn zugleich Wohlwollen gegen seine Untergebnen. Nur ein einzigesmal weicht er offenbar von der Tugend ab, die Liebe verführt ihn zu einem ungesetzmässigen Verständnisse, und der Wunsch, den Glanz seines Hauses nicht sinken zu lassen, zur Aufopferung seiner Geliebten; aber aller Vorwurf, der sein übriges Leben treffen kann, geht eigentlich nur auf diesen einzigen Fehltritt. Weil ihm nämlich Stammeserben fehlten, so achtete er bisweilen im Alter nicht so sehr des Landes, als sonst, um für das Glück des Sohnes jener Liebe zu sorgen. Häusliche Seeligkeit wäre ihm am Abend eines solchen Lebens zu wünschen gewesen, da man mit Ehrfurcht und Bewunderung den Greisen im ganzen Reich betrachtete. Das Schicksal scheint ihn einem so kleinen Lande zum Beherrscher gegeben zu haben, damit es offenbar werde, wie schwer es sey, auch nur ein kleines Volk gut zu regieren; und die Zeitumstände entschädigten ihn für den niedrigen Schauplatz seiner Talente, indem sie durch den dreyssigjährigen Krieg vor die Augen der Welt gezogen wurden.

AURICH, b. Schulte u. HALLE, in Comm. d. Curtschen Buchh.: *Ostfriess- und Harlingerland* nach geographischen, topographischen, physischen, ökonomischen, statistischen, politischen und geschichtlichen Verhältnissen von *Johann Conrad Freese*, Königl. Preuss. Kriegscommissär u. s. w. Erster Band. 1796. LV u. 463 S. 8.

Es ist ein erfreulicher Anblick, wie man dort in Norden von Deutschland, wo ehemals der Bund der Chaucen sich ausgebreitet hatte, bemüht ist, die Kunde von seinem Vaterland aufzuklären und der literärischen Welt mitzutheilen, zum Beweise, wie sehr man in demselben sich glücklich fühlt. *Wiarda* und *v. Halem* haben uns Werke über die Geschichte von Ostfriesland und Oldenburg geliefert, bey welchen man es sich gern erinnert, dass sie in der Nähe des lehrreichsten Schriftstellers über die deutsche Geschichte, des verstorbnen *Mösers* in Osnabrück, entstanden sind; zur Geschichte von Jever haben wir gute Beyträge erhalten, eben so zur Kenntniss der Herzogthümer Bremen und Verden; das Bisthum Münster, von welchem auch ein Theil zur ehemaligen chaucischen Republik gehörte, hat seinen eignen Geschichtschreiber erhalten, so dass die Bewohner des Landes, auf welchem jene ehemals stand, sich fast alle einer geläuterten Kenntniss ihrer Vorfahren rühmen können. Um so mehr fällt es auf, dass wir noch keine Geschichte der Reichsstadt Bremen besitzen, die ein so wichtiges Geschenk für die Geschichte unsers Reichs wäre.

Der Vf. der vor uns liegenden Schrift hat diese Freude uns noch vermehrt. Man merkt es ihr, trotz der bisweilen ungebildeten Schreibart, bald an, dass sie mit Urtheil und ausserordentlichen Fleiss von einem kundigen Mann abgefasst ist, und wir brauchten nur die Ueberschriften der Abschnitte z. B. von den Land

Landständen, von den Deichen und Syhlen, von den Marschen, Seeanwächsen, Poldern und Groden, auszuzeichnen, um jeden, welcher von der dortigen Gegend und der ostfriesischen Verfassung nicht genaue Kenntnifs hat, zu überzeugen, wie viel hier für ihn zu lernen sey. Wie sehr aber auch die Einheimischen sich von dem Vf. gründlichen Unterricht müssen versprochen haben, scheint aus dem zahlreichen Subscribentenverzeichnisse zu erhellen. Eines Auszugs ist eine solche Schrift nicht fähig; wer sich durch sie belehren will, mufs einen jeden Abschnitt ganz durchgehen. Ein anschaulicheres Bild vom alten Germanien wird in ihm während der Durchsicht entstehn, und wenn er sich auch besonders für Ostfriesland nicht interessirt, wird er doch zu Revision mancher Ideen über Deutschland überhaupt dadurch veranlafst worden.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Reinicke u. Hinrichs: *Natur und Kunst* oder *der Karakter des Menschen gründet sich auf die Erziehung.* Eine Geschichte in zwey Theilen aus dem Englischen der *Mistress Inchbald.* 1797. 250 S. 8. (18 gr.)

Ein Werk von der Vfn. der *einfachen Geschichte* konnte man nicht anders als mit den günstigsten Erwartungen zur Hand nehmen: aber freylich entscheidet es sich bald, dafs sie hier nicht im mindesten befriedigt werden. Die Noth, welche *M. I.* damals als ihre Muse angab, hat ihr ungleich schönere Dienste geleistet, als die lehrende Absicht, welche ihr jetzt zur Seite steht, und durch den Titel schon so bestimmt angekündigt ist. Man vermifst gänzlich das liebliche und innige Interesse, welches sie sonst der eigensinnigen Sonderbarkeit, oder der Unvollkommenheit ihrer Helden so zart zu erhalten wufste; kaum sind einige Spuren einer leichten Darstellungsgabe sichtbar. Die *Kunst* ist übel versteckt, die *Natur* ist peinlich und man endigt mit widerwärtigen Eindrücken. Die Gefühllosigkeit und das Elend des einen Bruders und seiner Nachkommenschaft sind weit lebhafter geschildert, als die Gutmüthigkeit der andern Linie, und der kärgliche Lohn, den sie davon trägt, anziehend gemacht werden. Dem jüngern Heinrich scheint es nur an Entschlossenheit zu fehlen, um sich früher ein bessers Loos zu verschaffen. Fast zwanzig Jahre mufs er darauf in entfernten Welttheilen umherirren, um seine Geliebte, zwar unverheirathet und treugesinnt, aber doch um so viel gealtert, wieder zu finden. Man begreift nicht, warum dieser Zeitraum nicht abgekürzt, und die Einbildungskraft des Lesers auch hier so gar strenge behandelt worden ist, da die Vfn. sie durch das Unglück und die Versunkenheit eines andern armen Mädchens, die von ihrem Verführer als Richter das Todesurtheil für ein Verbrechen empfängt, schon genugsam gequält hat. Was den Hauptsatz betrifft: der Charakter gründe sich auf die Erziehung; so hat sie ihn durch ein Beyspiel sehr methodisch zu erweisen gesucht, aber durch ein andres ihm widersprochen: denn wo lag der Unterschied der Erziehung bey dem ersten Brüderpaar, das nach des Vaters frühem Tode mit einem kleinen Bündel auf dem Rücken zur Stadt kam? — Einzelne sowohl wahre als rührende Auftritte werden auf diese Art durch die mangelhafte, ängstliche Anlage und nachtheilige Wirkung des Ganzen vernichtet. So viel von dem Original. Die Uebersetzung ist noch weniger lesenswerth, und in hohem Grade nachläfsig hingeworfen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. Ohne Druckort, selbst ohne eigentliches Titelblatt: *Kurzgefafste Anweisung im Rechnen*, der Jugend in den Landschulen, sowohl die sogenannten Species als auch die Bruchrechnung und Regel de Tri nach einer tabellarischen Ordnung gründlich und leicht beyzubringen. 5 Bogen. 4. — Diese Ueberschrift finden wir auf der 1sten Seite des A Bogens mit grofsen Buchstaben wie sonst auf dem Titelblatt gewöhnlich sind, das also auch hierdurch wohl entbehrlich gemacht werden soll. Am Ende der Vorerinnerung zum zweckmäfsigen und vortheilhaften Gebrauch dieses Auffatzes, steht Aurich den 10. Febr. 1773, ohne dafs übrigens auch hier weder Vf. noch Verleger genannt ist, weshalb es uns vorkommt, als ob man diese verlegene Waare blofs deshalb wieder zur Messe gebracht habe, damit sie durch eine neue Recension wieder zur Notiz des Publicums komme. Da die Schrift vornehmlich zum Gebrauch der Landschulen in Ostfriesland verfertigt worden ist, so giebt ein vorläufiges Verzeichnifs für jene Gegend an, wie viel Einheiten bey Zahl-, Maafs- und Gewichtrechnungen von jeder kleinen Sorte auf die nächstfolgende gröfsere Einheit gehen. Eine wissenschaftliche Methode aus Begriffen die Rechnungsvorschriften zu entwickeln, darf man hier nicht suchen, sondern man findet blofs die Regeln zu einem mechanischen Verfahren und eine Menge dahin passender Exempel nebst den beym Rechnen vorkommenden Kunstwörtern

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 13. Februar 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Darstellung und Geschichte des Geschmacks der vorzüglichsten Völker in Beziehung auf die innere Auszierung der Zimmer und auf die Baukunst*, von Jos. Friedr. v. Racknitz, Churfürstl. Sächs. Hausmarschall etc. *Erste Lieferung*, in 12 colorirten Blättern in Fol. nebst der Erklärung und Geschichte zu jeder der 6 einzelnen Abtheilungen, jede Abtheilung einzeln paginirt, zusammen 80 S. gr. 4. nebst 12 eingedruckten Kupfern und einem besondern Titelkupfer. 1796. (8 Friedr. d'or.)

Der Probeheft dieses für die Verzierungskünste und Architektur merkwürdigen und in seiner Art bis jetzt einzigen Werkes ist schon in diesen Blättern (A. L. Z. 1796. No. 103.) weitläuftig angezeigt und nach Verdienst gewürdigt worden. Wir wurden durch jene Probe zu keinen gemeinen Erwartungen berechtigt, da der dort gelieferte Arabeskengeschmack der Erfindung und Ausführung nach alles leistete, was die mühsamste Anstrengung der Kunst auf einem so beschränkten Raume zusammendrängen konnte; und so konnten wir uns in der That kaum eines leisen Zweifels erwehren, ob auch bey der Ausführung im Ganzen gleicher Geschmack im Erfinden und Zusammenstellen, gleiche Sorgfalt in der artistischen Ausführung und Colorirung aller einzelnen Blätter beweisen dürfte. Allein wir gestehen mit Vergnügen, dass jener Zweifel durch wiederholte Betrachtung und gewissenhafte Prüfung der nun wirklich erschienenen ganzen ersten Lieferung völlig gehoben, und unsre Erwartung davon eher übertroffen als getäuscht worden ist.

Die Leser erinnern sich aus der ersten Anzeige, dass jede dieser Darstellungen zwey grosse colorirte Kupfertafeln, auf der ersten das Gemälde einer ganzen im Geschmacke dieses Volkes decorirten Zimmerwand, auf der zweyten die dazu gehörigen Meubles, und einen erklärenden Text dazu nebst zwey eingedruckten Kupfern, einer Anfangs- und Schlussvignette, enthalten soll. Dem zu folge empfängt der Liebhaber hier die sechs ersten Darstellungen in folgender Reihe 1) der Aegyptische — 2) der Hetrurische — 3) der Arabesken — 4) der Herculanische — 5) der Römische — 6) der Chinesische Geschmack. Die aesthetischen Unitarier dürften freylich gegen diese Pluralität des *Geschmacks* etwas einzuwenden haben, und vielleicht wäre das Wort *Manier* in dieser Bedeutung weniger anstössig gewesen. Allein der Vf. kann sich durch den Sprachgebrauch im Allgemeinen vollkommen rechtfertigen. Unbequemer ist es, dass Völker und blosse Manieren, z. B. Aegyptischer Geschmack, Arabeskengeschmack, neben einander in den Hauptrubriken figuriren müssen. Vielleicht hätte dies wirklich bey einer kritischen Sichtung nach der Geschichte vermieden werden können, wo der Arabeskengeschmack der Alexandrinische, der Herculanische aber der Griechisch-Unteritalische geheissen hätte. Aber dann müsste wohl auch der Etrurische Geschmack in den Campanisch-Griechischen verwandelt werden.

Die Gesichtspunkte, aus welchen ein Werk, wie dieses angesehn und beurtheilt werden kann, sind eben so verschieden, als die Kenntnisse und Kunstfertigkeiten, die sich zur Hervorbringung desselben schwesterlich die Hand bieten mussten, selbst verschieden sind. Indess lassen sich doch die meisten auf folgende Fragen zurückführen: Wie ist die Erfindung und Zusammensetzung der Kunsttafeln und Vignetten ausgefallen? Wie sind die gegebenen Zeichnungen von den Kupferstechern und Mahlern ausgeführt worden? Und was leistet der zur Erklärung beygefügte Text?

Was die Erfindung und Zusammenstellung anlangt, so wird kein Unbefangener den ausgebreiteten Kenntnissen, der geschmackvollen Auswahl der einzelnen Gegenstände, und dem feinen, in der Zusammenordnung des Einzelnen zum Gemälde sich überall zeigenden Künstlerblick des Hn. v. R. seine Hochachtung und Bewunderung versagen können. Man muss viel gesehn, und sein Auge durch Decorationen im Grossen vielfältig geübt haben, um aus Kunstsammlungen und Kupferwerken etwas so passendes und zierliches, was nicht bloss auf einer niedlichen Foliotafel im Modell, sondern auch im Grossen bey der Ausführung selbst seine volle Wirkung nicht verfehlt, zusammen zu fügen und zu verbinden. Wir beziehen uns hier zum Beyspiel auf die Mustertafeln zum Herculanischen und alt römischen Geschmack. Man sieht die Herculanische Tafel nach zehnmaliger Beschauung immer mit neuem Vergnügen an. Die in demselben angebrachten Gemälde sind sämmtlich aus dem *Pitture d'Ercolano* so zusammengestellt, dass sie auf ein Bacchanal, den Lieblingsgegenstand aller Wandverzierungen, Beziehung haben. Die Laub- und Blumengewinde zwischen den Pilastern, die in den kleinern Feldern angebrachten Dreyfüsse, und Genien, alles stimmt in reiner Harmonie zusammen. Die schönste Wirkung thut die in der Mitte als Prospect durch die Oeffnungen angebrachte Landschaft. Sie ist aus *St. Non Voyage pittoresque de Naples et de Sicile* genommen,

men, und stellet die Arbeiten bey den Nachgrabungen im Herculanum vor. Die Täuschung wird dadurch aufs angenehmste vermehrt, und man glaubt wirklich in einer Sommerhalle eines Herculanischen Landhauses zu stehn und von da den Blick ins halbausgegrabene Theater und die dunkeln Gänge jener *Scavazioni* zu werfen. In einer nicht weniger edeln, aber noch ernsthaftern, Manier ist die der Darstellung des römischen Geschmacks für die Zimmerverzierung beygefügte Zeichnung. Sie ist ganz im architektonischen Styl eingerichtet, und dazu die so genannte römische Säulen-Ordnung gewählt worden. Die zwey Statüen in den Nischen, die in den obern Medaillons angebrachten Tänzerinnen, alles ist auch hier in feiner Uebereinstimmung gedacht, so wie die in der Mitte durch nichts unterbrochene Aussicht auf die Rotonda uns ganz in das *alte* Rom versetzen würde, wenn nur die zwey von *Bernini* angeflickten Thürmchen zu beiden Seiten der majestätischen Halle weggelassen worden wären. Denn diese Vermischung alter und neuer Zeit dürfte vielleicht dem ganz reinen Eindruck des Alterthums hier eben so sehr zuwider seyn, als in der Aegyptischen Geschmackstafel die Ansicht auf den Isistempel und auf das morische Schloss zu Rosette aus zwey ganz verschiedenen Zeitaltern die Täuschung stört, wo man sich durch die übrigen auch hier schön zusammengeordneten Umgebungen ganz in das alte Aegypten versetzt zu sehn glaubt. Die zu dem Herculanischen und altrömischen Geschmack gehörigen zwey Ameublementstafeln verrathen in der Auswahl der hier aufgestellten Hausgeräthe gleichfalls den wahren Kenner der Antike und den geschmackvollen Decorateur. Da es ausgemacht ist, dass die Römer in jenen blühenden Zeiten, wohin der Vf. diese Tafeln dachte, den altmodischen Sabinischen und steifen Etrurischen Geschmack in ihren Geräthen und Gefässen ganz abgelegt, und dafür mit den griechischen Formen auch so gar die griechischen Namen angenommen hatten (z. B. *diota*, *authepsa*, *lychnuchi*, mensa *Delica*, lecti *Archiaci*): so war es ein feiner Gedanke des Vf., beide Tafeln als ein Ganzes zu denken, und auf der römischen Tafel nur bronzene Gefässe, auf der herculanischen blosse Meubles abzubilden. Die Originale zu allen diesen Sachen befinden sich unter den ausgegrabenen Alterthümern im Museum zu Portici, und sie sind bis auf den Thronsessel, der im Theater zu Herculanum gefunden worden seyn soll, richtig abgebildet. Denn da wir wissen, dass es dem Vf. um die genauste Treue auch in diesen Kleinigkeiten zu thun ist: so dürfen wir hierbey die Bemerkung nicht unterdrücken, dass diesem Throne zwey wesentliche Dinge fehlen, ein Küssen, welches aufgelegt und weggenommen werden konnte, und hier durch die blaue Farbe des Sitzes nicht ersetzt wird, und ein Fussschemel, der bey diesen hohen Thronsesseln nie fehlte. Auch sollte in der Erklärung S. 14. dieser Thron nicht eine *Sella curulis* genannt worden seyn, die, wie aus den Abbildungen auf den Denaren der *Cestii*, *Norbani*, *Lollii* u. s. w. (S. *Ekhel Doctr.* N. V. Tom. V. p. 318.) und aus Plutarchs δίφρος ἀγκύλοπους bekannt ist, gerade die Form des Tabourets hatten, wovon auch auf dieser Tafel eine Abbildung gegeben ist. Wir würden auf ähnliche Weise die Etrurischen Verzierungstafeln durchgehn können, wo der Prospect auf die Ruine des grossen Tempels zu Paestum gewiss sehr passend gewählt ist, weil dadurch zugleich ein Wink ertheilt wird, dass alles, was wir gewöhnlich Etrurischen Kunstgeschmack zu nennen pflegen, so gut wie jene Vaseugemälde, die neuerlich so viel Liebhaberey und Nachahmung erregt haben, gar nicht in Etrurien, sondern in Unteritalien oder Grossgriechenland zu Hause gewesen sey. Allein wir dürfen die Grenzen dieser Anzeige nicht überschreiten, und können daher nur noch der zu jeder Abtheilung gehörigen, dem Text selbst eingedruckten Titelvignette und Schlusskupfer, als einer vorzüglichen Zierde dieses Werkes gedenken. Sie sind sämmtlich von dem schon durch andere ähnliche Zeichnungen rühmlich bekannten Hofconducteur *Schuricht* in Dresden gezeichnet, und stehen in der genausten Beziehung mit den einzelnen Geschmacksdarstellungen. So giebt, um nur einige Beyspiele anzuführen, die Vignette zum *Herculanischen* Geschmack, die Ansicht der Stufen des Herculanischen Theaters von unten her. Im Vordergrund erblickt man das von Lava gebildete Gewölbe, welches den übrigen Theil des Theaters bedeckt. Das Endkupfer giebt die Façade des Theaters von Herculanum, nebst den bronzenen Bildsäulen, die in den Arcaden zwischen den Vomitorien gefunden worden sind. So ist beym römischen Geschmack in der Vignette ein im alten Styl erbauetes Gartenhaus, der *Casino* des Pabsts Pius IV., mit geringen Abänderungen vorgestellt, und auf dem Endkupfer ein Sarkophag mit dem römischen Saulencapital.

Bey den colorirten Haupttafeln kam alles auf die Auswahl der Farben und die sorgfältige Ausführung durch die Maler selbst an, und hier müssen wir gestehen, dass die Reinheit der Contoure, die vom Hn. *Arnold* geätzt, und die höchste Sauberkeit und Lieblichkeit der Colorirung, die unter Hn. *Schönheits* Aufsicht geschieht, in allen übrigen Abtheilungen der schon beym Arabeskengeschmack in den Probetafeln gerühmten Vollkommenheit nicht allein ganz beykommen, sondern sie auch in einzelnen Parthieen so gar noch übertreffen. Wer mit den artistischen und mechanischen Schwierigkeiten bey dieser Art von Arbeit nur etwas bekannt ist, wird uns bey der strengsten Prüfung dieser *Gemälde*, (denn diese Benennung kommt ihnen allerdings zu,) keiner Parteylichkeit oder Uebertreibung beschuldigen, wenn wir versichern, dass diese Zartheit und Richtigkeit im kleinsten Detail mit dieser Lieblichkeit und Harmonie vielleicht noch nie in der Aquatintamanier *so* erreicht wurde. Um sich recht lebhaft hievon zu überzeugen, nehme man nur die Etrurische oder Herculanische Mustertafel vor, und betrachte auf der ersten die kunstreichen und vielleicht nur nach vielen vergeblichen Versuchen erreichbaren Verschmelzungen und Abstufungen des vielerley Roth gegen die sonst in dergleichen Mahlereyen nur allzugrell abstechenden dunkeln Massen, und auf der zweyten

ten die unendliche Mannichfaltigkeit der hellesten Farben im gefälligsten Gegensatz und Verhältniss zu einander, ohne alle Beleidigung des Auges durch schreyende Buntheit. Gewiss, hier öffnet sich dem Aufmerksamen ein ganz neues Feld zu Beobachtungen, und führt uns auf die wahre Farbentheorie der *Alten* zurück, wovon wir bey unsern Decorationen, Zimmer- und Scenenmahlerey bis jetzt nur wenig ahndeten, wovon aber die alten, wie vielleicht dem Kenner die prismatische Einfassung von Farbenstreifen um die Aldrovandinische Hochzeit allein schon beweisen kann, vortrefflich unterrichtet waren. Dabey darf in diesem Werke die gewissenhafte Aufmerksamkeit nicht übersehn werden, womit antiken Gegenständen auch das Colorit des Alterthums — eine Klippe fast aller neuern colorirten Nachahmungen der Antike — gegeben wurde. So sind auf der Tafel, die den Herculanischen Geschmack vorstellt, die in demselben als Wandstücke angebrachten Bacchanale bey aller ihrer Kleinheit, nicht allein ausserordentlich deutlich, sondern auch ganz nach der Angabe in den *Pitture d' Ercolano* und nach den Blättern, welche in Rom mit eben den Farben gefertigt werden, die auf den herculanischen Originalgemälden zu Portici selbst zu sehn sind, colorirt. Man bekommt durch diess kleine Muster auf einmal eine deutliche Vorstellung vom Effect der hellen Farbengebung in der *enkaustischen* Malerey, womit ohne Zweifel jene alten Wandgemälde alle ausgeführt wurden, wie *Reifensteins* Freund, Hr. *Hackert* in Neapel, noch neuerlich erwiesen hat. Eben so hat die architektonische Ausschmückung der römischen Mustertafel durch die *Giallo-Antico* Säulen, die hier sehr gut colorirt sind, ganz den edeln Ernst erhalten, den ein in diesem Geschmacke verzierter Saal wirklich haben müsste, und so ist gleich auf der ersten Tafel die naturgemäse Colorirung, die der Farbe der ägyptischen Granitblöcke, aus welchen die alten Nilanwohner ihre Werke zusammensetzen, so nahe kommt, ein wahres Meisterstück, und um so mehr als Muster aufzustellen, da man sich über die ägyptische Architektur und Kunstverzierung eine so irrige Vorstellung macht, und glaubt, sie könne nicht buntscheckigt und verschnörkelt genug seyn, ein Irthum, der auch einer sonst sehr empfehlungswürdigen Sammlung, den bey Leo in Leipzig erscheinenden *Ideen zu Zimmerverzierungen* B. I. n. 3. tab. X. ein ganz ungeniessbares Blatt von sogenannter ägyptischer Decoration einverleibt hat, der höchstwiderwärtigen Sudeleyen, die unter den Nahmen *Versuche über das Costum* zu Wien 1796. (1 Abth. tab. B. C. D.) herausgekommen sind, nicht zu gedenken. Man träumt von Porphyren und Basalten die in diesen hohen Farben dort nirgends vorhanden waren, wie durch die neuesten mineralogischen Untersuchungen des *Musei Borgiani* zu Veletri ausser allem Zweifel gesetzt ist, und zieht dem strengen, düstern Charakter der Aegypter eine bunte Narrenjacke an. — So vollkommen die Colorirung ist, so richtig sind im Ganzen die Zeichnungen und Stiche von der Hand der besten Künstler in Dresden, und wir sind höchstens nur einigemal, als z. B. bey den zu lang gedehnten Priester-Caryatiden gleich auf der ersten ägyptischen Tafel, und bey dem etwas zu hoch gefassten Augenpunkt im Prospect der Strasse zu Nankin auf der letzten chinesischen Tafel, etwas angestossen. Aber gerade diese Tafeln waren auch die ersten des ganzen Werkes, das bey seiner Entstehung überhaupt nicht auf diesen Umfang berechnet war, und man kann schon aus der Genauigkeit und Präcision, womit die folgenden ausgeführt sind, auf die immer zunehmende Vollkommenheit des Ganzen schliessen.

Was endlich die Erklärungen oder den jedem Abschnitte beygefügten Text anbetrifft, so sind auch diese dem Zwecke, den sich Hr. v. R. dabey vorsetzte, vollkommen angemessen. Er wollte laut seiner eigenen Angabe in dem Prospectus, darin eine Uebersicht der Geschichte des Geschmacks jedes Volkes, das hier aufgeführt wird, nebst einer Anleitung geben, wie derselbe bey uns noch zur Zimmerverzierung angewandt werden könne. Der Vf. dachte sich dabey reiche Liebhaber, die, zufrieden mit einem allgemeinen Ueberblick, vorzüglich nur über die Anwendbarkeit dieser Mustertafeln zu ihrem eigenen Vergnügen unterrichtet zu seyn wünschten. Allzuängstliches Detail würde hier also wenig Dank verdient haben. Der Tact des feinen Weltmannes leitete ihn von selbst auf jenen Ausspruch Martials: *malo convivis, nolo placere coquis.* Auch sind für den, der weiter einzudringen Lust hätte, am Ende jedes Abschnittes die Hauptwerke angeführt. Ganz besonders haben uns in diesen kleinen Abhandlungen, die lehrreichen Bemerkungen über die Verbesserung des Geschmacks in Decorationen durch geschickte Benutzung des Alterthums gefallen. Man lese z. B. nur, was der Vf. über die behutsame Anwendung der Arabeske im Abschnitt vom Arabeskengeschmack, über die sogenannte Malerey *à l'Etrusque*, und über die Verbannung der schwerfälligen seidenen Wandtapeten durch gefällige Wandmalereyen gesagt hat. Der letztere, ganz vorzüglich schön gerathene, Abschnitt ist auch schon durch einen besondern Abdruck im *Modenjournale* noch mehr in Umlauf gesetzt worden.

Der vielfältige Nutzen eines Werkes von einem solchen Umfange und einem so seltenen Fleisse in der Ausführung springt von selbst in die Augen. Die wandelbarste aller Gaukelgestalten, die Mode, verändert sich, die Kleidungen ausgenommen, in keinem Artikel des neuern Luxus so schnell, als in den Zimmerverzierungen und Hausgeräthe. Diese letztern werden zum Theil durch Lebensart und Klima schon bestimmt, und in allen diesen Fällen muss freylich die Form dem Bedürfnisse untergeordnet bleiben. Darum sollen in diesem Werke die Manieren verschiedener Völker aus ganz entgegengesetzten Klimaten und Zeitaltern nebeneinander aufgeführt werden. Eine lehrreiche Gallerie selbst für das Studium der Menschen- und Sittengeschichte, wie sie *Th. Pennant* in seinem bekannten Plane einer allgemeinen Völker- und Ländergeschichte durch Kupfer und Bildwerk wohl phantasiren, aber nicht ausführen, konnte. Aber es müssen doch auch hier in der leichtsinnigsten Unbeständigkeit

digkeit und Wechsellaune der Mode sich noch gewisse allgemeine Regeln des Schönen und Zierlichen denken lassen, die reine Einfachheit mit Mannichfaltigkeit verbinden. *Garve*, der es nicht unter seiner Würde hielt, die Moden einer eigenen Untersuchung zu unterwerfen, bemerkt daher sehr scharfsinnig (*Versuche über versch. Gegenstände der Moral* Th. I. S. 175.) dass „in dem Maasse, als sich die Formen der Gebäude und „Hausgeräthe den eigentlichen Kunstwerken nähern, „als sie einen bestimmteren Zweck und festere Regeln „der Schönheit haben, sie auch weniger den bloss eigensinnigen Veränderungen unterworfen sind, dergleichen die Mode im Schnitt und Farbe der Kleider, „die fast ganz willkührlich sind, machen kann." Und eine Approximation zu diesen sehr wünschenswerthen festern Regeln und Zwecken lässt sich durch die Aufstellung des Racknitzischen Werkes nicht ohne Grund hoffen. Denn überall hat der Vf. dem Alterthume, welches gewiss auch hierinn von den bestimmtesten Schönheitsregeln ausgieng, den verdienten Vorrang zugestanden, und die gefälligsten Formen desselben zum Muster aufgestellt. Aber ausser diesem höhern ästhetischen Gehalt versprechen wir uns auch von diesem Werke noch manche Vortheile für einzelne Theile der Kunst und für die zu ihrer Ausbreitung mitwirkenden Künstler. Rec. hat, indem er dies schreibt, selbst einen sehr überzeugenden Beweis davon vor den Augen, indem die Verzierungen der herculanischen Geschmackstafel von einem geschickten Künstler zu einer Theaterdecoration bey einer heroischen Oper ganz im Grossen sehr gut ausgeführt worden sind, wobey nur die Prospecte auf die Ausgrabungen im Herculan mit einem der dramatischen Vorstellung angemessenen Gegenstande vertauscht werden durften. So ist ihm auch eine namhafte Kunstschule bekannt, wo dies Werk, dessen Preis *verhältnissmässig* nichts weniger als theuer ist, zu Musterzeichnungen für die Zöglinge angeschafft, und mit gutem Erfolg gebraucht worden ist. Endlich sind, die geschmackvollen Vignetten und Endkupfer von ihrem Erfinder, dessen Geschmack in Gartenverzierungen schon aus Hirschfelds Gartenkalendern und andern ähnlichen Werken hinlänglich bekannt ist, alle auf verschiedenartige Gartenpartheien berechnet, und so lassen sich einzelne Angaben daraus auch als ein Beytrag zu den jetzt so beliebten Ideenmagazinen für Gartenfreunde und die Landschaftsgärtnerey ansehen. Kurz das ganze Werk ist ein schöner, blüthenreicher Kranz, den *Sachsens* Künstler unter der sorgsamen Leitung und Pflege eines sehr verständigen und uneigennützigen Kenners zur Ehre ihres Vaterlands gemeinschaftlich gewunden, und dadurch der Nation ein Werk gegeben haben, dessen sich, nach seiner gewiss zu hoffenden Vollendung, kein anderes Land in solcher Vollkommenheit zu rühmen haben wird.

KLEINE SCHRIFTEN

PHILOLOGIE. *Halle: Animadversiones ad quosdam Luciani libellos*, auct. *Wilhelmo Lange.* Gymn. Luth. Halens. Collega. 1795. 27 S. 8. Diese Anmerkungen beziehen sich auf das *Somnium*; den *Nigrinus*: die Abhandlung *quomodo Historia conscribenda sit*; den *Icaromenippus*; *de Calumnia non temere credenda*; *de morte Peregrini*; den *Demonax*; *de mercede conductis*; *Cataplus*; *rhetorum praecepta.* Einige derselben enthalten bloss einen Ausdruck der Billigung bey den Anmerkungen der ältern Herausgeber; andre sind belehrender, indem sie die Verbesserungen anderer mit neuen Gründen unterstützen; oder dieselben bestreiten; oder auch neue Erklärungen und Verbesserungsvorschläge enthalten. In den meisten Urtheilen stimmen wir mit dem Vf. überein; wenn aber derselbe im *Nigrinus*, §. 52. die gemeine, von *Hemsterhuis* angegriffene Lesart *καὶ αὐτὸς ἡμῖν ἐρᾷν ὁμολογεῖς*, auf diese Weise zu rechtfertigen sucht, dass er *ἐρᾷν* durch *μαίνεσθαι* erklärt, (*itaque eadem ratione qua ego consiteris te insanire? eiusdem cujus ego amore captum?*) so können wir dieses unmöglich dem Sprachgebrauche oder dem Geiste Lucians angemessen finden. Wir erinnern uns, dass in der Bibliothek der L. und K. 1. S. 52. vorgeschlagen wird: *σὺ κοῦν καὶ αὐτὸς ἰλιγγιᾷν ὁμολογεῖς*; mit Berufung auf §. 35. p. 77. In dem *Icaromenippus* §. 1. billigt Hr. L. die Verbesserung von *Solanus* *ἂν οὐδὲς*, so dass er diesen Worten eine bequemere Stelle anweist: *καὶ ταῦτ' ἂν οὐδὲς γένοιτο.* Im *Demonax* §. 2. schlägt er *πρὸς φιλοσοφίαν ὁρμῶντες* vor, welches nicht unwahrscheinlich ist, ob schon auch die gemeine Lesart *ὁρῶντες* nicht gerade zu verworfen werden kann.

Ebendas.: *De Fabulis Romanensibus ut vocantur historicis* disputatio, auct. *Wilhelmo Lange.* P. D. 1795. 23 S. Nachdem der Vf. eine Definition des historischen Romans versucht hat, in welcher ein wesentlicher Umstand, die poetische Darstellung fehlt (denn *eleganti imagine* drückt das nicht aus) stellt er die vorzüglichsten Gründe für und wider diese Gattung auf. Bey den letztern wird aber zu sehr auf das historische Heldengedicht Rücksicht genommen und selbst der Maschinen gedacht, wodurch der Gesichtspunkt offenbar verrückt wird. Weitläuftig hält sich der Vf. bey den Gründen auf, welche man gegen die (zufällige) dramatische Form vorgebracht hat, wodurch er den Streit wiederum nach einer ganz andern Gegend hinspielt. S. 46. wird endlich die Frage aufgeworfen, ob diese Gattung des Romans den Grundsätzen des Schönen angemessen sey, und dieselbe für gleichbedeutend erklärt mit der Frage: Ob überhaupt die bis jetzt vorhandenen Gattungen mit neuen vermehrt werden dürfen? Durch welche Wendung sich der Vf. freylich ein gutes Spiel macht, da ihm nun nichts zu thun übrig bleibt, als gegen die willkührliche Beschränkung des Gebietes der Schönheit zu declamiren. Der Vf. versichert gleich im Anfange, in seiner Schrift *totam quaestionem ne ex parte quidem absolutum iri.* Dieses ist leider! nicht bloss ein Ausdruck der Bescheidenheit geblieben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 14. Februar 1797.

GESCHICHTE.

1) ETON, b. Pote: *Jac. Bryant Observations* upon a Treatise, entitled, *a description of the Plain of Troy, by Monſ. Chevalier.* 1795. VI u. 49 S. gr. 4.

2) LONDON, b. Payne: A Diſſertation concerning the *War of Troy*, and the *Expedition* of the *Grecians*, as deſcribed by *Homer*; ſhewing that no ſuch Expedition was ever undertaken, and that no ſuch City of Phrygia exiſted, by Jac. *Bryant.* 1796. 196 S. gr. 4.

Jakob *Bryant* iſt einer der gelehrteſten, hypotheſenreichſten und paradoxeſten Köpfe unter den jetzt lebenden Engländern. Dies beweiſen ſeine frühern zahlreichen Schriften, mit denen die beiden jüngſten, welche wir hier anzeigen, nicht im Widerſpruche ſtehen. Bereits vor mehr als 20 Jahren ging er mit dem Gedanken um, die hiſtoriſche Exiſtenz des alten Troja ganz zu vernichten, und er ſchrieb d. 28. Jun. 1775 an *Michaelis* in Göttingen (S. Michaelis literar. Briefwechſel Th. 2. S. 506.), dem er die neue von ihm beſorgte Ausg. von *Wood Diſſ. upon the Genius and Writings of Homer* überſandte: er werde noch einen beſondern Tractat *über Troja* und die Geſchichte Troja's herausgeben. „*Ich zweifle ſehr,* fügte er hinzu, *an dem Troiſchen Kriege, und bin überzeugt, daſs die Stadt Troja des Homer nie exiſtirte.* Das Buch, welches ich Ihnen hier überſende, und die Karte, mit welcher es begleitet iſt, beſtärken mich in meiner Meynung." Ehe noch Bryants Abh. erſchien, gab der Prof. *Dalzel* in Edinburg *Lechevaliers* Beſchreibung der Ebene von Troja heraus, und lenkte dadurch die Unterſuchungen der Gelehrten von Neuem auf dieſen Gegenſtand. Lechevaliers Meynungen, die den ſeinigen in der Hauptſache ſo ganz entgegen geſetzt waren; die unfreundliche Art, mit der die vorigen Bearbeiter dieſes Gegenſtandes, vornehmlich Engländer, in dieſer Schrift behandelt und abgewieſen wurden; endlich der entſcheidende Ton der Gewiſsheit, wo nur Wahrſcheinlichkeit ſtatt hatte, veranlaſsten die in einem beſcheidnen und anſtändigen Tone abgefaſste Gegenſchrift Nr. 1), wodurch *Br.* ſich nur den Weg zu der Hauptſchrift N. 2) ebenen wollte, die nun ſeit einigen Monaten erſchienen iſt, und in England groſses Aufſehen erregt hat. (S. N. Deutſcher Merkur 1796. Dec. S. 401.) Da die erſte, polemiſche Schrift in einer Anzahl einzelner Gegenkritiken, Berichtigungen, Zweifel und Widerlegungen beſteht: ſo läſst ſich nicht gut ein Auszug daraus machen. Wir begnügen uns daher, den Ideengang der Hauptſchrift Nr. 2) auszuheben, und beyläufig einiges aus der frühern Schrift, welche ohnedem groſsentheils, oft wörtlich, in die letztere übergegangen iſt, anzudeuten. In eine eigentliche Widerlegung der Hypotheſe von der Nichtexiſtenz Troja's und des Troiſchen Krieges werden wir uns nicht einlaſſen, da die Seichtigkeit der Gründe, auf welche ſie gebaut iſt, dem Kenner des Alterthums, dem keine Lieblingshypotheſe den rechten Geſichtspunkt verrückt, in die Augen ſpringen muſs.

Der Vf. geſteht, daſs Homer an vielen Stellen ſeinem Gedicht einen ſolchen Anſtrich zu geben gewuſst habe, als behandle er eine wahre Geſchichte; aber dennoch kämen in ihm ſo manche Widerſprüche, ein ſolcher Mangel an Zuſammenſtimmung vor, daſs es eine Beleidigung gegen die Vernunft wäre, ihm einigen Glauben beyzumeſſen (S. 9.). Paris raubte die Helena nicht; die Griechen bewaffneten ſich nicht gegen den Frauenräuber; Troja in Phrygien ward nicht belagert; es exiſtirte dort kein Troja. Dieſe Entdeckungen kommen Schlag auf Schlag, und nun erſt folgt die Deduction, die aus dem offenbar Fabelhaften und Ungereimten in jener Geſchichte hergenommen iſt. Wenn die mythiſche Hülle und Einkleidung einer Thatſache ein Recht giebt, die Thatſache ſelbſt für ein bloſses Mährchen zu halten: ſo hat der Vf. vollkommen Recht. Er fängt recht eigentlich *ab ovo* an, von der Helena, die aus einem Ey ausgebrütet worden, vom Paris, dem Beſuche der Göttinnen bey ihm, ſeiner Reiſe nach Sparta, dem Raube der Helena. Dies alles ſey natürlich Fabel, eben ſo wohl als folgendes: daſs ſich unzuſammenhängende Landſchaften von ganz Griechenland, rohe Barbaren, wegen der Privatſache eines einzelnen Fürſten zu einer auswärtigen Seeunternehmung, dergleichen unter ihnen noch unerhört war, ſollten vereinigt haben. Man bekriegte ſich damals nur wegen geraubter Heerden. (Man kann ſo viel zugeben, daſs an dem Helleniſchen groſsen Fürſtenbund, wie wir ihn im Homeriſchen Schiffsverzeichniſſe finden, die Phantaſie der Barden groſsen Antheil hatte; und daſs die Hoffnung unermeſslicher Beute, nicht aber Menelaus Unfall, manche Fürſten dahin locken mochte.) Durch Zuſammenſtellung mehrerer Schriftſteller und Folgerungen aus ihnen ergiebt ſich, daſs Helena, welche der Gegenſtand des Krieges geweſen ſeyn ſoll, bereits 114 Jahre alt geweſen ſeyn müſste S. 29 ff. (Solche ſchöne Reſultate giebt es, wenn man im dunkeln, mythiſchen Zeitalter eine genaue Zeitrechnung haben will, und

* Schrift-

Schriftsteller der verschiedensten Zeitalter durch einander wirft. Lucian und Bayle sind dem Vf. schon in der Berechnung der Jahre der Helena vorausgegangen.) Hiebey kann der strenge Vf. nicht umhin auszurufen: „Auf eine solche Basis ist die Geschichte des troischen Krieges gegründet, und, wenn der Grund schlecht ist, muss das ganze Gebäude fallen!" Nun noch einige Belege, dass Homer die Thatsachen selbst erdichtet. Homer erdichtete schlau genug die Zerstörung des griechischen Walles, weil man sonst würde gefragt haben, wo denn jene aufgeworfenen Gräben und Wälle hingekommen, von denen sich sogar keine Spur mehr zeige. Allein er hat seine Dichtung nicht genug versteckt, weil er Flüsse zur Zerstörung des Walles sich vereinigen lässt, die zwar aus Einer Gegend des Ida entspringen, deren Bahnen sich aber viele Meilen von einander entfernen, und deren Zusammentreffung durch dazwischen befindliche Gebirge unmöglich gemacht wurde. (Als wenn es dem Dichter so gänzlich unerlaubt gewesen wäre, diesen Flüssen eine ihm beliebige Richtung in seinem Gedicht zu geben.) Lucan fand nicht einmal mehr Ruinen von Troja; Demetrius von Skepsis, *Hestiaus Alexandrinus* (weiterhin wird diese Schriftstellerin aus Alexandria Troas eine Frau, was sie auch war, und noch weiter hinten wieder Mann), Strabo und andre, selbst die Eingebornen, konnten die Stelle nicht ausfindig machen, wo Troja sollte gestanden haben. Selbst der Homerische Name *Troja* war ganz fremd im Lande; er kam von den Hellenen, die ihn erst spät dorthin brachten, wo er nicht einmal aufgenommen ward. (Dieser Umstand verdient eine nähere Beleuchtung.) Homer legt den Troërn oder Phrygiern Gottheiten bey, die diesen Barbaren, welche die Mutter der Götter, Cybele und den Attis, verehrten, unbekannt waren. (Eine richtige Bemerkung, die aber weiter nichts beweist, als dass der Dichter die einheimischen Gottheiten Iliums mit Namen griechischer Götter belegt, wie Tacitus z. B. den deutschen Gottheiten die Namen Römischer beylegte). Endlich führt der Vf. noch an, dass Homer von den 55 griechischen Heerführern, die Br. zusammenzählt, nur Einen, den Protesilaus, im Laufe von mehr als 9 Jahren, in denen sie doch manche Gefechte bestanden hatten, manchen Ungemächlichkeiten des Krieges, der Jahreszeiten, der Seuche, ausgesetzt gewesen waren, *fallen* lässt! (Der griechischen Anführer waren eine weit grössere Zahl, von denen mehrere in den vier Gefechten der Ilias fallen. Wenn aber auch alle im Schiffsverzeichnisse genannten Fürsten und Anführer, den einzigen Protesilaus ausgenommen, am Leben bleiben: so verdient der D. darum wenigstens keinen Vorwurf, dass er die griech. Anführer unter der besondern Obhut der Götter stehen lässt). Aus diesen und einigen andern Umständen und Angaben im Homer, die in der Schrift nicht in der besten Ordnung und in keiner bündigen Kürze ausgeführt sind, überredet sich der Vf., die Geschichte des troischen Krieges, ja Troja in Phrygien selbst, sey ein blosses Geschöpf des Dichters!

So weit hatte der Vf. doch noch immer einigen Grund vor sich; ja er hat in der Ausführung mancher einzelnen Umstände ausnehmenden Scharfsinn bewiesen. Allein von nun an beginnt ein wahrer, freylich sinnreich genug aus sehr verschiedenartigen Materialien der alten Grammatiker und Sagensammler, zusammengesetzter und mit eignen Zierrathen verbrämter, Roman über die Person des Homer, sein Vaterland, seine Schicksale, die Geschichte seiner Gedichte. Wir können nur das Resultat angeben, und müssen die Ausführung denen nachzulesen überlassen, die etwa an solchen bodenlosen Träumen ein Wohlgefallen finden. Homer stammte wahrscheinlich von einer Milesischen oder Jonischen Familie in Aegypten ab, die sich nachher in Ithaka niedergelassen hatte. Er war ein grosser Liebhaber von Reisen und lange Jahre von seinem Vaterlande entfernt, wovon er eine geraume Zeit in Aegypten zubrachte. Hier war wenige Meilen von Memphis eine Stadt *Troja*, wo ehmals ein merkwürdiger Krieg vorgefallen war. Eine memphitische Priesterin Phantasia hatte eine Ilias und Odyssee geschrieben, von welchen Gedichten Homer eine Abschrift durch den Tempelschreiber Phanites erhielt. Auf der Rückreise durchstreifte er auch einige Gegenden von Asien, landete bey Troas in Phrygien, und besah diese romantische Gegend, die er sich vielleicht schon zum Schauplatze eines Gedichtes auserkohr. Nach vielen Abentheuern zu Wasser und zu Lande kam er zu seiner heimischen Insel zurück, fand dort noch seinen alten Vater, seine treue Gattin und seinen einzigen Sohn, und lebte glücklich, bis ihn eine Krankheit des Augenlichtes beraubte. Jetzt verfertigte er zum Zeitvertreib und zur Zerstreuung bey seiner Blindheit zwey Heldengedichte, zu denen er Stoff und Vorbilder aus Aegypten mitgebracht hatte. In der Odyssee besang er in der Geschichte des Odysseus sich selbst und seine Schicksale. In der Ilias verarbeitete er die Geschichte des beym ägyptischen Troja vorgefallnen Krieges so, dass er den Schauplatz in die Gegend von Ilium an den Ida verlegte, die Begebenheiten dem Local anpasste, ägyptische Gottheiten, Sitten und Gebräuche hieher übertrug, aber allem griechische Namen gab.

Noch ist der schätzbarere Theil der Schrift anzuzeigen übrig. Bis hieher hat man mehr den Witz, die Spitzfindigkeit, die Combinationsgabe des Vf. zu bewundern Gelegenheit gehabt. Aber von S. 155 an erörtert er die Lage Troja's nach der Idee des Homer. Wenn nämlich auch kein Troja und kein troischer Krieg in Phrygien existirte, so hat doch der Dichter ein gewisses Local an der Küste von Troas im Sinne gehabt, wohin er die Handlung der Ilias verlegte. Ueber dieses Local stellt er nun hie und da in der gegen Lechevalier gerichteten Abhandlung gelehrte Untersuchungen an, die zwar ebenfalls in der Hauptsache den Vf. nur als einen geschickten Hypothesenmacher darstellen, aber doch einzelne sehr belehrende und aufklärende Bemerkungen liefern, die dem Buche einen bleibenden Werth geben.

Vor allem bemüht sich Br., den Punkt genau zu bestimmen, auf welchen Homer in Gedanken sein Troja erbaute. Seine Untersuchungen führen ihn an eine ganz andere Stelle, als die war, wohin Demetrius von Skepsis und mit ihm die Folgezeit Alt-Ilium versetzte. Nach dem Homer begeben sich Zeus und die andern Götter, wenn sie die Stadt Troja und die Ebene übersehen wollen, auf das südliche Vorgebirge des Ida, *Lektum*, welches unterhalb Alexandria Troas lag. Nun sucht der Vf. darzuthun, dass die Götter von hieraus nicht die weit nördlichere Gegend hätten übersehen können, wohin man allgemein Troja verlegt, weil Neben-Arme des Ida dazwischen gelegen, und dass sie in dem Falle einer nördlichern Lage Troja's nicht hieher, sondern auf einen nahe bey Troja liegenden Arm des Ida, den Kallikolone u. dgl., gestiegen seyn würden. (Sie stiegen auf Lektum, weil dies die höchste Spitze des Ida war, die sich Homer wenigstens so dachte, als wenn sie die ganze Gegend von Troas beherrschte.) Folglich müsse Troja *nahe* bey Lektum gelegen haben. Zwar fänden sich Simois und Skamander weiter nördlich; aber vermuthlich wären dies nicht die ächten Flüsse dieses Namens, und spätere äolische Colonieen möchten blos nach Vermuthung jenen Flüssen die Homerischen Namen gegeben haben. Bey Lektum wären zwar diese beiden Flüsse nicht; allein die Gegend sey auch noch zu wenig untersucht, und habe doch auch Flüsse, von denen der wichtigere ehedem Skamander gewesen seyn könnte; Simois müsse nach dem Homer von wenig Bedeutung gewesen seyn. Eine Hauptbestätigung für die südliche Lage von Troja findet er in der Stelle der Ilias (Il. X, 148.) wo Hektor vor dem Achill herflieht κατ' ἀμαξιτόν. Es werden Schwierigkeiten erkünstelt, warum hier kein Fahrweg gemeynt seyn könne, und nun das Appellativum in den Namen eines südöstlich unter Lektum gelegnen Städtchens *Hamaxitus* verwandelt, nach welcher Gegend, d. h. von der westlichen nach der östlichen Seite Troja's, der Flüchtige seine Richtung genommen haben soll. In dieser Gegend kam Hektor und Achill an zwey Quellen des Skamander, von denen die eine *warm* war, dergleichen warme Quellen noch heut zu Tage *Pocock* in den Gegenden von Alexandria Troas gefunden hat. Das Lager des griechischen Heeres dachte sich Homer nicht zwischen Rhöteum und Sigeum. Von dem einen Vorgebirge bis zu dem andern so weit entfernten darf man sich das Lager um so weniger ausgedehnt denken, da Homer sagt, die Schiffe hätten nicht alle neben einander Platz gehabt, und die Schmaren wären beengt worden. An den beiden Endpunkten des Lagers standen Ajax zur *Linken*, Achill zur *Rechten*. Man nimmt gemeiniglich an, der *Skamander* habe sich in einer südlichern Richtung in das ägäische Meer ergossen, so dass sich die *rechte* Seite des griechischen Lagers an ihn gelehnt habe. Allein er muss vielmehr als eine Barriere der *linken* Seite des Lagers, wo Ajax stand, gedacht werden, weil es einmal Il. 11, 499 vom Hektor heisst: er sey auf der *linken* Seite des Gefechtes am Skamander gewesen. (Hier ist die *linke* Seite zu verstehen, wenn man von Troja herunter kommt, also gleichbedeutend mit der *rechten* Seite, wenn man vom griechischen Lager ausgeht.) Man darf nicht glauben, dass die Griechen erst im letzten Jahre des Krieges hier vor Troja ihr Lager aufgeschlagen haben; nie gedenkt Homer einer andern Lagerstelle. (Richtig. Die Troerinnen hatten seit dem *Kriege* ihre Wäsche nicht mehr zu den Waschgruben an den Quellen des Skamander gebracht. Warum denn nicht, wenn nicht die Griechen in der Nähe lagerten?) Unter dem *Throsmus* ist der Platz der Ebene zu verstehen, der von den Ἀγκῶνες des Strabo, (dessen Stelle aber dunkel und noch von niemanden erklärt ist,) eingeschlossen war. Troja kann nicht auf die zum Ida gehörige Anhöhe bey Bunarbaschi gesetzt werden, da es Homer in die Ebene setzt. (Allein auch beym Strabo werden unter dieser Ebene, Τρωϊκὸν πεδίον, diese Hügel mit begriffen.) Die warme und kalte Quelle des Skamander sieht er nicht für die einzigen an, sondern macht die Meynung zu der seinigen, dass der Skamander jenseit Skepsis auf dem Ida entspringe. Mehrere Stellen des Strabo, Herodot u. a. werden gegen Lechevalier vertheidigt und erläutert. Viele von den guten Bemerkungen über Lechevaliers Schrift und das Local der Ilias finden sich schon längst in Hn. *Heyne's* Anmerkungen und Zusätzen zum deutschen Lechevalier. Ein beygefügtes Landkärtchen versinnlicht Bryants eigne Vorstellungen von Troja's Local noch mehr. Hr. Prof. Dalzel geht mit einer Ehrenrettung des Lechevalier und einer Widerlegung der Bryantschen Hypothesen über Troja und den troischen Krieg um.

SCHÖNE KÜNSTE.

Budissin u. Leipzig, b. Arnold: *Graf Lutz von Thronenstein. Geistersage der Vorzeit*, mit einem Kupfer. 1795. 282 S. 8.

Vernünftiger Weise lässt sich kein solcher Ausbund von Abscheulichkeiten denken, wie uns der Vf. schildert. Des Mordens, Würgens, Raubens, Entehrens ist hier kein Ende. Der Leser hat sich von seiner ersten Ohnmacht noch nicht erholt; so muss er schon wieder in eine zweyte fallen. Nun möchte doch jemand in aller Welt fragen, wozu die Erzählung solcher Schandthaten dienen solle? Soll sich der Leser damit belustigen — denn abschrecken kann es wahrhaftig nicht. Das Motto des Romans: *Video meliora — deteriora sequor*, soll vermuthlich anzeigen: der Vf. hätte wohl etwas bessers thun können, als solche Romane schreiben, er konnte es aber doch nicht lassen.

Berlin, b. Hartmann: *Dramatische Bagatellen*. Erstes Bändchen. 1794. 252 S. Zweytes Bändchen. 1795. 236 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Erst auf dem Titelblatte des zweyten Bändchens hat sich der Vf. *Karl Müchler* genannt. Drey Stücke des ersten Bändchens, nämlich: *Der Scharlachmantel*

der Bildhauer, und *Was kümmert's mich*, find Nachspiele, frey aus dem Franzöfifchen überfetzt, kleine Farcen, die durch niedrigkomifche Situationen und Züge beluftigen, dabey aber einen feinen, eleganten, und gefchmeidigen Dialog haben, der auch in der deutfchen Nachbildung feine Vorzüge behalten hat. Sodann hat im erften Bändchen das, fchon 1789 einzeln erfchienene, Singfpiel des Vf., *Pfyche*, Platz gefunden. Der Inhalt des zweyten Bändchens ift folgender: 1) *Hier ift das mittelfte Stockwerk zu vermiethen*, eine Poffe in zwey Aufzügen; fie befteht aus einer Reihe von komifchen Mifsverftändniffen, Irrungen und Intriguen, die, da fie gut dialogifirt find, vielleicht auf dem Theater noch mehr, als im Lefen, gefallen. 2) *Das Geheimnifs*, ein Luftfpiel in einem Aufzuge; ein Mann, der die Verfchwiegenheit feiner Frau prüfen will, giebt vor, er habe einen ermordet, und durch feine Frau wird es zuerft ruchtbar. 3) *Das verauctionirte Serail*, ein Luftfpiel in einem Aufzuge. Der Verkauf von den Frauenzimmern aus dem Serail eines abgefetzten Veziers giebt zu vieler treffender und witziger Satire Anlafs; auch der unerwartete Ausgang beluftigt, indem nach geendigten Verkauf der Vezier wieder eingefetzt wird. 4) *Zamenide*, ein dialogirtes Feenmährchen, aus dem Franzöfifchen der Gräfin *von Beauharnois*, auch in der Ueberfetzung fehr unterhaltend erzählt. 5) *Die Freuden des Herbftes*, ein ländliches Vorfpiel mit Gefängen auf das Geburtsfeft der Königin von Preufsen; Dialog und Verfe haben gute Stellen. 6) *Anhang* von einigen kleinen Gedichten auf Schaufpieler.

Leipzig, b. Meyer: *Phantafie und Wirklichkeit* in vermifchten Auffätzen, von *K. L. M. Müller*. 1795. 264 S. 8. (20 gr.)

Das Buch enthält verfchiedene Erzählungen und Gedichte, die fowohl wegen des überladenen Stils, als wegen des allzu bekannten Stoffs wenig Anziehendes haben. Die Gedichte erheben fich nicht über das Mittelmäfsige, obgleich der Dichter immer auf hohen Stelzen einhergeht. Vielleicht könnte der Vf. in feiner Schriftftellerlaufbahn mehr Glück machen, wenn er in feiner Schreibart natürlicher wäre: aber was fragen die Schriftfteller darnach, deren gefuchte und gefchrobene Phrafen den Gefchmack verderben, und die Reinigkeit der Sprache beeinträchtigen. In der Wahl feiner Gegenftände hätte der Vf. auch die Einförmigkeit vermeiden können, die man in feiner Schrift gewahr wird. Faft jede Erzählung enthält eine alltägliche Liebesgefchichte, die fich durch nichts weiter auszeichnet, als durch die Hauptliebeserklärungen, die der Vf. faft überall feinen Heldinnen in den Mund legt: welches bey folchen weiblichen Perfonen, wie fie der Vf. zu feinen Idealen wählt, befonders auffällig feyn mufs.

Breslau u. Leipzig, b. Korn: *Nachtftücke*. 1795. 301 S. 8. (1 Rthlr.)

Schreckliche Gefchichten findet man in diefen Nachtftücken in einer höchft unnatürlichen, romanhaften Sprache vorgetragen. In dem erften Stücke: *der Schutzgeift*, wird der Lefer nicht wiffen, was ihm eigentlich widerfährt, fo unbegreiflich wunderbar fchweift darinn die regellofe Phantafie des Vf. umher. *Die Tempelherren* find zwar etwas verftändlicher: aber auch hier fchlägt eine gräfsliche Scene die andre nieder. *Schwärmerey und Edelmuth* enthält eine Emigrantengefchichte. In der *Verzweiflung*, nach Offian, giebt der Vf. eine Probe, wie er das alles, was er bisher in Profa feinen Lefern vorgewimmert hat, nöthigen Falls auch in Verfen fagen könnte.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Sufanna. Eine Gefchichte der Urwelt.* Bearbeitet von *M. Gruber*. 1795. 224 S. 8.

Mit einigen Abänderungen findet man hier die alte Gefchichte der Sufanna im Bade bearbeitet, aber in der Anordnung fowohl, als in der Ausführung fo mufterhaft fchlecht, und im Ausdrucke fo unbefchreiblich verwahrlofet, dafs der Hr. M. Gruber feine Unbefugnifs, die Gefchichten der Urwelt in der Abficht durchzulefen, um fie andern wieder zu erzählen, gewifs nicht fonnenklarer hätte an den Tag legen können. Und doch verfpricht er noch eine Bathfeba und eine Judith, der Mann, der des Richters Augen Ferkelaugen nennt, und der den Jojakim fagen läfst: Hund, du bift ein Lügner, aber ich will dich fo zufammenfchütteln, dafs dir die Eingeweide platzen follen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Quedlinburg*, b. Ernft: *Eberhard Home's*, Mitglieds der K. Societät der Aerzte in London, und eines von den Vorftehern des dafigen Lycei medici, *Abhandlung von den Eigenfchaften des Eiters*, eine Beantwortung der von dem Lyceo medico für das Jahr 1788 aufgegebenen Preisfrage, welche den Preis erhielt. *Aus dem Englifchen*. 1789. 80 S. 8. Von diefem Buche fteht fchon eine genauere und beffere Ueberfetzung in der Sammlung auserlefener Abhandlungen zum Gebrauch praktifcher Aerzte B. XII. S. 653. Da die Leipziger Ueberfetzung fchon vorhanden war, als diefe veranftaltet wurde, fo hätte fie, ohne Nachtheil für die Aerzte, ungedruckt bleiben können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. Februar 1797.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, in der Müllerischen Buchh.: *Catalecta botanica, quibus plantae novae et minus cognitae describuntur atque illustrantur* ab *A. G. Roth,* Med. Doct. Fascic. primus c. Tab. VIII. 1797. 15½ B. 8. ohne Dedic. u. Vorrede. (mit 96 illum. Platten 3 Rthlr. 8 gr. schwarz 1 Rthlr.)

Der ausnehmende Eifer unsers Vf. um die Berichtigung und Erweiterung der Gewächsarten, ist hinlänglich aus seiner *Flora Germaniae*, seinen kleinern Werken und den verschiedenen in dem botanischen Magazin und Annalen befindlichen Beobachtungen bekannt. Damit man nun das, was er hierin bisher geleistet hat und noch leisten wird, nicht an verschiedenen Plätzen aufsuchen dürfe, stellt er hier alles in eins zusammen, und wird damit ferner fortfahren. Besonders verbindlich wird sich Hr. R. das botanische Publicum durch die genauere Aufsuchung, Untersuchung und Bestimmung der Wasserfaden oder Conferven machen, die bisher beynahe ganz vernachläsigt worden sind. Und Rec. wünscht herzlich, dass er sich diesem Geschäfte mit der geduldvollen Musse widmen mag, die auch bey weit leichter zu untersuchenden Gewächsen, ohne Gleichgültigkeit über Missgriffe, nicht versäumt werden darf. Ein Theil von dieser besteht darin, dass man auf ihre erste Jugend, ihr Gedeihen bis zu dem Befruchtungsvermögen, dann auf die Folgen der Befruchtung Acht giebt; indem auch diese Gewächse ihre Perioden gleich allen andern haben. Dieses gehört auch zu den nothwendigen Vortheilen, die er jeden Beobachtern dieser Gewächse angiebt: und dann erst wird es sich zeigen, ob seine von der Conferva gegebene Definition, nach welcher er die *Ulva intestinalis* und *compressa* des Linné zu dieser Gattung gebracht hat, richtig ist oder nicht.

Dass er unter diesen und andern zu der nämlichen Linnéischen Classe gehörigen Gewächsen verschiedene eigene neue Arten auch wohl Gattungen aufgeführt habe, läst sich vermuthen: allein es sind auch die übrigen Classen nicht leer von Neuheit geblieben. Dies alles nebst dem wovon er auch Zeichnungen gab, wollen wir ausheben, indem das übrige den Botanikern bereits bekannt ist.

In der dritten Classe Festuca *rigida*, Bromus *lanceolatus* und Hordeum *rigidum*. Vte Cl. *Mertensia palmonarioides;* von der Gattung Pulmonaria hauptsächlich durch die Richtung der männlichen Geschlechtstheile und dem Nectarium verschieden. Ipomoea *barbata*. Convolvulus *ciliatus* von C. *prostratus* eigentlich nur durch die sehr rauhe Kapsel verschieden. XIIIte Cl. Cistus *distachyos*. XVte Cl. Arabis *ipeum*. XXIV. Cl. Hier hat Hr. R. anfänglich seine Gedanken etwas umständlich über die Geschlechtstheile der Chara geäussert, woraus man sieht, dass er Hedwigs Preisschrift entweder in der That nicht gelesen, oder wie der sel. Gärtner, sich nur den Schein der Unbekanntschaft mit ihr gegeben habe. — Splachnum *piliferum*. Fucus *fasciola* t. 7. f. 1. *Ceramium* von Adanson genommen, wozu die mit Kügelchen versehenen Tangarten des Gmelin, mithin auch Fucus *filum* und *tendo* des Linn. gehören sollen. Cer. *virgatum* t. 7. f. 1. C. *violaceum* t. 8. f. 2. C. *confervoides* t. 8. f. 3. C. *caespitosa*. Conferva *clavata* t. 1. f. 2. (schwerlich eine ächte Conf.) Conferva *crinita* t. 1. f. 3. Conferva *velutina* t. 2. f. 5. (Dillens Conf. t. 2. f. 4.) C. *ochracea* t. 5. f. 2. C. *compacta* t. 1. f. 4. C. *setiformis* t. 2. f. 1. (Dill. Conf. t. 2. f. 2.) C. *fugacissima* t. 2. f. 3. C. *sordida* t. 2. f. 4. C. *crispata*. C. *divaricata* t. 3. f. 1. C. *prolifera* t. 3. f. 2. var. β. *tenuior* t. 3. f. 3. C. *fasciculata*. C. *albida*. C. *reptans* t. 3. f. 4. C. *bronchialis*. C. *pulvinata* t. 3. f. 5. C. *intertexta* t. 3. f. 6. C. *violacea* t. 4. f. 1. C. *fucorum* t. 4. f. 2. C. *umbrosa* t. 4. f. 3. C. *flocculosa* t. 4. f. 4. und t. 5. f. 6. vergrössert. C. *virgata* t. 4. f. 5. C. *mutabilis* t. 4. f. 6. und t. 5. f. 1. (ist Dill. Conferva t. 6. f. 34.) C. *elegans* t. 5. f. 4. C. *inflexa* t. 5. f. 5. Ulva *lubrica* t. 5. f. 7. (Webers Tremella *palustris*). *Rivularia Cornu Damae* t. 6. f. 2. (Dillens Tremella t. 10. f. 10.) Rivularia *confervoides* t. 6. f. 3. (Dillens Tremella t. 10. f. 11.) Byssus *tenacissima*. B. *coralloides*. B. *clavata*. Stemonitis *elegans*. S. *glauca*. S. *lutea*. S. *ochroleuca*. S. *carnea*. S. *amoena*. S. *reticulata*. Trichia *cinerea*. T. *filamentosa*. T. *alata*. T. *hemisphaerica*. T. *compressa*. T. *coerulea*. T. *sphaerica*. T. *lutea*. Cyathus *farctus* t. 7. f. 2. Peziza *armata*. Boletus *candidus*.

Schon hieraus läst sich abnehmen, was man nun auch in der Cryptogamie vom Fleiss unsers Vf. sich versprechen könne. Nur wünscht Rec., dass er sich in Zukunft wenigstens der Veränderungen der vor ihm schon von verdienstvollen Männern neueren Gewächsarten beygelegten nicht unschicklichen Trivialen enthalten möchte. Die längst vom sel. Ehrhart bekanntgemachte Silene *longiflora* heisst hier *juncea*: eben dessen Prunus *semperflorens*; *serotina*: Scirpus *capitatus* seiner Fl. Germ.; nun *ovatus*: Conferva *rivularis* Linn.; *funiformis* u. dgl. m. Denn alles dergleichen jetzo unter den Botanikern fast zur Mode gewordene unzeitige Namenklügeln, kann nichts als Verwirrung in der Gewächskenntniss hervor bringen. Uebrigens sind die gegebenen Abbildungen, in wiefern sie nach getrock-

getrockneten Gegenſtänden vom Hn. Sturm (vermuthlich in Nürnberg) verfertigt worden, wie auch die Farbenerleuchtung gut gerathen. Schade daſs der Text, auſser der angegebenen Menge von Druckfehlern, deren noch mehrere hat. Hoffentlich wird die Verlagshandlung in der Folge auf einen genauern Corrector bedacht ſeyn.

PHILOLOGIE.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Wilhelm Friedrich Hezel's*, Fürſtl. Heſs. Geh. Reg. Raths und Profeſſors zu Gieſsen, *ausführliche griechiſche Sprachlehre nebſt Paradigmen der griechiſchen Declinationen und Conjugationen* in 35 Tabellen. 1795. 506 S. gr. 8.

Dieſe Sprachlehre iſt eigentlich für Lehrlinge der griechiſchen Sprache in den oberſten Claſſen der Schulen und Gymnaſien und auf Akademieen beſtimmt. Aber bey den Zweifeln, welche in neuern Zeiten über ſo manche Gegenſtände der griechiſchen Grammatik in Anregung gebracht ſind, wird ſie auch für den Lehrer, der nicht bloſs die erſten Grundſätze beyzubringen hat, belehrend und zur Beförderung ſeines Nachdenkens ſehr brauchbar ſeyn. Denn ſehr häufig hat der gelehrte Vf. über die Sprachregeln philoſophirt und die Erſcheinungen im Griechiſchen auf ihren Urſprung und ihre Urſachen zurückgeführt, obgleich zu wünſchen wäre, daſs dies noch häufiger geſchehen und in dieſer Rückſicht ein gewiſſes Ebenmaaſs mehr beobachtet ſeyn möchte. Uebrigens iſt eine genaue Bekanntſchaft mit den Grundſätzen ſowohl älterer, als auch neuerer Sprachlehrer und eine ſchätzbare Beleſenheit in andern Schriftſtellern, aus welchen auch gelegentliche Anmerkungen für die Sprachlehre genutzt werden, in dem ganzen Werke unverkennbar. Daſs es auch an eignen neuen Bemerkungen und Vorſtellungsarten nicht fehlen werde, läſst ſich von einem ſo geübten und ſelbſtdenkenden Sprachkenner ſchon im Voraus erwarten. Rec. hält es bey einem ſolchen Werke für ſeine Pflicht, das auszuzeichnen, was ihm vorzüglich aufgefallen iſt. Das ζ wird S. 15. aus der Zahl der Doppelbuchſtaben verwieſen. Und wenn man bloſs auf den Laut ſieht, welchen es wahrſcheinlich bey den Griechen hatte, und es wie ein weiches ſäuſelndes S, gleich dem hebräiſchen Sain, ausſpricht, ſo muſs man dem Vf. völlig Recht geben. Aber daſs es nie für zwey einzelne Buchſtaben, als bloſses Abkürzungszeichen (wie ξ für γς, κς, χς) geſetzt werde, wie der Vf. behauptet, läſst ſich nicht einräumen. Ἀθήναζε, Θήβαζε ſind doch offenbar für Ἀθήνασδε, Θήβασδε, und alſo ζ für σδ geſetzt. Und daſs die Dorier das ζ in σδ auflöſen, ſpricht auch ſehr für den Urſprung dieſes Buchſtabens aus σδ. — S. 36. iſt eine gute Bemerkung, daſs σσ oft aus κς, γς, χς u. ſ. w. entſtehe; z. B. ἄνασσα, Φοίνισσα aus ἄνακσα, Φοίνικσα und nach dieſer Analogie auch πράσσω aus πράγσω, ἥσσων aus ἥκσων, θάσσων aus τάχσων, βράσσων aus βράδσων. — Die Fälle, wo die Wörter ζάω, πεινάω, διψάω, χράομαι das α vor dem ε in η zuſammenziehen und welche in den Grammatiken gewöhnlich als Ausnahme ſtehen, erklärt der Vf. S. 61. dadurch, daſs man eine andre Form, nämlich ζήω, πεινήω, διψήω, χρήομαι anzunehmen habe, wie man λάβω und λήβω, τάκω und τήκω, λάθω und λήθω gehabt hat. — Der Urſprung der deſiderativen Zeitwörter mit eingeſchaltetem σει wird S. 63. aus dem Optativ εἴην (von εἰμί) und dem σ des Futuri erklärt. — Von S. 115 bis 129. geht eine ſcharfſinnige Unterſuchung über die Endungen der dritten Declination, welche der Vf. auf die drey Buchſtaben ν, ρ, σ zurückführt. Den meiſten Behauptungen wird man gern beytreten, wenn man nämlich das Endſigma als wirklich urſprünglich gelten laſſen will. Denn eigentlich iſt es doch nur des Wohlklangs wegen Wörtern, wie φλογ, κηρυκ, βηχ, ἀραβ, γυπ, κατηλιφ, λαμπαδ, τερητ, κορυθ angehängt, weil dieſe Buchſtaben am Ende eines Worts dem griechiſchen Gehör fremd waren. Will man alſo dieſe Wörter auf ihre urſprünglich älteſte Form zurückbringen, und, wie man muſs, das Endſigma wegwerfen, ſo bekömmt man im Grunde nicht weniger Endungen, als die in den gewöhnlichen Sprachlehren angegebenen, ſondern noch mehrere. Geſetzt aber man will nicht ſo hoch in die Vorzeit hinaufſteigen, ſondern nur bis auf die Periode, da die Sprache ſchon ſo weit gebildet war, daſs man nothwendig in den genannten Fällen ein Endſigma annehmen muſste, ſo kann man dies gelten laſſen und der Endungen werden weniger. Aber was berechtigt uns, anzunehmen, daſs auch in ſolchen Fällen, wo der Wohlklang kein ſolches Endſigma heiſcht, und wo wir es auch nie finden, doch ehemals ein ſolches geweſen ſeyn ſoll? Warum z. B. ſoll γόνυ und ἦχω ehemals γόνυς und ἦχως geheiſsen haben? Konnte der Grieche etwa kein υ und ω am Ende des Worts leiden? Würden wir nicht vielmehr, wenn wir jetzt γόνυς und ἦχως fänden, gerade im Gegentheil ſagen müſſen, das Sigma ſey nur angenommen, und γόνυ und ἠχω ſeyn die urſprünglichen Wörter? Ueberhaupt ſollte man beym Nominativ der dritten Declination, nach Rec. Ueberzeugung gar nicht von Endungen reden. Denn eine eigentliche Endung des Caſus, ſo wie ſie im Genitiv, Dativ u. ſ. w. und in der erſten und zweyten Declination auch im Nominativ iſt, iſt bey der dritten Declination gar nicht vorhanden. Denn die Endung des Nominativs wird ja in den übrigen Caſibus nicht abgeändert, wie ich aus λόγος im Gen. λόγου mache, ſondern dem ganzen Wort, wie es im Nominativ lautet, werden die Endungen der übrigen Caſuum angehängt, z. B. ῥὶν giebt ῥιν-ος, ῥιν-ι, ῥιν-α u. ſ. w. Findet man in den Wörtern der dritten Declination, wirkliche dem Stammwort angehängte Endungen wie in σωτηρ, βραδύτης, ſo ſind dies nicht Endungen des Caſus ſondern bedeutungsvolle Ableitungsſylben, welche auch in den übrigen Caſibus durch die Abänderung nicht verloren gehen dürfen. Beym Dativ des Pluralis dieſer Declination wird angenommen, er bilde ſich aus dem des Singularis, indem ihm noch die

Sylbe

Sylbe σι angehängt, und nun die in die Mitte gekommene Singularendung σι verschlungen wird, so dass aus σαρκί erst σαρκισί und dann σαρκσί oder σαρξί werde. Wäre es nicht viel kürzer und richtiger zu sagen, dem Wurzelwort werde im Dativ σι angehängt, so wie im Nominativ ες und im Genitiv ων; und so wie man hier σάρκ-ες, σαρκ-ῶν bilde, so dort σαρκ-σί oder σαρξί. — Die Endung des Comparativs εστερος wird S. 152. so erklärt, dass veraltete Adjective auf ης dabey zum Grunde liegen sollen, und man z. B. für σώφρων und τέρην auch σωφρονὴς, τερενὴς gesagt habe, wovon sich σωφρονέστερος, τερενέστερος bildete und im Gebrauch blieb, nachdem jene Adjective schon ausser Umlauf waren. Eben so wird die Endung ίων, ιστος aus verloren gegangenen Wörtern auf ις erklärt. — Das Pronomen οὗτος, αὕτη, τοῦτο soll nach S. 171. aus ὁ, ἡ, τὸ und αὐτὸς, ἡ, ὁ zusammengesetzt und contrahirt seyn, welches doch sehr zu bezweifeln ist, da ὁ αὐτὸς, ἡ αὐτὴ, τὸ αὐτὸ noch sonst häufig genug, aber in einer ganz andern Bedeutung, *derselbe*, *dieselbe*, *dasselbe* vorkömmt. Ueberhaupt vermisst man doch bisweilen die erfoderliche Bestimmtheit. So wird z. B. bey der Regel, dass das ν vor λ, ρ, σ in das darauf folgende λ, ρ, σ verwandelt werde, die Anmerkung gemacht: *Selten einmal bleibt das ν in diesen Fällen unverändert stehen*, z. B. ἐνσείω, ἐνράπτω, παλινρόμη; da doch die Präposition ἐν vor ρ und σ das ν nie verwandelt. Sehr befremdend ist auch S. 24. die Behauptung, dass δ nach einem ν wegfalle, wofür das einzige Beyspiel ἀνὴρ, welches nach des Vf. Meynung statt ἀνδὴρ stehen soll, angeführt und in einer Anmerkung die gewöhnliche Meynung für sehr unwahrscheinlich erklärt wird, nach welcher das δ in den übrigen Endfällen, wie ἀνδρὸς, ἀνδρὶ, eingerückt ist. Sollte wirklich wohl aus dem Wort ἀνδὴρ das δ nach einem ν wegfallen, weil es Mislaut verursachte, da gerade δ, τ, ϑ die Buchstaben sind, mit welchen sich das ν am liebsten verbindet und auch nie vor demselben verwandelt wird? Dies ist auch sehr natürlich und begreiflich, wenn man die Bildung des ν und der Buchstaben δ, τ, ϑ durch unsre Sprachwerkzeuge genau betrachtet. Das ν tönt durch die Nase indem man den Mund dadurch verschliesst, dass man die Zungenspitze an den Oberkiefer setzt. Durch eben diesen Ansatz der Zungenspitze an den Oberkiefer werden auch die Buchstaben δ, τ, ϑ gebildet, nur dass die Zunge weggezogen wird und die Buchstaben durch den Mund tönen. Hat man also ein ν ausgesprochen, so befinden sich die Sprachwerkzeuge schon gerade in der Lage, welche zur Aussprache des δ, τ, ϑ erfoderlich ist, verbinden sich also sehr leicht und natürlich mit dem vorher ausgesprochenen ν und fallen daher sicher so wenig weg, als das ν vor ihnen verwandelt wird. Will man hingegen ν und ρ unmittelbar hintereinander aussprechen, wie in ἀνρὸς, ἀνρὶ und dies mit einer Geschwindigkeit und Heftigkeit, so bildet sich, indem man die Zunge von dem Oberkiefer zurück zieht, von selbst der Buchstab δ, so dass man also im gemeinen Leben sehr leicht ἀνδρὸς, ἀνδρὶ sprach, wo man eigentlich ἀνρὸς, ἀνρὶ sagen wollte. Dergleichen Bemerkungen über die Lage der Sprachwerkzeuge bey der Bildung der Buchstaben und ihrer Verbindung unter einander scheinen ins Kleinliche zu fallen. Allein es ist die einzige Art, wie man sich die mannichfaltigen Veränderungen der Buchstaben deutlich und begreiflich machen kann. — Die Bemerkung S. 33. dass das sogenannte α privativum aus ἄνευ entstanden sey, ist bekannt und auch wohl richtig; aber zum Beweise liess sich nicht anführen, dass man ἄῤῥητος statt ἄνρητος sage; denn hier ist wohl die gewöhnliche Verdoppelung des ρ in zusammengesetzten Wörtern, wenn sich das erste Wort mit einem Vokal schliesst, wie in ἀπόῤῥητος. Ehr gehört das alte ἄνβροτος hieher, wofür man nachher auch ἄβροτος sagte. — In Ansehung der Conjugation des Zeitwortes hält der Vf. zwischen den ältern und neuern Sprachlehrern die Mittelstrasse. Er hält es zwar nicht für nothwendig, ein eignes Medium anzunehmen, ist auch überzeugt, dass sich die Griechen ursprünglich kein besondres Medium dachten, sondern, wie die Hebräer und Lateiner, ihrem Activ oder Passiv eine reciproke Bedeutung liehen, gesteht auch, dass die Tempora des Mediums nichts sehr Charakteristisches haben, aber doch sey einiger Unterschied. Lasse sich nun gleich dieser auch aus andern Formen des Zeitwortes ableiten, so könne man doch nicht erklären, warum nur gerade *hier* andre Formen seyen. Daher sey das Medium nicht auszumerzen, aber wohl nützlich, die Formen desselben jedesmal in Gedanken unter Activum und Passivum zu stellen. Vom sogenannten zweyten Aorist glaubt der Vf. es sey eigentlich unmittelbar unter das gewöhnliche Imperfectum zu setzen, als ein zweytes Imperfect, aber man müsse wissen, dass es selten als wahres Imperfect gebraucht werde, gewöhnlicher hingegen als Aorist. Man sieht hieraus ungefähr, auf welche Weise der Vf. die neuern Bemerkungen über die griechische Conjugation mit den ältern Vorstellungen zu vereinigen sucht. Ueberhaupt scheint es, als wenn die Grammatiker, welche hier verschiedener Meynung zu seyn scheinen, sich immer noch nicht genug verstehen. Hemsterhuis, Lennep und seine Nachfolger nehmen kein Medium und im Activo und Passivo viele Tempora nicht an; aber sie setzen ausdrücklich hinzu, *der Form nach*. Sie leugnen also nicht, dass für die reciproke Bedeutung, und für alle die Bedeutungen der Temporum, welche sie der Form nach als keine besondre Tempora angesehen wissen wollen, Ausdrücke da sind; aber sie rechnen sie ihrer äussern Gestalt nach entweder zum Activo oder zum Passivo. Sie reden also ungefähr so, als wenn Adelung sagt: die Deutschen haben nur *zwey* Tempora, Präsens und Imperfectum, *ich liebe* und *ich liebte*, und zwey Participia, *liebend* und *geliebt*. Aber damit leugnet er nicht, dass der Deutsche den Begriff des Perfecti, Plusquamperfecti und Futuri ausdrücken könne. *Ich habe geliebt, hatte geliebt, werde lieben*, drücken diese Begriffe allerdings aus, man kann sie also Tempora nennen; aber sie sind doch immer nur durch Umschreibung entstanden, und wer jene beiden Tempora

pora nebst den beiden Participiis und dem Infinitiv weiss, bildet sie sich selbst. Man darf sich also nur die Form jener Temporum bekannt machen. Eben so gehören die Tempora des griechischen Mediums ihrer äussern Gestalt nach gewiss zum Activ oder zum Passiv, ob sie gleich oft eigenthümliche Bedeutungen haben. Diese haben sie auch wohl nicht gleich gehabt, sondern erst nach und nach erhalten, da man den Reichthum von Formen, welchen die verschiedenen Dialecte darboten, im Gebrauch dazu nützte, verschiedene Nebenbegriffe zu bezeichnen. — Bekanntlich leitet der Vf. die Verbalendungen und die ganze Flexion der Verborum von εἰμι oder ἔω ab. Als Hypothese könnte man dies, wie vieles andre, gelten lassen. Aber was S. 351. blofs wahrscheinlich und vermuthungsweise angenommen war, gilt dem Vf. S. 424. schon als ausgemachte Sache, und endlich gründet er selbst die Ableitung der Adjective und Substantive auf diese Hypothese. So ausgemacht ist die Sache aber nicht. Denn zu geschweigen, dafs manche Ableitungen der Endungen sehr gezwungen sind, wie ουσιν aus εουσιν oder die Endung des Imperf. ον aus ἦν, dafs der Vf. um die Endungen des Perf. und Aor. zu erklären, ein verloren gegangenes, nicht erweisliches Perf. ἦκα, und Aor. ἔα annehmen mufs, dafs die Contractionen, welche der Vf. vorgehen läfst, gegen alle Analogie sind z. B. τυπὸν aus τυπέον, τετιμημένος aus τετιμαημένος, κεχρυσωμένος aus κεχρυσοημένος; so ist der Hauptbeweis, dafs das Verbum εἰμι nicht zum Grunde liegt, dieser, dafs das ε, welches die Wurzelsylbe bey εἰμι ausmacht, nie mit in die Endungen übergeht, man fagt nicht λεγέω sondern λέγω nicht λεγέσω sondern λέγσω oder λέξω.

Man findet vielmehr bey dem ε, welches das Grundwort von εἰμι ist, schon dieselben Verbalendungen angebracht, wie bey den übrigen Verbis, nur ist dies Zeitwort einfacher, weil ein einziger Vokal das ganze Wurzelwort ausmacht; so dafs λέγ-ω und ἔ-ω nach gleicher Analogie, das erstre aber nicht durch Hinzusetzung des letztern, des ganzen ἔω, gebildet wäre. Denn an dem ε, welches gerade bey andern Zeitwörtern nicht sichtbar ist, ist die Bedeutung des *Seyn* geheftet, das ω, εις, ει, μεν u. s. w. bezeichnet blofs die Person. — Aufser dem Verzeichnifs der defectiven Zeitwörter, (welches aber besser als gewöhnlich eingerichtet ist, weil das veralterte, aber ursprüngliche Präsens bey jedem noch davon gebräuchlichen Tempore mit angeführt wird) findet man noch drey nützliche Verzeichnisse derjenigen Zeitwörter, welche 1) blofs in der activen, 2) blofs in der passiven Form gebräuchlich sind, und 3) deren Präsens und Imperfectum veraltert ist. Dies letztre ist so eingerichtet, dafs das veralterte Verbum voran und das gebräuchliche daneben steht, und ist also auch für diejenigen vorzüglich brauchbar, welche das Verbum nach dem Hemsterhuisschen System gefafst haben. — Die Lehre von der Ableitung und Abstammung der Wörter lernt man nach Valkenaer's und Lennep's Methode ausführlich kennen, doch mit erläuternden und zum Theil einschränkenden und widerlegenden Anmerkungen, welchen man oft Beyfall zu geben, oft aber auch sehr zu bezweifeln sich gedrungen sieht. Ueberhaupt wird nicht leicht jemand dies Buch aus der Hand legen, ohne entweder belehrt oder wegen der neuen Ansichten, welche häufig eröffnet werden, zum Nachdenken und Prüfen erweckt zu seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Magdeburg*, im Verl. der Pansaischen Buchdruckerey: *Allgemeine Gebete und Lieder für Zuchthäuser und ähnliche Anstalten*, mit einer Vorrede vom *H. B. Wagnitz*. 1792. 119 S. 8. — Hr. *W.* hat sich durch die Herausgabe dieser Gebete und Lieder unstreitig ein neues Verdienst um die moralische Besserung der Zuchthausgefangenen erworben, da es an guten Erbauungsbüchern für diese unglücklichen Menschen, die besonders auf ihren Zustand eingerichtet wären, und in den Betstunden und Versammlungen derselben mit Nutzen gebraucht werden könnten, bisher fast gänzlich gefehlt hat. Die gegenwärtige Sammlung hat ihr Daseyn dem Hn. Kaufmann *Schauer* in Magdeburg zu verdanken, der als Vorsteher des dasigen Zuchthauses das Bedürfnifs eines solchen Gebetbuchs ebenfalls fühlte, und einige seiner Magdeburgischen Freunde bewog, schickliche Gebete und Lieder zu sammeln, und selbst mehrere zu entwerfen. Hr. *W.* machte bey dem Hallischen Zuchthause nicht ohne Nutzen Gebrauch davon, und indem er einige Gebete einschaltete und einige Zusätze und Aenderungen machte, hat die Sammlung dadurch die gegenwärtige Form erhalten. Man findet darin Morgen- und Abendgebete und Lieder auf jeden Tag in der Woche, vor und nach dem Essen, auf die vornehmsten Feste, die Bufstage, die Feyer des Abendmals und einige besondere Fälle. Den Gebeten fehlt es nicht an einem simpeln und fafslichen Ausdruck guter Empfindungen, fast durchgehends herrscht ein sehr schicklicher Gebetston, und der Inhalt ist durchaus der besondern Lage der Betenden angemessen. Auch in den Liedern findet man aufser diesen guten Eigenschaften eine reine nicht zu erhabene Poesie. Den gewöhnlichen Fehler der Gebete, dafs Gott um etwas gebeten wird, was ganz allein von unserm freyen Willen abhängt, fand Rec. nur in einigen Gebeten, z. E. S. 19. Gieb, dafs wir nicht durch Faulheit, Ungehorsam oder andere Vergehungen in verdiente Strafen verfallen, und S. 103. lafs es uns Gott recht beherzigen, lafs uns nicht blofs äufserlich zu Jesu nahen etc. Freylich sind der Gebete und Lieder noch zu wenig, um eine in allem Betracht nachtheilige Einförmigkeit zu vermeiden. Doch wer wollte nicht auch mit dem Wenigen zufrieden seyn, da man ja auch allgemeinere Gebete und Lieder zu Hülfe nehmen kann. Hr. *W.* macht in der Vorrede zu einer zweyten Sammlung Hoffnung, die mehr besondere Gebete zum Privatgebrauch der einzelnen Gefangenen nach ihren individuellen Bedürfnissen enthalten soll. Wie nützlich ein solches Unternehmen seyn würde, sieht man schon aus der gegenwärtigen Sammlung, wo doch manches vorkommt, welches nicht für alle Gefangnen recht passend seyn kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. Februar 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Heinsius: *Versuch eines Unterrichts von Verbrechen und Strafen für die untern Volksclassen;* von D. *Jacob Friedrich Kees* des churf. S. Oberhofgerichts und des Consistorii zu Leipzig, wie auch des Landgerichts in der Niederlausitz Assessor. 1794. 170 S. 8. ohne Vorr. u. Reg.

Die Frage: ob Unterricht über die Gesetze und vorzüglich über den ganz positiven Theil der Gesetzgebung, der sich mit der strafenden Justiz beschäftigt, nützlich sey? ist längst entschieden und dieses nebst dem oft und laut geäusserten Wunsch nach Mitteln eines solchen Unterrichts, rechtfertigt ohne Einschränkung die von dem Vf. aufgefasste Idee. Es bleibt daher nur zu untersuchen übrig, wie weit ihre Ausführung den Charakter der Zweckmässigkeit trage? Fasslichkeit und Deutlichkeit des Vortrags sind die ersten Foderungen an eine solche Arbeit, denen eine schickliche und logische Anordnung und Einrichtung der einzelnen Theile des Unterrichts und Richtigkeit der Begriffe, als gleich wichtig, sich anschliessen. In jeder dieser Rücksichten nun hat der Vf. noch vieles zu wünschen übrig gelassen.

Sein Unterricht beschäftigt sich zuerst mit einigen allgemeinen Grundsätzen über Verbrechen und Strafen, geht dann zu den einzelnen Verbrechen fort und zählt endlich auf 62 Seiten, also auf mehr als ein Drittheil des Ganzen „das gesetzmässige Verfahren gegen die Verbrecher" auf. Dieser letztere Gegenstand liegt aber so wie er hier behandelt worden ist, fast ganz ausser den Grenzen des populären Unterrichts: was nützt es dem gemeinen Mann, alle die Förmlichkeiten zu wissen, die erfoderlich sind, um ein Endurtheil in einer peinlichen Sache zu erreichen? Der Verbrecher selbst findet darinne keinen Schutz wider ungerechte Behandlung, die theils bey der grössten Förmlichkeit noch übrig bleiben kann, theils durch die Anordnung rechtlicher Defension weit gewisser verhütet wird. Andern, als Verbrechern, kann ein solcher Unterricht höchstens nur dazu dienen, sich von dem Ungrund der Meynung zu überzeugen, dass bey sogenannten offenbaren oder durch die Stimme des Volks für solche erklärten Verbrechern nur Ein Schritt von der Haft zur Verurtheilung zu seyn brauche. Allein selbst hierzu ist die grosse Umständlichkeit des Vf. weder nothwendig noch zweckentsprechend. Eine kurze fassliche Belehrung über Unterschied der rechtlichen und moralischen Ueberführung und über die Hauptpunkte, auf welche es bey der erstern ankommt, wäre hier eher an ihrer Stelle gewesen. — In den allgemeinen Grundsätzen von Verbrechen vermissen wir nicht nur einigen Unterricht über das Strafrecht des Staats und dessen Verhältnisse, sondern finden auch die Stellung derselben nicht vollkommen gut geordnet: nicht minder hätten wir unter den aufgezählten Verbrechen, mehrere Polizeyverbrechen nicht einmal zu gedenken, wenigstens Selbsthülfe, Duell körperliche Verletzungen gewiss zu finden gehofft. — In Rücksicht der innern Einrichtung und der Anordnung der einzelnen Theile wünschten wir vorzüglich nicht bloss das positive der Strafgesetzgebung, sondern auch die Moralität der einzelnen Verbrechen, auf welche sich der Grad der Zurechnung gründet, erwogen zu sehen. Belehrung über diese letztre würde Ueberzeugung gewirkt haben, statt dass jene nur Furcht und Bedachtnehmen auf Verheimlichung hervorbringt. Auch die Ordnung, in welcher die Verbrechen aufgestellt worden, ist nicht immer die schicklichste so z. B. steht verbotenes Aufkaufen zwischen Münzverbrechen und Gotteslästerung.

Allein noch wesentlicher nothwendig wäre Vermeidung mancher unrichtigen Begriffe, mancher unbestimmten und unbefriedigenden Sätze und mehrerer Lücken in der logischen Schlussfolge gewesen. Sogleich S. 2. heisst es; „dass Verbrechen Kindern, „welche noch nicht sieben Jahre alt sind, nicht zugerechnet werden, dagegen Verbrechen von Kindern, „welche über 10 Jahre alt sind, allerdings bestraft „werden." Was geschieht nun mit Kindern, die über 7 und unter 10 Jahren alt sind? S. 4. „Jeder Verbre„cher *macht sich durch Begehung des Verbrechens zu* „*zweyerley verbindlich*" u. s. w. Diese Verbindlichkeit, über deren Grund nicht Ein Wort gesagt ist, steht doch gewiss sehr weit über dem Horizont des gemeinen Manns. — S. 8. „Kein Verbrechen kann „mit der gesetzlichen Strafe belegt werden, wenn u. „s. w. — 3) das Verbrechen nicht vollbracht ist. Wenn „also z. E. der Dieb mit den gestohlnen Sachen er„tappt wird, ehe er damit fortkommen konnte, so" — hier glaubt man müsse folgen, so wird er nicht mit der gesetzlichen Strafe belegt: statt dessen aber fährt der Vf. fort, „so ist das Verbrechen nicht vollbracht." Welche Consequenz! Uebrigens ist davon, wenn ein Verbrechen überhaupt vollbracht heissen könne, nicht die Rede. — S. 9. „Wird ein Verbrechen an ein und „eben denselben Gegenstand wiederholt begangen, z. „B. es beschläft jemand eben dieselbe Weibsperson „mehreremale, so ist dieses nur ein einziges Verbre-

„chen und wird auch nur eine einzige Strafe deshalb „auferlegt." So roh, wie dieser Satz hier steht, giebt er zu trefflichen Folgerungen Anlass. — Wie undeutlich ist folgende Stelle, S. 12. „dieses Verbrechen (Hoch„verrath) kann *nur* von einem Unterthan wider sei„nen Landesherrn, *ausserdem aber* in Deutschland wi„der den Kayser, den römischen König, und wider je„den Churfürsten begangen werden." — Freylich wird dies jeder Jurist verstehen: aber auch jeder andre, dem der Vf. seinen Unterricht bestimmt? — Ganz falsch und entstellt ist der Begriff von Tumult und Aufruhr. S. 14. „Wenn eine nicht unbeträchtliche „Anzahl Menschen wider den Landesherrn oder die „Obrigkeit *sich auflehnen*, so begehen sie einen Tumult „oder machen einen Aufruhr." — Und von *Nothwehr* S. 25. die unverschuldete und daher „erlaubte Entlei„bung eines andern." — u. d. gl.

Der Vortrag ist da, wo er nicht durch den nothwendigen Einfluss jener Mängel leidet, ziemlich deutlich und fasslich. Nur einzelne Ausdrücke haben wir gefunden, die billig hätten vermieden oder erklärt werden müssen. Auch würden Sprachunrichtigkeiten, wie S. 11. wer den Feinden das Vaterland *verrathet*, und Wörter wie *Aushülfe* statt: Befreyung aus dem Gefängnis — bey der Umformung, welche dieses Buch fodert, um seinem Zwecke entsprechend zu werden, nicht übersehen werden dürfen. —

NATURGESCHICHTE.

BERLIN, b. Pauly: *Natursystem aller bekannten in- und ausländischen Insekten*, als eine Fortsetzung der von Büffonschen Naturgeschichte. *Von Johann Friedrich Wilhelm Herbst. Der Käfer fünfter Theil.* Mit 21 illuminirten Kupfertafeln. (44 bis 59. und I, K, L, M und N.) 1793. 400 S. 8.

Zu der neuen 22ten Gattung: *Latridius* sind eine Menge kleiner Käfer gebracht, die man bis jetzt den Dermesten beygesellt hatte. *Fascicularis* scheint gar nicht hieher zu gehören. *Bipunctatus* ist bey Fabric. ein Notoxus. — 23 Gatt. *Cateretes*, auch neu; Dermestes nach Fabr. Wir hatten gewünscht, bey *C. pedicularius* die Fühlhörner beider Geschlechter gut abgebildet zu sehn. Den *Fimetarii* möchten wir lieber bey Cryptophagus sehn. — 24 G. *Rizophagus* nicht *Ryzophagus*, da es von ῥίζα herstammt. Ueberhaupt sind die Gesetze der naturhistorischen Rechtschreibung, und Bildung von Namen, dem Vf. wenig bekannt. Er schreibt *Katerетes*, *Ekkoptogaster*, und *Bitoma*, das richtiger *Ditoma* heissen sollte. Fabricius rechnet die Rizophagen zu *Lyctus*. Obgleich H. versichert, den *R. bipunctatus* in der Entom. syst. von Fabr. nicht gefunden zu haben; so glaubt Rec. doch nicht zu irren, wenn er ihn für den *Lyct. bipustulat.* Fabr. E. S. 2. 503. 3. erklärt, wovon *L. politus* F. N. 1. eine Abart ist, so wie *R. clavicornis* eine Abänderung zu seyn scheint. — Auch die Arten der 25ten G. *Monotoma* hat Fabr. unter *Lyctus*. Die *M. striata* ist *L. Juglandis F.*; eben dahin gehört die folgende Gatt. *Ditoma* (hier *Bitoma.*) Die *unipunctata* ist *L. canaliculatus F.*, die *bipunctata* sein *L. contractus*. — 27 G. *Ligniperda*. Ausser der *L. pectinicornis*, die glücklich von *Ptilinus* herübergebracht zu seyn scheint, hat Fabr. die Arten unter *Apate*. In dem angegebnen Maasse des *L. Capucinus* muss statt *Zoll* gelesen werden: *Linien*. Die *L. terebrans* ist *Ap. muricatus F.* Die Beschreibung und Abbildung hat der Vf. aus Pallas Spicil. entlehnt; es ist aber noch nicht ausgemacht, ob Pallas Käfer wirklich der Fabricische ist. Die 29 G. *Melasis* besteht aus Einer Art; ihr folgt *Anobium*. Zu den Citaten des *A. tessellatum* fügen wir noch hinzu *A. pulsatorium*. Scriba Beytr. 3. 222. 23 t. 14 f. 4. *Ptinus Pulsator*. Schall. Hall. Abh. 1. S. 249. Bey *A. pertinax* darf ausser dem Citate aus Fabr. und Geoffroy kein einziges stehn bleiben; sondern Linné, Degeer, und Villers müssen zum folgenden *A. Fagi* gezogen werden, das Fabr. unter dem Namen *striatum* beschreibt, das daher weiter unten weggestrichen werden muss. Das *An. paniceum* ist schon im vierten Bande 144. 25. unter dem Namen *Dermestes paniceus* vorgekommen. Das *An. nitidum* kann nicht das Fabricische seyn, wie Panzer richtig bemerkt. Bey *An. flabellicorne* erwähnt der Vf. der Aehnlichkeit der Fühlhörner mit denen des *Dorcatoma Dresdense*. Auch der Körperbau zeigt eine nahe Verwandschaft. Sollte daher das *A. flabellicorne* nicht besser unter *Dorcatoma* stehn? Die 31te G. *Apate* hätte eigentlich wegbleiben können, da seine Ligniperden wahre Fabricische Apaten sind. — 32 G. *Bostrichus*. Unter *Typographus* ist von dem Vf. das Wesentliche aus allen den Schriften zusammengetragen, die über diesen Käfer zu jener Zeit erschienen waren, wozu neuerlich noch wichtige Beyträge erschienen sind. z. B. *Sierstorpf* und *Bernstein*. — B. *Ligniperda* ist eigentlich schwarz, und nur in seinem jüngern Zustande so hellokergelb, wie er hier beschrieben und abgebildet ist. *B. bidentatus* ist *bidens. F. B. testaceus* höchst wahrscheinlich nur jüngere Abart des *Piniperda*. Der hier abgebildete *crenatus* kann unmöglich Fabr. Käfer seyn, der einen kurzen dicken Körper hat, von dem gewöhnlichen Habitus eines Bostrichus abweicht, und zu den ansehnlichsten dieser Gattung gehört. Die Flügeldecken sind bey ihm, wie schon der Name zeigt, gekerbt — nicht bloss punktirt-gestreift; und nur seine Unterseite ist unmerklich behaart. Man vergleiche hiermit unsers Vf. Beschreibung und Abbildung. Der *B. dispar* ist, obwohl unrichtig, eine Apate bey Fabricius. Das Männchen unterscheidet sich auffallend von dem Weibchen. Wir fanden sie häufig im Holsteinischen, in den abgestorbnen Stämmen der Reine claude, deren Tod man dort auf ihre Rechnung schrieb. — *B. tuberculosus* scheint *monographus F.*, und *melanocephalus* nur Abänderung des *limbatus* zu seyn. — *B. cinereus*. Ungeachtet der Versichrung des Vfs., diesen Käfer von Hellwig unter dem Namen *Ap. Tiliae* erhalten zu haben, darf man doch nicht dieses Citat bey einem Käfer anführen, der so sehr abweicht, wie der hier beschriebne, der überdem in

Schwa-

Schwämmen sich aufhält, da *Apate*, oder besser *Bostrich. Tiliae* in jungen Linden, und den Spitzen der Lindenäste lebt. Es ist also sicher eine Verwechslung vorgegangen. Folgende zwey Gattungen, hat der Vf. glücklich von Bostrichus getrennt 33. *Eccoptogaster*, Geoffroys *Scolytus*. Diese Benennung musste H. verändern, da Fabr. sie so willkührlich einem ganz fremdartigen Käfer gegeben hatte. B. *Scolytus* und *pygmaeus F.* gehören hierher 34. *Platypus* hat nur die Eine Art: *B. cylindrus F.* — 35 G. *Scaphidium*. Der Vf. hat zwey Arten: 4. *maculatum* F. und *agaricinum*. Bey letzterm citirt er den *Derm. hemipterus* Panz. Naturf. 24. t. 1. f. 14. allein schon Panzers Diagnosis enthält die Widerlegung dieses Citats: „ovatus, niger, *villosus*, welcher Ausdruck von einem so glanzendglatten Käfer nicht gelten kann, wie *Sc. agar.* ist? Da nun H. die Abbildung von Panzern entlehnt hat; so müssen natürlich die Citate Linn. Fab. Olivier weggestrichen werden. Ehe wir fortfahren, müssen wir bemerken, dass in dem Texte von *Elophor. flavipes* an, bis *Triplax* 4. *maculata* die Figuren unrichtig angeführt sind. Man kann diesen Fehler sogleich verbessern, wenn man jedesmal die nächstfolgende grössere Nummer an die Stelle des Figurencitats setzt; so bey *flavipes* statt Fig. 5. c. lese man: Fig. 6. f. F. und 5 f. — 36 G. *Elophorus* Herbst sagt von seinem *E. flavipes*, dass er alle ihm bekannte an Grösse übertreffe, Fabricius hingegen giebt ihm Grösse und Körperbau des *nubilus*. Sollten beide Eine Art vor sich gehabt haben? Beym *crenatus* citirt der Vf., wie auch Fabricius gethan, die *Silpha elongata Schaller*. und entlehnt von diesem Schriftsteller die Beschreibung. Schaller hatte eine geringe Abweichung des *E. elongatus* vor sich; sollte auch wohl Fabr. Käfer eine solche Abart mit schwarzem Brustschilde seyn? — 37 G. *Triplax*. Eine nähere Untersuchung wird es lehren, ob diese Gattung, wenigstens in ihrer jetzigen Gestalt wirklich nothig war. Die hierher gerechneten beiden Insecten stehn mit den *Ipsen* und den *Kryptophagen* in so naher Verwandtschaft, dass die vom Vf. gegebnen Kennzeichen dieser Gattungen gewiss nicht hinreichend sind, sie zu trennen. Nur Degeer kannte die erste Art unter dem Namen *Anthribus*, Geoffroy's so bekannte Gattung enthält ganz fremdartige Käfer, und entspricht am besten noch dem *Strongylus* unsers Vfs. Die *T. Russica* ist die *Ips nigripennis Fabr.* Die *T.* 4. *maculata* hat viel Aehnlichkeit mit *Mycetophag. sanguinicollis Fabr.* oder *Dermest.* 4. *pustulat.* Panzer. Fn. Germ. 6, 6. In so fern ist Hs. Vermuthung eingetroffen, dass dieser Käfer zu *Melyris* oder *Mycetophagus* von Fabr. gerechnet seyn könne. Aber nach Rec. Ueberzeugung ist dieser Standort sehr übel gewählt, da dieser Käfer der *Ips humeralis* so nahe kommt.

Jetzt kommen wir zu einer andern Abtheilung von Käfergattungen, die zum Theil sehr reichhaltig sind, und nicht selten Gelegenheit darboten, neue Gattungen zu bilden, die aber der Vf. ungenutzt vorüber gehen liess. 38 G. *Necrophorus*. Der Maler hat die Fühlhörnerknöpfe aller Figuren roth gefärbt, wodurch die Abbildungen von *N. Humator* und *Mortuorum* unrichtig geworden sind. — 39 G. *Silpha*. Die *atrata* ist *obscura Fabr.*, die *punctata* dagegen Fabric. *atrata; S. opaca* ist *lunata Fabr.*, die *tomentosa* dessen und Linné's *opaca*. Die Abbildung von *Paedemontana* ist Copie von Schaeff. Ic. (warum giebt es der Vf. nie an, wann er copirt?) es ist daher sehr ungewiss, ob dieses räthselhafte Insect, oder nicht vielmehr eine Abart der *S. Atrata* hier abgebildet ist. Die übrigen aus diesen Berichtigungen, zum Theil von selbst sich ergebenden grossen Veränderungen in den Citaten müssen wir des Raums wegen, hier übergehen. Die Abbildung der *S. unicolor* hat die grösseste Aehnlichkeit mit *Opatr. arenarium Fabr.*, das aus Tranquebar zu uns kommt. Die *S. Lapponica* wird auch von *Isaac. Hay* Differt. entom. 5 Upsal. 1794. p. 72. so genannt. — 40 G. *Opatrum*. Herbsts und Panzers *O. gibbum* ist *crenatum F.* Fabric. sagt von *O. glabratum* es sey *leve, glabrum*. Dies verträgt sich nicht mit des Vf. Worten: „Oben ist es „aschgrau, und scheint alsdann glatt zu seyn; dies „ist aber nur ein Ueberzug, unter dem die Grundfarbe „be schwarz ist." Die Darstellung von *O. Agricola* ist ganz verfehlt; *O minutum* ist doch wohl nicht die braune Abänderung von jenem? — 41 G. *Nitidula*. Die *N. biloba* ist *N. marginata* Fabric. E. S. n. 5. und Olivier; folglich fällt n. 15. weg. Dieser Käfer ist ein Beweis, deren wir mehrere anführen könnten, wie nachlässig der Zeichner die Figuren bearbeitet. Der Lappen, von dem diese Art benannt ist, ist sicher nur das Wurzelglied des Fühlhorns; in der stark vergrösserten Zeichnung ist es ein Seitenfortsatz des Kopfschildes, an dessen rüsselartigem Mittelfortsatze die Fühlhörner sich, weit von jenen Lappen getrennt, befinden. Und mit dieser Nachlässigkeit sind viele, Abbildungen behandelt! Bey *N. Litura* ist der Vf. nicht gewiss, ob sie zu dieser Gattung gehöre, da seinem Exemplare die Fühlhörner fehlten; sein Zeichner hat aber dem Käfer Fühlhörner gegeben, videat. fig. 2. b. B. tab. 54. — *N. viridescens, aenea*. Zu erstrer rechnet der Vf. seinen *Derm. psyllius* des Archivs; aber eben diesen Käfer zählte er ja schon im 4ten Theile dieses Werks zu seinem *Strongylus psyllius*, den wir in der Rec. für die *N. aenea* erklärt haben, wohin er unsers Bedünkens eher gehört, als zur *viridescens*. Etwas auffallend ist es, dass der Vf. des *Strong. psyl.* gar nicht erwähnt. Die *N. sordida* des Vf. scheint uns eine kleinere Abart der *varia*, die wahre *sordida* ist sehr deutlich von der *varia* unterschieden.

Die 42 G. *Coccinella* nimmt einen grossen Theil dieses Hefts ein, und enthält 128 Arten. Ein vorzügliches Verdienst des Herausgebers ist es, dass er Schneiders und unsere in den Recensionen öfters geäusserte Bemerkungen benutzt, und die bekannnten Spielarten jeder Art zusammengestellt hat; wodurch dieser Band einen wesentlichen Vorzug vor ähnlichen Werken erhalten hat. Mit der Familieneintheilung des

des Vfs. find wir nicht fehr zufrieden, auch nicht mit den Gründen, die er Schneiders Abtheilung entgegenfetzt, und die er dadurch, dafs er die ausländifchen und minder bekannten Coccinellen abfonderte, zum Theil felbft entkräftet. Rec. hätte ihr noch wichtigere entgegenzuftellen. H. nimmt folgende Familien an: auf rother oder gelblicher Grundfarbe der Flügeldecken find die Punkte und Flecke bey der 1ten Fam. fchwarz, bey der 2ten weifs oder gelblich. Bey der 3ten ift die Grundfarbe fchwarz. — Hierdurch werden die verwandteften Arten getrennt; mehrere Varietäten Einer Art gehören zu allen dreyen Familien z. B. *bipunctata*, 10. *punctata*, *variabilis F.* u. f. f. Die erfte Horde ausländifcher und ihm unbekannter Cocc. zerfällt in eben diefe Abtheilungen. Des Vfs. *C. glacialis* ift ficher die *abbreviata F.*; ob aber Fabric. *glacialis* eine Abart davon ift, kann Rec. nicht entfcheiden. Herbft's Vermuthung, dafs die vom Fabric. befchriebne 10. *maculata* nur Abart der feinigen feyn könne, beftätigt Fabric. felbft fchon im Syftem. Ent. 105. 60. und in der Ent. fyft. p. 277. Die Befchreibung, die Fabr. von der *transverfalis* giebt, pafst fehr gut, uns fcheint auch feine *tricincta* Ent. fyft. n. 25. hierher zu gehören. Wir find überzeugt, dafs die hier abgebildete *C. bifafciata* nicht die Fabr. fey, denn diefe hat die Gröfse der *ocellata*, und hat eine ganz andre Zeichnung. Herbfts Abbildung ift ficher eine Copie von Thunbergs *C. flexuofa* N. fp. 1. 17. t. 1. f. 29.; da nun diefe zu *C. 6. maculata* gehört, die H. n. 6. fchon befchrieben hat; fo mufs n. 14. wegfallen. Die *C. Capenfis Thunb.* citirt Fabr. bey *chryfomelina*. — *C. repanda Thunb.* fieht *C. tricincta* fehr ähnlich. *C. rivofa Th.* wird von mehrern für die n. 68. vorkommende *C. lunata F.* erklärt. *C.* 20. *puftulata Th.* ift die n. 74. befchriebne *canina F.* — *C. variabilis F.* ift ficher nicht Abart der *bipunctata*. Das Schrankifche Citat bey 11. *punctata* hat H. H. ja fchon felbft ganz richtig zu der Abart der *C. 6. punctata* gerechnet. Geoffroy's Käfer ift die *C. Argus Scriba*. die Fabr. unter dem Namen 11. *maculata* befchreibt, und die der Vf n. 94. aufgeführt hat, wo alfo Schneiders Citat und Befchreibung wegfallen mufs. — *C. hieroglyphica*. Es ift uns nicht wohl begreiflich, wie H. H. nur einen Augenblick wähnen konnte, der hier von ihm unftreitig nach Sulzer t. 3. f. 4. copirte Käfer könne der Linn. Fabr. Degeerifche feyn!

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Braunfchweig*, b. Schröder: *Vertheidigung des Beweifes vom Dafeyn Gottes aus der Unmöglichkeit einer ewigen Welt.* Vormals dem Hn. Vicepräfidenten Jerufalem gewidmet, jetzo nebft einem Briefe deffelben über diefen Gegenftand, herausgegeben von *Chr. Levin Heinr. Dedekind* Paft. und Superint. zu Seefen, auch Probft des Klofters Frankenberg 1791. 51 S. 8. (3 gr.) Nach einigen Bemerkungen über die vermeyntliche Demonftration des *Cochius* von der Möglichkeit einer anfangslofen Succeffion, wodurch die Schwäche deffelben ins Licht gefetzt wird, fchreitet der Vf. zu dem Beweife der Unmöglichkeit einer ewigen Welt oder einer Succeffion endlicher Dinge ohne Anfang. Diefer Beweis wird nicht aus metaphyfifchen fondern aus empirifchen Gründen geführt. Der Vf. meynt, wenn es nur vom Menfchengefchlecht bewiefen fey, dafs es einen Anfang müffe gehabt haben, fo fey es damit auch von der ganzen fichtbaren Welt erwiefen; denn man könne doch den minder edlen Theilen keine gröfsere Vollkommenheit zueignen, als den Vollkommenern. Die Fortpflanzung des menfchlichen Gefchlechts fey *ordentlicher Weife* mit einer Vermehrung verknüpft, welches unter andern auch mit den Fortfchritten der Bevölkerung im preufsifchen Staaten dargethan wird; man müffe fich daher die Abftammung des menfchlichen Gefchlechts als eine Reihe Linien vorftellen, welche nicht in gerader Richtung parallel fort, fondern immer näher zufammenlaufen: Und fo nothwendig es fey, dafs fich eine Pyramide in einem Punkt endige, eben fo nothwendig müffe das menfchliche Gefchlecht einen Anfang haben. — Diefs ift wohl gar eine geometrifche Demonftration! — Hierauf werden einige Einwürfe beantwortet; unter andern diefer, das menfchliche Gefchlecht könne mehrere ja wohl unendlich viele folche Revolutionen als die Noachitifche war, erlitten haben. Endlich wird jener Beweis noch durch eine politifche Berechnung beftätiget, aus welcher folgen foll, dafs man nicht Urfache habe, an der Richtigkeit der Mofaifchen Zeitrechnung zu zweifeln. Denn wenn man annehme, dafs die Menfchenzahl fich in 100 Jahren verdoppele, fo komme eine gröfsere Volkszahl heraus als gegenwärtig die Erde bewohne. — Es verlohnt fich nicht der Mühe diefen Beweis einer Kritik zu unterwerfen. Die Stelle deffelben mögen zwey Urtheile des Vf. vertreten. Unter andern wichtigen Folgerungen, welche der Vf. aus feinem Beweis ableitet, findet fich auch S. 29. diefe. *Sind wir vermöge der mit der Fortpflanzung des menfchlichen Gefchlechts ordentlicher Weife verknüpften Vermehrung, genöthiget, uns den Anfang des menfchlichen Gefchlechts fehr gering vorzuftellen; fo kann das unendliche Denken und die unendliche Ausdehnung der einzigen Subftanz des Spinoza, fchon aus diefem Grunde, unmöglich was unendliches, ewiges und nothwendiges feyn.* — In der Vorrede S. 8. fagt der Vf., er habe es für unnöthig gehalten, Veränderungen mit diefer Schrift vorzunehmen, obgleich die Kantifche Philofophie feitdem so Freunden gewonnen habe. *Diefelbe,* fährt er fort, *beftreitet aber eigentlich nur die Metaphyfik, in fo fern fie auf transfcendentalen Principien beruhet. Allein hier ift von der unlaugbar exiftirenden Welt eigentlich die Rede.* — Diefe Schrift ift dem Andenken *Jerufalems* gewidmet, und daher auch der Brief, womit er dem Vf. für diefes Angebinde danket, abgedruckt worden. Die Stellen derfelben welche günftige Urtheile enthielten, hat Hr. D. zwar weggeftrichen, aber doch fo meifterlich, dafs man den Inhalt derfelben errathen kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 16. Februar 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

LÜBECK, b. Bohn u. Comp.: *Terpsichore*, von *J. G. Herder*. 1795. 8. Erster Theil. XXII u. 216 S. Zweyter Theil. XIV u. 217—485 S. Dritter Theil. 1796. XVIII u. 277 S.

Wenn je ein Geist dazu bestimmt schien, sehr abweichende Ansichten und Empfindungsarten, da wo jede derselben ihre eigenthümlichsten Aeusserungen niederlegt, in der Poesie, mit einander zu befreunden; so ist es der, welcher in dieser Sammlung die auserlesensten Lieder eines längst gestorbnen und auch aus dem Andenken der Welt abgeschiednen Dichters neu belebt hat. An ihm bewundern wir nicht allein die eben so rege als zarte, vielseitige, ja man möchte beynah sagen, allseitige Empfänglichkeit; den reinen, unbestechlichen und dennoch milden Sinn, der, durch innige Verwandschaft zu dem Edelsten und Schönsten hingezogen, auch das Geringere nicht verschmäht, wofern es der Menschheit angehört; das innere Gleichgewicht, die ruhige Ueberlegenheit des Gemüths, wodurch es in den Stand gesetzt wird, eine Welt der verschiedenartigsten Eindrücke, jeden in seiner Eigenheit, ohne Streit und Verwirrung in sich zu bewahren; sondern auch die Biegsamkeit, mit der sich seine Einbildungskraft aller Formen bemächtigt, und, wie unverkennbar auch das Gepräge selbstständiger Bestimmtheit in allem dem ist, was er ursprünglich gedichtet hat, dennoch auch die Kunstgebilde andrer Meister, aus den verschiedensten Zeiten und Völkern in treffenden Kopieen darzustellen versteht. Jetzt erweckt er einen einheimischen Dichter aus dem Grabe einer ausgestorbenen Sprache, worinn er über ein Jahrhundert geschlummert hatte, und giebt ihm seine Muttersprache zurück. *Balde*, der vergessne Balde, fand nicht nur einen vortrefflichen Uebersetzer, was sich doch in unsern Zeiten kaum erwarten liess: ein Geist, der den seinigen durch Umfang und Höhe der Bildung entschieden verdunkelt, verbrüdert sich mit ihm und führt ihn verjüngt der Nachwelt entgegen.

Es giebt für die Prüfung der vorliegenden Gedichte einen doppelten Gesichtspunkt. Man kann entweder fragen: was sind sie, für sich selbst betrachtet? oder: wie verhalten sie sich zu ihren lateinischen Originalen? Da unsre Landsleute hier nicht mit einem Schriftsteller des Alterthums bekannt gemacht werden, dessen Werke, wenn sie auch keinen ausgezeichneten Werth hätten, doch das Gemälde desselben vollständiger machen helfen, so muss freylich durch jene erste Untersuchung am Ende die Wahl des Vf. gerechtfertigt werden. Aber um zu erfahren, was wir dem lateinischen Dichter, und was wir seinem deutschen Wortführer verdanken, dürfen wir uns nicht auf sie beschränken. Was die zweyte Frage betrifft, so leuchtet es von selbst ein, dass Treue und Genauigkeit der Uebertragung hier nicht der Maasstab der Würdigung seyn kann. Gedichte, von deren Daseyn bey weitem die meisten Leser erst durch die Verdeutschung unterrichtet wurden, um die in ihrer ursprünglichen Gestalt sich kaum einer oder der andre bekümmerte, gelten für neue. Alle mit ihnen vorgenommenen Umbildungen, wodurch sie gewannen, sind nicht nur erlaubt, sondern willkommen. Wer sie in einer gelehrten Absicht kennen lernen will, kann und muss sie in der Ursprache lesen.

Ehe wir bestimmte Vergleichungen anstellen, müssen wir einiges im allgemeinen über den Dichter *Jakob Balde* bemerken, was auf jene erst ihr volles Licht werfen kann. Herder hat sowohl in der Vorrede, als in dem schönen Ehrendenkmahl, das er ihm noch besonders gesetzt (Th. III. S. 1—82.), seinen Geist mit wenigen, aber treffenden, Zügen bezeichnet, und zugleich die nachtheiligen oder vortheilhaften Einflüsse der äussern Lage auf denselben in der Kürze sehr befriedigend erwogen. Diese letzten Rücksichten darf man nie aus den Augen verlieren, um über die Verdienste *des Menschen* einen billigen Ausspruch zu thun. Ueber seine Poesie hingegen liesse sich gar wohl ein davon unabhängiges Urtheil fällen; ja sie müsten sogar geflissentlich bey Seite gestellt werden, wenn es ein reines Kunsturtheil seyn sollte. Die Gesetze des Schönen gelten überall und zu allen Zeiten: nichts kann den, der sich als einen Eingeweihten in die Geheimnisse desselben, als einen Dichter ankündigt, von ihrer Befolgung lossprechen. Bey Balde erhalten uns noch überdies die Sprache, worinn er gedichtet, und die dem Alterthume abgeborgten Formen die höchsten Foderungen der Kunst gegenwärtig. Wenn wir erst darüber zu einer Entscheidung gelangt sind, in wie weit er ihnen Genüge geleistet oder nicht; so kann ein Blick auf den Stand, auf das Zeitalter, auf die ganze umgebende Welt des Dichters dazu dienen, seine Mängel und Verirrungen zu erklären und zu entschuldigen.

B. dichtete lateinisch. Einer fremden Sprache kann man sich allerdings, auch für den dichterischen Gebrauch, in dem Grade bemächtigen (und die Beyspiele davon sind nicht selten), dass die Vorstellungen und Empfindungen eben so innig mit ihren Zeichen verschwistert und damit eins geworden scheinen, als hat

hätten sie sich schon beym Erwachen des Bewusstseyns, an der Quelle des Lebens, zu einander gesellt, und gemeinschaftlich zum Strome ausgebreitet. Beträchtlich anders verhält es sich, wenn die vom Dichter erwählte fremde Sprache zugleich eine todte ist. Zwar haben Sprachen, die sich bis zur Vollendung entfalteten, das Vorrecht in unsterblichen Denkmalen sich selbst zu überdauern. Allein das geistige Leben, das diese Wundergebilde bis in die zartesten Adern durchglüht, kann nur gefühlt, allenfalls nachgemacht werden, nie sich wahrhaft mittheilen. Eine Sprache, die nicht mehr im Munde eines ganzen Volks ist, kann sich nicht fortbilden; sie muss bleiben wie sie ist, oder ausarten; und diese Unveränderlichkeit der, wenn auch noch so schönen, Züge hat da, wo wir unentlehnten Reiz, ursprüngliche Bewegung erwarten, etwas erstorbnes. Eben dadurch, dass jede lebende Sprache auf gewisse Weise unbegränzt und unerschöpflich ist, werden wahre Schöpfungen des Genius aus ihr und in ihr möglich; sobald sie, vollständig abgeschlossen, übersehen werden kann, muss das eigentliche Geheimniss des dichterischen Zaubers wegfallen. B. selbst sah wohl ein (Terp. Th. III. S. 47.), dass dem neueren lateinischen Dichter nur die Wahl bleibt, ob er in seinem Ausdrucke der treue Wiederhall eines römischen Vorbildes, oder auf die Gefahr hin, unlateinisch zu reden, neu und eigenthümlich seyn will. Ihm war es nicht darum zu thun, goldne Redensarten der Alten, fertig und glücklich spielend, von neuem zusammen zu würfeln (was er freylich wohl auch zuweilen als Uebung treiben mochte), sondern die ganze Kraft eines von seinem Gegenstande erfüllten Gemüths ungeschwächt in Liedern zu ergiessen. Er konnte sich daher auch nicht an jener reinen, zierlichen Beschränktheit andrer Neueren begnügen lassen, und nöthigte ohne Bedenken alles, was ihm seine gründliche Gelehrsamkeit, sein umfassendes Gedächtniss von lateinischen Ausdrücken darbot, wofern er es für seinen jedesmaligen Zweck irgend tauglich fand, sich in Horazische Weisen und Wendungen zu fügen. Wenn Schönheit der Sprache auf einem Gewebe der feinsten Beziehungen beruht, wovon sehr viele nur den Mitlebenden fühlbar sind; so wird unstreitig manches in B's. Gedichten auch den geübtesten Sprachkundigen unsrer Tage nicht im Genusse stöhren, was ein Metius Tarpa, sollte er wieder auferstehen, strenge verdammen würde. Allein da wir den neuern Dichter gleichsam nicht unmittelbar, sondern durch Dazwischenkunft der alten vernehmen; so haben wir auch an diesen einen Maassstab des Urtheils, und müssen nothwendig Haltung und Harmonie vermissen, wenn wir Bruchstücke aus dem Latein des Plautus oder Catullus mit dem des Statius, Martialis u. s. w. verflochten finden. Wie dem auch sey, es war ein Glück für B., dass ihm dieser Ausweg ins Alterthum offen stand. Hätte er nie anders als in seiner Muttersprache geschrieben; so wäre sein ächter Dichtergeist wahrscheinlich nie erkannt worden, ja er hätte vielleicht in ihm selbst immer geschlummert. Dass seine deutschen Verse so unfein und niedrig sind (Terps. III. S. 27—30.) lässt sich wohl nicht ganz aus dem damaligen Zustande unsrer Sprache im Allgemeinen, aber mehr aus seiner besondern Lage, entschuldigen. Mit kräftiger Hand hatte Luther schon früher die Umrisse der deutschen Prosa angegeben; Opiz, Flemming und andre protestantische Dichter, die eine ganz neue Bahn für die vaterländische Poesie eröffneten, lebten wie B. zur Zeit des dreyssigjährigen Kriegs. Doch für den katholischen Geistlichen war dies alles vermuthlich so gut als nicht vorhanden. Aus dem Elsass gebürtig, hatte er gewiss eine fehlerhafte und rauhe Mundart des Deutschen an sich, die er in Bayern eben nicht wird verfeinert haben. Auch glaubte er sich nach der Gemüthsart des Volks im südlichen Deutschland, die überhaupt fröhlicher ist, und handgreifliche Schwänke foderte, bequemen zu müssen. (Terps. III, 28.). Man hat ja den Fall öfter gehabt, dass Männer, die von einer geschmacklosen Welt umgeben waren, den Sinn für würdigen Ernst und für Anmuth des Ausdrucks erst mit den alten Sprachen, wo diese Vorzüge einheimisch sind, einzuathmen schienen, und ihn nur in denselben wieder aushauchen konnten.

Ein tiefes, regsames, oft schwärmerisch ungestümes Gefühl; eine Einbildungskraft, woraus starke und wunderbare Bilder sich zahllos hervordrängen; ein erfinderischer, immer an entfernten Vergleichungen, an überraschenden Einkleidungen geschäftiger Witz; ein scharfer Verstand, der da, wo er nicht durch Partheylichkeit oder früh angewöhnte Vorurtheile geblendet wird, die menschlichen Verhältnisse durchschauend ergreift; grosse sittliche Schnellkraft und Selbstständigkeit; kühne Sicherheit des Geistes, welche sich immer eigne Wege wählt, und auch die ungebahntesten nicht scheut: alle diese Eigenschaften erscheinen in B's. Werken allzu hervorstechend, als dass man ihn nicht für einen gebornen, und zwar einen ungewöhnlich reich begabten, Dichter erkennen müsste. Auf der andern Seite erheben sich nur wenige seiner Lieder zu einer fleckenlosen Vollendung; manche werden durch die seltsamsten Ausschweifungen entstellt. Oft wird sein Ausdruck durch das Bestreben nach Kraft und Neuheit hart, gesucht und verworren; die Darstellung ist nicht selten überspannt und mit völliger Aufopferung der Natur und Wahrheit ins ungeheure getrieben; sein Reichthum ermüdet, wenn er zuweilen gar kein Ziel zu finden und nichts zu verschweigen weiss. Von Schonung und dichterischer Enthaltsamkeit scheint er gar keinen Begriff gehabt zu haben: er verweilt manchmal, wie mit Wohlgefallen, bey ekelhaften oder empörenden Schilderungen. Dennoch kann man ihm Gefühl für das Schöne nicht ganz absprechen, das er in einzelnen Stellen bis auf einen sehr hohen Grad erreicht. Eher gebrach es ihm wohl an eigentlichen Kunstsinn: wenigstens lassen viele seiner Lieder im Ganzen ihres Baues Rundung, harmonisches Ebenmaass und zart geholtne Einheit des Tons vermissen. Eine witzelnde Spielerey unterbricht dann und wann den Erguss der Empfindungen, ohne dass man doch zweifeln kann, es sey ihm der heiligste Ernst damit gewesen.

Die

Die Gränze des Schicklichen überspringt er oft bis ins Abgeschmackte hinein. Mit einem Worte, es giebt wenige Dichter, von denen sich zugleich so viel gutes und schlimmes sagen liesse, und wo Fehler und Vorzüge so in die Augen fallend neben einander ständen.

Denjenigen unter unsern Lesern, welche ihn nur aus der Terpsichore kennen, wird obiger Tadel unfehlbar zu hart dünken, eben weil sowohl durch die Wahl der Stücke als durch die Art der Uebertragung das meiste, worauf er sich bezieht, gänzlich weggeräumt oder doch sehr gemildert ist. Rec. hält es deswegen für seine Pflicht, besonders da der lateinische B. nicht in Aller Händen ist, sein Urtheil durch einige Beyspiele zu bestätigen.

Wenn einmal Pompejus und Cäsar wegen des bürgerlichen Krieges, den sie verursacht, „die beiden Stücke der zerrissnen Welt" (Lyr. IV, od. 28. *hi laceri duo frusta mundi*) genannt werden, so könnte man dieses riesenhafte Wort durch das Ansehen des Propertius vertheidigen wollen; er sagt bey einer ähnlichen Gelegenheit: *huc mundi coiere manus.* Aber der übermüthige König (Lyr. IV, od. 9.), der, nicht zufrieden wie Xerxes das Meer zu geisseln, „die Backen des Aeolus mit Streichen, die Natur selbst mit Stockschlägen bedroht" (*Aeoli buccis colaphum minatur, Et mihi fustem*), wetteifert mit jenem Furius, welcher die Alpen mit weislichem Schnee bespie. Doch hat sich dieses Bild in das Deutsche mit eingeschlichen, wie auch, was noch mehr zu beklagen ist, die Nymphe Europa, die auf dem Kopfe geht, „Füsse gen Himmel gekehrt" (Terpf. III, S. 255.) und die damalige Verwirrung der europäischen Angelegenheiten andeuten soll. Ekelhafte Beschreibungen sind vorzüglich in den Verwünschungen des Katarrhs und den scherzhaften Gedichten gegen die Fetten zu Hause. Nach der folgenden wird man weiter keine verlangen: Sylv. IX, od. 26.:

Quid tandem fiet? quoties testudo resumta est,
Tempestas caput egit aquosa:
Perque cavas fauces se praecipitavit, et alto
Obstruxit praecordia limo.
Unde putrem lanam, et squalentia vellera tabe
Eiectat circumsona tussis.

Leider verräth sich B's. Vorliebe für solche Gegenstände dadurch, dass er sie auch da anbringt, wo sie gar nicht unentbehrlich waren. Er ermahnt z. B. den aus Frankreich zurückkehrenden Deutschen, die erlernte fremde Sprache nicht in seiner Heimath beyzubehalten: Sylv. III, od. 6.:

Heu! redux matrem, cave, ne salutes
Ore Gallorum: Sequanam sub ipsas
Evome portas.
Vappa linguarum, putriumque vocum,
Unico ructu stomachi levanda.

Ein andres Mal will er das häsliche Ungeheuer *Mein und Dein* vernichten (Sylv. IX, od. 20.). In einer sehr lebendigen Dichtung stellt er ein Opfer damit an, und sobald die Flamme es verzehrt hat, kehrt das goldne Zeitalter auf die Erde zurück. Eine so frohe Begebenheit soll nun durch ein andres blofs aus Düften bestehendes Opfer gefeyert werden:

Parte alia, tota ponatur Majus in ara,
Violis, et omni copia florum rubens:
Alcinoique nemus, Paestique, et Hymettus et Hybla;
Aurique viridis dives hortus Africae.
Quidquid Niliaci sudat de vulnere trunci,
Syrusque summis messor in spiris legit
Quidquid odorifero victurus funere Phoenix,
Quoties sepulcrum mutat in cunas suum:
Quidquid blanditur croceis Panchaïa silvis.

Bis hieher lässt man sich den gelehrten aromatischen Ueberfluss, der dichterisch geschmückten Sprache zu lieb, worinn er dargereicht wird, gefallen. Die Zeilen vom Phönix sind, wenn auch allzukünstlich, doch sinnreich. Aber nun genügt es dem Dichter noch nicht an diesen aus Osten und Westen zusammengetragnen Wohlgerüchen:

Et quidquid usquam nasus invenit boni,
Nasus Arabs, nasusque Cilix, nasusque Sabaeus:
Collata nostro foeteant incendio.

Wenn er (Lyr. III, od. 18.) der Jungfrau Maria ihre Verbindlichkeiten gegen die Eva vorhält, weil sie ohne den Sündenfall derselben nicht Mutter des Heilands hätte werden können, so entzog sich ihm vielleicht das Widersinnige, was darin liegt, unter dem Schleyer der Heiligkeit. Hingegen möchte eben nach solchen Religionsbegriffen die Tändeley in einer andern Ode (Lyr. III, od. 38.) bis zur Entweihung getrieben zu seyn scheinen. Das Ganze dreht sich um den Umstand, dass der Name *Maria* als Tribrachys sich in kein lyrisches Sylbenmaass bringen lässt. Er vergleicht ihn daher in zwey wirklich sehr schönen Strophen mit der Daphne, sich mit dem vergebens verfolgenden Apollo. „Rufe ich auch: Mari-(a) alta!" fährt er fort, „so steckt Tethys den Kopf heraus, und „meynt es sey von den Meeren (maria) die Rede. Andre heilige Jungfrauen, Walpurgis, Agnes, Theresa, Ursula u. s. w. wünschen von mir besungen zu werden, und versprechen mir noch obendrein Belohnungen.

Una centenas gerit inter intra-
ctabile nomen.
Forte vult cogi. Quid agis, poëta?
Saepe, quod nunquam pudor assecutus,
Cepit audendo violens amator,
Ruris alumnus.

Er führt den verwegnen Entschluss aus, und begrüfst sie, den Regeln der Sylbenzeit zum Trotz, in der Adonischen Schlusszeile der Ode: Virgo Maria.

So weit B. entfernt ist, sich auf die Sprache des Horatius zu beschränken, so gebraucht er doch mehrmals die eignen Worte desselben auf eine Art, die man nicht wohl anders als Parodie nennen kann. Im Gegensatze mit der *Mater saeva Cupidinum* wird die heil. Jungfrau *decentium Mater blanda Cupidinum.* Ein andres Lied an sie hebt nach *Horat. C. II, od. 4.* an: *Ne tibi servi sit amor pudori.* Wiederum Lyr. IV, 4.:

Intermissa diu redi,
Virgo, Davidicis edita regibus.

Wollte der Dichter im Ernst, dafs wir unsre Gedanken auf die heil. Jungfrau richten sollten, indem er uns zu gleicher Zeit an die Angriffe der Venus auf den römischen Lyriker und an die Abkunft des Mäcenas erinnert? Und wie ganz musste der Sinn für das Schickliche bey ihm schlafen, als er über die Madonna mit dem Kinde ausrief:

O nate in usum laetitiae puer!
O matre pulcra parvule pulcrior!

Ihm mochte dies für einen frommen Raub an jenen unheiligen Gegenständen gelten; aber da er nur auf Leser rechnen durfte, die mit dem Horatius vertraut sind; so hätte er sich hüten sollen, ihre Stimmung durch die Anregung so verschiedenartiger Eindrücke, besonders beym Anfange eines Liedes, gänzlich zu verfälschen. Eine Muse, die, obgleich mit einer römischen Stola bekleidet, nicht selten ihre barbarische Herkunft verräth, hatte noch andre Gründe, die Vergleichung mit dem urbansten aller Dichter auf jede Art zu meiden. B. scheute sie eben nicht: er wollte nicht nur seine Freyheit und Eigenthümlichkeit neben dem Römer behaupten (Sylv. V, od. 4.), sondern er strebte ihn auch zu übertreffen; gewiss nicht auf dem richtigen Wege, wenn er, wie wir nach seinen Aeuserungen glauben müssen (Terpf. Th. III, S. 45. 46.), die weise Mäsigung, die vollendete, einfache Anmuth seines Vorbildes als Schwäche oder Armuth misdeutete. Offenbar ist es, dafs Horatius äusserlich weit mehr begünstigt war, und seinem spätern Nebenbuhler also durch manches überlegen seyn konnte, was nicht zu ihm selbst gehörte (Terpf. Th. III. S. 49. 52.). Wenn in ihm, wie Herder so schön sagt, „die Grazie des Lebens wohnt," wie konnte B. unter den trübesten Aussichten in einer gräuelvollen Zeit andre als furchtbare Grazien haben? Der Römer knüpfte seine Dichtkunst an den feinsten Lebensgenuss an; der Deutsche rettete sich aus der einengenden Wirklichkeit in das Gebiet der Poesie hinüber. Wenn jener bey seiner wandelbaren Philosophie immer liebenswürdig ist; so hat dagegen die strenge, auf Entsagung und Abhärtung gegründete Lebensweisheit des letztern oft einen grofsen Charakter. Dies führt uns auf die allgemeinere Betrachtung, dafs er über das meiste, was wir oben gerügt, mehr beklagt als getadelt zu werden verdient. Allein wo tritt wohl der Fall ein, dafs der freye Mensch mit der Natur und dem Schicksale ganz reine Abrechnung halten könnte? Vielleicht waren hier alle persönlichen Anlagen zu einem einzig grofsen Dichter vorhanden: nur eine dichterische Welt und eine dichterische Muttersprache fehlte. Die Summe der für seine Bildung ungünstigen Umstände, ob sie sich gleich in die wenigen Worte zusammenfassen lässt: er war ein deutscher Jesuit und lebte zur Zeit des dreyssigjährigen Krieges in Bayern, war so grofs, dafs man über das, was dennoch aus ihm geworden, billig erstaunen muss. Und wer würde untheilnehmend vorübergehn, wenn er auf dem Grabmale des edeln Mannes, den so viele Fesseln und Entbehrungen niederdrückten, die traurige Geschichte seines Lebens, von ihm selbst geschildert läse?

Tristibus imperiis spatio retinemur in arcto,
Et curtum male perdimus aevum.

Der Zweck alles bisherigen war, zu zeigen, was und wie viel ein Dichter wie B. dabey gewinnen konnte, dafs er mit geläutertem Geschmack und einer umfassendern Ansicht der Dinge in unser Zeitalter verpflanzt, dafs seine Lieder aus einer freyer athmenden Brust von neuem gesungen wurden. Jetzt müssen wir untersuchen, mit welchem Glücke dies geschehen ist. Die Art, wie sich der würdige Vf. über seine Arbeit äussert, zeugt von tiefer Einsicht in das, worauf es hier wesentlich ankam. Terpf. Th. III. S. 203. „Ich folgte dem Geist seiner Muse, nicht je„dem seiner Worte und Bilder. Bey seinen lyrischen „Stücken behielt ich den eigenthümlichen Ton jedes „derselben im Ohr, den Sinn und Umrifs desselben „im Auge. Schönheiten habe ich ihm nicht gelie„hen, wohl aber Flecken hinweggethan, weil ich „seinen grofsen Genius zu sehr ehrte, als dafs ich „mit kleinfügigen Stolz ihn in diesen zur Schau stel„len sollte. Wo dem Umrifs seines Gedichts etwas „zu fehlen schien, zog ich mit leiser Hand, wie bey „einer alten Zeichnung, die Linien zusammen, da„mit ich ihn *meiner Zeit* darstellte." In Einem Stücke müssen wir dieser allzu gemäfsigten Andeutung der Bemühungen des Uebersetzers widersprechen. Man darf behaupten, dafs Vereinfachung, Abkürzung und Milderung hier nach der Natur der Sache schon an sich oft wahre Verschönerung seyn muss; aber uns sind auch viele Züge in der Terpsichore werth, wovon sich in den Originalen keine Spur findet.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 17. Februar 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

LÜBECK, b. Bohn u. Comp.: *Terpsichore*, von *J. G. Herder* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir gehen zu einzelnen Beyspielen fort. Die Ode Lyr. III, 14, *Argonautae*, heisst im Deutschen (Th. I. S. 133.) *die Schiffenden*, und lautet so:

Dass die Kühnen des Meeres heil'ge Rechte,
Dass den hohen Trident sie frech beleidigt,
Klag' ich. War es ein Fell, das goldne Fell werth,
Dass ihr, o Schiffer
Argonauten, die Blitze Zeus und alle
Aeols Winde, den Grimm Neptuns verschmähtet?
Hat die Erde nicht Grüfte genug? Bedarf es
Urnen des Abgrunds?
Sieh die Schuldigen, die der Klotho Faden
Murrend lästern, er sey zu zart, zu brüchig:
Und vom brüchigen Faden spannen Segel
Sie an den Mastbaum,
Rudern selbst mit der Parze heilgen (heil'ger) Spindel —
O ihr Götter des Meers, warum ersäuftet
Ihr die Sträflichen nicht, die nur der Habsucht
Länder vereinen?

Der lateinische Anfang: *Jus sacri laesum refero Tridentis* ist kürzer und gehaltner; der deutsche reisst leidenschaftlicher den Hörer mit sich fort. Es ist in der Art des erregten Unwillens, dass er, um den Frevel zu bezeichnen, den er rügt, starke Ausdrücke häuft, deren Aehnlichkeit dann keinesweges eine leere Wiederholung ist. Auch dass die Thäter sogleich genannt werden, obgleich auf eine unbestimmte Weise, nach der Eigenschaft, welche sie durch ihre That offenbaret, „die Kühnen," belebt die Sache mehr als die dort gebrauchte leidende Form. „Klag' ich," statt des ruhigern *refero* ist den übrigen Veränderungen angemessen, und der Doppelsinn (hier nicht verwerflich, weil er keine Undeutlichkeit verursacht) dass es entweder für *beklagen* oder *anklagen* stehen kann, vereinigt in dem Worte die Kraft beider Bedeutungen. Auch das ist weit lyrischer, dass der deutsche Dichter uns nicht erst über den Zug der Argonauten historisch belehrt: *Per truces fluctus, et opaca ponti, Thessalam Graji docuere nautae Currere pinum;* sondern von Herabwürdigung der Triebfeder ihres Unternehmens ausgeht, und diese in eine Frage verwandelt. Die Verächtlichkeit des goldenen Vliesses wusste B. nicht anders als durch eine widrige Uebertreibung auszudrücken: *Huc ovis flavae scabies avaros impulit.* Wie viel feiner ist es im Deutschen bloss dadurch geschehen, dass *Fell* statt *Vliess* gesetzt, und der Umstand, dass es von Gold war, als etwas unbedeutendes und anfangs vergessnes erst nachgeholt wird. Der Vorleser muss sich ja davor hüten, das Beywort „goldne" durch Erhebung der Stimme auszuzeichnen, sondern so leicht wie möglich darüber hineilen. Das Einerleysagende in den Worten: „*o Schiffer Argonauten,*" wird Leser, welche die alten Sprachen nicht kennen, weniger beleidigen; es hätte durch ein Comma am Ende der ersten Strophe gemildert, oder noch besser ganz vermieden werden können. B. fährt fort: *tanti fuerat, timere Fulmen et spumas, et equos, et aerei Flammea tauri!* Die zuletzt erwähnten Abentheuer, welche die Argonauten in Kolchis zu bestehen hatten, sind der Absicht des Liedes fremd; mit Recht ist daher dieser zerstreuende Schmuck nicht in der Nachbildung aufgenommen. Dagegen haben die im Lateinischen nur flüchtig berührten Gefahren des Meeres eben so schicklich eine vollere Ausführung erhalten, und dadurch, dass bey jeder zerstörenden Wirkung die Gottheit genannt wird, welcher der Volksglaube sie zuschrieb, ist obige Ankündigung der Sache als einer heiligen Angelegenheit durchgeführt, und auf das Ziel des Ganzen, die Schiffahrt als einen die Naturgesetze verletzenden Frevel darzustellen, hingearbeitet worden. B's dritte Strophe:

Ergo telluri locus et sepulcra, et
Asseres desunt, quibus inferantur
Ossa! de fundo pelagi petendae
Funeris urnae!

ist in zwey Zeilen zusammengezogen; aber die Hälfte ist hier unstreitig mehr als das Ganze. Die *asseres* erinnern neben den Urnen an die heutige Weise in Särgen zu begraben, und *quibus inferantur ossa* ist nach *sepulcra* ein schwächender Zusatz. Im Deutschen haben die kurzen, rasch auf einander folgenden, Fragen einen grösseren Nachdruck, und die *Urnen des Abgrunds* sind weit dichterischer, als „Begräbnissurnen, die vom Grunde des Meeres heraufgeholt werden." In den folgenden Zeilen: *En reos, parcam Lachesin queruntur Pensa de vili glomerare lana*, ist der verstärkte Ausdruck *Murrend lästern* statt *queruntur* die bedeutendste Veränderung, die mit dem gleich anfangs lebhafter bezeugten Unwillen vollkommen übereinstimmt. Eine äusserst kühne und sinnreiche Wendung ist es, wenn hierauf der Gedanke: die Men-

schen setzen beym Seewesen ihr Leben auf das gewagteste Spiel, so eingekleidet wird: sie gebrauchen das, woran dasselbe hangt, die Werkzeuge der Parzen, zum Schiffgeräthe,

Nec colum totam dubitant trementi adnectere malo.
Unus in remi quoque forsan usum
Fregit, ut stanteis agitaret undas:
Alter intextae data vela vitae in
Carbasa vertit.

Die beiden ersten Zeilen sind zum Vortheile der Uebersetzung ganz weggeblieben; denn soll das Bild Zusammenhang haben, so müssen die Werkzeuge der Parzen als tauglich zur Einrichtung eines Schiffes vorgestellt werden, und man sieht nicht ein, wozu der an den Mast geknüpfte Spinnrocken dienen soll. Ueberhaupt durfte der Dichter hiebey nicht zu lange verweilen, damit nicht die Wahrheit der sinnbildlichen Beziehung durch das bemerkte sinnliche Missverhältniss verdunkelt würde: die abgekürzte Nachbildung ist also auch hier für Gewinn zu halten. In der letzten Strophe:

Di maris! cur non prius obruistis
Quam reversura Minyae carina
Magna dissecti traherent in unum
Foedera mundi?

kehrt der deutsche Dichter schicklicher nicht wieder zu den Argonauten zurück, von denen er zu der allgemeinen Betrachtung Anlass genommen hat, und durch den kleinen Zusatz: *der Habsucht*, ist dem Einwurfe vorgebeugt, die Verbindung der Erdtheile sey ja etwas wohlthätiges, und die sittliche Richtung des Gedichtes erst recht bestimmt.

Wir haben diese Ode nur deswegen gewählt, weil sie kurz ist, und eine solche durchgängige Zergliederung einer der längeren uns zu weit geführt hätte. Uebrigens finden wir fast überall, wo wir aufschlagen, Bestätigungen des Urtheils, das aus der eben angestellten Vergleichung hervorgehen muss. *Das Schachspiel*, (Th. I. S. 6.) eins von *B's* angenehmsten Stücken, eilt hier noch rascher und leichter zu seiner Entwicklung fort, und die kürzeren Anwendungen auf das menschliche Leben sind bey dem ernsten Sinn, den sie wirklich einschliessen, durch eine leise Einmischung von Scherz und Laune noch mehr gewürzt. Es wird mit dem Spiele in der That sehr artig gespielt. Im *Thomas Morus*, (Th. I. S. 15.) den *B.* als einen zweyten Regulus besang, finden sich die Worte, welche dem zum Tode gehenden in den Mund gelegt werden, und die heiterste Gemüthsruhe darstellen, nicht im Original. In der ersten Strophe der Ode *Kronen* (Th. I. S. 21.) ist an die Stelle eines übertriebnen Bildes ein weit gemässigteres und edleres getreten. In der Ode Th. I. S. 25. ist es ein rührend verschönernder Zug, dass der Blinde seine glückliche Blindheit besingt, da er bey *B.* nur mit sich selbst davon spricht. Dies schöne Lied hat überhaupt noch sehr gewonnen: eine lieblichere Schwärmerey schwebt gleich einem zarten Hauche über dem Ganzen. Auch in den beiden Stücken *an die Bildsäule eines schönen Knaben* und *auf einen Garten, die Sternenau genannt*, (Th. I. S. 45—50.) sind die fast zu glänzenden Farben des Originals sanfter verschmelzt. In der eben so dichterischen als malerisch dargestellten Erscheinung *Malerey und Dichtkunst* (Th. I. S. 76.) ist die ausdrückliche Beziehung auf König Belsazers Gesicht, welche nicht in diesen Bilderkreis gehörte, weggelassen, und statt der aus der Wand hervorgehenden Hand nur der goldne Griffel, den sie führt, geblieben; dagegen spielt der Schluss des Liedes sinnreich auf das bekannte Wort Correggio's an. Auch der darinn liegende Sinn, dessen sich *B.* wohl nicht deutlich bewusst war, dass die Dichtung durch ein ganz andres Mittel als die Malerey, nämlich durch fortschreitende Bewegung ihre Gestalten zur Anschauung bringen soll, ist zu grösserer Klarheit erhoben. *Die Römerbilder* (Th. I. S. 104.) gehören unter die begeisterten Ausflüge, wobey sich der Dichter ohne Vorsatz dem Feuer seines Geistes hingab; (*Enthusiasmus, quem auctor passus est* etc., lautet die Ueberschrift) in des Kurfürsten Maximilian Sammlung römischer Antiken beleben sich ihm die merkwürdigen Gestalten, und ihre Thaten gehen vor seinem bewundernden oder unwilligen Sinne vorüber. Sieben Strophen voll sittlicher Anwendungen auf ihn selbst, welche im Lateinischen die Ode schliessen, sind hier zu drittehalb Strophen eingeschmolzen:

Wo bin ich? von Apollo's Höhen
Kehr' ich zu euch in die Ebne wieder,

Ihr Freunde. Viel ists, ewig gekannt zu seyn
Im Marmorbilde; schöner und grösser ists,
Verehrt zu seyn in stillen Thaten,
Ewig geliebt in der Menschen Herzen.

Auch ohne Bildniss. Möge mein Antlitz einst
Zu Staub verwesen; Bilder, ich neid' euch nicht,
Ihr Kaiserlarven. Wer verborgen
Schlummert und ruht, o er ruhet glücklich.

Und doch ist alles Wesentliche gesagt, und in jenen drückt sich keine so wohlwollende Hoheit der Gesinnung aus, als hier in der vorletzten Strophe. Auch das ist sehr glücklich verändert, dass die Rückkehr von der trunkenen Begeisterung den Betrachtungen vorangeht, die nur ein mehr gesammeltes Gemüth anstellt, da sie dort erst in den beiden letzten Zeilen erfolgt. Die verwandelte Gestalt einer zweyten Daphne, einer Heiligen, die nach der freundlichen Legende vor dem Tempel der Mutter Gottes, der sie sich geweiht hatte, sterbend zur Linde aufwuchs, wird in folgenden Zeilen (Th. I. S. 189.) beseelt vorgestellt.

Thut sie nicht noch, was sie lebend gethan? Sie dienet der Göttin,
Und wacht vor ihrem Tempel hier,
Neiget das Haupt und bewegt die Arme mit süssem Verlangen,

Und

Und grüfst mit fanftem Säufeln fie.
Könnte dein Ohr vernehmen die zarten Worte der Blätter;
Du hörteft ihr *Ave* noch.

Der fchönfte Zug: „fie bewegt die Arme mit füfsem Verlangen," ift ftatt des Windes, der bey B. „ihre Haare kämmt," hinzugekommen. Aber das, warum uns diefe Schilderung im Deutfchen überhaupt weit lieblicher anfpricht, läfst fich eher fühlen als zergliedern. Wie veredelt ift das mehr als um die Hälfte verkürzte Lied *an einen jungen Helden*, (Th. II. S. 363.) befonders durch die bedeutende Lehre am Schluffe, ftatt deren im Original ein niedrig komifches Bild völlig zwecklos angehängt war! Viele Stücke, *die Todtenftäte*, (Th. I. S. 205.), *das flüchtige Wort* (Th. II. S. 342), u. f. w. haben fich durch Milderungen den Gefetzen der Wahrheit und Schönheit nachgiebiger gefügt. In andern, z. B. *der Waldraft*, (Th. III. S. 197.) ift durch Entladung von überflüffigem Schmucke mehr Raum für den einfachen Ausdruck des Gefühls gewonnen; noch aus andern fcheint gleichfam nur der reine Geift gezogen zu feyn, z. B. *die Tadellofe*. (Th. III. S. 188.) Selbft bey folchen Liedern, deren Uebertragung eine Art von Wageftück war, hat fich der deutfche Dichter mit grofser Gefchicklichkeit zu helfen gewufst. Man vergleiche z. B. *die Langfam-Sterbende* mit dem Originale, wo der dithyrambifche Brautgefang der heil. Genovefa an den Tod fowohl das Gemüth als die Sinne durch eine furchtbare Mifsfälligkeit zerreifst. Die Sprache des wärmften Verlangens ift von der Liebe entlehnt; dazwifchen erfcheinen die fchauderhafteften Larven des Todes: was ift ewig entgegengefetzter, als ein glühender Wonnetaumel in den kalten Armen der Verwefung? Im Deutfchen ift alles Sinnlich-Widerwärtige entfernt, der Ton gemäfsigter, und die Beleuchtung des ganzen, wenn man fo fagen darf, verfchwimmt mehr in eine fanfte Dämmerung, die auch in der Wirklichkeit wohl ein Sterbebett mit füfsen Empfindungen und Ahndungen umgeben mag.

Ob fich gleich die angeführten Beyfpiele noch mit einer Menge andrer häufen liefsen; fo wollen wir doch nicht behaupten, dafs B. überall und in jedem Theile der übertragnen Gedichte gewonnen habe. Aus der Befchaffenheit der beiden Sprachen ergiebt es fich fchon, dafs manche kunftvolle Schönheiten der Verknüpfung, der Wortftellung und des Versbaues auch bey einer forgfältigen Behandlung verloren gehen mufsten. Allein gerade diefe find am wenigften das Eigenthum eines Dichters, der als ein fpäter Fremdling auf den angebauten Gefilden einer Sprache, wie die römifche, Blumen fammelte. Wenn z. B. der Ausruf über die Eitelkeiten des Lebens, womit das Lied am Grabe eines Mächtigen (Lyr. II, od. 8. Th. I. S. 142.) fchliefst:

Somnia, fomnia
Emiffa per rimas eburnae
Mox iterum revocanda portae!

Träume der Träume, die
Aus Ritzen jener Trugespforte
Wieder zurück in die Ritze fchlüpfen.

im Lateinifchen einen Zauber hat, der auf der tönenden Fülle, auf dem Gebrauch der beiden Mittelwörter der vergangnen und künftigen Zeit, befonders aber auf der Trennung des Beywortes von feinem bis an das Ende verfparten Hauptworte beruht, wofür unfre Sprache folglich gar nicht empfänglich ift; fo wird ihn der deutfche Lefer auch nicht vermiffen. Wir wollen nicht entfcheiden, ob nicht ein andresmal die zierliche Wendung des Dichters, der fich gegen die Anfälle des Schnupfens auf feine Magerkeit beruft: Lyr. II, od. 35. Th. III. S. 88.

Quid in poëtas immeritos furis,
Heu! praedo vocis? nos graciles fumus,
Genusque Divûm,

Was fälleft frech du, Räuber der Stimme, felbft
Auf dürre Dichter, die, dem Olymp verwandt, u. f. w.

glücklicher hätte getroffen werden können, als gefchehen ift.

Genug, dafs ein folcher Verluft bey einzelnen Feinheiten der Ausführung gegen den Gewinn im Ganzen in keine Betrachtung kömmt. Schon dadurch find diefe Gedichte nun zu einer lebendigen Wirkung weit gefchickter gemacht, dafs fie, felbft die Sprache abgerechnet, ein weniger gelehrtes Anfehen haben. Vortrag und Einkleidung find fchmuckiofer; eine Menge Anfpielungen auf das fabelhafte oder gefchichtliche Alterthum find weggefallen, auch nähere Zeit- und Ortbeziehungen ausgelöfcht, zum Theil fchon durch die veränderten Ueberfchriften, die bey B. meiftens wirkliche oder bedeutend erdichtete Namen, auch wohl andre genauer beftimmende Zufätze enthalten. Es ift gut, wenn der Standpunkt des Hörers in eine gewiffe Weite gerückt wird, wohin Sectengeift und partheyifche Leidenfchaften, die keinen unbefangnen Genufs der Dichtkunft geftatten, nicht reichen. Nach der Terpfichore kann man nicht umhin, Balde, den heftigen Feind der Religionsfreyheit, (der den Guftav Adolph, über feinen Tod triumphirend, den Baltifchen Antäus, und feine Krieger Finnen und Goth-Hunnen nannte,) dennoch als einen vaterlandsliebenden Deutfchen zu ehren. Und doch hat ihm der Ueberfetzer hierinn nichts geliehen, fondern nur einige Ausbrüche verblendeter Leidenfchaft unterdrückt: die Spuren der irrigen, und darum vergänglichen Meynung find vertilgt, die Dauer verdienende Gefinnung ift beybehalten.

Wir find bisher bemüht gewefen, den Werth der urfprünglichen Gedichte B's zu prüfen, und von den Verdienften Herders um diefe nunmehr deutfch und neu gewordne Auswahl derfelben zu fondern. Aber bey Liedern, die durchaus nichts von der mühfeligen, ängftlichen Art wortzählender Dollmetfchungen verrathen, fondern überall mit dem Gepräge der Urfprünglichkeit, der freyen Entftehung, der augenblick-

blicklichen und genialischen Eingebung bezeichnet sind, können wir, und müssen uns auch, um sie recht zu fühlen, dem gesammten Eindrucke hingeben, ohne zu fragen, woher sie stammen? was sie waren? was sie nun geworden sind? Wenn eine harmonische Stimme den Weisen, die sie vorträgt, gleichsam eine schönere Seele leiht; bald eine Dissonanz mildert, bald unser Ohr über einen harten Uebergang hinüberschmeichelt; hier einen Mangel durch zarte Nebenausbildungen, dort einen Ueberfluss durch Vereinfachung ausgleicht; so dürfen wir nicht den Musiker von dem Sänger zu unterscheiden suchen, wenn wir auf den Wellen der Melodie wollen getragen seyn. Welche Fülle schön gewundner lyrischer Kränze bietet uns die holde Terpsichore dar, damit unter der anlockenden Mannichfaltigkeit jeder Sinn sich das zueignen könne, was ihm am nächsten verwandt ist. Ihren fröhlichen Namen darf sie auch da nicht einbüssen, wo sie ernste Lehrerin wird, denn sie ist es immer mit Anmuth. Liebt jemand gefällige oder würdige Sinnbilder in schönem Leben? Er findet sie in *der Leyer des Pythagoras, dem Hirtenleben, den Königen, der heiligen Begeisterung* und den *zwo Göttinnen.* Sinnreiche Einkleidung oder auch leichte Launen der Phantasie? In der *Verwandlung, der Zigeunerin, der Virginischen Pflanze, der zweyten Eurydice.* Frische, blühende Scenen des ländlichen Naturgenusses? In *dem Sänger des Frühlings* und *dem Stadt- und Landleben.* Ehrwürdig dargestellte sittliche Vorbilder? In den *Menschenfürsten, Trajanus Schwerte, dem schlummernden Greise.* Männliche strafende Satire? In dem Gedichte *gegen die falschen Staatskünstler, in der Kriegszucht, der Mutter der Dinge.* Farbenpracht dichterischer Gemälde? In dem Lobe *des Gartens, die Sternenau genannt* und in *dem Sternenhimmel.* Sanfte Wehmuth, rührende Klagen? In dem Liede *an den Schlaf*, in der sterbenden *Nachtigall*, in der *Melancholie.* Erschütternd ernste Betrachtungen über die Nichtigkeit des Irdischen? In *der Grabschrift, der Todtenstäte, den Ruinen* u. a. Innige Empfindungen der Andacht, ihre Entzückungen, ihre Hoffnungen auf die Zukunft? In dem Gedichte *Gott, dem Götterleben,* der *Nachtfeyer der Liebe.* Tiefe Blicke in die sittlichen Verhältnisse des Menschen, genügsame und selbstständige Lebensweisheit, wohlthätige Warnungen, eindringliche Auffoderungen, gewichtige Lehren und Denksprüche? In einer grossen Anzahl Lieder, durch das ganze Buch hin verstreut. Eben dieses reifen Gehaltes wegen verdient es, dass man es sich zum Freunde und Begleiter mache, nicht viele Stücke auf einmal lese, sondern bald dieses, bald jenes beherzige, und oft zu ihnen zurückkehre. Eine solche Sammlung will nicht flüchtig durchlaufen seyn, weil sonst die Eindrücke einander verdrängen, und nichts in der Seele haftet: der Beurtheiler, der anhaltend darinn lesen muss, um vieles zugleich seinem Gedächtnisse gegenwärtig zu erhalten, ist daher wirklich in Gefahr, manches nicht mit der Wärme aufzufassen, als wenn er es, einzeln für sich, in der entsprechenden Stimmung auf sich wirken liesse.

(Der Beschluss folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Cassel*, b. Griesbach: *Joh. Georgii Schmidt: Descriptio machinae Gibbositatis minuendae atque sanandae.* 1796. c. 2 tab. aen. 62 S. 8. (6 gr.)

Leipzig, b. Bötger: *Beschreibung einer neuen Maschine zur Verminderung und Heilung der Buckel*, von *Johann Georg Schmidt;* d. A. D. mit 2 Kupfern. 1796. 56 S. kl. 8. (6 gr.)

Der Vf., welcher sich in der Vorrede durch eine lobwürdige Bescheidenheit auszeichnet, liefert hier eine nicht missgerathene Compilation der Hauptmomente über diesen speciellen Theil der Chirurgie aus den besten Schriftstellern, nur dass die angezognen Stellen nicht mit Apostrophzeichen eingeklammert sind, damit man wüsste, was jedem Schriftsteller oder, was dem Vf. gehört. Die Ursachen, die *Jones* von der Krümmung des Rückgrats angiebt, sind bey weitem nicht bloss äussere, wie man nach der hier (S. 16.) angezognen Stelle denken sollte. Rachitische Disposition ist die Hauptursache, die er mit wichtigen Gründen ausführt —. Der Vf. erzählt hier zwar die Folgen der Rückgratskrümmung in Betreff des Unterleibes ziemlich gut, aber die Veränderungen in der Brust und ihre Folgen werden nur oberflächlich berührt.

Das Verdienst der von dem Vf. erfundnen und hier abgebildeten Maschine ist Einfachheit; aber dagegen hat sie ansehnliche Mängel. Sie passt grösstentheils nur auf den eigentlichen Buckel, d. i. auf die Krümmung gerade nach hinten zu. Wo aber nur einige Schiefheit des Rückgrats nach einer von beiden Seiten zugegen ist; so wie in der blossen Schiefheit der Wirbelsäule selbst oder in ihrer Einwärtskrümmung, passt ein Haupttheil derselben, die elastischen Pelotenstäbe im Rücken, gar nicht. Auch drücken sie den Rücken nur in gerader Linie, welches gar nicht die Biegung des gesunden Rückgrats ist.

Ueberdies hat die Maschine den Fehler mit den meisten andern zu dieser Absicht erfundenen gemein, dass ausser den Darmbeinkämmen die *Achselgruben* zum Stützpunkte gewählt sind. Die Achseln sind aber bey allen Bucklichten schon allzu hoch erhaben, viel zu unmächtige Stützen, sonst würde auch die Schaukelmaschine, wo der Körper an den Achseln befestigt, hängt und so ausgedehnt werden soll, Dienste leisten. Und wie selten thut sie Dienste! *Jones* sucht es in seiner Schrift zu verheimlichen, dass er den Kopf zum zweyten Stützpunkte gewählt hat. Er scheint das Ziel getroffen zu haben. Und wie oft sind die obern Rückenwirbelbeine und die Halswirbelbeine gekrümmt, was sollen hier die gewöhnlichen Maschinen? Doch haben viele derselben eine Anstalt zur *allmählichen* Ausdehnung, durch eine Verlängerungsschraube u. s. w. Dieser Hauptvortheil fehlt aber bey der hier gezeichneten. Die Ausdehnung muss hier (unbestimmbarer und oft gefährlicherweise!) aus freyer Hand geschehen, ehe die Achselstütze befestigt werden kann; ein unersetzlicher Fehler!

Das Deutsche ist ziemlich voll Druckfehler: auch sind einige unrichtige Citate des Lateinischen beybehalten. Letzteres war ursprünglich des Vf. Inauguralschrift (Marb. 1794.); jetzt mit abgekürztem Titel.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 18. Februar 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

LÜBECK, b. Bohn u. Comp.: *Terpsichore*, von *J. G. Herder* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Es sey uns erlaubt, noch einen Augenblick mit Wohlgefallen bey einigen Liedern zu verweilen, die wir oben übergingen, um sie jetzt besonders zu erwähnen. Sie stehen zusammen im dritten Theile unter der Aufschrift *Maria;* doch gehören auch *der Kranz, die dunkle Kapelle, Weihung eines Kindes, Mutter und Kind* (S. 155 und 191.) im ersten Theile dazu. Wir wissen es dem Herausgeber Dank, dass er sich durch die nur allzu gewöhnliche einseitige Denkart derer, die immer vergessen, dass für die Poesie alles Schöne wahr ist, nicht hat abhalten lassen, sie in die Sammlung aufzunehmen. Wenn die zarten Täuschungen des Herzens in der Liebe heilig sind; wie sollten wir nicht gern einem Dichter, der auf der Erde keine Laura fand noch finden durfte, seine anbetende Hingebung an ein über den Wolken schwebendes Bild himmlischer Weiblichkeit nachfühlen wollen? Die Malerey hat es sich oft angelegen seyn lassen, diese verklärte Gestalt, die, was kein Ideal der alten Götterwelt, Jungfräulichkeit und Mütterlichkeit in sich vereinigt, zu verherrlichen; seitner die ihr verschwisterte Poesie auf eine würdige Weise (denn die kirchlichen Gesänge sind doch nicht für Kunstwerke zu rechnen); und unsre jetzt lebenden Dichter entfernt der Geist des Zeitalters immer mehr davon. Desto willkommner ist es, dass im Namen eines frommen verstorbnen Sängers der heiligen Jungfrau in dieser Sammlung eine Kapelle gestiftet worden ist. Die zum Theil sehr kleinen Lieder an sie sind von einer wunderbaren Süssigkeit: bald begrüssen sie, wie innige Seufzer, die schöne Madonna mit dem Kinde, beide vom reinsten Odem der Liebe umweht; bald werden sie auf den Altar der Himmelskönigin, deren Glorie kein Sterblicher ertrüge, als schüchterne Huldigungen niedergelegt. Was wir von den Nachbildungen der Gedichte B's. überhaupt gesagt haben, gilt von diesen ganz vorzüglich. Nur gesteht Rec., dass ihm in dem *Anblick der Liebe* die in der dritten Strophe erscheinende *mater dolorosa:*

> Der am Kreuze, so oft mit Mutterblicken
> Du ihn schauetest an, der Liebe Stärkung
> Ihm zusendend, mit festem Blick hinauffsah,
> Auf zu dem Vater.

gar nicht zum Colorit der vorhergehenden zu passen scheint, und dass er statt derselben den Tausch lächelnder Blicke zwischen Mutter und Kind, den das Original schildert:

> *Ille, suspensus, quoties ocellis*
> *Dulce connivet, et amoris ignem*
> *Visa suspiras, toties Parenti*
> *Dulce renidet.*

wiederzufinden gewünscht hätte. Auch darin kann kann er dem Herausgeber nicht beystimmen, dass *die Himmelfahrt* (Th. III. S. 186.) in demselben Geiste gedacht sey, wie das Gemälde Raphaels in Dresden. (Th. III, S. XIII.) Ihn erinnerte sie vielmehr an die in Düsseldorf befindliche Himmelfahrt der Jungfrau von Guido Reni. Dort ist der strenge, alles Irdische zurückweisende, Begriff von Göttlichkeit ausgedrückt, wo das Unendliche an die Stelle jeder bestimmten Regung tritt; hier die überschwangliche Beseligung eines unschuldvollen Weibes, ohne Bewusstseyn eigner Hoheit: und so auch in dem Liede.

In einer angehängten Nachschrift legt der Vf. unter andern seine metrischen Grundsätze dar. Jeder Sachkundige wird mit ihm einverstanden seyn, wenn er behauptet, man müsse einen Dichter so viel möglich in seine eignen Sylbenmaasse übertragen, aber auf der andern Seite der Sprache keine aufzwingen, die ihr nach ihrem Baue fremd und zuwider sind. Nur möchte die letzte Vorschrift bey der Anwendung manchem Streit unterworfen seyn. Wie vieles hielt man für unverträglich mit der prosodischen Beschaffenheit unsrer Sprache, ehe es sich durch die Ausführung als ihr angemessen bewährte! Wenigstens können wir, so lange das Vorlesen noch so wenig als Kunst unter uns geübt wird, es unmöglich für einen Beweis der Untauglichkeit eines Sylbenmaasses gelten lassen, (Th. III. S. 208.) wenn der Dichter die Formel voranschreiben muss, damit es nicht misverstanden werde, wie Klopstock und Voss, bey zum Theil sehr glücklich erfundnen Sylbenmaassen, gethan haben. Sie hatten Recht, der Unerfahrenheit der Leser auf diese Art zu Hülfe zu kommen. Schwerlich möchte unser Sapphischer Vers (S. 212.) „der Versart seiner Erfinderin näher seyn als der Römische selbst." So wie er hier gebraucht ist, wo der Daktylus nicht einmal eine feste Stelle hat, sollte er gar nicht Sapphisch heissen: es sind Trochäen, in jeder Zeile mit einem Daktylus untermischt. Warum sollten wir nicht dies Sylbenmaass, ohne den Molossus immer erkünsteln zu wollen, durch häufigern Gebrauch des männlichen Abschnit-

fchnittes und anapäftifchen Auffprungs, (die der deutfchen Sprache gar keine Gewalt anthun, wie unfre Hexameter zeigen,) der Schönheit feines alten Vorbildes näher zu bringen fuchen? Von unfern gereimten Jamben, und *dem Pferdetritt*, den fich die deutfchen Dichter (wir wiffen nicht, ob die guten oder die fchlechten gemeynt find; von den letzten verlohnte es nicht der Mühe zu reden) darin erlaubt haben follen, wird S. 214—217, viel fchlimmes gefagt. „Ift eine beftimmte Profodie in unfrer Sprache möglich, fo mufs fie durch die Sylbenmaafse der Alten „in unfer Ohr gebracht werden; durch das kurz „pflockt und *pflockt kurz* unfrer Jamben wird fie es nie." Wie follte fie nicht möglich feyn, da fie längft vorhanden, auch von Klopftock und nachher von Moriz auf das gründlichfte erörtert ift? In der Note unterfcheidet der Vf. die wahre *Quantität der Sylben* noch vom *Accent des Sinnes*. Diefe Ausdrücke werden hier entweder in einer, der Natur unfrer Sprache nicht angemefsnen Bedeutung gebraucht, oder fie find gleichgeltend, da die deutfche Sylbenzeit nach der Wichtigkeit des bezeichneten Begriffs, (alfo nach dem Sinne) in den Verhältniffen der verfchiednen grammatifchen Redetheile, der Stammfylben, Ableitungsfylben und Biegungsfylben gegen einander abgewogen wird. Uebrigens ift der Jambus ja auch ein Sylbenmaafs der Alten; und es fragt fich noch, ob unfer fünffüfsiger dem Trimeter unähnlicher ift, als unfer Hexameter oder unfre alcäifche Strophe den alten Sylbenmafsen diefes Namens. Die Beforgnifs, ein immer fortgehender Jambus müffe in unfrer Sprache äufserft drückend werden, welche durch Göthen's, Wieland's, u. a. Meifterwerke von grofsem Umfange in diefer Verfart widerlegt wird, gründet fich eben fo wohl wie der vorhergehende Tadel auf die Vorausfetzung, als ob durchaus alle Füfse in einem jambifchen Verfe Jamben feyn müfsten. Dies war ja aber bey den Alten felbft nicht der Fall: warum follten wir nicht, eben fo wohl wie fie den Spondeus und Anapäft, den Spondeus und nach der verfchiednen Natur unfrer Sprache den Pyrrhichius, ja fogar in einigen Fällen den Trochäus einmifchen dürfen? Unfre beften Dichter haben dies ohne Schaden des Wohlklanges gethan, und es fehlt weiter nichts, als dafs ein Kenner an ihnen die nöthigen Einfchränkungen diefer Freyheit, und die Stellen des Verfes, wo fremde Füfse den Rhythmus nicht ftören, erforfche und auf Regeln bringe. Hieraus laffen fich auch die lächerlich gemachten Beyfpiele von zwey langen einfylbigen Wörtern, die fo oder anders geftellt in Jamben vorkommen (*zifcht laut* und *laut zifcht*) ohne Schwierigkeit rechtfertigen: es find nämlich beide Male Spondeen. Keinem Dichter, der nur etwas vom Mechanifchen feiner Kunft verfteht, wird in unfern Zeiten noch die Zumuthung an den Vorlefer einfallen, dafs er dergleichen zu Jamben zwängen foll.

Der Vf. hat feinen Tadel durch die Art, wie er hier den Jambus in lyrifchen Sylbenmaafsen gebraucht, zum Theil mit Hexametern abwechfelnd, (wo am wenigften Freyheiten verftattet werden dürfen, damit der rafche Gegenfatz der Rhythmen nicht wieder zweydeutig werde) felbft wieder zurückgenommen. Er mifcht Spondeen ein: „Denkbilder des uralten Roms;" Und lieblicher als Weihrauch aufwärts fteigt;" Pyrrhichien: „Ich retrete es wahrlich nicht;" auch am Ende des Verfes, wo diefer Fufs den Nachdruck am merklichften mindert; „Umglanzeten die Himmlifche;" einen Pyrrhichius und Spondeus unmittelbar nach einander. „Sophiftifcher Staatsfchriften oben drauf;" Trochäen: „Schon, dafs auch Paris ihr vielleicht;" Wagt mit der Tiber Wettgefang," u. f. w. Ift dergleichen in Archilochifchen Sylbenmaafsen erlaubt, fo mufs es mit noch grofserem Rechte in ununterbrochnen jambifchen Versarten gelten, wo durch die Gewalt des immer wiederkehrenden Rhythmus einzelne Abweichungen unmerklicher werden? Auch fonft finden wir die Sylbenzeit oder die gewählte Strophe nicht genau beobachtet. Z. B. Th. II, S. 333. *Abydus* als Daktylus; Th. III, S. 137. *Altar* gleich nach einander als ⏑ — und als — ⏑; (unftreitig ift die erfte Scanfion die richtigere, wie ohne Rückficht auf die lateinifche Sylbenzeit die Biegung Altares beweift.) Th. III. S. 147. Die erfte Sylbe in *Urfinnig* kurz, u. f. w. Am Ende des Alcäifchen Verfes ein Moloffus ftatt des Daktylus oder Amphimacer; „ftrebt zu dem Lichtkreif' auf;" „flöge dem Spielball gleich;" wenigftens läfst fich die mittelfte Sylbe in diefen Zufammenftellungen nicht ohne die äufserfte Härte kürzen. Ein Amphimacer ftatt des einzig erlaubten Daktylus zum vorletzten Fufse: „Höflich anfcherzete;" „fcheiden unwerthe Furcht." Noch mehr zerftört ein Trochaeus zu Anfange des Verfes ftatt des Jamben, der bey uns in Ermangelung der Spondeen eingeführt ift, den Alcäifchen Rhythmus. „Eicheln verzehren, oder mit fchnödem Geiz;" „Mufen Gefänge, Bilder der Sterne feyd." Auch möchte wohl der Abfchnitt in Verfen wie folgende: „Ich haffe die zwey-züngelnden, die im Gold," allzufehr vernachläfsigt feyn. Indeffen unterbrechen folche Verletzungen der Regeln den ebnen und fchönen Flufs des Wohlklanges nicht häufig.

Eben das läfst fich auf die Sprache anwenden, in welcher wir doch auch einige kleine Unrichtigkeiten bemerken. Z. B. „der *Balle* des Glückes" ftatt *der Ball; die Schenfal* im Plural für *die Scheufale;* die vollftändige Biegung der Beywörter ftatt der unbeftimmten, mehrmals: „die fchwere(n) Pfunde; „ihre lindefte(n) Saiten;" oder umgekehrt, die unbeftimmte ftatt der vollftändigen: „unfer lechzende(r) Gaum." Wenn auch *gülden* fich gegen die Sprachähnlichkeit rechtfertigen liefse, fo thut es doch dicht neben *golden* keine gute Wirkung: Th. II, S. 246. „Habfucht zeih' ich euch nicht," mufs durchaus heifsen *der Habfucht*. Ob *erfinken* ftatt *verfinken*, *Schwender* ftatt *Ver-*

Verschwenäer, ob bey den unsichern Regeln der Zusammensetzung in unsrer Sprache neue Formen derselben wie *Heeresstrasse*, *Wachsespüppchen*, wo der Gebrauch schon andre, *Heerstrasse*, *Wachspüppchen*, eingeführt, erlaubt sind, mögen Sprachkenner entscheiden. Vielleicht werden neue Wörter wie *verädelicht*, *Felsungen*, die *Wellensaxste* Salmacis, Beyfall finden; *ein Kluftgemüth* (mens hiulca bey B.) möchte wohl den meisten Lesern unverständlich seyn.

Um die beiden Aufsätze am Ende des zweyten Theiles: *Die Lyra*, *Von der Natur und Wirkung der lyrischen Dichtkunst*, und *Alcaus und Sappho*; *Von zwey Hauptgattungen der lyrischen Dichtkunst*, mehr als oberflächlich zu prüfen, würde eine Abhandlung nöthig seyn, wozu hier der Raum fehlt, so sehr auch den Rec. auf der einen Seite das viele Schöne und mit einnehmender Beredtsamkeit Vorgetragne, auf der andern seine Zweifel gegen manche Sätze, sowohl was die Ausdehnung, worin sie zu verstehen sind, als den bündigen Zusammenhang der Beweise betrifft, zu dem Geschäfte hinziehn. Der Hauptgedanke in dem zweyten Aufsatze, der einen interessanten Beytrag zur Geschichte der griechischen Lyrik liefert, ist folgender; dass zwey Gattungen der Ode, die aufregende, erhebende, und die besänftigende, durch Alcäus und Sappho zur Vollendung gediehen sind; dass, ehe das schönste Maass getroffen ward, die Archilochische und die elegische Dichtart, jene den männlichen Charakter der Empfindungen bis zur Härte, diese den weiblichen bis zur Weichheit bezeichnend, die Vorboten der höheren lyrischen Kunst waren.

Wir können den wackern vaterländischen Dichter Balde nicht verlassen ohne eine Stelle herzusetzen, welche beweist, wie sehr manches Wort von ihm noch jetzt beherzigt zu werden verdient. „Eile," so ruft er, (die Uebersetzung ist hier dem Originale genau treu geblieben) einem schreibseligen Gelehrten zu:

> Eile der Welt zu schenken ein Buch, das Herkules selber
> Kaum zu tragen vermag.
> Wenn wir schreiben, so bringen wir Deutsche mit ängstlicher Eile
> Blinde Hündlein ans Licht......
> Deutsche Natur ists, hohe Gebäude von Hirn zu erbauen,
> Etwas in Allem zu seyn,
> Maler und Todtengräber, Sterndeuter, Färber und Tänzer,
> Gerber, Schmidt und Poet,
> Und wohl dazu noch gar ein Bote der Götter, ein Augur;
> Alles sind wir und Nichts. —
> Deutsche Natur ists, viele Papiere mit offenem Munde
> Auszuwerfen, vergnügt.
> Rasend läuft man dem Ruf in den Rachen: es wäre ja Schande
> Langsam zu ihm zu gehn......
> Aber wir nähren als Patrioten mit unseren Schriften
> Motten und Krämer dafür.

Leipzig, b. Barth: *Hermann Arminius oder die Niederlage der Römer*. 1795. *Erster Theil*. 378 S. *Zweyter Theil*. 338 S. 8.

Nach so vielen Versuchen, merkwürdige Personen aus der Weltgeschichte in dem ästhetischen Gewande eines Romans auftreten zu lassen, war es voraus zu sehen, dass unser deutsche Hermann nicht vergessen bleiben würde, obwohl der gegenwärtige Bearbeiter sich darüber zu verwundern scheint, dass unsre Romanenschreiber nicht schon längst an ihre Schuldigkeit gedacht haben. Desto besser für ihn, denn unser Autor hat weder Fleiss noch Mühe gespart, seinem Hermann eine Stelle unter den Marc-Aurelen zu verschaffen; wenn er sich auch beym 2ten Theile schon gemüssigt sahe, sein auf mehrere Bände berechnetes Werk ins Enge zusammenzuziehn und mit der Niederlage der Römer etwas eilfertiger zu Werke zu gehn. (So wenig hatte die Appellation an den Deutschen Patriotismus im 1ten Theile gefruchtet.) Hier findet nun der Leser die mannigfaltigsten Abwechslungen von der Welt. Wie durch eine Zauberruthe sieht er sich aus Rom in Deutschlands Eichenwälder und von da wieder in den Palast des Kaysers oder auf die Insel Caprea versetzt. Hier lernt er den stolzen Arminius kennen, der von Vaterlandsliebe glüht und mit Verachtung auf die Römer blickt, und gleich darauf über die Grossmuth des Augusts, der ihm für den Verlust des Vaterlandes den Namen Arminius verehrt, in stummes Entzücken ausbricht. Er sieht den Helden nach Deutschland abreisen mit dem festen Vorsatze, alle Deutschen zu bewegen, dass sie sich den Sitten und Gesetzen der Römer unterwerfen mögen, und findet ihn bald darauf an der Spitze der Verbündeten, die alle Römer zu vertilgen, sich verschworen haben.

Der Geschichtsforscher lernt, dass Hermann während seines Aufenthalts in Italien, die glorreichsten Lorbeern in Sicilien eingeärntet und dass mittlerweile Agrippa eine Reise nach Deutschland unternommen habe, um den Armin aus dem Wege zu räumen — dass unter der Zeit auch Siegmar nach Italien gekommen sey, um sich zu Rom als ein Landesverräther verurtheilen und von einer Vestalischen Jungfrau, die nichts geringeres, als Thusnelde selbst ist, wieder frey sprechen zu lassen. Nicht zu gedenken der geheimen Liebesintriguen der Julia, die unserm Herman nachstellt, und ihres Vaters, des Augusts, der die Vestalin Thusnelda zu verführen sucht, die nach vielen traurigen Schicksalen von ihrem eignen Vater dem Varus in die Hände gespielt, und aller Nachstellungen ungeachtet, doch noch im letzten Acte dem Hermann zu Theil wird. Welch ein Schauspiel für den Empfindsamen! Hier betet Siegmar: o du, die ihre keuschen Strahlen auf meinen Hermann wirft; und dort seufzt Hermann: heilige Luna! Dazwischen bricht Flavius in die erhabnen Worte aus: ich wäre der absurdeste Pinsel etc. Nach solchen Vorgängen muss sich der Leser des Hermanns, noch einmal in die Vorrede versetzen, worin sich der Vf. auf Blankenburgs Zeugniss beruft, nach welchem der histor. Roman in einer Darstellung

der Begebenheiten, der Denkart und des Characters des Helden, gegründet auf wahre Geschichte, bestehn soll.

St. Petersburg, b. Lissner: *Beschreibung der unter dem Titel St. Petersburgische Hausirer herausgegebenen Kupfer* zur Erklärung der darauf abgebildeten Figuren. 1. 2 und 3ter Heft. gez. und geätzt von Schönberg und Geisler; zugleich mit franz. Texte. 1794. (6 Rthlr. 4 gr.)

Jeder Heft enthält 6 Blätter; auf jedem Blatte ist ein petersburgischer Hausirer (hierunter wird eine Person verstanden, welche die nothwendigen und gebräuchlichen Lebensbedürfnisse auf den Strasen zum Verkaufe ausruft) vorgestellt. Die Kupfer in aquatinta sind gut gezeichnet, die Perspektive der in der Aussicht liegenden Gebäude, Strasen, Kanäle und Brücken, nebst vielen localen und charakteristischen Nebenfiguren sind zweckmäsig und richtig behandelt. Nur müssen wir bedauern, dass das Exemplar, welches uns zu Gesicht kam, so schlechte Abdrücke hatte, und durch eine abscheulich grelle Illumination fast ganz verdorben war. — Die Beschreibung der Kupfer ist sehr unterrichtend, kurz und lobenswerth, vorkommende Eigenheiten der russischen Nation und des Ortes sind im Texte erklärt. Das 3te Blatt z. E. im 3ten Hefte.

Der Fleischer.

Die Fleischer tragen ihre Waaren gemeiniglich auf der Schulter und nicht auf dem Kopfe, und haben, der Bequemlichkeit wegen meistentheils den Hut in der Hand. Das Rindfleisch verkaufen sie Pfundweise, und bedienen sich dabey einer Handwage, Besmen genannt, Kälber, und Schaafsbraten aber, dergleichen er hier auf dem Brete festgebunden, auf der Achsel trägt, werden nach Gutbefinden auch stückweise verkauft. An der rechten Seite neben der Schürze sieht man den Stahl und das Messer im Futteral am Gürtel hängen.

Die Aussicht ist von der Ecke der dritten Metschtschanskoi gezeichnet, und man sieht rechts ein paar Gänse-Verkäufer; zur Linken aber einen Soldaten, der Brod gekauft hat und es am Bajonette gespiesst auf der Schulter trägt, und sich des Wiedersehens seines Landsmanns freuet. Hinter ihnen, wo auf der Brücke der Wagen gefahren kömmt, ist die Kakuschkinsche Brücke, welche über den Catharinenkanal gebauet ist; die da herumstehenden Gebäude sind Bürgerhäuser.

KLEINE SCHRIFTEN

Mathematik. *Leipzig*, b. Köhler: *Anweisung, verschiedene Gegenstände der kaufmännischen Rechenkunst, welche bey dem Wechsel- und Waarenhandel häufig vorkommen, kurz und bequem zu berechnen*; von *Andreas Wagner*, Lehrer der Rechenk. in Leipzig. 1791. 80 S. und XXXVIII S. 8. (8 gr.) Es ist dieses Büchlein eine Art von welscher Praktik und hauptsächlich auf Geldverwandlungen Waarenpreise und Interessenrechnungen angewandt. Da nämlich bey solchen Aufgaben immer Regel detri gebraucht, mithin multiplicirt und dann hernach dividirt wird, so läfst sich in sehr vielen Fällen, wo man nicht Primzahlen hat, durch den Gebrauch der arithmetischen Zeichen, durchs Zerfallen der Zahlen in Faktoren, Aufheben u. dergl. die ganze Rechnung durch eine einzige Multiplikation oder Division, oder durch beides mit kleinen Zahlen bewirken, Indessen hat der Vf. zu noch mehrerer Bequemlichkeit für einige sehr häufig vorkommende Fälle, einige Tafeln berechnet, worinn auch Logarithmen mit vorkommen, aus welchen man nach einer sehr detaillirt gegebnen, und durch Beyspiele erläuterten Anweisung so viel nehmen kann, dass die noch übrige Rechnung sehr geschwind zu machen ist. An systematische Ordnung und gehörige Beweise ist hier zwar nicht zu gedenken, indessen findet man doch hin und wieder auch den Grund vom Verfahren angegeben. Bey seiner Deutlichkeit ist der Vf. etwas zu redselig. Die 1ste Tafel dient zur Abkürzung solcher Rechnungen, wo über die Centner noch der Preis von einzelnen Pfunden zu wissen verlangt wird. Z. B. wie viel werden $3\frac{3}{4}$ Ctr. 5 Pfund im Preise zu $26\frac{3}{8}$ Ctr. betragen? Hier soll man zuerst den Preis der Centner auf die gewöhnliche Art mit den bekannten Vortheilen berechnen. Dieser ist 98 Rthlr. 21 gr. 9 pf. Nun sucht man in der Tafel unter der Rubrik: „*So kommt der Centner*" den Preis 26 Rthlr. 9 gr. der sich aber nicht ganz genau findet, daher nimmt man die Zahl welche ihm am nächsten kommt, welche 26 Rthlr. 8 gr. 6 pf. ist, bey dieser steht, 1 Pfund kostet 5 gr. 9 pf. woraus man leicht den Betrag von 5 Pfund findet, der zu den obigen 98 Rthlr. u. s. w. addirt wird. Die 2te Tafel dient hauptsächlich zur Berechnung solcher Aufgaben wo es heisst: „wie viel machen so und so viel Carolinen mit etlichen Procent Verlust in Münze, oder Louisd'or, Ducaten? — Diese hatte der Vf. schon ehedem herausgegeben, sie war aber durch viele Druckfehler entstellt. Die 3te Tafel ist für Rabattrechnungen zu 4, $4\frac{1}{2}$ und $8\frac{1}{3}$ Procent eingerichtet und bis auf den kleinsten Bruch berechnet auch äusserst correct abgedruckt. Wenn diese Schrift mit Beyfall aufgenommen wird, so soll bald eine Fortsetzung folgen, deren Hauptinhalt logarithmische Tafeln zu bequemer Calculirung der gewöhnlichsten Waaren seyn wird, und wovon schon am Ende der gegenwärtigen Schrift eine Probe gegeben wird, die sich allerdings sehr durch die Kürze der Methode empfiehlt. Ausser den Calculationen verspricht der Vf. auch mehrere und wichtige Gegenstände der kaufmännischen Rechenkunst so abzuhandeln, dass ihre Berechnung bequem wird. Ohne Zweifel wird ein grosser Theil des kaufmännischen Publikums dieser Herausgabe mit Verlangen entgegen sehn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 18. Februar 1797.

PHILOSOPHIE.

HALLE, in d. Rengerschen Buchh.: *Paullus Septimius, oder das letzte Geheimniss des Eleusinischen Priesters.* Herausgegeben von *Friedr. Bouterwek.* Zwey Theile. 1795. 343 u. 373 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Das hier entdeckte Geheimniss ist nichts anders als die Kritik der reinen theoretischen (im ersten) und der praktischen Vernunft (im zweyten Theile), die der Vf. nicht allein dadurch, dass er sich, mit Vermeidung aller philosophischen Kunstausdrücke lediglich an die Sprache des gemeinen Lebens halten will, denkenden Lesern zu verdeutlichen, sondern auch dieselbe sogar *neu zu begründen* und zu *erweitern* gedenkt. Das mystische Gewand, in welches er diese Lehre einkleidet, ist bloss eine äussere Verzierung, die zur Verdeutlichung derselben gar nichts beyträgt, ja sogar für viele, die sich ohne Umschweife in die Sachen selbst eingeführt zu sehen wünschen, ein lästiges Hinderniss seyn dürfte, das ihre Aufmerksamkeit zerstreut und ihnen Aufwand an Zeit und Geduld kostet; an Nachdenken gewöhnte Leser, wie sich der *Vf.* die seinigen gedacht hat, bedürfen auch dergleichen Behelfe überhaupt nicht. Sieht man inzwischen von diesem Verhältnisse jener Form zum Inhalte selbst ab, so muss man dem Vf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, seine Absicht gut ausgeführt zu haben. Auch der in 10 Nächte eingetheilte dialogische Vortrag ist correct, kräftig und geschickt geführt, und man stösst auf mehrere Stellen, besonders im praktischen Theile dieses auch im Aeusserlichen eleganten Werks, die sich eben sowohl von Seiten des Reichthums der Gedanken, als der Würde und Eleganz des Stils auszeichnen. Um dieser lobenswerthen Eigenschaften willen thut es uns leid, dem Vf. auch da, wo er Veränderungen mit der Kritik vornimmt, unsern Beyfall nicht ertheilen zu können. Seine Verdeutlichungen sind, da er an die Stelle der eingeführten Ausdrücke andere, seiner Meynung nach deutlichere setzt, oft so beschaffen, dass man den Sinn der Kantischen Sätze theils nicht mehr erkennt, theils ganz entstellt findet. Sinnlichkeit wird *Körperlichkeit*, das Sinnliche das *Körperliche* oder auch *Fühlbare*, Anschauungsvermögen *Fassungskraft*, anschauen *auffassen*, *vernehmen*, reine Anschauungen *Etwas Gleichsam-Anschauliches*, Erkenntniss *Einsicht*, die Formen des Anschauens und Denkens *menschliche Lebensformen*, theoretische Philosophie *Philosophie der Wahrheit* u. s. w. genannt; daher denn Sätze wie folgender entstehen: „Die Vorstellungen von Raum und Zeit, deren wir nicht überhoben seyn können, sobald wir einen Gegenstand vor unserer *Fassungskraft* vergegenwärtigen wollen, sind nichts anders als das *selbsteigne Werk unserer Fassungskraft*, entsprungen aus dem Verhältniss unsrer *Empfänglichkeit* zu dem, was wir als Eindruck empfangen." Ist dieses wohl verständlicher als wenn man sagt: Raum und Zeit sind nothwendige Vorstellungen, die allen Anschauungen zum Grunde liegen? und wenn das *selbsteigne Werk* unsrer Fassungskraft so viel heissen soll, als Zeit und Raum sind die Formen aller Anschauungen und das reine Anschauen selbst, etwas *a priori* vorhandenes, wie können sie denn da aus dem Verhältniss etc. *entsprungen* seyn? oder: „Raum und Zeit sind die Bedingungen der Möglichkeit aller unserer *unmittelbarer Natureinsichten.*" „Durch Denken allein lässt sich keine *Einsicht* gewinnen" u. a. m. Um den Werth der Veränderungen kenntlich zu machen, durch die der Vf. die Kritik der reinen Vernunft zu unterstützen, zu verbessern und zu erweitern vermeynt, stellen wir aus beiden Theilen einige der vornehmsten Punkte, von ihrer dialogischen Form entkleidet, zur Probe auf. Statt die Kategorieen, wie *Kant* gethan hat, in den möglichen Formen der Urtheile aufzusuchen, und die aller Erfahrung zum Grunde liegenden synthetischen Grundsätze a priori nach der Tafel derselben darzustellen, schlägt der Vf. einen, wie er sagt, weniger rauhen und kürzern Weg ein, indem er auf die Grundsätze selbst unmittebar losgeht, wobey er zugleich eine Lücke im Kantischen Systeme, die darin bestehen soll, dass nicht so viel Grundsätze als Stammbegriffe in demselben vorhanden wären, ausgefüllt zu haben glaubt. Der von dem Vf. eingeschlagene Weg ist nun folgender. Wenn der Verstand die erkennbaren Dinge nach seinen Denkgesetzen beurtheilt, so können diese ein doppeltes Gedankenverhältniss betreffen, ein *äusseres*, ein Verhältniss der Natur zu unserer Denkkraft, und ein *inneres*, ein Verhältniss unsrer Denkkraft (soll heissen: unsers Denkens eines sinnlichen Gegenstandes) zu unserm Bewusstseyn, oder zu unsrer Ueberzeugung, die sich an das Bewusstseyn hält. In jenem Urtheile bestimmen wir die *Eigenschaften* eines erkannten Dinges, in diesem unsern eigenen Zustand. Jedes dieser beiden Gedankenverhältnisse lässt sich in Bezug auf die *Körperlichkeit* denken. Da nun diese in dem *Geometrisch-* oder *Körperlichwirklichen* und in dem *Fühlbarwirklichen* besteht, so erhält jedes der beiden Gedankenverhältnisse eine zweyfache Bestimmung; mithin giebt es überhaupt folgende vier Gedankenverhält-

nisse: 1) wir denken das Beurtheilte (den äusserlichen Gegenstand) als etwas Geometrisch- oder Körperlichwirkliches; 2) als etwas Fühlbarwirkliches; 3) wir denken unsern Zustand in unserm Urtheile als etwas Geometrisch, oder 4) als etwas Fühlbarwirkliches. (Da alle diese seltsamen Begriffe von Körperlichkeit und ihren Arten, und die eben so seltsamen, widersinnigen und fruchtlosen Combinationen derselben mit den äussern Gegenständen und unsern Zuständen blofs auf eine, obgleich selbst unbestimmte und mangelhafte, Angabe der Gegenstände der Urtheile überhaupt gehen, aber schlechterdings gar keine Functionen des Verstandes im Urtheilen bestimmen, in welchen doch allein die reinen Verstandesbegriffe sich vollständig entdecken lassen, so wie hinwiederum aus diesen, in ihren Schematen, sich allein die Regeln ergeben, durch welche alle Fälle der Anwendung der Kategorieen auf Anschauungen bestimmt werden können: so läfst sich daraus schon zum voraus abnehmen, was man für die Entdeckung und Ableitung der Kategorieen und Grundsätze des reinen Verstandes aus diesem Gange zu hoffen habe. Der Vf. ist inzwischen deshalb ganz unbesorgt, und läfst seine Denkgesetze jenen 4 Sätzen unter folgender rhapsodischen und inconsequenten Gestalt nachtreten, und ganz willkührlich und zufällig die Kategorieen mit denselben sich paaren.) Er theilt seine Denkgesetze in zwey Klassen. Die *erste* Klasse derselben, welche ein *inneres* Verhältnifs der Dinge zu unserer Vorstellungskraft ausdrücken, dienen zur Beurtheilung I. alles *Erkennbaren überhaupt*, also sowohl des *Körperlichen* als des *Fühlbaren*. Hierauf beziehn sich die drey Regeln der *Möglichkeit*, *Wirklichkeit* und *Nothwendigkeit*: 1) möglich ist, was unsrer Vorstellungsart nicht widerspricht; 2) was ich erkenne, ist wirklich; 3) nothwendig ist jede Wahrheit, deren Gegentheil den Gesetzen unsrer Vorstellungsart widerspricht. Nach diesen 3 Denkgesetzen zweifeln wir, überzeugen wir uns, und fassen selbst die Unmöglichkeit einer andern Ueberzeugung. Dies Verhältnifs übertragen wir in Gedanken auf den Begriff von einem *erkennbaren* (!) Gegenstande und nennen denselben möglich, oder wirklich, oder nothwendig. Wenn unsre Vernunft die Verstandesregeln des Zweifels und der Ueberzeugung II. auf das *Fühlbare allein* bezieht, so ergeben sich diese Denkgesetze: 1) wo ich etwas fühle, da ist etwas wirklich; 2) wo ich nichts fühle, da ist in meiner Erfahrung nichts wirklich, und 3) wo ich nicht deutlich fühle, *weifs* ich nicht, was ich in der Erfahrung *erkenne*. Die *zweyte* Klasse der Denkgesetze, die ein *äusseres* Verhältnifs der Dinge zu unsrer Vorstellungskraft ausdrücken, dienen zur Beurtheilung alles *Anschaulichen* in der Körperwelt, und zwar alles *Zählbaren* sowohl als alles *Messbaren*. Der Grundbegriff von beiden ist der Begriff der *Gröfse*. In Bezug auf alles Zählbare zerfällt er in die drey nothwendigen Unterbegriffe der *Einheit*, *Vielheit* und *Allheit*; in Bezug auf alles Messbare und Ausgedehnte auf die drey geometrischen Ausmessungen, *Länge*, *Breite*, *Dicke*. Es liegen also auch aller Beurtheilung des Anschaulichen in der Körperwelt drey höchste Denkgesetze zum Grunde, die der Vf. in *eine* Formel zusammenfasst: Alles Wirkliche der Körperwelt muss sich in den drey geometrischen Ausmessungen beurtheilen lassen nach der Regel der Allheit, Vielheit und Einheit. II. Zur Beurtheilung alles *Erkennbaren überhaupt* dienen folgende drey Gesetze: 1) Wo ich Erkenntnifs von etwas gewinnen soll, da muss etwas seyn. Das Erkannte denken wir als ein *Wesen*. 2) Jede Naturbegebenheit verhält sich zu einer andern wie Ursach und Wirkung. Dieses Denkgesetz gilt nur für die *Folge* der Dinge, in sofern jedes Naturbild vorüberschwindet in der Zeit. Im Raume denk' ich mir aber das Vorüberschwindende als bleibend, so dafs nicht nur in der Zeit eine Erscheinung aus der andern entsteht, sondern alles was im Raume ist, sich wechselseitig auf einander beziehet, wie Theile zu einem Ganzen. Durch diesen Gedanken gewinne ich den Begriff der *Natur*; denn was ist Natur anders als die in sich verbundene Summe alles dessen, was im Raume ist? Das Denkgesetz, nach welchem ich die Natur als ein Ganzes ergreife, heifst: 3) Alles Wirkliche im Raume, d. h. die ganze Natur ist ein in sich verbundenes Ganzes; und mit diesem Grundsatze, der alles, was menschlich erkennbar ist, in sich vereiniget, schliefst sich alle mögliche Wissenschaft und Einsicht. (Auch davon abgesehen, dafs alle diese sogenannten höchsten Denkgesetze mit den sich auf sie beziehenden Grundbegriffen auf gar keinem Grunde beruhen, der sie zu dem, was sie seyn sollen, qualificiren könnte, ist die Classification jener Denkgesetze selbst, so wie sie hier gegeben ist, höchst willkührlich und fehlerhaft. Es fehlt den beiden Klassen der Denkgesetze gerade das, wodurch sich das Verhältnifs der Dinge zu unserer Vorstellungskraft in der erstern als ein *inneres*, in der zweyten als ein *äusseres* darlegt, da man in beiden Klassen nichts als eine Beziehung der Denkgesetze auf das Körperliche, Fühlbare und Anschauliche gewahr wird. Das Erkennbare schränkt sich auch nicht blofs auf das Körperliche und Fühlbare ein, und das Körperliche und Fühlbare der ersten Klasse sind keine wahren wesentlich verschiedenen Arten des Erkennbaren; das Körperliche ist jederzeit auch fühlbar, und das Fühlbare ein Körperliches. Ferner ist jedes Anschauliche auch etwas erkennbares und umgekehrt, jedes Erkennbare etwas Anschauliches. Da hiernächst auch das Körperliche mess- und zählbar, also eine Gröfse und nach dem Vf. alles Erkennbare etwas Körperliches und Fühlbares ist; so ist kein Grund des Unterschiedes zwischen den Gesetzen der ersten und zweyten Klasse vorhanden. Endlich hat der Vf. sehr schlau noch drey Denkgesetze, die nämlich, welche nach seiner Vorstellung durch die drey geometrischen Dimensionen bestimmt werden sollten, aufzuführen unterlassen, um nun nicht statt 12 Denkgesetze 15 zu erhalten. Auch möchten wir wohl sehen, wie sich die Formel der ersten Abtheilung der zweyten Klasse in drey besondere von einander unterschiedene Formeln auflösen liefse.) Von dem *Willen* behauptet der Vf., nicht er selbst, sondern nur die *Aeufserungen* desselben,

ben, oder das *Wollen*, sey Bestimmungsgründen unterworfen, weil Freyheit sonst unmöglich wäre. Der Wille bewahre eben dadurch seine Freyheit, dass er die Bestimmungsgründe des Wollens als blosse Vorstellungen wirken lassen könne, ohne sie zu Handlungen zu erhöhen. (Ein blosses Spiel mit Worten: denn ob ich sage: der *Wille* ist Bestimmungsgründen unterworfen, oder er *äussert* sich nach Bestimmungsgründen, das ist völlig einerley; und der Behauptung, dass Freyheit bey einem Willen nicht statt finden könne, der Bestimmungsgründen unterworfen sey, lässt sich mit Grunde entgegensetzen, dass ein durch *Gründe* unbestimmbarer Wille ein bloss thierisches Begehrungsvermögen und mit demselben der Begriff der Freyheit gar nicht zu vereinigen sey.) Die Formel des höchsten Sittengesetzes lautet nach dem Vf. so: Folge einer Maxime, die du als allgemeine *Maxime billigen* kannst; oder: thue, was du billigen würdest, wenn es jedermann thäte. (Die in ihren Ausdrücken unbestimmte und schwankende Formel ist eher eine Regel der Klugheit, als ein kategorischer Imperativ. Besteht denn die gesetzgebende Form der Maximen bloss in der Allgemeinheit ihrer Befolgung?) Kant sagt: ob eine Maxime zu einem allgemeinen Gesetz tauglich sey, lasse sich daran erproben, wenn sie sich als ein allgemeines Gesetz nicht selbst zerstöre und aufhebe. Dagegen meynt der Vf.: ein gescheuter Mensch frage gar nicht darnach, ob sich seine Maxime, als allgemeines Gesetz gedacht, widerspreche; das Gefühl unserer Bedürfnisse müsse hier vielmehr den Ausschlag geben. Mein *Gefühl* müsse mir sagen, was *ich* bedarf, und wenn ich dieses will, dann erst könne ich finden, wie mir zu Muthe seyn würde, wenn man eine Maxime allgemein, folglich auch gegen *mich* befolgen wollte. (Hier ist aber gar nicht von Gescheutheit oder Klugheit, sondern von Sittlichkeit die Rede. Als sittlicher Mensch, oder als ein solcher, der wissen will, ob er sittlich handelt, wenn er einer gewissen Maxime folgt, *soll* er darnach fragen, ob seine Maxime, als allgemeines Gesetz befolgt, sich selbst vernichten würde, oder die Frage hat keinen Sinn. Ein gescheuter Mensch, der bloss seinen Vortheil beabsichtigt, fragt auch nicht darnach, wie ihm zu Muthe seyn möchte, wenn seine Maxime gegen ihn befolgt würde; und dass man diese Maxime gegen ihn selbst geltend machen werde, wird er um so weniger Ursach zu haben glauben zu fürchten, je gescheuter er ist und je mehr er weiss, dass sittliche Menschen ihm sein Verfahren gegen sie und andere doch nicht vergelten werden. Auch wird sich ein gescheuter, aber eigennütziger, Mensch, um nur seinen gegenwärtigen Nutzen zu befördern, gar wohl gefallen lassen, dass auch andere in ähnlichen Fällen eben so gegen ihn handeln; er wird sich gegen den Schaden schon zu verwahren wissen.) Nach allem diesem wird nun jeder selbst entscheiden können, ob dieses Buch die reine und zuverlässige Quelle sey, zu der man diejenigen, die Lust haben möchten, sich in die Geheimnisse der kritischen Philosophie einweihen zu lassen, mit gutem Gewissen hinweisen könnte.

PHYSIK.

Altona, in d. Verlagsgesellschaft: *Lehrbuch der pharmaceutischen Experimentalchemie nach dem neuen System*, zum Gebrauch für Aerzte und praktische Apotheker und als Leitfaden zu Vorlesungen von *Johann Bartholomä Tromsdorff*. Mit einem Kupfer. 1796. 531 S. 8.

Gegenwärtige Schrift enthält vorzüglich in ihrem praktischen Theile sehr viel Brauchbares und Zweckmässiges. Der Vf. ist durchgängig mit den neuen Entdeckungen bekannt, und hat also auch bey den Vorschriften, welche er liefert, darauf Rücksicht genommen. Da es uns indessen nicht an guten Lehrbüchern fehlt, durch welche der nämliche Zweck erreicht wird, so hätte diese Arbeit füglich unterbleiben können, wenn es nicht etwa dem Vf. angenehmer seyn möchte, bey seinen Vorlesungen *eigne* als *fremde* Aufsätze zum Grunde zu legen. — Ehe Hr. T. die pharmacevtischen Zubereitungen vorträgt, schickt er eine Einleitung S. 1—132. voraus, in welcher er mehrere Begriffe zu bestimmen sucht, und die nothwendigsten chemischen Lehren vorträgt. Darin kann Rec. dem Vf. nicht beypflichten, dass er die *Pharmacie* eine *Wissenschaft* nennt; anpassender für sie würde der Name einer *systematischen Kunst* seyn. Die Eintheilung der Botanik in *reine* und *angewandte* ist nicht zweckmässig, den Theil der Botanik, welchen Hr. *T.* den *reinen* nennt, würde Rec. lieber den *vorbereitenden* nennen. Wenn es S. 52. heisst, Kälte ist nichts als Mangel der Wärme, folglich ein *relativer* Begriff, so ist es unrichtig, und muss heissen ein *negativer* Begriff. Ohne dass gesagt worden, was Hydrogen, Oxygen und Kohlensäure sey, wird S. 55—60. von ihnen doch als ganz bekannten Dingen gesprochen. Ueberhaupt kommen mehrere Fehler gegen die Methode vor, indem auch die einfachen Substanzen, von denen erst S. 80. die Rede ist, früher hätten müssen abgehandelt werden. Rec. glaubt, dass das Azote einen Bestandtheil der *Blausäure* (die ganz so wie die Galläpfelsäure vom Vf. übergangen worden) so wie auch höchst wahrscheinlich der *Phosphorsäure* ausmache. Dass von der Kieselerde ein Gebrauch in der Arzneykunde gemacht werde S. 59. ist Rec. nicht bekannt. — Da auch die *reine Schwererde* aus ihrer Auflösung in Wasser krystallisirt, so wird dieses forthin nicht als ein der Strontionerde *ausschliesslich* zukommendes Kennzeichen angeführt werden können. Ungeachtet *Lavoisier* das Wasser als nächsten Bestandtheil des Weingeistes anführt, so glaubt Rec. doch, vorzüglich wenn der Weingeist nach Hn. *Lowitz* seiner Vorschrift rectificirt worden, dass das Wasser nur entfernter Bestandtheil des Weingeistes sey. *Reines Gummi* und *reiner Pflanzenschleim* sind wohl in keinem ihrer Bestandtheile von einander verschieden, hingegen aber *Pflanzenschleim* und *Stärkemehl wesentlich*, welche Hr. *T.* S. 117. so wie den *Eyweissstoff* und *Kleber* S. 122. mit einander verwechselt. — Die S. 128. angeführten Neutral- und Mittelsalze als schwefelsaures Gewächsalkali, Digestivsalz, Gips, Kochsalz, gehören nicht zu den *nähern*

Bestandtheilen der Pflanzen. Zum Schluss dieses ersten Abschnittes muss Rec. im allgemeinen die Bemerkung machen, dass das in demselben Vorgetragene für den Sachkundigen überflüssig, für den hingegen, welcher noch keine chemische Kenntnisse hat, unzureichend sey.

Wenn im zweyten Abschnitte S. 137. gesagt wird, dass die beym Verbrennen des Weinsteins *entstandene* Kohlensäure nicht hinreichend sey das Alkali zu sättigen, so glaubt Rec. dass sie bey weitem hinreichend seyn würde, wenn nicht bey der Temperatur des Verbrennens ein Theil derselben in Gasgestalt davon ginge. Unter den verschiedenen Arten von Soda, die im Handel vorkommen S. 151. vermisst Rec. diejenige, welche durch Hn. *Rückerts* Bemühung aus *Ungern* erhalten wird; neu war es ihm hingegen, dass in *Bernburg* Soda bereitet werde. S. 204. schlägt Hr. *T.* vor, den käuflichen Phosphor auf die Art zu prüfen, ob er nicht mit Schwefel verunreinigt sey, dass man etwas weniges unter einer Glocke verbrenne, die trockne Säure in destillirtem Wasser auflöse, und nun untersuche ob, die salzsaure Schwererde dadurch getrübt werde. Dieses Verfahren ist fehlerhaft, indem die salzsaure Schwererde auch durch Phosphorsäure gefällt wird, sie daher nicht als Prüfungsmittel dienen kann. Der in der Kälte bereitete Quecksilbersalpeter löst sich nicht beynahe (S. 305.) in Wasser auf, es bleiben nach Rec. Erfahrung 23 Procent unaufgelöst, von dem in der Wärme bereiteten hingegen 48 Procent. Der vollkommne Eisenkalk ist keineswegs in allen Säuren unauflöslich (S. 326.). Dieses gilt nur von der vollkommnen Schwefelsäure und Salpetersäure, die flüchtige Schwefelsäure und Salpetersäure lösen ihn recht gut auf. Zwischen dem *Blackschen Quecksilberkalke* und dem *Mercurius cinereus Saunderi* findet ein *wesentlicher* Unterschied statt. Der *Mercurius cinereus Blackii* bestehet aus unvollkommnen Quecksilberkalk und einem dreyfachen Salze, das aus Quecksilberkalk, flüchtigem Alkali und *Salpetersaure* besteht, und kommt mit dem *Mercurius solubilis Hahnemanni* beynahe überein, nur dass in letzterem das Metall weniger verkalkt ist, und bey *vorsichtiger* Bereitung er fast gar nichts von dem dreyfachen Salze enthalten muss. Der *Saundersche* Quecksilberkalk hingegen bestehet aus Quecksilberkalke und einem dreyfachen Salze aus *Quecksilberkalk*, *flüchtigem Alkali* und *Salzsaure*, auch wohl gar aus etwas unzersetztem versüssten Quecksilber. Sehr interessant wäre es, wenn Hr. *T.* durch *entscheidende* Versuche darthun könnte, dass in dem *Blackschen* Quecksilberkalke ausser unvollkommen verkalkten Quecksilber, noch *Quecksilber mit Stickstoff* verbunden, enthalten sey. Rec. glaubt keineswegs, dass der durch Reiben bereitete Aethiops S. 398. mit dem durchs Schmelzen erhaltenen, einerley sey. Bey dem erstern ist die Verbindung des Quecksilbers mit dem Schwefel *mechanisch*, bey dem letztern *chemisch*. In medicinischer Rücksicht würde auch der durch Reiben bereitete vorzuziehen seyn, indem sich der durch Schmelzen angefertigte Aethiops mehr dem unwirksamen Zinnober nähert. — Da der Zinnober aus dem Mohr bereitet wird, so würde Rec. das Quecksilber in ersterem (S. 400.) für mehr verkalkt halten, als in letzterem. Auch ist es nicht ganz richtig, wenn S. 401. gesagt wird, *ein guter Zinnober muss in Sauren völlig unauflöslich seyn*. Wäre dieses, so würde eine Zerlegung des Zinnobers auf nassem Wege gänzlich unmöglich seyn, und doch scheidet Königswasser (das aus ungefähr sieben Theilen Salzsäure gegen einen Theil Salpetersäure besteht) das Quecksilber vollkommen vom Schwefel ab. — Im Goldschwefel ist nicht das *regulinische* Metall S. 406., sondern das *verkalkte* Metall mit dem Schwefel verbunden.

Von den häufigen Druckfehlern will Rec. nur einige anführen. Z. B. S. 97. Z. 10. steht *Kohlenstoff* statt *Wasserstoff*, S. 328. Z. 9. *schwefelsaures Eisen* statt *salzsaures Eisen*. S. 334. CXV. ist das Wort *Eisenfeile* ausgelassen u. s. w. Auch fehlt (wenigstens in zwey Exemplaren welche Rec. verglichen hat) das Register, ungeachtet (Vorrede S. XV.) von einem *sorgfältig verfertigten Register* gesprochen wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Leipzig*, b. Rein: *Gründliche Anweisung zur Vertilgung der dem Landmanne höchst schädlichen Thiere und Insekten*. 1796. 6 B. 8. — Der Vf. hat mehr versprochen als er geleistet hat und leisten konnte. In der ganzen Schöpfung ist nun einmal die regelmässige und weise Ordnung, dass ein Thier des andern Verfolger und eben dadurch unser Wohlthäter ist. Wollten wir also *ein* Geschlecht ganz *vertilgen*, so würde ein andres, uns ungleich schädlicheres desto mehr überhand nehmen. Hatte der Vf. also auch nur zur *Verminderung* dieser oder jener schädlicher Thiergattung anwendliche Rathschläge mitgetheilt, so wäre dies Verdienst genug; aber auch diese hat man hier nicht zu erwarten, da diese paar Bogen aus andern, längst bekannten Büchern zusammen geschrieben sind.

Druckfehler. In Nr. 31. d. J. S. 241. Z. 1. von unten l. *Sache betreffen* st. *Sache*. Z. 18. v. unten ist das Wort *dem* wegzustreichen. S. 245. Z. 24. v. oben l. *in* st. *im*. S. 246. Z. 21. v. unten l. *den Interessenten* st. *dem*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 20. Februar 1797.

GESCHICHTE.

Εν Βιεννη (WIEN): *παρα Μαρκιδ. Πουλιου. Χρονικον Γεωργιου Φραντζη, τυ πρωτοβεστιαριου. Νυν πρωτον εκδοθεν, επιμελεια Φραγκ. Καρ. Αλτερ, διδασκαλου της Ελληνικης διαλεκτου.* 1796. (Georg. Phrantzes, Chronik; nun zuerst herausgeben durch *Franz Carl Alter*, Prof. der Griechischen Sprache.) Vorr. XXVII S.; Text 150 und 29 S. in Folio mit einigen Zeichnungen.

Neben Laonikus Chalkokondylas und Michael Dukas, ja seiner Lage nach *vor* diesen, behauptet der Protovestiarius und designirte Grosslogothete Georg Phrantzes eine ausgezeichnete Stelle unter den Augenzeugen, welche die letzten Zeiten des römischen Reichs zu Konstantinopel beschrieben haben; er war zur Zeit der Eroberung 37 Jahre um die Kayser gewesen; er war der vertrauteste Minister des letzten Konstantins; neun Jahre später erlebte er den Untergang der paläologischen Herrschaft im Peloponnesus, und schrieb nun zwischen den J. 1477 und 1481. die Erinnerungen und Eindrücke einer so höchst merkwürdigen Laufbahn in anspruchloser Einfalt nieder. Dieses Werk, von welchem in wenigen Bibliotheken Abschriften sind, war bisher nur lateinisch gedruckt. *Jacob Spanmüller*, von seinem Geburtsorte *Pontanus* genannt, hatte diese Uebersetzung nach einem zu München liegenden Codex im Anfange des vorigen Jahrhundertes verfertiget und herausgegeben. Sie ist in das *Corpus Byzantinum* aufgenommen worden. Aber, es fehlte nicht nur das Original, sondern der Inhalt selbst war unvollständig bekannt: Pontanus hatte die vier Bücher durch Auslassungen in drey reducirt. Das ist immer etwas misslich: Jeder Gelehrte hat seinen Gesichtspunct; auch die Welthändel und Veränderungen der Begriffe machen bald dieses, bald jenes merkwürdig. Hr. Prof. Alter verdient daher sehr vielen Dank, aus eben demselben Münchner Codex, der ihm mit lobenswürdigster Willfährigkeit mitgetheilt worden, den Griechischen Text, so wie er war, edirt zu haben.

Uns liegt nun zuerst ob, zu zeigen, welcher Gewinn für die Literatur aus der Bekanntmachung der Omissionen des Pontanus entspringt. Zu diesem Ende haben wir das Original und die Uebersetzung Wort für Wort verglichen. Wenige Capitel sind, welche nicht einige Berichtigung erhielten; ob schon freylich diese oft nur in Rechtschreibung von Namen oder einem Unterschied in Zahlen oder anderen wenig bedeutenden Details bestehen, so haben sie für den kritischen Forscher mehr als einen Werth. Man erkennt bisweilen, dass, und warum, Pontanus falsch gelesen, oder seinen Text, wenn auch nicht unglücklich, doch willkührlich, verändert. Die Hauptomissionen aber sind von zweyfacher Art: theologische und diplomatische. Jene haben zweyerley Gegenstände: sie beziehen sich auf die Religionsstreitigkeiten mit den Lateinern, oder auf den Islam. Ueber jene äussert sich Phrantzes auf eine, seinem Verstand zur Ehre gereichende, Weise; man erkennt den Staatsmann, dem die Controvers Nebensache war. Bey Anlass des Conciliums zu Florenz eifert er nicht gegen die lateinische Glaubensform, wohl aber gegen den übergrossen Trieb, sie zu der allein herrschenden zu machen; die Griechische hält er für die älteste, und exemplificirt nun S. 39. den Stand der Sache so; „seit vielen Jahren „wandeln wir in Constantinopel die grosse breite „Strasse, die nach der Sophienkirche führt: Es ist „nicht unmöglich, dass jemand eine eben dahin lei„tende Gasse findet, und für besser hält: aber warum „will der mich zwingen, jene zu verlassen? Ey so „gehe denn jeder seinen Weg, an dem ich ihn nicht „irren will; in der Sophienkirche finden wir uns doch „wohl zusammen." Zum andernmal kömmt er auf die Lateiner bey Anlass der unfreundlichen Vorwürfe, welche man nach dem Verlust Constantinopels im Occident hören musste, als wenn er eine göttliche Strafe des eigensinnigen Schisma wäre. „Aber sind „denn (frägt er S. 69. ff.) die Moslemin durch ihre „Rechtgläubigkeit so glücklich? Und wenn unsere „Glaubensform uns das Unglück zugezogen; wie „kömmt es, dass doch Russland, bey eben derselben, „besteht und aufblühet!" Er zeigt, wie thöricht, ja wie schädlich es sey, die Ursachen von Staatsrevolutionen da zu suchen wo sie nicht sind: in der That werden alsdann auch unzweckmässige Vorbauungsmittel gebraucht. Seine Polemik gegen den Islam ist ausführlicher und *weniger* merkwürdig: seine Begriffe von der mohammedanischen Religion sind zwar geläuterter, als bey älteren Byzantinern: doch ist, was er von dem Propheten sagt, weder von Fabelwerk rein, noch gehörig beleuchtet: hiezu fehlte dem Protovestiarius eine gründlichere Kenntniss orientalischer Sachen und der Quellen, aus welchen Mohammed seine Vorstellungen aufgefasst hatte. Dennoch sind auch diese Capitel, hin und wieder durch angeführte Umstände, und im Ganzen in so fern merkwürdig, als sie die Begriffe zeigen, welche man zu Constantinopel von dem Glauben der Eroberer hatte. Die allerletzte, unter den diesem Werk von dem Hn. Prof.

Alter beygefügten Schriften fetzt diefes Verhältnifs der beiderfeitigen Religionsideen in ein noch intereffanteres Licht: wir reden von der Darftellung, welche der Patriarche Gennadius dem Eroberer von dem chriftlichen Glauben machte: Mohammed II. war ein für feine Zeit und Nation fehr aufgeklärter Herrfcher, und behandelte diefen Patriarchen mit ungemeiner Gnade. Die Schrift des Gennadius ift in ihrer Art meifterhaft; er weifs die Puncte, welche einem Mufelman vorzüglich auffallen mufsten, in das empfehlendefte Licht zu ftellen. Nachdem er den Höchften und Einigen auf eine Weife vorgeftellt, welche dem Sultan gefallen mufste, kömmt er auf die Dreyeinigkeitslehre mit folgender Wendung: „Es find denn „auch gewiffe Eigenfchaften (ιδιωματα) in Gott, wel„che aber feine Einheit gar nicht ändern: gleichwie „in unferm Gemüthe (νοι) Verftand und Wille unter„fchieden werden, fo find mit der göttlichen Natur „Λογος und Πνευμα (wie Licht und Wärme, mit dem „Feuer) verbunden (S. 26, der 2ten Abth.)." Eben fo natürlich befchreibt er, wie der göttliche Logos ενεδυθη τον ανθρωπον (S. 27.) Mit einem Wort, er wufste den Sultan ganz wohl zufrieden zu ftellen.

Von diplomatifchen Bereicherungen wollen wir zwey bemerken: S. 89. eine im J. 1333. ausgeftellte ἐλευθερωσις (Handelsfreyheit) des Kayfers Andronikus des Jüngern zu Gunften der Einwohner von Monembafia (*Napoli di Malvafia*) und ihrer in vielen Städten feines Reichs fubfiftirenden Factoreyen; woraus man fowohl die Gegenftände ihres Handels als die überaus lange Reihe von Abgaben und Erpreffungen kennen lernt, von denen fie befreyt werden. Diefe Urkunde bereichert auch das *Gloffarium Graecitatis* derfelben Zeit; welches überhaupt aus Phrantzes mehr als einen Zufatz bekömmt. Die zweyte Urkunde ift neugriechifch: ein Schreiben des Cardinals Beffarion an den Pädagogen der emigrirten Thronerben von Conftantinopel, Andreas und Manuel Paläologus; S. 92. ff. Diefes Stück hat eben jetzt ein eigenes Intereffe: der gutmeynende und vernünftige Cardinal giebt den ausgewanderten Prinzen Lehren, deren Befolgung anderen in gleichem Fall fehr dienlich hätte feyn können. Der Geift feines Schreibens ift überhaupt: wie fie doch ja vergeffen follen, dafs fie Enkel von Kayfern feyn, um nur fich zu erinnern, dafs fie vertrieben, dafs fie ολοπτωχοι (von Grund aus ruinirt), nun von fremdem Gelde leben; dafs nur Eigenfchaften fie beliebt und geehrt machen können, (wie überhaupt, η ευγενεια χωρις αρετης ουδεν εστι τι ποτε. ohne Verdienft es um den Adel eine elende Sache fey): fie follen daher die Sitten der Abendländer refpectiren (fonft müffen fie auch ihren Subfidien und ihrer gaftfreyen Aufnahme entfagen); nicht viele unnütze Leute halten; jedermann auf den Gaffen, der vor ihnen die Mütze (ιαττασι) abnehme, eben fo freundlich wieder grüfsen; Befuche mit allem zuvorkommenden Anftande fowohl annehmen als erwiedern; von den 300 Ducaten (δουκατων oder auch Φλωρια Goldgulden!), die der Pabft ihnen gebe, ja vornehmlich gefchickte Lehrer bezahlen u. f. f.

Aus allem erhellet genugfam, dafs es der Mühe werth war, den Phrantzes griechifch und vollftändig zu ediren. Diefes ift mit derjenigen Genauigkeit gefchehen, die man vom Hn. *A.* nach feinen früheren Arbeiten zu erwarten gewöhnt ift. Die Bücher und Capitel find, wie in der Urfchrift geblieben; die Citate aus der lateinifchen Ueberfetzung paffen daher nicht. Vielleicht würde der Herausgeber einigen Dank mehr verdient haben, wenn er die Abtheilungen letzterer am Rande hätte bemerken wollen: aber die Unternehmung war mehr für die griechifche Nation, als für die abendländifchen Gefchichtforfcher beftimmt. Der Text ift nicht ohne Druckfehler; doch ift dem Rec. keiner aufgefallen, der ihn für einen Augenblick irre gemacht hätte: und vielfältig läfst fich zweifeln, ob die fehlerhaft fcheinende Lesart nicht aus dem Codex felber ift. Nur zwey hätte der Rec. in jedem Fall bemerkt oder verbeffert gewünfcht: Phrantzes fagt in der Vorrede, er wolle den Urfprung der paläologifchen Regierung befchreiben απο του πρωτου βασιλευσαντος εκ του γενους αυτων, αχρι της αλωσεως κτλ.; und mitten in diefer Phrafis, nach πρωτου, bricht die Vorrede ab, und nimmt auf dem folgenden Blatte das erfte Buch mit βασιλευσαντος den Anfang. So gehört S. 72. Col. 1, ενδοξου — προσκαιρας ζη, noch zu dem vorigen Paragraphen; indem fich ενδοξου auf Ευστου bezieht. Der Codex ift an folchen σφαλματα die Haupturfache; er foll fehr fchlecht gefchrieben feyn; man fieht es auch am Pontanus, der mehrere Stellen unrichtig las.

Hr. *A.* hat die Titel der erften drey Bücher mit Abdrücken einiger Byzantinifchen Münzen geziert. Auf die mit S. 100. fich fchliefsende Chronik folgt bis S. 119. ein Regifter der Capitel; bis S. 127. ein Verzeichnifs der von Phrantzes angeführten Stellen der Bibel, worinn der unermüdete Fleifs des Sammlers jener unzähligen Varianten kenntbar ift; endlich πιναξ των διορθωσεων γενομενων εν τω αντιγραφω ηγεμονοσλεκτορικω της Μοναχιας (Tabelle derjenigen Lesearten des Codex, welchen in der Wiener Ausgabe andere fubftituirt worden find), bis 138.

Die beygefügten kleinen Schriften find folgende: Glaubensbekenntnifs der Lateiner, vom Papft Gregorius (IX.) an den Patriarchen Germanus, nebft deffelben und feiner (zu Nymphaeum gehaltenen) Synode απαντησει (Rückäufserung), S. 139 — 149.; in Beziehung auf den Ausgang des H. Geiftes vom Sohn. Es find einige Symbolen aus Handfchriften beygefügt, und in der Vorrede handelt Hr. *A.* befonders ausführlich von einem Exemplar des Athanafianifchen, das ihm αρχετυπον και γνησιον σ[illegible] του αγιου Αθανασιου fcheint (Vorr. S. XI-XXVII). Die Gränzen der Rec. erlauben nicht, in diefe Difcuffion einzugehen.

Die befonders paginirten Zufätze find aus dem felten gewordenen Werk des Crufius, *Turcograecia*, in Anfehung ihres innern Werthes und der Verwandfchaft mit den von Phrantzes befchriebenen Begebenheiten, mit Recht neu abgedruckt, und ihnen auch die Abbildungen verfchiedener kayferlichen Perfonen, nebft einem Grundriffe der Stadt, beygefügt worden.

Das

Das erste Stück ist eine Geschichte der Stadt und des Reichs von Constantinopel von 1391 bis 1520, mit einigen Zeilen Fortsetzung bis 1578. Diese ergänzt und berichtiget den Phr. (ohne ihn zu kennen) hin und wieder. Manuel, der jüngere von den oben erwähnten emigrirten Paläologen, fand, scheint es, seinem Geschmack angemessener, sich dem Ueberwinder seines Hauses zu unterwerfen, als in fremder Abhängigkeit im Auslande zu leben: und Mohammed II. liefs ihn weder guillotiniren, noch deportiren, sondern er empfing ihn χαριεντως (freundlich) und Manuel ζῇ καλως, διατερων μετα τιμης και αρχοντων ιδιων αυτου (brachte sein Leben angenehm, und in Ehren zu, und hatte seine Amtleute): vier Ortschaften; ein Jahrgehalt (σ[illegible]ν) von taglich hundert Aspern, zwey Sclaven und eben so viele schöne Sclavinnen hatte Mohammed ihm sogleich gegeben. (Der Sultan machte keine Erklärung der Rechte der Menschheit; aber es scheint, dafs er sie fühlte.)

Dann folgt S. 17 — 24. das merkwürdige Schreiben des Protonotars Theodosius Zygomalas an Martin Crusius, welches (zumal die letzten drey Seiten) niemand, wer das alte Constantinopel und das altere Griechenland kennt, ohne Rührung lesen wird.

Obige Schrift des Patriarchen Gennadius beschliefst das Werk. Der Recensent setzt es, als eine allerdings würdige Fortsetzung, neben sein Exemplar des *Corporis Byzantini*, und sieht mit grofsem Verlangen ähnlichen Bereicherungen der neugriechischen Geschichte entgegen, deren in der Patriarchalbibliothek und an anderen Orten wohl mehrere noch verborgen liegen. Es wird ein Verdienst um die Nation seyn, durch die sehr guten Anstalten, welche zu diesem Zweck in Wien sich bilden, und unter Hn. *A.* unverdrossener Obsorge, was immer von dieser Art sich finden läfst, durch den Druck zu verewigen. Hiezu sind wir nicht ganz ohne Hoffnung; der Geist der Griechen fängt an, sich aus den mannichfaltigen Fesseln loszuwinden; es kömmt ein literärischer Betrieb unter sie; und Zygomalas urtheilte mit Recht (S. 22.), dafs sie δεκτικωτατοι (ungemein empfänglich) sind.

LITERARGESCHICHTE.

London, auf Kosten des Vfs.: *A Catalogue of Dictionaries, Vocabularies Grammars, and Alphabeths in two Parts.* Part I. Alphabetic Catalogue of the Authors. II. Chronological Catalogue of Works in each class of Language. by *Will. Marsden*, F. R. S. etc. 1796. 154 S. 4.

Der Vf., ein Liebhaber der Sprachkunde nach ihrem ganzen Umfang, hat sich die Mühe genommen, die Titel der Wörterbücher, Grammatiken und Alphabete von allen Sprachen — ausgenommen das hebraische, griechische und lateinische und die neuern vom Lateinischen und Gothischen abstammenden Spracharten — auf zweyerley Weise, zuerst nach den Verfassern, alsdann nach den Sprachen selbst und in der Zeitordnung, zu sammlen. Ausgelassen wurden die jetzt genannten bekannteren Sprachen, weil sie das Werk unmäsig vergröfsert haben würden. Auch das Russische hatte, sagt der Vf., wegen der grofsen Erweiterung, welche es seiner jetzigen hohen Beschützerin dankt, beynahe weglassen müssen. Blofs zur Beförderung des Slavonischen unter den Ausländern hat Er es noch unter der Classe der unbekannteren Sprachen, welchen allein sein Werk bestimmt ist, mit angeführt. — So respektsvoll weifs in England selbst ein Philolog die grofse nordische Allianz des Brittischen Königs zu ehren!

Den Stoff seiner Sammlung nahm der Vf. nicht blofs aus seiner eigenen beträchtlichen Bibliothek. Er zeigt zugleich an, welche Werke ihm durch die Bibliotheken des Brittischen Museums, der konigl. Societät, des Königs selbst und der Bodleyanischen zu Oxford bekannt geworden sind. Unter den übrigen Quellen ist auch B. R. Bibliotheque du Roy. Auf dem ersten Blatt wird dies für jetzt durch „*Parisian Library*" erklärt.

Der erste alphabetische Catalog geht auf gebrochenen Columnen bis S. 82. und erhält S. 153. 54. noch ein Supplement. Er ist in den zweyten natürlich wieder ganz eingetragen. Doch findet Rec. hier einiges, was dort nicht bemerkt ist, und umgekehrt. Z. B. S. 44. ist die neue Ausgabe von Meniusky 1780. 82. angegeben, im chronologischen Catalog S. 151. nicht. Der Vf. selbst tritt unter den Schriftstellern dieser Gattung auf durch seine *History of Sumatra.* (Lond. 1783. 84. 4.) durch welche die dortige Spracharten erläutert werden.

Die Sprachen, für deren Literatur diese Sammlung verdienstlich wird, hat der Vf. auf folgende Art classificirt. *Americanische* — *Arabisch* — *Armenisch* — *Cantabrisch* oder Biscayisch — *Canting* oder Rothwelsch — *Celtisch* — *Chinesisch, Tunkinisch, Japanesisch* — *Coptisch* — *Englisch*, nämlich das altenglische und schottische, auch nach den Provinzialunterschieden und der gelehrten Sprachforschung — *Epirotisch* — *Aethiopisch* — *Finnisch* mit dem *Hungrischen, Lappischen* und *Esthnischen* — *Georgianisch* — *Neugriechisch*, nebst den Dialekten und Etymologischen Sprachforschungen — *Neuholländisch* — *Hottentotisch* — *Lateinisch*, nach der Vulgärsprache und den späteren Dialecten — *Malayisch* mit den Javanischen, Phillippinischen, und Madagaskarischen — *Mauritanisch* — *Negro-Cafferisch* — *Persisch* mit dem *Kurdischen, Zend* und dem *Palmyrenischen* (welches letztere übrigens, wie bekannt, als *althebraisch* aufgeführt seyn könnte!) *Punisch* oder Phoenizisch (wobey die nämliche Anmerkung statt findet.) — *Sanskrit* mit seinen Dialeckten, worunter auch Zigeunisch — *Scandinavisch* und Mosogothisch — *Siamesisch*, *Burmanisch*, *Peguanisch* — *Sclavonische Dialekte*, *Südseesprachen* — *Syrisch* mit dem *Samaritanischen* (und Chaldäischen) — *Tamulisch*, *Malabarisch*, *Telingaisch*, oder Telugisch, *Kanarinisch*, *Singalesisch* — *Tatarische* Dialekte — *Teutonische* (altdeutsche) *Dialekte* — *Türkisch*. — — Die *sehr gemischten Polyglottenschriften* haben überdies ein eigenes Fach.

Wer mit wenigen Blicken überfehen will, für welche Sprachen hier nicht gefammelt fey, dem wird z. B. das in *Gatterers* Univerfalhiftorie aufgeftellte Sprachenfyftem an die Supplemente, welche hier noch zu wünfchen wären, und auch an eine zum Theil richtigere Zufammenftellung der verwandten Spracharten leicht erinnern. Doch finden wir wirklich auch manches, was zu fehlen fcheint, nur an folchen Stellen, wo man es weniger erwartet, eingetragen. Der Fleifs des Vfs. verdient die Aufmerkfamkeit, dafs wir über das Detail wenigftens einige Bemerkungen machen. Unter den Schriften über die arabifche Sprache überhaupt könnte weit oben an ftehen *Ed. Pocock* Orat. de linguae arab. ortu et progreffu, vor feiner Ausg. von Tograi. Oxon. 1661. Unter den älteften arab. Grammatiken fehlt aufser den bekannteren von *Spey* und *Clenard* auch Introductio in linguam arab. confcripta a *Bathol. Radtmanno*, Acad. Francof. Prof. Publ. Francofurti typis exfcripfit Andr. Eichorn. anno ultimi temporis MDIIXC. (4.) Diefes Werkchen von 34 S. hat das eigene, dafs die arabifchen Buchftaben und felbft das Alphabeth durchgehends nicht gedruckt, fondern gefchrieben find. Der Vf. hatte vorzüglich durch einen Kriegsgefangenen und nachher getauften Araber, *Paulus Wällich*, feine arab. Kenntniffe erweitert, auf welchen er fich öfters beruft. Von *Erpenii* Rudimenta linguae arab. ift editio emendatior von 1628. *Erpenii* Grammatica arab. *ed. Alb. Schultens*. Lugd. B. 1748. 4. ift im chronologifchen Index überfehen, obgleich Erpenii arab. Grammatik abgekürzt von J. D. Michalis angegeben ift. Auch von diefer ift die Umarbeitung: *J. D. Michaelis arab. Grammatik. Göttingen* 1781. 8. nicht eintragen. Am Ende wäre *Volney's* Simplification des langues orientales beyzufügen (à Paris de l'Imprimerie de la Republ. l'An. III.) Als Zufatz zur Literatur der arab. Lexikographie ift merkwürdig. *Th. Chr. Tychfens* Nachricht aus *Joseph. Scaligeri Thefaurus Linguae arab.* (Mf. vom J. 1597.) welche fich in *Paulus* neuem Repertorium für bibl. und morgenl. Literatur III Th. S. 256 — 280. findet. Zur Probe ift aus dem Buchftabe *he* ausgehoben, was fich bey Rapheleng und Golius nicht findet. Eine Copie ift auf der Göttingifchen, das Original auf der Leydenfchen Bibliothek. f. den Catalog der letztern Bibliothek (1716. fol.) S. 464. Nr. 1359. Bey der *Syrifchen* Sprache S. 143. kann beygefügt werden *O. G. Tychfenii* Elementale Syriacum. (Roftoch. 8. 1793.) welches eine kurze Grammatik, Lefeübungen, ein Vocabularium und mancherley aramäifche Schriftproben enthält und in der That, wenn Mannichfaltigkeit und Kürze zugleich billig gefchätzt werden, das brauchbarfte Elementarbuch im fyrifchen ift. Am wenigften dürfen bey den Aramäifchen Dialecten ausgelaffen werden *Inftitutiones Aramaeae* von *Alb. Schultens*, welche als opus imperfectum bis S. 224. gehen. Bey dem Aramäifchen wird mit Recht auch Notiz über die *Zabifche* Sprachkunde eingemifcht. Dafs in Melchif. Thevenots Reifen (Paris, fol.) ihr Alphabeth vorkommt, ift im zweyten Catalog nachzutragen. Bey dem *Punifchen* Fach ift zu unferm Erftaunen *Dutens* Explication de quelques medailles .. Grecques et *Phéniciennes* (Lond. chez John Thane 1773. 4.) übergangen, deffen Alphabet Phénicien, Punique et Sicule - punique auf der dritten Kupfertafel, nebft den *Autorités*, fur lesquelles eft fondé l'Alphabet Phénicien bis jetzt das befte in diefer Art ift. Noch weniger hätten wir gedacht, dafs wir uns nach *Swinton's* Differtationen über Punifche und Palmyrenifche Schrift, welche in den Transactionen der königl. Societät felbft ftehen, umfonft umfehen würden. S. 60 und 128. ift nicht *Sappuhnius* fondern *Spohnius* zu lefen. — —

Ueberhaupt darf — denn Rec. möchte den Beweis der Nothwendigkeit vieler Zufätze nicht gerne weitläufiger ausführen — die Mühe des gelehrten Vfs. für das gefammelte Dank erwarten, in fo fern es Nachträge erleichtert und gewifs jeden Nachtrager auch an manches erinnern wird, was er felbft entweder nicht gewufst oder überfehen haben würde.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Halle*, in d. Rengerfchen Buchh.: *Einfacher und nützlicher Unterricht für Landleute oder verbefferte Methode der Behandlung des Ackerlandes. Mit einigen Bemerkungen über Wafferleitungen, Umzäunungen und Verbefferungen der Landftraßen und Feldwegen. Landedelleuten und Pachtern gewidmet von Johann Hodskinfon.* A. d. engl. mit Anmerkungen. 1796. 3 Bog. 8. Der deutfche Landwirth foll aus diefen paar Bogen nicht viel Neues lernen. Der Hauptkunftgriff, worauf fich der Vf. was zu Gute thut, foll darinn beftehen: dafs durch die hier vorgefchriebene Kultur der Acker in *vier* Jahren *fünf* Aerndten geben foll, nämlich wenn in die umgebrachte Wafterftoppel fogleich Rüben gefäet werden. Ein längft bekannter Prozefs, der in kleinen Wirthfchaften empfehlenswerth, im Grofsen aber fchwürig ift. Die Anweifung zu den unterirrdifchen Wafferleitungen war dem Rec neu, und hat, wo der Boden es erlaubt, feinen ganzen Beyfall. Vielleicht find mehrere deutfche Landwirthe mit Rec. in eben dem Fall, und dann werden ihnen die paar Grofchen für diefe kleine Piece, wenn fie auch weiter nichts daraus lernen follten, nicht gereuen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 21. Februar 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Schöne: *Observationes ad jus Porussicum commune.* Scripsit *C. L. Paalzow.* Fasciculus II. 1796. 90 S. 8. (12 gr.)

Dieses Heft enthält, unter fortlaufenden Numern, folgende Observationen: Obs. 16. *De legum interpretatione. (v. Allg. Landr. Einl. §. 50—54 u. allg. Ger. O. Th. I. Tit. 13. §. 32—35.)* Obs. 17. *De lethalitate vulnerum et inspectione cadaveris (zum A. L. R. Th. II. tit. 20. §. 809)* Obs. 18. *De Ex-Clerico copulante et baptizante. (zum A. L. R. Th. II. tit. X. 76. 82. et tit. XI. §. 105. 106.)* Obs. 19. *De jure formulario. (ad §. 20. tit. V. P. I. der A. G. O.)* Obs. 20. *De jure civium examinandi leges. (ad §. §. 151—156. tit. 20. P. II. des A. L. R.)* Obs. 21. *De veneficio. (ad §. 859. l. c.)* Obs. 22. *De aetate nuptias contrahentium. (ad §. 37. tit. I. P. II. des A. L. R.)* Obs. 23. *De jure patronatus. (ad §. §. 327. 329 sqq. et 587. tit. II. P. II. des A. L. R.)* Obs. 24. *De clerico agrum colente. (ad §. §. 94. 95. tit. XI. P. II. des A. L. R.)* Obs. 25. *De juribus furiosorum et mente captorum. (ad §. 13. tit. XVIII. P. IV. des A. L. R. und ad tit. 38. P. I. der A. G. O.)* Obs. 26. *De forma juramenti. (ad §. 245. tit. X. P. I. der A. G. O.)* Obs. 27. *De duello. (ad §. §. 667—673. tit. XX. P. II. des A. L. R.)* Obs. 28. *De lupanaribus. (ad §. 1000 sqq. tit. XX. P. II. des A. L. R.)* Der Vf. verräth eine sehr gute Kenntniss der ältern und neuern Literatur. Mit seinen Erinnerungen gegen die neuere preussische Gesetzgebung sind wir zwar nicht überall einverstanden. Indessen ist manche Bemerkung sehr fein, und kündigt den Vf. als einen denkenden Mann an. Auch die Sprache in diesem Hefte ist grösstentheils correct, den ernsten Gegenständen entsprechend; und nur hie und da blickt der Satyr durch. — Als Belege zu diesem Urtheile mögen folgende Stellen dienen: Obs. 16. p. 13.: „*Summa rei (de legum interpretatione) versatur circa dispositionem, quam in* Introduct. juris communis *legimus, §. 50—54., et in* Ordinat. Processs. *tit. 13. §. 32. 35. Cum forte quidam lectores hos libros non ad manus habent,* (besser wohl *habeant*) *integre dispositionem Jur. Com. adscribam.* Bey Entscheidungen streitiger Rechtsfälle darf der Richter den Gesetzen keinen andern Sinn beylegen, als welcher aus den Worten und dem Zusammenhange derselben, in Beziehung auf den streitigen Gegenstand oder aus dem nächsten unzweifelhaften Grunde des Gesetzes deutlich erhellt. §. 51. Findet der Richter den eigentlichen Sinn des Gesetzes zweifelhaft; so muss er, ohne die processführenden Partheyen zu benamen, seine Zweifel der Gesetzcommission anzeigen, und auf deren Beurtheilung antragen. §. 52. Der anfragende Richter ist zwar schuldig, den Beschluss der Gesetzcommission bey seinem folgenden Erkenntnisse in dieser Sache zum Grunde zu legen; den Partheyen bleiben aber die gewöhnlichen Rechtsmittel dagegen unbenommen. §. 53. Findet der Richter kein Gesetz, welches zur Entscheidung des streitigen Falls dienen könnte; so muss er zwar nach den in dem Gesetzbuche angenommenen allgemeinen Grundsätzen, und nach den wegen ähnlicher Fälle vorhandenen Verordnungen, seiner besten Einsicht gemäss erkennen. §. 54. Er muss aber zugleich diesen vermeyntlichen Mangel der Gesetze dem Chef der Justiz sofort anzeigen. *Huic dispositioni praecipue ratio addenda fuisset, dum hominibus, quibus non licuit adire Corinthum, haec lex praecipue interpretatione egere videtur. Si judex casum, quem nulla lex scripta decidit, sua sententia dirimere potest, non video, quare non obscurae legi ex ratione et analogia juris lucem accendere queat? Fortasse legem* II. Cod. de legibus, *suasores ante oculos habuerunt. Cui usui est interpretatio authentica, si ab ea ad judicium provocare licet? Quid eveniet, si secunda instantia judicii authenticam interpretationem reprobat? Si porro contra sententiam secundae instantiae ad remedium revisionis provocatur, quis tunc succumbet? Ex rerum natura semper victoriam reportabit, pro quo legum latores steterunt. In hac enim instantia, duobus, vel tribus membris summi judicii exceptis, sunt judices, qui in prima legumlatores erant. Quot decisiones post paucos annos collectio contineret, si judices omnes casus, vel plane non, vel dubie decisos, collegio, quod legum ferendarum caussa est constitutum, ad dirimendum proponerent? Non malo omine negligunt legem. Cui bono foret collectio, quam populus nullo modo, quid dicam? ne judex quidem in promtu habere posset? — Ulterius progrediar: Quis serio credet, populum nostrum systema juris, quia germanico idiomate conscriptum est, melius intelligere, quam ista corpora jurium latina? Ad hunc Finem quodammodo adsequendum, imprimis necesse fuisset, ut causae juridicae, quantum possibile est, simplificatae, et omnes exceptiones, quantum fieri potest, evitatae essent. Ex adverso enim prolixitudo venit, quae lectores a libro deterret, cui malo epitomae et summaria nec consulunt, nec provident. Pauperculi enim, qui vix calendarium sibi comparare possunt, non ement, nec, si emerint, intelligent; nec, si intelligant, ex iis fontium haurient.* Constit. Crim. Carol. *germanice conspripta, prae caeteris legibus utilissima cognitu plebejis continet; age quaeso? et quaere inter omnes colonos,*

nos, an vel unus libellum habeat paucis tantum pagillis constantem et triobolo comparandum? Sperant, ut scribit Hommelius, *hujusmodi catechismorum architecti, nebulosa illustrari catechismis posse rusticorum capita; sed, credant mihi, obscurabuntur, et intelligendo minus etiam, quam nunc, intelligent; immo abnormi hac sua sapientia inflati, lites suscitabunt frivolas et stultas, de quibus numquam cogitassent. An numerus litium post publicatum systema imminuatur, vel augeatur, dedicent, qui catalogos et indices actionum scribunt.*" Dass die Anzahl der Processe mit jedem Jahre auffallend zunimmt, ist zwar richtig; Rec. glaubt aber nicht, dass der Grund davon in der neuern preussischen Gesetzgebung liege; er sucht ihn vielmehr in der mit jedem Jahre wachsenden Bevölkerung und dem eben dadurch vermehrten Verkehre, in dem zunehmenden Luxus u. dgl. m. Ueber allerhand einzelne Behauptungen des Vf., die schwerlich gegründet sind, können wir hier nicht weitläuftig seyn; z. B. S. 17., dass kaum der 20ste Theil des neuern preussischen Rechts vom gemeinen Rechte abweiche. Die Verschiedenheiten sind gewiss beträchtlicher. Auch ist manche Betrachtung des Vf. zwar vom *allg. Gesetzbuch*, aber nicht vom Landrecht, mehr gültig. So ist die vom Vf. (Obs. 22.) erwähnte im allgemeinen *Gesetzbuche* enthaltene Verordnung gegen die *Hagestolzen* aus dem allg. *Landrechte* weggelassen, und die *Heirath zur linken Hand* gar sehr erschwert worden. Dass (nach Obs. 24.) unsre Gesetzgeber es nicht gern sähen, wenn der Geistliche seinen Acker selbst baue; das dürfte wohl niemand, ausser Hn. P., so scheinen. Die Gesetzstelle lautet folgendergestalt: „Wenn ihnen — den „Geistlichen — der Genuss gewisser Grundstücke zu „ihrem Unterhalte angewiesen worden, so mögen sie „deren Cultur und den Absatz der darauf gewonne-„nen Erzeugnisse selbst besorgen. Ausserdem dürfen „sie nur unter Genehmigung ihrer Obern, und nur in „so fern, als es ohne Vernachlässigung ihres Amtes „geschehen kann, sich mit der Landwirthschaft be-„schäftigen.") — Die ganze Obs. 25. enthält viel Wahres. Sehr auffallend ist es besonders, dass die *allgemeine Gerichtsordnung tit.* 38. *Th. I.* zwar verordnet, wie es mit der *Bevormundung* der Rasenden und Wahnsinnigen gehalten werden solle, aber *des* doch gewiss sehr häufigen Falles, wenn ein Rasender oder Wahnsinniger geneset, und deshalb auf seine *Entlassung* aus der Vormundschaft anträgt, gar nicht gedenkt. — Rec. wünscht diesem sehr lesenswerthen Werkchen ein recht grosses Publicum, das es indessen wohl schwerlich finden dürfte, weil das Lesen der lateinisch geschriebenen Bücher immer viele Schwierigkeiten findet.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *R. F. Terlinden(s) Vorbereitung zur juristischen Civil-Praxi(s) in den preussischen Staaten*, als Einleitung zum Studio der allgemeinen Gerichtsordnung für die preussischen Staaten. 1796. 271 S. gr. 8. (16 gr.)

Es ist sehr richtig, dass, so wie die Rechtsgelehrsamkeit überhaupt ohne eine *allgemeine* Vorbereitung, auch ein jeder besonderer Theil derselben ohne eine *besondere* Vorbereitung nicht ordentlich gelehrt und gründlich erlernt werden kann. Dies gilt also auch von der praktischen Civilrechtsgelehrsamkeit, oder der Theorie der juristischen Civilpraxis in den preussischen Staaten. Sie setzt gewisse Vorkenntnisse voraus, die derjenige, welcher sie nach den Grundsätzen der allgemeinen preussischen Gerichtsordnung mit Nutzen studieren will, schlechterdings nicht entbehren kann. — Der Vf. hat dabey sein Augenmerk vorzüglich auf diejenigen gerichtet, welchen er als Auscultatoren oder Referendarien bey dem Grossgerichte zu *Soest* während ihrer Vorbereitungsjahre einen theoretisch-praktischen Unterricht nach Anleitung der preussischen Gerichtsordnung ertheilt. Das Rühmliche dieser Arbeit wird durch die Bescheidenheit, mit welcher der Vf. von derselben spricht, gewiss nicht wenig erhöht. „Es ist," sagt er in der Vorrede, nur ein „Versuch und mehr nichts, dem ich mit der Zeit meh-„rere Vollkommenheit zu geben gedenke. Vielleicht „finden sich indessen angehende Rechtsgelehrte ohne „sachkundige Rathgeber und Führer, die sich freuen, „einen brauchbaren Fingerzeig in dieser wenig bedeu-„tenden Schrift aufhaschen zu können, wie sie auf ei-„nem leichten und sichern Wege sich zu geschickten „Praktikern bilden sollen, und hiedurch werde ich „mich für diese Arbeit hinlänglich belohnt halten. „Uebrigens wünsche ich, dass auch dieser Versuch „den Beyfall der Kenner, deren Erinnerungen mir „allezeit angenehm seyn werden, erhalten möge." Das Werk zerfällt in *sechs* Abschnitte, *der erste* handelt von der juristischen Civilpraxis in den preussischen Staaten überhaupt; *der zweyte* von den Quellen, aus welchen die Grundsätze der juristischen Civilpraxis in den preussischen Staaten I, bey der Verhandlung der Sachen der streitigen Gerichtsbarkeit, (hier liefert der Vf. eine sehr gut gearbeitete gedrängte *Geschichte der preussischen Justizverfassung.*) II, bey unstreitigen Rechtsgeschäften zu entlehnen sind; *der dritte* von den Hülfsmitteln der juristischen Civilpraxis in den preussischen Staaten, und zwar I, von der Kenntniss der Provincial- und statutarischen Rechte, II, von der Kenntniss solcher Schriften, welche Anweisung zur *theoretischen* preussischen Civilrechtsgelahrtheit enthalten, III, von den *praktischen* Schriften der preussischen Civilrechtsgelahrtheit, IV, von den besondern Hülfsmitteln zur Kenntniss der juristischen Civilpraxis in den preussischen Staaten; wohin der Vf. 1) die Kenntniss der deutschen Sprache, 2) die Kenntniss anderer lebenden Sprachen, 3) die Erlangung einer juristischen Erfahrung, 4) das Lesen guter juristischer Casualschriften, 5) wirkliche praktische Uebungen rechnet. *Der vierte* Abschnitt handelt von der besondern Methode, die juristische Civilpraxis in den preussischen Staaten zu lehren und zu lernen; *der fünfte* von den verschiedenen Civilgerichten, worin die juristische Civilpraxis getrieben wird, und den Gerichtsinstanzen in den preussischen Staaten; (die in diesem Abschnitte enthaltenen Nachrichten findet man grösstentheils, nur anders geordnet, schon in

dem

dem bekannten *Handbuche für den preussischen Hof und Staat.*) Der *sechste* Abschnitt enthält allgemeine Bemerkungen und Regeln über die Betreibungsart der verschiedenen in der juristischen preussischen Civilpraxis vorkommenden Geschäfte.

Gegen diesen Plan, in welchem die *Nettelbladtische* Schule nicht zu verkennen ist, finden wir nichts Wesentliches zu erinnern. Auch die *Ausführung* des Plans ist *grösstentheils* gut gerathen. Im *Einzelnen* ist aber manches zu erinnern. Dies gilt vorzüglich von denjenigen Nachrichten, welche *Provincial- und statutarische Verfassungen* zum Gegenstande haben. Besonders hätte man doch von einem Manne, der in *Westphalen* einheimisch, und dem sogar die Ausarbeitung des Entwurfs zum Provincialgesetzbuche übertragen ist, in Ansehung der Nachrichten von *westphälischen* Verfassungen mit Recht grössere Genauigkeit verlangen können. Rec. ist kein westphälischer Jurist; es sind ihm aber von zweyen würdigen Rechtsgelehrten, welche Gelegenheit hatten, die Verfassung der westphälischen Provinzen praktisch kennen zu lernen, einige darauf sich beziehende, gewiss gegründete, Erinnerungen und Bemerkungen mitgetheilt worden, die hier ohne Zweifel so ganz an ihrem Orte stehen: — Die §. 47. angeführte *Clev - Markische* lutherische Kirchenordnung ist nicht vom J. 1667, sondern vom 6ten August 1687 datirt. — Da der Vf. in diesem §. der Criminalordnung gedenkt; so hätte er auch des *Brüchtenreglements vom J. 1719* und der in Absicht der Brüchtenreglements ergangenen Verordnung vom J. 1740 Erwähnung thun sollen. Unter den übrigen Provincialgesetzen hätten noch folgende angeführt zu werden verdient: 1) die Concordate mit *Münster*, *Cölln*, *Geldern*, *Jülich* und *Berg* etc., welche die Verhältnisse der Unterthanen dieser Provinzen gegen *Cleve* und *Mark*, besonders in wie weit wechselseitig gegen sie Arrest verfügt werden könne, bestimmen, und daher keinem praktischen Juristen daselbst unbekannt seyn dürfen; 2) das Edict wegen Abstellung der Missbräuche bey den Jurisdictionsgerichten, vom J. 1736. 3) Die Verordnung vom J. 1770, nach welcher bey Auseinandersetzungen zwischen den Pächtern der Bauerhöfe und ihren Kindern allemal die Gutsherrschaft zugezogen werden soll; 4) ist zu bemerken vergessen worden, dass die *Mindensche* Vormundschaftsordnung vom J. 1752 auch der *clevischen* Regierung als Vormundschaftscollegium zur Befolgung vorgeschrieben ist, und dass auch in Vormundschafts- und Ehesachen das Project des *Corporis juris Fridericiani* vom J. 1748 Anwendung findet. — Zu §. 57., welcher von *Meursischen* Provincialgesetzen handelt, ist zu bemerken, dass von der hier angeführten *cöllnischen Rechtsordnung* — welche eigentlich vom J. 1630 datirt ist, — nur einige §§. von der Erbfolge unter Eheleuten und von der unter ihnen bestehenden Gemeinschaft des Erwerbs, durch Observanz angenommen sind. — Zu §. 59. hätte die *Mindensche Vormundschaftsordnung* angeführt, und zu §. 60. bemerkt werden sollen, dass in der Graffschaft *Ravensberg* in Ansehung der Intestaterbfolge die *Jülich*- und *Bergische Rechtsordnung* des Herzogs *Wilhelm* als Provincialgesetz gilt. — Das §. 69. angeführte Werk: *D. Joh. Christ. Woltär allgemeine Grundsätze des preussischen Rechts.* Halle, 1795., ist, unter *diesem* Titel, nie herausgekommen, sondern bloss im Messkatalog von 1795 angezeigt worden. An die Stelle dieses Werkes ist wahrscheinlich die in der Michaelmesse 1796 erschienene: *Einleitung zum allgemeinen Landrechte* 1ter Theil, von *Woltar*, getreten. — In §. 77. ist anzuführen vergessen worden: *Ausführlicher Auszug alles dessen, was in dem allgemeinen Landrechte für die preussischen Staaten den protestantischen Prediger besonders angeht.* (Dortmund, b. Blothe) 1795. — Zu §. 129. (von der Gerichtsverfassung in der *Altmark*) ist zu bemerken, dass die Güter der Oberhofmeisterin *von Kanneberg* auf die Generalin *von Kahlden* vererbt sind. — Bey §. 134. (von der Gerichtsverfassung der *Clev - Markischen Untergerichte*) ist nicht abzusehen, warum die Landgerichte und das Grossgericht zu *Soest* unter besondern Numern vorkommen, da sie doch zu den *königlichen* Gerichten gehören, unter welchen sie die wichtigsten sind. In der zu diesem §. gehörenden *zweyten* Anmerkung würde der Vf. statt des darinnen enthaltenen Auszugs aus dem *Jurisdictionsreglement für den Grossrichter zu Soest vom 4ten Marz 1779* vielleicht zweckmässiger die ganz besondere Verfassung der *Clev - Markischen* Untergerichte, z. B., dass sie auch über alle sonst eximirte Grundstücke die Gerichtsbarkeit ausüben, und die Hypothekenbücher führen etc., auseinander gesetzt haben. — *Not.* 3. *Emmerich* und *Lobith* machen nur *ein* Gericht aus, und bey *Lobith* hätte wohl bemerkt werden sollen: „*mit Ausschluss der Zollkammer,*" weil diese unter dem Landgerichte zu *Cleve* steht. — *Not.* 4. Hier müsste das *Stadtgericht* zu *Soest*, dessen Not. 2. gelegentlich gedacht ist, mit benannt seyn. Ferner fehlen hier das Stadt- oder Schultheissengericht zu *Duisburg*, das Stadtgericht zu *Blankenstein*, und das zu *Plettenberg* ausser dem königlichen Gerichte besonders bestehende Stadtgericht. — *Not.* 5. Bey den *markischen Jurisdictionsgerichten* sind übergangen. *Grünberg*, *Obermassen*, *Rhade*, *Opherdike* und *Hoinghausen*. *Haaren* und *Untrop* sind nicht zwey verschiedene Gerichte, sondern nur *eins* unter dem Namen *Haaren - Untrop*. Das Schultheissgericht zu *Bochum* kann nicht, wie Not. 2. geschehen ist, zu den *königlichen*, sondern es muss zu den *Jurisdictionsgerichten*, (unter welcher Benennung *Patrimonialgerichte* zu verstehen sind.) gerechnet werden. Zu diesem §. 134. hätte der Vf. auch noch anführen können, dass, in Gefolge einer Verordnung vom J. 1756 die Polizeymagisträte in den Städten, wo keine Gerichte etablirt sind, in Sachen bis 5 Thaler die Gerichtsbarkeit ausüben. — Zu §. 139. (von der Gerichtsverfassung im Fürstenthume *Meurs*) Die Jurisdiction des königlichen *Holzgerichts der Heesebusch - Societat* ist im Rescripte vom 16ten April 177[illegible] näher bestimmt. Dem *Landgerichte zu Crefeld* steht, zufolge des Rescripts vom [illegible]ten M[illegible] 1771 gewissermassen eine Cognition in dortigen *Einfo[illegible]* und

und die Rechtspflege über dortige königliche Bediente zu. — Was §. 207. No. 1. und 2. von der *äussern* Form eines Protocolls gesagt wird, dass man sich nämlich dazu eines halb gebrochenen Foliobogens bediene, dass die Eine Hälfte leer gelassen, und das Protocoll selbst auf die andere Hälfte rechter Hand geschrieben werde, ist viel zu willkührlich und zufällig, um zu den *Bestandtheilen* eines Protocolls gerechnet werden zu können. — Der lange Gemeinspruch §. 235. hätte in wenig Worten zusammengezogen werden können. Wenn der Vf. insbesondere am Schlusse sagt: „Er, „der würdige Rechtsgelehrte, wird es vom Anfange „seiner juristischen Laufbahn, bis er das ihm vorge„steckte Ziel zurückgelegt hat, nie vergessen, dass „strenge und *gewissenhafte*, stets *mit Wahrheitsliebe* „*verbundene*, Rechtschaffenheit in allen Fällen die „sicherste Politik sey, und dass alle Regeln von dem „sittlichen Verhalten eines Rechtsgelehrten, so viel „ihrer auch immer seyn mögen, sich in der einzigen, „allgemein sichern, ohne Ausnahme anwendbaren und „ihre Befolger stets beglückenden Weisheitsregel ver„einigen: *Thue recht, und scheue niemand;*" so ist das zwar sehr beherzigungswerth und gewiss sehr gut gemeynt; man möchte aber wohl fragen: ob sich denn auch *gewissenlose*, mit Wahrheitsliebe *nicht* verbundene, *Rechtschaffenheit* denken lasse?

PHYSIK.

Schleswig, b. Röhss: *Des Hn. A. W. Hauch*, Ritters vom Danebrog etc., *Anfangsgründe der Experimental-Physik*. Aus dem Dänischen übersetzt von *L. H. Tobiesen*. Zweyter Theil. 1796. 326 u. 22 S. 8.

Der Uebers. sagt ganz treuherzig am Schlusse der Vorrede, er wünsche nichts so sehr, als dass dieser zweyte Theil seiner Uebersetzung besser gerathen seyn möge, als der erste Theil. Einen Beweis seiner Eilfertigkeit und Unkunde des Gegenstandes liefert er selbst durch eine grosse Menge Verbesserungen zum ersten Theile, die über 3 Seiten einnehmen, wozu noch halb so viele Seiten an Druckfehlern kommen. Wir wollen hoffen, dass er bey dem zweyten Theile sorgfältiger verfahren sey. Der Corrector ist nicht sorgfältiger gewesen, wie es ein flüchtiger Blick auf die Bogen zeigt. Vielleicht mag ihn bisweilen die Handschrift des Uebersetzers entschuldigen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. Ohne Druckort: *Die Netto-Brüder.* Ein Lustspiel in einem Aufzuge vom Leibarzt *Pantolphi*; aufgeführt in der Leipziger Jubilarmesse 1795. 48 S. 8. (4 gr.) Die dramatische Einkleidung ist nicht bedeutend, und der Aufwand von Witz und Laune bey dieser kleinen Flugschrift, die selbst dem Titel nach nur darauf berechnet scheint, den zahlreichen Buchhändlern, welche die Messe nach Leipzig zieht, einige leere Augenblicke zwischen ihren Geschäften auszufüllen, ziemlich gering. Die Handlung ist eine Verbindung der übrigen, besonders der Reichsbuchhändler gegen diejenigen, welche nur mit ihrem eignen Verlage handeln, ohne Sortimentshandel zu treiben. (Nettobuchhändler, weil kein Tauschhandel mit ihnen Statt findet, und ihre Rechnungen also ohne Abzug bezahlt werden müssen.) Jene wollen allen Verkehr mit diesen aufheben, bis sie sich zum Büchertausch bequemen, und setzen noch allerley andre Anordnungen zur Verbesserung des Buchhandels fest. Die Nettobuchhändler, von denen einer sein Verhältniss zu den übrigen durch Gründe zu vertheidigen gesucht hat, lachen über das Project als unausführbar, und weiter wird nichts entschieden. Die Sache scheint hier mit einer gewissen Parteylichkeit gegen die sogenannten Nettobrüder behandelt zu seyn: sie verdiente aber eine gründliche Erörterung. Vielleicht würde man alsdann auf ein ganz entgegengesetztes Resultat kommen: dass es nämlich für den Buchhandel, hauptsächlich aber für die Literatur, die grössen Vortheile gewähren würde, nicht den Verlag und Sortimentshandel durchaus zu verbinden, sondern beide durchaus zu trennen. Fast in keinem andern Fache ist der Handel im Grossen ein so ganz von dem Vertrieb im Kleinen verschiednes Geschäft, als grade in diesem. Der Verlag erfodert, um auf eine gründliche und umfassende Art geführt zu werden, gelehrte Kenntnisse, Geschmack, ausgebreitete Verbindungen, grosse typographische Anstalten u. s. w.; der Sortimentshandel nichts von dem allen, und wenn der Monarch, welcher den Buchhandel mit der Käsekrämerey verglich, nur diesen damit meynte; so that er ihm gewiss nicht Unrecht. Ein nothwendiger Tausch bey Waaren von einerley Art; nur von verschiedner Güte ist etwas widersinniges: der, welcher die schlechtesten bringt, ist dabey immer im Vortheile. Eben die Schlechtigkeit der meisten Producte, welche auf die Messe gebracht werden, hat seit einiger Zeit mehrere einsichtsvolle Buchhändler bewogen, sich ganz auf den Verlag einzuschranken. Man wird finden, wenn man unsre Literatur in den letzten Jahren durchgeht, dass die glänzendsten sowohl als die nützlichsten Unternehmungen von ihnen herrühren. Sie sind es, die sich durch grosse Bedingungen um Werke bewerben, welche der Nation Ehre machen, ob ihnen gleich die übrigen Buchhändler wegen ihrer Abneigung gegen baare Bezahlung so wenig Bücher als möglich abnehmen. Hingegen die kleinen Buchhandler an Oertern, die von den Mittelpunkten der Literatur entfernt sind, ohne Mittel mit vortreflichen Schriftstellern in Verbindung zu kommen, begünstigen in ihrer Nachbarschaft die schlechte und wohlfeile Schriftstellerey, weil sie doch auch ihre Artikel auf die Messe bringen wollen. Der S. 30. gethane Vorschlag: dass keinem Buchhändler erlaubt seyn solle, mehr als sechs Artikel zu jeder Messe zu liefern, ist nicht sonderlich überdacht. *Ein* Artikel ist schon zu viel, wenn er schlecht ist; und die Handelsfreyheit des grossen Buchhändlers, der durch seine Mittel und Verbindungen in den Stand gesetzt wird, weit mehr als sechs gute Artikel zu liefern, würde auf diese Art unbillig beschrankt werden. Ueberhaupt bleiben alle Vorschläge, die Lage des Buchhandels zu verbessern, bis zur Abstellung des Nachdrucks, unausführbar.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. Februar 1797.

GESCHICHTE.

Halle, b. Gebauer: *Geschichte aller Wendisch-Slavischen Staaten*, von *Ludwig Albrecht Gebhardi*, Kön. Grofsbr. u. Churf. Br. Lüneb. Rath u. Professor der Ritterakademie zu Lüneburg. *Erster Band.* 1790. (als Fortsetzung der allgem. Welthistorie der 51. Theil). XXXII u. 446 S. *Zweyter Band.* 1793. (Allgem. Welthistorie 52. Theil). 540 S. *Dritter Band.* 1796. (Allgem. Welthist. 53. Theil). 508 S. 4.

An einer allgemeinen Geschichte der Slaven, die sich nicht bloss mit dem eigenthümlichen eines einzelnen Stammes beschäftigt, sondern die Verbindung aller dieser unter sich zu erforschen sucht, die uns ihren allmähligen Uebergang vom Ackermann zum Jäger, zum Freybeuter, zum Krieger, zum Eroberer und endlich zum Staatenstifter bemerklich macht, die uns das Ausgezeichnete ihrer Sitten, das Steigen und Fallen aller besondern Staaten schildert, hat es uns bisher noch immer gemangelt. Aus alle dem, was hierzu bereits Mascov, Assemann, Gerken, Stritter, Schlözer, Gatterer (der in seiner synchronistischen Universalhistorie [Gött. 1771.] den ersten Entwurf einer vollständigen wendischen Geschichte geliefert), und noch einige andere nützlich vorgearbeitet, hat nun unser Vf. mit seiner bekannten historischen Geschicklichkeit ein ansehnlicheres grösseres Gebäude aufgestellt. Ganz eigenthümliche Schwierigkeiten, womit eine slavische Geschichte zu kämpfen hat, veranlasst der gänzliche Mangel an gleichzeitigen Urkunden, und die Verwirrung der mannichfaltigen durch plötzliche Revolutionen erscheinenden und verschwindenden Stämme. Nicht einmal ein slavischer Schriftsteller findet sich vor dem 11ten Jahrhundert. Für das älteste Stück der slavischen Sprache hält man die Bibelübersetzung und die liturgischen Ausarbeitungen des Cyrillus, der im Jahr 863 das erste slavische Alphabeth mit 44 Buchstaben erfunden, welches heut zu Tag das glagolitische heisst. Nur wenige böhmische und dalmatische Urkunden reichen bis ins 13te Jahrhundert. Ueber die älteste böhmische Urkunde des Herzogs Boleslaus vom Jahr 993 im Kloster Brzewnlow ist noch jetzt ein Streit, ob sie ächt, oder doch wenigstens Original sey; und dann auch an lateinischen und slavischen Glossarien zum Verständnis dieser Urkunden leiden wir eben so noch durchaus Mangel. — Es giebt verschiedene Rücksichten, nach welchen die slavischen Völkerstämme abgetheilt werden können. Die erste ist die *Sprachverschiedenheit.* Nach dieser unterscheidet *Schlözer*: 1) Russen. 2) Polen. 3) Böhmen. 4) Sorben. 5) Polaben. 6) Winden. 7) Croaten. 8) Bosnier. 9) Illyrier. Hingegen wieder anders unterscheidet *Gatterer*, nämlich: 1) Russen. 2) Polen. 3) Böhmen. 4) Bulgaren. 5) Illyrier. 6) Südliche und nordliche Wenden. Hr. *Anton* will einen Unterschied zwischen *Slowen* und *Slawen* wissen, zu welchen letztern er die Russen, Böhmen und Krainer rechnet, die Preussen, Wallachen, Letten und Litthauer aber in die Klasse der *Halbslawen* bringt. Eine zweyte Abtheilung lässt sich nach den verschiedenen *Oberherrschaften* gedenken, unter welche die slavischen Völker gerathen, z. B. avarische, griechische, fränkische, freye Slaven. Hr. *Schlözer* bestimmt in dieser Rücksicht folgende Arten: 1) Russen; und zwar a) Kiewer, b) Novogoroder, c) Cosacken (?). 2) Polen (Lechen) Schlesien mitbegriffen. 3) Böhmen (Tschechen) Mähren mitbegriffen. 4) Deutsche Slaven (Wenden) und zwar a) südliche Wenden, Krainer, Kärnther, Steiermarker, Friauler; b) nördliche Wenden, Obotriten, Wilzen, Ukern, Sorben, Luzizer. 5) Illyrische Slaven, d. i. Dalmatier, Slavonier, Kroaten, Bosnier, Serben und Rascier. 6) Ungarische Slaven. 7) Türkische Slaven, d. i. Bosnier, Serben, Bulgaren. Nach diesen beiden Abtheilungen würde die Bearbeitung der slavischen Geschichte unendliche Schwierigkeiten haben. Es bleibt also nichts übrig, als eine dritte Abtheilung, *nach der Lage* derjenigen Provinzen, worinn slavische Völker gewohnt oder noch wohnen. Dies sind nun nach *Schlözern*: Russen, Novogoroder, Kosacken (?), Polen, Schlesier, Böhmen, Mährer, Lausnitzer, Obotriten, Wilzen, Ukrer, Sorben, Kärnther, Krainer, Steiermärker, Friauler, Dalmatier, Slavonier, Kroaten, Bosnier, Serbier, Ragusaner, ungarische Slavaken, Bulgaren. Unser Vf. aber legt bey seiner Geschichte folgende Abtheilung zu Grund: 1) Slaven und Wenden vor der Vertheilung in abgesonderte Staaten. 2) Nordische Wenden. 3) Rügen. 4) Pommern, 5) Sorben. 6) Böhmen. 7) Mähren. 8) Schlesier. 9) Polen. 10) Russen. 11) Servier. 12) Bosnier. 13) Nordliche Croaten. 14) Westliche Croaten. Diesem Plan zufolge zerfällt des Vf. slavische Geschichte, in so weit sie dermal schon vor uns liegt, in folgende Bücher. I. *Buch. Geschichte der Wenden und Slaven bis zu ihrer Zertheilung in völlig abgesonderte Staaten.* Wenn der Vf. neben *Gerken*, *Dobner* und *Jordan* auch *Gatterern* mit zu denjenigen rechnet, welche die Wenden für ursprüngliche Sarmaten halten, so sind ihm vermuthlich die vortrefflichen neuern Untersuchungen des letztern über den sarmatischen

tischen Ursprung der lettischen Völker damals noch nicht bekannt gewesen, aus welchen sich ergiebt, dass die Sarmater der Alten einerley mit den heutigen Letten sind, und in dem sogenannten Sarmatien neben den weit zahlreichern Letten, Germanen und Finnen ungleich wenigere slavische Völkerstämme wohnten. Der Stammname des slavischen Volks ist nach des Vf. Vermuthung *Wende*. Diesen behielten die bey den allgemeinen Wanderungen auf deutschen Boden zurückgebliebenen Stämme bey. Die Ausgewanderten erhielten den Namen der *Sluven* (Slavinen) und *Anten*. Die *Wenden*, Veneter, gehörten ehemals zum Reich der Skolothen, in deren Sitze nachgehends die Sarmaten rückten. Die ältesten Wenden waren umgeben von den Fennen, Peucinern und Bastarnen im Ost und Süden, von den Scirren und Hirren in Westpreussen und Kurland, den Gothonen in Pommern und Preussen, den Burgundionen in Cujavien und Pomerellen und den Ligiern in Polen und Schlesien gegen Westen und Süden. Raubgeist, Wanderungssucht, die offen vor ihnen da liegenden öde Provinzen der deutschen Stämme, Anpflanzungen als Kolonisten, gaben Gelegenheit, den wendischen Namen weiter auszubreiten. Schon im J. 495 war ein wendischer Staat in Böhmen und Mähren gegründet. Bald nach dem J. 500 wurde von denen Wenden, die zwischen der Donau und den Quellen der Elbe sassen, der schlesische Staat gestiftet. Die Verbindung der kleinen wendischen Stämme in den böhmischen, schlesischen und lodomirischen Gebirgen hiess *Weiss - Croatien* oder *Gross - Croatien*. Ebentheurer aus diesem Croatenbund errichteten im J. 640 einen Colonistenstaat in Dalmatien, noch einen andern in der Bulgarey, einen dritten im J. 798 in Servien und endlich einen vierten zwischen der Sau und Drau. Ein slavischer Stamm, die *Lechen*, aus Ungarn nach dem Norden rückend, setzte sich in Polen, Pommern und der Lausitz fest. Die *Sorben* kamen ebenfalls aus Polen, aber nicht als Eroberer, sondern als Colonisten, in das Land zwischen der Elbe, Saale und Oder, als dem an die Sachsen gekommenen Antheil des im 6ten Jahrhundert zertrümmerten thüringischen Reichs. Sie breiteten sich bald bis an die Havel aus, wuchsen ihren sächsischen Zinsherrn über den Kopf, und ihr Land hiess vom 7ten bis 10ten Jahrhundert *Weiss - Servien* oder Gross - Servien. Abgesonderte Sorbenstämme setzten sich: 1) Zwischen dem sächsischen Erzgebirg, der Pleisse und an der Mulde. 2) An der Sarvitza und in Roth - Servien (Dalmaten, Slavonier). Noch eine besondere wendische Völkerschaft, die *Winden* genannt, findet man in Niederkrain, Zilly und Steiermark. Hingegen diejenigen Wenden, wovon sich in der ältern Geschichte von Fulda, Wirzburg, Bamberg, Bayreuth, Hohenloh, in Schwaben, am Rhein, im Lobdengau noch deutliche Spuren zeigen, desgleichen die Lüneburger und Altmärker Wenden, sind keine Wendenstaaten, sondern blosse unterthänige Colonisten gewesen, ein Umstand den besonders einige fränkische Geschichtforscher scheinen übersehen zu haben, wenn sie aus einzelnen Spuren einer slavischen Sprache und Sitte, die in solchen ehemaligen Colonieen ihren Grund hat, auf eine allgemeine slavische Religion, allgemeine slavische Sitten und Verfassungen der fränkischen Provinzen schliessen wollen. — Die *Anten* erscheinen in der Gegend von Gross - Polen, Roth - Reussen, der Ukräne und einem Theil von Russland. Seit dem J. 602, wo die Avaren sie bezwangen und vertilgten, verschwindet ihr Name aus der Geschichte. Mehrere antische Stämme wurden auch von den Ungarn vertrieben. Von denen, die sich nach Norden gewendet, leitet der russische Geschichtschreiber Nestor die Völkerschaften seines Vaterlandes ab, aus welchen die polnische und russische Monarchie entstanden. Der *Slaven* oder Slavinen gedenkt zum erstenmal ein griechischer Schriftsteller im J. 527; sie hatten sich des Raubs wegen an die Donau gezogen, und wohnten theils neben den Gepiden, die seit d. J. 493 Siebenbürgen besassen, theils gehörten sie mit zu dem Raubgesindel der Skamaren in der Wallachey. Im J. 552 besassen sie alles Land zwischen dem wallachischen Amt Rumunazi, der Donaufestung Nova am servischen Donau - Ufer, dem See Mursa bey Essek, dem Dniester und der Weichsel und dem Gebiet der Anten. Die Avaren, die sie sehr wohl gebrauchen konnten, räumten ihnen Pannonien und andere verlassene Provinzen ein. Im J. 596 hatten sie sich ganz fest in Slavonien gesetzt, und in selbem Jahr brach ein slavinisch - avarisches Heer durch die Oberpfalz in Thüringen ein. Baiern musste von ihren Streifereyen viel erdulden. Nach abgeschütteltem *Joch* der Avaren entstanden im 7ten Jahrhundert besondere slavinische Staaten in Kroatien, Servien, Bosnien und der Bulgarey. Karl der Grosse brachte die Avarischen und italienischen Slavinen in Friaul und Dalmatien zur fränkischen Monarchie. Die Mähren, ein den Franken zinsbares Volk, das sich von den weissen Kroaten abgesondert, erscheinen zuerst im Jahr 791. Ihr Reich wurde 899 wieder zerstört und kam unter die Hoheit der Ungarn und Böhmen. — Die in der Moldau, Wallachey, Siebenbürgen und Ungarn wohnenden Slaven, welche den Avaren nicht gehorchten, wurden im 7ten Jahrhundert von den Chazaren überwältigt, die späterhin ihre Herrschaft auch über den südlichen Theil von Polen und Russland ausdehnten. Zu den Chazaren flohen die von den Petschenegen verfolgten Madscharen und bildeten aus Mähren, Pannonien und einem Stück von Oesterreich und der Wallachey das ungarische Reich, welches mehr slavonisch als alt - ungarisch eingerichtet ist. Die ungarischen Slavaken gehören fast zu allen verschiedenen Völkern, in welche sich die Wenden jemals vertheilt haben. Es sind Nachkömmlinge von Serviern, Raizen, Bosniern, Bulgaren und Morlaken, die sämmtlich aus dem türkischen Gebiet einwanderten, von Croaten, Slavoniern, mährischen, polnischen und deutschen Slavaken. — Allgemeine slavische Gottheiten scheinen folgende gewesen zu seyn: der Czernebog, der Belbog, Suantevit, Radegast, die Siewa. Der Perun ist ein finnischer Gott. — Ihre Regierungsart hatte eine patriarchalische Form und sehr charak-

charakteristisch sind die Namen, womit sie ihre, meistens nur temporelle Regenten bezeichneten, nämlich Gospodzyn, Hospodar, ein Hausvater, Knes, ein Richter, Woiwoda, ein oberster Feldherr, Ban, ein Herr, Zupan, ein Mitherr, Kral, ein König. Ausser Ackerbau verstanden die Slaven wenig von andern Künsten und Gewerben. Dass sie das Bergwesen stark getrieben, bezweifelt der Vf. aus sehr wichtigen Gründen; und da auch der böhmische König Ottokar den böhmischen Bergbau durch deutsche Bergleute empor zu bringen suchte, so findet Rec. die Vermuthung eines neuern fränkischen Geschichtforschers, dass nämlich der Bergbau am Fichtelgebirg den Slaven seinen Ursprung zu verdanken hätte, ungegründet, wie es denn auch darauf ankommt, ob diejenigen Bergwerksausdrücke, die man für slavisch hält, nicht vielmehr saracenisch sind. — *Zweytes Buch. Geschichte des Reichs der Wenden im nördlichen Deutschland.* Das Reich der Wenden zwischen der Ostsee, Oder, Spree, Elbe und Bille begreift 2 grosse Nationen, nämlich die Lutizier oder *Wilzen* und die *Obotriten*, welche sich wechselseitig hassten und verfolgten. Die Obotriten hielten es daher auch aus Hass gegen die Wilzen mit Karl dem Grossen, der sie dafür aus Staatsklugheit zu heben suchte und ihren König Trasiko zum Regenten über alle *östliche Slaven* verordnete, dem sich aber die Slaven zwischen der Elbe und Oder widersetzten. Die *Obotriten* wohnten anfänglich an der Seeküste von Wismar bis Dobran, die sich jedoch nicht tiefer ins Land, als höchstens bis Hagenau, Goldberg und Güstrau erstreckte. Ihr Hauptort hiess Rerey oder Miklinburg, aus dessen Ruinen nachher Wismar entstanden. Mit *Wilze* ist der Name *Welatabe, Lutizier*, gleichbedeutend. Sie stammen aus Neuservien und Taurien, von wo sie im J. 634 durch den Hunnoguduren Fürsten Kovrat bis über die Weichsel vertrieben wurden. Von den 18 Stämmen, die *Helmold* unter den Wenden des nördlichen Deutschlands benennt, rechnet der Vf. folgende zu den Wilzen: 1) Die *Circipaner*, zwischen dem Meer und der Pene, in der Gegend von Wolgast und Demin; zum erstenmal genannt im J. 955; unterwarfen sich 1020 der deutschen Oberherrschaft. Im 13ten Jahrhundert erlosch ihr Name. 2) *Kyziner*, in der nachherigen Herrschaft Rostock; geriethen unter obotritische Botmäsigkeit. Ihre vornehmste Stadt hiess Kusfzin. 3) *Tholenzer*, ein Theil der heutigen Herrschaft Stargard und des schwedischen Pommerns, seit dem J. 927 dem deutschen Reiche zinsbar. 4) *Redarier*, von der im J. 1121 durch Herzog Lothar verbrannten Stadt Rhetra, dem Sitz des Götzen Radegast benannt, auf dem halben Weg von Hamburg nach Wollin am Tolensee, unweit dem Dorf Prilwitz, ein beträchtlicher Theil der Meklenburg-Schwerin und Strelitzischen Lande und der Priegnitz. 5) *Heveller*, von Brandenburg und Havelsberg bis an die Oder, also ein Theil der Mittelmark und Priegnitz; Hauptort Brandenburg. Zu ihnen gehörten: die *Stoderaner* bey Brandenburg — die *Brizaner*, in der Gegend von Prizwalk und Prizlava — die *Williner* im Lande Barnim bey Fehrbellin. 6) Die *Ukrer*, in der heutigen Ukermark. 7) Die *Leubusier*, wo Leubus; gehörten nicht zu dem nachher entstandenen wendischen Reich, sondern damals zum Herzogthum Polen. 8) Die *Smeldinger*, seit 809 Polabinger genannt, im heutigen Fürstenthum Lauenburg, Ratzeburg, Grafschaft Schwerin und einem Stück von Meklenburg, wie auch am nördlichen Ufer der Elbe von Bergerdorf bis Dömitz. 9) Die *Linonen*, die nächsten Nachbarn der Smeldinger von der Seite von Lengen, der Sachsen aber an der Elbe. Karl der Grosse liess gegen sie die Veste Hochbuchi, d. i. Büchen im Lauenburgischen errichten. Nach dem J. 877 verliessen sie die Elbe und erscheinen 1107 zwischen der Stepenitz, Eldena und in dem zum Stift Havelberg gelegten Linagau. 10) Die *Warnaber*, zwischen der Warnau, Nebel und Eldena im Meklenburgischen. 11) Die *Wagrier*, im Land Wagrien, deren Hauptort Starigard oder Oldenburg mit dem Götzen Prove. Ein Nebenzweig von ihnen waren die *Femern*, die aber nicht zum wendischen Reich gehörten. Der von den Dänen gebildete und unterstützte Obotrite Gottschalk zwang erstlich im J. 1047 seine Landsleute die Obotriten, und darauf auch die unter sich uneinige Wilzenstämme unter seinen Gehorsam. Das Reich, das er also unter der Hoheit des deutschen Reichs als König beherrschte, und die Obotriten, Wagrier, Linonen, Warnaber, Kissiner, Circipaner und alle Wenden zwischen der Bille und Pene begriff, hiess Slavonia, Reich der Wenden, Klein-Slavinien. Der neue König wurde jedoch im J. 1066 erschlagen und sein Reich zerstört, von seinem Sohn Heinrich aber im J. 1105 wieder hergestellt und über sämmtliche obotritische und wilzische Stämme ausgebreitet. Er residirte zu Lübeck, starb im J. 1121 und ernannte den dänischen Prinzen Knud zum Thronfolger, der auch im J. 1125 sein Recht gültig machte. Mit seiner Ermordung im J. 1131 nahm aber auch dieses Reich schon wieder ein Ende, dessen südlicher Theil in mehrere kleine Woiwodschaften zerfiel, die endlich den nordlichen Markgrafen aus dem Hause Ballenstedt, den Bischöfen zu Brandenburg, Lebus und Havelberg, den Tempelherren und dem Grafen von Ruppin zu Theil geworden, welche die ursprünglichen Slaven unterdrückten und vertrieben und das Land mit Niederländern besetzten. Das Ganze erhielt den Namen der Neumark, nachher der Mittelmark. Der nördliche Theil des zerstörten wendischen Reichs hingegen, Wagrien und Polabingien abgerechnet, behielt noch wendische Regenten. Im J. 1187 nahm König Knud von Dänemark wegen Pommern, Meklenburg und Rügen, die er seiner Oberherrlichkeit unterworfen, aufs neue den Titel eines Königs der Wenden an. Im J. 1214 trat sogar Kaiser Friedrich dem König Waldemar noch dazu alle Länder jenseits der Elbe und Elde ab. Allein mit Waldemars Niederlage im J. 1227 ist auch dieses wendische Reich wieder erloschen, dessen Titel jedoch die dänischen Könige noch fortführen. — Hierauf giebt der Vf. eine kurze Uebersicht der Geschichte der Reichsstadt Lübeck, des Hansebundes, (wobey er einige ungedruckte Acten und

und Mspte. gebraucht und einige sehr scharfsinnige Bemerkungen über den im Grund sehr schädlichen Einflufs desselben auf die deutsche Industrie und die Ursachen seines Verfalls beybringt) — des Bisthums Lübeck — der Graffschaft Schwerin — der Herzoge von Sachsen-Lauenburg, deren Geschichte bisher noch nirgends im Zusammenhang vorgetragen worden (das J. 1474 der Lauenburgischen Gesammtbelehnung ist offenbar ein Druckfehler statt 1414) endlich des Bisthums Ratzeburg und Schwerin. Den Beschlufs in einem besondern Hauptstück macht die *Geschichte des Herzogthums Meklenburg*. Die Meklenburgische Geschichte hat ihr ganz eigenes Interesse durch die mannichfaltigen Auftritte von Regentenwillkühr auf der einen, und von unseligen Kämpfen der drey Stände gegen sich selber auf der andern Seite. Der Vf. hat sich bis zum J. 1503 genau an *Rudloff*, von da an aber an *Franck* und *Beehr* gehalten. Von den heutigen meklenburgischen Landen war die Herrschaft Rostock das Land der Kissiner, das Fürstenthum Wenden gehörte den Linonen, Redariern und einigen obotritischen Stämmen, und Meklenburg war theils obotritisch, theils polabisch. Jedoch nicht wegen dieser Länder, sondern wegen seiner Verwandtschaft mit dem alten wendischen Königsstamm nahm der Edelherr Balthasar von Güstrow im J. 1418 den Titel eines Fürsten der Wenden an. Eine Stammtafel der Meklenburgischen Regentenfamilien beyzufügen, hätte der Vf. nicht unterlassen sollen. Ob es zweckmäfsig gewesen wäre, die von den Herzogen wegen ihrer Absetzung erhobene Klage auf dem Kurfürstentag a. 1630 weitläuftiger auseinander zu setzen, wie der Freyh. v. Senkenberg in seinem neuesten Theil der deutschen Reichsgeschichte der Meynung ist, lassen wir gleichwohl dahin gestellt. Einen bisher ganz unbekannten Hülfsvertrag Gustav Adolfs mit Meklenburg vom J. 1631 hat eben dieser Freyh. v. Senkenberg abdrucken lassen. Sollte der *Erbpütker* nicht einen Erbschenken oder Kellermeister bedeuten, von *Böttcher?* Die erste Meklenburgische Druckerey findet man zu Rostock im J. 1472. Die hochdeutsche Sprache wurde zum erstenmal in der Fürstl. Kanzley gebraucht a. 1552. — Im J. 1622 wurde der grofse und engere Landtagsausschufs zu Besorgung des Schuldenwesens organisirt. *Drittes Buch. Geschichte des Reichs Rügen.* Die älteste Nachricht von den wendischen Besitzern der Insel Rügen (die deutschen Rugier des Tacitus sind hiermit nicht zu verwechseln) findet sich in einer (sehr verdächtigen) Urkunde vom J. 844. Sie bezeugten dem Oberpriester des Swantewits zu Arkon einen unbedingten Gehorsam. Im J. 1168 wurden sie Christen, zugleich aber auch Dänisch-sächsische Unterthanen, jedoch unter ihren eigenen Fürsten. Zwischen den Jahren 1188 und 1193 fügte Fürst Jaromar I zu seinem vorigen Gebiet das neu eroberte Land, welches das alte Circipanien war und nun das Fürstenthum Rügen diesseits des Wassers hiess, woselbst er Wismar gründete. Im J. 1325 fiel Rügen an die Herzoge von Pommern, und 1348 setzte es K. Karl IV in den pommerschen Lehenbrief als eine Zugehörde des Reichsjägermeisteramts. Die Dänische Lehensoberherrlichkeit hörte aber eigentlich erst mit dem J. 1438 auf. Schweden, welches Rügen im 30jährigen Krieg eroberte, ist damit erst seit 1754 förmlich beliehen.

(*Der Beschlufs folgt.*)

PHILOLOGIE.

NÜRNBERG, b. Riegel: *L. Ann. Senecae Tragoediae ex rec. societatis Bipontinae aliorumque.* 1797. 503 S. 12.

Sehr correct kann man diesen Abdruck so wenig nennen, als die übrigen kleinen Nürnberger Ausgaben. Blofs in den Phönissen sind uns folgende Druckfehler aufgestofsen. V. 44 u. 171. *tantem* f. tandem. V. 45 *patrm* f. partem. 289. *hec* f. haec. 388. macht das Punkt am Ende die Stelle sinnlos. 543. *paracta* f. peracta. Ob aufser der Zweybrücker Ed. noch andre Ausgaben zu Rathe gezogen sind, lassen wir dahin gestellt seyn. Aber die Correctoren müssen ihre Schuldigkeit besser thun, um diese durch ihre Wohlfeilheit sich empfehlenden Abdrücke auch in andrer Hinsicht empfehlen zu können.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Hamburg*, b. Bachmann u. Gundermann: *Unterricht für den Burger und Landmann, wie Landhäuser und Strohdächer auf eine leichte und wohlfeile Art feuersicher gemacht und Feuersbrünste schnell und am zuverläfsigsten gelöscht werden können.* Nebst einer Einleitung über die Natur und Wirkung des Feuers, von *Friedrich Wilhelm Dieck.* 1796. 6 B. 4. (6 gr.) — Etwas Neues enthalten diese Bogen nicht, vielmehr kommt alles was hier gelehrt wird, mit dem, was schon längst von Glaser u. a. gesagt worden, völlig überein. Allein deswegen ist diese kleine Abhandlung doch nicht ohne Werth, da sie in einem recht herzlichen, populären und deutlichen Vortrag für die niedere Volksklasse geschrieben ist. Besonders haben Rec. die Vorsichtsregeln beym wirklichen Löschen entstandner Feuersbrünste gefallen. Statt der hier empfohlnen Korbdächer, die doch auch an vielen Orten kostbar fallen würden, möchten doch die Gylischen Leimschindeldächer Vorzüge haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. Februar 1797.

GESCHICHTE.

HALLE, b. Gebauer: *Geschichte aller Wendisch-Slavischen Staaten, von Ludwig Albrecht Gebhardi, etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Viertes Buch; *Geschichte des Pommerschen Reichs.* Zwischen der Oder, Warta, Weichsel und dem Meer sassen die wendischen Pommeraner, vor ihnen die Gothen. Die Wenden, welche diese verlassene Provinz im 6ten Jahrhundert besetzten, waren Lechen, die sich in *Lutetschen* und *Pomorjaner* theilten. Bey den Engländern hiess im 8ten und 9ten Jahrhundert die Pommersche Seeküste Weonotland, bey den Dänen Windland oder Slavia. Späterhin theilten sie sich in *Cassuben*, eine Vermischung alter Pommern mit neuen Polen, in Hinter-Pommern und den Polnischen Palatinaten nördlich der Warta und in eigentliche *Pommern*. Die ältesten Nachrichten unterscheiden *Pommern an der Weichsel*, Hinter-Pommern, Slavia, und *Pommern an der Oder*, Vor-Pommern, Leuticien. Dieses stand unter der Hoheit des Herzogs von Polen, der 1135. genöthigt war, es vom deutschen Reich zu Lehen zu empfahen, und es hingegen wieder an die Markgrafen zu Brandenburg als Afterlehen vergab. Im Jahr 1181. wurden die Pommerschen Regenten Reichsfürsten, 1185. aber Dänische Unterthanen. Zwischen den Jahren 1178—1180. erhielten sie von Polen Nieder-Pommern (Cassuben) zu Lehen. Im Jahr 1250. musste das Ukerland, und 1278. das Land Bernstein den Markgrafen von Brandenburg abgetreten werden. Die Herzoge, die bisher zu Demmin und Stettin gewohnt, theilten 1295. ihr ganzes Land in das Herzogthum *Stettin* und *Wolgast*. Die Herzoge von Stettin errichteten gegen Aufhebung der Brandenburgischen Afterlehensverbindung mit den Markgrafen im Jahr 1338. eine Erbverbrüderung, und da sie 1464. ausstarben, so begnügte sich Brandenburg, das damals schon succediren wollte, mit einigen Städten und der Versicherung des künftigen Anfalls. Die Herzoge zu Wolgast oder Demmin, vergrösserten ihr Land durch den Tod der Herzoge von Pommern zu Danzig. Im Jahr 1325. fiel Rügen an sie; 1359. erwarben sie die Graffschaft Gützkow; 1372. theilten sie ihr Gebiet in die Lande diesseits und jenseits der Swine, die aber 1478. wieder zusammenfielen. 1493. wurde die Brandenburg. Anwartschaft feyerlich erneuert. Im Jahr 1532. gieng eine neue Theilung in Stettin und Wolgast vor; bis 1569. durch die Abdankung des letzten Herzogs von Stettin wieder alles an die Wolgastische Linie fiel, die zwar gewissermassen es wieder vertheilte, 1625. aber das Ganze nochmals vereinigt, worauf dann 1637. die Herzogliche Familie völlig erlosch. Das Jahr 1653. wo Schweden und Brandenburg sich in Güte theilten, ist als das Ende des Wendisch-Pommerschen Staats zu betrachten. Erst 1754. hat Schweden die förmliche Belehnung empfahen. Der Pommersche Nationalgötze war Triglav, zu Stettin, und Gerovit zu Wolgast, der Sitz der ältesten Pommerschen Fürsten zu Camin. *Julin* auf der Insel Wollin stellte im 10ten Jahrhundert einen bedeutenden Seeräuberstaat und wichtigen Handelsort vor. Die Citadelle der Stadt, die 1124. niedergebrannt wurde, hiess die Jomsborg. Das Vineta aber, welches 830. von der See verschlungen worden seyn soll, ist ein Hirngespinst. Auch *Stettin* stellte einen besondern Freystaat vor. Die Pommerschen Lande waren in Castellaneyen vertheilt, die folgende Beamten (*Magistratus terrestres*) hatten: einen *Palatinum*, *Castellanum*, *Tribunum*, *Camerarium*, *Subcamerarium*, und dann folgende Hof-Chargen: einen *Dapifer*, *Subdapifer*, *Pincerna*, *Sub-Pincerna*, *Gladifer*, *Vexillifer*. Im Jahr 1390. erlegte Herzog Wartislaus IV. den letzten Wisend oder Büffelochsen. Durch die Doctoren, die H. Bugislav 1498. mit von seiner Reise brachte, wurde das wendisch-deutsche Lehenrecht mit dem Obersächsisch Longobardischen ausgetauscht. Die Geschichte der 1519. zu Stettin entdeckten Kirchenräuber enthält die älteste Nachricht von den norddeutschen Zuckerrafinaderien. Ehe man diese vier Räuber entdeckte, waren bereits 124 Personen durch die Tortur unschuldig hingerichtet worden. Die erste Druckerey in Pommern errichtete 1563. ein Prediger in Alten-Stettin zum Behuf seiner Kalender. Im selbigen Jahr entstand der Ausschuss sämtlicher Landstände. Höchst merkwürdig ist die von Herzog Bugislaus X. unternommene Anlegung des Freystaats Franzburg, der zur Absicht hatte, die deutsche Landesverfassung in eine Polnisch-Venetianische umzuschaffen, die Rechte der Bürger und Städte zu vernichten, und dem mit dem Herzog associirten Adel nicht nur alle Würden, Aemter und Richterstellen, sondern auch den Vortheil des Handels und der Manufacturen in die Hände zu spielen. In der A. 1587. hierüber zwischen dem Herzog und dem Adel getroffenen Capitulation heisst es: „es wäre von Natur allen „Thieren eingepflanzt, dass die Adelichen über die „Unadelichen herrschen, welches Regiment, weil es „aus der Natur herfleusst, bey allen Völkern, zu al„len Zeiten, und auch noch ist, in massen man an „den Venedigern siehet." — Die Landestheilung von

1541. ist die erste Pommersche Urkunde in hochdeutscher Sprache. A. 1566. erschien die erste Hofgerichtsordnung. — Dass man in einer Pommerschen Urkunde von 1592. den 27ten December zum Anfang des neuen Jahrs gerechnet, ist nicht, wie der Vf. glaubt, die Ursache, weil man bey manchen Handlungen nach Kirchenjahren gerechnet, sondern weil das neue Jahr bis ins 16te Jahrhundert mit dem 25ten December, und nicht dem ersten Jenner, angefangen wurde. Uebrigens hat der Vf. sehr rühmlich dafür gesorgt, aus Valentins von Eichstedten ungedruckten *deutschen* Annalen, die aus archivalischen Quellen geschöpft sind, viele bisher unrichtige Data zu berichtigen. *Fünftes Buch: Geschichte des Herzogthums Pommern an der Weichsel;* lag zwischen den Strömen Persante, Warta und Weichsel und begriff die Castellaneyen: Dislow, Slave, Slup, Danzig, Swetz, Taushel und Naffel, hiess im 13 Jahrhundert Pomarzanie später Pomerellien, seit 1773. Westpreussen. Die neuern Ereignisse wegen Danzig konnten hier noch nicht berührt seyn. Dem Grafen von Herzberg, der in seinen Deductionen über Westpreussen ohne genugsame Prüfung mehrere Legenden aufgenommen, werden seine historische Blösen aufgedeckt. *Sechstes Buch: Geschichte der Sorben.* Diese befassen alles Land zwischen der Saale, Elbe, und den jetzig Polnisch- und Schlesischen Grenzen. Den östlichen Theil desjenigen Landes, was den Sachsen von dem 527 zertrümmerten Thüringischen Reich zufiel, bepflanzten sie mit Sorbischen Colonisten. Nach der Vernichtung der Avarischen Monarchie 626. wählten sich die Sorben einen eigenen, jedoch den Franken zinsbaren König, der aber zu den Böhmen trat, als diese A. 630. den König Dagobert von Austrasien aufs Haupt geschlagen. Dies war eine Quelle beständiger Kriege zwischen Franken und Sorben, die sich erst nach 300 Jahren mit Vertilgung der Sorbischen Herrschaft endigten. Die aus ihrem Schoos durch innerliche Unruhen ausgetriebenen Stämme stifteten die sorbischen Reiche in Dacien oder Illyrien. Die bekanntesten Stämme, in welche sich die Sorben vertheilten, waren: 1) die *Siusler* in der heutigen Graffschaft Trene und einem Theil von Landsberg 2) die *Sermender*, im Gau Zarmunde, oder Cervisti. 3) Die *Koleditschen*, im Fürstenthum Bernburg und Köthen. 4) Die *Daleminzen*, d. i. kleine Dalmaten, in einem Theil der Lausitz, Hochstift, Burggraffschaft und Markgraffschaft Meissen, Burggraffschaft Leisnig und Herrschaft Mühlberg und Strehla. In den letztern Zeiten nahmen sie aus Religiösität von dem Wundersee Glomaczi den Namen *Lommatschen* an. 5) Die *Lusitzen* in der heutigen Niederlausitz und den Herrschaften Torgau, Sonnenwalde, Liebenwerde, Golsin, Schenkendorf, Lausbach und Storbau. Zu ihnen gehörten auch die *Milziener*, in einem grosen Wald bey Görlitz und die *Nisaner*, in der Herrschaft Wolkenstein, Schwarzenberg, Portenstein, Frauenstein und einem Stück von Meissen. 6) Die *Selpulen* in Bautzen und dem grossten Theil der heutigen Oberlausitz. 7) Die *Zarower* um die Stadt Sorau. Die Hauptunterjochung der Sorben geschah durch K. Heinrich I. im Jahr 926. Heinrich legte hierauf das ganze Land zu dem Herzogthum Thüringen, das hinwieder aufs genaueste mit Sachsen vereinigt war. Er bestellte zwey Markgrafen, einen östlichen gegen die Lausitzer und einen zu Meissen, von welcher Burg aus die Milziener allmählig bezwungen wurden. Ursprünglich hiess überhaupt *Oestliches Land* das Sorbenland. Später verstand man unter *Oestlicher Mark* die Gauen Lusizi und Selpuli. Endlich aber nannte man *Osterland* das Land zwischen der Saale und Mulde, wogegen das übrige den Namen der Lausitz erhielt. Die Wendische Sprache verlohr sich in Meissen schon nach dem Jahr 1327.; in der Lausitz ist ihre Abnahme seit diesem Jahrhundert merklich. Nach der Sprengung des Sächsischen Herzogthums entstanden aus dem Sorbenstaat: ein groser Theil des Erzstifts Magdeburg und Hochstifts Brandenburg — das Hochstift Merseburg — Meissen — Naumburg — die Markgrafen von Brandenburg, welche die Oberherrschaft über das Gebiet des Bischofs von Brandenburg und eine Zeitlang auch die östliche Mark erhielten — die Graffschaft Anhalt — der Obersächsische Churkreis — die Markgraffschaft Lausitz — die Markgraffschaft Meissen, wozu auch das Pleissner Land gekommen, das Reussische Vogtland (das Bayreuther Vogtland gehörte nicht mehr zum Sorbenland) die Herrschaft Wildenfels — die Graffschaft Arnshaug und Orlamünde. *Siebentes Buch: Geschichte des Reichs Böhmen.* In das anfangs von Bojern, dann von Markomannen besetzte Land wanderten Wenden und illyrische Slaven nicht in einem Heer, sondern als zerstreute Jägerhorden ein, die von ihren östlichen Landsleuten *Horowaty* (Croaten) genannt wurden. Zum Unterschied der kleinern Croatenstaaten in der Bulgarey, Servien und zwischen der Sau und Drau bekam das Gebiet der Böhmischen Croaten im 10ten Jahrhundert den Namen *Gross* oder *Weisscroatien*. Im 12ten Jahrhundert wurde der Name *Tschech* üblich, den man zu erst 1164 findet. Im 6ten Jahrhundert gerieth Weisscroatien unter Fränkische und Avarische Botmässigkeit, und wählte sich A. 623. nach Entledigung von den Avaren einen eigenen König unter Fränkischer Hoheit. Inzwischen stellten diese Könige keine Monarchen sondern nur die obersten Feldherren mehrerer Eidgenossenschaften vor. Im Jahr 641. legte eine ausgetriebene Parthie den Grund zu dem croatischen Reich in Dalmatien. Im Verduner Vertrag von 843. wurde Böhmen, das sich A. 806. Karl dem Grossen zinspflichtig gemacht, zu Deutschland geschlagen, im Jahr 890. eine mährische Provinz, A. 895. davon wieder getrennt, seit K. Heinrich I. aber von christlichen unmenschlich grausamen Herzogen regiert, als ein Theil von Baiern, seit 937. aber von Sachsen betrachtet. Im Jahr 1029. gelang es dem Herzog Ulrich Mähren wieder mit Böhmen zu vereinigen. Nachdem bereits im 11ten und 12ten Jahrhundert einige Herzoge aus Kayserlicher Vergünstigung für ihre Person den Titel eines Königs geführt, wurde Böhmen A. 1198. auf beständig zu einem Königreich erhoben. Herzog Brzetislav I. der seit 1037. regierte, führte zuerst

zuerst den deutschen Adler, als ein Ehrenzeichen der höchsten Reichsbeamten, auf seinen Münzen. Im Jahr 1348. wurden die Weinreben aus Oestreich nach Böhmen gebracht. Die erste Urkunde in Böhmischer Sprache ist der Vergleich K. Wenzels mit den Empörern vom Jahr 1395. die erste in Böhmen gedruckte Schrift vom Jahr 1476., (Hr. von Ungar ist seitdem noch um ein Jahr weiter, nämlich bis 1475. gestiegen, wo des Guido de Columna Böhmische Uebersetzung der trojanischen Geschichte erschien.), die erste Böhmische Grammatik vom Jahr 1533. Das goldene Zeitalter der Böhmischen Sprache fällt zwischen die Jahre 1520 bis 1620. Zum Plan der Jesuiten bis auf die ganz neuen Zeiten gehörte es, die Böhmische Sprache zu unterdrücken. Die erste Landcharte des Königreichs Böhmen ist ein Holzschnitt vom Jahr 1518. Eine nach Kreisen eingetheilte Karte erschien erst A. 1620. Der erste böhmische Titulatur und Staatskalender ist vom Jahr 1702. Der Krönungstag K. Siegmunds, den der Vf. noch auf den 28 Jul. 1420. setzt, fiel auf den 30ten Jul., wie nunmehr in *Helwigs* Zeitrechnung besonders durch ein Zeugniss Balbins unwidersprechlich dargethan ist. Den Beschluss dieser bis auf die neuesten Zeiten fortgeführten Böhmischen Geschichte macht eine kurze Geschichte der Böhmischen Colonieen im Ausland.

Der Gewinst, den die Wissenschaften durch diese mühsame Arbeit des Vf. erhalten, ist allerdings von großer Bedeutung. Ueber die Geschichte der Slaven, über ihre bisher so oft in einander geworfenen Stämme und Unterabtheilungen ist nun weit mehr Licht und Ordnung verbreitet. Dem Leser bieten sich allenthalben wichtige Bemerkungen und neue Aufschlüsse dar. Die Geschichte der einzelnen Wenden-Staaten füllt beträchtliche Lücken in der Deutschen Spezialgeschichte aus, und da der Vf. überall die besten Quellen und neuesten Schriftsteller benutzt und angeführt, so wüssten wir nunmehr über diesen Theil der Geschichte ein brauchbareres Handbuch nicht zu empfehlen. Dem Ganzen ist eine unilluminirte Charte aller von Wenden und Slavinen besessenen Länder beygefügt. In dem nächsten Band werden wir nun wahrscheinlich die Geschichte von Mähren, Schlesien und Polen zu erwarten haben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *Euphrosyne* (.) oder *Journal für Frauenzimmer* (,) zur Bildung des Herzens und des Geschmacks (,) zur Beförderung nützlicher Kenntnisse und angenehmer Unterhaltung. 1796. *Ersten Bandes Erstes Stück* 120 S. 8. m. e. Kupf.; *Zweytes St.* S. 129—224.; *Drittes St.* S. 225—315. m. e. Titelk.

Da die Leipziger *Monatsschrift für Damen* und das Leipziger *ökonomische, moralische und gemeinnützige Journal für Frauenzimmer* aufgehört haben, und von Zeitschriften für das schöne Geschlecht nur noch die *Flora* fortdauert: so glauben die ungenannten Herausgeber der gegenwärtigen nichts Ueberflüssiges zu unternehmen, wenn sie eine neue ähnliche Sammlung anfangen. Ihren Zweck giebt schon der Titel an; und den Geist, der darin athmen soll, insonderheit die Anspielung auf den Namen der dritten Grazie, der auf sanfte Heiterkeit des Gemüths hindeutet. Sie wollen theils unterrichtende, theils unterhaltende, zum Theil aber beides vereinigende Beyträge liefern; und zwar I. *zur Bildung des Geistes und des Herzens*; als, über die Lage und Bestimmung des Frauenzimmers und über weibliche Erziehung, in mancherley Form; auch mit Geschmack gewählte Stellen aus den vorzüglichsten Dichtern und Prosaisten, die sich als Sittensprüche und Lebensregeln einprägen lassen; ingleichen Aufsätze zur Geschichte des weiblichen Geschlechts, zum Theil aus guten Büchern ausgezogen, oder auch Nachrichten und Lebensbeschreibungen von besonders merkwürdigen Frauenzimmern. II. *Zur Erwerbung von Kenntnissen, die dem Frauenzimmer wissenswürdig sind*, nämlich a) *ökonomischen Inhalts*, von der Hand einer beliebten Schriftstellerin, die hier ganz neue Arbeiten liefern wird; b) *technologischen* Inhalts, vorzüglich Anweisungen zu künstlichen weiblichen Arbeiten; c) *diätetischen* Inhalts, aus den Schriften praktischer Aerzte; d) *vermischten* Inhalts, wohin einige Artikel aus der Botanik, Naturgeschichte u. s. w., auch zuweilen eine Uebersicht der neuesten Moden, gehören sollen. III. *Zur Bildung des Geschmacks* a) Gedichte, „vorzüglich solche, die Unschuld und Reinheit der Sitten, Tugend „und Religion empfehlen, jene als liebens- diese als „achtungswürdig darstellen, und weisen Genuss des „Lebens lehren. Denn was unsittlich ist, wird durchaus keine Aufnahme gestattet, wenn es gleich poe„tisches Verdienst haben sollte." b) Zuweilen Auszüge aus vorzüglichen Werken des Geschmacks, mit kurzen Beurtheilungen, um das Frauenzimmer auf manche der schönsten deutschen Schriften aufmerksam zu machen und dadurch zur Verbannung unnützer, oft schädlicher, Leserey mitzuwirken.

Diese ausführliche Darlegung des Plans glaubte Rec. den Herausgebern dieses neuen Journals ihrer guten Absichten wegen schuldig zu seyn, wenn gleich die Ausführung, bey allem Bestreben nach dem grossen Hauptzweck intellectueller und sittlicher Bildung, auch sehr mäsigen Erwartungen nicht zu entsprechen scheint. In den vorliegenden Heften befinden sich verschiedene noch ungedruckte Originalaufsätze; z. B. *Cecilie*, eine Geschichte in *Briefen*; *Aufsätze aus der Brieftasche meiner Freundin Agnes*; *der Juwelenschmuck*; *die Reise auf das Gebirge*, eine Idylle; *Ida*, ein Briefwechsel. Alle diese Aufsätze sind gut gemeynt und sie werden nicht ohne Nutzen gelesen werden können: aber es fehlt ihnen an Erfindung und Darstellung, an Ausdruck und Ton, an Interesse und Leben. — Der übrige und grössere Theil des Inhalts, in welchem jene Eigenschaften einzeln oder vereinigt sich auszeichnen, ist entweder von Aus-

Ausländern in Ueberfetzungen von ungleichem Werthe, oder von deutschen Schriftstellern, in wörtlichen Auszügen, oder auch mit Abänderungen, entlehnt. So findet man verschiedene Bruchstücke von *Sterne;* noch mehr aber und fast das Meiste aus *Fielding*, besonders aus dem *Tom Jones*, gröfstentheils nach der Bodischen Ueberfetzung, aber mit dem Original verglichen, d. h. hier mit einigen, ziemlich kleinlichen und verunglückten, Versuchen, das Werk eines Meisters zu verbessern (II. 139, 141). — So findet man ferner (im *zweyten* Stücke. Nr. VII und VIII.) *Celadon und Amalia* von Thomson, ingleichen *Palemon und Lavinia* von *Ebendemselben*, in einer *metrischen* Uebersetzung vom Hn. *Harries*, Prediger zu Brügge bey Kiel, als Probe einer kürzlich vollendeten neuen Verdeutschung. Von dieser nur Etwas!

Sie liebten — doch mit jener reinen Flamme,
die in der Vorzeitswelt, zu *Unschuld* nur
und *Treue* sonder Falsch, das Herz entglühte.
Nur Freundschaft war's, erhöht durch Wechselwünsche,
verwandte Gluth, und zauberisches Hoffen,
was, gleich gefühlt, aus beiden Blicken strahlte.
Sie geben alles, alles hin um Liebe. —
Eins war dem andern ein geliebtres Selbst
und fühlte sich so namenlos entzückt
im neuerwachten Drange des Beglückens:
Zurückgezogen in geheime Schatten,
verlebten sie den ländlich stillen Tag;
sie sagten sich, wovon ihr Herz entschwall,
und wechselten durch Seufzer und durch Blick
Empfindungen, die keine Sprache nennt. — —

Unter den *Auszügen* oder *Abdrücken* von gröfseren oder kleinerern Bruchstücken aus *deutschen* Schriften sind wohl die wichtigsten, im *ersten* St. N. VI. *über den Beruf des weiblichen Geschlechts* u. s. w. aus dem *Gastmahl* von *Schlosser*, und im *dritten* St. N. VI. *Bemerkungen über das Frauenzimmer im Verhaltnisse zum männlichen Geschlechte*, nach *J. Kant*. — „Die Leser der Kantischen Schriften“ — sagen die Herausg. S. 291. — — „werden leicht errathen, aus „welcher frühern Schrift des Hn. Prof. K. (hierbey „eine tiefe Verbeugung!) die hier mitgetheilten vor„trefflichen Bemerkungen gezogen sind.“ (Warum denn nicht gleich gesagt: dafs man hier den *dritten* Abschnitt von K's *Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen* zu lesen bekömmt?) „Da in „der Schrift, wo sie vorkommen, sie nicht sowohl „*für*, als *über* das Frauenzimmer geschrieben sind, „in unsern Blättern aber meist das Letztere, und im„mer das Erstere der Fall ist: so mufste *hier* mancher „Gedanke weggelassen werden, der an *seinem* Platze „auch seinen Werth hätte. Zugleich haben wir uns „bemüht, an sehr vielen (?) Stellen dem Ausdruck „etwas mehr Fafslichkeit, Leichtigkeit, selbst hier „und da, wiewohl meist nur in Kleinigkeiten, ge„nauere Richtigkeit in der Wahl einzelner Wörter „und Wortverbindungen zu geben.“ — (Wenn man auch den Herausgebern jene Nothwendigkeit und diese Befugnifs zugestehen will, so durfte doch diese nicht weiter ausgedehnt werden, als auf den *Ausdruck;* aber keinesweges auf den *Inhalt;* und nirgends durften sie etwas *einschieben*, was K. nicht gesagt hat. Gleichwohl haben sie dieses gethan, wie sich aus folgender Vergleichung ergiebt:

E. III. 298.	K. 56.
„Sie (die Frauenz.) werden „*gewöhnlich* das Böse vermei„den, nicht sowohl weil es „unrecht, als weil es häfslich „ist, und tugendhafte Hand„lungen bedeuten bey ihnen „*gemeiniglich* solche, die sitt„lich schön sind.“	„Sie werden das Böse ver„meiden, nicht weil es un„recht, sondern weil es häfs„lich ist, und tugendhafte „Handlungen bedeuten bey ih„nen solche, die sittlich schön „sind.“

Durfte wohl dasjenige, was K. im *Allgemeinen* sagt, durch ein *gewöhnlich* und *gemeiniglich*, wovon man nicht weifs, ob es im Original stehe oder nicht, *eingeschränkt* werden? Hatten die Herausgeber einen Zweifel gegen die Richtigkeit dieser Behauptung, so mufsten sie sich darüber in einer Anmerkung oder auch in einer eigenen Abhandlung erklären. Wenn sie aber in den Text einen beschränkenden Zusatz einschieben; so ist diese Willkührlichkeit, die sie durch kein Merkmal angedeutet haben, eine Interpolation, die sich durch nichts rechtfertigen läfst, und diese Interpolation ein Unrecht, welches alle ihre Verbeugungen gegen den Vf. nicht wieder gut machen können.

KLEINE SCHRIFTEN

OEKONOMIE. *Lübeck*, b. Bohn u. Comp.: *Abhandlung von Holz sparenden Feuerstädten in den Wohnhäusern abgefasset von Dr. Johann Julius Walbaum. Mit einer Kupfertafel.* 1796. 7 Bog. 8. (8 gr.) Der Vf. hat die besten, über diese Materie schon erschienenen Schriften sorgfältig genutzt, und nach seinen eigenen Beobachtungen und Erfahrungen viel Gutes hinzu gethan, daher Rec. diese kleine Abhandlung einem jeden, der sich über diesen Gegenstand zu belehren wünscht, mit gutem Gewissen empfehlen kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 23. Februar 1797.

GESCHICHTE.

Braunschweig, in der Schulbuchh.: *Historisch-genealogischer Kalender auf das Jahr 1797. Deutschland, ein historisches Gemälde.* (Zeitkalender und Genealogie ohne Seitenzahl.) Historischer Abschnitt 240 S. 16.

Aufser dem *Zeitkalender* findet man hier die Geschichte des Zeitraums seit der Erwählung Rudolphs von Habsburg (1273) bis zum Tode Karls V (1558). Die wichtigen Ereignisse dieses Zeitpunkts sind, so viel eine solche stückweise Behandlung zulafst, zweckmäfsig dargestellt. In der Abrundung und der Vertheilung herrscht ein richtiges Verhaltniss; das Interessante ist gehörig ausgehoben, der Vortrag angemessen, und die Sprache edel.

Neben den darauf sich beziehenden wohlgerathenen Kupferstichen ist der *genealogische* Abschnitt die vorzüglichste Zierde dieses Taschenbuchs, und dieser verdient wegen der eigenthümlichen Behandlungsart eine umständliche Anzeige. Schon an sich ist das Geschlechtsregister des vergangenen Jahres wegen der vielen darinn vorgefallenen Ereignisse ein sehr fruchtbares Studium. Es sind z. B. zwey Kaiserthümer (Rufsland und China), und zwey Königsthrone, der *eine* (Sardinien) durch den Tod, der *andere* (Portugall), durch Unglücksfall erledigt. Ein *drittes* Königreich (Polen), nebst einem benachbarten Herzogthume (Kurland), aus der Reihe selbstständiger Staaten vertilgt; und ein *vierter* Königsthron endlich, (Schweden), von neuem gleichsam bestiegen. Zwey andere Königshäuser wurden, das eine durch das Absterben der ältesten Königswittwe, und das andere durch den Tod des blühendsten Prinzen, in die tiefste Trauer gesetzt, während dafs zwey deutsche Fürstenhäuser wonnevolle Bande mit entfernten Kronen knüpften. — Des Hinsterbens so vieler deutschen Fürsten von Passau, Stablo, des Johanniter-Meisters u. s. w. nicht zu gedenken.

Die von diesen Veränderungen noch unabhängigen eigenthümlichen Vorzüge des vorliegenden lassen sich in folgende Hauptrubriken bringen.

Der *erste* ist die Ausdehnung auf die *Aufser-Europäischen* Staaten, und auf die sogenannten *Missheirathen* und *legitimirte* Nachkommenschaft. In ersterer Hinsicht sind hier die Kaiserthümer Habasch, China, Japan, Siam, sodann der Freystaat Tripolis, (aber nicht Tunis und Algier.) und das vereinigte Amerika aufgenommen. In der zweyten aber findet man die Namen v. Prinzen, Trips, Craven, Westrap, Godzky u. s. w., auch die im niedern Adelstand verbliebenen Söhne des Infanten Ludwig von Spanien.

Ein zweytes Verdienst ist die *Vollständigkeit* in der Angabe der Attribute, z. B. beym Markgraf von Ansbach: *Bürger der Stadt London*, bey Prinz Carl von Rotenburg *französischer Bürger* u. s. w. Indess fehlen noch bey Sardinien die, nach dem französischen Friedenstractat in *Comte d'Asti* und *Marchesi de Susa* und *d'Ivrea*, abgeänderten Titel des Herzogs von Genevois, des Grafen *Maurienne* und des Herzogs von *Chablais*. Auch vermifst man bey Hohenlohe-Oeringen das Directorium des fränkischen Grafencollegiums, da doch bey Braunschweig-Wolfenbüttel das Condirectorium des niedersächsischen Kreises angegeben worden.

Bey den Ausgewanderten, oder gewöhnlich im Auslande lebenden fürstlichen Personen, ist der *Aufenthaltsort*, so wie bey den geistlichen und andern Wahlfürsten, der Geschlechtsname angegeben worden; jedoch findet man letztern nicht bey Kurland, und erstern nicht beym Prinzen Xaver von Kursachsen, da doch sogar der Aufenthalt zu *Otterwisch* bey der Prinzessin Friederike von Schwarzburg-Sondershausen nicht vergessen worden. So ist es auch nicht ganz unbedeutend, dafs eine regierende Fürstin von Nassau-Saarbrücken, ein unmündiger Fürst von Salm-Kyrburg, ein Prinz von Hessen, eine Reichsgräfin von Hohenzollern Siegmaringen, während des Reichskrieges, ihren Aufenthalt in Paris nahmen.

In die Zahl dieser Attribute gehören auch vorzüglich die auswärtigen Aemter und Ehrenwürden fürstlicher Personen. Die gröfste Genauigkeit dabey ist für die Staatskunst ein wahrer Gewinn. Jedoch ist es eine nachahmungswerthe Methode dieses Taschenbuchs, dafs bey den Militärstellen, die *Gemein*-Benennung von *Officier*, bis zu dem Generals-Hut, beybehalten worden, indem bis dahin das Avancement der Durchlauchten so schnell zu gehen pflegt, dafs der Genealoge es stufenweise kaum verfolgen kann. Uebergangen sind hier die zwey *Biron's* im russischen Militärdienste, in welchem, ungeachtet des damit verbundenen fixirten Nebengehalts, sich zufällig jetzt kein einziger deutscher Fürst befindet; sodann der regierende Herzog von Sachsen-Meiningen, als dänischer General, und der Prinz Friederich von Wiedrunkel als Hessen-Casselscher Major. — In den deutschen Fürstenhäusern ist es vorzüglich interessant, diejenigen Orden, gehehne-, Raths- und Militärstellen

len mit einander zu vergleichen, welche der eine Theil vom Erzhause Oesterreich, und der andere von Seite Preufsens bekleidet. Sehr oft läfst fich daraus das Gaukelfpiel der deutfchen Politik erklären, und auch manches für die Folge berechnen. Bekanntlich hatte das Erzhaus bis dahin in Deutfchland den Vortheil der Ueberzahl, und im füdlichen Theile war es faft im ausfchliefslichen Befitzftande. Noch jetzt ftreiten, mit dem öfterreichifchen Heere am Rheine, ein regierender Fürft von Anhalt-Köthen, zwey Prinzen von Lothringen, ein Prinz Alexander von Würtenberg, ein Fürft Johann von Lichtenftein, zwey Fürften von Reufs, und fogar zwey Blutsverwandte des königlich preufsifchen Haufes, der Prinz Ludwig von Heffen-Darmftadt, und der Prinz Friedrich von Oranien, während dafs, innerhalb der Demarcationslinie, ein Feldmarfchall (Sachfen-Coburg), unter feinen Lorbeern ausruht. — Nicht zu gedenken der Fürften von Sachfen-Tefchen, Naffau-Ufingen, Ferdinand von Würtenberg, Hohenzollern, Heffen-Rheinfels, Chriftian von Coburg, Ansbach-Bayreuth, Hohenlohe-Waldenburg und Ingelfingen, Ahrenberg, Erbprinz von Reufs u. f. w., welche fich, ohne Kriegsthätigkeit, in der kaiferl. Generalität befinden. Dem feinern Beobachter wird es dagegen nicht entgehen, dafs ein regierender Herzog von Würtenberg den preufsifchen Feldmarfchal-Stab führet, und drey feiner Durchlauchtigen Söhne in den Armeen diefes Haufes, einer fogar mit der Statthalterwürde, fich befinden. In der Mitte der öfterreichifchen Heere bedeckte fich noch vor wenig Monaten der regierende Fürft von Solms-Braunfels mit der Neutralität des preufsifchen Generalshuts.

Minder intereffant ift die Bezeichnung diefes Attributs in Anfehung der *holländifchen* Militärftellen, womit bisher fo mancher dürftigen Apanage ausgeholfen wurde; jedoch ift es nothwendig, dafs folche, wo fie beygefügt wird, richtig fey. So find z. B. der Markgraf von Baden, die Prinzen Friedrich von Heffen-Caffel, Chriftian und Georg Carl von Heffen-Darmftadt, und Philipp von Heffen-Homburg, fo wie auch der Landgraf von Heffen-Philippsthal, der Prinz Carl von Naffau-Weilburg, und der regierende Fürft von Naffau-Ufingen, der Fürft und der Erbprinz von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, der Prinz Johann Auguft von Neuwied, und Friedrich von Wiedrunkel, die Prinzen Guftav Adolph, und Wilhelm von Hohenlohe-Langenburg, ein Prinz und mehrere Grafen von Wittgenftein, die Prinzen Carl von Solms-Braunfels, und Friedrich von Solms-Lich, nicht mehr im holländifchen Militärdienfte, wie denn auch folches bey den mehreften hier weggelaffen worden. Dagegen weifs man nicht, dafs der regierende Fürft von Waldeck, die Prinzen Auguft und Friedrich von Sachfen-Gotha, und der Prinz Ernft von Heffen-Philippsthal ihre Dienftentlaffung bey dem batavifchen Convent nachgefucht haben.

Was hiernächft die ehemalige Anftellung deutfcher Fürften im *franzöfifchen* Militärdienft betrifft, fo ift es wohl zu viel gefodert, diefes, *olim:* unter den Rubriken von Heffen-Darmftadt und Rothenburg, Kurfachfen, (Prinz Xaver), Pfalz-Zweybrück und den Salmifchen Häufern angemerkt zu finden.

Neben jenen Attributen ift auch hin und wieder eine biographifche Notiz zweckmäfsig hingeworfen; z. B. bey Prinz von Naffau-Siegen, *Erdumfegler*, und unter der Rubrik: *Taxis*, der Urfprung des Haufes (Handelsmann aus Mailand), nebft intereffanten Berechnungen über die Kopfzahl und den Ertrag des Taxifchen Poftwefens.

Ein drittes Verdienft des Vf. ift die *ftatiftifche Erleichterung*, wenn gleich nur in runden, jedoch in ziemlichen richtigen Zahlen. Münfter und Cölln find in eins gefchmolzen, welches wegen der Trennbarkeit beider Bifchofsftäbe gewiffermafsen unbequem ift. Auch ift keine einzige von den notorifchen Debitcommiffionen angeführt. Als Weglaffungen minderer Bedeutung darf man wohl bey Anhalt-Zerbft die vorfeyende Landestheilung, bey Johannitermeifter das dem Grofsmeifter von Malta zuftehende und eben jetzt auszuübende Ernennungsrecht, und bey Brandenburg-Ansbach das Verhältnifs der mit Kurbraunfchweig im Mitbefitz gebliebenen Graffchaft Sayn-Altenkirchen anrechnen.

Endlich der vierte Vorzug liegt in der *politifchen Unbefangenheit*. Beyfpiele werden ihn am beften in das gehörige Licht ftellen. Bey Prinz von Brafilien, als *Director* der Regierung, bey Katharina als Kaiferin nach *Abfetzung* ihres Gemahls, bey Karl Heinrich von Siegen, als *Ufurpator* der Naffauifchen Fürftenwürde u. f. w. war keine Verlegenheit. Aber wie mit Frankreich, mit Polen und Holland? Frankreich ift mit Recht als anerkannte *Republik*, und daher die Bourbons als *Prätendenten*, mit Ludwig XVIII in der Parenthefe aufgeführt, — Stanislaus von Polen, als *genöthigt* der Krone zu entfagen, und Peter als *abgedankter* Herzog von Kurland, ohne beide, wie in andern Gefchlechtsverzeichniffen gefchehen, in die Klaffe der Privatperfonen zu relegiren. — Mit den vereinigten Niederlanden ift die politifche Anerkennung noch fo getheilt, dafs man es entfchuldigen kann, wenn unter der Rubrik von Holland des batavifchen Convents gleichfam nur gelegentlich erwähnt, und die Erbprinzeffin von Braunfchweig, als Tochter des *Erbftatthalters* genannt wird. Durch dergleichen Wendungen äufsert fich am beften die Unpartheylichkeit des Schriftftellers, welcher für niemand Parthey ergreifen, noch das Beftrittene als gewifs annehmen darf.

Neben diefen Vorzügen hat indefs diefes genealogifche Verzeichnifs mit andern noch einige Hauptmängel gemein. Der eine davon ift die *voreilige Abfaffung*. Es ift zwar wahr, dafs das almanachsluftige Publicum fich ungern geduldet, und dafs der Letztling unter den Tafchenbüchern allemal im Debit verliert, das gemeinnützige *Varrentrappfche* Handbuch aus-

ausgenommen, welches man gern bis in den Februar erwartet. Allein möchten es doch, die in statistischer Rundzahl von dem Vf. angeführten 6000 deutsche Schriftsteller und 200 Buchhandlungen beherzigen, dafs ein Geschlechtsverzeichnifs für das kommende Jahr nicht vor Ende des Novembers abgeschlossen werden darf, wenn es nicht schon an der Stirn, nämlich im Titel, das Gepräge der Unwahrheit tragen soll. Wenigstens mufs das Datum des Abschlusses angezeigt seyn, damit die Kritik nach einem richtigen Maasstabe urtheilen könne. Ohne dieses weifs man nicht, in wie fern dem Vf. darüber ein Vorwurf gebührt, dafs mehrere von den oberwähnten Ereignissen noch nicht aufgenommen worden. Bey Lippe-Detmold fehlt der neugeborne Erbprinz. Ausserdem sind im Vermählungsfache die Ehen des Erbprinzen von Ysenburg-Birstein, aus welcher schon zum zweytenmal ein Kind erwartet wird, und die Erbgräfin von Kaunitz mit dem Grafen von Metternich, — und sodann die Verlobungen, der Erbprinzen von Würtenberg und Hessen-Cassel, des Herzogs von Pfalz-Zweybrücken, und des Prinzen Ludwigs von Würtenberg nicht nachgetragen, deren sämmtliche Ehepacten schon im Anfang December unterzeichnet waren. Der *von Schwarzkopfsche* Aufsatz, *über den zerstreuten Aufenthalt der Bourbons*, erschien im *Hannöverischen Magazin* vom 19ten Dec. 1796. zu spät, als dafs solcher hier hätte benutzt werden können.

In der *Vollständigkeit* vermifst man vorzüglich die reichsgräflichen Häuser von Reufs, Solms, und Limburg-Styrum, die Fürsten Rofenberg, Ahrenberg, Dietrichstein, Kinsky, Ligne, Carolath, Radziwil, welchem letztern die Verwandtschaft mehreres Interesse giebt. Auch hätten bey der Schweiz wohl die ersten Häupter eines jeden Cantons aus dem Helvetischen Calender abgedruckt werden können. Dagegen ist sogar der Prätendent von Grofsbritanien und die Holsteinische Linie der Grafen von Stollberg aufgenommen, welche das *gelehrte* Deutschland schon lange, wiewohl ohne ihre Descendenz, kannte.

Kleine Unrichtigkeiten und Druckfehler, wie z. B. *Erbprinz* statt Fürst v. Bouillon, Limburg statt Limburg-*Styrum*, und Stift *Trohn* st. Tohrn zu rügen, wäre eben so kleinlich, als den Mangel der Seitenzahl, oder einzelne Weglassungen auszuheben. So existirt z. B. eine *zweyte* Prinzessin Tochter des regierenden Fürsten von Nassau-Usingen, und die Ehe des Kronprinzen von Neapel ist bekanntlich noch nicht vollzogen. Dafür stöfst man aber auf keine Namenverdrehungen, Pleonasmen, noch auf unnöthige Wiederholungen, welche so manches andere Verzeichnifs verunzieren.

Der Empfindlichkeit wegen, welche vernachläfsigter Geschlechtsstolz gegen genealogische Schriftsteller gern äufsert und ausübt, entziehen solche gewöhnlich ihre Namen der Publicität. Der Vf. des vorliegenden Taschenbuchs hat sich durch seine Genauigkeit davor geschützt, und Rec. erwähnt mit Vergnügen des Gerüchts, welches als solchen den herzoglich-braunschweigischen Hn. Post-Secretär *Raabe* nennt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ST. PETERSBURG u. GOTHA, b. Gerstenberg u. Comp.: *Preisschriften und Abhandlungen der kaiserlich freyen ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg.* I. Theil, mit 11 Kupfern. 1796. 281 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Alle hier gelieferten Abhandlungen empfehlen sich durch die Auswahl und Ausführung der Materien. Nur um den Lesern, die mit dieser gemeinnützigen Schrift noch nicht bekannt sind, die Uebersicht zu erleichtern, theilt Rec. einiges von den hier dargestellten Gegenständen mit.

Ueber die Reinigung der Zimmerluft, vom H. *Friebe* in Marienburg in Liefland. Eine mit dem Hauptpreis gekrönte Abhandlung. Sie zerfällt in zwey Abtheilungen, wovon die erste theoretische Untersuchungen, und die zweyte die wirkliche Anwendung enthält. Versuche mit dem Thermometer über die verschiedene Temperatur der Luftschichten, deren drey in jedem Zimmer vorzüglich merklich sind. Deutliche Erklärung der phlogistisirten, dephlogistisirten und mephitischen Luft. In wie fern Oeffnungen in den Zimmerdecken und Ventilatoren verdorbene Luft heraus oder äufsere hinein schaffen? wird durch sehr sinnreiche vom Vf. angestellte Versuche deutlich gemacht. Bestimmung der Gröfse des Raums, dessen jeder Zimmerbewohner bedarf, wenn die Luft gesund und respirabel bleiben soll. In einem Raum von 23 Kub. Fufs Luft könnte ein Mensch nur 5 Stunden leben; wenigstens müssen auf jeden Menschen 600 Kub. Fufs Luft gerechnet werden, wenn sie respirabel bleiben soll, in der Voraussetzung, dafs sie mindestens einmal durch atmosphärische Luft verbessert wird. Was für Veränderungen das in offenen Oefen oder in Kaminen brennende Holzfeuer auf die verschiedenen Luftschichten im Zimmer bewirkt? Imgleichen wie die Zimmerluft durch Räuchern, Lichtdampf, Taback etc. verändert werde? Als die vortrefflichste Verbesserung aller phlogistisirten Luft wird hier Salpeter-Solution in Weinessig auf roth glühendes Eisen vorgeschlagen. Doch mufs es ächter Traubenessig seyn; der aus Rosinen ist dazu nicht geschickt, und Bieressig taugt gar nicht. Einflufs der Blumentöpfe, Pflanzen etc. auf festgemachte Zimmer. Bekanntlich ströhmen die Blüten und Blätter der Pflanzen, dem Sonnenlicht ausgesetzt, dephlogistisirte, die Nächte durch hingegen phlogistisirte Luft aus, daher sie in Schlafzimmern gefährlich und schädlich sind. Potpourries, wohlriechende Räucherwerke etc. sind alle mehr schädlich als nützlich, weil besonders letztere viel Phlogiston erzeugen. Im zweyten und praktischen Theile wird die Nothwendigkeit einer reinen Zimmerluft dargethan, und gezeigt, wodurch sie verdorben

dorben wird, und zugleich werden auch Verhaltungsregeln gegeben, wie verdorbene Luft verbessert werden kann. Sehr dringend und rührend macht der Vf. bey dieser Gelegenheit auf die Unglücklichen aufmerksam, die in engen Gefängnissen schmachten. — *Entwurf eines Kornmagazins, in welchem das Getreide nicht nur Jahre lang ohne alle Umarbeitung unversehrt und gut aufbewahrt werden kann, sondern worinn solches auch vor allem Mäusefrass und anderm Ungeziefer, selbst vor Feuersgefahr gesichert ist*, von G. F. Engel*mann*. Der Vf. gründet seine Vorschläge auf den Erfahrungssatz: dass völlig trockenes Getreide, gegen den Zugang der Luft verwahrt, sich viele Jahre unverdorben erhält, und führt zur Bestätigung desselben unter mehrern Beyspielen den merkwürdigen Vorfall an, der sich in Italien zutrug, wo man bey Wegräumung des Schutts eines alten niedergeworfenen Gebäudes eine unterirrdische Grube voll Weizen gefüllt, vorfand, der, wie die nachmaligen Nachforschungen ergaben, 128 Jahre hier versteckt gewesen war, und dennoch eben so schön befunden ward, als der von der letzten Aernte. Das Resultat dieser Untersuchungen ist also dies: das Gebäude soll, um es von aussen gegen Feuersgefahr zu sichern, durch eine doppelte Mauer geschützt werden, und zwar so, dass die äussere sechs Fuss Abstand von der innern hat. Hölzerne und mit Holz gedielte Gänge duldet der Vf. nicht, sondern alles soll massiv, selbst Thüren, Laden und Luftöffnungen sollen mit starkem Eisenblech verwahrt seyn, und das Getreide in abgesonderten gewölbten Behältnissen verwahrt werden. Die beygefügte Zeichnung erläutert dies alles ausführlicher; sie stellt ein solches Gebäude dar, das 16½ Faden Länge, 13½ Faden Breite, 7 Faden 2½ Arschien Höhe enthält, dessen Erbauung nach der entworfenen Berechnung 29106 Rubel 10 Kopeken kosten würde! — *Nutzen der Rennthier und Isländischen Flechte zum Nothfutter fürs Rindvieh*, von *Ornaus*. (Der L. *Islandicus*, der in Rec. Gegend häufig wächst, ist dort längst als ein vortreffliches Schaaffutter und heilsames Gegenmittel gegen das Faulfressen bekannt.) — *Chemische Untersuchung einer vom* Hn. Hofrath *Laxmann an die freye ökon. Gesellschaft gesandten, sogenannten essbaren Erde.* Sie findet sich in den Gegenden von Ochoz sowohl an Granit-Rücken, als Kratern uralter Vulkane. Die Tungusen und Lamuten geniessen solche mit Rennthiermilch, und bewirthen vornehme Reisende damit. Nach dem Resultat der chemischen Versuche hat sie nicht nur keine nahrhaften Theile, sondern muss auch, ihrer Unauflöslichkeit wegen, dem menschlichen Körper höchst schädlich seyn. — *Vom Strassenbau in Städten*, von *Paul Eberhard Schröter*. Dieser Aufsatz ist zwar eigentlich nur für Petersburg interessant; indessen enthält er doch auch manche allgemeine Winke, die auch an andern Orten zu nutzen seyn möchten. — *Beschreibung einer auf dem Gute Lembala im St. Petersburgischen Kreise beobachteten Lungenfäule des Rindviehes, nebst einigen Anmerkungen.* Mit ungemein gutem Erfolg gab man dem kranken Vieh einen Aufguss vom gewöhnlichen russischen Taback. Ein Pfund desselben ward zerschnitten, die Hälfte davon in eine grosse Schüssel gelegt, etwa anderthalb Stohf heisses Wasser darauf gegossen, nach Verlauf von ein paar Stunden abgeseihet, und dem Vieh Morgens, Mittags und Abends etwa zwey Unzen oder ein halb Bierglas voll gegeben. Nach dieser Gabe verlor sich bey den Kranken Kühen das Fieber, und die gänzlich verlorne Fressluft stellte sich wieder ein. Sogar eine, deren Umsturz man stündlich erwartete, hielt sich noch vier Wochen. Nach den hier mitgetheilten innern und äussern Kennzeichen der Krankheit hat diese Lungenfäule alles mit derjenigen gemein, die kürzlich in einigen Provinzen Deutschlands anfängt, auch sogar bey Pferden, gefährlich zu werden, und es wäre zu wünschen, dass erfahrne Thierärzte, sowohl über die Natur der Krankheit, als auch über die hier empfohlnen Heilmittel Beobachtungen anstellten. Die hier beschriebene soll durch Ansteckung von ukränischen Ochsen entstehen, die, vorher gesund, von den Viehtreibern in warmer Witterung übertrieben werden, und dann, sehr durstig, an eine kalte Tränke gerathen. Eben diess ist wahrscheinlich auch der Fall in den Gegenden Deutschlands, wo jährlich eine grosse Menge Vieh aus der Fremde gekauft wird, nach dem sehr unrichtigen und äusserst schädlichen Princip der dortigen Landwirthe, dass es zu kostbar sey, eigenes Vieh aufzuziehen. — *Beschreibung einer Kornhandmühle*, von *Dalgreen*. Eine einfache, und daher sehr nutzbare Maschine. — *Ueber die Reinigung der verdorbenen Zimmerluft*, vom königl. preuss. Oberstaabsmedicus *Formey*. Ebenfalls durch die aufgegebene Preisfrage veranlasst, und mit dem ersten Accessit belohnt. Sie scheint etwas populärer, und mehr *ad captum vulgi* zu seyn, als die Friebesche, die überhaupt mühsam bearbeitet, und, selbst für den kundigen Chemiker, manchen Stoff zu weitern Beobachtungen darbietet; in Hinsicht der empfohlnen Vorschläge treffen indessen beide doch auf einerley Resultate. — *Von der Verfertigung der sogenannten Sode in grosser Menge, in den Steppen um das kaspische Meer*, von *Pallas*. Ein interessanter Aufsatz für Russland, der Vorschläge enthält, den ärmern Steppen-Bewohnern durch Soda-Brennen nützliche Beschäftigung und dem russischen Handel ein einträgliches Product zu verschaffen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 24. Februar 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Fleischer: *James Edwards Smiths*, der Arzn. Doct., *Reise durch Holland, Frankreich und Italien* (und die Schweiz), aus dem Englischen übersetzt von D. *Gottfried Christian Reich*, der Arzneygel. öffentl. auss. Lehrer zu Erlangen. 1796. 1. Th. XXVIII u. 483 S. 2. Th. 430 S. 8.

Unter dem Titel: *a Sketch of a tour on the continent in the years* 1786 *and* 1787, ist dieses Werk 1793 in London und zwar in 3 Bänden erschienen, die der Uebersetzer in 2 Bänden zusammen gezogen hat, welches, nach dem Geist des Buchs zu urtheilen, auch füglich hat geschehen können. — Der Vf. ist in England durch mehrere naturhistorische, sonderlich botanische, Werke bekannt. Dieses Fach beschäftigt ihn ebenfalls auf seiner Reise, und es finden sich hie und da manche, wiewohl nur kurze, Nachrichten über Naturaliencabinette, vorzügliche Gelehrte u. dgl. — Lyonnets Conchiliensammlung im Haag *ist*, wegen der grossen Seltenheit vieler Stücke, höchst merkwürdig. L. sprach von *Buffon* als von einem Stümper, der ganz unverdient einen grossen Namen erhalten habe, und von *Linné* als — von einem Wortkrämer. Das war doch in der That etwas — holländisch gesprochen. — Die Kapitel über Leiden und Delft sind lesenswürdig. — Die bey Antwerpen gerühmten Meisterwerke von Rubens, findet man jetzt im Nationalmuseum zu Paris, wo sie in der vormaligen Gallerie des Louvre in einem sehr unvortheilhaften Lichte hängen, so wie alle die grossen *Kirchengemälde* hier aus eben dem Grunde am unrechten Orte sind. Die S. 66. von dem Vf. mit Recht gerühmte Statüe der Maria mit dem Kinde, auf dem Hochaltar von S. Sulpice zu Paris, ist von Pigal. Scheusslich war Rec. der Anblick dieser Statüe, der man zu den unglücklichen Zeiten der Bilderstürmerey den Kopf des schönen Kindes abgeschlagen hatte (welcher auch im Sommer 1796 noch nicht wieder ergänzt war). Die von dem Vf. erwähnten vielen andern Bildhauerarbeiten in den Pariser Kirchen befinden sich jetzt in dem *Depot national des Monuments*, im vormaligen kleinen Augustiner Kloster (*aux petits Augustins*) aber auch zum Theil unvortheilhaft beleuchtet; — man sieht dass sie da nicht hingehören. — Uebrigens sind die Kapitel über Paris zu cursorisch. — Chantilly und Ermenonville. Wer hascht hier nicht gern nach jedem Zuge, der den *Mann der Natur und der Wahrheit* betrifft, dessen Beurtheilung dem Kopf und Herzen des Vfs. Ehre macht! Besuch bey Rousseau's Wittwe. Einige, aber sehr unvollständige, Nachrichten über Pariser Gelehrte, besonders Naturkündiger und über einige damalige Institute daselbst. Von dem im Anfang der Revolution vom Volk ermordeten Intendanten *Berthier* sagt der Vf. viel Gutes. Er war ein eifriger Beförderer des Ackerbaues und die Versammlungen der Ackerbaugesellschaft wurden in seinem Hause gehalten. Die S. 114. kurz berührte treffliche Mineraliensammlung des Hn. *Besson* zu Paris, will ihr Besitzer, der so wie alle dortige Gelehrte, unter den Finanzrevolutionen sehr gelitten hat, jetzt verkaufen. — Literarische Bemerkungen über *Lyon* und *Montpellier*. In dem botanischen Garten am letztern Orte sah der Vf. die Stelle, wo Young seine Narcissa heimlich begrub. Der Intendant der Provinz wollte zu Anfang der Revolution auf dieser Stelle dem englischen Philosophen ein Denkmal errichten, — ward aber durch die folgenden Revolutionsstürme daran verbindert. — Die S. 138. von dem Insect, das fliegende Blatt, *mantis religiosa* genannt, erzählte merkwürdige Anekdote würde, nach aller Analogie, unglaublich scheinen, wenn die Sache nicht durch den bekannten Entomologen *Dorthes* selbst beobachtet und dem Vf. erzählt wäre. — Reise zu Lande von Marseille nach Nizza. — Gefährlicher Weg von *S. Remo* nach *Port Maurice*, ein schmaler Fussteig, an der einen Seite eine hohe Felsenwand, an der andern die See im Abgrunde. Der Maulesel, den der Vf. ritt, legte sich, als er einen Fehltritt that, aus einer Art von Instinkt, platt auf den Boden nieder. — *Genua*. Grösstentheils Kunstnachrichten; doch kommt der Vf. noch einmal und mit bedeutendern Beobachtungen hieher zurück. — Ueber die Gallerie von *Florenz* verschiedne nicht alltägliche Reflexionen. — Des Vfs. Absicht bey seinem Aufenthalt in Rom war bloss das Studium von Malereyen, Statüen und Gebäuden. Das scheint Rec. ein sehr beschränkter Plan eines sonst scharfsichtigen Beobachters in *Rom;* den der Vf. aber genau befolgt. Die Kapitel über Rom sind eine mit ängstlicher Genauigkeit zusammengetragne Nomenclatur der sämmtlichen Kirchen, Palläste und Villen und der darin befindlichen vorzüglichsten Kunstwerke — wobey er die Werke von *Winkelmann*, *de La Lande*, *Magnani* und die Reise der Lady *Miller*, besonders benutzt hat. Sein beygefügtes Räsonnement ist manchmal richtig, öfterer oberflächlich und hie und da gar läppisch. So z. B. sagt er bey der Transfiguration von Raphael: „die drey in der Luft schwebenden Figuren von Christus, Moses und Elias, sähen gerade so aus, als wenn man drey ältliche Figuren an Fäden aufgehängt und elektrisirt hätte, so dass sie einander abstiessen." (*Na-*

rita de ventis — — etc. fällt hiebey ein.) Man kann dem Vf. allgemeine Kunstkenntnisse und einigen Geschmack zwar nicht absprechen, aber ihm fehlt der zarte Tact zur richtigen Würdigung von Werken der Kunst. — Daher schwatzt er oft viel und sagt wenig. — Das Aeussere der Peterskirche setzt er der Paulskirche in London weit nach, zieht aber das Innere derselben dieser vor. — Eine Nachlese über das Karnaval, die Charwoche, die Gegenden einiger literarischen Notizen und ganz treffender Beobachtungen über Pius VI Person, findet sich am Schluss und beym zweyten Besuch von Rom. — *Neapel.* Die Aerndte von neuen oder sonst bedeutenden Bemerkungen, ist auch hier sehr mager. — Der König v. N. ist ein grosser Billardspieler, und zunächst am Billardzimmer hat er eine kleine Betcapelle mit dem Bildnisse der heil. Jungfrau, die er immer um ihren Beystand anfleht, wenn er um eine hohe Summe spielt (?) — Er liebt die wilde Schweinsjagd und der geringste Anschein zu einem Donnerwetter bewog ihn sonst augenblicklich nach Hause zu kehren; jetzt aber trotzt er mit königlichem Muthe dieser Gefahr. Er trägt nämlich das Bild eines gewissen antielektrischen Heiligen auf der Brust und dieses gewährt ihm sichern Schutz." (Franklins und Reimarus Theorieen wissen doch nichts von einem solchen neapolitanischen Blitzableiter.) — Reise über *Monte Cassino* und *Caserta* — und von Rom über *Loretto* nach *Bologna*, mit einem langen Verzeichniss der am letztern Ort in Kirchen und Pallästen befindlichen Gemälde, wovon jetzt wohl manche fehlen dürften, wenn anders des siegreichen *Buonaparte* Transportplan, welcher in Paris von ruhigen Beurtheilern und selbst von sehr vielen Künstlern mit Recht gemisbilligt wird, wirklich ausgeführt ist. — *Venedig.* Viele, aber wenige mehr als alltägliche, Nachrichten. In dem dortigen *Conservatorio della Pieta* lässt der Vf. — oder wahrscheinlich nur der Uebersetzer, — die Mädchen das *Posthorn* (soll wohl heissen Waldhorn) blasen, und bey den *Mendicanti* die *Sänger* lauter Frauenzimmer seyn. (Bekanntlich sind auch die Instrumentenspieler daselbst Frauenzimmer.) — In *Padua* sah der Vf. bey dem Professor des Ackerbaues *Arduino* sehr gutes Garn und starkes Tuch zu Kleidern von der Rinde der *Asclepias fruticosa*, und eine andre Art von zartem Tuch von den wolligten Saamenhaaren dieser Pflanze; auch guten Syrup und Zucker vom *Holcus Cafer*. Diese letztere Pflanze wächst schnell, schiesst stark ins Kraut, und enthält eben so viel Zuckersaft als das Zuckerrohr, wenigstens in Italien, hat. Den dortigen Professor der Medicin *Gallini* hielt man für den Herausgeber des venezianischen medicinischen Journals. — Die Reise geht nun über *Vicenza*, *Verona*, *Mantua*, *Parma*, Bodonische Buchdruckerey daselbst, — *Piacenza* und *Mailand*. Bibliotheken, Hospitäler und Kirchen in der letztern Stadt. — Einige literarische Notizen über *Pavia*. — *Genua.* Ueber die dortigen Vergnügungen, Wahl des Doge *Ferrari*, Gegend, Einwohner. — *Turin* und dessen Sehenswürdigkeiten. Seidenbau. — Reise nach *Geneve*. Thäler von Chamouny. Salzwerke zu Bex. — Die Reise durch einige Schweizerstädte ist nur ein Durchflug zu nennen. — Der bey *Basel* von dem Autor (und wie es nach der Parenthese scheint, auch von dem Uebersetzer) mit *Pfysch* (*Fischer*) unrichtig angeführte Name des Besitzers eines vorzüglichen Gemälde- und Zeichnungscabinets ist *Fasch*. — Auf der Rückreise über Paris hält der Vf. eine Nachlese von Bemerkungen über die Bewohner etc. Anekdoten von dem Stolz und Druck der ehemaligen Aristokraten und wird dadurch auf einige wenigstens gutgemeynte Reflexionen über die bald darauf erfolgte Revolution geleitet. Die an sich selbst mittelmässig gerathne Verdeutschung ist noch durch sehr viele hässliche Druckfehler entstellt.

GESCHICHTE.

Alt-Stettin: *Verzeichniss der von Dregerschen übrigen Sammlung Pommerscher Urkunden*, zur Fortsetzung dessen *Codicis Pomeraniae vicinarumque terrarum diplomatici*, mit einer Vorrede diplomatischen Inhalts herausgegeben von D. *Johann Carl Conrad Oelrichs*, kaiserl. Hof- und Pfalzgrafen u. s. w. 1795 (ist erst zur Michaelismesse 1796 erschienen), 1 Alph. 8 Bogen, nebst einer Kupfertafel. klein-Fol. (1 Rthlr.)

Ein ehrwürdiger Veteran der Diplomatik verspricht eine Vorrede *diplomatischen Inhalts*. Fürwahr ein anlockender Aushängeschild! Mit gespannter Erwartung eilt der lernbegierige Forscher hinzu. Wird er *befriedigt* entlassen? Wir wollen sehen. Von dem auf dem Titel angegebenen, in Geschichte und Diplomatik einen rühmlichen Platz behauptenden Codice ist bekanntlich nur der erste, mit dem Jahre 1269 sich endigende Theil gedruckt. Er erschien ungefähr drey Jahre vor seines fleissigen Verfassers Tode, nämlich im J. 1748. Zwanzig Jahre hernach hat Hr. O. ihn vermehrt und verbessert herausgegeben. Der um die Wissenschaften höchstverdiente Graf von Herzberg kaufte das Manuscript der Fortsetzung des Werks, um es durch den Druck gemeinnützig zu machen. Als diese Absicht vereitelt wurde, schränkte er sich auf die gegenwärtige Inhaltsanzeige ein. Er selbst wollte sie mit einer Vorrede begleiten, konnte es, Krankheitshalber nicht, bat also Hn. O., das Buch zu bevorreden. Dieser theilt aber aus seinem reichen literarischdiplomatischen Magazine nur wenige, und sicherlich nicht die ausgesuchtesten, Stücke mit. Was man erfährt, läuft auf diese Satze hinaus: auch die zweyte Ausgabe des *Dregerschen* Codex ist nicht von Versehen ganz frey. — Hr. O. hat mehr als 40 Jahre auf die Ausarbeitung eines in der pommerschen Geschichte unentbehrlichen Werks verwendet, dessen weitläuftiger hier S. VI u. VII. vollständig angeführter Titel sich so anfängt: „*Inventarium chronologicum ducatus Pomeraniae et principatus Rugiae diplomatum aliorumque documentorum publicor. ab a.* ɪɔᴄᴄʟxxxᴠɪ. *ad a.* ᴄɪɔɪɔᴄᴄxx. *publici juris factorum, oder Verzeichniss* u. s. w. Ob es werde gedruckt werden, steht dahin.

dahin. — Das *Gesterdingsche* „chronolog. Verzeichniss der — — gedruckten pommerschen und rügianischen Urkunden — bis in das J. 1548" ist sehr unvollständig; gleichwohl ist eine vollständige Urkundeninventur zur pragmatischen Geschichte ein Haupterfoderniss. — Hr. O. hat ein grosses Werk über das pommersche *Siegelwesen* in Arbeit. — Es giebt, gab wenigstens, diplomatische Betrüger. — Copeyen von Urkunden müssen auch in Ansehung der Zahlen ihren Originalien völlig treu seyn (wehe dem Diplomatiker der *das* nicht weiss!). — Der Schrägbalken in adelichen Wappen ist nicht immer ein untrügliches Kennzeichen eines Bastarts; die Erzählung von der Veranlassung zur Figur im *Oerebroschen* Stadtsiegel ist eine Fabel (beides schon bekannt). — Im königl. geheimen Archive zu Berlin sind zwey pommersche mit vielen Siegeln versehene Urkunden; die eine vom J. 1493, hat nämlich 151, und die andere vom J. 1501, hat 136 Siegel. (Die Aeusserung des Vf., dass man dergleichen, d. i. „so ganz ausserordentlich stark mit Siegeln versehene" Urkunden „vielleicht nirgends weiter haben mag," zeigt, dass ihn ein kleiner Gedächtnissfehler beschlichen habe. *Spies in Bulla aurea Rudolfi* I. etc. §. 23. hat nicht nur diese beiden hier bemerkten Documente aus dem plassenburgschen Archive schon angeführt, sondern zugleich *sub Lit. C.* aus dem ansbachschen Archive eins vom J. 1481 mitgetheilt, an welchem 163 Siegel hangen.) Bey den Siegeln muss auf ihre Form, Farbe, ob sie einseitige oder zweyseitige, Majestätssiegel oder nicht, mit oder ohne Tecturen sind, gesehen werden; auch ist darauf zu achten, ob die Urkunde auf Pergament oder Papier geschrieben sey. (Dies und noch andere bey Prüfung der Siegel und Urkunden eintretende Kriterien wusste man ja lange.) Urkunden mit Tecturen hat man schon aus dem Anfange des 15ten Jahrhunderts. — Siegel von *schwarzem* Wachse sind *sehr* selten; Hr. O. kennt eins an einer Originalurkunde vom J. 1270. — (Selten, im Verhältnisse gegen die wächsernen Siegel von andern Farben, sind diese Siegel freylich, wie allgemein bekannt ist; ältere als hier angegebene, nämlich von 1248 und 1259, haben *Will* in den kleinen Beyträgen zur Diplomatik, und *Spies* in *Bulla aurea* etc. nachgewiesen.) So viel von dieser diplomatischen Vorrede. Was nun das Verzeichniss selbst betrifft, so scheint es nicht ganz vollständig zu seyn. Wenigstens setzt Hr. O., nachdem er gesagt hat, dass die oft gewünschte Anzeige des übrigen Inhalts des *v. Dregerschen Codicis* jetzt mitgetheilt werde, etwas undeutsch hinzu: nur ist zu beklagen, dass sich zur Zeit dieser, durch die jetzige bejammernswürdigste Lage Sr. Excellenz (der Graf v. Herzberg kämpfte damals mit schwerem Leiden), zerstreueten und vielleicht unter andere Papiere gerathenen *von Dregerschen* Sammlung nicht ein mehreres herausbringen lassen, noch ich das, was davon, und den dazu gehörigen übrigen Scripturen, in einer besondern Kiste sonst bey einander gelegen, jetzt zum Gebrauch bey dieser mir aufgetragenen Vorrede — — erhalten können." — Wie dem aber sey, so ist das Gelieferte immer ein dem Historiker wichtiges, allen Dank verdienendes, Geschenk. Es hat zwey Abtheilungen. Die erste giebt den Inhalt von 11 im ersten Bande des v. Dregerschen Codex fehlenden, im berlinschen Archive befindlichen, Urkunden. Die andere enthält das Verzeichniss der v. Dregerschen übrigen Documente, vom J. 1270 an bis zu und mit dem J. 1590. Doch fallen aus die Jahre: 1393, 1422, 1424, 1429, 1432, 1437, 1438, 1442, 1445, 1446, 1461 bis 1471 incl., 1474, 1475, 1477, 1478, 1481 — 1483 incl., 1485, 1487, 1489, 1490, 1500, 1503, 1505 bis 1507 incl., 1513—1517 incl., 1520—1529 incl., 1532, 1536 — 1540 incl., 1542, 1544 — 1550 incl., 1552 bis 1555 incl., 1558, 1560 — 1565 incl., 1567 — 1574 incl., 1576 — 1578 incl., 1580—1589 incl.; von diesen Jahren sind keine Urkunden verzeichnet. Schenkungen, Bestätigungen, Ertheilungen von Privilegien, Erbeinigungen, Atteste, Verkaufe, Vergleiche, Friedensschlüsse, Bündnisse u. dgl. sind die Gegenstände der Documente, deren Summarien man hier lieset. Ausser der eigentlichen Landesgeschichte Pommerns und der benachbarten Gegenden kann die Geschichte mancher Familien, z. B. der von *Werle*, *Tierberg*, *Ramin*, *Gollnow*, *Berg*, *Plotho*, *Wedel*, *Putbus*, *Kabolt*, *Esbeck*, *Osten*, *Suckow*, *Wolde*, *Vass*, *Kamecke*, *Alvensleben*, *Bülow*, *Wacholt*, *Manteufel*, *Schwerin*, *Platen*, Grafen von *Eberstein*, *Gützkow*, *Lindow*, und anderer mehr, aus diesem Verzeichnisse Erläuterungen, auch vielleicht Ergänzungen und Berichtigungen erhalten. Das *Rubrum* eines im J. 1290 ausgestellten Documents heben wir, der Sonderbarkeit wegen, aus: *„Der Erzbischof von Magdeburg, wie auch die Bischöfe zu Lebus, Brandenburg und Havelberg bezeugen, dass in der Klosterkirche zu Bernstein Christus sich miraculose in Fleisch und Blut verwandelt, und geben daher denjenigen, so (welche) die Kirche des Klosters an gewissen Festtagen besuchen, oder solcher Novellae plantationi etwas schenken, auf* 40 *Tage Ablass."* Seltsam genug, doch verzeihlich im 13ten Jahrhundert, da in weit spätern Zeiten wohl optische Fallacien als Wahrheiten verbriefet sind. — Dass übrigens das gegenwärtige Verzeichniss auf seines Redacteurs, des verstorbenen Grafen v. Herzberg, Kosten gedruckt worden, versteht sich von selbst. Welchem Buchhändler wäre zuzumuthen, den Verlag eines Werks zu übernehmen, das nicht nur nicht amüsirt, folglich in die gewöhnlichen Zirkel unsrer Damen und Herren durchaus nicht passt, sondern noch oben drein bey Jedem, der es brauchen, nicht bloss figuriren lassen will, etwas mehr als ganz oberflächliche Kenntniss voraussetzt? Der beygefügte Kupferstich zeigt den pommerschen Herzog Mestwin (den II.) in ganzer Figur. Wie er *hieher* komme, ist nicht abzusehen. Er war, der Ueberschrift zufolge, für das „Prooemium" zum zweyten Theile des Dregerschen Codex bestimmt. Wir haben ja aber weder den zweyten Theil selbst, noch das Prooemium dazu, sondern nur das jetzt angezeigte Skelet erhalten, und können von Glücke sagen, dass wir doch dieses besitzen; ohne *Herzbergs* Edelmuth mussten wir auch *das* entbehren.

PHILOLOGIE.

FRANKFURT, b. Vf. u. LEIPZIG, in Comm. b. Fleischer d. j.: *Cours de Gallicismes*, par *P. L. de Beauclair. Troisieme Partie.* 1796. 321 S. 8.

Auch in dem dritten Theile, womit die Gallicismen geendigt sind, siehet man den Fleifs des Hn. *v. B.* Ohne Zweifel liefsen sich leicht noch mehrere figürliche Redensarten und Idiome der französischen Sprache durch Hülfe verschiedener Wörterbücher beybringen; doch sind die hier gewählten die vornehmsten und gebräuchlichsten, und folglich immer für das Studium dieser Sprache hinlänglich. Am Schlusse dieses Theils findet man eine Sammlung der seit der französischen Revolution entstandenen Wörter, und eine kurze, aber doch deutliche, Erklärung derselben. Zuletzt einige Anekdoten, welche füglich hätten wegbleiben können, ob sie gleich noch unter die neuern gehören.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Göttingen*, b. Dietrich: *Beschreibung eines neu erfundenen Gebläses*, von *Joseph Baader*, der Arzneywissenschaft Doctor u. der kön. med. Gesellsch. zu Edinburg Mitglied. 1794. 5 Kupft. 38 S. 4. — Die hier beschriebene Maschine ist im Grunde ein Cylindergebläse, wo ein auf- und niedergehender Cylinder die Stelle des Kolbens und Wasser die Stelle der Linderung vertritt; eigentlich der Harzer Wettersatz als Luftbläser eingerichtet, wie folgende kurze Darstellung dieser Maschine bezeugen wird:

In dem Boden eines cylindrischen (oder sonstgestalteten), aufrechtstehenden und oben ganz offenen Gefäfse, sind zwey ziemlich weite Röhren senkrecht befestigt. Jede geht bis etwas über die Mitte des Gefäfses in selbiges hinein, und ist oben mit einem Ventile versehen, welches bey der einen Röhre (der ersten) sich nach oben und bey der andern nach unten zu öffnet. Jene (die erste) ist unten ganz offen und endigt sich gleich aufsen bey dem Boden. Sie ist die Zuleitungsröhre der Luft. Die andere, welche die Luft fort, bis an den Ort, wohin man sie haben will, leitet, stehet unterhalb des Bodens mit einer gebogenen Röhre in Verbindung, an deren Ende sich die kleine Ausströmungs- oder Düsenmündung befindet. Das bisher beschriebene Gefäfs wird hinreichend fest, jedoch aber so aufgestellt, dafs die äufsere Luft freyen Zutritt in die erste Röhre haben kann. Nun wird es mit Wasser gefüllt, dafs die beiden Röhren noch einige Zoll über die Oberfläche desselben hervorragen. — Aufser diesem Gefäfse besteht die Maschine noch aus einem zweyten ähnlich gestalteten und eben so hohen Gefäfse, das aber einen etwas kleinern Durchmesser hat. Es ist oben und unten offen und in der Mitte nur hat es eine dichte Scheidewand, mit welcher in ihrem Mittelpunkte eine eiserne Stange befestigt ist. Dieses 2te Gefäfs stehet in dem ersten so, dafs beider Axen in eine fallen und es sich in der Richtung dieser Axen bequem auf und nieder bewegen läfst. — Man denke sich jetzt das 2te Gefäfs ganz nieder, dafs also die Scheidewand auf den Ventilen aufliegt oder ihnen doch äufserst nahe ist; so wird zwischen solcher Scheidewand und der Oberfläche des Wassers wenig oder gar keine Luft enthalten seyn. Zieht man daher dieses Gefäfs in die Höhe, so wird die in der Zuleitungsröhre befindliche und mit der Amosphäre in Verbindung stehende Luft das Ventil aufstofsen und den ganzen Raum zwischen des Wassers Oberfläche und der Scheidewand ausfüllen. Am Ende des Zugs wird dieser Raum ganz mit atmosphärischer Luft, die eben so stark drückt wie die äufsere, ganz angefüllt seyn; woferne sich das Ventil leicht aufthut und die Bewegung des Gefäfses nicht zu schnell ist. Bey dem Niedergehen wird anfangs die Luft zusammengedrückt, weil sie, wenn auch das 2te Ventil äufserst leicht aufgehen sollte, sich doch in der Fortleitungsröhre anhäufen mufs, da sie aus selbiger durch eine enge Ausflufsmündung ausströmt. Sie drückt daher stärker auf die innere Wasserfläche als die äufsere Luft entgegendrückt; deshalb mufs das Wasser in dem Zwischenraum zwischen der äufsern und innern Umfläche steigen, und die Luft mit beschleunigter Bewegung aus gedachter engen Oeffnung ausströmen. Dies alles erfolgt so lange, bis der eingeschlossenen Luftmasse absolute Elasticität so grofs worden ist, dafs sie der niedertreibenden Kraft das Gleichgewicht hält. Von diesem Augenblicke an hat das Wasser eine Höhe erreicht, die der dem Drucke und genannter Kraft zugehörigen Höhe gleich ist; und die Luft strömt nun wie ein unelastisches Flüssiges mit gleicher Geschwindigkeit aus, mit welcher auch das 2te Gefäfs niedergehet. —

Der gröfste Vortheil dieser Maschine ist sehr grofse Verminderung der Reibung und die wohlfeile und leichte Erbauung: daher sehr zu empfehlen. Rec. ist jetzt nichts bekannt, was den Effect dieser Maschine gegen das englische Cylindergebläse schwächen sollte. So viel Rec. gehört hat, soll durch eigne Erfindung des Hn. Insp. Köhlers (wovon auch der Vf. etwas erwähnt), zu Mückenberg ein ähnliches Wassergebläse vor kurzem gebauet worden seyn und sehr gute Dienste thun. Es wäre sehr zu wünschen, dafs man davon nähere schriftliche Nachricht hätte, oder besser eine theoretisch praktische Beschreibung, welche am besten der Hr. Insp. Köhler liefern könnte.

Gegen die Neuheit der Erfindung ist in chemischen Annalen von 1794 starkes Bedenken von St. erregt worden. Hr. *B.* hat darauf, so viel Rec. weifs, nichts erwiedert; vielleicht ist ihm jener Auffatz entgangen. In der lobenswürdigen, jedoch polemisch geschriebnen Einleitung, zeigt der Vf. mit die Veranlassung seiner Erfindung an. Man wird daselbst sehr gute Bemerkungen über die Unvollkommenheit der Blasebälge; über die englische Cylindergebläse und selbst über das englische Eisenschmelzen finden.

Der Vf. empfiehlt seine Maschine auch in den Bergwerken als Luftwechselmaschine zu gebrauchen. Bey dieser Empfehlung hätte Hr. *B.* wohl mit bemerken sollen, dafs auf dem Harze und in Freyberg längst eine *ähnliche* Maschine unter dem Namen des Harzer Wettersatzes mit sehr guten Erfolge ist gebraucht worden. Hr. *B.* ist an beiden Orten gewesen, ehe sein Buch herausgekommen ist; es wäre denn, dafs das Manuscript damals nicht mehr in seinen Händen gewesen wäre. Uebrigens aber will hiedurch Rec. keineswegs die *eigne* Erfindung dem Hn. *B.* streitig machen; vielmehr erlaubt er sich solchen zu bitten, die längst versprochene Beschreibung und Berechnung des englischen Cylindergebläses baldigst erscheinen zu lassen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. Februar 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Dietrich: *Beyträge zur praktischen Vieharzneykunde von K. A. Zwierlein.* 1796. 112 S. 8. (6 gr.)

„Nur durch genaue Krankheitsgeschichten, fagt der Vf. fehr richtig, die man in den meiften veterinarifchen Schriften vermifst, kann die Vieharzneykunde zu grofserer Vollkommenheit und endlich in ein ordentliches Syftem gebracht werden." Leider ift es aber noch immer ziemlich allgemein der Fall, dafs der rationelle Arzt von jeder Gelegenheit, Beobachtungen zu fammeln, ausgefchloffen wird, indefs diefer fchöne Weg dem mechanifchen Schmidte oder Hirten, der ihn nicht zu benutzen weifs, täglich offen fteht. Dank verdient daher der Arzt, der nach feiner Lage, fo viel er kann, zur Ausbildung diefes Zweigs der Naturwiffenfchaft beyträgt! Der vor uns liegenden Beyträge find achtzehn, keiner ganz unbedeutend, mancher wichtig.

Der *I Auffatz* handelt von *einer befondern Krankheit unter dem Rindvieh, die fich im Fuldaifchen im Frühjahre 1784. äufserte.* Sie beftand in einer fchmerzhaften Schwäche der Füfse mit allmähliger, jedoch nicht todlicher, Abmagerung; ihre Urfache war nach dem Vf. die heftige Winterkalte und die darauf erfolgte ftarke Hitze im Frühjahre. Der Vf. rieth mit Erfolg das Reiben der Füfse und Wafchen mit kalten Waffer und Bewegung. (Rec. kennt diefes Uebel unter den Namen *Hauch*, und fah es mit einem Abfude von Tannenzapfen und Kümmel in Bier behandeln.) *II. Eine Krankheit unter den Schweinen im Jahre 1785., welche von Kafern und Raupen entftanden war.* Ein gaftrifches Fieber mit wafferigem Durchfall, das erft mit gelinden abführenden, dann ftärkenden Mitteln gehoben wurde. Hr. Z. fucht die Entftehung deffelben durch den Genufs fchädlicher Infekten zu erweifen; giebt jedoch die Art derfelben nicht näher an, fo wie überhaupt diefe Aetiologie noch immer der Umftand zweifelhaft macht, dafs *nur* junge halbjährige Schweine davon befallen wurden. *III. Von den fogenannten Franzofen des Rindviehs.* Der Vf. hält fie, wie gewöhnlich, für Fettklumpen; allein Rec. wird es immer wahrfcheinlicher, dafs es Wurmöconomien find. *IV. Kur eines fetten Ochfen von einem ftarken Hämorrhöidalblutfluffe, gewöhnlich Lenden- oder Rückenblut genannt.* Die wahre Natur diefer Krankheit ift den neuern Thierärzten nicht fo unbekannt als der Vf. meynt; *Fryleben* und *Jung*, die er citirt, kannten fie freylich noch nicht, aber *Bufch* in feiner Ausgabe des Jungfchen Lehrbuchs befchreibt fie fehr richtig. So viel ift indefs gewifs, dafs unter den gemeinen Thierärzten noch die verkehrteften Begriffe von diefem Uebel und deffen Behandlung herrfchen. Hr. Z. verfährt antiphlogiftifch, und räth, wenn das geronnene Blut durch Klyftiere ausgeleert ift, und fich neuerdings wieder Blutabgang zeigt, gelind zufammenziehende Klyftiere aus Kirfchgummi oder Tifcherleim zu geben, kalte Effigklyftiere dienen ebenfalls. Ungerne vermifst man eine Darftellung der Urfachen des Uebels. *V. Bewahrtes Mittel bey dem Aufblähen des Rindviehs durch unbefcheidne Kleefütterung.* Es befteht in 1 Qu. Akeleifaamen mit Butter auf Brod geftrichen und darauf 20 — 30 Tropfen Steinöl gethan. (Doch wird in höherm Grade des Zufalls der Stich immer das einzige Mittel bleiben.) *VI. Vom Zungenkrebs unter dem Rindvieh.* Es war die gutartige Maulfeuche, die 1786. im Fuldaifchen herumgieng. Hr. Z. ift geneigt fie für ein blofs örtliches Uebel zu halten, das vielleicht durch das Kauen des zahen, harten Futters entftehe, und zweifelt, ob eine befondere Verderbnifs der Säfte dabey zum Grunde liege, weil fich fonft an dergleichen Thieren noch mehrere kränkliche Zufalle äufsern würden, die aber ganz fehlen. Die fürchterlichen Schilderungen der meiften Epizootien diefer Art fchreiben fich daher, dafs man die Krankheiten nicht genau unterfuchte, und zu voreilig das Bild der feltnern bösartigen Maulfeuche oder des Zungenkrebfes darauf übertrug. *VII. Tödliche Wirkung des erfrornen Futters* (Krautes) *bey Thieren. VIII. Von einer Lungenfäule oder Lungenfucht unter dem Rindvieh zu Schwarzelbach im Oberamt Hammelburg im Herbft 1789.* Diefe Abhandlung würde an Vollftändigkeit gewonnen haben, wenn der Vf. die Sectionsdaten und fein Heilverfahren beygefügt hätte; fo befchäftigt er fich mehr mit der Frage: ob die Krankheit anfteckend fey oder nicht? er bejaht fie, und zwar, nach S. 83., weil der überzeugendfte Beweis von der anfteckenden Eigenfchaft einer Krankheit fey, wenn fie von einem Haupte auf das andere übergeht; allein gerade ift kein Beweifs fchwächer, weil der Uebergang oft nur fcheinbar, und das Zugleicherkranken mehrerer Häupter nicht einzig auf Anfteckung, fondern oft blofs auf Gemeinheit der Gelegenheitsurfachen beruhen kann. Auch lies fich überhaupt noch aus manchen Gründen an der Anfteckungskraft der Krankheit zweifeln (f. *Kaufchs* Originalbemerkungen.) *IX. Warum werden die Schweine, die in die Maftung getrieben werden, niemals vollkommen fett und gemaftet, fo reichlich auch die Maftung immer feyn mag?* Das ftete Laufen in den Wäldern foll daran Schuld feyn.

feyn. *X. Schädliche Wirkung des verfchlemmten Grafes bey dem Rindvieh im Herbft:* fie war Lungenfäule. *XI. Nachtheilige Wirkung der Büchelmaftung auf die Zuchtfchweine.* Das Oel der Bücheln erfchlafft, daher kam es, dafs die Thiere häufig verwarfen und felten trächtig wurden. (Beftätigt fich doch nicht in des Rec. Gegend durch die Erfahrung.) *XII. Beobachtung einer fonderbaren Krankheit unter Karpfen.* Erft ftanden mehrere ab, dann bekamen die andern auswendig kleine rothe fchuppenleere Flecken, wurden durch die Zubereitung breyweich und hatten einen faden Gefchmack. Der Vf. konnte nicht die geringfte Urfache dazu auffinden. *XIII. Von den Kunftgriffen einer berühmten Krankenwarterin bey Thieren* (blofs jungen Schweinen): fie beftehen hauptfächlich in fleifsigfter Wartung, Fütterung mit Milch und Brühen von ausgekochten Knochen. *XIV. Von einer Mifsgeburt aus zwey zufammengewachfenen Kalbern. XV. Einflufs der ftrengen Kälte im Winter 1794 und 1795. auf Futter und Rindvieh.* Starkes Füttern erfrorner Kartoffeln machte Abmagerung des Rindviehs (Rec. hat fchon nach dem haufigen Genufs der grofsen rothen, nicht erfrornen Kartoffeln Fresfunluft und Verftopfung bey den Kühen beobachtet; felbft das Waffer, worinne dergl. Früchte gekocht werden, hat einen äufserft fcharfen, beizenden Gefchmack.) *XVI. Von einem befondern Fehler der Milch bey einer Kuh.* Es fchwammen gelbliche, weiche Butterklümpgen auf der frifch gemolknen Milch, auch gab fie unzufammenhängende Butter. Die erfrornen Kartoffeln wurden jetzt weniger gefüttert und Küchenfalz ins Futter gegeben. *XVII. Warum ift die Vieharzneykunde in den meiften Ländern in fchlechtem Zuftande.* Ganz ftimmt Rec. dem Vf. bey, wenn er unter andern fagt: „der Staat unterfage feinen Kalendermachern, Zeitungsfchreibern und Wochenblätterfabricanten nachdrücklichft, Vieharzneyfchriften zu empfehlen, allerley Rezepte und Arzneyen gegen Viehkrankheiten bekannt zu machen, und als unfehlbar auszupofaunen, es fey denn, dafs folche Schriften, Rezepte und Mittel erft vom angeftellten Viebarzte unterfucht und gut geheifsen wären. Ungeheuer ift der Schaden u. f. w.“ In der That ein Wort, auch für die jetzige Zeit gefprochen! dem Rec. den Wunfch noch beyfügt: möchte doch der Staat überhaupt den Verkauf aller Geheim- und Univerfalmittel gegen Viehfeuchen ftreng verbieten! *XVIII. Merkwürdiges Gefetz der Engländer wegen Behandlung der Thiere.*

ERLANGEN, b. Palm: *Verfuch eines vollftändigen, fyftematifchen Lehrplans für Thierarzneyfchulen von Jofeph Friedrich Gotthard dem Jüngern, öffentl. Lehrer der Menfchenzergliederung- und Thierarzneykunde zu Bamberg.* 1796. Die Einl. 74 S. der Lehrplan. 131 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. entledigt fich hierdurch eines Auftrages, den er von dem verftorbnen Fürftbifchoffe erhalten hatte, und zwar auf eine Art, der das Publicum feinen Beyfall nicht wird verfagen können. Die Anlage des Plans ift mit vieler Genauigkeit gezeichnet, alles Nöthige umfaffend, durch gehorige Modificationen dem verfchiedenen Bedürfniffe der Zöglinge angepafst, und alles auf den beftimmten Endzweck, Bildung des Praktikers, hinberechnet. Einige Erinnerungen kann jedoch Rec. über einzelne Theile deffelben und über die Ordnung der Gegenftände nicht unterdrücken. — Die *Einleitung* enthalt *I. Betrachtungen über den Werth der nützlichen Hausthiere.* (Warum fchliefst der Vf. faft durchgangig die Hunde, und die Geflügelarten aus? gehören fie nicht auch zu den Hausthieren, und ihre Krankheiten für den Thierarzt?) *II. Einige Bruchftücke aus der Gefchichte der Thierheilkunde.* Gröfstentheils, fo wie die dazu gehörigen chronologifchen Verzeichniffe der Thierarzte und einiger thierarzneykundiger Schriften, nach *Ludwigs* tabellarifcher Ueberf. der Gefch. der Thierheilkunde 1794., ohne dafs es der Vf. anzeigt. Bey den allerdings wahren Lobeserhebungen, die dem Engländer als Viehzüchter gebühren, hätte doch nicht unbemerkt bleiben follen, dafs demungeachtet die praktifche Thierheilkunde durch England wenig Aufklärung erhalten hat, und warum? Ueberhaupt würde eine kurze Unterfuchung der Fragen, was und wie viel jede Nation zur Bildung des Ganzen beytrug, welche Männer jeder Nation die erften Reformatoren waren, welches die Urfachen der frühern oder fpätern, der vernachlaffigten oder beförderten Kultur der Kunft in einzelnen Ländern waren u. d. gl. auch in diefen Bruchftücken ausführbar und unftreitig lehrreicher gewefen feyn, als die trockne Namentabelle. *III. Allgemeine Betrachtungen über die landwirthfchaftliche Thierkunde.* Unter diefer verfteht der Vf. den Inbegriff alles deffen, was der Landwirth für die Erhaltung feiner Hausthiere zu thun hat, was hingegen zur Wiederherftellung ihrer Gefundheit eigentlich gefchehen foll, nennt er *wiffenfchaftliche Thierkunde.* (Beide Benennungen fcheinen unpaffend, denn das, was der Vf. *landwirthfchaftliche* Thierkunde nennt, kann ja eben fo wohl wiffenfchaftliche Thierkunde feyn, man mag fie nun als einen Theil der Oekonomie oder der Thierheilkunde betrachten, und eben fo wenig erfchopft der Name wiffenfchaftliche Thierkunde den Begriff, den ihm der Vf. unterlegt, fie ift nichts mehr und nichts weniger, als praktifche Thierheilkunde.) Diefer Abfchnitt fchildert hauptfachlich die Fehler der Wartung und Zucht und die Mittel fie zu verbeffern. *IV. Ueber die Urfachen, welche in unfern Zeiten die Kultur und eine gröfsere Verbreitung der wiffenfchaftlichen Thierheilkunde verhindern.* Sehr wahr!

Lehrplan der Thierheilkunde. 1) *Thierzergliederungskunde.* Recht fehr billigt Rec. die Idee des Vf. die Zootomie mit Zoophyfiologie verbunden vorzutragen, ob ihm gleich die Schwierigkeiten bey diefer Art des Vortrags nicht unbekannt find. Denn fo will Hr. G. mit der Demonftration des Gehirns, der Nerven und der Sinnorgane den Anfang machen. Dies durfte aber wohl für den Lernenden etwas zu früh feyn, denn die zootomifche Unterfuchung befonders des Hirns und Nervenfyftems fetzt die Be-

kannt-

kanntschaft mit so mancherley andern Theilen, zum allerwenigsten mit dem Knochensysteme, voraus, die der Anfänger noch nicht hat kennen lernen. Wäre es vielleicht nicht schicklicher, wenn gleich in der Einleitung, die der Vf. diesem gemischten Unterrichte vorauszuschicken gedenkt, das Allgemeine über Nervenkraft und überhaupt über Nerveneinflufs auf die Oekonomie des thierischen Körpers mit berührt, die zootomische Physiologie selbst aber mit der Knochen Knorpel und Bänderlehre eröffnet würde, dann erst die Nervenlehre folgte, und an diese dann die Muskellehre u. s. w. sich anschlösse. Diese Ordnung würde unstreitig einige Schwierigkeiten heben, immer aber noch manche Wiederholungen oder Voraussetzungen besonders im physiologischen Vortrage nöthig machen; allein, werden sich wohl je die Erscheinungen der thierischen Natur in ein vollkommen schulgerechtes System zwingen lassen? Nicht ganz billigen kann Rec. ferner, dafs das Einsaugungssystem vom Blutgefässsysteme getrennt und erst zwischen beiden die Absonderungs- und Ausleerungsorgane betrachtet werden sollen. Und überhaupt, wozu die allgemeine Rubrik: Absonderungs- und Ausleerungsorgane, da doch mehrere derselben unter dem speziellen Kapitel: Verdauungswerkzeuge, aufgeführt werden? Wahrscheinlich, um die physiologische Lehre von den Absonderungen hier anbringen zu können: jedoch diese können ja füglich gleich nach der Lehre des Kreislaufs abgehandelt, und dann die Harnwerkzeuge u. s. w. betrachtet werden. Dieser Abschnitt liefert zugleich den Grundrifs eines zootomischen Gebäudes. *III. Gesundheitslehre (Hygenie und Prophylaktik.* Gehörten nicht auch die Regeln des Hufbeschlags für gesunde Pferde hieher, welche der Vf. erst nach den chirurgischen Operationen vorträgt? *IV. Schönheits und Gesundheitszeichenlehre.* Unstreitig würde diese Lehre passender gleich auf die Zootomie folgen, so wie die Gesundheitslehre dann einen schicklichen Uebergang zu *V. Zucht der Hausthiere* machen würde. Dieser Abschnitt enthält die *Gestütslehre.* Hier will auch schon der Vf. die Geburtshülfe beybringen, aber ist dies für den Zögling, der noch keinen pathologischen Unterricht genossen hat, nicht zu früh? *VI. Die allgemeine Krankheitslehre.* *VII. Die allgemeine Heilungslehre.* Mit dieser verbindet der Vf. eine zweckmäfsige Botanik, Arzneymittellehre, die Lehre von den mechanischen Hülfsmitteln, Pharmazie, Formulare. *VIII. Practische Thierheilkunde.* Die Abtheilung der Krankheiten, wozu der *wesentliche* Unterschied derselben den Grund angiebt, ist wegen der Unvollkommenheit und Unbestimmtheit in vielen Thierkrankheiten manchem Hindernisse unterworfen, der Vf. hat sich daher folgende, gewiss zu billigende Ordnung gewählt. *I. Sporadische Krankheiten.* Krankheiten der Pferde und ihre Behandlung. I. Aeufserliche Krankheiten. 1) Von der wahren und falschen Entzündung. 2) Von den Geschwülsten a) Geschwülste von Ansammlung thierischer Säfte. b) von Veränderung des Wesens der Theile oder von Austretung der Eingeweide. c) durch Ausdehnung und Erweiterung der Theile, d) Geschwülste, die fremdartige Körper enthalten. e) die chronischen Geschwülste. (Die beiden letzten Arten können wohl keine eignen Klassen ausmachen, sondern gehören zu irgend einer der vorigen. 3) Die Lehre von den Trennungen der Theile. 4) Die Lehre von den Geschwüren. 5) Die Krankheiten der Haut. 6) Die Knochen und Gelenkkrankheiten. 7) Die Krankheiten des Hufs. 8) Die Augenkrankheiten. II. Innerliche Krankheiten. 1) Die Fieber, Entzündungsfieber, Flufsfieber, Gall- Schleim- Faulfieber u. s. w. 2) Die übrigen Krankheiten mit oder ohne Fieber. a) Die Krankheiten des Kopfs, die Krankheiten der Empfindung und Bewegung mit eingeschlossen. (Die Hirnwuth ist allermeistens eine Krankheit der ersten Wege) b) die Krankheiten der Werkzeuge des Athemholens c) die Krankheiten der ersten Wege d) der Werkzeuge des Harnes e) der Geschlechtstheile (hier wäre wohl die Geburtshülfe einzuschalten.) f) die Kachexien und Kakochymien. Dann folgt die Lehre von den Operationen der Pferde, der Hufbeschlag: die Krankheiten des Hornviehs, der Schaafe und Schweine. *II. Epizootien.* 1) Allgemeiner Unterricht über epizootische Krankheiten: (auf das mechanische Verfahren bey pathologischen Sectionen S. 77. kommt nicht wenig an; eine Anweisung, wie sie nicht nur im Allgemeinen, sondern auch in besondern Fällen anzustellen seyn, dürfte hier nicht am unrechten Orte stehen.) 2) die besondere Lehre von einzelnen Seuchen. Hier sollen die Krankheiten der Hunde beygebracht werden. *IX. Ausübung der praktischen Thierheilkunde* bey den kranken Thieren selbst, (Klinik). *X. Die thierärztliche Polizey;* enthält. I. Die Anstalten in Hinsicht einer bessern Viehzucht, II. die Anstalten zur Erhaltung des gesunden Viehs und Verhütung der Krankheiten. III. Zur Besorgung des kranken Viehs in einzelnen Krankheiten oder bey Seuchen. IV. Die Anstalten um die Gefahr abzuwenden, welche den Menschen durch kranke Thiere zuwachsen kann. (Mehrere der hier angedeutete ten Gegenstände gehören eigentlich in die gerichtliche Thierheilkunde, einem Fache, dessen Umarbeitung in unsern Tagen zum wirklichen Bedürfnisse wird.) V. Die Kunst Berichte an die Landesregierungen abzustatten. Zum Schlufs beantwortet der Vf. die Fragen: welchen Zuhörern ist der Unterricht in der Thierheilkunde unentbehrlich, welchen nützlich und in welcher Ausdehnung und Einschränkung kann er der einen oder der andern Absicht entsprechen? (Solche Modificationen des Unterrichts nach den Bedürfnissen und Foderungen der verschiedenen Zöglinge oder Dilettanten werden freylich so lange immer noch zu dulden seyn, als der Staat keine eignen Thierärzte im Lande anstellt; aber im Grunde ist es gerade dieser Unterricht, der so viele Halbwisser, so viele Quacksalber macht, und dadurch die gedeihlichern, schnellern Fortschritte der Kunst behindert.) Hr. G. hält bey einem einzigen Lehrer drey volle Jahre für erforderlich zum ganzen Kurs, bey mehrern zweye, in Frankreich hat man neuerlich vier Jahre bestimmt.

OEKONOMIE.

Prag, b. Calve: *Pomona Bohemica* oder tabellarisches Verzeichniss aller in der Baumschule zu Jaromirz kultivirten Obstsorten, nebst den Provinzialbenennungen und kurzer Anzeige der Güte, Zeit und Dauer der Früchte: von *Mathias Rössler*, Kreisdechant(en) zu Jaromirz. 1795. 68 S. 8. ohne den Vorbericht.

Dieser würdige Mann verdient aller Rechtschaffenen Achtung und seiner Mitbürger Dankbarkeit. Mit dem rühmlichsten Patriotismus befördert und verbessert er die nützliche Obstkultur in Böhmen. Zu dem Ende hat er nicht nur in Jaromirz eine sehr beträchtliche Baumschule von den ausgesuchtesten Obstsorten sowohl von Tafelobst als wirthschaftlichem angelegt, sondern er hat auch, wie Rec. von sicherer Hand bekannt ist, den schönsten Weg eingeschlagen, den guten Endzweck zu erreichen, und seine Landsleute in der Baumerziehung und Wartung zu unterrichten, indem er über 100 Exemplarien von Christs Baumgärtner auf dem Dorfe, wie auch verschiedene von dessen Handbuch über die Obstbaumzucht und Obstlehre gekauft und den Schullehrern und Jünglingen in die Hände geliefert, dass also die erwünschtesten Früchte seiner edlen Bemühungen zu erwarten sind. Ohngeachtet aber dieser in Wahrheit ehrwürdige Geistliche seinen Kreiss verlassen und nach Podiebrad befördert worden, so hat er auch bereits daselbst eine noch beträchtlichere Baumschule angelegt und setzet auch da seine edle Bemühung fort, seine Gegend zu beglücken. In solchem Lichte zeiget sich nur der Menschenfreund, dessen Asche einst noch seine Landsleute segnen und Dank und Ruhm zollen werden. — Das tabellarische Verzeichniss seiner angepflanzten Obstsorten ist überaus reichhaltig, indem sich das Aepfelregister auf 260 Sorten beläuft, das Birnregister auf 181, Pfirschen auf 31, Abrikosen auf 12, Kirschen auf 46, Pflaumen auf 34.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Neuwied*, b. Gehra: *Brumstohn(s) practischer (n) Pferdearzt (es) in London Recept-Taschenbuch für Pferdeliebhaber oder practische Anweisung alle Krankheiten der Pferde zu heilen. a. d. Engl. nach der achten Auflage übersetzt v. L. F. W. Romvei.* 1796. 88 S. 8. (8 gr.) Was von Receptsammlungen in der Menschenheilkunde gilt, gilt auch von ähnlichen in der Thierheilkunde; sie hindern die Fortschritte der Kunst, indem sie die Ausübung derselben bequemer zu machen scheinen, sie befördern die Empirie, die leider in der Thierheilkunde ohnedies gemein genug ist; der rationelle Thierarzt bedarf ihrer nicht, und der Nichthierarzt benutzt sie aufs gerathewohl, meistens zu seinem und seiner Kranken Nachtheil. Besonders müssen solche Missgriffe dann erfolgen, wenn die Krankheit, wider welche dieses oder jenes Rezept verzeichnet ist, dabey blos im Allgemeinen genennt wird, keine Indicationen und Contraindicationen näher bestimmt, die verschiedenen Krankheitsstadien und Complicationen nicht genau angegeben sind, und weder auf das Alter, noch auf die Leibesbeschaffenheit u. s. w. Rücksicht genommen ist. Und dieses ist auch bey dem gegenwärtigen Buche der Fall, es erfüllt jene Bedingungen eben so wenig, als viele Hunderte seiner Brüder. Was die Formeln selbst anbetrifft, so sind die meisten so zusammengesetzt und kostbar, dass sie nur für den Marstall eines Fürsten geschrieben zu seyn scheinen. Der deutsche Thierarzt weiss bereits eben so wirksame weit einfacher zu verschreiben. In einer mehr conzentrirten Gestalt dürften indess mehrere Verordnungen; besonders die äusserlichen, ihren Nutzen haben. — Die Namen der Arzneymittel hat der Uebersetzer lateinisch gelassen, ohngeachtet er versichert, dass er diese Ausgabe für seine deutschen Landsleute, und damit sich auch der gemeinste Mann sogleich Raths erholen könne (?) veranstaltet habe.

Zugleich ist noch eine andere Uebersetzung eben dieses Buchs unter der Aufschrift: *Brumstohns Recept-Taschenbuch oder allgemeinfasslicbe Anweisung die Krankheiten der Pferde zu heilen, nebst Ph. Chaberts Anweisung den Rotz der Pferde zu erkennen u. s. w. Leipzig bey Linke* 1796. erschienen. Wie eine solche Anweisung den Titel einer allgemeinfasslichen verdiene, sieht Rec. nicht wohl ein.. In dieser Ausgabe sind die Formeln insgesamt deutsch, stehen auch in einer andern Ordnung: welche von beiden die des Originals sey, ist Rec. der das letztere nicht besitzt, unbekannt.

Erbauungsschriften. 1) *Halle*, in Commission der Hemmerde- und Schwetschkeschen Buchh.: *Predigt zum Gedächtniss* des am 23 Febr. im 73 Jahre seines Alters verstorbenen Herrn *George Jakob Pauli*, königl: Consistorialraths, Hofpredigers und Inspectors zu Halle, den 9ten März in hiesiger Domkirche gehalten von *Johann Carl Pischon*, *zweytem Domprediger*. 1795. 30 S. 8.

2) *Hannover*, b. den Gebrüdern Hahn: zum Besten der Wittwen und Waysen der im Kriege gebliebenen Hannoveraner: *zum Andenken* Sr. Excellenz *des Herrn Georg Wilhelm von dem Busche*, Churhannöverischen Generals der Infanterie, und Commendanten der Festung Hameln, welcher den 11ten December 1794. in dem Gefechte an der Waal sein Leben verlohr, gewidmet von *Johann Ludwig Lober*, Garnisonprediger in Hameln. 1795. 38 S. 8.

Beide Predigten verdienen hier eine Anzeige, theils wegen ihres Gegenstandes, da sie dem Andenken zweyer Männer gewidmet sind, die in einem ganz verschiedenen Wirkungskreise durch die Güte ihres Charakters und ihre Verdienste um das Vaterland sich ausgezeichnet haben, theils wegen der zweckmässigen Bearbeitung dieses Gegenstandes, die sie uns als Muster guter Leichenpredigten darstellt. In der *ersten* zeigt der Vf. nach Hebr. 13, 7. *wie selbst der Tod die Verbindung zwischen einer Gemeine und ihrem Lehrer nicht ganz aufhebe*, und macht davon die Anwendung auf den Verstorbenen. Die *zweyte* handelt nach B. d. Weish. 4, 7. von dem *Trost bey dem zu frühen Tode des rechtschaffenen Mannes*, wobey der erste Theil das Bild des rechtschaffenen Mannes in der Person des verewigten Helden darstellt. In beiden wird den Zuhörern in einem planen jedermann verständlichen und würdigen Vortrage viel Lehrreiches und Rührendes gesagt. Die Characterschilderung in N. 2. ist meisterhaft und hat das Eigene, dass auch die Fehler des Verstorbenen nicht unberührt geblieben sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. Februar 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Fleischer d. J.: *Robert und Elise; oder die Freuden der höhern Liebe.* Vom *Verfasser des Hallo.* 1796. *Erster Theil.* 368 S. *Zweyter Theil.* 368 S. Mit einem Titelkupfer. (2 Rthlr. 4 gr.)

Ein Knabe, dem Vater und Mutter auf einer Flucht aus ihrer Heimath in fremdem Gebiet starben, wird in das Waisenhaus der Residenz gebracht, wo ein vortrefflicher Vorsteher ihn väterlich aufnimmt, und nach dessen Tode auf seiner fernern Laufbahn der wackre alte Fürst selbst, und weiterhin ein Kaufmann seine Wohlthäter werden. Dieser Knabe war eine Lilie auf dem Felde, die der himmlische Vater kleidet, ohne dass sie arbeitet und spinnt. Jedoch war er fleissig, und lernte schöne Sachen; auch an Zartheit glich er der Lilie. S. 28. „Alle sogenannten Brodwissenschaften blieben sofort von seinem Studienplan ausgeschlossen, weil er weder Advocat, noch Arzt, noch Prediger zu werden Lust hatte. *Zeichner, Philosoph,* und *schöner Geist* zu seyn, war das Ziel, das er sich setzte." S. 31. „So ward er ein junger Mann von so hoher Empfindung, dass ihm tausende darinn nicht folgen konnten." So ward er denn auch bald so eigensinnig gegen die Vorsehung, die er in Verdacht besondrer Plane mit ihm hatte, wie das verzogne Kind gegen die nachsichtige Mutter. Er wendet seine Zeichenkunst blofs dazu an, ihr ein Ideal vorzuschreiben, nach welchem sie ihm ein Weib schaffen sollte. Daneben bildet er seine Begriffe von *höherer Liebe* aus, in denen der *Thierheit* unzählig oft gedacht wird. Ohne *äusserliche Schönheit* kann er sich S. 59. keine höhere Liebe denken. Er will ein Mädchen, deren *sprechendes weibliches Auge seinen männlichen Geist erhebt*, deren *regelmässiges weibliches Profil ihn mit hohen Empfindungen erfüllt*, die ihre *vollkommne Figur vollkommen in ihrer Gewalt hat*, und er begehrt den Druck einer *schönen* Hand. Nur der *Uebergenuss* der *Thierheit* entkräftet die Wirkung der Schönheit. „So viel mögen Liebende (S. 83.) an Le„bensgeistern, an elektrischem Feuer, an Aether, oder „wie wir es nennen wollen, abgeben, als dazu nö„thig ist, *im Gleise der sparsamen Natur wandelnd des* „*hohen Aelternglücks theilhaftig* zu werden; aber — mehr als dies — zwecklose Verschwendung — *Orang*„*outangismus*." Jetzt fängt unser Robert an, nach seinem Ideal zu suchen, mit dem festen Zutrauen zu finden, weil (S. 204.) „wenn die Zeichnung keinen „Widerspruch enthält, doch irgendwo jemand da „seyn muss, der sie in der Natur darstellt, weil (S. „225.) der Zeichner sonst mehr könnte, als unser Herr „Gott." Der Kaufmann trägt ihm seine Tochter an, aber *sie ist es nicht*;" sie ist, wie er sehr gut beschreibt, nur ein Pensionsmädchen. Robert wankt freylich, ob er den vortheilhaften Antrag nicht für eine Veranstaltung der Vorsehung erkennen soll; allein er fragt sich dagegen: ists nicht die Vorsehung, die dir dein Ideal reichte? und schlägt „das schöne Fleisch mit dem schönen Golde" im Namen der Vorsehung und seines Ideals aus. Unter einer Silberpappel, mit der er einen freundschaftlichen Verkehr zu treiben pflegte, seit sie ihm einmal den Willen des Himmels zugerauscht (S. 44.), fasst er den Entschluss, alles Ernstes auf eine Entdeckungsreise nach seinem Ideal auszugehn. Manche Erscheinungen täuschen ihn. Olympia, die Dichterin, schien ihm sehr himmlisch, aber er traf sie auf dem Sopha mit einem gewissen Florian (S. 158.), spuckte über ihr aus, und schrie: „Pfui Teufel! Pfui Teufel! hundert tausendmal Pfui Teufel!" (S. 160.) „Olympia heisst sie, Erebia ist sie, ein *ziegenartiges* Geschöpf!" Er sah Franziska, aber „sie mochte lieber unter Menschen, als unter Bäumen und Blumen seyn." Eine Fr. von R., die ihn zu ihrem Gemahl machen will, ist zu alt für ihn. Er findet ein Weib mit einem griechischen Profil, die dem bewussten Ideal fast ganz, bis auf die Grösse, entsprach: allein sie war die Frau eines andern. Henriette und ihr Gatte werden seine Freunde, doch ist er bald genöthigt, grösserer Gefahr zu entweichen, nachdem zwischen ihm und der Freundin unter einer Silberpappel ein Auftritt vorgefallen war, wo „Herz an Herz schlug." Ein andresmal begegnet ihm in einer Räuberhöle ein wundervolles, heroisches Geschöpf, Angelika, der man den Bräutigam getödtet, und sie mit fortgeschleppt hatte. Sie wird seine Retterin, trennt sich aber von ihm unter einem wilden Birnbaum, um ihre Heimath wieder aufzusuchen. Wer sie ist, will sie ihm nicht sagen, will es von ihm nicht wissen: „damit wir (S. 188.) wie in dem unerklarba„ren Gang unsrer Schicksale auf immer etwas heiliges „für unser Herz, so auch in dem Geheimniss unsrer „Personen etwas ewig entzückendes für unsre Phan„tasie behalten." Nun nähert sich der grosse Augenblick. Er hat sich in einer schönen Gegend auf eine Weile niedergelassen, und kommt einst in ein Thal, das die übrigen alle noch an Schönheit übertrifft. Unter einer Eiche, die mit ihren Gipfeln die Wolken durchbohrt, fällt er voll süssen Staunens über allen diesen *Thalpomp* nieder, und betet; und hier hat er die erste Vision von der, *die es ist*. Als Vision erscheint

scheint sie ihm anfangs, aber er greift endlich zu (S. 251.), und griff — *Elisen.*“ Ein Fasan fliegt auf, sie dreht sich, er erblickt ihr Profil. (S. 253.) Noch ein Fasan fliegt auf der andern Seite auf, er dreht sich um, und „sie sah auch sein Profil. *Das ist sie! — Das ist er!* sprachen Robert und Elise zugleich.“ Auch sie hat sich ein Ideal gezeichnet, auch ihr haben die Silberpappeln Orakelsprüche zugesäuselt: die Symmetrie ist vollkommen. Sie erklären sich sogleich über ihre Begriffe von der Thierheit, und von dem Letzten in der Liebe, das die Menschen zum ersten zu machen gewohnt sind. Elise ist die Tochter eines reichen Amtmanns aus der Nachbarschaft. Von Seiten des Vaters scheinen die Hindernisse unübersteiglich, aber die sterbende Mutter copulirt die beiden Ideale. Sie werden getrennt, Robert schweift wieder umher, erkundigt sich überall zuerst nach den Silberpappeln, und trifft bey der Fr. von R. Henrietten, deren Mann indessen gestorben ist. Sein Herz giebt sich ihrer Liebe, die jedoch nur vollständige Freundschaft von ihm begehrt, mit großer Leichtigkeit hin. Es fallen viele sonderbare Auftritte zwischen ihnen vor. Zur vollständigen Freundschaft findet Henriette nöthig, dass auch die Nacht sie nicht trenne, und richtes es daher so ein, dass er dicht neben ihrem Bett auf Stühlen schlafen muss. „*Henriette.* Nun die Hand „recht herzlich her, Lieber! (Robert reicht sie ihr.) „Ach so! so! das nenne ich Trautheit.“ Ungeachtet der Theorie vom Ersten und Letzten fällt ihnen doch bey allen Gelegenheiten das Letzte ein, und so erzählt Henriette (S. 144. im 2. Th.), denn auch jetzt dem Robert, wie ihr verstorbner Mann eben so gedacht, und wie er ihr „nach jenen schapferischen Minuten, die ihrem Kinde das Daseyn gaben,“ gesagt: „dass „solch Vergessen für uns Menschen wohl darum Statt „finden möchte, dass wir uns nicht selbst als die Schä„pfer andrer Geister, sondern als blosse Instrumente „des oberiten Geisterschäpfer erkennen sollten, *die „nicht einmahl wüssten, was sie thaten*, und dass der „damit verbundne Nervenzauber uns blofs die Freu„de versinnlichen solle, welche Gott habe, wenn er „Menschen schaft.“ (Wir haben die dem *Vf.* eigne Orthographie in dieser ausgezognen Stelle beybehalten.) Jene Nachtproben werden nicht wiederholt, weil sie ihm bey allem dem gefährlich dünken, und Elisens Vision ihm auf seinen Ruf nicht mehr gehorchen will. Doch besteht er noch manche ähnliche Abentheuer, da sich die immer unbekannte Angelika zu ihnen gesellt, und er lange Zeit zwischen den Schlafzimmern beider das seinige hat. Gegen das Ende findet er Elisen wieder, die er todt glaubte, und sich daher bey ihrer Erscheinung höchst ungebährdig stellt. S. 284. „Sie lebt noch — (lacht überlaut) *sie* „lebt noch — *ich* lebe noch (kachinirt fürchterlich, „geht zum Sarkasmus über, bekommt Convulsionen.)“ Sie wird die seinige lange nachdem sie sich für seine Frau erklärt hat, theils abgeredeter Massen, theils weil sie sich von einer Krankheit erholen muss. Trauen lassen sie sich nicht weiter. Elise ladet ihn nun selbst *zum Vaterwerden ein.* S. 360. „Hohes Bewusstseyn, „dass sie *ein Schöpferwerk* vorhätten, *das nur in ein „thierisches Gewand gekleidet sey*, führte die Edlen einander in die Arme.“ Sie warteten den „Erfolg die„ser Nacht ab, der sich bald zeigte.“ Zweyerley wollte der *Vf.* den jungen Lesern und Leserinnen ans Herz legen: „dass sie mehr suchen sollten, als ge„wöhnlich geschieht, und dass sie das Thierische der „Liebe nicht höher würdigten, als sichs für Menschen „gebührt und geziemt.“ Eine anschauliche Vorstellung von dem Wege zu geben, den der *Vf.* dazu eingeschlagen hat, war nicht anders, als durch einen Auszug möglich, der freylich noch unendlich viel sowohl des wirklichen als des anscheinenden Unsinns unberührt lässt. Wir hoffen, der *Vf.* werde keinen Schaden damit anrichten. Die Schwärmerey ist so dick aufgetragen, dass sie zugleich schon als Parodie gelten kann. Was sie erträglich, ja sogar hin und wieder anziehend macht, ist eben diese belustigende Seite derselben, mit manchen Stellen vermischt, worinn die wahre und vernünftige Seite der Tendenz des Buchs sehr glücklich ausgedrückt ist. Dahin rechnen wir folgende: Th. I. S. 260. „Erst falsche Scham„haftigkeit, und dann wahre Unverschämtheit — dies „ist der gewöhnlichste Gang bey der höchsten Ange„legenheit der Menschheit. Weg mit ihm; er führt „durch ein kurzes Eden in die lange Wüste Zara.“

1) Königsberg, b. Nicolovius: *Der Freund der Schoosshündchen.* Ein Neujahrsgeschenk für Damen auf das Jahr 1797. 12. XVI u. 168 S. Mit einem Titelkupfer und 12 Monatskupfern. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Altona: *Frauenzimmer-Almanach* mit Kupfern und Musik. Für das Jahr 1797. 12. 184 S. (18 gr.)

3) Mannheim, im neuen Kunstverlag: *Tempel der Musen und Grazien.* Ein Taschenbuch zur Bildung und Unterhaltung. Zweyter Jahrgang 1797. 12. 278 S. Mit einem Titelkupfer und sechs Monatskupfern. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das Büchlein Nr. 1. ist wie eine Revision des gesammten Erziehungswesens der Schoosshunde zu betrachten. Der Einfall ist so artig, als gründlich ausgeführt, und verräth die Pflege der vollkommensten Musse; weswegen die Damen sich auch kein Gewissen daraus machen dürfen, dieses Geschenk mit Freuden anzunehmen, sicher, dass es dem Vf. keine Zeit kostete, die er schöner anzuwenden wusste. Nur durch diesen Umstand war es möglich, den wahrscheinlichen Hauptzweck einer Unterhaltung, die etwas fade scheinen konnte, mit so viel ächter naturhistorischer Belehrung zu verknüpfen, dass diese gar ernstlichen Dank und vorzüglich unsre Bewunderung verdient. Gewisse bereits vorhandene und oft gebrauchte Formen des Witzes konnten die Arbeit von der einen Seite leicht genug machen; allein von der andern gehörte eine Geduld dazu, welche dem Wohlgefallen auch Achtung beymischt. Eine Zugabe ist der neue französische Kalender mit den neuen Namen der

der Monate, der Eintheilung in Decaden, und statt der Heiligennamen auf jeden Tag mit der Benennung einer Pflanze oder eines Minerals, auf jeden *Quintidi* eines Thieres, und auf jeden *Decadi* eines Wirthschaftsgeräthes versehen, welchem eine deutsche Uebersetzung beygefügt ist. Freylich ist es nicht die Schuld derselben, wenn die Vergleichung der französischen und deutschen Namen für diese Dinge zu Betrachtungen über den Uebelklang unsrer Sprache führt, und die Hoffnungen derer entfernen muss, welche gern mehr Botanik in unsre Poesie aufgenommen sahen.

Weit weniger dringend können wir den Damen *Nr.* 2. zur Lectüre empfehlen; schwerlich werden sie, wenn sie nicht ganz unbelesen sind, etwas Gutes darinn finden, das ihnen nicht schon bekannt, oder etwas unbekanntes, das nicht mittelmäfsig, oder so wie die Kupfer und dazu gehörigen Erzählungen ganz schlecht wäre. Der Herausg. hat sich ein paar Romanzen von Pfeffel, einige Lieder von Jacobi und eins von Gleim, dann die Wasserkufe von Wieland zugeeignet, gegen die, so meisterhaft die lustige Geschichte erzählt ist, in einem Taschenbuche für junge Frauenzimmer doch wohl Bedenklichkeiten eintreten möchten. Der Storch und Rohrdommel erscheinen (S. 160.) gleich nach den tragisch wüthenden Scenen wie Saul unter den Propheten; durch ein paar Muster von ziemlich geschmacklosen, aber modig seyn sollenden Stickereyen ist am Schlusse für die vollkommenste Beruhigung des Gemüths gesorgt. Von so zwecklos zusammengerafften Producten hat der Setzer wirklich mehr Mühe als der Herausgeber.

Fast dasselbe gilt von *Nr.* 3. Nur ist die Sammlung etwas reichhaltiger ausgefallen, (Herders *Terpsichore* ist vorzüglich stark benutzt; S. 75 ff. steht ein übersetztes Stück aus *Noverre's* bekannter Schrift über den Tanz; S. 208—226. ist aus den *Texten zum Denken* von *Fr. Schulz* genommen) und ein Theil davon besteht aus Scenen noch ungedruckter dramatischer Werke. Zwar erwecken die Bruchstücke aus Hn. Schmieders Trauerspiel, *die Dolche*, oder aus einem andern: *die Kinder der Liebe*, keine sonderliche Begierde, sie ergänzt zu sehn: sie sind so beschaffen, dass ein Ganzes, wovon sie einen Theil ausmachen, schwerlich gut seyn kann. Hn. Iffland finden wir in einem Auszuge und Scenen aus dem Schauspiele, *der Spieler*, grade so wieder, wie wir ihn schon auf das genaueste auswendig wissen, da er den Gegenständen sowohl als der ganzen Manier seiner Darstellung nicht die Zeit lässt, seinem Gedächtnisse fremd zu werden, und sich aus ihrer Beschränktheit zu erheben. Je neuer daher seine Stücke sind, desto weniger haben sie den Reiz der Neuheit. Ueber das Fragment eines Schauspiels von Kotzebue kann man am wenigsten bestimmt urtheilen, da meistens bey ihm das Einzelne besser ist, als das Ganze. Alle neun Musen haben hier übrigens ihr bescheiden Theil erhalten, und sie können noch von Glück sagen, dass sie nur symbolisch als Ueberschriften dienen, nicht wie die Grazien und der Apollo auf dem Umschlage in eigner Person als Vogelscheue hingestellt sind, um die Grazien abzuschrecken, statt, wie es die Absicht des Herausg. war, „ihnen noch mehr Freunde zu erobern," wobey der Zeichner keineswegs „im süfsesten Verein" mit ihnen gewesen ist. Weniger schlecht sind die Kupfer im Buche selbst gerathen; besonders das Bildniss des Feldmarschalls Gr. v. Wurmser ist sauber gestochen.

ALTONA, b. Hammerich: *Thomsons Jahreszeiten* in deutschen Jamben von *Harries*. 1796. LXXII u. 350 S. 8. Mit einem Titelkupfer. (2 Rthlr.)

Dies ist die fünfte Uebersetzung der *Jahrszeiten* ins Deutsche, aber die erste metrische: denn die älteste von Brockes, die in ihren achtfüfsigen Jamben das Original so reichlich durchwässert, und alles doppelt und dreyfach wiederholt, kann kaum dafür gelten. sie erinnert uns, wie schnell unsre Sprache die gröfsten Umwandlungen erlitten, (sie erschien im J. 1745, also in der Jugendzeit der ältesten unter unsern jetzt lebenden Dichtern,) und wie sehr folglich auch die Foderungen an den Dichter oder poetischen Uebersetzer in dieser Hinsicht gesteigert sind. Ob man gleich, der Regel nach, jeden Dichter so viel möglich in sein eignes Sylbenmaafs übersetzen soll, so liefse sich doch zweifeln, ob für Thomsons landschaftliche Poesie der Hexameter nicht angemessner gewesen wäre, weil die malerischen Beywörter in ihr eine so grofse Rolle spielen, und der Jambe uns in Ansehung derselben sehr einschränkt, indem darinn weder gewöhnliche Adjectiva vor jambischen Substantiven (z. B. *schöne Gestalt*) noch Participia Praesentis vor trochäischen Platz finden. Der Uebers. hätte die letzten lieber nicht auf eine unstatthafte Weise abkürzen (*irr'nde heul'nde*), sondern ihre beiden kurzen Sylben anapästisch gebrauchen sollen, da er sich den Anapäst hier und da erlaubt. Freylich würde eine häufige Einmischung dieses Fufses in dergleichen reimlosen Jamben nicht zu rathen seyn. Der Gebrauch der weiblichen Endungen hingegen, wodurch allzugrofse Einförmigkeit vermieden wird, ist sehr zu billigen. Ueberhaupt ist der Versbau im Ganzen genommen leicht und wohlklingend. Um unsern Lesern die Vergleichung mit der zuletzt erschienenen Uebersetzung von Schubart zu erleichtern, setzen wir als Probe dieselbe Stelle in Hn. *Harries* Uebertragung her, welche der Beurtheiler jener *A. L. Z.* 1796. No. 10. ausgezogen:

Hoch über'n Rand von manchem Strom geschwellt,
ergiefst sich endlich der empörte Bach,
und überrauscht die Trümmer seines Bords;
unwiderstehlich, brüllend, grauenvoll,
stürzt er hinab vom thürmenden Gebirge;
durch moosige Wüsten, kracht und taumelt laut
durch abgerissne Felsenstücke hin,
durchflutet dann, geruhig, träg' und still,
das sand'ge Thal, durchbricht, von neuem zwischen
zwey Hügel eingezwängt, wo Fels und Wald
hernieder nickt auf seinen trüben Strom —

den engen Pfad mit dreyfach wilder Wuth;
wird tiefer jetzt, und reifsender, und wirbelt,
und kocht und schaumt und donnert sich herdurch!

Natur! Allmutter! deren rege Hand
des bunten Jahres Wechselzeiten rollt,
wie sehr, wie göttlich grofs sind deine Werke!
mit welchem Wonneschauer schwellen sie
den Geist, der staunend sieht und staunend singt!

Die Ueberlegenheit des neuesten Verdeutschers ist ziemlich sichtbar: er verdient den Vorzug hauptsächlich deswegen, weil er sich keine unnützen oder gar schwächenden Abweichungen erlaubt, und ungeachtet der Fesseln des Sylbenmaafses ohne Zwang weit treuer ist. Doch läfst sich auch gegen seine Uebersetzung dieser Stelle noch manches erinnern. Die Abkürzung: *über'n Rand*, klingt theils nicht sonderlich, theils hat sie nicht Würde genug. Der Sinn der Zeile: *And* (with) *the mix'd ruins of its Banks o'erspread*, ist nicht ganz getroffen. Der Fluss „überrauscht" die vermischten Trümmer seiner Ufer nicht, sondern er ist *von ihnen überdeckt*. *Bach* für *river* giebt hier eine zu kleinliche Vorstellung. *Chapt mountains* bedeuten nicht sowohl *thürmende Gebirge*, als die viele Klüfte haben. Statt *herdurch* müfste unstreitig *hindurch* stehen, denn der Dichter folgt in seiner Schilderung dem Strohme, und sieht ihn also nicht auf sich zu kommen. Sonderbar, dafs zwey so entgegengesetzte Begriffe; wie *hin* und *her*, im Deutschen immer noch verwechselt werden. *Continual hand* sollte eher *stete Hand* übersetzt seyn.

Wir wünschen dem Uebers. Leser, die eben so grofsen Geschmack an Thomsons Darstellungen finden, als er selbst, ob wir gleich, wir gestehn es, nicht einstimmen können, wenn er seinen Dichter gewissermafsen auf Miltons und Youngs Unkosten anpreist. Bey dem vorangeschickten Leben Thomsons, (welches an sich nicht sehr merkwürdig ist.) sollte man aus einer gewissen kostbaren Steifheit vermuthen, Hr. *H.* habe sich ängstlich nahe an die englischen Quellen, die er angiebt, *Buchan's Essay on Thomson's Genius, Character and Writings*, und die Biographie vor der Londner Quartausgabe, gehalten. Ueberhaupt weifs er geschickter mit der poetischen Diction, als mit der prosaischen umzugehn. Aber auch jene ist nicht rein von Sprachfehlern; z. B. S. 255. „*sich* thronen." Welchem Grunde zufolge Hr. *H.* immer statt des Consonanten *j* den Vocal *i* schreibt, z. B. *iede*, *iener*, können wir nicht errathen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. Leipzig, in d. Sommerschen Buchh.: *Formulae de Serierum reversione demonstratio universalis, Signis localibus combinatorio-analyticorum vicariis exhibita.* Dissert. acad. auctore Mag. *H. A. Rothe*, Dresdano. 1793. 36 S. u. 8 S. Vorr. 4. (6 gr.) Bekanntlich haben sich bereits über 100 Jahre die vorzüglichsten Mathematiker mit der schweren Lehre von Umkehrung der Reihen beschäfftigt. Hn. Prof. *Hindenburgs* combinatorische Analytik hat den Weg gezeigt, wie sich das Hauptproblem hierüber auflösen lasse. Hn. Mag. *Eschenbach* hat (1789) die wesentlich dazu gehörigen Formeln ans Licht gestellt, aber den Beweis derselben nicht zugleich mitgetheilt. Hr. Mag. *Rothe* trägt ihn nun in dieser Schrift vor. Sie ist nicht für Anfänger geschrieben. Selbst, was in den meisten (auch gröfsern) Lehrbüchern von Combination, Permutation und Variation . . . vorgetragen wird, reicht nicht zu, den Ideengang des Vf. zu verstehen. Man mufs genau mit Hn. Prof. Hindenburgs Sprache, und namentlich mit der Bedeutung seiner sogenannten *Localzeichen* bekannt seyn, um die Sätze unsers Vf. im Zusammenhang verfolgen zu können. Ist man aber hiemit vertraut, so wird man sehr bald von der Richtigkeit dieser Beweisführung, wie sie hier beygebracht ist, überzeugt. Um darzuthun, wie viel sich auf diesem, fast noch gar nicht betretenen, Wege leisten lasse, hat der Vf. die erste Demonstration mit einer zweyten vermehrt, welche allerdings auf eben so unumstöfslichen Gründen beruht. — Specielle Auszüge lassen sich hier gar nicht mittheilen. Liebhaber der höhern Mathematik müssen die Abh. selbst in die Hände nehmen, und sie werden sich freuen, die reichen Früchte zu sehen, welche ein bisher beynahe allgemein für steril geachteter Boden hervorbringt. Wahrheiten, welche Newton und Leibnitzen selbst noch räthselhaft schienen, gehen nun in vollem Lichte hervor, und wir erkennen die Allgemeinheit verschiedner Sätze, welche diesen grofsen Männern in der That noch nicht in dem gehörigen Umfang erschienen waren, mit angenehmem Erstaunen, welches sich in eine Befriedigung auflöst, die kaum in einer andern Region der höhern Mathematik vollständiger erhalten werden kann.

In der Vorrede und auch in einem Nachtrage besonderer Thesen greift der Vf. (auf ähnliche Weise, wie Hr. *Töpfer*) die versuchte Theorie der Dimensionszeichen des Hn. Prof. *E. G. Fischers* an, und legt die Beschränkung derselben, wie auch das zweydeutige Benehmen des Hn. F. überhaupt sehr zu seinem Nachtheil dar.

Druckfehler. In Nr. 53. S. 417. Z. 29. für *und giebt ihm seine Muttersprache zurück*, lies: und giebt ihn seiner M. z. Nr. 54. S. 429. Z. 28. f. *Missfälligkeit* l. Misshälligkeit. S. 431. Z. 12. f. *Sunger* l. Sanger.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 27. Februar 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Breslau, Hirschberg u. Lissa, in Südpreussen b. Joh. Friedr. Korn dem Aeltern: *Medicinische Beobachtungen und Erfahrungen aus den Südpreussischen Königl. Feldlazarethen.* Nebst einem besondern Anhange über die so allgemein verschrieene bösartige, ansteckende Krankheit in ganz Südpreussen; verfasst von *Dr. F. W. Voss* Königl. Preuss. Feldmedicus. 1796. 70 S. gr. 8.

In den preussischen Lazarethen zu Petrikau und Posen herrschte im Dec. 1794. und in den ersten drey Monaten des 95ten Jahres ein *bösartiges Fieber*, welches viele Soldaten dahin raffte, sich über die dortigen Gegenden verbreitete und bey den Einwohnern nicht geringen Schrecken verursachte, weil es für pestartig gehalten wurde. Hr. *V.* belegt diese Krankheit mit dem Namen eines Faulfiebers. — Er nimmt überhaupt zwo Classen von Fiebern an: inflammatorische und Nerven-Fieber: letztere theilt er in hitzige und schleichende ab. „Bey mir, sagt er, spielt der „Nervensaft eine grosse Hauptrolle in Krankheiten, „wesshalb ich geneigt bin zu glauben, dass im hitzigen Nervenfieber derselbe bey dem Ursprunge der „Nerven in zu grosser Quantität vorhanden sey, und „von da aus den ganzen übrigen Körper auf eine widernatürliche Art reitze; beym schleichenden Nervenfieber hingegen fehle es aber beym Ursprunge der „Nerven an Nervensaft und er würde zu sehr in den „übrigen Körper vertheilt, wodurch die Nerven selbst „gedruckt und aller ihrer gewöhnlichen Irritabilität „beraubt würden, und in eine grosse Sensibilität übergiengen." Wenn ein neuer Patient in das Lazareth kam, so wurde ihm, er mochte nun ein inflammator. oder ein Nerven-Fieber bekommen, die ersten Tage hindurch die Mixtura Solvens Pharmac. castr. Boruss. gereicht, welche aus Tartar. Tartar. ℥j Tartar. emetic. Gr. ij — iv. Aq. commun. ℥vjjj Mell. pur. ℥j besteht. — „Weder China noch Valeriana, weder Serpentaria noch Arnica leisten bey bösartigen und Faul-Fiebern das, was ein Brechmittel thut, besonders wenn der nachherige häufige Gebrauch des Weins damit verbunden wird. „Denn das Wesen des Faulfiebers besteht nicht „in einer gänzlichen Auflösung und Faulung aller „Säfte des M. K. sondern vielmehr in dem höchsten Grad der Schwäche und Erschlaffung der festen Theile." Daher ist in diesen Fiebern, bey denen meistens grobe Stoffe im Magen und den Gedärmen vorhanden sind, die Vitriolsäure weit weniger, als in den Nervenfiebern angezeigt. — „Die Gefahr vor ansteckenden Krankheiten sey bey weitem nicht so gross, als man gewöhnlich glaubt, und in unsern Zeiten komme bloss Praedisposition am allermeisten bey Krankheiten ins Spiel." Aber eben das, was hiezu praedisponirt, muss ja wohl oft, wie Rec. glaubt, in der Beschaffenheit der Luft aufgesucht werden. Ueberhaupt scheint der Begriff *epidemischer und ansteckender* Krankheiten von dem Vf. für gleichbedeutend genommen zu werden. „Wenn man Kranke nach überstandenen hitzigen Fiebern, noch als Reconvalescenten „behandelt, so gehören sie, meines Erachtens auch alsdann in die Classe der chronischen Kranken. — Sowohl der inflammatorische, als auch der schwächende Reitz von aussen auf das Nervensystem hat zwar „aufgehört, ist besiegt und beruhiget: an dessen Stelle tritt nun ein verhinderter, und langsam gemachter „Kreislauf des Nervensaftes. Dieser reizt das ganze „Nervensystem wiederum, aber auf eine ganz andre „Art, wie es bey den hitzigen Fiebern geschieht. — „Man muss also durch stärkende Mittel suchen die „Menge des Nervensaftes zu vermehren; durch gelinde krampfstillende und beruhigende Mittel den unordentlichen Kreislauf desselben in den Nerven wieder suchen herzustellen; und endlich durch auflösende Mittel alle Wege zu diesem Behufe suchen vorzubereiten und empfänglich zu machen." — Eine so *feine* Nervenpathologie hat Rec. noch nie gelesen. — „Alles dieses erlangt man, wenn man zu dem „Elix. robor. aq. vel spir. Pharmacop. castr. Boruss. „N. 12. und N. 13. noch folgendes mischt: ℞ Tartar. „emetic. gr. iii Aq. comm. ℥jj Laud. liq. Syd. ℨß Sal. „Ammoniac. depur. ℥jj M." — Der mässige Gebrauch des Brandweins sey dem reconvalescirenden Soldaten nothwendig und gedeihlich. — Das Mittel gegen die hartnäckige *Geschwulst der Füsse* nach kalten Fiebern ist wohl wirksam, für die Soldaten Hospitäler aber zu theuer: ℞ Extract. Gramin. ℨß Trifol. Fibr. Chinae centaur. min. aa. ℨjj Marrub. ℨjjj Gentian. ℨj Liq. terr. fol. Tartar. ℨß Aq. Menth. piper. ℥xjjj Liq. an. min. H. ℨjj. Ms. Tagl. 2 bis 3 mal allezeit einen guten Esslöffel. — Bey Heilung der *Diarrhöen und Dysenterien* giebt er, nach *Cullen*, welchen er innigst verehrt und von allen deutschen Aerzten, wenn sie anders in ihren Curen glücklich seyn wollen, pünktlich befolgt wissen will, in Durchfällen demulcirende und in Ruhren abführende Mittel, weil in der Diarrh. der reizende Stoff durch die vielen Ausleerungen von selbst abgeführt, in der Dysent. aber durch den Stuhlzwang im Körper zurück gehalten werde. Doch fand er im Dec. 1794. mit einemmal die Mixtur. demulcens Pharmac. castr.

castr. Boruss. N. 41. gegen die Durchfälle unwirksam: zwey Drachm. Salmiak aber in acht Unzen Pfeffermünzwasser aufgelöst und ein Quentchen Hoff. Liq. dazu gemischt, hoben deſswegen die Diarrh. weil sie bald in eine Dysenterie übergegangen wäre. — Im Monat Dec. mag wohl wenig, selbst auch in Polen, von wahren Ruhren zu besorgen seyn. — Hr. V. bemerkte in seinen Feldlazarethen immer den *Stuhlzwang* und die *Herzensangst* als getreue Begleiter der Ruhr: er erklärt sich diese Symptome durch den zurück gehaltenen Stoff in den Gedärmen und giebt nie Opium, sondern Mittelsalze mit Brechweinstein. Daſs der mäſsige Gebrauch des reifen guten Obstes weder die Ruhr erzeuge noch in derselben schädlich sey, wissen doch wohl alle deutsche Aerzte. Wozu also die herabwürdigende Ausrufung: „Abermals ein Be„weiſs, daſs man in Deutschland noch gar nicht scharf„sinnig bey Aufsuchung der Grundursachen einer „Krankheit sey, sondern daſs man unausgemachte Sätze „auf Treu und Glauben annimmt, und sich selbst nicht „getrauet, auch nur im mindesten an den einmal er„lernten Sätzen zu zweifeln, oder wohl gar neuere, „der Natur mehr entsprechendere und sich durch ihre „Einfachheit empfehlende, statt der alten aufzuneh„men. Wie sehr gehen hierin die Engländer den „Deutschen vor!" — Man muſs ja Andre nie nach sich beurtheilen. — Die *Epilepsie* sey eine Krankheit, welche bey dem Soldaten gern nach Aergerniſs und gehabten Schreck entstehet. Wenn man diese Gelegenheitsursachen von ihm zu entfernen sucht, so könne man ihn lange Zeit davon befreyen. — Die *Gicht* hebe man sehr leicht durch eine zweckmäſsige Diät und auch durch Entfernung aller Leidenschaften von dem Patienten, so wie daſs man Verkältung verhütet. Kleine Gaben des Brechweinsteins seyen dieser Krankheit ganz angemessen. — Das isländische Moos mit Milch fand der Vf. bey allen *Auszehrungen* vortreflich und im *Wahnsinne* folgende Vorschrift fast specifisch: ℞ Camphor. gr. vjjj Nitr. depurat ℈j Sacchar. alb. ℈ß Ms. Alle 2, 3 oder 4 Stunden ein solches Pulver. — Der Anhang scheint bloſs für den Laien, dem Diät gepredigt wird und vorzüglich zum Frommen und zur Beruhigung der Einwohner von Südpreuſsen, wo dieses Faulfieber epidemisch herrschte, geschrieben zu seyn: für den Kunstverständigen aber ist er gar nicht interessant.

Leipzig, b. Barth: *D. Johann Ludewig Gautier's Physiologie und Pathologie der Reitzbarkeit.* Aus dem Lateinischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet. 1796. 238 S. 8.

Eine Uebersetzung der bekannten *Reilschen* Dissertation: Gautier de irritabilitatis notione natura et morbis. Hal. 1793., deren Vf. sich Dr. K. unter der Vorrede unterschreibt. Grobe Unrichtigkeiten hat Rec. in dieser Uebersetzung, so weit er sie verglichen hat, nicht gefunden; aber der Vortrag darin ist schleppend. Die hinzugefügten Anmerkungen sind nicht nennenswerth.

Frankfurt und **Leipzig**: *Praktische Bemerkungen über die Zucht, Wartung und Krankheiten der Pferde, des Rindviehs, der Schaafe, Ziegen, Schweine, des Federviehs, der Fische, Bienen und Seidenwürmer.* 179?. 160 S. 8. (6 gr.)

Der Herausgeber ist ein unverschämter Abschreiber, der den sächsischen Landwirth, die Zwickauische Monatsschrift u. a. m. meistens Wort für Wort geplündert hat.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hildburghausen, b. Hanisch: *Repertorium der deutschen Staatenkunde.* 1795. 247 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. unterschreibt sich in der Vorrede J. D. A. Höck, als gräflich Isenburgischer Regierungssecretär zu Meerholz; (jetzt zu Erlangen als Professor der Cameralwissenschaft). Seine Absicht bey diesem Buch gieng dahin, dem gelehrten Publikum eine Literatur der deutschen Staatenkunde in die Hände zu liefern, und die, in so vielen periodischen Schriften und Reisebeschreibungen, zerstreuten statistischen Materialien in ein systematisches Verzeichniſs zu bringen. Ein Unternehmen, welches, wenn es glücklich ausgeführet worden wäre, um so mehr den wärmsten Dank verdienen würde, da, bey den groſsen Fortschritten, welche die deutsche Geschichte, Geographie und Statistik, besonders in unsern Tagen, gemacht haben, es noch immer an einem vollständigen und kritischen Verzeichniſs aller dahin einschlagenden Schriften mangelt, und daher ein zweckmäſsiges Repertorium derselben gewissermaſsen ein dringendes Bedürfniſs ist. Allein die wesentlichen Eigenschaften eines solchen Werks, wenn es sich von den gewöhnlichen Meſs- und Auctionskatalogen unterscheiden soll, bestehen nicht in dem Abschreiben des Titelblatts, sondern hauptsächlich darinn, daſs von jedem Buche der wissenschaftliche oder innere Werth angezeigt, und der Freund der deutschen Staatenkunde darauf aufmerksam gemacht werde. Doch diese Foderung, die eine ausgebreitete literarische Kenntniſs voraussetzet, und beynahe die Kräfte eines einzigen Mannes übersteigen dürfte, würde man dem Vf. willig erlassen, wenn er nur auf einen gröſsern Grad von Vollständigkeit Rücksicht genommen und seinem Repertorium, wenigstens von dieser Seite einige Brauchbarkeit verschaffet hätte. Rec. ist freylich sogar durch eigene Erfahrung belehrt, daſs, bey einem solchen Unternehmen, die Erreichung der Vollständigkeit sehr schwer sey; aber Hr. H. hätte doch auf alle Fälle hierinn mehr Gnüge leisten können, wenn er seine Arbeit minder eilig der Presse übergeben, und sie noch einige Jahre hindurch vermehret und vervollkommet hätte. Das Ganze bestehet in *vier Abschnitten*, deren jeder wieder in verschiedene Abtheilungen zerfällt. *Erster Abschnitt.*

Schriften, welche die Geschichte und Statistik aller oder mehrerer deutschen Staaten betreffen. I. Abth. Periodische Schriften und Sammlungen. Hier fehlen unter andern Meusels Geschichtsforscher in 7 Theilen und dessen *historische Untersuchungen* von J. 1779. Da hingegen stehen Nr. 13 und 14. *Meusels neueste Literatur der Geschichtskunde* und dessen *historische Literatur*, da doch beide Werke nur Recensionen der neu herausgekommenen historisch und statistischen Schriften enthalten, und also hier keinen Platz finden konnten. Bey Nr. 33. hätte auch *Hirschings Denkwürdigkeiten der Länder- und Völkerkunde vom J. 1792.* nicht vergessen werden sollen. *II Abth. Systematische Schriften.* Zu den hier angeführten *Lehr- und Handbüchern* könnte man noch eine grosse Menge hinzufügen, wenn es der enge Raum dieser Blätter gestattete. Die *III Abth.* enthält ein Verzeichnifs der *Reisebeschreibungen*, so viel nämlich Deutschland betrifft, und in der *IV Abth.* werden die topographischen Worterbücher angezeigt. Der *Zweyte Abschnitt* hat die Ueberschrift: *Von einzeln Gegenständen der allgemeinen deutschen Staatenkunde.* Dahin gehören die über Grösse und Volksmenge, Producte, Manufacturen und Fabriken, Münzwesen, Maass und Gewicht, Literatur, kirchliche, Militär- und Staatsverfassung vorhandenen Schriften, deren der Vf. aber mehr nicht als 35. an der Zahl nahmhaft zu machen weifs. Der *Dritte Abschnitt* enthält die Schriften, welche einzelne Kreise betreffen. Bey dem *Schwäbischen Kreise* fehlen die *neue und vollständige Beschreibung desselben von 1780.*, ingleichen die 1772—1775. in 3 Theilen herausgekommene *allgemeine Geschichte von Schwaben*, und so auch bey den übrigen Kreisen noch manche Schriften. Z. B. bey dem *Fränkischen Kreise*, *Reinhards Beyträge zur Historie Frankenlandes* in 4 Theilen und dessen *Samml. seltener Schriften* in 2 Theilen u. a. m. *Vierter Abschnitt. Schriften, welche einzelne deutsche Staaten betreffen.* I Abtheil. *Oesterreichische Staaten.* Hier mangeln besonders die Geschichtsquellen, z. B. *Pezii S. R. Austriacarum* T. I—III. 1721—1745. *de Roo anal. rer. austriacar.* 1709. *Lambacher's* Oesterreichisch Interregnum 1773. *Herchenhahn's* Geschichte der Oesterreicher 1784. u. a. m. Bey *Niederösterreich* ist nicht einmal das *Chron. Gotwic. S. annales monast. Gotwic. infer. Austriae.* 1732. erwähnet; bey *Steyermark* fehlen: *Histor. ducum Styriae* 1728., *v. Preuenhueber's annal. Styrenses etc.* 1740. — Bey *Karnthen: J. W. Vavasor Topogr. Archiduc. Carinthiae antiquae et modernae*, von 1688. Bey *Triest: Historia antica e moderna sacra e profana della citta di Trieste* 1698. Bey *Böhmen* hätten ebenfalls die Quellen: z. B. *Freheri Scriptor. Rer. Bohem.*, *Hagecii* Böhmische Chronik; *Goldast de regni Bohemici jur. et privileg.* T. I bis II. *Glafey's* pragmatische Geschichte der Crone Böhmen, *Pubitschka Series chronol. rer. Slavo — Bohemicar.* und dessen 1770—73. in 3 Theilen herausgegebene Geschichte Böhmens u. a. m. nicht vergessen werden sollen. — Bey den *Oestreichischen Niederlanden*, fehlen *Heuteri opera hist. omnia Burgundica, Austriaca et Belgica* vom Jahre 1649. *A. Miraei opera dipl. et histor.* T. I. IV. 1723—48. u. a. m. Die II Abtheil., welche die Schriften von den *Preussischen Staaten*, verzeichnet, ist zwar reichhaltiger als alle übrigen, und dennoch vermisst man noch eine Menge historischer Werke, die der Aufmerksamkeit des Vf. entgangen sind. Z. B. bey der *Mark Brandenburg: Gerken's Fragmenta Marchica* 1755., Ebendesselben *diplomataria veteris Marchiae Brandenb.* 2 Theil. 1765. — Bey dem Herzogthum *Cleve: Teschenmacher annal. Cliviae* etc. 1721. — Bey der Grafschaft *Ravensberg: Lamey's* dipl. Gesch. der Gr. von Ravensberg 1779. etc. — Sehr mangelhaft ist das Verzeichniss der Schriften über die Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth (S. 78.) Da fehlen unter andern *Grossen's* Burg- und Markgräfl. Brandenburg. Landes- und Regenten-Historie 1749. — *Falckenstein's antiq. nordgauv.* Th. I bis IV. 1734 und 1788. *Sinold's* genannt *von Schütz Corp. hist. Brandenb. diplomat.* 1750. *Oetter's* Versuch einer Gesch. der Burgr. von Nürnberg Th. I—III. 1751 bis 1758. *Longolius* sichere Nachrichten von Brandenb. Culmbach in vier Bänden, und noch viele neuere Werke, unter welchen wir nur *Spiessen's* Archivische Nebenarbeiten (1783.) und dessen Aufklärung in der Geschichte etc. (1791.) anführen, worinne viele vortreffliche Abhandlungen über Brandenburg. Geschichte befindlich sind. III Abtheil. *Kur- und Herzoglich Sächsische Lande.* Durchaus mangelhaft. Man darf nur das hier mitgetheilte und in 15 Seiten bestehende Bücherverzeichniss mit *Weinart's* Literatur der S. Gesch. und Staatskunde, (wovon S. 84. nur der erste Theil angeführet ist, da doch der 2te schon 1791. herauskam) vergleichen. Hr. H. hätte sich, sogar, der Kürze halber, blofs auf Weinart's Liter. beziehen und nur Nachträge hierzu liefern können. Die, von der Grafschaft Henneberg vorhandenen, Schriften, deren nur zween bemerkt sind, gehören nicht unter die Rubrik: *S. Saalfeld-(Coburg) S. Hildburghausen und S. Meiningen*, sondern hätten billig unter eine besondere Rubrik gebracht werden sollen. Ein ausführliches Verzeichniss der dahin gehörigen Schriften stehet in der Vorrede, zum Iten Theil der, von *Schultes* herausgegebenen, diplomatischen Geschichte des Hauses Henneberg. Dass Hr. *H.* S. 101. weder *Hön's* Cob. Historie von 1700. und die von *Dozauer* 1792. herausgegebene Fortsetzung derselben, noch *Krausen's* Hildburghäusische Landeshistorie Th. I—IV. 1750. angeführt, zeiget von sehr geringer Bekanntschaft mit der Sächsischen Literatur. — *Vierte Abtheilung. Pfalzbairische Länder.* Auch hier fehlen S. 103. *Aventini annal. Boicor.* (1710.) *Adlzreiter annal. boicae. gentis*, (1710.) *de Buat orig. boicae domus.* (1764.) *Mederer's* Beytr. zur Geschichte (1777—1780.) Die historischen Abhandlungen der Bairischen Akademie; *J. H. Haid* Geschichte von Baiern, (1778. u. a. m. — Bey der *Rheinpfalz* vermissen wir unter andern *Freheri orig. Palatinae.* (1686.) *Reinhard S. Rer. palat.* (1748.) *Crollius* erläuterte Reihe der Pfalzgrafen etc. (1762—75.) *Kremer's* Geschichte Kurf. Friedrichs I. von der Pfalz (1765.) *Kremer's* Gesch. des Rheinischen Franciens etc. — S. 107. stehen die *Acta Theodoro palatina*

wiewohl ohne die Jahrzahl und die Zahl der Bände, (es sind deren sieben vom J. 1766 — 1794. zu bemerken. Hr. *H.* kannte dieses wichtige Werk nur den Namen nach, sonst würde er die darinne befindlichen Abhandlungen auch unter andern Rubriken angeführet haben. S. 111. stehen *G. A. Bachmann's* Beyträge zum Pfalz-Zweybr. Staatsrecht 1791. aber das Hauptwerk, welches *J. G. Bachmann* 1784. herausgab und worauf sich jenes beziehet, fehlt. *V. Abtheilung.* Kur- und Herzogl. Braunschweig-Lüneburg. Lande. Die Nr. 3. bemerkte *Bibliotheca hist. Gottingensis*, gehöret gar nicht hieher, indem die darinne enthaltenen Schriften und Urkunden ganz andere historische Gegenstände betreffen. Ein Beweis, dass Hr. *H.* zum öftern nur auf den Titel der aufgenommenen Bücher Rücksicht genommen hat. Das in jenem Buch enthaltene *Specimen Codicis dipl. Bavarici*, hätte daher unter die Rubrik von Baiern gebracht werden müssen. Ohne uns auf die hier und in den folgenden Abtheilungen fehlenden Schriften einzulassen, wollen wir nur noch die übrigen Länder nennen, von welchen Hr. *H.* die vorzüglichsten Schriften hat namhaft machen wollen. Es sind folgende: VI. *Schwedisch Pommern*, VII. Das Herzogthum *Wirtenberg*, VIII. Die Landgrafschaft *Hessen*, IX. Die Markgrafschaft *Baden*, X. Das Herzogthum *Meklenburg*, XI. *Schleswig* und *Holstein*, XII. *Oldenburg* und *Delmenhorst*, (*G. A. von Halem's* Geschichte dieses Herzogthums 1794. fehlet, XIII. *Anhalt*, wo *Bertram's* Gesch. in 2 Th. 17. vergessen ist. XIV. *Neuere Fürstenthümer*, als a) Hohenzollern, b) Nassauische Lande, c) Schwarzenberg, d) Thurn und Taxis, e) Schwarzburg. XV. *Geistliche Kur- und Fürstenthümer*, als: Mainz, Trier, Kölln, Salzburg, Deutschmeisterthum, Bamberg, Würzburg, Worms, Eichstädt, Speyer und die übrigen deutschen Stifter, deren jedes eine besondere Rubrik ausmacht. (Unter der Menge der hier fehlenden Werke führen wir nur die bekanntesten an: *de Guden Cod. dipl. S. Anecdota Moguntiaca*, T. I — V. *Hundii metropol. Salisburgensis* T. I — III. *Ignat. Gropps* Würzb. Chronik Th. I bis II. 1748 — 50. *Ussermanni episcopat.* Würzburg. 1794. *Falkenstein's* Nord. Alterth. im Hochstift Eychstädt, 2 Theile 1733. *Schannat. Dioec. Fuld.* 1727. etc. XVI. Die *deutschen Reichsgrafschaften*; XVII. *Die Reichsstädte*; XVIII. *Die Reichsprälaten*, XIX. *Die Reichsritterschaft*; (billig hätte hier der 1750. in 2 Folio Bänden herausgekommenen Staatsschrift: vertheidigte Freyheit und Ohnmittelbarkeit der H. R. R. Ritterschaft in Franken, Schwaben und am Rhein etc. erwähnet werden sollen;) XX. *Ganerbschaften*; XXI. *Reichsunmittelbare Herrschaften*; XXII. *Reichsdörfer*. Bey allen diesen Atheilungen vermissen wir sehr viele Schriften, deren Kenntniss dem Freunde der allgemeinen und besondern deutschen Staatenkunde unentbehrlich ist. Unsere Leser werden aber gewiss nicht verlangen, alle und jede fehlende Werke anzuzeigen; denn in diesem Fall dürfte die Recension das Buch an der Bogenzahl beynahe übertreffen. Zuletzt müssen wir noch bemerken, dass bey vielen Büchern weder die Jahrzahl, noch der Druckort, noch die Zahl der Theile oder Bände angegeben ist. So stehet z. B. S. 58. Nr. 1. *Dähnert's* pommerische Bibliothek, — S. 84. sind bey Nr. 1. und 4. nur die ersten Theile angeführt, da doch von beiden Schriften 2 Theile erschienen sind; auch mangelt S. 88. bey *Römer's* Chursächs. Staatsrecht der 3te Theil. S. 99. sind von *Galletti's* Beschreibung des Herzogth. Gotha nicht 3, sondern 4 Theile vorhanden. S. 103. stehen: *Monumenta boica*, ohne die Zahl der Bände (es sind deren 16) und der Jahrzahl (1763 — 95.) anzugeben u. d. m. Dies mag genug seyn die Mangelhaftigkeit eines Buches zu zeigen, dessen Titel den Literator zu einer grössern Erwartung berechtiget. Hr. H. verspricht zwar in der Vorrede Nachträge zu liefern, und sein Werk dadurch zu mehrerer Vollkommenheit zu bringen. Wie unbequem aber dergleichen Nachträge bey Büchern dieser Art sind, weiss jeder, der die Art ihres Gebrauchs kennt. Wir würden also um so viel lieber zu einer neuen, ganz umgearbeiteten Ausgabe rathen, da ohnehin das gegenwärtige Repertorium, ausser seiner auffallenden Unvollständigkeit, auch, in Ansehung der innern Einrichtung noch manche Verbesserung bedarf. Ohne gerade die vom Vf. gewählte Geographische Ordnung zu missbilligen; so dürfte es doch bey der zweyten Ausgabe wohl gethan seyn, die von einem Lande herausgekommenen Schriften, nicht ohne Unterschied ihres Gegenstandes unter einander zu werfen, sondern nach ihren Materien zu ordnen, so, dass bey jedem Lande etwa, die politische Geschichte, Statistik, Geographie, Regenten- Kirchen- und Naturgeschichte, Topographie und historische Beschreibung einzelner Städte und Aemter, u. d. m. unter gewisse Classen gebracht, und die zu jeder derselben gehörige Schriften angezeiget würden. Wäre es irgend möglich, dass von dem Hauptinhalt einer solchen Schrift, von ihrem entschiedenen Werth oder Unwerth, von ihrer Brauchbarkeit oder Entbehrlichkeit u. s. w. eine kurze Anzeige beygefüget, oder, wenn diese Umständlichkeit dem Vf. zu mühsam seyn sollte, wenigstens Lob oder Tadel des Buches mit Hinweisung auf die kritischen Journalen und gelehrten Zeitungen bemerklich gemacht werden könnte; so würde allerdings ein solches Werk von grossen Nutzen seyn, und nicht nur zur Erweiterung der deutschen Staatenkunde ungemein viel beytragen, sondern auch manchen Liebhaber dieser Wissenschaft abhalten, sein Geld für Bücher auszugeben, die zwar einen vielbedeutenden Titel haben, aber ihrem Inhalte nach, den Absichten und der Erwartung des Gelehrten nicht entsprechen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 28. Februar 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Maurer: *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks.* 8. Jahrgang 1795. Erster Band. I—VI St. 632 S. Zweyter Band. VII—XII St. 590 S. Jahrgang 1796. Erster Band. I—VI St. 584 S. VII—XII St. 596 S. (4 Rthlr. 12 gr. für einen Jahrgang.)

Ankündigungen sind die Stärke der deutschen Journalisten: auch die Herausgeber obiger Zeitschrift verläugnen diesen Nationalzug nicht. „Wem kann es gleichgültig seyn," so ruft der Vorredner (95. St. I. S. 2.) nach einigen tiefen Betrachtungen über den gegenseitigen Einfluss der Menschen und des Zeitalters auf einander aus: „die Fäden, mit welchen die „Gegenwart an der Vergangenheit hängt, und sich „an die Zukunft knüpft, das oftmals unbemerkte, „aber dem Beobachter immer merkliche, Band, wel„ches Staaten und einzelne Menschen, Begebenheiten „und Speculationen, Nothwendigkeit und Willkühr, „Ernst und Tändeley mit einander verbindet, zu ver„folgen? Welcher Einzelne kann sich rühmen, er ver„möge eine vollkommen genügende Uebersicht dieser „Verkettung aufzustellen?" Er meldet uns hierauf, dass mehrere Personen, mit verschiednen Kenntnissen und Geschicklichkeiten ausgerüstet, zu diesem Zwecke in Verbindung getreten sind, und versuchen wollen, „die Begebenheiten, Thaten, Erfindungen und „Künste, ihrer Zeit und ihres Landes, in wechselseitiger Beziehung auf einander darzustellen, und ihre „Farbe und Verbindung anzugeben, ehe die flüchtige „Dinte verschwindet, ehe das leise Band sich tiefer „versteckt." Als festgesetzte Artikel der Monatsschrift, wodurch dies erreicht werden soll, nennt er folgende: *eine politische Uebersicht der Begebenheiten des vergangenen Monats; Nachrichten von dem Lesenswürdigsten aus der neuesten deutschen Literatur; Merkwürdigkeiten, besonders literarische, Merkwürdigkeiten des Auslands*, zunächst aus Frankreich und England, wenn die Bemühungen der Herausg. gehörig unterstützt werden sollten, auch aus Italien, Spanien und Dänemark; diese Rubrik wird sich nicht blofs auf Geschichte oder Kritik einschränken, sondern auch *Blüthen des Auslandes* liefern; ferner *die Kunstgeschichte des Tages*; fortgehende *Schilderung vom Zustande der Schaubühnen alter Völker* (S. 10.); *Beurtheilung der neuesten Werke der Tonkunst* nach „der reinsten Kritik des Geschmacks;" endlich *Nachricht von neuen Moden.* Alles dies auf eine gründliche, für die Kenner der verschiedensten Richtungen des menschlichen Strebens befriedigende Art in einer einzigen Zeitschrift zu leisten, wäre freylich kein leichtes, aber auch ein höchst verdienstliches, Unternehmen. Mit etwa sieben Bogen monatlich hätte man die Welt so zu sagen in einer Nussschale. Wenn man jedoch neben den Gesetzen der Zeit auch die des Raumes in Erwägung zieht; so ist leicht einzusehen, dass man, um etwas von allem zu haben, mit wenigem von jeder Art vor lieb nehmen müsste, und dass, selbst wenn eine Anzahl einsichtsvoller Herausgeber solch einer Zeitschrift die ausgebreitetste Lectüre und Correspondenz widmeten, die Ausbeute von beiden doch in den vorgezeichneten Grenzen nur als eine Reihe kurzer und oberflächlicher Notizen erscheinen würde. Wenn die Archivare die erregten Erwartungen nicht ganz befriedigt haben; so liegt es gewiss nicht daran, dass sie einen hinreichenden Anlauf zu nehmen versäumt hätten. Als Einleitungen dienen folgende durch mehrere Hefte des Archivs fortlaufende Aufsätze: *Ueberblick der politischen Lage von Europa und der Begebenheiten des verflossenen Jahres; flüchtiger Anblick der deutschen Literatur*, worinn alle Reichthümer unsrer Sprache und Poesie aufgezählt, und hauptsächlich Lessing, Klopstock, Wieland und Göthe charakterisirt werden, (ungeachtet der gezierten, nach auffallenden Wendungen und Gegensätzen haschenden Schreibart eins der schätzbarsten Stücke in beiden Jahrgängen); *die Schaubühne betreffend*, ebenfalls ein flüchtiger Blick auf die Literatur des Theaters, die Beschaffenheit desselben bey andern Nationen, und die vornehmsten deutschen Bühnen; endlich *Parallelen, die bildenden Künste betreffend*, die in einem kostbaren Tone weitläuftig mit Phidias und Polygnot, Apelles und Polyklet anheben, und (nach dem Beyspiele des Redners *Intime* in den *Plaideurs* von Racine) bey der Berliner Kunstakademie plötzlich abbrechen. Durch diese Schilderungen des Zustandes, worinn das Archiv bey seinem Anfange die Zeit und ihren Geschmack fand, wäre nun das eigentliche Geschäft der Archivare hinlänglich vorbereitet; der Leser erwartet sie bey demselben, aber vergebens: sey es aus Vergessenheit oder aus Mangel an Documenten, sie verlassen ihn gänzlich in den Fächern der einheimischen und fremden Literatur, der Schaubühne, der Musik. Die vermischten Aufsätze, welche nur die Zwischenräume ausfüllen sollten, fangen an, den grössten Theil der Zeitschrift einzunehmen; die einzigen stehenden Artikel, welche sich durch alle Monate erhalten haben, sind die politische Uebersicht zu Anfange und das illuminirte Modekupfer zu Ende jedes Heftes. Das heisst in der That das Zeitalter bey seinen beiden äusser-

sten Zipfeln fassen. Man könnte denken, wenn man diese nach dem Fortgange der Zeit nur immer vorwärts rückte; so müsste das übrige in der Mitte Liegende schon von selbst mitkommen: allein das Archiv bestätigt diese Vermuthung nicht; besonders ist der Geschmack manchmal sehr dahinten geblieben. Indessen darf uns das, was wir vermissen, nicht unbillig gegen das wirklich Geleistete machen. Jene beiden Aufgaben haben nicht geringe Schwierigkeit. Es fragt sich, ob in der jetzigen Zeit der schnelle Wechsel der Begebenheiten oder der Moden dem Annalisten der einen oder der andern mehr zu schaffen macht. Dass dergleichen politische Uebersichten zu Ende jedes Monats für Zeitungen zu alt, für Geschichte noch viel zu jung sind, lässt sich freylich nicht ändern: man wünscht nur das wichtigste ordentlich zusammengestellt, und mehr die Begebenheiten, als die Urtheile und Wünsche des Erzählers, vorgetragen zu lesen, und diese Foderungen befriedigt der mit *V* unterzeichnete Vf. vollkommen. Wenn man eben von Manifesten, Schlachten und Belagerungen, von so viel tausend Gebliebnen oder sonst unglücklich gewordnen gelesen hat, so ist die Betrachtung von Sultanen, Toquen, Carraco's, Shawls, Fichüs u. s. w., diesen Werkzeugen der unblutigsten Eroberungen, sehr wohlthätig für Einbildungskraft und Herz. In dieser Hinsicht wäre es vielleicht noch zweckmässiger, wenn die Modekupfer nebst der Beschreibung unmittelbar hinter die politischen Uebersichten gestellt wären. Rec. bescheidet sich gern, dass über jene nur weiblichen Kennern ein entscheidendes Urtheil zusteht; doch darf er wohl sagen, dass ihm die gewählten Trachten meistens sauber abgebildet, einige auch an sich gefällig und geschmackvoll scheinen.

In der Vorerinnerung zum zweyten Jahrgange äussert sich derselbe mit *Bl.* unterzeichnete Sprecher der Gesellschaft zwar weit unbestimmter, also vorsichtiger, aber doch ohne die anfangs gethanen Verheissungen ganz fallen zu lassen (S. 1. u. 2.). „Philosophie der Geschichte,“ sagt er S. 4., „der Literatur, „der bildenden Künste, der Schaubühne, der Tonkunst, der Menschenkunde, der Sitten, angenehmes „Wissen, lehrreiche Belustigung, euch sind unsre Blätter gewidmet.“ Vorher S. 3. „Nichts ist ihnen (den „Archivaren) fremd, was zur Erhellung des Verstandes, zur Veredlung des Herzens, zur Sittlichkeit des „Charakters gereicht.“

Da seyd ihr auf der rechten Spur!
Doch müsst ihr euch nicht zerstreuen lassen,

könnte man ihnen wie dem Studenten in Göthe's Faust, der die Wissenschaft und die Natur fassen wollte, zurufen. Wenn indessen die Bestimmung, welche das Archiv eigentlich zu seinem Namen berechtigt, in diesem Jahrgange bis auf die beiden schon angeführten Artikel sich immer mehr auf den in Kupfer gestochnen Umschlag, (der durch die Vertauschung drey manierlicher, gekleideter Frauenzimmer mit ziemlich unziemlichen Grazien nicht gewonnen hat,) zurückzieht, wo sie vermittelst einer Menge Figuren und Attribute symbolisch erfüllt wird; wenn diese Zeitschrift sich unter der grossen Zahl derjenigen verliert, deren Leser sich mit einer leichten, auch wohl dürftigen, Unterhaltung, mit einer fragmentarischen Belehrung über dieses und jenes begnügen müssen: so ist die Schuld dem Willen der Herausgeber keinesweges ganz beyzumessen. Die Unausführbarkeit war nicht der geringste Fehler ihres Entwurfs. Einzelne Kunstwerke kann man beurtheilen, sobald sie erschienen sind; aber der Grad und die Art ihres Einflusses auf eine Nation, der stille Gang der Geistesbildung, die Fortschritte oder Abweichungen des allgemeinen Geschmacks, die Bereicherungen und Verfeinerungen der Sprache, worinn jene sich ausdrücken: alles dieses lässt sich in seinem vielfach verschlungenen Zusammenhange nicht anders als nach beträchtlichen Zwischenräumen darstellen. Solche Uebersichten, worinn Geschichte der Literatur und Kunst mit Kritik vereinigt wäre, möchten etwa alle fünf Jahre möglich seyn, aber gewiss nicht monatlich. Man kann nicht bey jedem Schritte eine Karte von dem zurückgelegten Wege entwerfen; man kann das Gras nicht wachsen hören. Der einzelnen Vorfälle in allen Fächern geistiger Thätigkeit giebt es unübersehlich viele; der allgemeinen Resultate, die bedeutend genug sind, um sich dem Beobachter nicht zu entziehn, äusserst wenige.

Die vermischten Aufsätze alle zu nennen und nach ihrem Werthe zu prüfen, erlauben die Grenzen dieser Anzeige nicht. Verschiedne artige Erzählungen und kleine Reisebeschreibungen, z. B. Hn. *Zöllners* Schilderung von Helgoland, des Hn. *Zschokke* schweizerische Wanderungen, zeichnen sich vortheilhaft aus. In ein paar kleinen Aufsätzen, die Musik betreffend, und mit *J. F. R.* unterzeichnet, wird man einen berühmten Tonkünstler nicht verkennen. Die drey Oden von *Klopstock* (96. St. II. S. 185. St. VIII. S. 134. St. IX. 230.), die hier zum erstenmale erscheinen, wünscht gewiss jeder deutsche Freund der Poesie bald in der zu erwartenden Ausgabe seiner Werke bey Göschen zu lesen. In der ersten, *der Geschmack*, bewundern wir die ganz einzige Gabe, das Sinnliche zu vergeistigen, und wiederum dem Geistigen einen Körper zu leihen; in der *Klage eines Gedichts* die sinnreiche Einkleidung und eigenthümliche Laune. Pope's *Essay on Criticism* in reimlosen Jamben vom Hn. *Eschenburg* wird Lesern, die das Original nicht kennen, willkommen seyn. Freylich musste bey der vielleicht unvermeidlichen Aufopferung des Reimes viel von dem Charakter und den Reizen des Gedichtes verloren gehn. Hr. *Rambach* hilft seinen Liedern durch philologische Gelehrsamkeit auf, indem er eins *Prohymnion*, ein andres *Dithyrambe* nennt. Dagegen hat Hn. *Kl. Schmidts* Ode an Herder wegen des verjüngten Balde, (96. St. V. S. 401.) wahren Schwung und Fülle. Hr. *Schink* hat Himmel und Hölle in Unkosten gesetzt, um nach so vielen Fausten noch einen neuen hervorzubringen, wovon hier (95. St. XI. 96. St. VII.) Proben gegeben werden. Allein man findet den-

dennoch in der Verkleidung den alten, wohlbekannten wieder. An Teufeln und Mannichfaltigkeit der Sylbenmaafse ist nichts gespart worden: Ithuriel, Doctor Faufts Schutzengel, fängt, da die Noth dringend wird, fogar in Hexametern für ihn zu beten an. (95. St. XI. S. 40..) Die profaifchen Erzählungen *Nackt und blofs* und *der Wilddieb* vom Hn. *Leonhard Wächter* (jene unter dem Namen *Veit Weber*) würden mit ihrem gefchraubten, fchwerfälligen Dialog, worinn die Leute einander nicht antworten, fondern entgegnen, und einer Kernfprache, wie fie niemals gefprochen ward, in einem Archiv des abentheuerlichen Gefchmacks eigentlich zu Haufe feyn. *Gottfchalk Necker* hat durch feine poetifchen Satyren einen weit wichtigeren Beytrag zu der Kunft, fchlecht zu fchreiben, geliefert, als durch feinen Verfuch einer Theorie derfelben (95. St. VII.), welche zu einer langen Fehde zwifchen Hn. *Reinhard* in Göttingen und Hn. *Jenifch* in Berlin Anlafs gab, die, nachdem die Lefer des Archivs oft damit behelligt worden waren, ganz zum Nachtheil des letztgenannten ausfiel, wie aus dem Intelligenzblatt der A. L. Z. bekannt ift.

Für die Kritik fchöner Geifteswerke leiftet das Journal kaum fo viel, als für die Poefie. Die verkehrte Anficht bey einem abfprechenden Tone in dem Verfuch *über Profe und Beredtfamkeit der Deutfchen* (95. St. III. u. IV.) ift fchon anderswo nachdrücklich gerügt worden; der Vf. hat fich nur dadurch zu rechtfertigen gefucht, dafs er mifsverftanden worden zu feyn behauptet, und die Herausg. haben fich auf Vertheidigung des Auffatzes nicht einlaffen wollen. (95. St. IX.) Die *Briefe über die neuefte Lectüre* (95. St. X. u. XI.) follten, da fie fo flüchtig hingeworfen find, um auf Gründlichkeit Anfpruch machen zu können, wenigftens geiftvoller feyn. Die Anpreifung eines hiftorifchen Schaufpiels (95. St. X.) ift für einen Mitarbeiter des Archivs, Hn. *Rambach*, fehr fchmeichelhaft. Eine Beurtheilung der Mufenalmanache für 96 von *Gk.* (96. St. III.) bleibt meiftens bey der Sprache und dem Versbau ftehen, ohne in den Geift der Gedichte einzudringen. Hr. *Fefsler* mag in feiner Apoftrophe *an die äfthetifchen Kunftrichter* (nach Klopftocks Art, dergleichen fich wiederholende Beftimmungen zu parodiren, Weltweisheitsphilofophen oder Waffertifche) *der Deutfchen*, in manchen Stücken gegen diefe äfthetifchen oder unäfthetifchen Herren Recht haben; aber gewifs nicht, wenn er das hiftorifche Gemälde, bey welchem fchöne Darftellung immer dem höchften Gefetze der Wahrheit untergeordnet bleibt, und den hiftorifchen Roman, der fich dichterifchen Gefetzen zu Lieb, Abweichungen von der Wahrheit erlaubt, mit einander verwechfelt. (96. St. III. S. 248.) Noch weniger, wenn er um den letzten gegen die ihm gemachten Vorwürfe zu retten, die Glaubwürdigkeit aller darftellenden Gefchichte zweydeutig zu machen fucht. Die für das epifche und dramatifche Gedicht unläugbar geltende Befugnifs, hiftorifche Wahrheit mit Erdichtungen zu verweben, kann nicht auf den Roman ausgedehnt werden, ohne dafs obgedachte Bedenklichkeit dabey eintritt. Jene Dichtarten tragen das Gepräge der erfindenden Einbildungskraft zu auffallend an fich, als dafs jemand von ihnen hiftorifche Belehrung erwarten follte; der Roman hingegen hat die Form der Erzählung mit der Gefchichte gemein, und wenn er auch einen Theil feines Stoffes aus derfelben entlehnt, fo wird fich durch eine natürliche Taufchung das Hinzugedichtete im Gedächtniffe des Lefers an hiftorifche Kenntniffe anknüpfen, und auf diefe Art Irrthümer verurfachen.

In beiden Jahrgängen des Archivs haben wir nichts fo merkwürdig gefunden, als zwey Beyträge von *Klopftock*; die *Bedeutfamkeit* (95. St. V. u. VI.) und *der zweyte Wettftreit* (96. St. IX, X, XI.). Eine genaue Prüfung ihres Inhalts bleibt dem Beurtheiler der *grammatifchen Gefpräche*, zu welchen fie gehören, vorbehalten. Wir zeigen hier nur an, dafs in dem erften Gefpräche die feit einiger Zeit eingeführte philofophifche Terminologie, und namentlich Kants Schreibart, mit fehr lebhaftem Spotte angegriffen wird. Ob philofophifche Kunftwörter überhaupt unentbehrlich find? ob man die jetzt gangbaren, wenn fie ihren Dienft geleiftet haben, d. h., wenn die dadurch bezeichneten Begriffe fich auch ohne fie fefthalten laffen, wird abfchaffen, oder wenigftens andre aus den Tiefen unfrer eignen Sprache fchöpfen können? mögen Philofophen unterfuchen. Aber das fieht ein jeder ein, dafs der Vorwurf gegen die kritifche Philofophie (95. St. V. S. 470. 471.), fie thue durch ihre Unterfcheidung der Wörter *Vernunft* und *Verftand* der Sprache Gewalt an, durchaus ungegründet ift. Der gemeinfte Sprachgebrauch trennt ihre Bedeutungen eben fo wefentlich: ein Mann von Verftande und ein vernünftiger Mann find himmelweit von einander verfchieden. Eben fo lehnt fich der Gebrauch vortrefflicher Dichter gegen den Machtfpruch auf (S. 47..), das Wort *Gemüth* fey fchlaff und beynah nichtsfagend. Philofophen fowohl als Dichter können fich bey dem Sprachlehrer über das, was in feinem Kreife liegt, Raths erholen, wie der Maler in der bekannten Gefchichte bey einem Handwerker; fie müffen es fogar. Aber wenn jener alle Dinge bey feiner grammatifchen Handhabe faffen zu können glaubt, und fich anmafst, den verehrteften Weifen unfers Zeitalters, deffen Entdeckungen die Wiffenfchaft umgeftaltet haben, in wenigen Zeilen zu würdigen (95. St. VI. S. 558.); fo dürfte er an die Mahnung des Malers erinnert werden. In dem zweyten Gefpräche rächt fich (96. St. XI. S. 4..) die deutfche Sprache an Göthen, der in einigen Epigrammen über ihre Härte und Unbehülflichkeit geklagt hatte, durch ein andres, worinn fie ihn befchuldigt, er kenne fie nicht. Klopftock weifs fonft die Unförmlichkeiten der geliebten deutfchen Sprache fo ehrerbietig zu verfchleyern, dafs man nicht begreift, wie er fie durch einen fo feltfamen, ihr in den Mund gelegten, Vorwurf gegen jenen grofsen Meifter und Bildner, der alle Zauber des Ausdrucks in feiner Gewalt hat, dem fpottenden Muthwillen hat Preis geben können. Wenn die lateinifche Sprache noch lebte, fo würde fie dem Vf. des Gefprächs auch wohl ein Wort darüber zu fagen haben

dafs

dafs er (96. St. IX. S. 240.) in der Ode I, 15. des Horatius die Worte: *Nequidquam thalamo graves Hastas et calami spicula Gnossii Vitabis*, überfetzt:

> O du meideft einft nicht gnoffifcher Pfeile Klang,
> Nicht die Lanze dem Polfter feind,

als ob *thalamo* der Dativus wäre, da es doch offenbar der Ablativus ift, und zu *Vitabis* gezogen werden mufs. Ueberdies bedeutet *thalamus* hier das eheliche Gemach. Was für eine Lanze mag das feyn, die dem Polfter feind ift? Der ganze Wettftreit befteht darinn, dafs die *Vereinung* Stellen aus griechifchen und römifchen Dichtern, welche ihr die Griechinnen *Ellipfis* und *Harmofis* (in den grammatifchen Gefprächen lernt man alle diefe Perfonen näher kennen,) aufgeben, mit gleicher oder gröfserer Kürze überfetzt. Der hiebey zum Grunde liegende Maafsftab der Kürze ift die Zahl der Verfe, folglich auch der Sylben. Dafs im Deutfchen in einer gleichen Zahl von Sylben die Sprachwerkzeuge wegen der gehäuften Mitlauter weit mehr Bewegungen zu machen haben, als im Griechifchen oder Lateinifchen, wird gar nicht in Anfchlag gebracht. Nach diefem Begriffe waren alfo jene ungefchlachten nordamerikanifchen Sprachen, wo man einen Haufen Laute einfylbig hervorftöfst, den Europaer in mehrere Sylben zertheilen müffen, um ihn nur ausfprechen zu können, die kürzeften von allen. Ueberhaupt hat unmäfsige Schätzung der Kürze im Ausdruck etwas barbarifches an fich. Alle gebildeten Völker find gefprächig; die Sprachen aller Völker von regfamem Gefühle find reich an vielfylbigen Wörtern und vielfylbigen Biegungen derfelben. Ift es fo mühfam, den Mund zu öffnen, dafs man um einige Sylben mehr oder weniger lange handeln foll? Das kürzefte wäre freylich, ganz zu fchweigen. — Man follte der *Vereinung*, die faft immer den Sieg davon trägt, doch ein wenig auf die Finger fehen, ob fie nicht feine, aber bedeutende, Züge ihrer Originale auslafst. Manche Freyheiten, die fie fich mit Versbau und Sprache herausnimmt, fallen in die Augen; z. B. wenn fie das bekannte: ***Durum, fed levius fit patientia Quidquid corrigere eft nefas***, (St. IX. S. 242.) überfetzt:

> — 's ift hart!
> Doch es *leichtet* Geduld *Nichtzuvermeidendes*.

Leider läfst fich diefer tröftende Spruch nicht auf die Ueberfetzungen der Vereinung anwenden; denn dergleichen war fehr wohl zu vermeiden, wenn man fich mit gleicher Kürze begnügte, und nicht etwas ungefchicktes unternahm.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Scenen aus dem Geifterreiche*. 1795. 274 S. 8.

Schwerlich möchten die Lefer errathen, was fie hier zu fuchen haben. In der Vorrede werden fie belehrt, dafs diefe Blätter ewige Wahrheiten enthalten follen. Die Scene ift im Schattenreiche. Hier find die Geifter, welche zum Vorfchein kommen. *Pelor* zweifelt am künftigen Leben im künftigen Leben. Schrecklich ift das Endurtheil: „Fahre hin und leide Pein im ewigen Verderben, fern vom Angefichte des Herrn." Die *Naturforfcher* finden keine Naturalien in jener Welt. Sie halten fteigende Glückfeligkeit für den Zweck des Dafeyn, und werden belehrt, dafs es — Liebe fey. Das *frohe Wiederfehn* der Gatten und Kinder. *Die Hölle* befteht im höchften Ideale des Despotismus. Sie hat 3 Reiche, das Reich des Jammers, der Finfternifs und des Feuers. Das letzte ift das fchrecklichfte: hieher kommen nur die Chriftushaffer. *Der arme Mann*. Sein Glaube war von einer folchen Stärke, dafs wir felbft im Himmel wenig gröfsre Beyfpiele davon haben. Wenn er in feinem Eheftande manchmal auf die härteften Proben geftellt wurde, fo wankte er doch nie. Beym Geben des Bruderkuffes fühlt man am ftärkften, dafs man ein Engel ift. Die *Fataliften* müffen fich felbft verdammen. Die *Ueberrafchung* erklärt die Zurechnung des Verdienftes Chrifti. Ein durch Chriftum gründlich gebefferter Menfch kann nicht verdammt werden. Dem Sünder wird die Führung aller der Menfchen anvertraut, an denen er fich weiland verfündigt hat. Auf diefe Art kann er in jenem Leben alles wieder gut machen. Der *Antiquarius* zeigt, wie thöricht die Befchäftigung eines Gelehrten, und befonders eines Kunftkenners, fey, dem ein Apoll lieber, als der Herr, und der Farnefifche Herkules mehr, wie ein Apoftel ift. *Der chriftliche Stoiker*. Der *Triumph*. Jerufalems Bürgerfchaft fingt:

> „Feyert dem Herrn am Throne! — denn er hat gefiegt!
> Feyert dem *Urlicht!* heilig, heilig, heilig ift *Er!*
> Feyert dem *Wundergeftirne*, dem Ordenszeichen des Herrn etc."

Das *grofse Geheimnifs* erklärt die Dreyeinigkeit. Jehovah, Erlöfer. Der eingeborne Sohn Gottes ift der allein *erkennbare Gott*. (Mit diefem einzigen Gedanken wird fich der menfchenkundige Lefer fchon orientiren.) In einer Perfon mufste fich bey Chrifto die menfchliche Natur zur göttlichen hinaufadeln. Denn (Achtung gegeben!) wie konnte Chriftus zugleich ein unvollkommner Menfch und ein vollkommner Gott feyn. Der Sohn Gottes regiert alle Handlungen der Menfchen auf eine unbegreifliche Weife. Das *Geheimnifs der Zukunft* ift — Freyheit und Gleichheit. — Fürft — Adel — Volk. Der Erdboden wird mit Gerechtigkeit gerichtet. Die *Hierarchie*. Die *Pietiften* werden verworfen, weil fie bey ihrer Liebe noch nicht angefangen haben zu lieben.

Der Lefer bilde fich nun felbft einen Begriff von dem vorliegenden Werke, welches unftreitig zu den Zeichen der Zeit gehört. Am Ende entfchuldigt fich noch der Machwerker, dafs er in Profa gefchrieben habe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 1. März 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, in der Dyk. Buchh.: Des Abts *Lazzaro Spallanzani*, Königl. Prof. der Naturgeschichte auf der Universität zu Pavia u. f. w., *Reisen in beide Sicilien und einige Gegenden der Apenninen.* Aus dem Italienischen, mit Anmerkungen. I. *Theil* mit zwey Kupfertafeln. 1795. 320 S. und 20 S. Vorrede des Ueberſetzers. II. *Theil* mit 7 Kupfertafeln. 329 S. 8.

2) Bern, b. Haller: *Voyages dans les deux Siciles et dans quelques parties des Appennins*, par l'Abbé *Lazzaro Spallanzani*, Profeſſeur d'Hiſt. nat. dans l'Univerſité de Pavie etc. etc. avec figures. 1795. T. I. 297 S. 2 Pl. Tome II. 273 S. 7 Pl.

Bisher war Hr. Abt *S.* als ein genauer und ſinnreicher Beobachter der organiſirten Körper mit Recht geſchätzt. Hier zeigt er ſich von einer andern Seite, nämlich als Mineralog, und kühner Unterſucher der gefahrvolleſten Phänomene. Wenn daher auch nicht jeder ſachkundige Leſer dieſer Reiſen, mit den Arbeiten des ſeltnen Mannes in dieſem neuen Fache durchaus zufrieden ſeyn ſollte, ſo wird er hier dennoch ſtets im ganzen etwas vorzügliches finden. Die Einleitung verdient hauptſächlich deshalb Aufmerkſamkeit, weil der Vf. darin nebſt der Urſache der Reiſe, beſonders die Methode angiebt, nach welcher er die von ihm bereiſeten vulkaniſchen Gegenden unterſucht hat. Anlaſs zur Reiſe ſelbſt gab der Mangel an vulkaniſchen Producten im akademiſchen Kabinette zu Pavia. Um ſich zu der Reiſe gehörig anzuſchicken, las der Vf., ſeinen eigenen Worten zufolge, „alle „Reiſende und Naturforſcher von gutem Gepräge, die „über die Vulkane geſchrieben haben;" da muſs Rec. denn offenherzig geſtehen, daſs er dies mit Recht, in Rückſicht der Deutſchen, bezweifelt. Denn wenn der Vf. mehrere derjenigen Schriften ſtudiret hätte, welche wir in Deutſchland über die Urſache des vulkaniſchen Feuers, und über verſchiedene Subſtanzen, denen die Neptuniſten den vulkaniſchen Urſprung abgeſprochen, geleſen hätte, oder vielmehr hätte leſen können; ſo möchte hin und wieder ſein Buch noch lehrreicher, und vielleicht ſein Urtheil zu Zeiten von dem jetzigen verſchieden ausgefallen ſeyn. Bey der groſsen Verſchiedenheit derjenigen Foſſilien, welche die Vulkane auswerfen, oder die dieſen Gebirge ſelbſt zu Beſtandtheilen dienen, hat Hr. *S.* ſich ſehr angelegen ſeyn laſſen, ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Bildung der Vulkane ſelbſt zu richten. Hiezu bedient er ſich der Methode, die vulkaniſchen Länder ſo zu ſtudiren, wie man die Gebirge überhaupt ſtudirt, um zur Kenntniſs ihrer Bildung ſelbſt, zu gelangen, und die Folge der ſie conſtituirenden Lagen oder Schichten auszufinden. Daher gab er beſonders auf die Natur der Gipfel der Vulkane auf den Inſeln, und auf die uferartigen Theile der Inſeln ſelbſt acht. Und allerdings können beide zuſammen genommen ein ſchönes Licht über die Entſtehung des Ganzen verbreiten; denn die Ufer ſind höchſtwahrſcheinlich nicht ſehr von dem Innern des Gebirges verſchieden; vorzüglich, ſo bald die Inſel, nach mehreren Richtungen befahren, ähnliche Auſsenſeiten zeigt. Daneben hat der Vf. ſtets mit auf die Veränderungen Rückſicht genommen, welche dieſe oder jene Bergart, dieſes oder jenes ausgeworfene Foſſil, durch die Zeit und durch die Einwirkung der verſchiedenen Grade des Feuers, oder auch durch die ſauren Dämpfe erlitten hat. Dieſe Punkte dienten hauptſächlich bey der Beſchreibung der einzelnen Laven zur Grundlage. Zur Entdeckung des Eiſens und des Grades des Magnetismus der Laven, ward theils die Magnetnadel, theils das magnetiſche Meſſer genutzt. Um beſonders die Grade des Feuers zu unterſuchen, wodurch dieſe oder jene vulkaniſche Subſtanz entſtand, nahm der Vf. ſeine Zuflucht zu dem bekannten Wedgwoodſchen Pyrometer. Der Vf. fand, daſs die Hitze eines Glasofens (und dieſe, glaubt er, ſey die der Vulkane) höchſtens 17½ Grad dieſes Pyrometers beträgt. Zu Zeiten bediente ſich Hr. *S.* doch auch des Löthrohrs. Fand er vulkaniſche Körper, deren Aeuſseres mit keinen ſchon von andern beſchriebenen und unterſuchten zutraf, ſo wurden ſie auf dem naſſen Wege unterſucht, wobey denn der ſachkundige (deutſche) Ueberſetzer, der überhaupt ſeinen Autor oft gründlich berichtigt, mit Recht ſagt, es wäre doch oft gut geweſen, wenn Hr. *S.* beide Unterſuchungsmethoden zuſammen verbunden hätte. Die anerkannte Wirkſamkeit der elaſtiſchen Gasarten bey den vulkaniſchen Phänomen, veranlaſste den Vf. zu einer beſondern Unterſuchung der hier vorkommenden Luftgattungen. Endlich vergaſs er auch nicht die Entſtehung der Baſalte. Von letzteren hätte aber Hr. *S.* nicht behaupten ſollen, *alle* Phyſiker wären einſtimmig der Meynung, daſs alle Laven, welche ins Meer flöſſen, die regelmäſsige Figur der Baſalte annähmen. Denn wirklich müſsten ſich auf die Weiſe weit mehr Baſalte um die lebendigen, dem Meere nahen, Vulkane finden, als dies der Fall iſt. Letzteres iſt übrigens hier indeſs durchaus nicht etwa bloſs zu Gunſten der Neptuniſten geſagt. Nur um endlich dem Werke ſelbſt näher

näher zu kommen, kürzen wir die Anzeige dieser erheblichen Einleitung hier ab. Wir können indess nicht umhin daraus noch anzumerken, dass der Vf. darin nicht nur auf seine Bemerkungen über mehrere dortige Seethiere im voraus achtsam macht, sondern auch zu einer Beschreibung seiner Reise nach Constantinopel und durch das mittelländische und adriatische Meer Hoffnung giebt.

Das erste Kapitel handelt nun von dem Besuche des Vesuvs beym Brande von 1788, den der Vf. so glücklich war, in seiner ganzen Schönheit zu beobachten. Sein Annähern zum Krater selbst mislang zwar; allein er machte dennoch mehrere schätzbare Beobachtungen über den Auswurf, und da er sich einer mit kochender Lava gefüllten Grotte nähern konnte, auch über das Fliesen derselben. Gewöhnlich pflegt der Donner oder das Krachen die Feuergüsse zu begleiten. Zu Zeiten dauern diese indess fort, ja sie wurden selbst achtzehnmal wiederholt, ohne irgend ein sehr lebhaft hörbares Geräusch oder Donner. Hr. *S.* erklärt sich dies dadurch, dass die elastischen Flüssigkeiten, welche den Auswurf eigentlich hervorbringen, bald schnell gegen die Lava schlagen, bald sich hingegen nur langsam dagegen bewegen. Im letztern Falle würde dann eben so wenig ein Krachen oder starkes Getöse entstehen; so wie bey einer Windbüchse die Zögerung, welche die darin vorhandene Valvel verursacht, gleichfalls den Schall hindert. Nicht ohne Grund rügt der Uebersetzer in Rücksicht der Abmessung der Geschwindigkeiten der fliesenden Laven einen Widerspruch zwischen der ersten Angabe (S. 46.) und der zweyten (S. 55.); denn man müsste sonst schliessen, dass bey einer grössern Neigung die Geschwindigkeit minder als bey einer geringern gewesen, was doch Hr. *S.* wohl nicht hat sagen wollen. In der Grotte, in welcher der Vf. Gelegenheit hatte, das Kochen der Lave zu beobachten, war sie denn natürlich weit flüssiger als an freyer Luft. — S. 63. spricht Hr. *S.* von tafelartigen Schörlen, die mit Recht den Uebersetzer befremden. Sollten es vielleicht Feldspate gewesen seyn? Denn die beygemischten Theile brachten sie wohl (beym Probiren) zum Schmelzen. Uebrigens ist der Vf. gleichfalls der Meynung, dass die Schörle sowohl als der Feldspat schon zuvor in dem Gebirge da gewesen sind, und auf keine Weise erst durch das Feuer der Vulkane entstanden.

Das zweyte Kapitel S. 71. hat die Grotte Posilippo, die Solfatara und die Pisciarelli zum Gegenstand. Der vulkanische Tuf um Neapel soll blos durch schlammige Auswürfe entstanden seyn. Nicht nur der (nach Hamilton) innerhalb dieses Tufs gut erhalten gefundene antike Kopf spricht für diese Meynung, sondern Hr. *S.* findet noch einen zweyten Grund für dieselbe in den Schichten der berühmten Höle von Posilippo; Rec. kann für letzteres sein eignes Zeugniss hinzusetzen. — Der Stein- oder Lavabruch, weiter gegen Puzzolo hin, schien Rec. verwitterten Porphyr ähnlich, wo nur einzelne Punkte von Schörl, aber allerdings beträchtliche Feldspate vorkommen; daher das Petrosilex, woraus sie Hr. *S.* bestehen lässt, ihm eben so unpassend vorkommt als dem Uebersetzer. Es ist allerdings, wie auch hier der Vf. bemerkt, sehr merkwürdig, dass man nur sehr selten eigentliche Schwefelkiese in vollkommenen Zustande innerhalb des vulkanischen Gebiets antrifft. Mehrere Stoffe dazu sind aber doch unleugbar da; und hienach scheint sich die Idee des grosen *Bergmanns,* welche *Werner* nachmals noch weiter entwickelt, desto mehr zu bestätigen, dass wohl eigentlich aluminöse Schieferlagen, oder auch tiefliegende Steinkohlenflötze den Brennheerd der Vulkane enthalten mögen. — S. 81. und folgende kommt dann eine genaue Aufzählung der verschiedenen Laven der ausgebrannten Solfatara vor; hauptsächlich nach Angabe des geschickten Hn. Pat. *Breisslach*, der bekanntlich hier seit mehrern Jahren Vorrichtungen zum ergiebigern Erzeugen des Alauns machte. Hn. Pat. *Breisslach* Verfahren wird hier beschrieben. Rec., der selbst die meisten dieser Bestandtheile der Solfatara vor sich hat, findet die Thonerde hier weit über alle andere Erdart darin herrschen und hat gleichfalls nichts metallisches (im natürlichen unverkalchten Zustande) darunter angetroffen, wodurch *Bergmanns* Meynung noch mehr bestärkt wird. Bey der zwölften Lavengattung der Solfatara, nämlich dem Bimstein, bemerkt der Vf., dass er hierunter verschiedentlich den Uebergang des Bimsteins zu dem Glase wahrzunehmen Gelegenheit gehabt habe. Dies stimmt mit unsern deutschen neuen Mineralogen sehr überein, welche ihm gleich nach dem Obsidian die Stelle anweisen; auch giebts an gewöhnlichen Bimsteinen der Boutiquen mehrmalen Stellen, welche gleichsam breitere Glasstreifen zeigen; als ob das Fadenähnliche in einander geschmolzen glänzet, wie Rec. nach einem Stücke, welches er selbst besitzt, bestätigen kann. — S. 97. beschreibt der Vf. fünf Sorten von Laven um die Pisciarellen, oder die warmen Gewasser im Rücken der Solfatara. Auch hiebey führt der Vf. den Petrosilex und gleich daneben den Hornstein, als zwey verschiedene Dinge an. — S. 110. kommt der Vf. auf das, dem ersten Anblicke nach auffallende, Phänomen bey den schönen Ruinen des sogenannten Tempels des Serapis. Bekanntlich finden sich an den übergebliebenen Marmorsäulen und Blöcken breite Streifen oder Gürtel, voller Steinbohrer (*Mytilus litophagus L.*) und einiger Wurmröhren (*Serpula L.*). Der Vf. rügt es mit Recht, dass Ferber daraus habe berechnen wollen, das Meer habe vormals 9 Fuss höher gestanden als jetzt. Er beweist, dass die Pholaden nicht blos an der Oberfläche des Meeres, sondern ebenwohl auch tief im Meere leben. Hr. *S.* hält daher mit Grund dafür, dass jener Theil des Tempels mehrere Zeit hindurch vom Meer überhaupt bedeckt gewesen, und die Steinbohrer sich zu dieser Zeit darin eingenistelt haben. Rec. schien bey seiner Ansicht dieses Tempels die Sache sehr einfach zu erklären. Diese Ruinen sind nur erst seit etwa 1750 bekannt geworden, und noch 1788 lag ein Theil davon im Schlamm und Wasser (und vielleicht ist es noch jetzt eben so). Eine Erderschütterung oder Ausbruch, wie der, welcher den *Monte nuovo* hervortrieb, hat wahr-

wahrscheinlich hier diesen Theil tief unter Wasser und Schlamm gesetzt. Die untersten Theile des Tempels, und daher der Säulen wurden völlig in Meeresschlamm begraben und der in dem Wasser selbst hervorragende Theil ward dann allein von jenen Seethieren angefressen, wodurch sich sodann dieser gefressene Gürtel erzeugte. Hiemit scheint des Vf. Erklärung auch wohl zuzutreffen. Der geschickte Uebersetzer wundert sich aber mit Recht, wie Hr. *S.* zu verstehen geben könne, als wenn der festere Granit, leichter von den Pholaden habe durchlöchert werden können, als der luftsaure Kalchstein.

Wir sehen uns bey den stets reichhaltiger, aber auch umständlicher, werdenden Nachrichten gezwungen, unsere Anzeige von diesem Werke einzuschränken; und bemerken deshalb über das 3te Kapitel, welches einzig und allein von der Hundshöle handelt, nur folgendes. Hr. *S.* sucht auch hier Gelegenheit, Ferbern über seine Erklärung der Phänomene der Hundshöle zu tadeln. Und allerdings geschieht dies *nicht* ganz ohne Grund; allein es ist auch 1788 leicht einen Physiker zu tadeln, der 1771 Phänomene erklärte, welche gänzlich auf den Gasarten und ihren Wirkungen beruhen. Diese Höle sollte in unsern Tagen nicht so viel Aufsehen mehr machen. Sie ist gegen andere Moffeten Italiens unbedeutend; und das Schwefelloch bey Pyrmont ist sicher nicht weniger merkwürdig als die Hundshöle. Wir empfehlen übrigens dem Leser die Beschreibung dieser Höle von dem Hn. Pat. *Breislach*, welche der Vf. ganz eingerückt hat, nebst den Bemerkungen des Vf. darüber.

Das vierte Kapitel beschreibt nun noch mehrere vulkanische Gegenstände der todten Gegend um Neapel, wenn es nämlich erlaubt ist diese im Gegensatz der vesuvischen, wirklich brennenden, so zu nennen. Hier kommen vor: die Seen Agnano und Averno; beide sicher ausgebrannte Krater. Zu umständlich ist doch hiebey wohl der grossen Froschlarven (*gyrini*) Erwähnung geschehen. Wenn der Vf. sich nur erinnert hätte, dass unsere Kröte in diesem Zustande sehr gross ist, wie sie auch das treffliche Röselsche Werk zeiget; so fiel wohl alle Schwierigkeit hinweg. Der Averner See haucht jetzt keine mephitischen Dünste mehr aus; und es fehlt ihm daher jetzt nicht an Wasservögeln. Eine Lavenart des *monto nuovo*, der auch hier beschrieben wird, stehe gleichsam in der Mitte zwischen den Laven und dem Bimstein; denn sie habe die Leichtigkeit und Zerreiblichkeit der letztern, sey aber dabey nicht faserich, sondern körnig. Innerhalb dieses Kraters glaubt der Vf. eine neue Froschart entdeckt zu haben, weil ihr die Schwimmhaut der Hinterzehen fehlten; indess waren es nur junge Thiere. Rec. zweifelt doch sehr, ob der am misenischen Vorgebirge ausschlagende Alaun, welchen er dort gleichfals gesammelt, der Mühe lohne, Erweiterung der Oberfläche, wie bey der Solfatara, dort vorzunehmen; es schien dieser Ausschlag nur sehr örtlich zu seyn. Hr. *Breislach* (er ist von deutscher Abkunft) hatte, Procida gegenüber, einen Felsen bemerkt, und zuerst untersucht, *Scoglie delle Pietre Arse*, der durch den ihm von den Fischern beygelegten Namen bereits seinen Ursprung zeigt. Hr. *S.* fand darauf zwey besondere Lavenarten. Die eine, welche er eine Emaille nennt, soll deshalb so zerbrechlich seyn, weil sie sich plötzlich im Meere gekühlt hat.

Fünftes Kapitel. Beschreibung von Ischia und den dortigen Laven. Der Felsen des Kastels sey sichtlich ein Stück isolirt gebliebenen Lavaflusses; hier findet man die nicht sehr gewöhnliche spanische Schwalbe (*Hirundo Melba Linn.*). Auch mehrere der hiesigen Laven sollen Hornstein zur Basis haben; und dies sucht der Vf. oft durch das Schmelzen derselben deutlich zu machen. Es sey erlaubt dabey ein für allemal zu bemerken. 1) Dass die Unbestimmtheit, welche für Rec. der Ausdruck Hornstein des Vf. hat, wenig sicheres lehrt. 2) Dass die von ihm gemachten Proben durchs Schmelzen, in einem verschlossenen Gefäse, bey einem bestimmten Feuergrade, und bey bestimmten Zusätzen zu den zu schmelzenden Laven, unmöglich so durchaus zu vergleichen stehen mit dem grossen Brande und der Schmelzung in den Kratern, wo nicht nur mehrere entwickelte Gasarten wirken, sondern gleichfalls manche eben dabey und dadurch selbst verloren gegangene Materialien. So wahrhaft schätzbar und lehrreich daher auch des Vf. Versuche in mehreren Rücksichten sind; so würden doch sicher nicht für jedermann eben dieselben Resultate daraus abgeleitet werden, welche sich Hr. *S.* daraus zu ziehen erlaubt. S. 194. merkt der Vf. an, dass, ob er gleich den grössten Theil der Insel ganz umfahren, um ihre Grundlage zu studiren, ob er gleich entschiedene Beweise fand, dass mehrere Lavaströme gerade zu ins Meer geflossen und dort erstarrt waren; so habe er dennoch nicht die mindeste Spur einer krystallisirten (Basalt ähnlichen) Lave hier angetroffen.

Das sechste Kapitel giebt von dem Thale Metelona bey Caserta Nachricht. Der dort sogenannte Tuf ist auf Bimstein strickförmig gebildet; geschmolzen gab er eine wahre Emaille. Ueber den (ehemaligen) Krater von Neapel. Man solle vermittelst eigener Instrumente die Ufer desselben untersuchen; wenn das aus dem Meere hervorgeholte Gestein vulkanisch sey, so lasse sich die Dimension des alten Kraters bestimmen; unstreitig sey sie ungeheuer.

Endlich kommt man im siebenten Kapitel zu der Reise nach dem Aetna. Zuerst eine Vergleichung des Vesuvs mit dem Aetna, wo denn letzterer sich in jeder Rücksicht als Riese zeigt. Der Vf. ging von Messina zu Wasser nach Catanea, woselbst alle Gebäude von Lava erbauet sind; dies war auch bereits der Fall in der alten, 1693 gänzlich durch ein Erdbeben zerstörten, Stadt. Wie hoch mögen doch wohl die Wirkungen des Aetna hinaufreichen! Hr. *S.* giebt hier die Tafel seines älteren Landsmannes, des berühmten *Borelli*, zur Erläuterung der Bemerkungen über den Aetna; und man muss von hieran diese Kupfertafel beym Lesen vor sich haben. Ob diese gleich von 1669 ist; so findet er sie doch mit einigen Veränderungen sehr brauchbar, und vertheidigt zugleich den Borelli, gegen Brydone, den er mit Mehreren für einen seichten

ten Erzähler erklärt. Ebenfalls tadelt er die Nachrichten des Hn. *v. Borch* wegen der Fruchtbarkeit der Laven von 1669. Nicht gerade nach dem Alter werde eine Lava fruchtbar; oft werde eine viel frischere früher mit guter Erde bedeckt als eine ältere; und jene zerfalle oftmals eher in fruchtbare Erde als letztere. So etwas scheint auch schon daraus klar, weil sicher nicht jede Lave, selbst aus ein und demselben Krater, genau einerley Grundsubstanzen hat. Beschreibung des *Monto Rosso*, dessen Lavastrom von 1669 bey seinem Ergiessen ins Meer dort ein ganzes Vorgebirge bildete; die Tafel zeigt dies sehr deutlich. Eine grosse Menge isolirter Schörl zeigen sich auf diesen Berge. Die berühmte *Grotta delle Capre* sey nicht durch Regenwasser, sondern durch die Elasticität der Gasarten beym Ausbruch gebildet.

(Der Beschluss folgt.)

GESCHICHTE.

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *K. E. Mangelsdorff*, Prof. der Geschichte zu Königsberg, *Hausbedarf aus der alten Geschichte der Welt*, für seine Kinder, und für andre von zwölf bis funfzehn Jahren, allenfalls auch etwas darüber. *Vierter Theil*, 1797. 356 S. 8.

Mit diesem Theile ist die Darstellung der alten Geschichte vollendet; denn sie reicht bis zum Kaiser Theodosius, zur immerwährenden Trennung des römischen Reichs, zur Völkerwanderung. Aber wer wird nicht gern noch länger in des Vf. Gesellschaft bleiben wollen? Seine Behandlung bereichert zwar den Geschichtforscher nicht um ein einziges Factum; aber sie lehrt ihn unzählige Gegenstände mit einem andern Auge betrachten, als sie gewöhnlich betrachtet werden: und der Wissbegierige, dessen eigentliches Studium die Geschichte nicht ist, erhält Einsicht in die wichtigsten Begebenheiten der alten Welt, mit einer Auswahl, mit einer Fülle, die er wohl anderswo in gleich kleinem Raume vergeblich sucht. Daher wird das nun vollendete Werk in den Händen vieler Leser bleiben, wenn andere ähnlichen Inhalts längst bey Seite gelegt sind; eben daher dürfen wir aber auch den Wunsch äussern, dass Hr. *M.* auch die spätern Zeiten auf ähnliche Weise, mit dem eignen Gange bearbeite, der sich um kein Urtheil seiner Vorgänger kümmert. Gibbon wird hier sein Hauptführer seyn, wie er es schon in einigen Abschnitten dieses Theils gewesen ist; doch bitten wir den Vf. seinen Angaben nicht blindlings zu folgen, sondern wenigstens die Hauptquellen selbst einzusehen, sollten auch dadurch die Theile etwas weniger schnell aufeinander folgen. Der Engländer gründet zuweilen ein herrliches Räsonnement auf ein unerwiesenes Factum; und dies ist nicht gut. Die Geschichte würdigt sich zum Roman herab; und entdeckt der Leser auch nur einige ihm bekannte Falle dieser Art, so kann er sichs nicht erwehren, alle übrigen ihm weniger bekannte mit Misstrauen zu lesen, und selbst das Treffende und Ausgezeichnete keinen Eingang in seine Seele finden zu lassen. Hr. *M.* macht S. 4. eine sehr gute Eintheilung der hier vorgetragenen Begebenheiten; er schildert mit tiefer Einsicht die Entstehung und Ausbreitung der christlichen Religion, beschreibt den jüdischen Krieg mit wahrer Kenntniss, zeigt sich als einen denkenden Leser des Tacitus; und wählt durch den ganzen Theil, auch S. 192. über die Staatsverfassung, manchen starken und gerechten Ausdruck, der den Leser an Vorfälle der neuern Zeit erinnert. Aber doch hütet auch er sich nicht hinlänglich vor kleinen Unrichtigkeiten gegen die Wahrheit der Geschichte, die doch zum Glück wenig Einfluss auf den Vortrag des Ganzen haben. Als Beyspiel wählen wir die Unternehmung Trajans gegen die Perser. Im ersten Feldzug lässt er ihn Mesopotamien besetzen, und im zweyten mit grossen Menschenverlust über den Euphrat gehen. Die Ansicht einer jeden Karte würde diesen Fehler unmöglich gemacht haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. München, b. Lindauer: *Ueber Berichtigungen der Regierungsgeschichte des Herz. Mainhard* 1361 bis 1363. Am Geburtsfeste Sr. Kurf. Durchl. Carl Theodor in einer öffentlichen akad. Versammlung vorgelesen von *Lorenz Westenrieder*. 1792. 32 S. u. 17 Beylagen auf 3 Bog. 4. — Hr. *W.* nimmt hier das Andenken eines ehemals wirklich regierenden Herzogs zu München in Schutz, der aus der Reihe der dortigen Regenten fast noch durchgehends weggelassen wird. Gewöhnlich erzählen bayrische Geschichtschreiber, Herzog Mainhard sey bey dem Tode seines Vaters Ludwigs des Brandenburgers 1361 erst zwölf Jahr alt, mithin noch minderjährig gewesen, unter einer unruhigen Vormundschaft an eine österreichische Prinzessin verlobt, aber nicht wirklich verheirathet worden, und endlich als ein unglückliches Opfer der Rache seiner Mutter, der bekannten Margarethe Maultasch, umgekommen. Hr. *W.* beweist dagegen aus mehrerern alten Zeugnissen und Urkunden, dass Mainhard schon zwischen 1342 — 1343 geboren, frühe mit Margaretha von Oesterreich verlobt und wirklich vermählt worden, dass er nach seines Vaters Tode nicht minderjährig sondern wirklich regierender Herr gewesen, und die damaligen Unruhen nur von den über ihn Meister gewordenen Ministern und Lieblingen hergerührt, und dass endlich seine Vergiftung durch seine eigene Mutter eine Fabel sey. Der Vf. hat hier wieder an einem Beyspiel gezeigt, dass eine sorgfältige Benutzung von Urkunden, wenn sie mit historischer Kritik geschieht, über manche noch dunkle Stelle in der Geschichte Aufschluss geben könne; und er ermuntert also mit Recht bey jeder Gelegenheit zu einer freyern Mittheilung derselben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 1. März 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, in der Dyk. Buchh.: Des Abts *Lazzaro Spallanzani* etc., *Reisen in beide Sicilien und einige Gegenden der Apenninen* etc.

2) BERN, b. Haller: *Voyages dans les deux Siciles et dans quelques parties des Appennins*, par l'Abbé *Lazzaro Spallanzani*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im 8ten Kapitel nun die glückliche Ersteigung des Gipfels dieses grössten Vulkans der alten Welt. Zuerst beschreibt der Vf. die oberste Fläche des Aetna nebst den dortigen Laven, und hierauf giebt er uns eine schöne Darstellung der herrlichen Scene, die der glückliche Ueberwinder so vielfacher Schwierigkeiten früh Morgens über tausendfache grosse, furchtbare und reiche Gegenden hin, geniesst! Der Ausbruch von 1787 hatte den obern Theil unweit des Kraters so sehr mit Schlacken bedeckt, dass die Annäherung zu demselben sehr erschwert ward. Auch musste der Reisende sich noch zuletzt durch eine gefährliche Rauchsäule hindurch-arbeiten. Allein sodann ward er auch mit einem Anblick belohnt, der sicher wenigen Sterblichen zu Theil worden ist; nämlich, nicht bloss mit jener grossen Uebersicht, sondern zugleich mit dem Blick ins Innerste des Kraters selbst. Der oberste Umfang des wahren Kraters beträgt, dem Auge zufolge, anderthalb (ital.) Meilen; die innern Wände sind zwar nach verschiedenen Richtungen abhängig, allein im Ganzen dennoch trichterförmig. Die Tiefe des Kraters schätzt Hr. *S.* auf ⅓tel ital. Meile, also etwa gegen 800 Fuss. Die Wände sind mit Salmiak bedeckt. Der Grund, der eine horizontale Fläche von etwa ⅔ Meilen beträgt, hatte an der Seite des Vf. eine Oeffnung, woraus eine etwa 20 Fuss dicke Rauchsäule hervorstieg, welche glücklicherweise gegen die entgegengesetzte Seite getrieben ward. Durch diese Oeffnung (aus welcher der Rauch hervortrat) sah dann der Vf. deutlich eine flüssige, brennende Substanz, mässig aufkochen, und sich dabey im Zirkel herumdrehen, aufsteigen und niedersinken, ohne indess über die Oeffnung hinüber zu treten. Dies sey also die geschmolzene Lava, welche vom Grunde aus bis dahin aufsteigt. Das 2te Kupfer zeigt sehr gut die ganze Scene, so weit sie sich nämlich zeichnen lässt. Der mit Recht kühne Mann wollte nun weiter gegen das Innere hinabsteigen; allein seine Führer hinderten ihn daran, und zeigten besonders die Gefahr, welche ihm aus dem Drehen des Windes erwachsen könnte. Steine auf die Oberfläche jener Grundebene geworfen, prallten mit Getöse zurück, so dass diese Wand keine unbedeutende Dicke haben musste; diejenigen Steine aber, welche in die Oeffnung selbst hineinfielen, liessen ein Geräusch hören, als ob sie auf eine halb weiche Masse gefallen wären.

Ausser dem Rauchgipfel des Innern, den der Vf. so glücklich war zu sehen, hat der Aetna etwa ¼ italienische Meile höher von ihm, noch eine zweyte rauchende Spitze; diese besah Hr. *S.* nicht, sie ist etwas kleiner als die hier beschriebene. Mithin endigt sich der Gipfel in zwey Spitzen. S. 269 u. f. stellt nun der Vf. eine Vergleichung an zwischen seiner Besteigung des Berges und der davon gegebenen Beschreibung, mit denen von *Riedesel*, *Hamilton*, *Brydone*, *Borch* und *d'Orville*. Selbst die ältern, z. B. von Fazello, Bembo, ja sogar die von Solinus, Pindarus, Silius Italicus und Strabo zieht er hier mit in Betracht. Die Nachrichten unseres, in mehrern Rücksichten schätzbaren, Bartels konnte er wohl nicht lesen, und kannte sie daher auch wohl nicht. Aus allem erhellet die grosse Veränderlichkeit der Form des Kraters. Rec. wundert sich, dass Hr. *S.* dem Engländer Brydone, ob er ihn gleich tadelt, dennoch noch weit mehr Gerechtigkeit wiederfahren lässt als Bartels, der es fast gerade zu leugnet, dass Brydone je den Gipfel des Aetna bestiegen habe. Uebrigens giebt Bartels eine fast ganz verschiedene Gestalt an. für den damaligen Krater; an Belehrung für den Naturforscher sind aber die Nachrichten des Hn. *S.* bey weitem die vorzüglichsten unter allen bisherigen Nachrichten über den Aetna.

Unser Vf. fühlte eben so wenig als seine Begleiter, die mindeste Unbequemlichkeit oder gar Uebelkeit auf dieser Höhe. Er vermuthet daher mit Grund, dass dieses nur individuell sey, da es hingegen bey grössern Höhen, z. B. bey der des Mont blanc, allgemein seyn möge. Die ganze Höhe des Berges setzt er gegen 1900 Toisen; andere Naturforscher geben ihr doch nur 1700; die genaue Messung des Astronomen Dangios von Malta vom J. 1787 sind indess noch nicht bekannt. Dies Kapitel schliesst sich mit einer lesenswerthen Beschreibung der Aussicht vom Aetna; sie ist schön nicht sowohl weil sie schön geschrieben ist, sondern weil man bey ihr den ruhigen, wahren Erzähler durchfühlt.

Das letzte (9te) Kapitel dieses Bandes fängt mit dem Herabsteigen vom Aetna an. Die Methode, deren der Vf. sich zum schnellen Herabkommen bediente, indem er sich stehend einer hinabgeleitenden Lavascholle anvertrauet, mag freylich hiezu sehr geschickt, aber sicher nicht ganz ohne Gefahr seyn. Beschrei-

schreibung verschiedener Laven des Gebirges und Bestätigung, dass die von 1787 noch glühete. Verschiedene Oeffnungen an der Seite des Berges, z. B. die vom *monto rosso* sollen in keiner Verbindung mit dem obern Krater stehen. Hamilton habe nicht zuerst gezeigt, dass die kleinern Berge auf dem Rücken des Aetna, vulkanischen Ursprungs sind; schon Fazello, Borelli und d'Orville hegten diese Meynung. Schätzbar ist die Erklärung des Wassermangels auf diesem hohen, aber mit vulkanischen Schlacken bedeckten, Gebirge; die armen Bewohner desselben leiden deshalb ausserordentlich. S. 309 u. f. Genaue Untersuchung, der wegen ihrer prismatischen (basaltähnlichen) Gestalt berühmten Felsen, *Scogli de Ciclopi*. Freylich haben sie im Ganzen genommen diese Gestalt oder Krystallisation; indess sind doch mehrere derselben in weniger regelmässige Stücke oder Säulen zerspalten. Dabey halten sie, wo nur eine kleine Höle oder Oeffnung sich bey ihnen zeigt, schöne Zeolithen. Der Vf. verweiset hierüber mit Recht auf Dolomieus Beschreibung dieser Felsen. Hr. *S.* schmolz diese Zeolithen zu einem weisslichen Glase; zu Pulver gestossen zeigten sie Polarität. Noch etwas über das gewöhnliche Abtheilen des Gebirges nach Regionen; wobey dann zugleich gegen andere Reisende gezeigt wird, dass der Aetna keine Bimsteine besitze. Thiere des Gebirges, hauptsächlich Vögel.

Dieser Band schliesst mit einer Nachricht über die Naturaliencabinette des Prinzen Biscari und des Ritters Gioeni in Catania. Von dem Biscarischen Museum hat uns bekanntlich unser *Bartels* umständlich Nachricht gegeben (s. dessen R. II. S. 279 u. f.), so wie auch von der Sammlung der dortigen Benedictiner. Das Cabinet des durch seine Litologia Vesuviana berühmten Gioeni hat *Bartels* nur kürzlich angezeigt. Da unser Vf. hiebey mehr in seinem Fache war; so ist er zwar etwas umständlicher als unser Landsmann darüber gewesen, allein lange nicht so lehrreich als Rec. dies von einem Spallanzani erwarten konnte; denn sicher hält diese Sammlung mehrere, bisher unbeschriebene, Seeproducte.

Vom zweyten Theil und der französischen Uebersetzung nächstens.

GESCHICHTE.

ALTONA u. LEIPZIG, in d. Cramersch. Buchh.: *Ueber mein Schicksal* (Manuscript für Freunde), von *Carl Friedrich Cramer*. Auch unter dem Titel: *Menschliches Leben*. 17. St. 1795. 285 S. 8.

Hr. *C.* kündigte im J. 1793, als er noch Professor in Kiel war, in der Hamburger polit. Zeitung die Uebersetzung einer Sammlung von Petions Werken, die Gegenstände der Gesetzgebung betrafen, an. Er nannte z. B. die Abhandlung über Verhütung des Kindermordes, über Zurückführung der Justizverwaltung auf eine einfache und gleichförmige Ordnung, über die Ehe, über den Sklavenhandel, über die Todesstrafe etc. und fügte dann hinzu: „Aus den mit grossem Interesse „geschriebenen Aeusserungen des menschenfreundlich„sten Geistes, wird das deutsche Publicum ein wahre„res Bild von dem Charakter dieses jetzt so merkwür„digen und als Märtyrer seiner Rechtschaffenheit jetzt „leidenden Mannes enthalten, wie durch die, von „ihm gemachten, Porträte in den Gallerieen unserer „Journalisten."

Hierauf erging folgendes Rescript aus der königlichen deutschen Kanzley zu Kopenhagen an den Vf.: „In der von dem Hn. Professor *C.* in der Beyl. sub Nr. 179. der Hamb. N. Z. d. J. angekündigten Uebersetzung der zu Paris herausgekommenen Sammlung von Petions Werken haben Sie diesen Schriftsteller dem Publico als einen Mann von dem menschenfreundlichsten Geist, der als M rtyrer seiner Rechtschaffenheit leidet, beschrieben. Da nun diese Ankündigung höchsten Orts Aufmerksa keit erreget hat, und der Kanzley aufgegeben wor en, sich zu äussern" „wie ein Lehrer der Jugend anzusehen sey, der einen Mann wie *P.*, der einen vorzüglichen Antheil an dem Tode Ludwig XVI und dem Umsturz der Monarchie in Frankreich gehabt, öffentlich mit den rühmlichsten Namen beleget;" „so will man des Hn. Prof. Erklärung in dieser Sache mit dem ehesten gewärtigen."

Cramers Erklärung ging im wesentlichen dahin, dass er bey Fällung jenes Urtheils Petion hauptsächlich nach seinen genannten Schriften beurtheilet habe, Schriften, welche viele Grundsätze enthielten, denen die dänische Regierung selbst in Gegenständen der Gesetzgebung folge. Was Petions öffentliche Thaten betreffe; so sey der Grad des Antheils, den er an Verwandlung der französischen Monarchie in eine Republik genommen habe, noch nicht genug aufgehellet, um über die Moralität seiner Handlungen zu urtheilen. Von dem Antheil an dem Tode des Königs glaube er ihn nach den jetzt schon vorhandenen Beweisen völlig freysprechen zu können: denn Petion habe Vergniauds Vorschlag einer Appellation an die Nation unterstützt, und da dieser Vorschlag verworfen worden, auf die Aussetzung des Urtheils gedrungen; wer so handle, verdiene den Namen eines *Rechtschaffenen*, eines *Menschenfreundes;* und wage er es, wie Petion, unter Todesgefahren so zu handeln, so gehe die Handlung in Heroismus über, und der Handelnde werde ein *Martyrer seiner Rechtschaffenheit*. Dies sey *seine* Ansicht der politischen Handlungen Petions. Indess könne er irren. Nicht aber Irrthum, sondern Falschheit, gehöre, meyne er, in das gesetzliche Gebiet. Auf diesen Unterschied von Irrthum und Falschheit gründe sich das heiligste der Menschenrechte, die, namentlich in Dänemark anerkannte, Freyheit, Meynungen nicht bloss zu haben, sondern sie auf jede beliebige Art seinen gleichfalls irrfähigen Nebenmenschen mitzutheilen. „Die Uebung dieser Freyheit sey eben so sehr dem Lehrer der *Jugend*, je nach des Lehrenden Ueberzeugung, als dem Lehrer des *Alters*, oder dem Schriftsteller Pflicht, je gewisser die noch durch keine Vorurtheile in Irrthümer der Vorzeit bestärkte, und einst selbst prüfende Jugend das Ansehn des Lehrers verachte, der wider seine Ueberzeugung verfälschte

fälschte subjective Meynung statt objectiver Wahrheit verkaufe."

Hierauf erging am 6. May 1794 das Rescript der deutsch. Kanzley, wonach der Prof. *C.* vermöge königl. Resolution angewiesen wurde „sein bisher bekleidetes Lehramt bey der Universität zu Kiel gleich nieder zu legen und sich daselbst nicht weiter aufzuhalten." Doch ward ihm dabey eröffnet, dass ihm aus besonderer Milde die Hälfte seiner bisherigen Besoldung, also 350 Rthlr. als Pension bleiben solle, so lange er sich aller Verbreitung seiner, der Staatsverfassung des Landes zuwiderlaufenden, Grundsätze enthalte.

In der Einleitung des Rescripts heisst es: es seyen die Bedenken der höchsten Landesgerichte zu Gottorf und Glückstadt gefodert und beide Dicasterien der Meynung, „dass die Grundsätze, zu denen der Hr. Professor sich in Ihrer Erklärung bekennen, die Sie auch verschiedentlich in Ihren gedruckten Schriften geäussert haben und zu lehren und zu verbreiten für *Pflicht* halten, mit dem ausdrücklichen Inhalte Ihres, dem Könige geleisteten Eides, mit dem Ihnen anbetrauten Lehramte auf einer Universität, an deren Besuch die Landeskinder gebunden sind, und selbst mit Ihrer bürgerlichen Lage, als Einwohner einer Provinz, die zu dem mit Frankreich in Krieg begriffenen deutschen Reich gehöret, in offenbaren Widerspruch stehen."

Das akademische Consistorium drückte in seinem Berichte an den König, worinn es den Empfang jenes Rescripts meldete, freywillig und ungebeten die Empfindung des innigsten Schmerzes aus, womit es das unerwartete Schicksal eines geliebten Collegen, des Sohnes ihres unvergesslichen Kanzlers, vernommen habe. „Wir kennen," heisst es, „unsern Collegen in seinem Privatleben als einen häuslichen Mann; keiner unter uns kann ihn einer Handlung zeihen, die eine pflichtwidrige Gesinnung verriethe; mit der hiesigen studirenden Jugend ist er nur wenig bekannt; noch weniger hat er unter derselben irgend einen Anhang gehabt, oder sich zu verschaffen gesucht. Von seiner auf Allerhöchsten Befehl eingesandten Erklärung sind wir nicht unterrichtet. Allein sein fast leidenschaftlicher Eifer für Personen und Gegenstände, denen er seine mehrjährige Beobachtung und Aufmerksamkeit gewidmet hat; die Lebhaftigkeit seiner Darstellung; die, bey einer regen Phantasie, vielleicht nicht immer genug bestimmte Fassung seines Urtheils; die mehr überströmende, als begränzte und abgemessene Fülle seiner Ideen; diese Eigenschaften seines schriftstellerischen Charakters, die fast jeder seiner Aufsätze bestätigt, und die dem Leser es so oft erschweren, seine eigne Meynung mit Zuverläsigkeit daraus abzunehmen, diese Umstände lassen uns hoffen, dass vielleicht mehr die Unbestimmtheit, als die Gesetzwidrigkeit seiner Grundsätze ihm werden vorzuwerfen seyn; und dass er vielleicht nicht deutlich genug die Meynungen anderer, welche er oft seinen Aufsätzen einverleibte, von seinen eigenen Bekenntnissen unterschieden habe."

Zwar hatte diese Verwendung keine Folge zu Gunsten des Entlassenen: dennoch macht sie sowohl, als des Consistorii schriftliche Antwort auf Cramers Abschiedsschreiben dem Collegio grosse Ehre. Alle Actenstücke findet man in diesem lehrreichen Büchlein gesammelt. „Es muss jedem," sagt der Sammler mit Recht, „von der äussersten Wichtigkeit seyn, an meinem Beyspiel zu lernen. Denn bey der aufgehobenen Censur gebricht es jedem, der über die wichtigsten menschlichen Angelegenheiten lehrt oder schreibt, an einem Leitfaden seiner Beurtheilung: über welchen seiner Grundsätze er reden darf, oder über welchen er stillschweigen muss."

Der Rec., der sich bloss das einfache Factum vorzulegen berufen fühlt, schliesst mit den Vossischen Zeilen:

> Dein Bruder meynt's, du Lieber,
> Mit Gott und Menschen gut.
> Sonst, sage mir, wie hätt' er
> So fröhlich Aug' und Muth?

Lübeck u. Leipzig, b. Bohn: *Betrachtungen über die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit, über den vormaligen und gegenwärtigen Zustand der vornehmsten Länder in Asien*, von *C. Meiners*, Hofrath und Professor in Göttingen. *Zweyter Band.* 1796. 480 S. 8.

Wir erwarteten von der Belesenheit und dem richtigen Beobachtungsgeist des Vf. die meisterhafte Vollendung dieser so unterhaltend und zugleich so belehrenden Arbeit, und finden sie noch vorzüglicher, als wir zu erwarten berechtigt waren. Es erscheinen nach ihrer Reihe die Mongolen, die verschiedenen Bewohner Sibiriens, die Chineser, die Nationen der gesegneten, aber durch Despotismus in das tiefste Elend gestürzten, Länder Indiens jenseit des Ganges, die Menschenclassen der ostindischen und der Inseln des Südmeers. Das Wissenswerthe der Landesbeschreibung, das Charakteristische der einzelnen Völker, ihrer Sitten, grössern oder geringern Ausbildung, ihres Kunstfleisses, ihrer Gewerbe und gegenseitigen Verhältnisse, giebt neue Aufklärungen dem, der schon das Meiste von den Werken gelesen hat, aus welchen Hr. *M.* schöpfte, und schafft durch den reinen wenig geschmückten Vortrag zugleich dem blossen Liebhaber der Länder- und Menschenkunde angenehme Unterhaltung. Lange schon fühlt es jeder Kenner, aber niemand hat es noch so lichtvoll vor Augen gelegt, als Hr. *M.* dass alles, was wir von dem mittlern Asien wissen, eine sehr unbedeutende Kleinigkeit gegen das ist, was allem Forschen des Europäers bisher entzogen blieb, und noch lange entzogen bleiben wird. — Einleuchtend ist der Beweis, dass die Mittelländer Asiens ungleich höher liegen müssen als alle nördlichern und südlichern, nicht bloss aus der Abdachung der Flüsse, sondern schon deswegen, weil man von Bengalen aus sowohl, als von China und Sibirien her, alle Gebirge ungleich höher erklettern, als von denselben

selben wieder absteigen muss; dass Tibet unter allen Ländern Asiens am höchsten liege, ob es gleich mehrere grosse Ströme in den südlichen Ocean schickt, die nördlichern Gegenden aber bloss Steppenflüsse haben, weil kein Land von gleich-südlicher Breite jemals so kalt gefunden wurde, als Tibet ist. — Mongolen und Tataren erklärt Hr. *M.*, wie sonst schon bekannt, für zwey radical verschiedene Völkerstämme, wenn gleich die chinesischen Annalen beide von zwey Brüdern ableiten. Wir wagen es nicht, in einer Sache, die unsern Blicken und Kenntnissen so sehr sich entzieht, einen positiven Ausspruch zu thun; wenn aber der Vf. wichtige Ursachen zu haben glaubt, gegen alle historische Denkmäler der Chinesen, welche über die christliche Zeitrechnung hinausgehen, oder in den Anfang derselben fallen, ein gegründetes Misstrauen zu setzen, und einige seiner Beweggründe anführt; so stimmen wir ihm mit voller Ueberzeugung bey. Daher leitet er auch mit vollem Rechte die europäische Völkerwanderung nicht von dem Drucke der einbrechenden Hunnen ab. Die Dürftigkeit Deutschlands, in Vergleichung gegen die darin zu ernährende, mit jedem Jahre sich mehrende Menschenmasse, nebst dem Anblick reicher gut bebauter, aber wehrloser Länder in der Nachbarschaft, gaben den einzigen Anlass zu Unternehmungen der germanischen Völker gegen die römischen Provinzen, welche sich nach dem Maasse mehrten, nach dem man weniger Widerstand fand, und die Vorgänger glückliche Fortschritte machen sah. Wer wird zu Hause bleiben wollen, wenn er die von seinem Mitbruder errungene Oberherrschaft erblickt? errungen bloss durch Krieg, dies einzige Geschäft des rohen Barbaren, welchem schon der Römer in der Blüthe seiner Macht viele Legionen an den Ufern des Rheins und der Donau entgegen zu setzen sich genöthigt sahe. Die wiederholten Einfälle hatten lange ihren Anfang genommen, ehe noch irgend ein Europäer den Namen Hunnen, als eines erobernden furchtbaren Volks auch nur nennen hörte. Dass es ihnen gerade zu Anfang des fünften Jahrhunderts glückte, ganze Provinzen in Besitz zu nehmen, verursachte nicht das erst einwandernde fremde Volk, sondern die schwache Hand, mit welcher die unmündigen Beherrscher des östlichen und westlichen Reichs die Zügel der Regierung zu führen wussten. Nur bey den Gothen wurden die Hunnen wirkliche Veranlassung zur Auswanderung in die Gränzen des östlichen Kaiserthums; die westlichern Völker Deutschlands fühlten erst unter Attila den Gegenstoss, und wussten ihm zu widerstehen. — Mit einer Art von Vorliebe bearbeitet Hr. *M.* das Reich China. Er beweisst durch überzeugende Gründe, dass die glänzenden Beschreibungen der Jesuiten von diesem Lande unverzeihlicher Betrug waren, zeigt aus ihren eignen Berichten das Widersprechende der unmässigen Lobserhebungen, den Despotismus, der sich von dem niedrigsten Bauern bis zum ersten Mandarin mit eiserner Ruthe erstreckt, die Ungeschicklichkeit der Chineser zu Künsten und Wissenschaften, selbst zu solchen, in denen sie als Urbild und Muster von den Söhnen des Lojola aufgestellt werden. Nur scheint hier Hr. *M.*, so wie bey dem Zustande aller Küstenreiche des östlichen Asiens, etwas zu übertreiben. Raynals mit Gründen unterstützte gemässigte Meynung, dass zwar die Jesuiten, um ihre Gesellschaft und Bemühungen desto wichtiger zu machen, übertriebne Lobredner des entfernten Landes sind, dass man aber gewiss bey den Bewohnern desselben eine Betriebsamkeit und von äusserst frühen Zeiten her, eine Menge Kenntnisse finde, die man in andern Gegenden Asiens vergeblich sucht, die richtigere zu seyn. Bey so allgemeiner ungestrafter Unterdrückung und Misshandlung des Volks, wie sie Hr. *M.* annimmt, bleibt die fortdauernde unbezweifelt starke Bevölkerung und Kultur des Landes ein unerklärbares Räthsel. Die Ursache mancher Vorstellungen, die wir übertrieben finden, ist die bekannte Hypothese: alles, was von „den weissen schön gebildeten Tataren" abstammt, hat vorzügliche Anlage zur Aufklärung und Ausbildung; alle Völker des südöstlichen Asiens leitet er aber „von den schwarzgelben hässlichen Mongolen" her, folglich kann aus ihnen nichts gutes kommen. Diese Voraussetzung geht so weit, dass Hr. *M. ohne* weitern Beweis gerade zu behauptet, Dschengiskan könne kein Mongole gewesen seyn, weil er einen hübschen Körperbau hatte. Und um begreiflich zu machen, wie ein Theil der Bewohner auf den Inseln des Südmeers, der mongolischen Nachbarschaft unbeschadet, zur schönen Menschengattung gehören und doch aus Asien abstammen könne, leitet er sie aus den edlern, von tatarischem Blute entsprungenen Kasten der Hindu ab, welche durch die Araber in die ostindischen Inseln, und dann noch weiter ostwärts gejagt wurden. Doch diese oder ähnliche Behauptungen sind unsern Lesern schon aus andern Recensionen von des Vf. Schriften bekannt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schulschriften. *Altenburg*, b. Richter: *Christ. Henr. Lorenz Publicae pauperum apud veteres curae specimina.* 1797. 46 S. 4. — So sehr man durch den Titel dieser Schrift angezogen wird, so unangenehm ist es, sich beym Lesen durch so viele fremdartige oder nur in sehr entfernter Beziehung zu dem Armenwesen stehende Gegenstände durcharbeiten zu müssen, ehe man das Wenige erfährt, was Griechen und Römer für Arme, Verwaiste, Invaliden, geleistet haben. Weit mehr Anstalten zur Unterstützung der Armen finden sich bey den Juden, Türken, Christen, welche der gelehrte Vf. kürzlich bemerkt hat. Die Veranlassung zu dieser dem Geburtstag des regierenden Herzogs von Gotha zu Ehren herausgegebnen Abhandlung gaben die neuen wirklich sehr preiswürdigen herzoglichen Armenanstalten im Fürstenthum Altenburg.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 2. März 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Fleischer dem jüngern: *Wilhelm Taplin's Stallmeister oder neuere Rossarzneykunde; nebst einem Anhange über die Hundeseuche. Erster Theil*, a. d. Englischen. 1796. 387 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Taplin zeigt sich allerdings als einen denkenden Rossarzt, der sich um seine Landsleute dadurch sehr verdient macht, dass er ihnen die Irrthümer und Vorurtheile, zu denen sie ihre *Gibson*, *Brake* u. a. verleitet hatten, aufdeckt und richtigere Begriffe sowohl von dem Wesen, als von der Behandlungsart der Rosskrankheiten zu verbreiten sucht. Er berechnete daher diesen seinen Vortrag nach der Fassungskraft auch der Nichtärzte, und befolgte in dieser Hinsicht ein sehr instructives Eintheilungsprinzip, nämlich, die Krankheiten nach ihrer Verwandschaft oder der Aehnlichkeit der Behandlungsart zu klassificiren. Bey den Untersuchungen selbst scheint er jedoch den Gesichtspunkt der Gemeinnützlichkeit nicht allzu selten aus den Augen verlohren zu haben; denn bey vielen Krankheiten mangeln die genauen Schilderungen ihrer Symptome, auf der andern Seite sind die Theorieen oft zu hoch gespannt, und meistens die Gegenstände in der medicinischen Kunstsprache dargestellt. Dass die Mittel äusserst zusammengesetzt sind und dadurch kostbar werden, will Rec. nicht einmal in Anschlag bringen, da in England Verschwendung dieser Art Ton zu seyn scheint. Dies abgerechnet, sind die Heilungspläne gewöhnlich richtig und rationell angelegt.

In diesem ersten Theile untersucht T. nach einer Einleitung über Beurtheilung und Wartung des Pferds 12 Klassen. Die *erste Klasse* enthält das *Ueberbein*, *Spaat*, *Gallen*, *Lahmheit* und Verstauchen. Wider den selbst etwas alten Blutspaat wendet man in Irrland ein Liniment aus Kanthariden und Baumöl mit Vortheil an. (Ueber den Sitz der Flussgallen hat der Vf. noch nicht ganz richtige Begriffe: sie so wohl, als, nach des Rec. Meynung, auch der Flussspaat sind Krankheiten der Schleimbeutel.) Von der Behandlung der letztern spricht der Vf. unbefriedigend. Der Kur der Flussgallen durch Eröffnung ist er nicht günstig und will das Uebel lieber durch zertheilende Umschläge behandelt wissen; allein wenn diese nun, wie es meistens der Fall ist, nichts helfen, dann bleibt jene immer das einzige Heilmittel; auch sind die Einwendungen wider dieselbe, dass die Flechsen dabey verletzt werden könnten, dass sich die Ränder nicht wieder vereinigen dürften, keineswegs wichtig, denn sie gründen sich nicht auf das Wesen der Operation, sondern auf die Ungeschicktheit des Operirenden. Der Vf. will die Wunde durch die geschwinde Vereinigung geheilt wissen, allein die Eiterung scheint hier den Vorzug zu verdienen, weil man dann weniger Rückfälle zu befürchten hat. Unter der Rubrik Lahmheit wird nur die von Strapazen entstandene näher erörtert. *Zweyte Klasse. Schrunden*, *Raspe*, *Unterküde*, *Mauke.* Die Unterküde (Strahlfäule wird S. 72. eine krampfadrige Beschaffenheit genannt,) dies giebt keinen Begriff, soll wahrscheinlich krampfhafte heissen. Bey dem schon alten Uebel werden harntreibende Arzneyen angerathen, welche der Vf. bey mehrern äusserlichen Krankheiten gar sehr empfiehlt, und überhaupt den Purgirmitteln vorzieht. *Dritte Klasse. Lederbund*, *Rehe*, *Raude und Wurm.* Es ist sonderbar, dass T. beym Lederbunde, einer Abmagerung mit steifer, fest anliegender Haut und einem feinschuppigen Ausschlage, der von Dürftigkeit in Futter und Wartung entsteht, eine Aderlass anräth, um eine kleine Aenderung im Blutumlauf zu bringen! aber er ist überhaupt mit dem Aderlassen ziemlich verschwenderisch. — Die Rehkrankheit ist nicht bloss Hautkrankheit, wofür sie T. ausgiebt: von der äusserlichen besonders im Anfange der Krankheit so heilsamen Behandlungsart sagt er gar nichts. — Der Wurm ist keine Krankheit der Blutgefässe, wie T. meynt, und entsteht noch viel weniger durch Zerfressung derselben, sondern hat seinen Sitz im Saugadersysteme, wie dies schon das traubenartige Ansehen der Wurmbeulen zu erkennen giebt. Purgiren, Schwefel und Spiesglas sind die innerlichen, Kampfergeist und Essig auf die Knoten, und Quecksilbersalbe in die Geschwüre die äusserlichen Mittel. Mit Recht eifert der Vf. wieder das Brennen und Aetzen. *Vierte Klasse. Wunden*, *Geschwüre*, *Fistel und Genikfistel.* Unter den Wunden, über deren Behandlung der Vf. sehr vernünftige Grundsätze äussert, werden zugleich das geschundne Knie, der Eisenstreif, und die Beschädigungen der Krone betrachtet. *Fünfte Klasse. Geschwülste*, *Wirbel*, *Nabelgallen und Hornschwamme.* Ueber Wasser-Speck-Balggeschwülste und Scropheln nur allgemeine Anmerkungen, ausführlicher über die einfache Geschwulst. *Sechste Klasse. Erkaltung*, *Husten*, *Seitenstich*, *Lungenentzündung*, *Bauchblasigkeit und Schwindsucht.* Erkältung liess sich keineswegs als eine eigne Krankheit, sondern nur als Ursache vieler Krankheiten ansehen. Beym Husten und Dampfe empfielt der Vf. das Aderlassen und Purgiren zu unbedingt, besonders bey dem letztern schaden oft Purganzen sogar, und das öftere

öftere Klystieren verdient den Vorzug. Ueberhaupt verwirft T. S. 164. die Klystiere, oder will sie in den seltnen Fällen, wo sie anwendbar sind, lieber mit der Blase, als mit der Spritze gegeben wissen. (Warum er sie verwirft, welches die seltnen Ausnahmen sind, und warum er die Blase wählt, darüber erklärt er sich nicht: eben so wenig ist er Freund von Tränken, sondern giebt, wo es nicht auf gar zu schnelle Wirkung angesehen ist, lieber Pillen, weil das Eingeben der erstern unbequem sey und viel dabey verlohren gehe). Dampf und Bauchblas sind Synonymen, auch schlägt er gleiche Kurarten vor, gleichwohl betrachtet er sie als zwey besondere Krankheiten. *Siebente Klasse. Fieber, Wurmbeisen, und Gelbsucht.* Es gebe nur zwo Arten von fieberhaften Beschwerden bey Pferden, nämlich das symptomatische und das Entzündungsfieber(?). Unterdrückung der Ausdünstung sey der Grund zu jedem Fieber(?) Von den epidemischen Fiebern, die T. lieber pestilenzialische (!) nennen will, hat er keine bestimmten Begriffe. Wider die Würmer fand auch er die Quecksilber und Spiesglasarzneyen am wirksamsten. *Achte Klasse. Strengel, Rotz, Hirschkrankheit, Krampfe.* Unter dem Titel Strengel wird das was andere Druse nennen beschrieben, auch das vorgeschlagne Heilverfahren kommt damit überein. Die Ursache, dass die Druse fast nur eine Krankheit der jungen Pferde ist, beruhe darauf, weil die Füllen durch reichlichere Fütterung und Mangel an Bewegung in ihren ersten Lebensjahren eine Menge zäher Unreinigkeiten sammelten, die dann, wenn das Pferd in Arbeit kommt, beweglich würden, daher erscheine die Druse meistens nicht eher, als bis dem Pferde der Sattel oder das Geschirr aufgelegt wird. (Man muss wohl überhaupt auf die natürliche Geneigtheit junger Thiere zur Schleimerzeugung Rücksicht nehmen, denn nicht alle Füllen werden gerade stark gefüttert; auch äussert sich die Krankheit nicht durchgängig erst mit der anfangenden Arbeit, oft schon, wenn das Thier noch nicht zum Arbeiten gebraucht wird, oft, wenn es schon lange gearbeitet hat.) Zur Nachkur empfielt er milde Mercurialpurganzen, zumal, wenn ein übelriechender Ausfluss aus den Nasenlöchern nach Heilung des Abscesses übrig bleibe und fürchten lasse, dass der Grund des Uebels in den innern Theilen liege (wenn dies ist, dann ist schon Rotz da; überhaupt spricht der Vf. von Wunden und Abscessen in der Nase als von Zufällen der gewöhnlichen Druse, die doch keinesweges dazu gehören.) Unter dem Titel *Ganaschengeschwulst* wird noch eine Abart von Strengel (Druse) beschrieben, die hauptsächlich von Erkaltung entstehe; diese Geschwülste solle man nicht zurücktreiben, sondern zur Zeitigung bringen. (Aus allen ergiebt es sich, dass der Vf. das darunter verstehe, was andere einen bösartigen Strengel, der in Rotz überzugehen droht, nennen.) Wider den Rotz Dampfbähungen aus riechenden Kräutern, schleimige Einspritzungen mit Grünspanessighonig und Quecksilbereinreibungen in die Drüsen, vorher aber der Versuch, ob sie sich in Eiterung setzen lassen. Die Trepanation hinterlasse allemal ein schwaches Thier. Unter den Gesichtspunkt, Schwindel und Convulsionen bringt der Vf. den Schlag, die Krampfe, die Fallsucht, die Lähmung, die Hirschkrankheit. *Neunte Klasse. Kolik, Durchfall und Fettschmelzen.* Ohnerachtet der Vf. die ehemaligen hitzigen Mittel in der Kolik verwirft, so schlägt er doch fast nicht minder hitzige, Ingwer, Nelkenpfeffer, Wachholderöl vor, mit denen man doch auch, selbst in der Windkolik äusserst behutsam seyn muss. Beym Fettschmelzen gehe wirkliches Fett ab. *Zehnte Klasse. Strangurie und andere Krankheiten der zur Absonderung und Ausscheidung des Harns gehörigen Theile. Eilfte Klasse. Krankheiten des Augs*, der schwarze, der graue Staar, die Augenentzündung. *Zwölfte Klasse. Raspe, Gaumengewächs, Kurbe, Kronengeschwür und Ringbein.* Bey dem Kronengeschwür schränkt sich der Vf. auf den Anfang und geringern Grad desselben ein. (Die Kurbe hat ebenfalls ihren Sitz in den Schleimbeuteln.)

Unter dem Titel: *Nacherinnerungen* zeigt der Vf. noch besonders den Einfluss schlechter, unregelmässiger Abwartung und Fütterung auf Entstehung der Krankheiten, mit namentlicher Hinsicht auf die Augenfehler, den Bauchblas, die Mauke, die Windkolik; dann folgen noch Erinnerungen über einige zufällige Uebel, die sich nicht füglich unter eine der obigen Krankheitsklassen bringen liessen, z. B. über die Geschwülste an der Stelle, wo Blut gelassen wurde, über den Wolf am Hufe, den Mundkrebs, die Hornspalte. Endlich *Supplemente,* welche eine Anweisung, die Pillen mit der Hand einzugeben, die Geschichte einer gestochenen Flechse, eines glücklich geheilten Wurms, einer glücklich geheilten Flechsenlähmheit (ist unbedeutend) einen Fall einer gestochnen oder beschädigten Flechse, und Bemerkungen über gestochne oder Dornwunden enthalten.

Im Anhange von der *Hundeseuche*, als einer Hinterleibskrankheit bestätigt der Vf. durch Erfahrungen die Wirksamkeit des bey uns fast allgemein bekannten Verfahrens mit Brechmitteln und purgirenden Klystieren. — Die Uebersetzung selbst ist genau und fliessend.

KINDERSCHRIFTEN.

Weimar, im Industrie-Comptoir: *Bilderbuch für Kinder, enthaltend eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Mineralien, Trachten, und allerhand andern unterrichtenden Gegenständen aus dem Reiche der Natur, der Künste und Wissenschaften; alle nach den besten Originalen gewählt, und gestochen; und mit einer kurzen wissenschaftlichen und den Verstandes Kräften eines Kindes angemessenen Erklärung begleitet.* No. XXI—XXXIII. 1796. 1797. 4.

Die bereits so beträchtlich fortgerückte, durch den Beyfall des Publicums unterstützte Sammlung, hat bey ihrer Fortsetzung an Mannichfaltigkeit, Menge, und Auswahl der Gegenstände nicht verloren, und in der

der Ausführung großentheils gewonnen. Die obenbemerkten Hefte enthalten an *Säugthieren* das wilde und zahme Pferd, den Dshiggetai und Onager, den zahmen Esel, das Maulthier, den Maulesel, den Quagga; den gemeinen, den Dam- und Elennhirsch; den Steinbock, die gemeine und angorische Ziege, die Ziege von Mamber und Juida, den Zwergbock; den Auerochsen, den zahmen Ochsen, den Bison, Büffel und Zebu; den Grunzochsen, die indische Kuh, den afrikanischen Büffel, den Muskusochsen, achtzehn merkwürdigere Gazellen und Antilopen; den Argali, das gemeine Schaaf, und fünf vorzügliche Abänderungen desselben; das wilde und zahme Schwein, das Nabelschwein, nebst dem äthiopischen und siamischen; das Murmelthier, den Ziesel, und einige ihrer Verwandten, den gemeinen und Goldmaulwurf, von Fischottern, Wieseln und Mardern die gemeinen und fremden Arten, fünf Savien oder Halbhaasen und acht Walfische. Die ungemeine Treue in den schicklich und verhältnißmäßig verkleinerten Abbildungen der Säugthiere und Vögel verdient gewiss alles Lob. Von *Vögeln* findet man siebzehn gemeine und ausländische Arten der Raben, Häher, und Elster, neun Arten Waldhühner, sieben Hähne und Fasanen, acht Lerchenarten; von *Fischen* drey Störarten, den Wels; Spiegelfische, Meerskorpionen, den Meerpfau, die Lamprete, das Neunauge, die Muraene, viele Schollenarten, den Einhornfisch, Messerfisch, Seedrachen, das Seepferd, die Aalmutter, den Seeteufel, mehrere Hayen und Rochen, Karpenarten, Barsche, den Hecht, den Aal, und fünf Arten Forellen; von *Insecten* die Menschenlaus, den Floh, den Koschenillenwurm, und den Kermes; von *Pflanzen* die Cassava, die Batatten, den Orleanbaum, den Safran, den Drachenblutbaum, die Arecapalme, den Waid, den Wau, den Waitzen, Roggen, Hafer, und die Gerste, die Schierlingsarten, mehrere essbare und giftige Schwämme, die Tollkirsche, den Nachtschatten, die Sagu und Dattelpalme, den Reis, Dinkel, und Buchwaitzen, den Mays, Hirsen, Lein, Hanf, die Kartoffeln und den Zuckerahorn. Auch sind auf zwey Tafeln die Haupttheile der Blumen nach Sowerby's Zeichenbuche dargestellt. Zur *Kunst- und Menschen-Geschichte* gehören die Abbildungen ägyptischer Mumien, der verschiednen Arten von Miliz der Römer oder der Alten überhaupt, und ihrer Geräthe zu Belagerungen, nebst der Tafel, welche die einfachsten Werkzeuge zum Heben und Trennen enthält. Dass alle diese Gegenstände nicht untereinander geworfen vorkommen, sondern auf jeder Tafel in einer gewissen allgemeinen Beziehung auf einander stehen, und, dass der Text die Kupfer deutsch und französisch erklärt, ist schon aus der Einrichtung des ersten Bandes, der sich mit dem zwanzigsten Hefte schloss, bekannt.

KLEINE SCHRIFTEN

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Paris*, de l'imprimerie de la republique: *Recherches sur les causes des maladies charbonneuses dans les animaux; leurs caracteres, les moyens de les combattre et de les prevenir.* Par *J. H. Gilbert*, Professeur vétérinaire et membre de l'agence de la commission de l'Agriculture et des Arts. *Imprimé par ordre de la commission executive d'Agriculture et des Arts.* An. III. 72 S. 8. Diese Untersuchungen wurden durch ein brandartiges Faulfieber, das im Sommer 1793. in mehrern französischen Gemeinden unter dem Hornvieh und den Pferden herrschte, veranlasst. Das Wesen dieser sich unter so mancherley Gestalten darstellenden Seuche ist bereits aus den Untersuchungen älterer französischer, und auch neuerer deutscher Thierärzte, *Rumpelts*, *Glasers*, *Adamis*, *Kunschs*, *Niederhubers*, *Havemanns* u. a. bekannt. Rec. glaubt daher nur das Eigne des Verfassers oder der gegenwärtigen Epizootie ausheben zu dürfen. Der Hauptgrund dazu sey in dem durch Nässe verdorbnen Futter, besonders Haber zu suchen, dies beweisst der Vf. theils durch den damaligen Witterungs- und Futterstand, theils durch die Geschichte ähnlicher Epizootien, die er in chronologischer Ordnung mit besonderer Rücksicht auf die genannten beiden Gegenstände verzeichnet; ein Verzeichniss, das noch durch mehrere Fälle, besonders in Deutschland, hätte vollständiger gemacht werden können. (Ueberhaupt betrachtet der Vf. die Witterung zu sehr nur als mittelbare Ursache der Krankheit, sie wirkt aber unstreitig auch zugleich durch ihnen unmittelbaren Einfluss auf dem thierischen Körper bey.) Dann werden die *vorläufigen Kennzeichen* dieses Fiebers, oder der sogenannten Karfunkelkrankheiten angeführt. Das Rauschen der Haut, beym Daraufhinstreichen, und besonders die hohe Empfindlichkeit, wenn man das Thier mit der Hand etwas stark auf dem Rückgrate hindrückt, seyen eines der sichersten Merkmale, das Daseyn dieser Krankheit auch bey denen dem äussern Anscheine nach vollkommen gesunden Thieren zu erkennen; letztere zeige sich jedoch nur in gewissen Punkten des Rückgrats und unterscheide sich dadurch von der gewöhnlichen allgemeinen Empfindlichkeit dieses Theils bey jungen Thieren: jezuweilen seyen diese Stellen heiss, bisweilen lassen sich schon unter der Haut kleine flache Beulen fühlen. (Jene beiden Merkmale waren bey den Seuchen, die *Rumpelt*, *Kunsch* u. a. beschrieben, keyweiten nicht so allgemein, als sie der französische Thierarzt zu schildern scheint.) — *Die äussern Zufälle der Krankheit selbst.* Unter mehrern andern, bald Blasen und Geschwüre im Maule, bald wirkliche Karfunkeln hie und da auf der Oberfläche des Körpers, bald Drüsengeschwülste in den Weichen und am Vorderbuge, bald lymphatische, bald Luftgeschwülste. Sehr richtig bemerkt daher der Vf., dass der Name Karfunkelkrankheit nicht passend sey, auch dass man diese verschiedenen Symptomen einer und eben derselben Krankheit mit Unrecht für so viele verschiedene Krankheiten gehalten und sie unter eignen Nahmen aufgestellt habe, z. B. *charbon blanc, charbon noir, glossanthrax, avant-coeur, anticoeur, noir cuisse, rouge cuisse, pictain* u. s. w. (und unter den deutschen, der *Zungenkrebs*, *Lungenbrand*, *Gliederbrand*, *Lederbrand*, *Pestbeulen*, *gelbe Knopf etc.*) *J'ai vu*, fährt er fort, *toutes ces pretendues espèces de charbon, regner dans le même temps dans un foyer assez borné; toutes n'etaient elles-mêmes que les symptômes d'une fievre putride gangreneuse*, (brandartiges Fieber, ist keine ganz schickliche Benennung, bezeichnender wäre, entzündlich galliges Faulfieber, denn darinne besteht unstreitig das Wesen der Krankheit:) *dont les caracterès offraient des modifications differentes à raison des dispositions, qu'elle trouvait dans les divers individus qu'elle affectait. — — Mais dans ces eruptions, quel qu'ait pu être leur caractère, bien loin d'appercevoir la maladie, je n'ai vu au contraire que le produit d'une crise plus ou moins salutaire, que l'effet des efforts de la nature pour se debarrasser d'une humeur delétere qui l'opprime.* Die inneren

Veränderungen. Fast durchgängig waren die Brusteingeweide im brandigen Zustande. Bey denen Häuptern, die plötzlich ohne Ausbruch äusserlicher Beulen fielen, waren dafür im Gekröse, in der Leber, in der Milz und in den meisten Eingeweiden ganz schwarze Geschwülste, auch ziemlich oft das Gehirn, das Herz mit kleinen, schwarzen Brandflecken übersäet. (Eine genauere Beschreibung dieser Geschwülste würde nicht unnöthig gewesen seyn.) Die Milz war fast immer *d'un volume tres considerable* und aufgelöst: (G. scheint dies als einen Krankheitszufall anzusehen, der es bekanntlich nicht ist.) *Von der ansteckenden Eigenschaft dieses Fiebers.* Der Vf. sucht sie durch mehrere eigne Erfahrungen zu beweisen: Er selbst bekam von einem Tropfen Blut, den er bey der Zergliederung eines Ochsen an den Finger brachte, ein kleines Geschwür, das er sich durch tiefes Brennen heilte: viele Einwohner zu Argenton bekamen wirkliche Karfunkel und mehrere starben; neun Schweine, die das Blut einer gefallnen Kuh beschnoberten, Hüner, Enten starben: man stellte Ochsen, die einige 20 Meilen weit hergeholt worden waren, in einen ausgestorbnen Stall, und in 15 Tagen waren sie auch krank; Hunde, Wölfe, Bären, welche von den Aesern fressen, krepiren; der Vf. gab einem Hunde dergleichen Fleisch gekocht, ohne dass es ihm schadete, allein diese einzige Erfahrung beweise nichts für den unschädlichen Genuss solches Fleisches, denn er sah, wiewohl selten, auch rohes Fleisch von manchem Hunde ohne Nachtheil verzehren. Ein Pferd, das eine frische Ochsenhaut in einem Sacke getragen hatte, bekam einige Stunden darauf eine Brandbeule an den Lenden. (Höchstwahrscheinlich kann also durch gewisse Ursachen, z. B. durch wärmeres Klima, das Miasma so exaltirt werden, dass diese Krankheit, welche andere Beobachter als nicht ansteckend fanden, ansteckend wird: denn so wühlte *Adami* in den Eingeweiden gefallner Stücken mit den Händen herum, ohne angesteckt zu werden, man rieb die Materie aus den geöffneten Beulen andern Gesunden ohne Erfolg zu wiederholtenmalen ein, Kälber sogen unbeschadet an ihren kranken Müttern, die hernach fielen.) — *Präservativbehandlung.* Der Vf. empfielt das Bespritzen des Futters mit einer Seesalzauflösung (Küchensalz mit unter gefuttert leistet eben das.) Die Gewohnheit, gemeinschaftliche Leckkuchen aus dergleichen Salz und Kreide oder Gips im Stalle aufzuhängen, ist verwerflich: weil leicht ein Stück den kranken Speichel eines andern verschlucken kann. Man füttere das Thier sparsamer, damit sie weniger krankmachende Stoffe mit dem schlechten Futter in den Körper bekommen (nicht bloss in dieser Rücksicht und bey schlechten Futter, sondern auch bey dem besten ist Mässigkeit vorzüglich anzurathen, weil oft bey den Thieren die Verdauungskräfte in Beziehung auf das Wiederkauen schon unterbrochen sind, indess es noch mit Lust frisst und dem Anscheine nach gesund ist, diese Ueberladung der ersten Magen aber, aus Mangel an ihrer Ausleerung nothwendig das Uebel vermehren muss.) Man füttere kein über den Ställen aufbewahrtes und durchdunstetes Futter: 10 Pfund dort gelegnes Heu wogen nach 24 Stunden beynahe eilf und ein halbes Pfund. Das Aderlassen verwirft der Vf. als Vorbauungsmittel ganz und empfielt das Haarseil, beides nach Erfahrungen. (Gerade also *Kausch's* Erfahrungen entgegen: ohnstreitig erlaubt aber die Natur der Sache weder die unbedingte Empfehlung, noch Missbilligung des einen oder des andern; man hat immer auf die individuelle Constitution der Thiere, auf den Genius der Epizootie, auf die Jahreszeit, auf Vollblütigkeit, Alter, auf das Prädominirende des entzündlichen oder fauligen Karakters der Seuche, bey der Wahl des einen oder des andern Rücksicht zu nehmen. In den wärmern Klimaten mag wohl der faulige Karakter grösstentheils die Oberhand haben, daher die Haarseile dort den Vorzug verdienen.) — Von den Abführmitteln sagt der Vf. gar nichts, die doch bey der so häufigen, fast durchgängigen Complication mit galligen Unreinigkeiten nicht aus der Acht zu lassen sind. — *Kurativbehandlung.* Nur äusserliche Mittel seyen anzuwenden, alle innere Mittel verwirft der Vf. bey wiederkauenden Thieren als schädlich, wenn sie in grosser, und als unzureichend, wenn sie in kleinen Gaben gebraucht werden, weil ihre Magen zu weit und beständig mit Futtermasse angefüllt wären. (Dieser Grund dürfte aber wohl nicht hinreichen, denn das Getränk geht nach *Camper*, nicht, wie die Speise, erst in die zwey ersten angefüllten Magen über, sondern gerade aus dem Schlunde in den dritten und von da in den vierten; Arzneysubstanzen, jedoch in Flüssigkeit hinlänglich aufgelöst, dürfen also, wenigstens in jener Rücksicht nicht unwirksam seyn. Mehr scheint die Unwirksamkeit der antiseptischen Mittel, — denn diese meynt der Vf. besonders, — davon abzuhängen, dass man entweder die Gabe, oder die Periode der Krankheit nicht genau trifft, sie entweder in zu geringer Quantität, oder zu spät und erst dann reicht, wenn der vierte Magen sich schon in einem unempfänglichen zum Brand geneigten Zustand befindet; ihre Schädlichkeit aber *darauf* zu beruhen, dass man sie zu früh, ehe noch der örtliche Entzündungszustand der Magen geschwächt ist, oder zu wenig in Verbindung mit entzündungswidrigen, einhüllenden etc. Mitteln giebt, wo sie dann nothwendig die Krankheit erhöhen müssen. Ueberdies giebt es aber gewiss auch Epizootien dieser Art, welche weniger mit örtlicher Affection der Verdauungswerkzeuge verbunden sind, und in diesen dürften innerliche Mittel das ihrige vorzüglich leisten.) Nur bey Thieren mit einem Magen, bey Pferden billigt er innerliche Arzneyen, und zwar Tränke aus irgend einem gewürzhaften Pflanzenkörper mit Kampher, Cinna und flüchtigen Alcali; jedoch immer nur dann, wenn das langsame Entstehen der Geschwülste und die Schwäche des Pulses allgemeine Kraftlosigkeit der Natur anzeigen. Ausserdem bedient er sich folgender Mittel: Klystiere, gleich im Anfange, und dann täglich fort zweymal; den vorliegenden Mist solle man nicht mit der Hand, sondern mit einem eingeölten hölzernen Löffel herausholen. Der Vorschlag des Verfassers durch eine Röhre die Klystiere einzugiessen, kann unmöglich ausführbar seyn. Haarseile, an diese läst Hr. G. noch schwarze Nieswurz befestigen, läst sie auch noch eine geraume Zeit nach erfolgter Besserung liegen; wenn sich die durch das Haarseil herbeygezogne Materie verhärtet, soll man sie unten aufschneiden und mit einem Eisen tief brennen; vor und nach dem Ziehen des Haarseils solle man des Fiebers wegen den Thieren mehrere Stunden nichts oder wenig zu fressen geben. (Dies muss überhaupt während der ganzen Krankheit beobachtet werden.) Eine interessante Bemerkung ist, dass wiederkauende Thiere beträchtlich lange hungern können: der Vf. hielt einen Hammel acht Tage *ohne* Futter. Man soll zum Haarseilziehen trockne, warme Witterung wählen. (Aber wie ist dies allemal möglich?) — Die Behandlung der Geschwülste muss nach der Form und dem Sitze derselben verschieden eingerichtet werden. Die Geschwüre im Maule bepinselt man am besten mit Vitriolsäure. Kleine runde Beulen am übrigen Körper rottet man aus, wo man dies fürchtet, brennt man sie und verbindet mit einer Salbe aus Basilicum und Terpentinessenz, Kanthariden und Sublimat: in grosse, flache Geschwülste macht man mehrere sehr tiefe Einschnitte, streicht sie mit der genannten Salbe aus, zieht Haarseile durch, citern sie, so werden sie mit Salzwasser verbunden. Einen Zirkelschnitt mit einem glühenden Messer rings um die Beulen herum zu machen sey unrathsam. — Kaubalien von Knoblauch, Pfeffer, Asant u. s. w. schienen das Thier durch den erregten starken Speichelfluss weit munterer zu machen. Stärkende Mittel verwirft der Vf.; weniges, aber gutes Futter mit Salzwasser angesprengt und Kleientränke gaben die beste Stärkung. Die Härte und die pergamentähnliche Trockenheit der Haut sucht er durch Dampfbäder und Reiben zu erweichen. (Und *Kausch* begoss mit kaltem Wasser.) — Zur Reinigung der Ställe und anderer Geräthschaften wird besonders das Waschen mit heissem Wasser empfohlen, das Ausräuchern und Ausweissen mit Kalk für unzureichend und das letztere sogar als schädlich erklärt. Die wirksamste Räucherungen seyn indess die von *Moreau* vorgeschlagenen Dämpfe von Küchensalz und Vitriolsäure.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 3. März 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Lemgo, in der Meyerschen Buchh.: D. *Georg Ludwig Gebhardt's Biblisches Wörterbuch als Realconcordanz* über die sämmtlichen heiligen Bücher des *Alten und Neuen Bundes*, für Prediger und andere Freunde und Verehrer der heiligen Schriften. Mit einer Vorrede des Hn. Geheimen R. Raths *Hezel*. Dritten Bandes drittes Stück. 1796. 905 bis 1264 S. 8.

Rec. vermuthete bey der Anzeige des 2ten St. des 3ten B. (A. L. Z. Nr. 349. Nov. S. 331.) noch einen vierten Band. Statt dessen kommt hier blofs noch die dritte Abtheilung zum dritten Band; so dafs also dieser Band stärker als die vorhergehenden ausgefallen ist. Es würde aber gar leicht aus dieser dritten Abtheilung ein vollständiger Band haben gemacht werden können, wenn der Vf. nicht zum Ende geeilt zu seyn schien. Denn er hat erstaunliche Lücken gelassen und unzählige Worte übergangen, die seine einmal angefangene Classification der verschiedenen Wortbedeutungen gar wohl verdient hätten. Rec. will nur einige Hauptwörter, ohne die abgeleiteten zu rechnen, hier anführen, welche unter dem einzigen Buchstaben *U* nicht hätten weggelassen werden sollen. Z. B. *Verbergen, Verbinden, Verblenden, Verbrennen, Verfolgen, Verkündigen, Verlieren, Vermögen, Vernunft, Versammeln, Verschliessen, Verschlingen, Verschmachten, Versiegeln, Verstand, Verwerfen, Umgehen, Umkommen, Unbeschnitten, Unflath, Unfruchtbar, Unglück, Unnütz, Untergehen, Unterthan, Unterweisen, Untüchtig, Untugend, Volk, Vollenden, Vorhaut, Ursache* u. f. w. Vielleicht müssen auch die folgenden Stellen mit dieser Eilfertigkeit des Vf. entschuldigt werden. S. 931. Unter der Rubrik *Vergeben, und zwar die gegen Gott begangenen Sünden an Gottes Statt,* sind Schriftstellen angeführt, in welchen auch nicht ein Wort von der *Vergebung der Sünden an Gottes Statt*, sondern vielmehr das Gegentheil vorkommt; nämlich 2 Mos. 10, 17. wo Pharao zu Mose und Aaron sagt: Vergebet mir diesesmal meine Sünde und bittet den Herrn euren Gott, dafs er diesen Tod von mir wegnehme; 1. Sam. 15, 25. hier sagt Saul zum Samuel: ich habe gesündigt, dafs ich des Herrn Befehl und deine Worte übergangen habe — und nun vergieb mir die Sünde und kehre mit mir um, dafs ich den Herrn anbete. Pharao und Saul wufsten also nichts von einer *Vergebung der Sünden an Gottes Statt*, sondern dieser wollte vielmehr selbst Gott darum bitten, und jener wünschte, das Moses und Aaron für ihn bitten möchten. Auch 2. Kor. 2, 10. steht zwar in der Lutherschen Uebersetzung: ich vergebe dem Blutschänder um euretwillen *an Christi Statt*; allein dies heisst ja nicht so viel, als *an Gottes Statt*, und liegt nicht einmal in den Worten ἐν προσωπω Χριςȣ. Desto auffallender ist daher die Anmerkung, welche noch dazu von Unwissenden leicht auf die Rechtmäfsigkeit des erst nach mehrern Jahrhunderten aufgekommenen Kirchengebrauchs der Vergebung der Sünden im Beichtstuhl gemifsdeutet werden könnte: *Im A. B. hatten die Religionslehrer, Priester, das Recht, an Gottes Statt Sünden zu vergeben, und eben dieses hat auch Christus den Religionslehrern im N. B. gegeben.* Eben so altväterisch lautet die Erklärung von Zaubern. *Es heisst* 1) *eigentlich mit Hülfe eines höhern Wesens wunderbare Dinge verrichten, sich auf magische Künste verstehen.* 2) *Uneigentlich Gaukler, Taschenspielerey* u. f. w. Und dabey die Anmerkung: *Man theilt die Zauberey ein:* 1) *in grobe,* d. i. *solche, wo man mit Hülfe des Teufels oder böser Geister wunderbare Dinge verrichten will;* 2) *in subtile,* d. i. *solche, wo man mit Hülfe Gottes oder guter Geister dieses thun will.* So wenig diese beiden Anmerkungen im theologischen Sinne richtig waren, eben so wenig ist es die folgende im philosophischen. Die *Wiedergeburt* wird in die *eigentliche* und *uneigentliche*, und diese wiederum in die *physische* und *moralische* eingetheilt und mit der Anmerkung begleitet: *Die physische besteht in zwey Stücken, in einer Umschaffung* 1) *In Ansehung des Wesens*, z. B. *wenn eine Raupe in einen Papillon verwandelt wird.* 2) *In Ansehung des Verhaltnisses*, z. B. *wenn ein Mensch von einer Religion zu der andern übergeht, ein Jude zum Christenthum.* Etwas geziert lautet die Erklärung von Sir. 7, 20. S. 933. *Uebergieb*, d. h. *entferne von dir, abandonnire deinen Freund.* Und sonderbar die von Sir. 30, 8. S. 1031. *Und wenn der Herr also versöhnt ist*, *besser: wenn der Herr sich Ehre machen, sich verherrlichen wollte.* Der griechische Text ist: ἐαν κυριος ὁ μεγας θεληση, wenn es dem grofsen Gott gefallen sollte. Ferner S. 945. Buch der Weish. 10, 11. *Uebervortheilen* soll zu übersetzen seyn und zwar am besten durch *getrieben werden:* (αὐτων) *Da er*, *Jakob*, *übervortheilt ward von denen, die ihm Gewalt thaten*, *besser: da sie, Laban und andere, von Habsucht getrieben, beherrscht wurden.* Der griechische Text ist: ἐν πλεονεξιᾳ κατισχυοντων αὐτον παρεςη, die Weisheit stand ihm bey der Habsucht seiner Unterdrücker bey. *Uebervortheilen* war also nicht Uebersetzung von κατισχυω, sondern von πλεονεξια; und αὐτον hat der Vf. eigenmächtig in αὐτων verwandelt. Ferner soll Buch der Weis-

Leit 14, 21. S. 467. *Welt* besser zu übersetzen seyn, *Leben: aus solchen kam der Betrug in die Welt: besser: diese Nachstellungen waren gegen dieses Leben.* Der griechische Text: *και τυτο έγενετο τω βιω έις ένεδρον*, giebt diesen Sinn: *dies ist nun eben Unglück worden für die Welt*, d. h. für die lebenden Menschen. Endlich soll Sir. 11, 30. S. 1167. das Wort *Welt* in den Worten: *Denn die Welt ist voll Untreue und List: besser ausgelassen und übersetzt werden: viele Nachstellungen des Teufels giebt es.* Der Vf. muss also wohl statt *πολλα τα ένεδρα τα δολια* zu lesen geglaubt haben *π. τ. ε. τα διαβολα*. Da wir nun nunmehr das ganze Werk des Vf. vor uns haben: so verkennt zwar Rec. den von ihm dabey angewendeten grossen Fleiss keinesweges; zweifelt aber sehr, ob sich Prediger die Mühe geben werden, in zweifelhaften Fällen alle die genauen Zergliederungen und gesuchten Classificationen der Wortbedeutungen, welche bey den mannichfaltigen Erklärungen der biblischen Stellen oft nicht einmal Statt finden, durchzulesen; zumal wenn sie ein oder das anderemal die gesuchte Stelle nicht gefunden haben. Rec. hat deswegen auch gleich bey der ersten Anzeige im Vorbeygehen den Wunsch geäussert, dass am Ende ein vollständiges Register von allen vorkommenden und erläuterten Stellen angehängt werden möchte, welches denen, die sich etwa über dunkle Stellen Raths erholen wollen, die Uebersicht beym Nachsuchen sehr erleichtert haben würde.

Leipzig, b. Jacobäer: M. G. *J. Wichmanns*, zuletzt Oberpfarrer und Superintenden zu Grimma, *biblische Hand - Concordanz und Wörterbuch* zur Beförderung eines schriftmässigen und nützlichen Vortrags beym Religionsunterrichte und zur Erleichterung des zweckmässigen Bibellesens. *Zweyte* durchaus verbesserte, vermehrte und ganz umgearbeitete *Ausgabe*, nebst einem sehr vollständigen biblischen Spruchregister. *Zweyter und letzter Theil.* 1796. 566 S. Biblisches Spruchregister 109 S. 4.

Dieser zweyte und letzte Theil enthält die Buchstaben H bis Z und liefert zwar keine so ausführlichen Artikel wie der erste, ob es gleich nicht ganz an solchen fehlt, z. B. *Prophet*, *Psalm*, *Moses*, *Jesu*; steht aber gleichwohl, in Ansehung der Brauchbarkeit, jenem erstern Theil keinesweges nach. Dem Rec. sind nur wenige Artikel vorgekommen, welche etwas weitläuftiger bearbeitet zu werden verdient hätten, z. B. *Menschen - Sohn.* Es wird davon bloss gesagt, dass es eigentlich so viel, als *Mensch* heisse — dass Jesus sich selbst diesen Namen sehr oft beylege — dass Hr. D. Less darüber geschrieben habe — und dass unstreitig diese Benennung mit dem Ausdruck *Messias* gleichbedeutend sey. Dahin gehören auch die sehr unvollständigen Artikel *Mittler* und *Höllenfahrt Christi.* Auch wird die Erklärung von 1. Mos. 3, 15. (S. 301.) nach welcher eine wirkliche Weissagung von dem Messias in dieser Stelle enthalten seyn soll, indem die ganze Hypothese von alten Volksliedern, die Moses hier gebraucht habe, übel ausgesonnen sey, wenig Beyfall finden. Der Vf. dieses Artikels muss also von dem Vf. des Artikel *Moses* verschieden seyn. Denn dieser sagt ausdrücklich, dass das erste Buch Mosis aus alten mündlichen und schriftlichen Nachrichten und Urkunden zusammengesetzt sey. Bey dergleichen Stellen, in welchen die Verfasser nicht einerley Grundsätze befolgen, würde es gut gewesen seyn, wenn sie sich durch untergesetzte Buchstaben von einander unterschieden hätten. Dagegen sind die Artikel *Vergebung der Sünde*, *Wort*, *Wunder*, *Wiedererstattung* vorzüglich gut und reichhaltig ausgefallen. Winke für Prediger findet man häufig, z. B. bey *Himmelfahrt Christi*, *Rechtfertigung*, *Reue*, *Taufe*, *Teufel*, *Tod*, *Tugendsam*, *Verschwiegen*, *Zorn*, *Sinn*, *Obrigkeit*, *Jesus*, *Sabbath*, *Jüngster tag*, *Meineydig*, *Sicherheit*, *Leiden - Christi*, *Unterthan*, *Vermahnung*, welche wegen Eph. 6, 4. durch *Unterricht* erklärt und dabey unter andern gesagt wird: „Ein guter Prediger wird gewiss nicht in dem Wahne „stehen, dass man weiter nichts von ihm verlangen „könne, als etwa Sonntags eine Predigt zu halten, „oder ein Kind zu taufen. Ihm wird es eine seiner „schönsten Amtsbeschäftigungen seyn, täglich die „Schule zu besuchen und mehrere Stunden lang darin „selbst Unterricht zu ertheilen. Er wird auch darin „dem grossen Lehrer der Religion Jesu ähnlich zu „werden suchen, von welchem uns seine Schüler so „vielmal berichten: *er lehrte täglich in ihren Schulen*" u. s. w. Auch dem Artikel *Zeit* ist eine Anmerkung angehängt, welche die wichtige Pflicht, seine Zeit wohl anzuwenden, enthält, aber etwas vollständiger und bestimmter hätte abgefasst werden können. Denn wenn es unter andern heisst: „Die eigentlichen Berufsgeschäfte erfodern die meisten Stunden und können nicht abgebrochen werden. *Die heitersten Stunden gehören für die Privatandacht;* die übrigen kann „man dem Umgang mit Freunden, der Pflege der Gesundheit und dem Schlafe widmen:" so hatte doch wohl bestimmt gesagt werden sollen, ob hier *Stunden des Lebens* oder *des Tages* gemeynt seyen. Vermuthlich sind, weil des *Schlafs* und der *Pflege des Körpers* zugleich Erwähnung gethan wird, *Stunden des Tages zu verstehen.* Allein in diesem Falle hat der Vf. wiederum die *heitersten Stunden* unstreitig mit den *ruhigsten* und *stillsten* verwechselt, und nicht allein unbestimmt gelassen, ob die *innerliche* oder die *äusserliche Privatandacht* gemeynet sey, sondern auch überhaupt nicht daran gedacht, dass die *Privatandacht* nirgends im N. T. geboten ist. Wenn aber auch hier und da noch manches bey der Ausführung dieses Werks zu wünschen übrig bleibt: so werden es doch hauptsächlich Prediger mit dem grössten Nutzen brauchen können; und Rec. empfiehlt es ihnen daher mit allem Rechte auch noch deswegen, weil sie sehr oft die neuesten theologischen und exegetischen Schriften daraus können kennen lernen, in welchen sie über jede Materie weiter nachzulesen manche Veranlassung finden werden.

ERBAU-

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ALTONA, b. Hammerich in Comm.: *Predigten*, von *C. H. Kramer*, königl. dän. Consist. Rathe, Probsten (Probst) des Münsterdorfischen Consistorii und Hauptprediger in Itzehoe. Nach seinem Tode herausgegeben in zwey Theilen. *Erster Theil* nebst dem Bildnisse des Vfs. 1796. 12 S. Vorr. u. Inhaltsverz. u. 262 S. Text. (20 gr.)

Da nach der Anzeige der Wittwe des Vfs., welche die Herausgabe dieser von seiner Gemeinde gewünschten und von ihm bey Lebzeiten auf langes Andringen endlich versprochenen Predigtsammlung besorgt, auf sein ausdrückliches Verlangen darin nichts geändert werden sollte; weil es durchaus sein Wille war, vor dem Publicum in keiner andern, als seiner wahren und eigenthümlichen Gestalt zu erscheinen: so würden in sofern alle Erinnerungen der Kritik über Form und Inhalt dieser Vorträge zu spät kommen. Indessen läfst sich nach des Rec. Ueberzeugung gegen die von der Herausgeberin getroffene Auswahl, die fast durchgängig auf interessante und fruchtbare Themata gefallen ist, nichts einwenden, und den Predigten selbst das Lob einer eindringenden Herzlichkeit, eines durchaus darin herrschenden praktischen Sinnes, einer liebenswürdigen Vereinigung von Ernst und Sanftmuth, wo es auf Bestrafung herrschender Unsittlichkeit ankommt, einer fruchtbaren meistens ungezwungenen Benutzung des Textes oder anderer biblischer Stellen und Beyspiele, endlich einer eigenthümlichen, oft nicht gemeinen, den selbstdenkenden Wahrheits- und Tugendfreund charakterisirenden, Ansicht und Darstellung mancher Erscheinungen in der moralischen Welt nicht absprechen. Auf der andern Seite wäre freylich diesen Ausarbeitungen bey dem durchgängig darin herrschenden analytischen Gedankengange, (der übrigens an solcher Stelle seine grofsen Vorzüge hat) und bey der sonst sehr populären, auch nichts weniger als unedeln, nur nicht immer ganz correcten, und von Provincialismen freyen Sprache des sel. Vfs. ein gut Theil mehr Deutlichkeit, Bestimmtheit und logische Ordnung, weniger Abhängigkeit von den Fesseln eines nicht einmal exegetisch, geschweige philosopisch geläuterten dogmatischen Systems und weniger Verunstaltung durch unerklärte, zum Theil wirklich abentheuerlich klingende, dem Geiste des Zeitalters gar nicht angemessene Hebraismen aus der Lutherischen Bibelübersetzung zu wünschen. So findet es Rec. schwer, wo nicht unmöglich folgendes Thema mit seiner Eintheilung auf eine deutliche Vorstellung und ein logisch richtiges Verhältnifs seiner Bestandtheile zu reduciren: S. 97. am 24. S. n. Trin. „Erbauliche Rücksicht auf die mächtige Hand Gottes „da, wo wir uns ganz seiner Gnade trösten." „Sie „dienet 1) zur Erhaltung unsrer tiefen Ehrfurcht, 2) „zur Befestigung unsers kindlichen Vertrauens, 3) zur „freudigen Ausbreitung des göttlichen Lobes." Die sehr unbequem ausgedrückte und in Tropen gehüllte Proposition kann doch nichts anders heifsen als: es ist erbaulich — deutlicher noch — unsrer religiösen und sittlich guten Gesinnung förderlich, uns beym festen Vertrauen zu Gott (nichts anders als das, heifst doch: sich der Gnade Gottes ganz getrösten) die Erinnerung an seine Allmacht zu Gemüthe zu führen — schon das versteht sich von selbst; denn Vertrauen zu Gott schliesst die vernünftig modificirte Ueberzeugung von seiner Allmacht mit in sich — und nun unter die Gründe, warum es erbaulich ist, auch der: „es dient zur Befestigung unsers kindlichen Vertrauens" — ist das nicht ein höchst unlogisches *idem per idem*, da in der Proposition schon ein festes Vertrauen zu Gott als vorhanden vorausgesetzt war? Warum nun nicht für jene schematische Enunciation folgende ganz simple: „über den moralischen Nutzen einer lebendigen Erinnerung an die Allmacht Gottes?" wo allenfalls jene Eintheilung hingepafst hätte; ungeachtet wohl noch manche zweckmäfsigere sich hätte finden lassen. Fehlerhafte Einmengung von Hebraismen ist es unstreitig, wenn es S. 193. heifst: „Jesus bleibt demüthig gegen den, der ihn *gesalbt hat*," oder S. 179. „Ich bin da, dafs ich zum *Volk des Eigenthums* bereitet und in *das Buch des Lebens eingeschrieben* werde," oder S. 258. „Wenn wir schon lange in *Kedars Hütten* gewohnt, am fremden Joch gezogen haben — „dann hält es schwer Bufse zu thun." Sehr übertrieben und eine sehr falsche Anwendung jener Paullinischen Aeufserung ist es ferner, wenn dem wahren Freunde des Guten S. 26. das Bekenntnifs in den Mund gelegt wird: „ich bin der vornehmste unter den Sündern." Und was Aeufserungen wie folgende anlangt S. 21. „Es ist alles Gnade, sichere Gnade, die aus „einem fremden Verdienst das unsrige macht — mit „mitleidsvollem Erbarmen sieht Gott dies Verdienst als „den eignen Werth des Menschen an" — oder S. 176. „das ausgesprochene Urtheil des Todes über die Sün„den der Welt soll an Jesu vollzogen werden," und weiterhin: „vom Anfange seiner Erscheinung liegt „die Strafe auf ihm, auf dafs wir Friede hätten etc." so will zwar Rec. die Freyheit fremder Ueberzeugung keinesweges antasten, kann aber diese und ähnliche Vorstellungen von dem sittlichen Unvermögen des Menschen, der es doch wenigstens allererst durch eigne Kraft und eignen Willen dahin bringen mufs, eine höhere Unterstützung zu verdienen, mit dem anderweiten schlichten und nachdrücklichen Hindringen des verdienstvollen Vfs. auf sittliche Reinigkeit nicht wohl vereinigen und sich des Gedankens nicht erwehren, dafs die sehr einfache Wahrheit: der qualvolle Tod Christi sollte zum Troste und zur Ermunterung fehlerhafter Menschen dienen, auf jene Art unter der Brille des Systems, vielen klaren Aussprüchen der Schrift selbst zuwider, in moralischer Hinsicht merklich verunstaltet erscheine.

NÜRNBERG, b. Grattenauer: *Beyträge zur praktischen Bearbeitung der Feyertäglichen Episteltexte*, von *J. S. Rehm*, Mittagsprediger und Katechet an der Stadtkirche zu Ansbach. 1795. 13 Bog. 8. (12 gr.)

Den *geschäftvollen* und *ungeübten* Geistlichen sollen diese Beyträge, laut des Vorberichts, *Erleichterung* und

und *Stoff* zur *Abwechfelung* im Vortrage verschaffen. In gegenwärtigem Bändchen hat sich Hr. *R.* blofs mit den *Apofteltagen* beschäftiget, weil die Predigten an diesen Tagen gemeiniglich den Anfängern zugetheilt werden, und zur Unterstützung und Ideenbereicherung in dieser Hinsicht noch nichts vorhanden seyn soll. Findet dieses Bändchen Beyfall, so soll ein zweytes über die Episteltexte der übrigen Feyertage nachkommen. Den Entwürfen selbst sind kurze Einleitungen oder vielmehr erklärende Uebersetzungen der Texte vorausgeschickt, welches für Manche derer, welchen diese Schrift eigentlich gewidmet ist, nicht undienlich seyn mag. Uebrigens hat uns die Ausführung des Ganzen, seiner Bestimmung nach, ganz wohl gefallen, und besser fast, als die bereits erschienene ähnliche Bearbeitung der Fest-Evangelien, auch selbst in Ansehung einer gereinigtern Vorstellungsart, wenige Fälle ausgenommen. Als z. B. die *Beschreibung der Rechtfertigung* S. 131. da sie seyn soll: „die Ueberzeugung, dafs Gott, auch *bey allen wesentlichen Unvollkommenheiten unsrer Natur*, dennoch geneigt sey, uns *durch den Glauben an Jesum und seine Verdienste* zu *begnadigen*, und uns seine Liebe für Zeit und Ewigkeit zu schenken." — Wie, sollte ein *gerechter* und *gütiger* Gott über *wesentliche Unvollkommenheiten seiner Geschöpfe* zu *zürnen* fähig seyn, und *nur erst* durch den *Glauben* an das *Leiden* eines *Unschuldigen* zu *begnadigen* und seine *Liebe ihm zu schenken geneigt* gemacht werden? Oder S. 132. „Wie tröstend mufs ihm (dem glaubigen Christen) der Gedanke an die *Leiden des unschuldigsten Leidenden* seyn! Er hat unschuldig gelitten; darum will ich ruhig die verdienten Folgen meiner Vergehungen tragen, und mich dadurch bessern und züchtigen lassen; Er hat mich versöhnt; darum will ich beruhigt seyn, bey bereuten und gebesserten Mängeln meiner Tugend!" Ohne das zu urgiren, dafs *unschuldig* ja keines Superlativs so wenig als heilig im eigentlichen Verstande fähig sey, und dafs *die Leiden des unschuldigsten Leidenden* eine Spielerey verrathe, so fragen wir nur: Wenn die verdienten Folgen der Vergehungen den Verbrecher zu seiner Besserung treffen und treffen sollen, warum hat denn ein Anderer für ihn gelitten? Oder sollte Gott nach zorniger und unversöhnlicher Menschenart auch aufser der Bereuung und Verbesserung seiner Mängel noch eine besondere Versöhnung bedürfen? Uebrigens ist nicht zu leugnen, dafs in diesem Entwurfe: *Ueber das Beruhigende der christlichen Lehre von der Rechtfertigung der Menschen durch Jesum.* gar sehr viel nützliches gegen so manche Missverständnisse und Missbräuche dieser Lehre gesagt sey. Ursache findet man nur, hie und da des Ausspruchs Jesu sich zu erinnern: Niemand flicket ein alt Kleid mit einem Lappen von neuem Tuch, denn der Lappe reifst doch wieder vom Kleid, und der Rifs wird ärger. Auch sollte man dem Publicum wohl nicht sagen, dafs die Religion *lauter* bey uns gelehret werde. Wer wollte dieses als der Wahrheit gemäfs behaupten; und erschwert man nicht dadurch die unvermeidliche und wünschenswerthe Abänderung so mancher falschen Vorstellungsarten. Jener theologische Kanzleystil pafst nicht mehr für unsre Zeiten. Vortrefflich ist hingegen S. 9. die Stelle, wo von dem Nachtheil des Aberglaubens in Ansehung des Christenthums geredet wird: „Die ganze Geschichte bezeugt es, dafs die Schicksale des Christenthums nie trauriger gewesen sind, als wenn der menschliche Geist seine Einfälle mit selbigem verband, die erhabnen Lehren Jesu dadurch verstellte, sie in eitles Ceremonienwerk verwandelte, wodurch weder Erkenntnifs der Wahrheit, noch Besserung des Herzens bewirkt wurde, und eitle *Erwartungen auf dieselben baute, zu denen er nie berechtigt war.*"

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Sondershausen: Predigt* am IIten Weihnachtsfeyertage *über Matth.* 23, 34—39. . . *auf Befehl des Durchlauchtigsten Prinzen, Albrechts, dem Druck übergeben*, von *G. Ch. Cannabich*, KR. und Superint. 1797. 36 S. 8. Ehmals beförderten einige Fürsten dieser Gegenden die Verbreitung einer frömmelnden Andacht, welche ihnen als einzig wahres Gefühl für das Christenthum eingeprägt worden war. In unsern Zeiten soll, wenn man die Klagen düsterer oder heuchlerischer Schreckensverbreiter hören wollte, mit jenem Frömmeln auch Religiosität und heiliges Pflichtgefühl überhaupt und besonders aus den höhern Ständen geflohen seyn. Aber nein! Auch eine gereinigtere und aufgeklärtere Religion erzeugt und nährt Religionseifer; nur den edlen und reineren! Auch Vernunft wirkt auf Gefühle, und geht in Enthusiasmus für das Wahre und Gute über! — — Der Vf. fodert in einem sehr lichten und herzlichen Vortrag, aus dem Beyspiel der alten, von den Juden verfolgten Bekenner der Wahrheit und Tugend auf — *zur edlen Standhaftigkeit in dem Bemühen, beides zu verbreiten.* Er schildert davon *die Hindernisse*, die im Verstande, im Willen, in den Umständen liegen, mit Wärme und Klugheit, um desto mächtiger an die *Verpflichtung* zu erinnern, durch welche man als Mensch, als Christ, und als Gesellschaftsglied zu Hebung des Entgegengesetzten verbunden und ermuntert werde. Eine lehrreiche specielle Application macht den Schlufs. Der ganze Aufsatz gehört auch in Rücksicht auf die Ausarbeitung, unter das vorzüglichste, was Rec. vor diesem freymüthigen und praktischen Vf. gelesen hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 4. März 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT u. LEIPZIG: *Pythagoras oder Betrachtungen über die geheime Welt- und Regierungskunst.* Von *Adam Weishaupt.* Erster Band. Erster, zweyter und dritter Abschnitt. 1790. 674 S. 8.

FRANKFURT, b. Esslinger: *Ueber die geheime Welt- und Regierungskunst — von Adam Weishaupt.* 1795. 674 S. 8.

Der Zweck dieses Buchs, welches wir um so weniger übergehen können, da es unter dem doppelten angezeigten Titel zweymal in Umlauf gebracht worden, ist nach der Einleitung: „die Natur und Verfassung geheimer Verbindungen zu untersuchen; zu erforschen was sie sind, wozu sie gut, ob sie rechtmäsig und erlaubt sind, wie weit man auf diesem Wege gehen könne und dürfe, ohne andere Pflichten zu verletzen; welches die Triebfedern sind, durch welche hier gewirkt wird und werden soll; welches ihre innere sowohl als äussere Klugheit ist; in welchen günstigen oder widrigen Verhältnissen diese Verbindungen gegen Nichtverbundene, gegen den Staat, gegen das gesammte Menschengeschlecht stehen, was diese davon zu fürchten oder zu erwarten haben." Eine Untersuchung dieses wichtigen Gegenstandes ist nun so nothwendiger, als die allgemeine Stimme für die Entbehrlichkeit und Unzulänglichkeit geheimer Verbindungen zur Beförderung grosser und edler Zwecke zu entscheiden scheint. Die Anlage des Werks zeigt zwar, dass es des Vf. Vorsatz war, alles zu umfassen, was sich sowohl im Allgemeinen als Besondern über geheime Gesellschaften sagen lässt. Das Ganze soll 1) die innere Einrichtung geh. Ges. ohne Beziehung auf irgend eine andere öffentliche oder geheime Verbindung 2) die Verhältnisse, in welchen jede gegebene geh. Verb. mit einzelnen Menschen und andern geheimen und öffentlichen Verbindungen steht, und dem Betragen, welches diese Verhältnisse nothwendig machen, zum Gegenstande haben. Jenen Theil nennt der Vf. *die innere Politik*, diesen *die äussere Klugheit*. Allein schon diese Eintheilung ist mangelhaft, da bey Betrachtung geh. Ges., sie mag nun *a priori* oder *a posteriori* geschehen, sowohl eine äussere als innere Einrichtung oder Verfassung sich denken lässt, der Vf. aber nur bey der *a priori* von einer innern, und bey der *a posteriori* von einer äussern Verfassung redet. Ausser diesen passt auch die Benennung *innere Politik*, in dem Verstande, wie sie hier genommen wird, als *Klugheit*, oder vielmehr *Klugheitslehre*, zu dem ersten Theil gar nicht, und auf den zweyten nur halb. So unterschieden das allgemeine von dem besondern *Staatsrecht* ist, eben so ist es auch die allgemeine und besondere *Staatsklugheitslehre*. Der erste Theil ist vielmehr die allgemeine Lehre von geheimen Gesellschaften um so mehr, als darinn von einer Wissenschaft der Mittel zu dem Zweck geh. Ges. gar nicht die Rede ist, und der zweyte Theil die besondere Lehre von geh. Ges. verbunden mit der Klugheitslehre. Der *erste* Theil zerfällt wieder in *drey* Bücher, von dem *Zweck*, den *Mitgliedern* und der *Natur* geh. Ges. (Da geh. Verb. hier wie politische Gesellschaften betrachtet werden, so wäre auch wohl eine Eintheilung, wie die im allg. Staatsrecht, schicklicher: I. von der Gründung geh. Ges. oder dem ihr zum Grunde liegenden Vertrage; 2) von den Zwecken geh. Verb., 3) von den Mitteln, dieselben zu erreichen, oder von den Gesetzen und Einrichtungen geh. Ges.; 4) von der Regierung geh. Ges. mit Rücksicht auf die verschiedenen Regierungsformen, und 5) u. 6) von den Rechten und Pflichten des regierenden und gehorchenden Theils. In der von dem Vf. gemachten Eintheilung ist die Lehre von den Mitteln ganz übergangen, und die *Natur* geh. Verb. bedarf keiner besondern Abhandlung, da sie aus der Beschaffenheit des Zwecks und der Mittel von selbst hervorgeht. Es kann daher nicht fehlen, dass im Verfolg der Abhandlung nicht allein manches Wesentliche unberührt bleiben, sondern auch der Vf. vieles bereits Gesagte zu wiederholen genöthiget seyn werde.) Das *zweyte* und *dritte* Buch dieses ersten Theils, nebst dem ganzen zweyten Theile fehlt bis jetzt noch. Das vorliegende erste Buch besteht aus *drey Abschnitten*: I. von den Zwecken geh. Verb. überhaupt; II. von den Zwecken geh. Verb. insbesondere, und III. von den Zwecken und Absichten der ersten Stifter. (Die zwey letztern gehören eigentlich in den 2ten oder speciellen Theil, und der dritte Abschn. hat, der Rubrik nach, auch nichts, das von dem Inhalte des zweyten verschieden wäre, und würde also zu diesem gehören müssen. Aber eigentlich redet der Vf. darinn von den Bewegungsgründen und Veranlassungen zur Errichtung geh. Ges.) *Erster Abschnitt.* Wenn bewiesen werden kann, dass es grosse der Menschheit würdige Zwecke giebt, welche ausser geh. Verb. ganz unerreichbar sind, so ist dadurch zugleich bewiesen, dass geh. Verb. nicht bloss rechtmässig und erlaubt, sondern sogar nothwendig sind. Um jenes zu beweisen, werden folgende Fragen beantwortet: 1) Braucht man das Gute zu verbergen? 2) Giebt es ein Gutes, das ausser einer geh. Verb. unerreichbar ist, und welches ist dieses Gute? Schon unter den Antworten

worten auf die erste Frage kommt einiges vor, das nicht beweisend genug ist; z. B. der Satz: Viele Tugenden verlieren an ihrem Werthe, wenn sie *zur Schau ausgestellt* werden, und was von einzelnen Menschen gilt, muss auch von ganzen Gesellschaften gelten. Mit der öffentlichen Ausübung der Pflicht, sie sey welche sie wolle, ist nicht immer Prahlerey oder Ausstellung zur Schau verbunden, und der Werth der Tugend wird dadurch, dass sich der, der sie vollbringt, verbirgt, um nichts erhöht; die Verborgenheit ist auch nicht immer ein Kennzeichen, dass wir bey wohlthätigen Handlungen von allem empirischen Interesse frey sind, sie kann sogar selbst vor unserm innern Richter tadelhaft seyn, wenn sie mit Anspruch auf einen höhern Werth unserer Handlungen gesucht wird. Die Beantwortung der zweyten Frage hängt von folgenden sechs Fragen ab: 1) *was kann und soll der Mensch werden?* Glückselig, antwortet der Vf., durch höchste Läuterung seiner Absichten; durch Sittlichkeit. 2) *Was ist er wirklich von dem, was er werden kann?* Noch sehr unvollkommen! Den stärksten Beweis für unsere noch fortdauernde Unsittlichkeit findet der Vf. in der Bemerkung, „dass die Leidenschaften, wo nicht alles, doch das meiste, Gute gethan haben, und noch thun — die Finsterniss habe das Licht, der Druck die Freyheit erzeugt; *allenthalben* sey die Noth, das Bedürfniss, die Gewinnsucht, der Eigennutz, der Zufall, die Quelle des Guten.“ (Dass die Menschen in Ansehung der Gründe und Absichten ihrer Handlungen das *noch nicht* sind, was sie seyn könnten und sollten, bedurfte im Grunde keiner so weitläuftigen Ausführung, als hier auf 54 Seiten gegeben wird, und es ist dieses auch eigentlich keine Antwort auf obige Frage. So wahr es indessen ist, dass Leidenschaften, Noth u. s. w. zufälliger Weise gute, der Menschheit nützliche Erfolge gehabt haben, so wenig lässt sich jedoch, wegen der Natur der Sache, die keine nur einigermassen vollständige Induction verstattet, behaupten, dass sie allenthalben alles oder doch das meiste Gute hervorgebracht hätten. Da auch der Erfolg unserer Handlungen nicht jederzeit unsern Absichten entspricht, und aus sittlichen Absichten unternommene Handlungen auch nachtheilige, so wie Handlungen aus schlechten Absichten auch nützliche Erfolge haben können; so ist es äusserst gewagt, aus der Beschaffenheit dieser Erfolge die Güte oder Verwerflichkeit der Absichten beurtheilen zu wollen. Sodann schliessen ja Handlungen und Unternehmungen darum, dass sie aus Noth und Bedürfniss geschahen, die Güte und Reinheit unserer Absichten nicht aus. Eben so wenig lässt sich aus den Unternehmungen thätiger Menschen zur Beförderung ihres Nutzens auf einen Mangel an Sittlichkeit schliessen, so lange die Mittel, deren sie sich bedienen, erlaubt sind. 3) *Warum sind wir nicht weiter?* Weil wir endliche, und als solche, perfectible Wesen sind, deren Natur erfodert, dass wir beym Entstehn sowohl, als unsere ganze Dauer hindurch wachsen. — Diese Antwort wird ja aber für alle Zeiten gelten, in denen Menschen leben. Von gleicher Beschaffenheit ist der zweyte Grund: weil die Tugend, als das vollkommenste und letzte, die Entwickelung der übrigen Seelenkräfte in einem hohen Grade voraussetzt. Der dritte und vorzüglichste Grund liegt in der noch fortdauernden *Unwissenheit* und *Trägheit* der Menschen. Sie sind nur für *niedre* Zwecke thätig, weil sie den *höchsten* Zweck, Sittlichkeit, höchste Läuterung der Absichten, entweder gar nicht oder doch nur schwächer als die niedrigern kennen. Ein Mensch ist um so unwissender und träger, je beschränkter sein Zweck ist, in dessen Erreichung er seine Glückseligkeit setzt; nur mit dem höchsten Zweck, der höchsten Vernunft ist die wahre höchste Thätigkeit verbunden. (Diese Sätze sind schielend. Da der Mensch sich von empirischen Zwecken nicht trennen kann, so würde es eigentlicher und bestimmter so heissen: Die Menschen wären *bloss* für empirische Zwecke thätig, ohne bey deren Erlangung und den dazu gewählten Mitteln Rücksicht auf Sittlichkeit zu nehmen. Wie sich das aber beweisen lässt, ist eine andere Frage.) Folgen der Trägheit im primitiven Zustande: der Mensch ist ungesellig, gebieterisch, eigenmächtig. Uebergang zur Vereinigung in bürgerliche Gesellschaften, und Modificationen der menschlichen Neigungen, als Folgen dieser Vereinigung. (Ein *hors d'oeuvre*. Dem Sittengemälde der Menschheit in der Staatsverbindung, das der Vf. hier entwirft, kann man Wahrheit und Energie nicht durchgängig, und am wenigsten ein lebhaftes Colorit absprechen; aber, wie es bey dergleichen Gemälden gemeiniglich zu gehen pflegt, Züge des Einzelnen, Besondern werden oft zu charakteristischen Zügen des Ganzen, Züge *des Menschen* zu Zügen der *Menschheit*, und oft sind die Schatten da mit stärkern Dinten aufgetragen, wo sie auf dem Originale durch die angrenzenden Lichter viel matter erscheinen.) Die vorzüglichsten Hindernisse der Tugend in der heutigen Verfassung sind: a) Die Tugend und innere Vervollkommnung ist sehr selten ein Mittel, ein glänzendes äusserliches Glück zu machen. (Sittliches Betragen *allein* berechtiget im Staate noch nicht dazu, und die Tugend ist kein Erwerbmittel; mit derselben müssen sich noch Thätigkeit, Ordnung, Kenntnisse, Talente und Geschicklichkeiten, die uns für den Staat und unsere Mitbürger brauchbar machen, verbinden. Und wer im Staate kann über diese, über die Güte und Reinheit unserer Absichten urtheilen?) b) Die uns so nöthige Hülfe und Mitwirkung anderer kann auf andern Wegen, als durch Menschenliebe und Wohlwollen erhalten, sie kann erkauft, erpresst werden. Man hat folglich mehr Reiz, mächtig, und reich, als wohlwollend und tugendhaft zu seyn. c) Der Schein wirkt so viel als die Sache, der sittliche Werth eines Menschen wird nur nach dem Aeusserlichen, nach den Folgen, nicht nach den Absichten bestimmt; der Mensch hat folglich alles Interesse, nur gut und tugendhaft zu *scheinen*. (Daran ist die politische Verfassung überhaupt nicht Schuld. Wo gäbe es einen Zustand, in welchem sich die Beschaffenheit der Absichten der Menschen zuverlässig bestimmen liesse? Es ist auch nicht allgemein wahr, dass der sittliche Werth

Werth eines Menschen, *nur* nach dem Aeusserlichen, *nur* nach den Folgen seiner Handlungen bestimmt würde. Die Erfahrung stellt allenthalben Beyspiele von Leuten auf, die durch Heucheley, Verstellung, Betrug u. s. w. glücklich geworden sind, und ungeachtet ihres Wohlstandes weiss man ihre moralische Schlechtheit sicher genug zu beurtheilen.) d) Die innere Vervollkommung, die höchste Läuterung der Absichten haben ihre Belohnung von der Zukunft zu erwarten. Sie erhalten also erst mit der Ueberzeugung von unserer Fortdauer ein höheres Interesse; die Ueberzeugung wird aber durch den Glanz des gegenwärtigen Lebens, durch Sinnlichkeit und Empfindung zu sehr verdunkelt, und kann nicht zu der Stärke kommen, die fähig wäre, als Triebfeder zu Handlungen zu wirken. (Auch dieses kann dem Staate nicht zur Last fallen, ausser vielleicht nur in so fern, als die Regenten desselben nicht die gehörigen Mittel ins Werk setzen, den moralischen Unterricht höchst interessant zu machen.) 4) *Was muss geschehen, wenn der Mensch sich noch weiter veredeln soll?* Er muss ein neues Interesse, eine höhere Aufklärung erhalten, indem man ihn mit Gütern einer höhern Art, als Macht und Reichthum sind, bekannt macht. Das Interesse für die höhern Güter erhält er, wenn ihm die Veredlung der Absichten als ein Mittel, das, was er sucht, Macht, Reichthum, Beyfall zu erreichen, bekannt gemacht wird. (Der Vf. sagt nicht bestimmt, was er unter jenen *höhern Gütern* verstehe. Da er aber dem Zusammenhange zufolge nichts anders als die *Tugend*, in wie fern sie in der Würdigkeit glückselig zu seyn besteht, gemeynt haben kann, so wird zwar durch diesen Vorschlag die Tugend oder die Veredlung der Absichten, zu einem Mittel für empirische Zwecke herabgesetzt; aber für Menschen, die erst wie Kinder zur Tugend erzogen werden sollen, ist diese Methode gleichwohl nicht zu tadeln; doch dürfte man nur so lange bey ihr verweilen, bis den Menschen bey mehrerer Reife ihrer Vernunft auch die Grundsätze der reinen Moral mit mehrerm Erfolge vorgelegt und erklärt werden könnten. Wer lehrt aber den Menschen die grosse Kunst, auch nach ihnen zu handeln?) Was insbesondere den Beyfall betrifft, so müsse man denselben dadurch verbessern, dass man die Menschen in Situationen setzte, die sie nöthigten, zur Erreichung ihrer Zwecke die Absichten anderer zu erforschen; dieses müsse alsdann den Reiz, das Interesse erwecken, die Handlungen anderer nicht nach ihren Folgen, sondern nach den Absichten zu beurtheilen. (An der Realisirung dieses etwas sonderbaren Mittels zweifeln wir so lange, bis uns klar gemacht wird: 1) wie man sich von den individuellen Zwecken der Menschen jederzeit zuverlässige Kenntniss zu verschaffen im Stande sey; 2) wie sich willkührlich Situationen schaffen lassen, die die Menschen, zum Behuf ihrer Zwecke, zur genauern Kenntniss anderer und ihrer Absichten nöthigen, und wie man gewiss seyn könne, dass sie auch den beabsichtigten Erfolg haben werden; 3) wie die Anstalt zur Hervorbringung solcher Situationen beschaffen seyn müsse und zu realisiren sey; 4) wie es eine solche Anstalt, zur Beförderung ihres Zwecks, möglich machen könne, wir wollen nicht sagen *alle* Individuen eines Landes, eines Ortes, sondern nur die von den gesittetern Ständen, mit welchen es auch der Vf. nach seiner Erklärung hier vorzüglich zu thun hat, unter ihre Aufsicht und Bearbeitung zu nehmen, und sich von ihnen alle die bis ins kleinste Detail gehenden Nachrichten zu verschaffen, die zur Erreichung ihrer Absicht nöthig sind u. s. w. Ueberhaupt aber finden wir eine so genaue Kenntniss anderer Menschen und ihrer Absichten, als der Vf. verlangt, weder so möglich, noch so nothwendig und unschädlich, als er sich vorstellt, und was er darüber sagt, hat, so gut es auch gesagt ist, unsere Bedenklichkeiten dabey nicht gehoben.) Endlich muss das hier gegebene Interesse für die Veredlung der Absichten durch den Umgang mit ähnlichen gleichgestimmten Menschen festgehalten, öfters erneuert, und die gesammelten Grundsätze und erlangte Denkungsart müssen durch öftere Anwendung lebhafter gemacht und zum Bedürfnisse erhöhet werden. 5) *In wie fern kann dieses durch die gegenwärtigen öffentlichen Anstalten geschehen?* Diese Anstalten sind der *Staat*, die *Kirche* und die *Erziehung*, von welchen nun gezeigt wird, dass in keiner derselben die Tugend oder die höchste Läuterung der Absichten als ein Mittel erscheine, Macht und Beyfall und ein stärkeres Interesse, als das gegenwärtige sey, für die Tugend zu erhalten. *Der Staat.* Aus 14 hier aufgestellten Gründen zieht der Vf. folgende Resultate: a) dass es durch Staatseinrichtungen sehr möglich werde, ohne höhere Läuterung der Absichten, zu Macht und Ehre zu gelangen. b) Dass der Staat den Beyfall nicht verbessere, indem er den Menschen blos nach seinen Handlungen und deren Folgen beurtheile. c) Dass er kein Interesse zu einer höhern mehr geläuterten Menschenkenntniss gebe. (Zugestanden, dass die Kenntniss der Menschen und seiner Absichten die Sittlichkeit befördere, wie doch noch nicht erwiesen ist, so begreifen wir doch nicht, in welchem andern Zustande das Interesse, die Absichten anderer zu erforschen, wohl stärker seyn könnte, als im Staate, wo die Beförderung unserer Vortheile und Zwecke uns so oft auf das dringendste dazu auffodert, um allen besorglichen Collisionen auszuweichen, und uns anderer Menschen zur Erreichung unserer Absichten mit Erfolg bedienen zu können.) d) Dass durch die Staatsvereinigung *allein genommen* die Veredlung unserer Absichten so wenig ein neues und höheres Interesse erhalte, dass sie vielmehr in den meisten Fällen das Interesse zum Gegentheil gebe. Der *Staatsvortheil* kann sogar erfodern, dass manches Böse geschehe, dass manches begünstiget werde, was offenbar gegen alle Sittlichkeit und Menschenrechte sey. (Alles leider sehr wahr! nur möchten wir nicht alles das *Staatsvortheil* nennen, was, beym Lichte besehen, blos Vortheil eines Einzigen oder Einiger ist, und nicht alles *Politik des Staats,* was nur Politik eines oder einiger Köpfe ist.) e) Dass folglich die Staatsverbindung *allein genommen* kein zureichendes Mittel sey, die noch übrige primitive Unwissenheit, Trägheit und Eigennütz-

mächtigkeit ganz zu vertilgen, die Thätigkeit für die höchsten Güter zu reizen, und den Menschen auf die ihm mögliche Art zu vervollkommen. (Ganz richtig; es ist aber auch schon genug, wenn der Staat, neben den Anstalten, die er trifft, die Cultur der Vernunft zu befördern, nur nichts gegen dieselbe unternimmt. *Die Kirche.* Das Interesse, die Lehren der Moral und Religion zu befolgen, wird verstärkt, wenn der Mensch nicht bloss auf die Zukunft verwiesen, sondern diese mit der gegenwärtigen Welt in Verbindung gebracht wird. Von alle dem müsse bisher noch wenig geschehen seyn, da die Absichten der Menschen noch so wenig veredelt wären. Die Ursachen, die den eigentlichen und wahren Zweck der Moral und Religion nicht allein nicht befordert, sondern noch verhindert haben, werden nun in den Mängeln und Gebrechen der kirchlichen Verfassungen und den Verhältnissen der verschiedenen religiosen Partheyen selbst umständlich aufgesucht und gründlich dargestellt.

(Der Beschluss folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Prag*, b. Barth: *Fälle des Wasserbruchs sammt Beobachtungen über eine sonderbare Art, diese Krankheit zu behandeln, denen ein sonderbarer Fall des mit dem Wasserbruche vermengten Harnblasenbruches und zwey Fälle des eingesperrten Bruches beygefügt sind; von T. Keate.* Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen vermehrt von *Wenzl Johann Langsvert*, Dr. Ohne Jahrzahl. 96 S. 8. und 1 Kupfertafel. Da das Original schon 1788 erschienen ist, so ist der Hauptgedanke in demselben, durch Umschläge von Salmiak in Essig und Weingeist den Wasserbruch gründlich zu heilen, schon bekannt, und von *Bell*, *Richter* u. a. schon geprüft worden. Was diese Uebersetzung anbetrifft, so ist sie fast durchaus undeutsch, zuweilen bis zum Unverständlichen, z. B. S. 26.: „*Die Ausleerung des Wassers vor dem Umschlag giebt nach meiner Meynung als sicher und unzweydeutig, wenn nicht eine stärkere Probe der Kraft in der Auflösung, als wenn der Sack voll war, zur Zeit, da dieselbe ist aufgelegt worden; seitdem der Zusammenhang in diesen Versuchen Platz nahm, nach einer schleunigen Ausleerung so wirksam, als nach einer stufenweisen Verminderung des Sackes!!*" Hie und da ist zum Glück das übersetzte Wort hinzugefügt, z. B. S. 41., wo die Zertheilung des Wasserbruches durch *Luft* (Aether) versucht wird. Der Anmerkungen sind viele, und viele seitenlange hinzugekommen, nämlich dadurch, dass *Hr. L.* diejenigen Stellen, auf welche *K.* verwiess, ausführlich hineinschob, z. B. sieben Seiten aus Aetius. Hie und da sind aber auch literarische Noten, worinn z. B. Butzer, van Swieten und Plenk als die vorzüglichsten neuern Schriftsteller über den Wasserbruch angegeben werden! Unter den aufgezählten Operationsarten findet sich die durch die Wieke nicht, vielweniger die durch die Einspritzung, weil der ausgeschriebene Plenk sie nicht angeführt hat. Auch zwey Versuche nach der von *K.* vorgeschlagenen Art sind hinzugefügt, die aber beide misslangen. — Und diess kleine Stück Arbeit übergab der Uebersetzer dem Publicum mit folgenden Worten Bürgers:

Wenn dich die Lästerzunge sticht,
So lass dir dies zum Troste sagen:
Die schlechtsten Früchte sind es nicht,
Woran die Wespen nagen!!

PHILOSOPHIE. *Kiel*, in der Schulbuchh. u. *Leipzig*, in Comm. b. Heinsius u. Sohn: *Warum reden die Menschen in ihren Gesellschaften so wenig und selten von Gott und der Religion?* Von *M. B. Birckner*, Diakonus zu St. Laurentii auf Söhr; aus dem Dänischen. 1793. 104 S. kl. 8. (6 gr.) Bekanntlich lieferte Hr. D. *Bang* in Kopenhagen eine gekrönte Preisschrift über die, hier abgehandelte, Frage, und der Arbeit des Hn. *B's.* ward das Lob einer besonders scharfsinnigen Zergliederung der Begriffe zugestanden. Der, welcher die Preisfrage aufgab, soll ein Privatmann seyn, und über die Preisfrage selbst liefen *funf, bereits gedruckte*, Abhandlungen, drey in dänischer, wozu auch die hier vor uns liegende und von einem Ungenannten ins deutsche übersetzte, gehört, zwey aber in deutscher Sprache ein. Der Vf. gegenwärtiger Schrift bezieht die Frage selbst ganz richtig nur auf die gewöhnlichste Klasse der Menschen, die weder Pietisten noch Gottesläugner sind, und auf die Gespräche ihrer freundschaftlichen Zirkel. In der Beantwortung zeigt er ungemein viel richtige Kenntniss der menschlichen Seele, räumt zuerst die *philosophiam ignavorum* hinweg, welche alle dergleichen Dinge von der *Erbsünde* ableitet, beweist, dass nicht *alle* Menschen jene Abneigung gegen religiöse Gespräche haben, dass die Abneigung weder einem *natürlichen* Widerwillen gegen Gott und göttliche Dinge noch dem Uninteressanten der Religion an sich beyzumessen sey, sondern lediglich herkomme von gewissen, bey der grössten Klasse der Menschen eintretenden, Nebenumständen. *Das Leben der meisten ist unter Arbeit, Ruhe und Vergnügen getheilt.* Die Arbeit betrifft Amtsverrichtungen, häusliche Beschäftigungen, Mittel sich und den Seinigen die Nothwendigkeiten oder Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen, oder Mittel seine eigene Hauptneigung zu befriedigen, und mit allen diesen Dingen hat die Religion nur sehr wenig oder gar nichts zu thun. In der Ruhezeit denkt der Mensch entweder gar nichts, oder er beschäftiget sich mit Ideen, welche auf seine vollendete Arbeit Beziehung haben; und dass er zu seinen Vergnügungen wohl oft am liebsten keine religiösen Betrachtungen, sondern lieber die für ihn stärkern Vergnügungen wähle, welche mit seiner Hauptneigung in Verbindung stehen, wird auch leicht einzusehen seyn. — Würde der Predigerstand sich einem Stande aufgeklärter Volkslehrer *in dem Umfange des Worts, den ihm die Sokratischen Gespräche* geben, immer mehr nähern; so dünkt uns, würde auch die Idee von Gott mehr in den Kreis des Lebens und lieblicher hereingezogen, vorzüglich aber die, vom Vf. nicht genug in Anschlag gebrachte, Furcht vor Frömmeley keinem Biedermann mehr zum Anlasse werden, in einem Zirkel von Freunden eher von allem, was Religion betrifft, zu schweigen, als in den Verdacht der Pietisterey zu kommen. - Angehängt ist noch eine Abhandlung *von dem Nutzen religiöser Gespräche.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 4. März 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt u. Leipzig: *Pythagoras oder Betrachtungen über die geheime Welt- und Regierungskunst.* Von *Adam Weishaupt.* etc.

Frankfurt, b. Esslinger: *Ueber die geheime Welt- und Regierungskunst* — von *Adam Weishaupt.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stuck abgebrochenen Recension.)

Die *Erziehung.* Alle Erziehung geschieht jetzt unter der Aufsicht der Kirche und des Staats. Diese geben ihr nur die zur Erreichung *ihrer* Zwecke nothwendige Richtung. Sie bildet nur Menschen, um dereinst ihr Glück zu machen, wohin doch, *nach aller Erfahrung* (?) die Veredlung der Absichten nicht führt, und schon der blosse Schein führen kann. Sie wirkt mehr auf den Kopf, als auf das Herz, sie macht mehr gelehrte, als gute und grosse Männer. Es giebt keine Erziehungsanstalt, welche eine Uebungsschule der Tugend wäre. (In den neuesten Zeiten ist doch in diesem Betracht schon vieles geschehen, und die Wirkungen davon sind nicht zu verkennen. Ueberhaupt besteht das Bild, das hier von der Erziehung entworfen wird, aus einem blossen Umriss, in welchem die charakteristischen Züge der *heutigen* fehlen. Die besondern Mängel in unserer *moralischen* Erziehung sind ganz übergangen, und was davon gesagt wird, ist zu allgemein.) Wir erwarteten nunmehr untersucht zu finden, ob denn die Mängel in der Staatsverfassung, der Kirche und Erziehung sich nicht zur Beförderung der sittlichen Veredlung verbessern liessen, oder diese Anstalten, auch bey ihren zweckmässigsten Einrichtungen, schon an sich zur Hervorbringung dieses Zwecks unfähig wären. Die Nothwendigkeit geheimer Verbindungen zu diesem Zweck kann nur dann erst erhellen, wenn die bereits vorhandenen Anstalten hiezu schlechterdings, auch in ihrer vollkommensten Gestalt, nicht tauglich seyn sollten. Allein diesen Punkt übergeht der Vf. ganz mit Stillschweigen, und geht folglich 6) zu der Frage: *Was können wir zu diesem Endzweck von geh. Verb. erwarten, in wie fern geben diese ein höheres Interesse, unsere Absichten zu veredeln?* Die Antwort auf diese Frage liegt in dem Beweis folgender *vier* Sätze: 1) Es ist ein dringendes Bedürfniss, dem Druck und dem Missbrauch der öffentlichen Gewalt zu entgehen, sich zu verstärken, und seine Gegner auf immer unwirksam zu machen. Dass dies gewöhnlich misslingt, daran sind, wie man leicht entdeckt, die Leidenschaften der Menschen Ursache. Mit dieser Entdeckung ist zugleich das Mittel gefunden, die Leidenschaften herabzustimmen, und dieses ist kein anderes, als eine höchstmögliche Veredlung und Läuterung unserer Absichten. Man hatte sich vereiniget, um dem Drucke zu entgehen, man vereiniget sich von nun an, die Sittlichkeit zu vermehren, um auch andern Menschen auf diesem Wege zu einer ähnlichen wohlthätigen Ueberzeugung zu helfen. (Dies ist allerdings der einzige rechtmässige Grund zur Errichtung geh. Verb. in einem Staate, in welchem *alle* Mittel zur Beförderung der Sittlichkeit vernachlässiget, die unveräusserlichen Menschenrechte gekränkt werden, und die öffentliche Gewalt zur Beeinträchtigung des Zwecks der bürgerlichen Verbindung in ihren verbundenen Individuen gemissbraucht wird; und die Vernunft billigt nicht allein, sondern gebietet sogar die Beförderung der moralischen Veredlung, als *das Mittel, den politischen Druck mit Standhaftigkeit zu erdulden,* und ihn *allmählich, durch die Verbreitung einer grössern Masse von Sittlichkeit,* auch unter dem regierenden Theil der Staatsglieder, aufhören zu machen. Nur, wie jenes Mittel wirksam zu machen, und den mannichfaltigen Schwierigkeiten und Hindernissen dabey zu begegnen sey, ist eine andere und sehr schwere Frage, die hier unberührt geblieben ist.) Dieser Zweck, Beförderung der Sittlichkeit, *taugt nur* für geheime Verbindungen, weil es ganz wider die Natur einer wahren ungeheuchelten Tugend ist, sich mit der strengen Ausübung zu *brüsten* (Nicht doch! er *taugt* nicht bloss, sondern ist *allen Menschen* in allen Verhältnissen *geboten;* dadurch aber wird das Bedürfniss geheimer Verbindungen, da, wo sie wirklich ein Bedürfniss sind, nicht vermindert; es kömmt nur darauf an, ob sie *eben dadurch,* dass sie geheim sind, wirksamere Mittel zur Beförderung und Vermehrung der Sittlichkeit unter ihren Gliedern an die Hand geben können: und dies ist es, was bündiger bewiesen werden müsste. Der Ungrund des angeführten Grundes ist schon oben gezeigt.) Noch einige aus der Natur geh. Verb. entspringende Motive zu einem sittlichen Betragen und vorzüglichem Studium des Menschen, die wir aber übergehen müssen. 2) Geh. Ges. geben ein neues und stärkeres Interesse, den Menschen mehr nach seinen Absichten, als nach den Folgen seiner Handlungen, zu beurtheilen; eben dadurch verbessern sie zugleich auch den Beyfall, und erwecken das höchste Interesse, gut und nach den höchsten Absichten zu handeln. (Wenn man auch die Gründe des Vf. für diesen Satz gelten liesse, so hätte doch wenigstens gezeigt werden sollen, *welche* Mittel eine geh. Verb. ins Werk setzen könne, die Absichten ihrer Glieder zuverlässiger, als

als wohl ausser ihr zu geschehen pflegt, zu erforschen.) 3) Geh. Verb. sind noch überdies das kräftigste Mittel, den Umgang und die Gesellschaft vernünftiger und für die Tugend unschädlicher zu machen; weil sie ohne die höchste Läuterung der Absichten nicht bestehen können, und also hier durchaus nöthig ist, dass alles, was gethan wird, aus den besten Absichten geschehe, und dass man die Kunst verstehe, den Schein von der Wirklichkeit zuverlässig zu unterscheiden. (Die Erfahrung möchte doch unter den bisher bestandenen geh. Verb. Beyspiele aufzeigen, dass dergleichen auch ohne jene höchste Läuterung der Absichten bestanden haben und noch bestehn; es kommt dabey nur auf das Interesse der Verbundenen für den Zweck und auf die Wahl solcher Glieder an, die für diesen Zweck Empfänglichkeit haben; auch finden empirische Zwecke gemeiniglich eifrigere und standhaftere Anhänger, als rein vernünftige. Ausserdem kann auch noch die Verstellungskunst unter denen, die es in der Ausübung sittlicher Maximen nicht schon zu einiger Fertigkeit gebracht haben, um so mehr befördert und verfeinert werden, je mehr in einer solchen Verbindung Behutsamkeit und Vorsicht angewendet werden muss, damit man der Verstellung nicht auf die Spur komme. Man müsste daher wohl den Mitgliedern in ihren Handlungen lieber freyes Spiel lassen, sie werden dann weit offener und unbefangener zu Werke gehen, als wenn sie wissen, dass man ihren Absichten auflauert.) 4) Durch geh. Verb. wird die primitive Unwissenheit, Trägheit, Sinnlichkeit und Eigenmächtigkeit vermindert. Der Mensch erhält auf diesem Wege ein neues Interesse zu einer höhern Thätigkeit. Denn hier wird er genöthigt, die Erfahrung selbst zu machen, dass nicht jede *Absicht* zu Erreichung unserer *Zwecke* hinreiche, und dass hiezu die höchste Läuterung der Absichten die Grundbedingung sey. (Die kleine Verwirrung, die hier zwischen *Absichten* und *Zwecken* herrscht, hebt sich, wenn man weiss, dass unter *diesen* empirische Zwecke, Reichthum, Ehre, Beyfall, und unter *jenen*, geläuterte und ungeläuterte, sittliche und unsittliche Absichten, als Mittel zu jenen Zwecken betrachtet werden. Die behauptete Erfahrung selbst aber, wird der Mensch auch ausser geh. Gef. zu machen genöthiget, und wenn auch eine geh. Gef. die Sittlichkeit zur Grundbedingung der Erreichung empirischer Zwecke macht, so steht es doch nicht in ihrer Macht, für den wirklichen und unfehlbaren Erfolg des Bedingten Gewähr zu leisten.) Diese gemachte Erfahrung ist eine Bereicherung unserer Erkenntniss, und diese ohne Zweifel eine Verminderung unserer Unwissenheit, ein höherer Grad der Aufklärung. (Wie aber, wenn diese Erfahrung nicht gemacht würde?)

Aus allem bisher Gesagten folgert nun der V.: 1) Wenn geh. Gef. ein wirksames Mittel zu unserer höhern Vervollkommung sind, so muss bey allen, die sich von der Nutzbarkeit dieses Mittels überzeugt haben, sich der schädliche Glaube an ein unheilbares Verderben des Menschen vermindern, und ihre Thätigkeit einen neuen Reiz erhalten. (Geh. Gef. können zwar so gut, wie andere zweckmässig dazu eingerichtete Erziehungsanstalten, ein Mittel zur Beförderung der Sittlichkeit seyn; aber der Glaube an unser Besserwerden oder an unser unheilbares moralisches Verderben kann unmöglich von dem Daseyn geh. Gef. abhangen, da sie ja nur den moralischen Unterricht und die moralischen Uebungen, und folglich kein Mittel zur Aufnahme der Sittlichkeit aufzuweisen haben, das nicht auch in öffentlichen moralischen Societäten und Erziehungsanstalten mit gleichem Erfolge angewendet werden könnte.) 2) Wird durch geh. Gef. die Tugend kräftiger befördert, so schadet man dieser, wenn man jene ohne Ausnahme verlästert und verschreyt. 3) Es ist kurzsichtig, einseitig und voreilig zu glauben, geh. Gef. wären nicht für alle Länder, denn keines kann sich der bestmöglichsten Sittlichkeit rühmen. (Dieser Grund ist nicht hinlänglich; es kommt vielmehr darauf an, ob in einem Lande die Sittlichkeit und die dieselben befördernden Mittel *öffentlich gehindert* werden. 4) Bey allen Ueberzeugten muss sich das Misstrauen, der Abscheu und die Verachtung gegen geh. Verb. vermindern, es muss sogar ein dringendes Bedürfniss nach denselben entstehen. (Natürlich kann hier nur von solchen geh. Verb. die Rede seyn, die jenen höchsten Zweck wirklich haben, und für ihn thätig sind.) 5) Es muss den gegenwärtigen geh. Verb. eine Läuterung und Verfeinerung bevorstehen, sie müssen vernünftiger und unschädlicher werden. (Einige, z. B. die Rosenkreuzerey, und was damit zusammenhängt, lassen sich nicht verbessern, weil sie einen bloss empirischen Zweck haben; bey andern stehen Rituale und Ceremonien, die ihr Wesen auszumachen scheinen, einer gründlichen Reformation im Wege. Eine Aenderung des Zwecks und der Mittel, die Abschaffung alles unbrauchbaren und zwecklosen Alten würde ihre Substanz angreifen. Wäre es also nöthig, in Geheim für Moralität zu wirken, so müsste es wenigstens durch ganz neue, dem gegenwärtigen Grade der Aufklärung angemessene, Anstalten geschehen. Aber immer fragt sichs: ist dies denn nöthig?) 6) Auch für sich hofft der Vf., dass um der guten Sache willen kein edeldenkender Schriftsteller der Kabale und Verläumdung ferner seine Feder leihen, dass man von nun an aufhören werde, ihn als einen Verführer der Jugend, als einen Feind der Religion und als einen Stöhrer der öffentlichen Ruhe zu verschreyen; er macht sogar Ansprüche auf eine günstigere Beurtheilung, da er jederzeit die hier vorgetragenen Grundsätze vor Augen gehabt habe. Rec., der den Vf. als einen gelehrten und gutdenkenden Mann schätzt, ist, für seine Person, wegen der guten Absichten desselben bey Errichtung des Illuminatenordens nicht im mindesten zweifelhaft, sondern sogar überzeugt, dass, so unvollkommen auch jener Orden, nach dem eignen Geständniss seines Stifters, in seinen Einrichtungen war, er doch für viele Jünglinge, und selbst für Männer in Ansehung der Vermehrung und Berichtigung ihrer Kenntnisse, der Schärfung ihres Nachdenkens und der Verbesse-

besserung ihres moralischen Charakters überaus nützlich gewesen sey. Der Vf. würde auch wahrscheinlich jene Vorwürfe, und er und der Orden die erlittene Verfolgung nicht erfahren haben, wenn er sich in den Instructionen und dem Unterrichte für die verschiedenen Grade blofs an den Zweck, die Beförderung der Sittlichkeit, als letzten Zweck, gehalten, ihn nicht als Mittel zu andern Zwecken behandelt, und sich gar nicht auf die Folgen, die die Realisirung desselben für Religion und Staatsverfassung haben würde, eingelassen hätte.)

Zweyter Abschnitt. Von den Zwecken geheimer Verbindungen insbesondere. Der Zweck einer geh. Verb. mufs eine aufser der Verborgenheit weniger erfüllbare, allgemeine Menschenpflicht seyn. Eine solche ist die Beförderung einer höhern Sittlichkeit. Um zu erfahren, ob eine geh. Gef. wirklich Sittlichkeit zum Zweck habe, mufs man erforschen: 1) ob sie die Sittlichkeit hindert, indem sie solche zu ihrem Zweck angiebt. Der Vf. zweifelt, dafs es solche geh. Gef. gebe; sie könnten weder sehr ausgebreitet noch dauerhaft seyn, da das Betragen der Mitglieder und die Mittel ihren Zweck bald verrathen würden. 2) Ob sie nicht im Verborgenen einen engern Zweck zu ihrem Hauptzweck macht. Diese Art geheimer Gesellschaften komme öfterer vor. Ihr engerer Zweck werde verrathen durch die Auswahl, die Bildung und den Unterricht der Mitglieder, durch die Beschaffenheit der Mittel, welche vorzüglich gebraucht werden, durch Unterlassung alles dessen, was Sittlichkeit befordern kann. 3) Ob die geh. Gef. die Sittlichkeit, von der sie so viel spricht, weder befördert noch hindert. Diese Art sey die gewöhnlichste. (Diese dreyfache Distinction ist nicht charakteristisch genug. Es läfst sich keine Gesellschaft denken, die blofs dadurch, dafs sie die Sittlichkeit als ihren Zweck vorgäbe, dieselbe hinderte. Dies könnte nur durch einen unmoralischen Zweck oder durch den Gebrauch unmoralischer Mittel geschehen. Im ersten Falle würde die Gesellschaft zur zweyten Klasse gehören, und nur im zweyten eine eigne Klasse ausmachen. Bey der zweyten von dem Vf. angegebenen Art geh. Gef. müfste unterschieden werden, ob ihr engerer Zweck und die Mittel dazu erlaubt oder unerlaubt wären; welches wieder ganz verschiedene Klassen geben würde; die obige dritte Klasse könnte dann den Beschlufs machen.) Die besonderen Zwecke sind *mysteriöse, intellectuelle* und *literarische, politische* und *religiöse*. I. *Mysteriöse*, z. B. die Kunst, Metalle zu verwandeln, Geister zu citiren u. dgl. sind unerreichbar, thöricht und der Sittlichkeit schädlich, da sie in der Trägheit, Sinnlichkeit, Habsucht und Herrschsucht ihren Grund haben. II. *Intellectuelle, literarische Zwecke.* Theoretische und speculative Kenntnisse schicken sich nicht für geheime Gesellschaften; sie sind auf andern öffentlichen Wegen zu erlangen, und dafs es uralte, verborgene höchst wichtige Ueberlieferungen gebe, ist ein Wahn und Vorgeben schlauer Betrüger. Literarische Zwecke werden nur zu andern Zwecken gebraucht: 1) um ein Monopol darinn, und durch solches die Herrschaft über die Menschen zu erhalten. Dies ist so unausführbar als unerlaubt. Indessen könne eine Gesellschaft nicht verwerflich seyn, die ihre gesammelten Kenntnisse und Einsichten nur solchen ertheilte, welche die besten Beweise von Sittlichkeit gegeben hätten. (Doch wohl nur unter der Einschränkung, dafs den Mitgliedern nicht solche Einsichten vorenthalten würden, die auf ihre sittliche Vervollkommnung Einflufs haben? Da übrigens, wenn sittliches Betragen die Bedingung der Theilnahme an jenen Kenntnissen und Einsichten seyn soll, dieses ein lebhaftes Interesse für dieselben voraussetzt; so würde ein solches Institut in Rücksicht auf die Wahl seiner Glieder sehr eingeschränkt seyn, und nur diejenigen würden daran Theil nehmen können, die sich schon für die mitzutheilenden Kenntnisse interessirten, und für diese dürften, wenn sie ihnen ein Antrieb zur Sittlichkeit werden sollen, keine andere Mittel, sich in den Besitz dieser Kenntnisse zu setzen, vorhanden seyn. Eine Gesellschaft, die nichts als neue Entdeckungen und Erfindungen in den Wissenschaften, Künsten und Gewerben machte, kann aber leichter gedacht als zusammengebracht und ausgeführt werden.) 2) Um Secten zu stiften. Ist eben so unausführbar. (Warum denn? wie, wenn der Vf. für seine *Theorie des Idealismus* im sechsten Grade der Illuminaten Profelyten gemacht hätte?) 3) Um den Ton im wissenschaftlichen Fache anzugeben, und über Köpfe und Meynungen zu herrschen. Dieser Zweck kann auch öffentlich erreicht werden, und eine solche Gesellschaft ist um so gefährlicher, als sie den Grund zu einem fürchterlichen Despotismus des Geistes legen kann. 4) Um den Buchhandel an sich zu reifsen, und die Wissenschaften als eine Finanzquelle zu benutzen. Ein niedriger Zweck, der Gewinnsucht und Eigennutz erweckt. 5) Um die Folgsamkeit der Mitglieder mit den hier gemachten Entdeckungen zu belohnen. (Was sich darüber sagen läfst, ist schon oben bey Nr. 1. erinnert worden.) III. *Politische Zwecke.* Fast alle geheime Gesellschaften haben einen solchen; alle zwecken ab, Macht und Stärke zu erhalten, und die entgegenstehende Macht zu vermindern. Es sey etwas Erlaubtes, Grofses und Edles, die Willkühr zu schwächen, zu machen, dafs sich niemand über die Gesetze erhebe, dafs statt der Leidenschaft die Vernunft befehle, dafs alle den Gesetzen, niemand der Person gehorche; wenn man sich hierzu keiner andern, als blofs allgemeiner, Mittel bediene, welche zu allen Zeiten, an allen Orten, unter allen Regierungen die Vervollkommnung der politischen Verfassung hervorbrächten; wenn man weiter nichts thue, als edlere, uneigennützige, bessere Menschen zu bilden. Alles übrige komme von selbst, und sey eine natürliche Wirkung einer solchen Ursache u. s. w. Dieses sey der Schlüssel zur Erklärung des Systems der Illuminaten, und selbst der so empörend scheinenden Anrede an die *Ill. dirig.* am Ende des zweyten Bandes der Originalschriften. In der Folge sucht der Vf. zu beweisen, dafs das goldne Weltalter, oder die natürliche

liche Gleichheit und Freyheit einzuführen; eine Universalmonarchie zu errichten; die Plane der Regierungen zu verewigen, und die Ausführung derselben zu erleichtern; sich des Einflusses auf die Regierung zu bemächtigen etc., theils lächerliche, theils durch specielle Mittel gar nicht, oder doch nur mit zu grosser Gefahr und Unsicherheit, ausführbare Zwecke wären, dass aber das, was daran ausführbar und wünschenswerth sey, durch die Beförderung der Sittlichkeit mittelbar erreicht werden könne. IV. *Religionszwecke*. Auch von diesen wird zu behaupten gesucht, dass sie für geheime Verbindungen nicht taugen. (Freylich, wenn sich geh. Verb. mit dem *theoretischen* Theile der Religion, folglich mit Meynungen, abgäben, über welche sich die Menschen nicht vereinigen könnten, so legen sie dadurch den Grund zu ewigem Streit. Wenn es aber heisst: „Soll der *praktische* Theil der Religion zum Gegenstand einer geh. Verb. gemacht werden, so sind alle Theorieen der Moral, welche hier aufgestellt werden, überflüssig, weil alle geheimen Sittenlehren sich von der Vernunft und dem gemeinen Menschenverstande entfernen, und grösstentheils mystischen Unsinn lehren, weil die wahre Theorie der Moral bereits seit langen Zeiten (?) gefunden sey, und nicht erst entdeckt werden soll u. s. w.;" so müssen wir gestehen, dass wir den Sinn dieser Stelle nicht errathen können. Und wie, wenn mehrere Personen eine reine Art von Gottesverehrung unter sich einführen wollten, solches aber öffentlich zu thun, durch den Despotismus der herrschenden Kirche gehindert würden; können auch diese nicht in eine geheime Verbindung zu diesem Zwecke treten? Wenn nicht, so sind auch alle geheime Gesellschaften, welchen Zweck sie haben mögen, unzulässig.

Dritter Abschnitt: *Von den Absichten der ersten Stifter geheimer Verbindungen.* Der Vf. unterscheidet die *Absichten* der ersten Stifter von den *Zwecken* ihrer Gesellschaft. Es frage sich nämlich, was einen solchen bewogen habe, derselben diesen und keinen andern Zweck zu geben, ob seine Absichten rein und uneigennützig gewesen sind. Diese Absichten verriethen sich aus dem Stande, Charakter, der Lebensart, den Bedürfnissen, dem Umgange der Stifter, aus den übrigen Umständen der Zeit und des Orts, selbst aus vielen ursprünglich getroffenen Einrichtungen seiner Gesellschaft. Viele geh. Ges. hatten nur eine kleine und unbedeutende Veranlassung gehabt, erst in der Folge habe man bemerkt, dass sie sich zu allgemeinern, fortdauernden und reellen Zwecken benutzen liessen. Diese Betrachtungen bereiten dem Vf. den Weg, die Veranlassungen und mitwirkenden Ursachen zur Errichtung des Illuminatenordens offenherzig darzulegen. Die Erzählung davon ist interessant, und die Gründe für die Reinheit der Absichten des Vf. werden gewiss bey Personen, die ohne Leidenschaft über andere zu urtheilen verstehen, Eingang und Glauben finden.

PARIS, de l'imprimerie du Depot des loix: *Sommaire de la correspondance d'Etienne Felix Hennin*, chargé d'affaire de la republique française à Constantinople, pendant les premieres, seconde et troisieme année de la republique. 1796. 190 S. 8.

Der Vf. dieser Schrift, der verschiedene Jahre zu Venedig als franz. Geschäftstrager gestanden, seit dem 9ten Jun. 1793 aber, in der nämlichen Eigenschaft, nach Constantinopel gesandt wurde, um, wie es scheint, dem Divan die Ernennung des franz. Gesandten Semonville zu melden, und die Gesinnung der Pforte gegen die damals in Frankreich herrschende Parthey zu erforschen, liefert in derselben eine summarische Uebersicht der Depeschen, die er während seines Aufenthalts in Constantinopel theils an den Minister der auswärtigen Geschäfte, theils an den *Comité de salut Public* und den Convent gesandt hat. Da seine Aufnahme in Constantinopel nicht so günstig ausfiel, als er anfänglich geglaubt hatte, und der vor ihm daselbst accreditirte *Geschäftsträger Descorches* (vormals *Marquis de St. Croix*), so wie mehrere im türkischen Reiche angesessene franz. Kaufleute, einer ganz andern, als der damals in Paris herrschenden Parthey zugethan waren; so entstanden natürlicher Weise zwischen den beiden Geschäftsträgern viele Misshelligkeiten, die aus Mangel an Unterstützung, und einer hinlänglich mächtigen Parthey, zum Nachtheil des Vf. ausfielen. Hierzu kam, dass fast auf alle nach Paris gesandten Depeschen keine Antwort erfolgte, so dass der Vf. sich endlich genöthigt sah, nach Paris zurückzukehren. Hier wurden ihm bey seiner Ankunft von den neuen Ministern mancherley Dinge zur Last gelegt, worüber er sich aber, durch die Verweisung auf die eingesandten Depeschen zu rechtfertigen sucht. In wie weit die Vorwürfe, die man ihm gemacht hat, gegründet sind, oder ihn persönlich treffen, darüber giebt vorliegende Schrift dem gewöhnlichen Leser nicht hinlänglichen Aufschluss, weil es darin durchaus an einer zusammenhängenden motivirten Darstellung der vorgefallenen Begebenheiten fehlt. Eine gewisse Klasse von Lesern, vorzüglich diejenige, die mit dem Gang diplomatischer Verhandlungen, und den damals in der Türkey für und wider die franz. Revolution herrschenden Meynungen bekannt sind, für diese enthält die Schrift doch auch wiederum mehrere nicht unbedeutende Winke, die selbst bey der aphoristischen Kürze, die der Vf. glaubte beobachten zu müssen, leicht aufzufinden sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 6. März 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HELMSTÄDT u. LEIPZIG: *Staats-Archiv.* Angelegt und geordnet von dem Hofrath und Prof. *Häberlin* zu Helmstädt. 1796. Erster Band. 1stes bis 4tes Heft. 524 S. Zweyter Band. 5tes und 6stes Heft. 256 S. gr. 8.

Nach der Beendigung der Schlözerischen Staats-Anzeigen, bedurften wir eines Mannes von Ansehen bey der Nation, der die wichtigsten politischen Actenstücke der neuesten Zeit sammelte und commentirte. Wir haben ihn an Hn. *H.* gefunden, dessen hier anzuzeigendes Archiv einen Reichthum der interessantesten politischen Nachrichten und Urkunden enthält. Es darf von einem deutschen Bürger, den die Verfassung unsers gemeinschaftlichen Vaterlandes interessirt, um so weniger ungelesen bleiben, da es sich vorzüglich mit Deutschland beschäftigen soll, und wirklich in diesen sechs Heften blofs *deutsche*, aber durchaus merkwürdige, Vorfälle erzählt und mitgetheilt werden. Wir müssen eben deshalb die Rubriken fast aller Aufsätze hier angeben, mit Weglassung nur einiger wenigen:

Erstes Heft. Briefwechsel des Grafen von Herzberg mit dem jetzigen König von Preussen. Voll der lebhaftesten Ermunterungen Herzbergs, der schon von Geschäften entlassen war, an den König, Frieden mit Frankreich zu machen (jedoch mit Einschluss der Alliirten) und Polen nicht zu theilen, sondern sich blofs bey Gelegenheit des zu schliessenden allgemeinen Friedens mit Frankreich von sammtlichen pacificirenden Theilen Danzig und Thoren und den District zwischen der Netze und Warthe auszubedingen, den einzigen District, der Preussen wahrhaft nützlich seyn könne. Der König machte ihm aber in seinem Antwortschreiben bemerklich, dafs er nicht mehr in Thätigkeit sey und dafs er wünsche, dafs Herzberg selbst sich dessen erinnern möge, damit der König ihn nicht daran zu erinnern brauche. — Promemoria von Kur-Braunschweig, die Rechtmäfsigkeit der Beschwerden verschiedner deutschen Reichsstände über die Decrete der französischen Nationalversammlung betreffend von 1791. Kurbraunschweig behauptet, dafs der Elsafs durch den Ryswykischen Frieden ganz an Frankreich abgetreten worden sey, und Hr. *H.* ist gleicher Meynung. Freylich sind die Stellen im Westphälischen Frieden: der Oberhoheit Frankreichs unbeschadet, und doch zugleich: *Salvis ergo imperium Rom. Germanicum juribus* widersprechend; die Sache mufste also erst in der Folge bestimmt werden, und nach diesen Bestimmungen scheint die Cession des ganzen Elsafs kaum geleugnet werden zu können. Nur die Kurtrierischen Diöcesangerechtsame über Metz, Tull, und Lothringen sind nach dem Westphälischen Frieden ausser Streit. — Verzeichnifs, welche Stände ihre Römermonate zu gegenwärtigem Reichskriege richtig bezahlt und welche sie noch schuldig geblieben sind. — Anmerkung über eine Note in der deutschen Monatsschrift, den Patriotismus des Fürstbischofs von Hildesheim und der exemten Hildesheimischen Landstände betreffend. Dieser Patriotismus (Beytrag zur Landessteuer) sey sehr natürlich, da sie vorausgesehen hätten, dafs, wenn die Sache durch Urtheil und Recht wäre entschieden worden, sie nach der Hildesheimischen Verfassung ohnehin nicht würden Recht behalten haben. — Politisches Vermächtnifs eines Oestreichischen Ministers, an Kayser Leopold I. Heillose Rathschläge zur Aufreibung der Kerzer, zur Unterdrückung der drey protestantischen Kurhöfe, Bayerns, Frankreichs, welches Deutschland immer beyftehe. Rec. gesteht, dafs er, ohne die nochmalige Versicherung des Hn. Herausg. das Vermächtnifs nicht für ächt halten könnte, weil es zu plump ist. — Vertrag des Fürsten von der Lippe mit seiner Landschaft bey Wieder-Uebernahme der Regierung nach seiner Krankheit von 1794. Viele Einschränkungen bey Verwaltung der Regierung, denen er sich unterzog, besonders der, keine neue Kammerschulden ohne Einwilligung der Ständischen Deputirten zu machen. Hierzu gehört im *dritten Heft* theils die Rechtfertigung der Lippischen Landstände in Betreff des Verfahrens bey der Gemüthskrankheit ihres Fürsten, theils der anderweite Vertrag zwischen dem Fürsten und den Ständen von 1795, wodurch der obige Vergleich nur auf drey Jahre eingeschränkt wird. Hr. *H.* hofft inzwischen, dafs der Fürst den Punkt wegen der Kammerschulden nach dem herrlichen Beyspiel des jetzt regierenden Herzogs von Braunschweig auf ewige Zeiten fest setzen werde. — Deutsche Reichsjustiz, Auskunftsmittel des Reichskammergerichts bey unterbliebener Vollstreckung eines Mandats, indem es den Unterthanen des Burggrafen von Kirchberg nachliefs, so lange mit Entrichtung gewisser Abgaben inne zu halten, bis dadurch die Summe, in welche der Graf condemnirt worden war, compensirt seyn würde. — Franz Ludwig Fürstbischoff zu Bamberg und Würzburg, Muster eines guten Fürsten. Auszug aus des Hn. *v. Hess* schöner Schilderung dieses edlen Fürsten, der in Bamberg und Würzburg leben wird, so lange daselbst die Dankbarkeit nicht ausstirbt. — Ueber die Uebergabe der Festung Mannheim vom Grafen Streng-

Strengschwerds die bekannte heftige Invective, nebst Anmerkungen des Herausgebers, der sie zu widerlegen sucht. Soviel ist wohl unleugbar gewiss, dass der Reichs-Feldmarschall das Recht hat, sich darum zu bekümmern, dass der Landesherr seine Festungen gehörig besetze, und vertheidige; nur darf er, wenn Fehler hierin vorgegangen sind, die Bestrafung der Landesherrlichen Diener sich nicht anmassen.

Zweytes Heft. Ist Preussens gegenwärtiges Verhalten mit seinen früheren Erklärungen in Widerspruch? Eine Rechtfertigung Preussens, scheinbar unpartheyisch. — Bericht des kayserl. Kammergerichts über den Recurs des Fürsten von Neuwied. Die schöne Vertheidigung des Kammergerichts wegen der über den Fürsten von Neuwied verhängten Curatel, womit im *fünften Heft* die Erzherzoglich-Oesterreichische Note, diesen Recurs betreffend, verbunden werden muss, worin gleichfalls die allerdings wahrscheinlichere Meynung behauptet wird, dass die Stelle der Wahlcapitulation, zufolge deren kein Reichsstand von dem Voto auf dem Reichstage suspendirt oder der Landesregierung entsetzt werden soll, auf die Regierungs-Entsetzungen zur Strafe, keinesweges aber auf die von jeher gesetzmässigen Kuratelbestellungen, gehe. — Schreiben des Kaysers an den Markgrafen von Baden, die Beschlüsse des Wilhelmsbader Fürstencongresses betreffend, nämlich einen neuen Fürstenbund zu rascherer Fortsetzung des Krieges zu errichten. Der Kayser verwarf die Idee, weil die Kreisassociation hinreichende und wirksamere Mittel dazu an die Hand gebe. — Schreiben des regierenden Herzogs von Braunschweig an den kayserl. Gesandten, Grafen v. Westphal, den Hessen-Kasselschen Separatfrieden betreffend. Der Herzog entschuldigt den Landgrafen aus dem Gesichtspunkt der Selbsterhaltung, da Deutschland von aller Vertheidigung entblösst gewesen sey. — Etwas über die gräfl. Strengschwerdische Beurtheilung des vorstehenden Schreibens vom Herausgeber. Hr. *H.* behauptet gegen den Grafen von Strengschwerd, der vorstehendes Schreiben zu widerlegen suchte, dass ein deutscher Reichsstand nicht nur sein Contingent zurückziehen, sondern auch Particular-Frieden schliessen dürfe. Rettung des Landes aus augenscheinlicher Gefahr und bey unzureichender Vertheidigung, dieser Gesichtspunkt des Vf. ist der wahre, aber auch der einzige. Denn Gründe, wie die: dass der Verlust des Burgundischen Kreises kein Verlust für Deutschland seyn würde, sind, wie Göthe sagt, Sätze, die nichts setzen.

Drittes Heft. Schreiben des evangelischen Theils des kayserl. Kammergerichts an das Corpus Evangelicorum in der Froriepischen Sache vom May 1795, worin dasselbe behauptet, dass die Reichsgerichte auch in *geistlichen Sachen*, in so fern dabey Nullitäten begangen worden sind, zu erkennen haben, falls sie sich nur nicht in die Hauptsache mischen, sondern nur die dabey begangenen Nullitäten heben. Hr. *H.* ist eben dieser Meynung, wie er dies in einem Aufsatz des vierten Hefts: Ueber die Gerichtsbarkeit der höchsten Reichsgerichte, wenn von evangelischen geistlichen Gerichten unheilbare Nichtigkeiten begangen werden, weitläuftiger auseinander gesetzt hat. Auch Pasinger stimmt hiemit überein. — Deutscher Fürstenbund vom J. 1785. Hier und in Hn. *von Martens Recueil des traites* zum Erstenmale gedruckt. Sehr allgemeinen Inhalts, blosse Verpflichtungen der verbundnen Höfe zur Aufrechthaltung der deutschen Reichsverfassung. Die geheimen Artikel, die wohl specielleren Inhalts seyn mögen, können, wie der Herausg. sagt, ohne Voreiligkeit noch nicht bekannt gemacht werden. — Vorstellungen der Kurtrierischen Landschaft, die Bewaffnung der Franzosen betreffend, an den Kurfürsten von Trier. Sehr starke und freymüthige Warnungen an den Kurfürsten, sich mit den Emigranten nicht einzulassen. Der Kurfürst versprach, wie man sieht, immer ihren Beschwerden abzuhelfen; aber es scheint meist bey Versprechen geblieben zu seyn. Hiemit ist auch der Artikel: Deutsche Reichsjustiz, im sechsten Heft zu verbinden. — Herzogl. Zweybrückisches Promemoria die am 23 Nov. 1795. erfolgte Arretirung des Herzogl. Ministers von Salabert betreffend, ferner: Auszug Schreibens des Kurf. von Kölln an seinen Comitial-Gesandten die Arretirung des Zweybrückischen Ministers betreffend, und mündliche Eröffnung des Kurbrandenburgischen Hn. Comitial-Gesandten, die Arretirung des Hn. v. Salabert betreffend: lauter Beschwerden über eine Handlung, die üble Laune über verfehlte Kriegsoperationen allenfalls entschuldigen, aber nie rechtfertigen kann. Das Kurköllnische Schreiben ist nicht vom Onkel des Kaysers, sondern vom deutschen Reichsfürsten, dictirt. — Fürstbischöflich Regensburgische Consistorial-Verordnung wider die unenthaltsamen Kleriker des Regensburger Kirchsprengels. — Etwas von der Lütticher Sache, gegen den Fürsten. Freylich suchten die Lütticher ihr Recht auf dem Wege der Gewalt, da ihnen noch Rechtswege offen waren; aber der Fürst hätte auch von seiner Seite nachgiebiger seyn sollen. Es war traurig, wiewohl auch sehr natürlich, dass diese Revolution in Eine Zeit mit der Französischen fiel. — Actenstücke, die der kayserl. freyen Reichsstadt Goslar von dem Grafen von Wallmoden-Gimborn als commandirenden General der K. Grossbrittanischen Armee zugemuthete Aufnahme einer Anzahl französischer Kriegsgefangenen betreffend, verbunden mit der Fortsetzung derselben im vierten Stück. Der Graf von Wallmoden als commandirender General der Englischen, also einer Deutschland nichts angehenden Armee, muthete der Reichsstadt Goslar zu, eine Anzahl französischer Kriegsgefangenen nebst Bedeckung einzunehmen, und da der Magistrat, vorzüglich wegen der in Goslar obwaltenden grossen Theurung sich dessen weigerte, antwortete der Graf ihm in einem heftigen Promemoria. Die Reichsstadt wandte sich an die ausschreibenden Fürsten des Niedersächsischen Kreises, so wie an den Reichstag, und der ihr zugedachte Besuch unterblieb. Rec. hat auch hier wieder in den Goslarischen Memorialen einen edlen und anständigen Styl bemerkt. — Aktenstücke den Hildesheimer Convent betreffend. —

Für-

Viertes Heft. Ausser dem bereits bemerkten: Resolution des geistlichen Departements zu Berlin an die Conventualen in Kloster Bergen bey Magdeburg. Das bekannte auffallende Rescript, das in Aeusserungen und Schreibart, so sehr gegen die Maximen der preussischen Gesetzgebung, und den edeln Geschäftsstyl, der in andern preussischen Departements herrscht, auch sonst im geistlichen herrschte, absticht, dass man versucht wird, der Vermuthung des Hn. Abt Henke, der es auch in seinem Archiv hat abdrucken lassen, beyzutreten, es falle bloss einem unverständigen und mit der, allen im Namen des Landesherrn auszufertigenden Schriften, geziemenden Würde völlig unbekannten Kanzleyconcipisten zur Last. — Schilderung der Reichsarmee, aus einem Werke: Schilderung der jetzigen Reichsarmee nach ihrer wahren Gestalt. Alte Klagen mit neuen Belegen von einem, wie es scheint, sehr nahen Beobachter. Ausser den Oesterreichischen und Preussischen Truppen werden nur die Sächsischen und Hessischen sehr rühmlich von dem allgemeinen Verdammungsurtheil ausgenommen. — Deutsche Zeitungen in Paris (scheint genau mit dem folgenden Artikel zusammenzuhängen.) — Dienstentlassung des Hofrichters, auch Land und Schatzraths, von Berlepsch zu Hannover, verbunden mit mehreren Aufsätzen im fünften und sechsten Stück. Der Hr. von Berlepsch wurde wegen eines sehr freymüthigen Votums, welches er in der Versammlung der Stände abgelegt hatte und dessen Hauptinhalt dahin ging, bey dem Könige darauf anzutragen, dass die Hannöverischen Lande für neutral in Ansehung des gegenwärtigen Krieges (der Stellung des Reichscontingents jedoch ohnbeschadet) erklärt werden möchten, und dass äussersten Falls, wenn diese Vorstellung bey dem Könige nichts fruchtete, die Stände selbst den Franzosen erklären müssten, dass sie nicht gesonnen wären, sich in einen Territorialkrieg mit ihnen einzulassen, sondern neutral zu bleiben, seiner Stellen entsetzt. Er weigerte sich aber und weigert sich noch, sie niederzulegen, weil er nichts gesagt habe, als was verfassungsmässig sey, und verlangt durch Urtheil und Recht gerichtet zu werden. Bey dieser Gelegenheit erschien eine weitläuftige hier ebenfalls im fünften Heft mitgetheilte Deduction der Calenbergischen Landschaft, die sich ihres Landraths annahm, worin sie zu beweisen sucht, dass die Hannöverischen Stände nach der Verfassung ein Mitwirkungsrecht bey Ausübung des Rechts des Krieges haben. Die Land- und Schatzrathsstelle konnte Hr. von B. desto ohnbedenklicher, ehe er gerichtlich verurtheilt war, sich niederzulegen weigern, da deren Besetzung nicht von dem Könige, sondern von den Ständen abhängt; aber auch bey der Hofrichterstelle dürfte dies der Fall seyn, da die besten Publicisten und noch neulich Hr. Geh. R. *Seuffert* den Grundsatz aufgestellt haben, dass der Fürst keinen eigentlichen Staatsbeamten willkührlich weder removiren noch auch dimittiren könne. Kürzlich hat Hr. Hofr. Häberlin eine eigne ausführliche Schrift für Hrn. von Berlepsch drucken lassen, in der man auch das angebliche corpus delicti das Berlepschische Votum nach dem Abdruck im Genius der Zeit findet, welches zur Uebersicht nothwendig ist und im St. Archiv vermisst wird. Von dieser soll nächstens eine Anzeige folgen. — Geschichte der Entdeckungsversuche des Vf. der Germania. Einige Nachricht von den nachherigen Bewegungen des unbekannten Vf. dieser verächtlichen Schrift. — Vorstellung und Bitte mehrerer Bürger zu Nürnberg an den Magistrat zu Nürnberg, verbunden mit dem: Vortrag des Raths zu Nürnberg an die Bürgerschaft über die Unterwerfung unter Preussischen Schutz und dem: Staats-Subjections- und Exemtions-Vertrag zwischen dem K. v. Preussen und Nürnberg (im sechsten Heft.) Der Hr. Herausg. wünscht Nürnberg unter Preussischen Scepter. Andere werden wünschen, dass es Reichsstadt bleiben möge, nur unter einer bessern Verfassung.

Fünftes Heft. Actenstücke die Beschwerden des schwäbischen Kreises über das Generalcommando der Reichsarmee betreffend. — Freymüthige Gedanken eines Preussischen Patrioten bey Gelegenheit der unbedingten Fruchtsperre in den Preussischen Staaten. Nächst dem mehrere bereits angezeigte Aufsätze.

Sechstes Heft. Getreue Darstellung und Beurtheilung der Handlungen der Reichsversammlung bey ihrer unlängst gefährdeten Sicherheit. Wären auch die Schritte des Reichstags vorschnell gewesen; so sollte doch ein deutscher Reichsbürger von der Versammlung der Reichsstände in anständigeren Ausdrücken schreiben, als der, gegen den diese Darstellung gerichtet ist. — Actenstücke die Berufung des Würtembergischen Landtags betreffend. Zusammenberufung des Landtags zu Regulirung der durch den Frieden mit den Franzosen nothwendig gewordenen Contributions-Angelegenheiten, nebst einer Privatschrift, die darauf aufmerksam macht, dass nach der Würtembergischen Verfassung zu Beysitzern von Seiten der Städte nicht gerade nur Beysitzer des Raths und der Gerichte, sondern jeder fähige Mann gewählt werden könne. — Ansiedelung des Ordens von la Trappe in Deutschland. Psychologisch merkwürdig bleibt es doch immer, dass Menschen sich dieser fürchterlich rauben Regel, die hier mitgetheilt wird, unterwerfen. — Schreiben des Herzogs v. Würtemberg an den Kayser wegen eines mit Frankreich zu treffenden Accommodements nebst Antwort, worinn der Kayser den Herzog standhaft auszuharren ermahnt. — Actenstücke betreffend die dem Syndicus Guden als Schatzdeputirten der Stadt Münden ertheilte Dimission. Ein beynahe ähnlicher Fall wie der des Hn. v. Berlepsch, da dieser Beamte von der Regierung entlassen war, dieses Entlassungsdecret aber von der Justizkanzley cassirt wurde. Die Justizkanzley nahm zwar in der Folge ihr Decret zurück, aber nur auf besondern königlichen Befehl.

Dies ist der reiche Inhalt einer Sammlung, die wir bald in recht vielen Händen zu sehen wünschen. Die Anmerkungen des Herausgebers, die die Facta meistentheils begleiten, sind kurz, aber gehaltreich. Kenntniss und Liebe der Verfassung, Wärme und Frey-

 müthig-

müthigkeit, (die unter dem Schutze eines weisen, und die Freyheit der Presse beschützenden Fürsten sich eher ermuntert, als zurückgesetzt sieht) sind darinn unverkennbar; nur hätten wir manche Aeusserungen milder gewünscht. Nur Friedliebe kann Frieden gewähren und unter den unglücklichen Kämpfen der Leidenschaft bluten schon so lange die Nationen.

KINDERSCHRIFTEN.

KÖTHEN, b. Aue: *Unterhaltungen eines Lehrers mit seinen Schülern über das Leben, die Lehre, (die) Schicksale und Thaten Jesu Christi, ein Lehr- und Lese-Buch für Kinder und Nichtkinder, durchaus historisch bearbeitet* von E. Z. Berthe. 1796. 16 S. Vorrede u. 284 S. Text. (12 gr.)

Man erfährt auf dem Titel nichts davon, dass man hier einen ersten Band vor sich hat, welcher von dem angegebnen Gegenstande nur wenig enthält, und vielmehr einen Abriss der natürlichen Religion, dann aber in dem noch übrigen Drittheile eine historische Einleitung in die Geschichte Jesu liefert. Ganz scheint ein solches Verfahren nicht zu billigen: warum will man unter einem fremden Aushängeschilde den Käufern Waare, die sie hier nicht suchten und einen Theil mehr, als sie brauchten, aufnöthigen? Es ist lange so ausgemacht nicht, als der Vf. meynt, dass der zusammenhängende vollständige Unterricht in der natürlichen, genauer gesprochen, reinen Vernunft-Religion unumgänglich vorausgehen müsse, um die Bekanntschaft mit dem Christenthume als positiver Religion zu stiften. Vielmehr scheint nach mehrerer einsichtsvoller Männer Urtheile der umgekehrte Weg, den auch von jeher der Geschichte zufolge die menschliche Gattung in Ansehung ihrer gesammten Rel. Erkenntniss betreten hat, der natürlichere: Kinder nach wenigen und kurzen aber nachdrücklichen Hinweisungen auf eine höchste moralische Intelligenz, die alles in der Welt so einrichtet, wie es nach moralischen Foderungen eingerichtet werden soll, mit der Geschichte, dem Beyspiele und den wichtigsten Lehraussprüchen Jesu bekannt zu machen, und dadurch allmählig, zum rein moralischen Vernunft-Glauben hinzuleiten, wobey dann die Erinnerung an so manche körnigte oft unübertrefflich wahr gedachte und innig empfundene Schriftstellen, denen durch ihre grosse Geläufigkeit schon gewissermaassen eine höhere Sanction eigen ist, zur Erweckung und Befestigung ächt religiöser Gesinnungen sicher gute Dienste leisten wird. Und wenn denn nur unserm Vf. seine unverlangte Zugabe besser gelungen wäre! Ueberall herrscht in seinen Darstellungen menschlicher Würde und Bestimmung noch ein ganz roher Evdämonismus, der sich bey dem höchsten Grade philosophischer Toleranz nach so vielen fasslichen Gegen-Erinnerungen mit nichts entschuldigen lässt, und der so weit geht, dass der Vf. z. B. ehe er noch von Belohnungen der künftigen Welt gesprochen hat, von der Tugend S. 164 weiter nichts zu rühmen weiss als: „man sagt zwar, „wir müssen die Tugend üben, weil wir dadurch „glücklich werden," mithin ihren innern Werth und ihre eigenthümlich verbindende Kraft gar nicht zu ahnden scheint. Sehr viele andere fast noch auffallendere Stellen z. B. S. 25. S. 106. im Text und in der Note verbietet uns der Raum abzuschreiben. Dass durchgängig alle Moral hier auf Religion gegründet wird, dass für die Rel. Wahrheiten lediglich empirische Beweise, oft bloss einzelne Instanzen, denen andere hinterdrein vorkommende offenbar widersprechen, vorgebracht, also die auffallendsten Cirkel in Beweisen aufgestellt, viele transscendente Behauptungen mit einer solchen Unbefangenheit, als wenn nie etwas dagegen erinnert wäre, gewagt werden, wird man nach solchen zum Grunde liegenden Principien nicht anders erwarten. Floskeln von der Art: „das ist doch wohl sehr natürlich — das lehrt schon die gesunde Vernunft" können der Seichtigkeit der Deductionen selbst bey Kindern nicht nachhelfen. — Erträglicher ist noch der historische Abschnitt über das Zeitalter Jesu, das jüdische Volk, seine Geschichte, Propheten, heilige Bücher etc. gerathen, ungeachtet es auch hier an Unrichtigkeiten und Uebereilungen nicht fehlt; auch nicht abzusehen ist, wie eine solche wenig pragmatische, nur nach Materialien geordnete fast bloss Notizenmässige Darstellung Kinder interessiren könne. Solche Fehler sind z. B. dass dem jüdischen Volke (S. 214. sogar den verschmitzten Pharisäern) auf allen Seiten *Dummheit* vorgeworfen wird, welcher Ausdruck von ganzen Nationen gebraucht eben so unschicklich als von dieser insbesondere unwahr ist, dass nach S. 210. die Mosaischen Gesetze grösstentheils in *nichts bedeutenden Kleinigkeiten* bestanden haben sollen, womit S. 238. in offenbarem Widerspruche steht — dass die *Samariter* zu den *Partheyen der Juden* nebst Pharisäern und Sadducäern gerechnet werden — dass es heisst, in den Synagogen wären bloss Schriftabschnitte *vorgelesen*, aber *nicht erklärt* worden (vgl. Luc. 4.) etc. Auch Sprach-Unrichtigkeiten wie S. 8. ein *eingeimpstes Rel. Gebäude* S. 20. ein *wohlhabender Zustand* — S. 64. *denen* verschiedenen Thiergattungen — vom Nile *gedungen* für gedüngt — Schicksaal — Trübsaal — (da *sal* hier blosse Anhänge-Sylbe ist,) verdienen ausser der vielfältig matten schleppenden Schreib- und Darstellungsart, in einer Schrift für Kinder sowohl als Nichtkinder eine Rüge. Eine an sich nicht überflüssige Bearbeitung dieses Stoffs dürfte wohl einen der Sache in hohem Grade gewachsenen Mann fodern.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 7. März 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

GOTHA, b. Ettinger: *Erfurt und das Erfurtische Gebiet. Nach geographischen, physischen, statistischen, politischen und geschichtlichen Verhältnissen.* Eine von der Akademie der nützlichen Wissenschaften zu Erfurt mitgekrönte Preisschrift. Von M. *Jakob Dominikus*, d. Philos. ausserord. Professor daselbst. Mit 2 Kupf. Erster Theil. 1793. 517 S. Zweyter Theil. Mit 2 Charten. 1793. 286 S. und einigen Tabellen. 8.

Da schon in gewisser Rücksicht jeder einzelne District, jede beträchtlichere Stadt, einer eignen Beschreibung und Geschichte werth ist, so ist es ungezweifelt Erfurt um so mehr, da die Rolle, welche diese Stadt in der Geschichte Thüringens spielt, so ausgezeichnet gross ist, und da vielleicht wenige deutsche Städte sich durch einen so mannichfaltigen Wechsel von Schicksalen auszeichneten, ehe sie zu einiger Consistenz und Ruhe gelangten. Falkenstein, der 1739 schrieb, ist der neueste Schriftsteller, der diesen Staat *ex professo* zum Gegenstand seiner Untersuchung oder vielmehr seiner bekanntlich unzweckmäsigen Compilationen machte. Seit dieser Zeit hat nun freylich der historische Untersuchungsgeist eine ganz andere Richtung gewonnen, wenn man auch die Veränderungen selbst, die der neueste Zeitraum in sich fasst, nicht für so wichtig halten will, um sie als Auffoderung zu einer ganz neuen Bearbeitung dieser Geschichte anzusehen. Wahrscheinlich war auch vorzüglich die erstere Rücksicht das, was die Preisfrage der Erfurtischen Akademie veranlasste, die den Vf., zu seiner Arbeit veranlasste. Freylich muss man wünschen, dass Ausarbeitungen dieser Gattung stets das Resultat lang vorhergegangener Untersuchungen, nicht die Frucht augenblicklicher äusserer Reizmittel wären: indessen darf man wohl zufrieden seyn, wenn nur die Früchte der letztern, immer von dem Gehalt der vor uns liegenden sind, wenn der Aufruf zu Unternehmungen stets Männer trifft, welche schon innern Beruf und Vorbereitung mit einander verbinden; von beidem zeugt dieses Werk, und wir finden wirklich in ihm das, was zu einer genauen Darstellung des Gegenstands, dem es sich widmet, gehört, in einem Grad vereinigt, welcher wenig zu wünschen übrig läfst. Das grössere historische Publikum sowohl, als die Einwohner des Erfurtischen Gebiets sind daher dem Vf. um so mehr Dank schuldig, da sich nun an diese Grundarbeit, Berichtigungen und Nachträge leicht anschliessen lassen.

Der Vf. theilt seine Arbeit zuförderst nach ihren zwey Hauptgegenständen „Erfurt" und „das Erfurtische Gebiet" in zwey Hauptabtheilungen. Die erstre untersucht wiederum in zwey Büchern die Fragen: Was ist Erfurt gegenwärtig? Und: Wie ward es so? Die Beantwortung von jener stellt zuerst in sechs Abschnitten die einzelnen Gegenstände dar, welche zu betrachten vorkommen: 1) das Erfurtische Gebiet überhaupt: 2) Eintheilung der Stadt, geographische, politische und religiöse, welcher letztern die Merkwürdigkeiten der Stadt angehängt sind; 3) Einwohner; 4) Producte; 5) Zustand des Kunstfleisses überhaupt, und 6) Aufklärung und Cultur sowohl wissenschaftliche, als moralische. — Dann wird der Staat in seinem ganzen Zusammenhang und dabey insbesondre die Grundgesetze und die Dikasterien mit ihrer Verfassung betrachtet. In diesem ersten Buch herrscht fast durchgängig einige Verwirrung, vorzüglich deswegen, weil die Bestimmungen, welche das ganze Erfurtische Gebiet im Allgemeinen angehn, mit denen vermischt vorgetragen werden, welche die Stadt insbesondre betreffen. — Dieselbe zweckwidrige Vermengung findet aber auch in Zusammenstellung einzelner Gegenstände statt. So stehn unter der allgemeinen Beschreibung des Gebiets, — Flüsse, Mühlen und Wasseramt, — also ein geographischer, ein statistischer und ein politischer Artikel zusammen. Eben so wenig hätten wir bey der Beschreibung des Feldzustands das Hegemahl gesucht, welches in einer Polizey-Einrichtung zur Aufrechthaltung guter Ordnung in Ansehung der Grundstücke sowohl, als ihrer Besitzer besteht. Der Beschreibung der Fluren des Erfurtischen Stadtgebiets und ihrer Grösse folgt die Anzeige der Beschaffenheit des unbenutzten Erdbodens durch das ganze Gebiet, und gleich darauf werden die Zugänge zur Stadt beschrieben. — Diese hier und da zum Tadel auffodernde Mängel der Darstellung wiegen indessen die Vorzüge, die Vollständigkeit und Genauigkeit derselben nicht auf, und nur über wenige Gegenstände, die zum Zweck des Vf. gehören, wird man genugthuende Nachrichten vermissen. —

In der Geschichte von Erfurt, oder der Beantwortung der Frage, wie ward Erfurt so? findet man zwar wenig oder nichts Neues, und Galletti's Thüringische Geschichte scheint fast der alleinige Führer des Vf. zu seyn, Gebrauch archivalischer Nachrichten und andrer noch ungedruckten und unbekannten Hülfsmittel hingegen ihm nur wenige Dienste geleistet zu haben. Allein die Anordnung und Unpartheylichkeit des Vf. muss man rühmen, die Perioden der Ge-

fchichte find recht glücklich gewählt. Sie find: Urfprung der Stadt bis zu der gefetzlichen Volksregierung. 1310.; gefetzliche Volksregierung bis zur Reduction, (Anerkennung der Maynzer Oberherrfchaft) 1664.; Reduction bis auf unfre Zeiten, 1772. — Gewiffe ausgezeichnete Abfchnitte in diefen Perioden, welche der Vf. Ruhepuncte nennt, benutzt er zum Rückblick auf das, was der Staat bis dahin gewonnen oder verloren hat, und zur Darftellung der politifchen, literarifchen und moralifchen Verfaffung. Solche Ruhepunkte find in der letztern Periode, — Statthalter von Boineburg und Statthalter von Dalberg. Wohl dem Lande, welches in jedem Jahrhundert zwey Regenten, wie diefe, aufzuweifen hat! — — Der zweyte Haupttheil befchreibt endlich die Aemter des Erfurtifchen Gebiets und die darinn enthaltenen Oerter, dann die nicht unter den Aemten begriffenen Ortfchaften und die zerftörten Dörfer, welchen endlich noch eine Ueberficht verfchiedener ftatiftifchen Refultate aus diefen einzelnen Befchreibungen angehängt ift.

Je zufriedner wir mit dem Vf. in der Hauptfache und in der Ausführung feines Plans überhaupt find, defto weniger können wir diefes in Rückficht des Styls feyn. Vorzüglich mufs die darinn herrfchende Affectation misfallen: man kann nicht ohne Lächeln die Aufzählung der Flüffe und Bäche lefen, in deren Befchreibung der Vf. dadurch eine Mannichfaltigkeit zu bringen fuchte, dafs er oft mit den Ausdrücken wechfelt: z. B. „Die Gera *betritt* bey Mobisburg „unfer Gebiet, *zieht fich* am Steiger *herab* bis ans Efpach „und *fliefst* auf verfchiednen Wegen durch die Stadt. „Der gröfsre Theil *raufcht* zwifchen dem Brühlerthore „und dem Stumpfenthurme etc. zur Stadt *herein*, „*durchkreuzt* fie, *bricht* bey dem Andreas und Johan„nisthor *durch* den Wall" u. f. w. — „Die Vippach „*nimmt ihren Urfprung* über Berlftädt, *durchftrömt* es, „*geht* bey Markt-Vippach etc. *vorbey*, *begrüfst* „Schlofs Vippach, und *vereinigt* fich bey der Grammmühle etc. mit der Gramme." — Eben folche phrafeologifche und andre Auswüchfe finden fich aber auch bey andern Gegenftänden: fo im hiftorifchen Theil: S. 234. „Die Höhe, wozu fich Erfurt unter und gleich „nach der Zeit des Bonifaz erhob, macht den Schlufs „rückwärts zu dem Anfang von Erfurt lebendiger und „wahrfcheinlicher." — S. 302. „Diefe Periode ift „freylich, was die Gährungen anbelangt, die wich„tigfte von allen; aber die traurigfte in Beziehung „auf die Beyfpiele von Graufamkeit, Defpotie und „allgemeiner Unfittlichkeit. Da fie aber die Prämiffen „zu beffern Zeiten ausmacht, fo wird man für das „widrige Gefühl derfelben durch fchöne Vollendung „der graufamen Bedingung einigermaafsen belohnt." Mit diefen überzierlichen Ausdrücken contraftiren freylich, „die Räuber, die fich S. 317. wie angefchoffene Eber wehren," — oder, die Reichsarmee, welche S. 504. „die reifen Kirfchen wegfrafs." Ueberhaupt fcheint fich der Vf., als er zu der Gefchichte des fiebenjährigen Kriegs kam, erfchöpft zu fühlen, indem er fie blofs in Chronikenftyl erzählt. — Hier und da wird der Vortrag eben durch jene gefuchte Zierlichkeit confus und ftellt die Sachen fehr unrichtig: z. B. „die Temperatur der Luft ift *gelinder*, als „*in einem Theil von Thüringen*." — „In dem zwey„ten Theil der Stadt kommt hier (unter den merk„würdigen Plätzen) vorzüglich das Brühl vor, weil „*ich gern das Vorurtheil, dafs diefer Theil der* Stadt „*der ältefte fey*, widerlegen möchte." — Und eben daher entfprangen fichtbar auch die falfchen Ausdrücke, die, jedoch nur feltner, vorkommen, wie: „Der Südweftwind gewährt uns *kühlende Wärme*." „Im Winter (weht) ein beynahe *unbeweglicher* Weftwind." — „Die Art ihres (der Klöfter) Erwerbs war oft fehr unedel und *der reine Abdruck der Wahrheiten* in den *Sagen der Vorzeit* von Veit Weber."

Aufser diefen tadelhaften Seiten des Styls und einzelner Sätze und Behauptungen felbft find wir nur felten veranlafst worden, mehr kritifchen Fleifs und Genauigkeit zu wünfchen. Dies ift jedoch der Fall Th. I. S. 24 und 25., in der mineralogifchen Befchreibung der Gegend um Erfurt, die eine äufserft verwirrte Darftellung giebt. — S. 30. Wo der Vf. den Unterfchied der Holzpreife 1692 und 1791. darlegt. Er giebt als Urfache der in dem letztern Jahr auffallend zugenommenen Holztheurung die ungleich gröfsre Confumtion, durch Vermehrung der Manufacturen und Fabriken, und durch Vergröfserung des Luxus an. Ein Statiftiker hätte hier billig den gefunkenen Werth des Gelds nicht vergeffen dürfen; den der Vf. auch in der Folge bey Vergleichung der Getraidepreife felbft erwähnt. — Auf eben diefer Seite wird Meteorologie fehr unrichtig für Befchaffenheit der Luft und Witterung gebraucht. — S. 48. Bey der Tabelle über die Getraidepreife ift nicht einmal das Maafs angegeben, das der Beftimmung zum Grund liegt. — Des evangelifchen Gymnafii ift fowohl S. 120. als S. 186. nur vorübergehend erwähnt: über feine Verfaffung findet fich gar nichts. — Die Infchrift eines Kelchs S. 122. wird gewifs nicht, „Frederich Haftenvelt copavit" heifsen können, wie der Vf. (ohne Zweifel ftatt donavit) gelefen hat. — Von den milden Stiftungen, die S. 123. fg. befchreiben werden, finden wir das, was das meifte Intereffe hat, nicht: Angabe nämlich der innern Einrichtungen, der Anzahl der hier Verpflegten, der Fonds u. f. w. — Auch von dem Zuftand der S. 161. erwähnten Fabriken vermiffen wir genauere Nachrichten: und was find *Altmacher*, welche dort genannt werden? — Etwas mehr, als von der Akademie S. 196. auf 22 Zeilen gefagt wird, hätte fich doch wohl von ihr beybringen laffen. — *Urbich*, S. 250. hiefs gewifs nicht urfprünglich *Ulrich*, fondern *Urbach*: diefe Abänderung des Lauts ift in Thüringen fehr gewöhnlich. Fehlerhaft ift auch *Riednorzen*, wie der Vf. mehrmals fchreibt, ftatt *Riednordhaufen*. —

Dem Buch find beygefügt: 1) Eine Charte des Erfurtifchen Gebiets: nicht nach einer neuern Vermeffung, fondern nach der mehrmals aufgelegten Homannifchen Charte, jedoch nach einem, bis zum vierten Theil verkleinerten Maafsftab gezeichnet. —

2) Grund-

2) Grundrifs von Erfurt, auch nach dem bekannten Grundrifs, den König zeichnete und Seuffer 1740. herausgab, so treu, dafs selbst die mit dem eigentlichen Grundrifs gemischte perspectivische Zeichnung einzelner Gebäude und Theile der Stadt beybehalten ist, welches ein sehr verwirrtes und undeutliches Ansehn giebt. — 3) Ansicht von Erfurt, am alten Steiger gezeichnet. Diese sowohl, als auch die zwey vorhererwähnten Charten, sind von Hn. Wendel zu Erfurt gezeichnet, von welchem man bereits mehrere Arbeiten kennt, die sämmtlich den hier gelieferten ähnlich d. i. unreinlicher sind, als man von einem Lehrer der Zeichenkunst billig erwarten sollte.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ROSTOCK u. LEIPZIG, b. Stiller: *Predigten, entwickelte Gedanken und Materialien zu Betrachtungen über Wahrheiten der Religion(s) und Sittenlehren des Christenthums, nach Anleitung der Sonn- und Festtags-Episteln des ganzen Jahres*, von Dietherich Herrmann Biederstedt. — D. d. Phil. und Archidiac. an d. Nic. Kirche zu Greifswalde. I Band von dem ersten Jahrestage bis zum 2ten Sonnt. n. Trint. XVI u. 264 S. II Band *von dem 3ten Sonnt. nach Trint. — 2ten Weynachtstage* XVI u. 256 S. beide Bände. (1 Rthlr. 8 gr.)

So sehr Rec. die Flüchtigkeit und Nachläfsigkeit in Absicht auf Sprachrichtigkeit, Schreibart, Anordnung und Ausführung der Materien im ersten Band dieser mehr Entwürfe als ganz ausgearbeitete Pred. enthaltenden Sammlung aufgefallen ist: so sehr freut er sich bey Durchmusterung des II Ths. der ihm, nachdem er über den ersten sein Urtheil bereits niedergeschrieben hatte, zu Händen gekommen ist, bemerken zu müssen, dafs Hr. B. indefs sein eigner Censor geworden ist, und da etwas viel Reiferes besser Durchgearbeitetes geliefert hat, als in dem erstem. Leider sind da Zusammenstellungen wie folgende S. 12. „unsre *Unwissenheit* durch erworbene Kenntnisse *zerstören*" — „in einer *weisen Verbindung* mit Menschen und *edeln Abhängigkeit* von *guten allgemeingültigen Ordnungen* fortwirken". S. 36. „*höher erhabner entzückender* ist unsre *Unterscheidung* von der Welt" etc. oder Vorrede S. VI. „Aus der eigentlichen Bestimmung der App. folgte es — *dafs* sie dafür sorgten, *dafs* der *Geist* ihrer Lehren, wie das Gewand und die Darstellung derselben die gehörige richtige *Gestalt* hatte" (nicht *hatten* — ein unbemerkter Druckfehler,) wo zum Theil auch die fehlerhafte Schreibart Rüge verdient, nichts seltenes. — Compendienmäfsig, also in eine Predigt nicht gehörig, zugleich aber dunkel und manchem Missverständnisse unterworfen sind Erklarungen, wie diese: S. 28. „Trennung der Materie der Religion von ihrer Form ist die eigentliche Aufklärung in der Religion." S. 27. „Religion ist das erkannte und angewandte Verhältnifs zu Gott" — völlig einseitig folgende S. 77. „die Religion hat *keinen*. als *den einzigen Entzweck*, allgemeines reines und thätiges Wohlwollen zu befördern," (also nicht vielmehr überhaupt, die Moralität zu unterstützen, und aufser dem angegebnen Bestandtheile derselben auch unmittelbar Gewissenhaftigkeit in der Selbst-Pflicht zu befördern, überdem aber Beruhigung zu wirken?); durchaus verworren und misslungen aber die in der Vorrede, (welche überhaupt als eine sehr oberflächliche und in die Luft gestellte Rhapsodie über die Lehrart der App. für die ganze Arbeit kein gutes Vorurtheil erweckt). S. VI. VII. „Diesen *Geist*, (wie wenig Bestimmtes „denkt man sich doch gewöhnlich unter diesem so hau„fig gemisbrauchten Worte!) der Lehre der App. das „*Kleid* und die *Form* oder die Art und Weise, wie sie „*ihre Lehre vortrugen*, ob wissenschaftlich oder popu„lar? und die Ordnung und Zusammenhang, worinn „sie *ihre Lehre vortrugen*, nennt man die *Methode* oder „*Lehrart* der App." — In einer Lehrart kann ein gewisser Geist herrschen ja der nämliche bey ganz verschiednen Lehrarten und Lehrgaben — vgl. 1. Cor. 12, 10. 11. — aber wem mag es einfallen, den Geist einer Lehre durch Lehrart zu erklären! — Unmöglich lafst sich auch die Logik in folgenden Entwürfen vertheidigen. S. 221. „Der Weg des Leidens ist der Weg zur menschlichen Vervollkommnung," I. er war es für Jesum II. er ist es noch für seine wahren Verehrer I. 1) Christus litt überhaupt 2) er litt anhaltend und unschuldig, — hier finden sich zum Theil übertriebene und blofs präsumtivische Darstellungen der Leiden Jesu — aber bey 1 und 2. nicht die mindeste Anzeige, wie ihm dies zur Vervollkommung gedient habe, worauf nur bey 3) er litt grofsmüthig und gelassen, kurz eingelenkt wird. II. auch uns dienen Leiden zur Vervollkommung, 1) als Menschen, 2) als Christen — (was ist das Ganze für eine Methode einen Satz zu behandeln und zu erweisen!) So auch S. 77. die Disposition über das Thema: die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung, mit deren Zergliederung wir uns nicht aufhalten, und den Vf. selbst nur unter andern an das viele Fremde, was er der Erklärung von *weiser Liebe* beygemischt hat, und was so ganz mit den vorhergegangnen Erörterungen über allgemeine, reine thätige Liebe in eins zusammenfällt, aufmerksam machen wollen. Die auffallendsten der an diesem Iten Bande gerügten Fehler sind nun im IIten glücklich vermieden. Man findet da die Sprache weit correcter, wenige Uebereilungen, wie S. 50. nich - oder unrichtig, etwa ausgenommen — die Schreibart weit muntrer, fliefsender und besser gehalten: die Behauptungen und Erörterungen weit bestimmter, die Beweise weit bindender und gerader auf das zu Beweisende gerichtet, unter den Entwürfen viele logisch fehlerfreye und einen würklich schatzbaren Reichthum guter Erklärungen der Texte und anderer biblischen Stücke, von denen es nur zu wünschen wäre, dafs sie häufiger in die Abhandlungen selbst verflochten, als blofs in Noten unter dem Texte beygebracht wären, ungeachtet diefs immer noch besser ist, als die lose Verbindung worinn sie häufig zusammt den oft unverhältnifsmäfsig langen Exordien mit den Tractationem im Isten Th. stehen.

 Uebri-

Uebrigens fehlt es freylich auch hier nicht an unbestimmten Behauptungen wie z. B. S. 14. dass Thorheit Sünde und Laster zu den unvermeidlichen, nach der Note *metaphysischen* Uebeln (wozu doch überhaupt solche Noten?) gerechnet werden — und eben so wenig ganz an logischen Verstösen u. a.; S. 3. 4. soll „sich demüthigen unter die Hand Gottes" so viel seyn als „sich 1) bescheiden 2) vertauensvoll 3) ohne Murren Gottes Anordnungen gefallen lassen" — ist 3 hier nicht in 1 und 2. durchaus enthalten. Nach S. 177. soll unsre Religion, a) *verstandig* b) *auf Ueberzeugung* gegründet seyn — wie ist wohl beides unterschieden. Ein gewöhnlicher Fehler dieser Predigten ist es überhaupt, dass über der immer am weitlaufigsten gerathenen Erklarung des Subjects die Erörterung des Prädicats und seiner Verbindung mit jenem, die doch ganz die Hauptsache, welcher allenfalls jene nur als Einleitung und Vorerinnerung vorausgehn darf, ausmacht, sehr hintangesetzt wird. Z. B. Bd. I. S. 20. „Wie müssen wir uns bey den Aussichten auf zunehmende Aufklärung in der Religion verhalten, I. „wir haben solche Aussichten" — (das setzt man ja hier voraus —) davon weitläufig — II. wie sollen wir uns dabey verhalten?" — davon wenig und unbefriedigend. — Bd. II. S. 25. „Das Unsittliche der Schimpfwörter," I. was sind Schimpfwörter? — wem braucht das erklärt zu werden? II. warum sind sie unsittlich S. 85. Wie fern der Religion ein Einfluss auf Sittlichkeit des Menschen zuzugestehn sey, I. was ist Sittlichkeit d. M.? II. die eigentliche Frage, — läfst sich mit Hintansetzung aller Einheit wohl die gehörige Gründlichkeit erhalten? Bey der Bestimmung dieser Schrift, zur Wiederholung für des Vfs. Zuhorer zu dienen, hätten auch wissenschaftliche Ausdrücke, Erörterungen und Nachweisungen sparsamer vorkommen sollen. Uebrigens wünschen wir ihm Glück zu der Freundschaft des vortrefflichen *Pistorius*, dessen Rath und Feile ihm für die noch grosere Vollkommenheit künftiger Versuche sicher von unschätzbarem Werthe seyn wird.

Aurich, b. Winter: *Das seligmachende Christenthum*, angepriesen von *Gerhard Julius Coners*, ersten geistl. Consist. Rath und Generalsuperintendenten in Ostfriesland. 1793. 319 S. gr. 8. ohne Vorrede und Dedication (an den Konig von Preussen.) (18 gr.)

Aus dieser Schrift, die aus einer amplificirten Abschieds und Antrittspredigt über 1 Cor. 15, 58. bis zu solcher Starke angewachsen ist, blickt überall ein Mann hervor, der es herzlich gut meynt, und neben einer schatzbaren Belesenheit auch viel Empfänglichkeit für Berichtigungen und Aufklarungen in Religionssachen besitzt. Wie er aber *selbst* denke und schreibe, davon mogen lieber unsre Leser aus der ersten besten Probe, die sich darbietet, an unserer statt urtheilen. S. 97. heifst es: „das Heil ist unser aller! wenn nämlich der busfertige Sünder, der die beschriebenen Bedürfnisse, seine natürlichen und sittlichen Mängel fühlen lernt, wie entfernt er von dem himmlischen Vater sey, und umkommen müsse, auch den Zorn Gottes fühlt, wenn der in dieser erfoderlichen Ordnung die ihm dargebotene Gerechtigkeit, die vor Gott gilt und von seiner Güte kommt, sich mit unbeweglichem Vertraun zueignet. Dieser Muth belebende Glaube, welcher der Natur der menschlichen Seele nach erst da seyn muss, ehe er sich aufmacht und zum Vater geht, ist *die Hand* so zu reden, wenn ich diese Sache noch weiter erklären soll, mit welcher wir die gottliche Wohlthat, das Geschenk empfangen, das uns verheissen und dargeboten wird." S. 35. „Der besten *Christen*, die als Lichter in der Welt geschienen haben, *Lebensabend*, kann sich noch mit Donnerwolken schwärzen, ehe ihr Licht für diese Welt *erlöschend* sich zum neuen Aufgang neiget." Uebrigens ist der Plan der Schrift dieser: nach Maassgabe der oben gedachten Stelle wird in vier Abschnitten von der Gründung, Befestigung im seligmachenden Christenthum gehandelt, und sodann werden die Folgen der Erweisung des Ernstes in der Uebung des Christenthums gezeiget.

KLEINE SCHRIFTEN

Technologie. *Nürnberg*, b. Raspe: *Carl Friedrich Wilhelm Glasers Beschreibung einer neu erfundenen Studier- und Sparlampe*, zu Erhaltung der Augen, und bequemen Gebrauch bey einigen andern Neben-Absichten eingerichtet. 39 S. kl. 8. Kupfer V. 1796. (5 gr.) Der Docht zu dieser Lampe ist um einen blechernen Cylinder nach der Art der Argandschen gewunden, der mit der in einem hölzernen Kastgen stehenden Oelflasche Communication hat; das Licht selbst brennt in einem Glas-Cylinder, und wird oben durch einen Spiegel herunter oder nach Verlangen zur Seite reflectirt. Dieser Cylinder, der auf jenes Kastgen aufgeschraubt wird, umgiebt ein anderer Glas-Cylinder, und den Zwischenraum zwischen beiden füllt eine Auflösung des Grünspans in Weinessig aus, wodurch der Erfinder das gelbe Licht der Flamme in grünlichtes verandert, welches dem Auge das angenehmste ist. — Der Effect dieser Lampe läfst sich leicht aus der Einrichtung ihres Dochts nach der Argandschen beurtheilen, und empfielt sich ihrem aufsern Ansehen nach, wirklich auch als ein schönes Meubel auf den Tisch ihres Besitzers.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. März 1797.

OEKONOMIE.

WEIMAR, im Industrie-Comptoir: *Ueber den Bergbau in Spanien überhaupt, und den Queckfilberbergbau zu Almaden* insbesondere, von *Joh. Martin Hoppensack*, Königl. Spanisch. Bergdirektor. Mit Kupfern. 1796. 158 S. 8. (1 Rthlr.)

2) *Bericht über die Köngl. Spanisch. Silberbergwerke zu Cazalla und Guadalcanal, in der Provinz Extrematura, und Plan zu Errichtung einer Königl. Span. Bergwerks-Compagnie darauf*, von *Joh. Martin Hoppensack* etc. 1796. 62 S. 8.

Die erstere dieser Schriften zerfällt, wie schon auf dem Titel angezeigt ist, in zwey Hauptabtheilungen. Die erste, über den Bergbau in Spanien überhaupt, enthält einige sehr bemerkenswerthe Nachrichten. Bey der ältern Geschichte des Bergbaues in Spanien folgt der Vf., wie es scheint, bloss dem Mariana, wenigstens sehn wir Reitemeiers und Tychsens Schriften nicht benutzt. Von den römischen Bergwerken fand der Vf. selbst noch Ueberbleibsel. Ihr Gegenstand war nicht das Gold allein, sie benutzten auch Eisen zum Silber und Kupfer, und der Vf. fand selbst ein Stück unreines Kupfer in einer ihrer Halden, welches mehr als den zehnten Theil Silber hielt. Aus andern dergleichen Halden sahe er Glaserz mit gediegenem Silber, und Schwerspath mit Rothgültigerz.

Zur Zeit der Gothen und Saracenen wurde der Bergbau vernachläßigt und nur wenig Kupfer und Bley ausgebracht. Auch in neuern Zeiten achtete man dessen nicht mehr, und richtete sein Absehen bloss auf die Queckfilberbergwerke. Die berühmten Grafen v. Fugger betrieben sie ziemlich lange, bis sie sich 1551 an die alte Carthaginensische Guadalcanaler Silbermine machten. Sie fanden hier auf einem Scharkreutze die reichsten Silbererze, und es fielen Jahre vor, wo das königl. Fünftel von diesem Bergbau sich auf 24 Millionen Realen belief. Sie benutzten dieses Bergwerk 30 Jahre lang, wo ihr Contract zu Ende ging. Diesen Bergbau übernahm 1768 eine französische Compagnie, und stellte 1775 den Vf. als Director bey demselben an. Er fand die Gänge meistens abgebaut, und nur noch geringe Erze anstehen, woraus er dennoch über 500 Mark Silber schmelzte. Er that hierauf Vorschläge, dieses Werk ganz liegen zu lassen, und sich auf andere Gänge zu legen; welches zwar genehmigt und auch zum Theil ausgeführt wurde. Die Compagnie wurde indessen doch misimuthig, uneinig und ging 1779 ganz auseinander, nachdem ein Jahr zuvor der Vf. um seine Entlassung gebeten und sie auch erhalten hatte. Die §. 6 bis 10. enthalten eine Anzeige der Orte, wo Silber-, Kupfer-, Zinn-, Bley-, Eisen- und Koboltbergbau mit Nutzen betrieben werden könnte und zum Theil auch, doch nicht bergmännisch genug, betrieben wird. Wir zeichnen, um die vorgesteckte Gränze nicht zu weit zu überschreiten, nur folgendes daraus aus. Das Guadalcanaler Gebirge bestehet aus Thonschiefer mit etwas Glimmer, und die Gangarten desselben sind meistens Schwerspath, Quarz und glimmeriger Letten, worinn die Erzarten einbrechen. Ein aus Kupferkies bestehender Gang der Grube Rio-Tinto ist 21 Lachter mächtig, und liefert inclusive des Cementkupfers jährlich nur 300 Centner Kupfer. Bey Teruel bestehet ein Gang aus Quarz, weissem Feldspath, weissem Kupfererz, Kupferkies, Fahlerz, krystallinischen Kupfererzen (?), Leber- und Ziegelerz mit Zinnober, wegen welchen er auch auf königl. Kosten gebauet wird. Zinnbergbau wird nur in Gallicien getrieben. Die Zinngänge streichen im Granit und bestehen aus Zinngraupen, wovon eine 25 Pfund wog. Der Bleybergbau wird seit Austreibung der Saracenen noch am lebhaftesten betrieben. Den derben Bleyglanz nennt man Alcohol und verkauft ihn an die Töpfer. Die Bleygruben von Linaris sind die wichtigsten, und befinden sich im Granit. Eisenbergbau wird in vielen Provinzen, vorzüglich aber in Biscaye betrieben, und Antimonium im Castilianischen und in Galicia. Der Koboltbergbau wurde vor ungefähr 50 Jahren in den Pyrenäen in dem Valle de Gistain entdeckt und viel Kobolt nach Wittigen in Schwaben versendet. 1780 richtete der Vf. über zwey Fuss mächtigen stahlderben Speiskobolt daselbst aus, wovon in kurzer Zeit über 300 Centner, aber noch weit mehr Poch- und Scheide-Erze gewonnen wurden. Man legte zu Banneras de Lucho ein Blaufarbenwerk an; das aber bald ins Stecken gerieth. Nicht weit davon, bey Serveto findet sich eine Salzquelle und Steinsalz.

Ausser den Pyrenäen enthält Spanien noch vier andere Hauptgebirge, nämlich das Gebirge Santillana, so von Galicia durch das Königreich Leon nach Castilla und Navarra sich fortzieht; das Urbianer Gebirge, so zwischen Extrematura und Leon, zwischen Neu- und Altcastilla nach Arragon läuft; die Sierra Morena, so von Portugale zwischen Extrematura und Andalusia sich fortzieht, und das Gebirge Granada. Unter allen ist die Sierra Morena für den Bergbau das Vorzüglichste. An ihrem südlichen Fusse finden sich ganze Gebirge von dem vortrefflichsten Puddingstein mit sandartigem rothen Thongrunde. Ein gewisser Ferrer

Ferreti machte eine Stunde von der Stadt Molina de Aragon ein altes römiſches Kupferbergwerk auf. Es befand ſich in einem dichten Kalkſtein. Vom Tage hinein fand er einige Weitungen, die zum Aufenthalt für die Sklaven gedient haben mochten. Weiterhin kam er in einige Strecken, die mit Malachit und Kupferlaſur faſt ganz zugeſintert waren. Vom erſtern gewann er über 20 Centner und verkaufte ihn mehrentheils in Stufen. Hinter Azuago ziehen ſich Steinkohlen ſowohl flötz- als gangweiſe hin, mit welchen die Almadener Feuermaſchine unterhalten wird. Granit und Schiefer wechſeln oft, bis ſich endlich am nördlichen Fuſse der Sierra Morena wieder conglomerirtes Geſtein anlegt, über welchem bis Madrid Hügel von Thon, Sand und Gips abwechſeln. Bey Aranjuez findet ſich nun eine Quelle Glauberſalz und in dem Gebiete des Herzogs Minazelli beſtehet das ganze Gebirge aus purem Steinſalz. In dem Granit bey Torremilano ſtreichen häufig Gänge, die im Liegenden aus Amethiſt, in der Mitte aus Praſen und im Hangenden aus Agath beſtehen. Steinkohlen finden ſich faſt in allen Provinzen Spaniens, ohne, auſser in Catalonien, benutzt zu werden. Natürlicher Schwefel kommt ſehr ſchön in den Granadner Gebirgen vor. In Andaluſia bey Caditz beſtehen alle Anhöhen aus Stinkſtein mit natürlichem Schwefel, es iſt aber verboten darauf zu bauen, weil Schwefel, Bley und Salz auf königl. Rechnung verkauft wird. Bey Alcanis in Arragonien hat man Vitriol- und Alaunwerke, und im Biſthum Oviedo vielen Gagath, der zu Knöpfen verarbeitet wird. Bey Alcaras gräbt man Gallmey. Bey Villa de Prado, ſechs Meilen von Madrid, ſtürzt man alte Halden um, in welchen man noch Quarz, der mit Eiſengranaten und Schmirgel durchgeſetzt iſt, findet.

Wer auch nicht an die ſilbernen Weinfäſser und Viehkrippen glaubt, wird ſich doch überzeugen, daſs Spanien in Rückſicht des Bergbaues ein ſehr geſegnetes Land und bisher vernachläſsigt worden iſt. Das jetzige jährliche Ausbringen beläuft ſich ungefähr auf 16000 Centner Queckſilber, 250 Centn. Kupfer, 31000 Centn. Bley, 175000 Centn. Eiſen, 2500 Centn. Vitriol, 1400 Cent. Alaun und 750 Centn. Schwefel. Auf Gold und Silber muſs alſo gar kein Bergbau getrieben werden, obwohl die Extrematurer und Sierra Morener Gebirge viel dergleichen Gänge enthalten ſollen.

In der zweyten Abtheilung über den Queckſilberbergbau in Almaden (iſt auszuſprechen wie Almadeln), wird zuförderſt aus Plinii Schriften bewieſen, daſs derſelbe ſchon vor 2287 Jahren im Umtrieb geweſen, und damals der Zinnober in Geſtalt eines Sandes nach Rom gebracht worden, auch daſs der damalige Queckſilberbergbau wirklich der Almadener geweſen ſey. Die herrſchende Gebirgsart um dieſe Stadt iſt grauer Thonſchiefer, welcher auf verſchiedenen Punkten von einer Art Breccia in mächtigen Lagen durchſchnitten wird, welche in grauem Thonſchiefer mit kalkartigen weiſsen Flecken und ſchwarzen bituminöſen Schieferpunkten beſtehet. Der Bergbau wird auf ſechs Hauptgängen verführt, die in dieſem Thonſchiefer ſtreichen. Sie ſind zwey bis drey Lachter mächtig und beſtehen aus Quarz, der reich mit Zinnober durchmengt iſt. Sie ſchneiden ſich bisweilen ab, wenn ſie ſich berühren, und werden auch von ſchwarzem bituminöſen Schiefer und auch durch obgedachte Breccie abgeſchnitten. In die Tiefe folgen ſie ſtandhafter fort, und bis jetzt iſt man gegen 100 Lachter darauf niedergekommen. Den praktiſchen Betrieb dieſes wichtigen Bergbaues übergehen wir um ſo mehr, als er viel ähnliches mit dem deutſchen hat, und ein Abriſs der ökonomiſchen Einrichtungen, die im Gegentheil von den deutſchen weit abgehen, würde uns zu weit abführen. Auſser Almaden exiſtiren in der Entfernung von einigen Stunden noch drey andere Queckſilberbergwerke, als zu Almadenejos, Guadalperal und de las Cuebas, die jedoch zu Almaden gehören und in dem hauptſächlichſten damit übereinkommen. Der Nachtheil für die Geſundheit der Bergleute entſteht nicht ſowohl durch die Anbrüche als durch die böſen Wetter, und die unordentliche und unreinliche Lebensart, wovon die Folge ein Zittern iſt, das ſich oft nicht curiren läſst. Die Beſchreibung des Hüttenweſens verſtattet keinen kurzen Auszug. Die beygefügten vollſtändigen Riſſe der Oefen und Hüttenwerke tragen viel bey, ſie ganz anſchaulich zu machen. Seit 1524 ſind beynahe anderthalb Millionen Centner Queckſilber gewonnen worden. Gegenwärtig kommen noch Jahre vor, wo man es auf 20000 Centner bringt, auſser den 60 Centner reinen Zinnober, den man jährlich in die Vermillon- und Siegellakfabrik nach Sevilla bringt, und der im Centner bis 70 Pfund Queckſilber enthält. Die Anzahl der Arbeiter beläuft ſich ungefähr auf 2000 Mann.

Die zweyte dieſer Schriften iſt ein Plan, in Deutſchland eine Compagnie zuſammen zu bringen, die vereint die wichtigen Bergreviere von Cazalla und Guadalcanal, welche die im Obigen gedachte franzöſiſche Compagnie förmlich aufgegeben hat, angreifen ſoll. Der Vf. verſchaffte ſich hierüber die nöthigen königl. Privilegien und Begnadigungen, die nebſt einer Karte von der Lage von Almaden und der Bergreviere Guadalcanal und Cazalla und einigen Grund- und Seigerriſſen dieſem Plane beygefügt ſind. Das hauptſächlichſte von der Einrichtung dieſer zu errichtenden Compagnie beſtehet in Folgenden. Sie beſtehet aus 1100 Actien, wovon ſich der Vf. 100 als ein Aequivalent für die Ueberlaſſung ſeines Privilegii an die Compagnie frey ausbedingt. Dieſe 1100 Actien ſind in 22 ſtimmführende Portionen vertheilt, wovon jede ihren Agenten hat, aus welchen das Bergamt zu Cazalla eine Generaldeputation wählt. Jede Actie zahlt 200 Speciesthaler in vier Terminen.

PHILOLOGIE.

ZÜLLICHAU, b. Frommann: *Pſychologia Homerica, ſeu de Homerica circa animam vel cognitione vel opinione*

opiniaxe commentatio. Auctore Carolo Wilhelmo Heinkart, scholae Suidnicensis conrectore. 1796. X u. 118 S. 8.

Diese Abhandlung ist die erste Schrift eines jungen Philologen, der in der Vorrede *Wolf* als seinen Lehrer nennt, und in einer Lage, die ihm sowohl Musse als Hülfsmittel zu gelehrten Arbeiten versagt, doch einen schätzbaren Beytrag zur Auslegung des Homer geliefert hat. Die Zeiten sind vorbey, da man den Altvater der Dichter zu ehren glaubte, wenn man eine vollständige Encyklopädie aus ihm zog oder in ihn hineinlegte. Auch wird Psychologie hier gar nicht in einem wissenschaftlichen Sinne genommen, sondern die rohen sinnlichen Begriffe Homers von der Natur der Seele, ihren Kräften und ihrem Zustande nach dem Tode sind hier zur leichtern Uebersicht zusammengestellt, und durch Vergleichung mit den Vorstellungsarten andrer ungebildeten Völker erlautert. Der Vf. trifft in seinen Resultaten mit den allgemeinen Umrissen einer Homerischen Seelenlehre zusammen, die der Rec. des Vossischen Homer (A. L. Z. 1796. Nr. 263. S. 482 u. 483.) angedeutet hat. Sein Vortrag empfiehlt sich durch Bündigkeit und Klarheit, und man trifft auf eine Menge feiner Bemerkungen. Sehr gut wird der Unterschied zwischen θυμός, νοῦς und ψυχή, wie Homer diese Wörter gebraucht, aus einandergesetzt. Bey der Bemerkung, dass *H.* der Seele im Herzen, durchaus nicht im Kopfe, ihren Sitz anweist, (S. 11.) sind mehrere wahrscheinliche Entstehungsgründe dieser Meynung angegeben. Aber sie beruhen alle auf Schlüssen: auf das unmittelbare Gefühl, dem zufolge jeder Mensch von den Geschäften des Verstandes eine Empfindung im Kopfe, von den Leidenschaften im Herzen hat; und also Völkern, deren Verstand noch wenig geübt ist, während ihre kräftigen Leidenschaften sich auf das entschiedenste offenbaren, die Seele nothwendig in der Brust zu wohnen scheinen muss, ist keine Rücksicht genommen. Sehr treffend wird bemerkt S. 13. dass wir, wenn wir von dem Verhältnisse zwischen Seele und Körper reden, die Seele durch *Ich* bezeichnen, den Körper aber als eine fremde Sache betrachten; dass Homer hingegen (und zwar gleich zu Anfange der Ilias) unter „den Helden *selbst*" ihre Leiber im Gegensatze mit den Seelen versteht. Auch die Gründe davon sind gut entwickelt. Bey dieser Rohheit der Begriffe war *H.* dennoch ein sehr guter praktischer Psycholog, der nicht nur die Leidenschaften auf das richtigste darstellt, sondern auch das Gesetz der Ideenassociation (S. 38.) aus der Erfahrung kannte. Bey Gelegenheit der Homerischen Lehre vom Zustande der Seelen nach dem Tode, wird das Local des Hades Tartarus u. s. w. genauer erörtert, als man hier eigentlich erwarten konnte; aber Rec. kann über verschiednes mit dem Vf. nicht übereinstimmen. Der Ocean ist beym *H.* zu offenbar die äusserste Gränze des Erdbodens, als dass man annehmen könnte, wie S. 60. geschieht, der Dichter lasse ihn nur die von der Sonne beleuchteten Theile der Erde umgeben, das dunkle Land der Cimmerier liege jenseits. Nirgends wird gesagt, Ulysses sey über die Breite des Oceans hinübergeschifft, um dahin zu gelangen. Od. X, 508. kann entweder heissen, auf dem Ocean längs dem Rande der Erde hinschiffen, oder Ὠκεανος bedeutet hier die Meerenge, welche vom Mittelmeer in den umgebenden Ocean führte, und eine grosse Seetagereise südwestwärts von der Insel Aeaea gedacht ward. Diese letzte Erklärung schreibt sich schon von dem alten Kritiker Krates her: in neuern Zeiten hat sich *Voss* im Götting. Magazin Th. I, und durch seine Weltkarte bey der zweyten Uebersetzung der Odyssee dafür erklärt. Das Land der Cimmerier lag nach beiden Meynungen rechter Hand von der Einfahrt, an der äussern Küste des Erdbodens; das Elysische Gefild linker Hand. Dadurch würde auch der befürchteten Nachbarschaft (S. 85.) zwischen zwey so verschiednen Ländern vorgebeugt; denn man dürfte sie leicht noch weiter auseinander rücken, als auf der Vossischen Karte geschehen ist. Man vergleiche *Schlegel de Geographia Homerica*, p. 186 seqq. u. 195—197. In der Νεκυία liegt die Vorstellung vom Hades als einer unterirdischen Hölung (S. 70. 71.) gar nicht, er wird als ein dunkler und tiefliegender, aber doch auf der Oberfläche der Erde befindlicher Ort beschrieben. Dunkel war das Land der Cimmerier überall; also brauchte das Licht nicht erst durch den bedeckenden Erdboden abgehalten zu werden. Schwerlich wird jene andre Vorstellungsart in der ganzen Odyssee zu finden seyn, denn Od. XXIV, 203. kommt aus bekannten Gründen in keine Betrachtung. Am bestimmtesten kommt der unterirdische, unter allen Ländern verbreitete Hades Il. XX, 61. vor, also in den sechs letzten spätern Büchern der Ilias. Wahrscheinlich ist es die spätere Meynung. Il. VIII, 13 seqq., worauf S. 76 u. f. so viel gebaut wird, ist eine verdächtige Stelle, die schon Zenodotus verworfen. Da wir gelernt haben, im Homer verschiedne Homere zu unterscheiden, so werden wir uns auch vorsehen müssen, ihre verschiedenartigen Vorstellungen nicht zusammen zu werfen. Od. IV, 562. erklärt der Vf. so: „*quum dicitur Menelaus non Argis esse moriturus, subintelligendum est, sed* a l i b i;" allein Menelaus hatte ja gar nicht in der Stadt Argos seinen Wohnsitz: Ἄργος ἱππόβοτον bedeutet hier offenbar ganz Griechenland oder den Peloponnesus, wie an hundert andern Stellen. Diese Auslegung würde also in neue Schwierigkeiten verwickeln. Die obigen Einwürfe über einige dunkle Punkte sollen übrigens den Werth dieser brauchbaren Schrift gar nicht herabsetzen; vielmehr wünscht Rec. Hn. *H.* Musse und alle sonstigen Aufmunterungen zu grössern philologischen Arbeiten.

Leipzig, b. Hertel: *Dav. Christ. Seybold.* ord. Prof. der klass. Literatur in Tübingen, *Einleitung in die griechische und römische Mythologie* der alten Schriftsteller für Jünglinge, mit antiken Kupfern. *Dritte verbesserte Ausgabe.* 1797. 6.. S. nebst 5 Bogen Vorreden, Register u. Kupfer. 8.

Es freut uns, den wackern Seybold wieder ein Lebenszeichen geben zu sehen, nachdem ihn sein un-

glückliches Schicksal in dem gegenwärtigen Kriege so lange ausser Thätigkeit gesetzt hatte. Sein beliebtes Handbuch der Fabelgeschichte hat sich noch immer, auch bey der Collision mit verschiednen neuern, in mancher Hinsicht vorzuziehenden Büchern der Art, in gutem Credit erhalten. Auch war die erste Anlage für die Zeit, da das Buch zuerst erschien, gar nicht übel. Der Vf. schöpfte aus den Quellen und gab diese genau an; er trennte griechische und römische Fabel; zog mehr die ältern Schriftsteller als die ganz späten Fabulisten zu Rathe; erläuterte die Fabel aus neuern mythologischen Schriften, aus Reisebeschreibungen u. dgl., gab dem Ganzen eine gefälligere, geschmackvollere Einkleidung als seine Vorgänger. In der Vorrede zur ersten Ausgabe waren einige sehr gute Winke enthalten. Die zweyte Auflage erhielt einige Verbesserungen. Die dritte verspricht auch einige Veränderungen und Zusätze. Sie sind wohl kaum von einiger Bedeutung. Auch sieht man aus der Vorrede, dass der Vf. zu der Zeit, da diese neue Auflage veranstaltet wurde, von allen Bibliotheken entfernt war, und nicht einmal dem Verleger die Antiken angeben konnte, die er in der Vorrede zu der 2ten Auflage bey einer dritten stechen zu lassen versprochen hatte, wiewohl der Verleger dennoch solche auf dem Titel mit den undeutschen Worten: *mit antiken Kupfern* für: mit Kupfern nach Antiken, ankündigt. Man sieht, dass Hr. *S.* entweder nicht Gelegenheit gehabt hat, das, was seit der zweyten Auflage dieses Werkchens über Mythologie verhandelt, gestritten, aufgeklärt worden ist, nachzulesen, oder dass er wenigstens durch die Umstände verhindert worden ist, es für seine Schrift zu benutzen. Bey einer künftigen Auflage, die unter günstigern Umständen erscheinen möchte, werden die Vorstellungen des Vf. durch ein sorgfältigeres Studium neuerer Hülfsmittel, besonders der Heynischen und Vossischen Schriften, von Herrmann, Nitzsch und Rambach mannichfaltige Berichtigung und dadurch sein Buch mehr Vollkommenheit erhalten. Ein zu dieser Auflage gekommenes Register erleichtert die Brauchbarkeit des Buchs ungemein.

Leipzig, in Comm. bey Fleischer d. j.: *Anleitung zur Uebung in der französischen Sprache, nach einem abgekürzten allgemeinen Umfange alles Wissenswürdigen bearbeitet*, und mit einem Wortregister herausgegeben, von *F. C. Laukhard*, Magister der Philosophie und Lehrer der ältern und neuern Sprachen auf der Universität zu Halle. 1797. 288 S. 8. ohne das Wortregister. (1 Rthlr.)

Obschon der französischen Lesebücher für die Jugend fast Legion ist, so wird man doch das gegenwärtige gar nicht überflüssig finden. Planmässig hat der Herausgeber die gemeinnützigen und reellen Kenntnisse des Menschen aus bewährten Schriften gesammelt, so dass man das Vornehmste und Bekannteste aus der Astronomie, aus der physikalischen und politischen Geographie, aus der Naturgeschichte, der Anthropologie und andern Wissenschaften hier in möglichster Kürze, und in einer der Jugend angemessenen Schreibart antrifft. Wer kann es läugnen, dass diese Methode, welche zugleich den Verstand des Lernenden mit nützlicher Sachkenntniss bereichert, einen grossen Vortheil stiften müsse? Freylich wird der Sprachmeister von gewöhnlichem Schlage, der nur das Unentbehrlichste aus der Grammatik mechanisch weiss, und von nichts als Wind und Wetter plaudern kann, dieses Buch für seinen Unterricht nicht wählen, aber gewiss der in Wissenschaften erfahrene Haus- und Schullehrer, welcher die hier abgehandelten Materien seinen Schülern zu erklären, und den französischen Ausdruck auf mancherley Weise anzuwenden vermag. Wie übrigens dieses Buch mit Nutzen gebraucht werden kann, das lehret die Vorrede, auf welche Rec., um nicht weitläuftig zu werden, hinweiset. Nur will er die Quellen angeben, aus welchen Hr. L. geschöpft hat, und nach welchen man den Werth seiner Arbeit leicht beurtheilen wird. Sie sind Bodens Anleitung zur Kenntniss des gestirnten Himmels, Büschings neue Erdbeschreibung, Klügels Encyklopädie, Basedows Elementarwerk, Villaumes *histoire de l'homme*, Iths Anthropologie, neuer Schauplatz der Natur in einem Auszuge des Plüchischen Werks, Beckmanns Technologie, Sulzers kurzer Inbegriff aller Wissenschaften, und noch einige andere. Rec. wünscht mit dem Herausgeber, dass dieses Buch zur Erlernung des französischen Sprachstudiums dasjenige beytragen möge, was derselbe durch es hat leisten wollen, zumal zu einer Zeit, wo die Begebenheiten des Tages, wie er sagt, dieses Studium — wegen der Ausbeute für die Zukunft — beynahe unentbehrlich machen.

In einer neuen Auflage, welche dieses Lesebuch wohl verdient, wünscht Rec. die Accente und andere Zeichen richtiger gesetzt. Man sieht z. B. S. 8. *maitres* für *maîtres*, *universités* für *universites*; S. 9. *etoilé* für *etoile*, *difficulté* für *difficulte*; S. 14. *táches* (*du soleil*) für *taches* u. s. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Leipzig*, b. Jacobäer: *Ueber die Verbesserungen des Spinnrades*, aus Rücksicht der Gesundheit des weiblichen Geschlechts, von Dr. *Georg Heinrich Piepenbrieng*, Apotheker zu Memberg. 1795. 24 S. 8. — Die Verbesserungen, welche Hr. *P.* hier vorschlägt, erstrecken sich auf gewisse schleimichte Substanzen, welche derselbe statt des schädlichen Benetzens des Garns beym Spinnen durch den Speichel, anräthet; indem derselbe hiezu den Gebrauch des Biers, Leinsaamen, Waizenklee, Quittenkern, Tragant, Gummi, Hafergrütze, in gehöriger Proportion mit Wasser vermischt, empfiehlt

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. März 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Jacobäer: *Populäre Moral des Christenthums*, nebst *einer historischen Einleitung in das Zeitalter Jesu.* Für die Bedürfnisse gebildeter Christen geschrieben von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz*, Doctor und (damals) Privatlehrer der Philosophie auf der Universität Leipzig. 1794. XXXVIII S. Vorrede und Inhaltsanz. 450 S. Text. (1 Rthlr.)

Schwerlich scheint der Ausarbeitung dieses Buchs ein bestimmter Begriff des Zwecks und Behufs, zu welchem es geschrieben ward, zum Grunde gelegen zu haben. Es ist, genau genommen, fürs erste keine *Moral.* Schon in der Vorrede lehnt es der Vf. ausdrücklich ab, keine Ausführungen über einzelne Pflichten geben zu wollen. Warum? das sieht man nicht ab. Die allgemeine formale Classification der Pflichten sammt der Angabe der Principien, worauf sie beruht, gehörte doch schon in die reine Sittenlehre und eben so wenig durfte die Erörterung der wichtigsten *menschlichen* Obliegenheiten in der angewandten Moral, geschweige denn in einer *popularen* Darstellung derselben, wo noch überdem das Christenthum zum Grunde gelegt werden sollte, fehlen. Ueberdem vermisst man durchgängig die gründliche Deduction und Erörterung der ersten moralischen Begriffe, *des Willens, des sittlichen Gesetzes, der Pflicht, der Autonomie moralischer Wesen, der Gründe aller moralischen Verbindlichkeit* — ohne welche alle Moral so gut als in die Luft gestellt ist, und deren fürwahr auch derjenige, welcher sie in populärer Gestalt auftreten lässt, nicht überhoben seyn kann. Das was eigentlich hier geliefert wird, sind gröfstentheils Declamationen über die allgemeinen Wahrheiten der natürlichen Religion mit moralischen Anwendungen. Dass diese Wahrheiten mit der Moral in unzertrennlicher Verbindung stehn, dass sie einen praktischen (hier übrigens gar nicht erörterten, ja S. 173. sehr vornehm als gleichgültig abgefertigten) Ursprung, und einen praktischen Zweck haben, ist bekannt genug: aber in einer Moral, sey sie nun populär oder wissenschaftlich, aus dem Christenthume geschöpft, oder nicht, erwartet man das nicht wie hier als Hauptsache als den Mittelpunkt um den sich alles dreht; sondern als Anhang und Folgerung abgehandelt zu sehen. Noch weniger kann Rec. dies Buch als eine *Moral des Christenthums* ansehen. Zwar findet sich zu Anfange eine historische Einleitung in (über) das Zeitalter Jesu nebst einem Abrisse des einen und andern, was er und Paulus gelehrt haben; aber die erstere, die lauter Bekanntes und manches Ueberflüssige enthält, werden die gebildeten Christen, für die etwa Hr. P. schrieb, in ihrem N. T. selbst und in Hess Leben Jesu längst besser gefunden haben; und der zweyte ist 1) an seiner Stelle ganz überflüssig; im ganzen Buche hätte vielmehr die Lehre Jesu Stück für Stück nach exegetisch und historisch treuer Darstellung zur Grundlage angenommen, und es hätten nun daraus allgemeine Resultate nach rein moralischen Principien mit Absonderung des Localen und Temporellen gezogen werden sollen, statt dass der Vf., nachdem er dort einiges mitunter ziemlich unbestimmt, obwohl sehr weitschweifig, über Christus und Christenthum gesagt hat, über die oben angegebnen Dogmen declamirt und dann gelegentlich, oft sehr gezwungner Weise, von den Aeusserungen Christi einige Anwendung macht. 2) Ist die Darstellung der Lehren des Christenthums als solcher höchst unvollständig, wovon unsre Leser schon daraus urtheilen können, dass auf den in dem N. T. so nachdrücklich urgirten Zusammenhang der Zuversicht, durch Busse und Besserung vor Gott wieder wohlgefällig zu werden und unsre verscherzte Menschenwürde wieder hergestellt zu sehen, mit dem Tode Jesu und auf die eigenthümliche Form, welche die Erwartung eines künftigen Lebens und Vergeltungsstandes durch die Aussicht auf Gemeinschaft mit ihm als Stifter eines moralischen Reichs Gottes und die vor ihm abzulegende Rechenschaft erhält, nicht die mindeste Rücksicht genommen ist; da doch die moralische Tendenz dieser und ähnlicher Lehren unverkennbar ist. Wie auch der Vf. darüber dachte: so durfte er doch den historischen auf *factis* beruhenden Theil der christlichen Religionslehre, und die Verbindung worinn er durch die Schrift mit sittlichen Ermunterungen und Bedürfnissen des Menschen gesetzt wird, nicht verschweigen. Sehr sonderbar sind Hn. *P.* Aeusserungen über diesen Punkt S. 173. wo er sagt, dass von der populären Moral des Christenthums „alles Locale Temporelle jeden (jenen) Zeiten blos „Eigenthümliche, überhaupt alles Dunkle, Unverständliche oder mit der Glückseligkeit der Menschen „nicht in naher Verbindung stehende (alle eigentliche „Dogmatik) ausgeschlossen werde." — Das und nichts weiter nennt Hr. *P.* die eigentliche Dogmatik. Mit welchem Rechte beurtheilt er sie denn nach der verlegnen scholastischen Hülle, die sie längst abgestreift hat? Mit welchem Rechte schliesst er die Lehren von Gott, Freyheit, Unsterblichkeit und Vergeltung, die er selbst mit Moral in Verbindung gebracht hat, von der Dogmatik aus? Womit hat es ihm gefallen den Vorwurf, der nach jener Aeusserung wenigstens den

den formellen factifchen Theil der chriftlichen Religionslehre trifft, zu rechtfertigen und ihm in feinem Buche, das wie gefagt, fo keine Moral fondern blofs Räfonnement über den moralifchen Einflufs gewiffer Religionsdogmen ift, den Platz zu verweigern, wenn darin einmal vom *Chriftenthume* die Rede feyn follte. Noch befremdender klingt in unfern Zeiten die Behauptung, dafs das, was mit menfchlicher *Glückfeligkeit* nicht in naher Verbindung fteht, von der Moral ausgefchloffen feyn folle. Möchte zuletzt Hn. P. Buch feyn, was es wollte: fo würde ihm doch das Prädicat *popular* auf keinen Fall gebühren. Schon der doppelte Zweck, welchem er unvermerkt folgt und welcher in diefem Falle gar nicht ohne Widerfpruch vereinbar fcheint, thut der Popularität Eintrag. Einer Seits foll; wie man es nicht anders erwartet, Moral des Chriftenthums in populärer Geftalt geliefert werden, und auf der andern Seite klingt vieles, wo nicht das meifte, wie Räfonnement über die populäre Moral als eine eigenthümliche Difciplin, das denn gerade die, für welche diefe Difciplin in Ausübung gebracht wird, am wenigften angeht. Dies erhellt fchon aus den Rubriken der verfchiednen Abfchnitte, z. E. „Entwickelung der populären Moral des Chriftenthums." „Sie erhebt den Menfchen zu geläuterten Vorftellungen von Gott." — „Sie lehrt, fie überzeugt uns von „diefem und dem." Verlangt man ferner von moralifchen Ausführungen, die fich als populär ankündigen, dafs darin das Allgemeine mit Klarheit, Beftimmtheit und in bündiger Kürze vorgetragen, dann aber durch individuelle Anwendungen und Beziehungen verfinnlicht und der Anfchauung und Empfindung näher gebracht werde: fo wird man fich auch diesfalls hier fchlecht befriedigt finden. Der Vortrag ift nicht nur unausftehlich weitfchweifig und mit den unnützeften Wiederholungen überladen, fondern auch gezwungen, voll leeren Bombaft, Declamation, fader Süfslichkeiten, fehr auffallender rhetorifcher und zuweilen auch grammatifcher Fehler. Häufig ftofst man auf Unbeftimmtheiten und Inconfequenzen, ja felbft auf offenbare Widerfprüche. — So foll Chriftus feinen Zeitgenoffen manche Belehrungen vorenthalten haben, weil fie dazu noch nicht reif gewefen find (ein bis zum Ekel wiederholter Lieblingsausdruck des Vfs.) Fragt man, woher das Hr. P. weifs: fo ift, wie fchon ein andrer Rec. erinnert hat, nach der Ausführung diefes Buchs die Antwort, weil fie ihnen Chriftus noch nicht bekannt gemacht hat. Liebe zu Gott befteht nach S. 243. aus Handlungen, die unfre Liebe zu Gott darlegen. — Vollkommen zu werden (S. 86.) foll unfre Beftimmung, Liebe zu Gott und den Menfchen das Mittel dazu feyn, die ja eben das Wefen jener Vollkommenheit felbft ausmacht. — So fpricht der Vf. zum öftern von einer *fanften natürlichen milden edeln Tugend* — als ob es im Ernfte mehr als eine Art ächte Tugend geben könnte und diefe nicht auch Strenge und Abgemeffenheit foderte. — So foll S. 218. Gottes Gerechtigkeit von feiner Güte geleitet werden. — S. 228. wird die Unendlichkeit der Strafen damit beftritten, weil es in Gott keine Regungen der Leidenfchaft gebe, als ob beides etwas Identifches wäre, oder in einem nothwendigen Caufal-Zufammenhange ftünde; da vielmehr Leidenfchaft als etwas tranfitorifches am wenigften eine unendlich fich gleichbleibende Wirkung haben könnte. — Nach S. 249. foll es in Gottes Welt kein wirkliches Uebel geben. — Tugend foll (S. 294. u. anderw.) der natürliche Zuftand des Menfchen, Liebe des Nächften foll nach S. 398. in dem Chriftenthume Beförderung Glückfeligkeit des andern wie unfrer eignen feyn — und was dergleichen Vorftellungen des Eudämonismus und Optimismus mehr find, die hier fo unbefangen wiederholt und in das Chriftenthum hineingetragen werden, als ob gar nichts dagegen zu erinnern und in der That erinnert worden wäre. — Ausdrücke wie S. 246. die dämmernd blüthevollfte Reife aller Kräfte, S. 265. ein Gebilde das in der Reife verdarb. — S. 217. ein lichteres Organ und anderwärts oft ein lichterer Zuftand. — S. 356. nachtumflorte Zukunft. — Gedanken wie diefer: hätte Luther zehn Jahr länger gelebt, wir wären gewifs eine Stufe in der Vollkommnung weiter (wie genau Hr. P. diefe Stufen doch gezählt haben mufs). — S. 284. was nützte den Weltfyftemen ihre Regelmäfsigkeit, wenn fie die menfchliche Vernunft nicht wahrnahme. — Verfe wie S. 111. wohl zweifelsohne von der eignen Arbeit des Vfs.:

> Der Wahrheit reines Licht enthüllt in ftiller Tugend
> Stand mild vor deinem Geift, belebte deine Kraft
> Judäa fah noch nie fo hohe ächte Tugend
> Es war durch Aberglaub' und Schwärmerey erfchlafft.

wobey man fich an Hübners gottfelige Gedanken erinnert, überheben Rec. der Mühe von feinen Behauptungen für die Lefer noch mehr Beweife mitzutheilen. Hr. P. felbft wird ihrer hoffentlich auch nicht weiter verlangen und feinen Produkten künftig mehr Reife (um uns eines feiner Lieblingsworte zu bedienen) geben, wozu es ihm felbft nach diefem verunglückten Verfuche nicht an Talenten zu fehlen fcheint.

PHILOSOPHIE.

Hannover, in d. Helwingfchen Buchh.: *Verfuch einer hiftorifch-kritifchen Darftellung des bisherigen Einfluffes der Kantifchen Philofophie auf alle Zweige der wiffenfchaftlichen und praktifchen Theologie.* 1796. 347 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Hauptzweck der kritifchen Philofophie in Rückficht auf chriftliche Theologie geht dahin, dafs letztere allererft durch die Sittenlehre begründet und möglich gemacht, alles Pofitive und Gefchichtliche derfelben aber zum Behuf der moralifchen Befferung benutzt und angewandt werden foll. Ein Mehreres hat der vortreffliche Kant nicht beabfichtiget und konnte er auch nicht beabfichtigen. Das materiale unferer Symbole, es beftehe nun in Dogmen oder in Thatfachen, lafst er ganz in ihrem Werthe, ohne über die Wahrheit und Möglichkeit derfelben zu entfcheiden.

den. Er will nur, dafs man fich diefelben moralifch zu Nutze machen foll. Diefes fcheint uns der einzig richtige Gefichtspunkt zu feyn, aus welchem fich der Einflufs der Kantifchen Philofophie auf die Theologie und ihre verfchiedenen Zweige beurtheilen und darlegen läfst. Die Frage ift alfo: ob, wo und wie nicht allein in Schriften, fondern auch und hauptfächlich in Kirchen, auf theologifchen Lehrftühlen und in Schulen die Kantifche Philofophie für Theologie und Religion in diefem Geifte und nach diefer Abficht ihres Urhebers bearbeitet und angewandt worden ift. Zu einer hiftorifchen Darftellung *diefes* Einfluffes derfelben dürften aber bis jetzt fchwerlich hinlängliche Data vorhanden feyn; ja, man kann behaupten, dafs von diefer Anwendung der Kantifchen Philofophie auf Theologie in kirchlichen und akademifchen Vorträgen, fo wie beym öffentlichen Unterricht in Schulen, deren Gegenftand dasjenige gerade zu feyn fcheint, was der Vf. unter *praktifcher Theologie* verfteht, bis jetzt wohl wenig bekannt, ja vielleicht kaum irgendwo wirklich etwas in Erfüllung gebracht worden fey. Von diefer Seite darf man daher auch nichts von diefer Schrift erwarten; fie enthält vielmehr eine gefchichtliche hier und da mit den eigenen Urtheilen des Vfs. verfehene Darftellung deffen, was eines Theils von *Kant* felbft in feiner *Kritik der praktifchen Vernunft* und in der *Religion innerhalb d. Gr. d. r. Vernunft* für die Theologie und die einzelnen Zweige derfelben geleiftet, andern Theils aber von andern darüber commentirt und controvertirt worden ift, wobey fich der Vf. der eigenen Worte der von ihm zu diefem Behufe gebrauchten Schriftfteller, zu welchen er auch am Ende eines jeden Fachs die Titel der zu demfelben gehörigen übrigen Schriften gefellet, bedienet hat. In literärifcher Rückficht ift alfo diefes Buch fehr nützlich und befonders für folche Theologen brauchbar, die fich von dem, was Kant für Religionswiffenfchaft gethan hat, wie er von feinen Anhängern, feinem Sinne gemäfs oder zuwider, erklärt und modificirt, und von feinen und ihren Gegnern dawider eingewendet worden, folglich die Gefchichte der theologifchen Wiffenfchaften in Beziehung auf Kantifche Philofophie, kennen lernen wollen. An Vollftändigkeit fcheint auch, fo viel dem Rec. die Sachen und Schriften, die zu diefem Theile der neuern Philofophie und Literatur gehören, felbft bekannt find, dem Buche nichts Wefentliches abzugehen. Die ganze Abhandlung läfst fich in den *allgemeinen* und den *befondern* Theil abfondern; einem jeden find *fechs* §§. gewidmet: 1) Ueber den Geift des Zeitalters in religiöfer Hinficht; 2) über Anwendung der Philofophie auf Religion und Theologie überhaupt; 3) hiftorifche Darftellung der in verfchiedenen Zeitaltern verfuchten Anwendung philofophifcher Syfteme auf das Chriftenthum; 4) über den Zuftand und die Lage des Chriftenthums, als man anfing, Kantifche Philofophie auf daffelbe anzuwenden; 5) von den aus der bisherigen Anwendung der kritifchen Philofophie auf das Chriftenthum refultirenden entgegengefetzten Principien für die Anwendung felbft, ihrer Tendenz und bezweckten Folgen; 6) über den bisherigen Einflufs der kritifchen Philofophie auf die chriftliche Theologie überhaupt; 7) von dem Einflufs der Kantifchen Philofophie auf Exegefe und Interpretation der chriftlichen Urkunden; a) Darftellung der moralifchen Exegefe nach den Aeufserungen der Religion innerhalb d. Gr. d. bl. Vernunft; b) Darftellung der Einwürfe wider die moralifche Exegefe und der Beftreitungen derfelben; c) Darftellung der Entwickelung und Erörterung der moralifchen Exegefe von Freunden derfelben; 8) auf Kirchengefchichte; 9) auf Dogmatik; a) über die moralifche Religion; b) über die Verfuche, Religion und Dogmatik wiffenfchaftlich zu begründen; c) über den bisherigen Einflufs auf einzelne Dogmen; 10) auf Moral; a) über den richtigen Gefichtspunkt zur Würdigung der Sittenlehre Jefu; b) über die Aehnlichkeit der chriftlichen Sittenlehre mit der Kantifchen; c) über den Einflufs der Kantifchen Philofophie auf die wiffenfchaftliche Behandlung der chriftlichen Moral; 11) auf fymbolifche Theologie; 12) auf Homiletik, Catechetik, Afcetik und Paftoraltheologie. Zuletzt noch ein Zufatz zum §. 7. Der Inhalt des §. 1. hätte fchicklicher mit dem 6ten verbunden werden können, da die Hauptfache, die ein Refultat des philofophifchen Kriticismus ift, anticipirt und durch Unterfuchungen und Darftellungen anderer Art von der mit ihn verwandten Materie getrennt wird. Unter der Anwendung eines philofophifchen Syftems auf ein pofitives Religionsfyftem verfteht der Vf. eine Prüfung, Erweiterung und Berichtigung des letztern durch das erftere, welches doch nicht ganz auf das Verhältnifs der Kantifchen Philofophie zur biblifchen Theologie, nach der Abficht und dem Sinne ihres Urhebers pafst. In dem §. 3. liefert der Vf. blofs allgemeine Refultate, und nimmt weder Rückficht auf die Entftehung und Ausbildung der verfchiedenen chriftlichen Lehrbegriffe und die oft veränderte Methode der Dogmatiken, noch auf den Einflufs der jedesmaligen Zeitphilofophie auf die befondern theologifchen Wiffenfchaften. Wir hätten diefe Rubrik entweder ganz weggelaffen, da fie zu dem Zwecke der Abhandlung theils nicht wefentlich nothwendig, theils für diefelbe von zu weitem Umfange ift, oder wenn fie ja mit ausgeführt werden follte, folche der Abhandlung jeder befondern theologifchen Wiffenfchaft fo kurz als möglich vorausgefchickt. §. 4. fcheint es der Vf. zu tadeln, dafs fich die pofitive Theologie nach der jedesmaligen Zeitphilofophie habe bequemen müffen, und hält es für nachtheilig, dafs man der Religion durchaus ein philofophifches Gewand angezogen und die religiöfe Denkart nach der philofophifchen geformt habe. Aber wir begreifen nicht, auf welche andere Art fich theologifche Lehrfätze vortragen und ordnen laffen, da die Theologie keine ihr eigenthümliche Methode hat, und die Gegenftände derfelben alle von der Art find, dafs fie, wenn fie anders einen vernünftigen Sinn verftatten, und eine fyftematifche Verbindung unter ihnen möglich ift, nur durch Hülfe der philofophirenden Vernunft verftändlich gemacht,

 ent-

entwickelt und geordnet werden können. Vor das Forum der Vernunft und der Philosophie gehören jene Gegenstände zu aller Zeit, und auch dann, wann die Vernunft noch nicht völlig ausgebildet ist. Im ersten Abschnitt des 7ten §phen fügt der Vf. der sonst ganz richtigen Darstellung der Kantischen Methode, wie man sich der biblischen Schriften zum Behuf der Moral bedienen soll, ein Urtheil bey, das dem von Kant aufgestellten Princip der Abhängigkeit der Religion von der Moral, das der Vf. doch selbst anzunehmen scheint, geradezu widerspricht. Diese moralische Interpretation, sagt er S. 118 ff., sey blos für Philosophen oder philosophische Theologen, die ihr positives Christenthum für die moralische Religion ausgetauscht hätten. (Dies ist ganz falsch; diese Klasse bedarf jener sogenannten Interpretation keineswegs, sie haben an ihrer Moral oder moralischen Religion genug.) Der christliche Theologe, wenn er consequent seyn wolle, und von der Wahrheit seiner Religion überzeugt sey, dürfe von jener Interpretation, welche das Primat der Vernunft voraussetze, keinen Gebrauch machen; dies sey seinem religiösen Interesse zuwider. (Ganz richtig; aber sie soll ihm auch nicht aufgedrungen werden; wenn er in dem blofsen *Geschichtsglauben* mehr Beruhigung, als in dem Vernunftglauben, zu finden glaubt, so kann er ihn behalten. Es ist nur die Frage: ist es nicht Pflicht des Religionslehrers, die Menschen von dem Geschichtsglauben dem Vernunftglauben allmählich zuzuführen, sie auf diesen vorzubereiten, und auf diese Art und zu diesem Behuse das blofs Positive und Geschichtliche mit den Grundsätzen der Vernunftreligion in Uebereinstimmung zu bringen? Eine Frage, die die Vernunft in jedem Menschen, in dem sie noch nicht ganz unterdrückt ist, bejahet, so wie sie ihm, und besonders dem Religionslehrer, den Gegenstand derselben zu realisiren gebietet.) (Aber ich zweifle selbst, schliefst der Vf., ob der consequente Philosoph sich ihrer bedienen kann, und ob er überhaupt die positiven Religionen in sein Interesse wird ziehen dürfen; wenigstens würde er sich der moralischen Interpretation zu einem nicht ganz moralischen Zwecke bedienen. (Diesen Zweifel kann nur der erheben, der den Zweck jener von Kant vorgeschlagenen Methode, und jene Pflicht, die Menschen allmählich zum Vernunftglauben vorzubereiten und zu erheben, ganz verkennt. Aus diesen Urtheilen des Vfs. lafst sich schon zum voraus abnehmen, was man sich von der *kritischen Revision* der Versuche der Kantischen Philosophie, die Theologie zu reformiren, die der Vf. in einer kritischen Revision der gesammten wissenschaftlichen Theologie noch nachzuliefern willens ist, zu versprechen habe.)

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Augsburg*, b. Späth: *Entwurf der Aesthetik, als Leitfaden bey akademischen Vorlesungen über Kants Kritik der ästhetischen Urtheilskraft*, von *Christian Friedrich Michaelis*, Lehrer der Philosophie in Leipzig. 1796. 68 S. 8. — Ein recht guter, gedrängter und wohlgeordneter Auszug aus *Kants* Kritik der ästhetischen Urtheilskraft, an welchem weiter nichts auszusetzen ist, als dafs er auch weiter nichts, denn ein Auszug ist, und dafs ein solcher Auszug weder sehr mühsam und verdienstlich, noch zu akademischen Vorlesungen über die Aesthetik hinreichend seyn kann. In diesen mufs durchaus nicht blofs das Princip der ästhetischen Beurtheilung aufgestellt und deducirt und der Plan zu einer angewandten Kritik des Geschmacks flüchtig vorgezeichnet, sondern die Anwendung dieses Princips selbst auf die einzelnen schönen Künste und auf die ästhetische Beurtheilung ihrer Produkte gemacht werden, um den Geschmack zu läutern, zu üben und zu berichtigen.

TECHNOLOGIE. *Tours*, b. Vauquer u. l'Heritier: *Instruction sur la combustion des Vegetaux, la fabrication du Salin, de la cendre gravellée, et sur la maniere de saturer les eaux salpetrés.* Par *Vauquelin et Trusson* etc. An. 3 de l. rep. (1794.) 33 S. 3 Kupfer. 4to. — Um das zur Bereitung des Salpeters nöthige vegetabilische Laugensalz in gehöriger Menge zu erhalten, und die Verfertigung desselben auch in denjenigen Departementern, wo selbige bis dahin nicht bekannt war, einzuführen, wurden von dem *Comité de salut Public* verschiedene Commissarien ernannt, deren Aufträge die Betreibung dieses Geschäftes zum Gegenstand hatte. Hr. Vauquelin, der als Scheidekünstler sich schon längst vortheilhaft angekündigt hat, entwarf gegenwärtige kurze Anleitung für das Departement *Indre et Loire*, wohin er als Commissar zu dieser Absicht gesandt wurde. Da selbige für ein Departement bestimmt ist, in welchem man von Verfertigung der Potasche bis dahin keinen Begriff hatte, so konnte selbige fürs erste wohl nichts anders als ganz allgemein bekannte Dinge enthalten, wohin z. B. die Verbrennung der Vegetabilien und die Auslaugung der Asche zu rechnen sind. Der Vf. entschuldigt sich daher in dem Vorbericht, sowohl über die Kürze als die Unvollständigkeit dieser Abhandlung, deren Gegenstand er aber künftig einmal bey mehrerer Mufse ausführlich abzuhandeln denkt. Bey aller Kürze vermifst man jedoch in dieser kleinen Schrift nichts wesentliches, und überall erblickt man den geübten Scheidekünstler, der das, was er lehrt, der eignen Erfahrung verdankt. Da verschiedene französische Departementer keinen Ueberfluss an Holz haben, um selbiges zu Potasche zu verwenden; so wurde an mehrern Orten eine Menge wildwachsender Kräuter und Gewächse zu der nämlichen Absicht angewandt, die wenigstens unter den damaligen Umständen einen nicht unbedeutenden Ertrag lieferten. Auf den drey Kupfertafeln sind die zu einer Pottaschsiederey nöthigen Gebäude und Geräthschaften abgebildet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 9. März 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Himburg: *Neue medicinisch-chirurgische Beobachtungen von Chr. Ludw. Mursinna*, dritten Generalchirurgus, u. s. w. 1796. 546 S. u. XVI S. gr. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Wenn auch nur alle Jahrzehnte ein Buch von solcher Güte erschiene, so hätte sich die Wundarzney schon höchlich Glück zu wünschen. Nur ein Mann, der sich seiner Gründe, selbst bey den kleinsten Verrichtungen, auf das deutlichste bewusst ist, kann sein detaillirtes Verfahren so deutlich vorlegen; nur ein Mann, der in der kleinsten Handanlegung consequent zu handeln sich zum Gesetz gemacht hat, kann so simpel verfahren, und es ist billig, ihn als Meister der Kunst, und als Muster vorzustellen. Nimmt man nun noch die bey einem gesuchten und viel beschäftigten Wundarzte so seltne Tugend, das zarte Mitgefühl für die Leiden seiner Mitbrüder, welches von alle Blättern des Buchs dem Leser das Herz erwärmt, so kann man nicht umhin, den Vf. zu verehren, und den Zöglingen Glück zu wünschen, die einen solchen Vater zum Lehrer haben.

Die Schrift enthält zwar grösstentheils schwierige Fälle aus der Chirurgie, aber die Hauptabsicht scheint die eingewebte Mittheilung seiner Verfahrungsart in den Hauptoperationen, und der grössten so wie der kleinsten Handgriffe dabey zu seyn, zur Belehrung der Anfänger, so wie der Veteranen, auf die simpelste und anschaulichste Art vorgetragen.

Der Vorrede zufolge beschreibt er hauptsächlich seine beym letzten Feldzuge in Polen gemachten Bemerkungen mit Beyfügung einiger noch in Berlin (und Westphalen) angestellten. S. 1. *Ein Eindruck am Stirnbeine*, ein Fall der zwar nichts besonderes hat, wobey aber der Vf. Gelegenheit nimmt, seine (sehr zweckmässige) Kurmethode solcher Verletzungen umständlich vorzulegen. — S. 13. *Ein allmählich entstandner Beinfrass.* Ein Fall vor 15 Jahren auf diese Stelle war die einzige (hier wahrscheinlich gemachte) Ursache dieser Verderbniss. Die Trepanation deuchtete dem Vf. an drey Stellen nöthig. Sollte nicht ein zeitigerer Gebrauch der Rinde die Menge und Wässerigkeit (und Verbreitung) des Eiters früher gehemmt haben? Er nahm hier wahr, dass das Pericranium bey weitem nicht in jedem Falle vom Knochen getrennt sey, wo innerlich die harte Hirnhaut abgelöset ist. Die Narben vereinigten sich, ohne angebrachten Druck, eben, wurden wieder mit Haaren besetzt und der Kranke zugleich von seinem vieljährigen Kopfschmerze befreyt. — S. 27. *Beinfrass am Seiten- und Hinterhauptbeine.* Der Ursprung war vieljährig und der Kranke durch vieljährige Schmerzen und mehrere Queckfilberkuren abgezehrt, schwach und äusserst empfindlich. Dieser Disposition gieng er mit Rinde, Wolferley und Wein entgegen und wendete, da er das Uebel (sehr richtig) für bloss örtlich hielt, die Trepanation an. Das verdorbene Knochenstück am Hinterhaupte war beträchtlich; es war aber nur die äussere Tafel. Die innere liess er unberührt, und hob nur die erstere stückweise aus, mit dem besten Erfolge. — S. 35. *Ein grosser Knochenfrass am Stirn- und Seitenbeine*, wo das Anbohren (dem er überhaupt nicht hold ist) nichts half, wohl aber die völlige allmählige Ausbohrung. Auch hier war nur die äussere Wand verdorben (und steinhart), die innere unverletzt. — S. 41. *Etwas über die Trepanation überhaupt.* Oefterer glückt sie, wenn ein Schädelknochen wegen Absatz einer Schärfe von innen verdorben ist. Viel zweckmässiges, durchdachtes, erfahrungsmässiges über diese Operation, was aber keinen Auszug leidet. Vor sich nicht gefährlich, ist sie am heilsamsten *früh genug* angewandt. Ihre Anzeigen. — S. 56. Seltenheit der Gegenspalten. — S. 61. *Eine links ins Stirnbein gegangene und rechts über der Stirnhöhle beynahe wieder heraus gedrungene Kugel.* Er hob sie aus. Der Erfolg war (natürlich) tödlich. Die Kugeln bedürfen wenig Werkzeuge zum Ausziehn; die Kornzange, die Finger, und die vorgängige Erweiterung der Wunde. In die Knochen gedrungen ist der Gang immer zersplittert; nach Entfernung der Splitter wird die Oeffnung räumlich genug zum Herausbringen der Kugel. — Fast immer sollte, wo die äussern Bedeckungen am Kopfe abgerissen sind, der auch unverletzt scheinende Knochen trepanirt werden, wenn Zufälle des Drucks und innern Reitzes erscheinen und steigen. — S. 68. *Hiebwunden am Kopfe.* — S. 71. Ein Fall von *eilf Hiebwunden, zweyen am Kopfe.* — S. 73. *Ein Säbelhieb* (unter mehrern Verwundungen) *am Kopfe*, welcher ein Knochenstück in das Hirnmark gedrückt hatte. Die Zeichen von Hirnerschütterung veranlassten den Vf. auf der Mitte des Hiebes zu trepaniren; er entdeckte mit dem eingebrachten Finger den eingedrückten Splitter, zog ihn aus und heilte den Mann so fort. Ein lehrreicher Fall. — S. 78. Mehrere *Kopfwunden*, auf welche der Tod in der dritten Woche erfolgte. — S. 85. Ein Officier mit 14 *schweren Verwundungen*, glücklich geheilt unter sehr einfacher Behandlung. Dieser und ähnliche Verwundete bekamen keine innern Arzneyen, ausser bey Fiebern und Diätfehlern. — S. 90. Wichtigkeit einer dürftigen, leich-

leichten Nahrung bey Verwundungen, vorzüglich complizirten Kopfwunden. — S. 95. *Schuſswunde durch die Bruſt und Lunge*, ohne Schnitt geheilt; ein ſeltener glücklicher Fall. — S. 103. *Behandlung der Schuſswunden überhaupt.* (Statt *Spiriti* S. 105., muſs Spiritus oder Spirituſſe geleſen werden). Hier ſehr viel durchdachtes; aus wahrhafter Erfahrung entlehntes. — S. 116. *Ein Schenkelknochen durch eine Kartätſchenkugel zerſchmettert.* Der Mann ward, des Transports ungeachtet, ziemlich gut geheilt. Unrichtigkeit des feſten Verbandes bey tiefen Verblutungen. Rührender Wink, wie man durch Herzlichkeit und Leutſeeligkeit ſeine Kranken leicht zu den ſchwerſten Operationen bringt. Der Vf. nimmt hier ſehr für ſich ein, und zeigt ſich in dieſer Epiſode als Menſch auf einer erhabnen Stufe. — S. 115. Ueber *Beinbrüche* im Allgemeinen. Ausdehnung, Aneinanderfügung der Bruchenden, der beſte Verband, die beſte Lage; da kommen eine Menge Kleinigkeiten von der gröſsten Wichtigkeit vor, nichts überflüſſiges. Gute Einrichtung und nur mäſsig feſter, gleichförmiger Verband, ſichern, da ſie den Schmerz unter allem am beſten mindern, die Unverrücktheit der Lage am gewiſſeſten. Vorzug der Pappſchienen. — S. *Ribbenbrüche.* — S. 139. *Zerſchmetterung des Oberſchenkelknochen;* glücklich geheilt. Das untere des Knochen war zugleich in drey Stücke zerſpalten. S. 144. Ueber Zerſchmetterung der Glieder überhaupt, und des Oberſchenkelknochens insbeſondre. Gewöhnlich laſſen ſie ſich entweder durch gute Behandlung ohne Amputation heilen, oder auch die Amputation iſt vergeblich. Einen über der Mitte abgeſchoſſenen Oberſchenkel ſetzte er nie ab. Die Verletzten ſtarben nicht am Brande, ſondern an Nervenzufällen, am öfterſten mit einem kleinen zitternden Pulſe, Bruſtbeklemmung und Unvermögenheit zu ſchlucken. — S. 147. Bedingungen der Amputation der vordern Ober- und Untergliedmaſsen; vortrefflich! — S. 157. *Abſetzung eines Unterſchenkels.* Beſchreibung ſeiner *Amputationsmethode.* Er zieht das Knebelturniket mit ſeidenem Bande vor, den Knebel über einem Stücke Horn zugedreht. Er läſst die Haut gute drey Querfinger vorſtehen, und ſchneidet die Muskeln in Einem Schnitte ſenkrecht durch (oder nach einer Anmerk. S. 515. bey der Abſetzung des Oberſchenkels ſo, daſs die vordern Muskeln während einer mäſsigen Beugung des Knies, die hintern aber während der geraden Ausſtreckung deſſelben durchſchnitten werden; die Unförmlichkeit des Stumpſes zu verhüten). Bey der Amputation über dem Mittelgelenke hat er auſser dem Hauptſtamme gewöhnlich nur drey Seitenäſte, ſelten vier, und nur einmal fünf zu unterbinden gehabt; ſie genau wahrzunehmen, muſs der Knebel jedesmal gelöſet werden. Die zirkelförmig durchſchnittene Haut vereinigt er auf dem Stumpſe horizontal, mit den Rändern dicht zuſammen; aus den Seitenfalten auf beiden Seiten ragen die Faden der Unterbindung hervor. Gewöhnlich den vierten Tag zum erſten Male und dann aller drey Tage verbindet er wieder. — S. 171. *Abſetzung eines Oberſchenkels.* Nachtheil der zu kurz gelaſſenen, den Stumpf nicht gehörig bedeckenden Haut. (Rec. wird an einem andern Orte auf eine allgemeine Formel deshalb aufmerkſam machen). — S. 177. *Eine Schenkelabſetzung.* Widrige Folgen der zügelloſen Diät nach ſchweren Verwundungen. — S. 193. *Eine zerriſsene Achillesſehne*, durch die Vereinigung geheilt (in zwey Monaten). Der Verband ſehr muſterhaft, nur aller 9 oder 8 Tage erneuert. — S. 196. *Wunden* im Geſichte. — S. 197. *Pikenſtiche.* — S. 199. *Ein zerſchmetterter Unterkiefer.* Nachtheil des Sprechens bey Wunden der Lippen und des Unterkinnbackens. Nothwendigkeit der vorſichtigen Bewegung des Gelenkes während der Kur, Steifigkeit zu verhüten. — S. 207. *Eine* (geheilte) *Halsſchuſswunde.* — S. 213. *Eine Kanonenkugel hatte den Kehlkopf abgeriſſen;* die groſse Wunde ward in der fünften Woche tödlich, bloſs durch hinzugekommene Ruhr. Er leugnet die Luftſtreifſchüſse mit ſehr einleuchtenden Erfahrungsgründen. — S. 220. *Die rechte Seite über den Nieren von einer Kanonenkugel ſtark gequetſcht* (und geheilt). Der Rock war in der Gegend etwas abgeſcheuert, zum Zeichen der wahren Berührung. Noch einige einleuchtende Fälle von der Nichtigkeit der Luftſtreifſchüſse. — Schöne Kur des Vf. an einem einen Luftſtreifſchuſs vorgebenden, verſtellten Kranken, durch Hunger. — S. 225. *Ein Schnitt durch die Luftröhre und die Speiſeröhre*, glücklich (in zwey Monaten) an einem neunjährigen, ungeduldigen Knaben geheilt. — S. 233. *Ausſchälung einer ſkirrhöſen Geſchwulſt am Halſe*, und Heilung. — S. 246. *Schuſswunden durch die Bruſt.* Nur drey hat der Vf. geheilt, wo aber die Kugel nur durch den obern Theil der Lungenflügel gegangen war. — S. 253. *Eine* (ſehr groſse), *ſkirrhöſe, exulzerirte Geſchwulſt auf dem Rücken*, glücklich ausgeſchält und geheilt, an einem ausgemergelten Körper. Sie wog 7 Pfund 13 Loth. — S. 267. *Schuſswunden durch den Bauch* fielen immer tödlich aus, wenn ein Eingeweide verletzt war. — S. 268. *Eine Schuſswunde in den Bauch*, wo die Kugel nach 5 Wochen durch den Maſtdarm abgieng. — S. 271. *Eine Harnverhaltung*, wo die Blaſe viermal mit dem Troikar durchbohrt ward; dreymal durch den Maſtdarm (der krampfhafte Stuhlgang preſste immer die Röhre aus) und zuletzt (glücklicher) über den Schambeinen. Es war eine Nierenentzündung, wo das in der Blaſe angeſammelte, geronnene Blut vermuthlich Urſache war, daſs nichts durch den Katheter ausflieſsen, nichts durch die Spritze ſich ausziehen laſſen wollte. Täglich ein Loth Alaun in Molken hob die Abſonderung des Blutes in den Nieren. — S. 285. *Eine bey einer Harnverhaltung zweymal durchbohrte Blaſe.* Jene entſtand von einer Striktur in der Harnröhre. Die Troikarröhre blieb ohne Schaden fünf Wochen in der Blaſenöffnung durch den Maſtdarm, und die Oeffnung heilte gleich, als man erſtere auszog. (Hier fragt ſichs, ob die, wenn gleich bald geheilte Harnfiſtel nicht durch zeitigere Ueberwindung der Striktur und zeitigere Anbohrung der Harnblaſe hätte verhütet werden können?) — S. 302. *Waſſerbrüche.* Von fünf und neunzigen iſt dem Vf. keiner ge-

gestorben, auch sonst kein Nachtheil erfolgt. Er heilt sie durch die simple Eröffnung und lockre Ausfüllung der Scheide mit Scharpie. Er beschreibt seine empfehlungswerthe Methode anschaulich. Die Heilung in der sechsten und siebenten Woche. Gleiche und gleich sichere Behandlung, wenn statt des Wassers Blut in der Scheidenhaut angesammelt ist, welches man vor der Operation nicht unterscheiden kann. Die etwanigen erweiterten, zerschnittenen Schlagadern (es finden sich ihrer zuweilen) müssen unterbunden, nicht tamponirt werden. Dies zeigt er (S. 310.) an der *Geschichte eines grosen alten Wasserbruchs*, wo ein solches aneurysmatisches Gefäss in der Zellhaut des Hoden unvermeidlich zerschnitten worden war. *Doppelte Wasserbrüche* operirt er zu gleicher Zeit. — S. 313. *Ein doppelter Wasserbruch, mit Darmaustretung in der linken Scheidenhaut.* — S. 318. *Noch ein doppelter, sehr grosser Wasserbruch*, beynahe von einer Elle im Durchschnitte. Die Hoden waren nicht zu fühlen. Hier liess der Vf. nach dem Rathe einiger Schriftsteller ein Stück von der rechten Scheidenhaut an beiden Seiten der Oeffnung mit der Scheere (wider seine Methode, und nur des Versuchs halber) wegschneiden, an der linken aber nicht. Der Erfolg zeigte viel bedenkliche Symptomen an der rechten Seite, welche auch erst in der zehnten Woche heilte, die linke aber in der siebenten Woche ohne Beschwerde. — Die *Kastration*, S. 325. hat er blos in Berlin 54 mal verrichtet und nur ein einziger ist ihm gestorben. Diesen Fall erzählt er S. 326. Der Kranke starb ohne bemerkbare Ursache an der Mundsperre. Beyläufig von der *Mundsperre* bey andern Verwundungen. Sie findet sich oft bey den bedenklichsten Verletzungen nicht ein, dagegen aber wieder bey kleinen, oft einfachen Wunden. Neunmal hat er sie im Felde beobachtet, und nur Einen davon retten können, *dessen Geschichte* er S. 332. erzählt. Der Höcker des Ellbogens war dem Kranken abgeschossen. Die Entfernung der Splitter und Mohnsaft entfernten die Mundsperre. Die Amputation sahe er (S. 334.) nicht dafür helfen. — S. 336. *Die Operationsart des verdorbnen Hoden.* Aeusserst selten ist ein Wasserbruch die Ursache eines skirrhösen Hoden, wohl aber letzterer die eines Wasserbruchs; in letzterm Falle geht die Verhärtung des Hoden voraus, und die Wasseransammlung folgt hinter drein. Er unterbindet *sehr fest* mit dreyfachen, bandförmig neben einander gelegten, gewichsten, starken Zwirnfaden. Noch ein Reserveband oben darüber. Der Samenstrang muss bey höherer Verderbniss selbst über dem Bauchringe verfolgt werden. Gebogne Rückenlage mit mässig gekrümmten Schenkeln nach der Operation; keine horizontal ausgestreckte. Die Heilung in drey, bis vier Wochen. S. 349. *Ein grosser, skirrhöser Hode* (der bis zur äussern Haut verwachsen war) glücklich ausgerottet. — S. 352. *Ein andrer*, dessen Samenschnure bis zum Bauchringe verdorben war. — S. 357. Verschiedne Methoden, den Samenstrang zur Unterbindung vorzubereiten. Der Vf. sondert den Nerven nicht ab. Er schnürt ihn nach sorgfältiger Absonderung des Zellgewebes zugleich mit dem Samenstrange durch das sehr fest angelegte Band ein, und tödet ihn so. Der Schmerz ist dann fast augenblicklich vorüber, und die Folgen sind gewöhnlich erwünscht. — S. 365. *Ausschälung eines grossen, skirrhösen Hoden.* Der Samenstrang konnte, weil das Zellgewebe nicht gehörig abgesondert war, nicht fest genug unterbunden werden; daher die schlimmen Zufälle. — S. 371. *Ein skirrhöser Hode* ward glücklich ausgerottet. Der unterbundne Samenstrang war unverdorben. Alles heilte nach Wunsch in der sechsten Woche. Nach fünfmonatlichem Wohlseyn erhitzte sich der Genesene stark, und schweifte im Beyschlafe aus. Die Folgen: erst eine kleine, dann grössere schmerzhafte Geschwulst in den operirten Theilen des Hodensacks, endlich der offne Krebs, und nach einem halben Jahre der Tod. Das Ende des Samenstrangs fand sich in eine grosse schwammige Masse ausgewachsen. Der Vf. hat nie einen Skirrhus durch Arzneyen heilen sehn. — S. 377. *Eingeklemmte Brüche*; eine lehrreiche Abhandlung. Der Vf. hat dergleichen 46 operirt; fünfe starben, bey denen der Darm schon brandig, zum Theil zerfressen war. Immer war die Zurückbringung ohne Erweiterung des Bauchrings durchs Messer unmöglich. Diese ist weder schwer, noch gefährlich. Man braucht, die Operation zu beschliessen, blos hohe Wahrscheinlichkeit, die vorgefallenen, eingeklemmten Theile nicht wieder reponiren zu können; *gewisse* Zeichen der Unmöglichkeit abzuwarten, heisst den gewissen Tod veranlassen. Diese hohe Wahrscheinlichkeit ist da, wenn nach einem grossen Aderlasse, kalten Umschlägen u. s. w. und der vorsichtigen Handbemühung der Bruch nicht zurückgebracht wird. Alles hierüber vom Vf. Gesagte ist aus Natur und Erfahrung trefflich kopirt. Die kleinsten Brüche sind die gefährlichsten. In den meisten Fällen lässt sich nur vor dem vierten Tage etwas von der Reposition erwarten; nur bey alten grossen Brüchen zuweilen später. — S. 387. *Beschreibung seiner* (musterhaften) *Operationsart.* — S. 398. *Ein eingeklemmter Darm- und Netzbruch.* Das grosse verdorbne Stück Netz ward weggeschnitten, und die Operation ohne widrige Erfolge vollführt. — S. 405. *Ein eingeklemmter Leistendarmbruch*, am vierzehnten Tage operirt und glücklich geheilt. Ein sehr lehrreicher Fall, wo der Vf. die Gränzlinie zwischen (innerer) höchster Lokalentzündung und Brand so meisterhaft unterschied und eben so meisterhaft behandelte. — S. 412. *Ein Darmbruch, wo die Operation sechs Stunden nach der Einklemmung nothwendig ward.* Nach Erweiterung des Bauchrings schoss die ganze Masse der Gedärme heraus. — S. 418. *Ein angebohrner, nachher eingeklemmter Bruch*, den neunten Tag mit Erfolg operirt. — S. 422. *Noch ein Fall dieser Art*, vor der Operation unerkannt. — S. 423. *Ein Schenkelbruch* den fünften Tag nach der Einklemmung operirt. Bey allen Schenkelbrüchen hat der Vf. den Darm mit der untern Wand des Bruchsacks so fest verbunden angetroffen, dass die Trennung nie mittelst der Finger bewirkt werden konnte. Die Anhängung des Darms im Bauchringe oder am Poupartischen Bande lässt sich gewöhnlich

mit den Fingern trennen. Nur in zwey Fällen mufste er sich des Messers bedienen. S. 429, 430. erzählt er sie. (Der Gebrauch eines Bruchbandes bey diesen zweyen nicht zurückgehenden Brüchen, mochte diese Anwachsung bewirkt haben.) — S. 432. *Eingeklemmte Nabelbrüche* hat er immer ohne Operation heben können. Zweymal hat er den *Blasen-Darmbruch* in den Leisten bey fetten Männern gesehn. - S. 433. *Ein Mutterscheidenbruch.* Nie hat der Vf. einen Kranken am eingeklemmten Bruche erhalten können, wenn er bey der Operation die Därme brandig und zerstört fand, wohl aber, wenn überdies die Natur eine Oeffnung in der äussern Haut, und dadurch den Abfluss der Unreinigkeiten schon selbst bewirkt hatte. S. 435. *Ein unglücklicher Fall* ersterer Art. — S. 439. *Ein andrer, höchst bedenklicher Fall* mit glücklichem Erfolge. Sehr lehrreich. Eine wahre Vereinigung zweyer brandigen und abgeschnittenen Darmenden durch die Natur allein. — S. 453. Noch *zwey ähnliche* (glückliche) *Fälle.* — S. 457. *Ein eingeklemmter, angebohrner Darmbruch.* Den Bruchsack fand der Vf. oberhalb des Bauchrings wie durch ein sennichtes Band zusammengeschnürt, welches mit Mühe durchschnitten ward. — S. 462. *Die vorzüglichsten innern Krankheiten bey der Armee* in Südpreussen. Gallichte Durchfälle und Durchlaufruhren ähnlicher Art, mit äusserst gestörter Verdauungskraft. Ausleerungen von oben und gelinde von unten, dann Salmiakauflösung in Wasser und bittre Extrakte hinterdrein, hoben die meisten Beschwerden, nur nicht den häufigen Stuhlzwang mit Blut und Schleim. Hier thaten die Wolferleyblumen (wie man erwarten konnte) erwünschte Dienste, denn dem Salmiak und der Ipekakuanhe in der Zusammensetzung kann man diese Wirkung nicht beymessen. Auch kleine Klystire von kaltem Wasser zu demselben Behufe. — S. 473. *Faulichte Ruhren.* Auch hier bemerkt Rec. mit Vergnügen die Wolferleyblumen — nur Schade! unter vielen andern Mitteln. — Offenbarer Nachtheil des Mohnsaftes in faulichten Ruhren. Schon und der Erfahrung völlig gemäfs gesagt, und nicht genug zu wiederhohlen. — Durch den Gebrauch dieses hier schädlichen Mittels: schmerzhafte Absetzung der Krankheitsmaterie auf die Gliedmafsen, besonders auf das Schulter- und Kniegelenk. — Die Digression (S. 482.) des Vf. die Ansteckbarkeit der gedachten faulichten Ruhr zu widerlegen, hat Rec. ungern gelesen. Die angebliche Nothwendigkeit einer Disposition dazu widerlegt sie nicht. Sonst müsste auch die levantische Pest unansteckend seyn; auch sie steckt bey gänzlichem Mangel an Disposition gewisse Personen nicht an. Doch wie schwankend, wie unbestimmbar in jedem besondern Falle ist die Ausfindung einer Disposition in dieser und jener Person zu dieser oder jener epidemischen Krankheit? Wird der Verwüstung epidemischer Krankheiten durch die Hypothese Einhalt gethan, dafs die Schlachtopfer vermuthlich Disposition zu derselben gehabt hätten, die Krankheit aber unschuldig sey? Vare redde legiones! Und gesetzt der Vf. hätte hier Unrecht (wie leicht möglich, ja höchst wahrscheinlich ist), wie viel Schaden erregt nicht eine solche eingeredete Sicherheit bey seinen Lesern, einem grofsen Publikum voll unerfahrner, sorgloser junger Aerzte und Wundärzte! In morbis malignis nunquam satis cavemus, dum maxime cavemus! — S. 488. *Faulichte Gallenfieber* mehr im Herbste und *faulichte Schleimfieber* mehr im Winter. — Ihre Behandlung. — S. 529. *Sitten, Lebensart und Krankheiten der Polen.* Eine sehr lebhafte Darstellung dieses ehedem jämmerlich vernachlässigten Volkes, nicht ohne gute Naturanlagen. — Den Weichselzopf hält der Vf. mehr für ein Product der Unreinlichkeit; aber *la Fontaine* scheint hiemit noch nicht widerlegt.

Das Aeufsere dieser klassischen Schrift ist sehr gefällig.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Frankfurt a. Mayn*, b. Andreä: *Selbstmord* (der Selbstmord) *nach seinen medicinischen und moralischen Ursachen* betrachtet mit beygefügten Lebensregeln und Recepten zum Besten hypochondrischer und melancholischer Personen für Aerzte und denkende Leser aus allen Ständen von D. *Johann Valentin Müller.* 1796. 78 S. 8. (6 gr.) Hr. *M* ist ein so ausserordentlich fruchtbarer Schriftsteller, dafs es nicht zu verwundern ist, wenn man den Producten seiner Feder den Mangel an Wartung und Reife nur zu deutlich anmerkt. Den Inhalt dieser kleinen Schrift über den Selbstmord giebt der Titel weitläuftig genug an. Von der Art der Bearbeitung des Gegenstandes mag folgende Vorschrift zur Heilung der Onanie dienen, die in den allermeisten Fällen nicht unanwendbarer und in manchen Fällen nicht zweckwidriger erdacht werden kann: „Man lasse (sagt der Vf., nachdem er gerathen hat, die Kranken von den übeln Folgen des Lasters zu überzeugen und ihren Geist zu beschäftigen) solchen Kranken Beinkleider machen, die vorn gar nicht geöffnet werden können, sondern hinten mit einem kleinen Schlosse versehen sind, das sich ohne Schlüssel nicht öffnen läfst. Die Beinkleider müssen zugleich so weit heraufgehen, dafs der Patient auf keine Weise mit den Händen an die Geburtstheile kommen kann. Nöthigen Naturbedürfnisse, die Hosen zu öffnen, so geschehe dies immer nur unter gehöriger Aufsicht eines dazu bestellten brauchbaren Menschen, der nachher das Schloss wieder abschliefst, und den Schlüssel zu sich nimmt. Innerlich dienen stärkende Arzeneyen, als bittere Mittel, die Fieberrinde und das Eisen. ℞. ▽ menth. f. v. Unc. vj, cinnam. Unc. ij, Extr. gent. rubr., cort. aurant., trifol. fibr. aa. Drachm. ij Tinct. mart. Ludor. Unc. ß. MS. des Tages 3mal 2 Löffel voll zu nehmen. ℞. Pulv. C. P. Unc. jß. Coqu. in aqu. font. libr. j. ad reman. unc. X. Colat. add. Extr. C. P. opi. Unc. ß. Syr. cort. aurant. Unc. j. MS. Alle 3 — 4 Stunden 1 Efsl. voll."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 10. März 1797.

OEKONOMIE.

LEIPZIG, b. Kummer: *System der Landwirthschaft nach physisch- und chemischen Grundsatzen behandelt, und durch vieljahrige Versuche geprüft*, von *Christoph Heinrich Adolph von Zehmen*, Herzogl. Meckl. Strel. Schlofshauptmann. 1796. 340 S. 8. (18 gr.)

Wenn der Vf., wie er an vielen Stellen seines Buches versichert, aus vieljähriger Erfahrung schreibt, so hätte sich allenfalls wohl etwas Vollständigeres erwarten lassen. Dafs die vorliegende Abhandlung bekannte und längst gesagte Wahrheiten enthalt, würde ihr nicht schaden; nur wäre es wohl zu erwarten gewesen, dafs manche interessante Materien, von einem praktischen und der Sache kundig seyn wollenden Wirth, nicht so kurz und oberflächlich behandelt wären. Das, was in der Einleitung zum Lobe der Landwirthschaft gesagt, und zur Aufnahme derselben vorgeschlagen wird, enthält wahre und lehrreiche Bemerkungen. Der Gebrauch der Felder in drey und vier Arten wird umständlich erzählt, desto kürzer hingegen die ganze Theorie der Koppelwirthschaft abgefertigt. Der Vorschlag, den Acker sechs Jahre ohne Brache, mit Abwechselung einjährigen Klees zu nutzen, ist nicht neu und sehr vortheilhaft, nur auf den grofsen mecklenburgischen Landgütern nicht anwendlich. Bey der Beschreibung der Kornrolle ist die Hauptsache vergessen, wodurch dies Werkzeug einen ungleich höhern Grad der Bequemlichkeit erhält; die Hauptwelle mufs nämlich mit einem Getriebe versehen seyn, in welchem ein mit der Kurbel vereinigtes Sternrad fafst. Ohne diese Vorrichtung wird der Arbeiter, selbst bey der äussersten Anstrengung, den Windflügeln nicht die gehörige Geschwindigkeit geben, oder wenigstens die Arbeit nicht lange aushalten können, da sie, mit diesem Zusatz verbessert, von einem Knaben verrichtet werden kann. Zu den hier angeführten Ursachen des Brandes im Weizen gehört auch die übermaafsige Fettigkeit des Bodens, besonders wenn kein vollkommen reifes Saamkorn gesäet worden. Dieser letzte Umstand trägt vielleicht mehr als alles übrige zum Verderben der Saat bey. Ein Mittel gegen den Schneckenfrafs, das versucht zu werden verdient. Auffallend war es Rec., dafs der Vf. auch den Rocken einkalkt, um ihn gegen das Mutterkorn zu sichern. Der Vf. rechnet auch mineralische Körper zu den Düngungsmitteln, da sie doch eigentlich nichts als Verbesserungsmittel des Erdreichs sind. Von der Kalkdüngung ist der Vf. ein grofser Freund; an den Orten, wo der Kalk theuer gekauft werden mufs, — und dies ist in ganz Mecklenburg der Fall, — möchte doch dem Landwirth diese Operation zu kostbar werden. Das Eggen, von andern sogenannte *Pfropfen* des grünen Hafers, billigt der Vf. nicht, und er hat wohl Recht. Vergleichung zwischen Maher und Schnitter. Kurz gewachsenes Getreide soll mit der Sichel geschnitten werden. Das ist wohl wahr, aber in Mecklenburg unmoglich, weil es an Menschen fehlt. Die Düngung naturlicher Wiesen wird nachdrücklich empfohlen, so wie auch das Einsalzen des Heues. Sehr richtig eifert der Vf. gegen die Wirthe, die Heu und Stroh verkaufen. Beschreibung und Zeichnung der so nützlichen Wiesenschleppe, zur Vertilgung der Maulwurfshaufen. Beym Pflanzen der Kartoffeln im Grofsen ist des, nun auch in Mecklenburg schon bekannten Kartoffelpfluges mit keinem Worte gedacht, wodurch doch diese zogernde Arbeit so sehr erleichtert wird. — Die Bemerkungen über verschiedene Gebrechen und Vorurtheile, wodurch bisher ökonomische Verbesserungen gehindert worden, findet man schon ausführlicher in Schönfelds Landwirthschaft, die aber freylich nicht oft genug gesagt und beherzigt werden können. Den Beschlufs dieses ersten Theils machen Witterungsbeobachtungen, die aus einer französischen, vom Vf. schon vor einigen Jahren ins Deutsche übersetzten Abhandlung, entlehnt sind.

Der zweyte Theil enthält die Viehzucht, bey welcher Gelegenheit der Vf. sehr wahr und richtig die Thierarzneyschulen empfiehlt, auch die vortrefflichen Anstalten, die dieserwegen in Sachsen getroffen worden, mit gerechtem Lobe erzahlt, aber, — sonderbar! — mit keiner Sylbe der vortrefflichen Anstalt erwähnt, die schon seit verschiedenen Jahren in Mecklenburg selbst, nämlich zu Ludwigslust, errichtet ist. Unverzeihlich ist es doch wirklich, dafs der Vf. dem Lande, in welchem er lebt, so wenig Aufmerksamkeit schenkt. So wird zwar zweymal ein gewisser Pachter, *Irrgang*, namhaft gemacht, der mit glücklichem Erfolge die Viehseuche eingeimpft haben soll, aber die wirklich ins Grofse getriebenen Operationen dieser Art, die im Mecklenburg-Schwerinischen unter der Direction des Geheimen Rath *v. Oerz*, des verstorbenen *von Bülow* zu *Prüzen*, und des Kammerpachters *Brakenwagen* mit so überaus glücklichem Success vorgenommen wurden, sind alle mit Stillschweigen übergangen. — Die mecklenburgischen Pferde verdienen allerdings das Lob, das der Vf. ihnen beylegt, nur Schade! dafs man fast nirgends mehr die ächte und

und reine mecklenburgische Race antrifft, als unter den Bauerpferden. Um dem Nachtheil der Grundherrschaften bey Verpachtung der Holländereyen vorzubeugen, indem die Butter oft zu hohen Preisen steigt, da der Pacht des Holländers unverändert bleibt, soll die Kuhpacht nach dem Preise der Butter veränderlich seyn. Ueber die Stallfütterung sagt der Vf. viel Wahres und Gutes, aber nichts in Anwendung auf Mecklenburg. Dies würde sich doch wohl der Mühe gelohnt haben, da, wie Rec. sicher weiss, binnen wenig Jahren auf grossen Landgütern die Stallfütterung eingeführt werden wird, wozu einige angesehene Wirthe jetzt schon Vorbereitungen treffen. Dass übrigens, wie der Vf. meynt, das Vieh von dem beständigen stille stehen im Stall krumm und lahm werden sollte, ist nach Rec. mehrjähriger Erfahrung ungegründet. Zweyschüriges Schafvieh hält der Vf. für vortheilhafter, als einschüriges; das ist wohl wahr, aber das rauhere mecklenburgische Klima und die dort zuweilen bis in den Junius anhaltende Frühlingskälte verbieten hier eine zu frühe Schur. — Die Regeln einer planmässigen Forstwirthschaft überlässt der Vf. dem holzgerechten Jäger! wo sind die in Mecklenburg? — Wegen der Bienenzucht soll sich der geneigte Leser in Schirachs und Riems Schriften Raths erholen. Der Seidenbau wird desto nachdrücklicher empfohlen; wenn nur in Mecklenburg erst Menschen genug zum *Ackerbau* wären! — Vom Bier- und Essigbrauen, Brandteweinbrennen, Stärkefabriken ist sehr kurz, und gleichsam nur so im Vorbeygehen gehandelt. Die Regeln und Vorsichten bey Entwerfung der Gutsanschläge enthalten zwar manche sehr gute Bemerkung, im Ganzen aber soll der Unkundige durch das hier erzählte nicht klüger werden, und der fingirte Werths und Ertragsanschlag wird nie, am wenigsten in Mecklenburg, zum Muster dienen können. Der Abschnitt von der Dorfpolizey ist einer der besten im Buche, so wie sich in der Schilderung eines guten Landwirths manches Lehrreiche findet.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) BERLIN u. LEIPZIG, b. Nicolai: *Der Sturm.* Ein Schauspiel von *Shakspear(e)* für das Theater bearbeitet von *Ludwig Tieck.* Nebst einer Abhandlung über Shakspears Behandlung des Wunderbaren. 1796. 44 u. 104 S. 8. (12 gr.)

2) ALTONA, in der Verlagsgesellschaft: *Shakespear* (Shakspeare) für Deutsche bearbeitet. Erste Abtheilung. 1796. 127 S. 8. (10 gr.)

Der Vf. von Nr. 1) scheint sowohl nach seiner Arbeit an dem Schauspiele, als nach dem vorausgeschickten Aufsatze seinen Dichter mit Liebe studiert zu haben, sollte er auch nicht überall in den Geist desselben eingedrungen seyn. Eigentlicher Abänderungen kommen nur wenige und nicht sehr bedeutende vor, was Rec. keinesweges als tadelnswerth bemerkt: denn wie liesse sich viel an einem solchen Meisterstücke verändern, ohne es zu verderben? Die Weglassung der Witzeleyen zwischen Sebastian und Anthonio (A. II. Sc. 1.) wird man nicht missbilligen; sie war zum Theil nothwendig, weil sie in unübersetzbaren Wortspielen bestehen. Weit zweifelhafter möchte es seyn, ob das Stück durch die hier erhaltnen lyrischen Zusätze wirklich bereichert worden ist. Der Vf. meynt in der Vorrede, „die ganze Wirkung würde ohne Zweifel verloren gehen, wenn man aus diesem Stücke eine eigentliche Oper machen wollte." Er führt aber für seine Behauptung keinen Grund an, und Rec. gesteht, dass er keinen zu errathen weiss, sondern vielmehr überzeugt ist, *die Geisterinsel* von *Gotter*, eine auf den Sturm gegründete und mit Meisterhand vollendete Oper, werde bey ihrer Erscheinung auf der Bühne das Gegentheil beweisen. Sollte aber der *Sturm* nicht in ein ganz musikalisches Schauspiel umgeschaffen werden; so musste die weitere Ausdehnung des Gebrauchs, den *Sh.* darinn von der Musik macht, ein Missverhaltniss hervorbringen. Hr. Tieck hat theils die im Originale befindlichen kleinen Lieder verändert und verlängert, theils neue angebracht, theils einige Stellen des Dialogs in freyen Rhythmen übersetzt, wahrscheinlich um als Recitativ vorgetragen zu werden. Was die ersten betrifft, so sind nicht nur die Weisen derselben, so weit sie *Sh.* durch Sylbenmaass und Reim angegeben, verloren gegangen, sondern auch der ächte Ton und Charakter ist verfehlt. In dem Liede S. 23. u. 24. z. B. ist der Tanz der Geister in einem Style ausgemalt, womit das beybehaltne tändelnde Spiel mit dem Bellen und Krähen nun gar nicht mehr übereinstimmt. Am treuesten ist wohl das darauf folgende übersetzt, obgleich auch hier die letzte Hälfte unnöthig ausgesponnen wird. Die Kürze ist keine unwesentliche Eigenschaft an diesen Liedern: es sollen gleichsam nur abgerissne Laute aus der Geisterwelt zu dem Hörer hinüber schallen. Das Lied, womit Ariel den Gonzalo weckt (S. 39.), ist dem Inhalte nach ziemlich treu übertragen:

> Ohne Bedacht
> Schlaft ihr, es wacht
> Bosheit, und lacht!
> Schleichend und facht
> Wird itzt vollbracht,
> Was sie erdacht: —
> Nun so erwacht!"

und auch an sich mit seinen kurzen Versen und dem immer wiederkehrenden Reime sehr leicht und gefällig; aber es ist durchaus nicht mehr *Sh's* Lied: so viel thut die metrische Abweichung. In dem Liede Stephano's (S. 43.) vermissen wir ganz die komische Kraft des Originals. Für den Geschmack eines betrunknen Schiffskellners ist die Beschreibung des Sturmes zu poetisch; auch ist es weit lustiger, dass er dort zweymal nach angestimmtem Gesange sagt: *This is a scurvy tune: but here's my comfort,* nämlich in der Flasche, und dann trinkt, als dass die Worte: „Hier ist mein Trost," und: „Hier ist mein Muth," mit in das Lied einge-

eingeflochten find. Die komifchen Auftritte zwifchen Stephano, Trinculo und Caliban würden im Verhältniffe ihrer Wichtigkeit durch die hinzugekommnen Lieder (S. 50. u. 62.) zu fehr gedehnt werden, wenn diefe auch weit launiger und charakteriftifcher wären, als fie wirklich find. An mehreren Stellen des *Sturms* führt *Sh.* die Mufik fo ein, dafs er nur im Allgemeinen angiebt: *solemn musick, soft musick*, ohne fie mit Worten zu begleiten. Er hätte dies unftreitig leicht thun können, wenn er nicht einen Grund gehabt hätte, blofse Inftrumentalmufik vorzuziehen. Wollte er die Gemüther durch unbeftimmte, ahndungsvolle Anregungen für Eindrücke des Zauberifchen empfänglicher machen; fo konnte der Gefang, der die dunkle und vieldeutige Sprache der Töne beftimmter auslegt, nur ein ftörender oder ein überflüffiger Zufatz feyn: jenes, wenn die einzelnen Worte vernehmlich blieben, diefes, wenn fie fich im Strome der Begleitung verloren. Nach der Befchreibung, welche der Vf. in der Vorrede von der Compofition feiner hinzugedichteten Gefänge macht, hat der Mufiker, (Hr. Mufikdirector *Weffely*.) das erfte gewählt. Bey dem phantaftifchen Gaftmahle, womit Profpero (A. III. Sc. 3.) die Schuldigen neckt, führen die Geifter einen mimifchen Tanz auf. Dies pafst weit beffer zu ihrer ftummen Rolle im Original: Der Tanz kann hier für fich allein alles fagen, was der Gefang nur irgend ausdrücken foll; einer wird den andern wiederholen müffen, oder ganz unbedeutend feyn. Aufserdem können fie nicht wohl zugleich fingen und tanzen: folgt aber der Tanz erft auf den Gefang, wie Hr. *T.* vorfchreibt, fo wird die Erfcheinung, die das Täufchende durch ihre Dauer immer mehr verlieren mufs, allzufehr in die Länge gezogen. Statt der fogenannten *Masque* (einer allegorifchen hier mythologifchen Vorftellung) im vierten Aufzuge finden wir zärtliche Scenen zwifchen Sylfen und Sylfiden. Ariels darinn gefchilderte empfindfame Liebe ift der muntern Schalkhaftigkeit, womit der zierliche Geift im übrigen Stücke erfcheint, durchaus nicht gemäfs. Auch in Bezug auf Fernando und Miranda war jene *Masque* ungleich zweckmäfsiger als das, was ihre Stelle ausfüllen foll. Und wie konnte Hr. *T.* überfehen, dafs Profpero's berühmte Rede: *The cloud-capt towers, the gorgeous palaces etc.*, die er hat ftehen laffen, nach feiner Aenderung nicht mehr pafste? Sie bezieht fich ja darauf, dafs die körperlichen Wefen: Göttinnen, Nymphen, Schnitter, worein die Geifter verkleidet dem Fernando ein Schaufpiel gegeben hatten, nur leerer Schein gewefen waren; und in der deutfchen Bearbeitung zeigen fie fich in ihrer eigenthümlichen Geftalt, denn eine, wenn gleich luftige und ungeweihten Augen unfichtbare, Geftalt fchreibt die Dämologie des ganzen Stücks dem Ariel und andern Geiftern zu. Wenn dem Vf. der mufikalifche Theil des *Sturms* wichtig genug fchien, um derfelben eine befondre Ausbildung zu widmen, fo hätte er auch den poetifchen Dialog diefer kühnen dramatifchen Dichtung nicht in Profa auflöfen follen. Die Darftellung verliert dadurch erftaunlich an ihrem romantifchen, magifchen Colorit, und wird dem alltäglichen Leben näher gerückt, von welchem fie der Dichter, wo die Geifter irgend im Spiele find, auf alle Weife entfernt hält. Selbft der thierifche Caliban redet bey ihm nicht platte Profa, wie die beiden luftigen Schiffsgefellen, fondern eine dichterifche Sprache, fo rauh und feltfam fie ift. Die poetifchen Schönheiten abgerechnet, ift die Ueberfetzung ziemlich treu, ohne in das Steife zu verfallen. S. 36. follten die Worte: *this lord of weak remembrance*, nicht: „diefer Herr fchwachen Angedenkens,“ fondern: „von fchwachem Gedächtniffe,“ gegeben feyn. Das Spiel mit *remembrance* und *memory* hätte dabey doch ausgedrückt werden können. Auch S. 38. unten ift der Sinn der drey letzten Zeilen von Anthonio's Rede verfehlt.

Der Auffatz *über Shs. Behandlung des Wunderbaren*, (worunter hier, nach dem in altern Lehrbüchern der Poetik gebräuchlichen Sinne des Wortes, Darftellungen aus der Geifterwelt verftanden werden,) enthält einige treffende Bemerkungen. Andre find zu fehr von der Oberflache gefchöpft. Es fehlt ungeachtet der vielen Eintheilungen an Ordnung, überhaupt an gründlicher Beftimmtheit. Der Vf. legt ein viel zu grofses Gewicht auf das blofs fubjective und von Zufälligkeiten abhängige Princip der Täufchung, (die, ftrenge genommen, und vom Scheine gehörig unterfchieden, gar nicht in das Gebiet der fchönen Kunft gehört,) ohne auf die objectiven Eigenfchaften der Darftellung, ihre Richtigkeit, Lebendigkeit, Kraft, Harmonie, Vollftändigkeit und Idealität zurückzugehen. Die Schreibart ift nachläffig; ein fo trivialer Satz an der Spitze: „Man hat oft *Sh's* Genie bewundert,“ verfpricht noch weniger, als der Auffatz nachher leiftet. Wenn S. 2. behauptet wird, kein Dichter nach *Sh.* habe Geifter dramatifch darzuftellen verftanden; fo vergafs der Vf. vermuthlich Göthe's Fauft. S. 25. heifst es: „Caliban ift der fchöner erfundne und kunftreicher durchgeführte Puck“ (im Sommernachtstraum). Wie kann man doch fo ganz verfchiedenartige Dinge mit einander vermifchen, um eins auf Unkoften des andern zu loben? Wenn der behende, artige, leichtfertige Puck mit irgend etwas im *Sturm* Aehnlichkeit hat; fo ift es weit eher mit Ariel, als mit dem fchwerfälligen Unmenfchen Caliban. — Ungeachtet diefer und ähnlicher Uebereilungen wird der Vf., wenn er feine Gedanken über *Sh.* erft mehr reifen läfst, gewifs viel Gutes für ihn leiften können.

Von ganz andrer Befchaffenheit ift Nr. 2) Durch diefe „Bearbeitung *Sh's* für Deutfche“ wird unfrer Nation eine eben fo fchlechte Ehre erzeigt, als dem gröfsten dramatifchen Dichter der Neueren. Wie würde man es finden, wenn ein Menfch, der höchftens Thüren und Wände anzuftreichen gelernt hätte, fich einfallen liefse, auf einem Bilde Raphaels oder eines andern grofsen Künftlers hier eine Nafe länger zu malen, dort einen Arm zu verrücken, auch wohl nach Befinden der Umftände diefe und jene Figur ganz zu überpinfeln? Und doch ift diefe Vergleichung noch zu vortheilhaft für den Vf. des vorliegenden

„Fürstengemäldes des dreyzehnten Jahrhunderts:" denn so nennt er *Sh's*, durch unzählige Auslassungen, durch Herabstimmung der episch-dramatischen Würde und Feyerlichkeit zum gemeinsten schlafsten Tone, hauptsächlich aber durch einige armselige Zusätze bis zur Unkenntlichkeit entstellten *King John*. Nur die veränderte Convenienz des Theaters kann eine behutsame und geschickte Umarbeitung der Meisterwerke *Sh's* rechtfertigen. Wollte man von seiner angeblichen Unregelmäsigkeit ausgehen, und nicht ruhn, bis man ihn auf dramatische Formen zurückgeführt hätte, die mit den seinigen nichts gemein haben; so müsste man Stücke, wie König Johann, ganz verpichten. Der Vf. scheint sich gar keinen Zweck deutlich gedacht zu haben: wenigstens möchte er wohl sehr verlegen seyn, nur einen einzigen Grund anzuführen, warum *King John* in seiner ursprünglichen Gestalt nicht eben so gut vorgestellt werden könnte, als wie er das Stück verpfuscht? Warum er den ganzen ersten Aufzug, der den originellsten Charakter des Stücks, Philipp Faulconbridge, so wunderwürdig entwickelt, weggeschnitten, und von den meisten Reden in den übrigen Aufzügen nur einen magern Aufzug geliefert hat? Theaterlärm zu ersparen ist er eben nicht bedacht gewesen. Wo es bey *Sh.* blos heisst: „*Alarum Excursions,*" (A. III. Sc. 1.) lässt er die französischen und englischen Soldaten sich während der Schlacht weidlich herumschimpfen, und setzt nachher hinzu: „Erschlagene liegen umher, einige geben noch Zeichen des Lebens von sich." Fürwahr, ein angenehmer Anblick! Die wichtigste und zugleich die unglücklichste Veränderung ist es, dass Johann hier den Arthur mit eigner Hand umbringt. Er hat zur Ermordung desselben dem Hubert heimliche Befehle gegeben. Dieser, durch die liebenswürdige Unschuld des Prinzen gerührt, beschliesst ihn zu retten, und hintergeht den König mit einer falschen Nachricht. Das ausgesprengte Gerücht von Arthurs Tode wirkt äusserst nachtheilig für Johann. Die Grossen werden ihm abtrünnig, das Volk gegen ihn aufgebracht. Sein vermeyntlich ausgeführter Befehl gereut ihn: Hubert, nunmehr sicher, sich keine Ungnade dadurch zugezogen zu haben, entdeckt ihm seinen Ungehorsam, worüber der König hoch erfreut ist. Unterdessen sucht Arthur, der noch nichts von der glücklichen Veränderung seines Schicksals weiss, zu entkommen, und stirbt an dem Sprunge von einer hohen Mauer. Bis auf den letzten Umstand hat der deutsche Bearbeiter die Geschichte ganz so gelassen, wie im Originale. Nun lässt er aber Arthurn glücklich an der Mauer herunterklettern, und den König, welchen die Rettung des Prinzen schon wieder verdriesst, (man weiss nicht warum,) sich grade in demselben Augenblicke auf der Strasse vor dem Gefängnisse befinden, und ihn mit seinem Dolche erstechen. Dieser König, der so allein und unbemerkt das Pflaster tritt, und am hellen Tage, auf offner Strasse eine Mordthat verübt, die er in das tiefste Dunkel zu hüllen wünschte, und dem Hubert kaum deutlich zu bezeichnen wagte, ist in der That eine rechte Seltenheit. Auch fängt er seinen Monolog an: „Sonderbar! mehr als sonderbar!" Ja freylich: abgeschmackt! mehr als abgeschmackt!

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Bayreuth*, b. Lubecks Erben: *Abhandlung uber alle Arten der praktischen Malerey*, nebst einer *Anweisung zur Farbenmischung, und einer besondern Anleitung zur Colorirung der Landschaften.* Aus dem Franz. des *de la Hire* übersetzt. 1796. 192 S. 8. (12 gr.) Die Abhandlung des *de la Hire* ist wegen ihrer guten Anleitungen für Künstler und Liebhaber, die sich Kenntnisse hierinn verschaffen wollen, sehr lehrreich, und darum anzuempfehlen: Die vom Uebersetzer angehangte Anweisung zum Farbenmischen und Coloriren der Landschaften aber, die jener bey weitem nicht beykömmt, ist auch unter folgendem Titel besonders zu haben:

Ebendas.: *Anweisung zur Mischung der Farben und Bemerkungen uber das Colorit.* 1796. 40 S. 8. (3 gr.) Nachdem der Vf. auf 13 Seiten ein Namenverzeichniss von gemischten Farben und ihren Producten hingeschrieben hat, verweilt er endlich auf ein andres noch grössres Handwerksbuch, auf *Prange's* Farbenlexicon, aus welchem das vorstehende ausgezogen sey. In folgendem giebt er aber auch noch dem Landschaftsmaler Recepte: „Terrassen in der Nahe." „Sind solche Terrassen „nahe, und sollen sie braun sehen, so legt man sie mit Blasen- „oder Liliengrün an. „Mit eben dieser Farbe, aber etwas „dunkler, muss man hierauf die Anlage entweder punktirend oder „schraffirend überarbeiten, damit sie Körper bekommt. Zu „hellen Terrassen nimmt man eine Lage Ocker und Weiss, und „schattirt mit Bister. Mit dieser letztern Farbe arbeitet man „auch aus. Im Vorgrund findet man öfters auch röthliche Ter- „rassen, die mit Braunroth, Weiss, und ein wenig Grün ange- „legt werden etc." Noch ein Recept zum Gewölke. „Sind „Wolken am Himmel, so kann man den Platz, wo sie hinkom- „men sollen, aussparen, d. h. nicht mit der Himmelsfarbe an- „legen. Sind die Wolken röthlich, so legt man sie mit Zinno- „ber, Gallstein und Weiss an, worunter man auch ein wenig „Indig mischt. — die Lichter werden in jedem Fall aus Ocker, „Zinnober und Weiss gemischt — Abgerundet wird alles durch „Punkte — Ist der Himmel nicht gleich gut genung gerathen, „so muss er auch überpunktirt werden." (Viel Glück!) Dass der Vf. selbst nicht viel von der Sache, worüber er schrieb, verstehe, mag man noch zum Schluss aus folgendem sehen. „Manche Maler nehmen zum Grundsatz an, dass die stärksten „Farben in einem Gemälde immer vorne auf die Hauptgegen- „stände gesetzt werden müssten; allein sie irren sich, denn es „kommt alles auf den Grund an. Auf einem dunkeln Grund „stechen helle und auf einem hellen dunkle Farben besser her- „vor. Der Himmel ist des Morgens hellblau, um Mittag et- „was dunkler, gegen Abend wird er lasurblau, und wenn es „finster wird dunkellasur." Wie konnte sich ein solcher Mann anmassen, über das Colorit zu schreiben?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 11. März 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

Göttingen, b. Dieterich: *Statistische Aufklärungen über wichtige Theile und Gegenstände der Oesterreichischen Monarchie.* Von H. M. G. Grellmann, Prof. zu Göttingen. Zweyter Band. 1797. 320 S. ohne das Register. 8. (1 Rthlr.)

Der gute Gedanke, handschriftliche Auffätze und fliegende Blätter zur Beleuchtung der österreichischen und besonders ungrischen Staatskunde zu sammeln, hat schon bey dem ersten Bande (s. A. L. Z. 1796. Nr. 279.) vielen Beyfall gefunden, und dies um so mehr, da Schlözers Staatsanzeigen zur Bedaurung aller gutgesinnten Politiker aufgehort haben. Der erste Band, so manches bittre und unangenehme derselbe auch für gewisse Menschenklassen enthielt, ward auf einen eigends abgefoderten Vortrag, wie wir von Wien aus hören, daselbst erlaubt, zur Ehre des kaiserlichen Staatsraths, welcher ein vernünftiges und bescheidenes Pro und Contra über wichtige Angelegenheiten des gemeinen Wesens gern gestattet, und dadurch die Verfinsterer, welche gern die Censur in noch engere Gränzen zwängen, als auch die Verschreyer und Verläumder, welche der österreichischen Pressfreyheit so gar enge Fesseln andichten, zurückscheucht und widerlegt. Der zweyte Band ist nun durchaus blofs ungrischen Gegenständen gewidmet, und enthält folgende von verschiedenen Verfassern herrührende Auffätze.

1) *Documentirte Rhapsodieen über den Gang der protestantischen Kirchenfreyheit in Ungern bis auf Joseph und Leopold II.* Wenn wir nicht sehr irren, so haben diese Rhapsodieen einerley geschickten Vf. mit der Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirche in Ungern. Gottingen 1795. 8. Sie sollen einen Mangel der 1791 erschienenen Präliminarien — über die Rechte der protestantischen Kirche in Ungern ersetzen, indem diese nämlich nichts von der Art und den Mitteln gedenken, wie und durch welche die Protestanten das Schicksal gehabt haben, binnen 100 Jahren fast um alle vorher erworbenen wichtigen Rechte und Freyheiten gebracht zu werden. Dieses historische Thema ist in den vorliegenden Rhapsodieen, mit einer zweckmäfsigen historischen Kürze, Bündigkeit und Scharfsichtigkeit ausgeführt, und der Herausgeber, der den Auffatz nach dem Vorbericht concentrirte und zugleich milderte, hat sich besonders in letzterer Rücksicht ein wahres Verdienst um den gröfsern Eindruck desselben erworben. Es erscheint nun aus allem ganz klar, dafs hauptfächlich der Jesuitismus die Intoleranz in die römische Kirche auch in Ungern gebracht hat: und dafs alles Lob, welches man einzelnen Jesuiten gerne zollt, doch auf eine für jedes menschliche Herz schmerzliche Art durch die durchaus beobachtete Verbindung des Jesuitengeistes mit der Verfolgungssucht herabgestimmt und in Misstrauen gehüllt werden mufs. Bey S. 74. hätte der Vf. statt einer hinkenden Vergleichung zwischen den Reisen katholischer junger Geistlichen nach Rom und protestantischer Kandidaten nach auswärtigen Universitäten, weit zweckmäfsiger den alle Rücksichten der Staatsökonomie und schiefen Politik überwiegenden Nutzen solcher Reisen von protestantischen Studierenden ins Ausland in Rücksicht der Literatur, Kultur, selbst des Commerzes, der Fabriken u. s. w., also den Nutzen derselben selbst für das Interesse des Hofes entwickeln können. Ein sehr wesentlicher Irrthum wird auch S. 87. verbreitet, dafs nämlich der *Exiudex Curiae* Graf Zichy und der *Experfonal* Viménesi sich auf den vorletzten Reichstägen um die protestantische Kirchenfreyheit Verdienste erworben haben sollen. Diese Verdienste sind blofs scheinbar, und hatten zur Absicht, die Protestanten ins antiroyalistische Interesse zu ziehen: als dieses erreicht schien, klangen die Saiten anders. Endlich hätten wir einige Flecken des Stils, welche trotz Hn. G's. Umarbeitung stehen geblieben, wie Anrecht (S. 86.) statt Recht auf öffentliche Bedienungen (Aemter) weggewünscht.

2) *Das Gespräch zwischen einem Fremden und einem unpartheyischen Unger über das Ende der Regierung weiland Josephs des II und die des Kaisers Leopolds des II im J. 1790.* Rührt von einem sehr sachkundigen und uns dem Namen nach wohl bekannten, aber darum doch nicht öffentlich zu nennenden Staatsmann her. Er geht dahin, die vortrefflichen Absichten Josephs II zu zeigen: worinn ihm nun freylich von keinem Helldenkenden ganz widersprochen wird. Aber niemand kann es auch im Ernste und mit Grunde läugnen, dafs Joseph die zwar langsamern und schwierigern, aber sichern und constitutionellen Mittel dazu nicht gebraucht hat. Ueberhaupt sehen einige schärfer blickende Patrioten die ganze Sache aus folgendem Gesichtspunkt an: die ungrische Constitution ist von einer Seite sehr vortrefflich, denn sie ist blofs defensiv, läfst wenig Abgaben zu, besoldet wenig Truppen, und hat doch auf die Fälle der äufsersten Noth das Mittel der Insurrection im Hinterhalt. Solch eine Constitution verhindert Kriege, bindet dem eroberungssüchtigen Monarchen die Hand, und sichert dem Lande sowohl als dessen Nachbarn die Segnungen des Friedens. Von der andern Seite hat die ungrische

grische Constitution reelle Fehler: durch ausschliessende Begünstigung des katholischen Clerus und des Adels und durch die darauf gegründete Bedrückung des Bürgers, Bauern und der nichtkatholischen Religionsverwandten. Nun scheint es einigen, dass man immer gesucht habe, Ungern mehr nach dem militärischen und Contributionsfusse der übrigen Erbländer zu reguliren, und zu dem Ende auch dem Adel seine Contributionsfreyheiten zu nehmen, ohne jemals auf irgend einem Reichstag deutliche und feste Lust gezeigt zu haben, die Lasten des Volks wirklich zu erleichtern, und eine bessere Repräsentation der mit Händen arbeitenden Volksklassen (so wenig als dies in den andern österreichischen Erblanden geschieht) zu bewirken. Man wünschte einmal zur Gründung eines vollkommenen Zutrauens zwischen dem Hof und den Ständen, oder vielmehr der Nation, überzeugend zu sehen, dass es dem erstern Ernst sey, selbst in der europäischen Politik das defensive, sich in keine fremden Angelegenheiten mischende System anzunehmen, die ungrische Constitution bey ihrer defensiven Gestalt zu lassen, hingegen den Bürgern und Bauern mehr politisches Leben zu geben, ihre Lasten so weit zu erleichtern, dass der Adel wenigstens die Kosten der innern Verwaltung, die *Cassa domestica*, allein bestritte, und dann durch innere gute Staatsökonomie es dahin zu bringen, dass ohne Ersatz und Aequivalent, die österreichischen Zölle und (Z. B. Tobaks-) Monopolien zum Besten einiger Zweige der ungrischen Land- und Stadtwirthschaft gemildert oder aufgehoben werden könnten. So würde das innere Verkehr und Leben in sämmtlichen österreichischen Ländern verdoppelt, und Ungern durch vermehrten Geldumlauf in den Stand gesetzt werden, in ausserordentlichen Fällen auch durch namhafte Geldsubsidien, (die es auch kürzlich wegen Geldarmuth nicht bewilligen konnte,) seine Dankbarkeit und Anhänglichkeit an das regierende Haus zu bezeugen. Selbst dieser Dialog beweist S. 113 u. 116. ganz deutlich: dass besonders 1790 und 1791 der Bürger- und Bauerstand sehr gestimmt gewesen wäre, bey einem aufrichtig und entscheidend für sie sprechenden Tone des Hofes zur Verbesserung der innern Staatsverwaltung kräftig mitzuwirken. Hiernach lässt sich denn auch Hn. Grellmanns Tadel der Unzweckmässigkeit ungrischer Reichstäge S. 102. berichtigen.

3) *Josephs des II Handbillet an den ungrischen Reichskanzler Grafen von Pálffy in Betreff seines neuen Steuerplans für das Königreich Ungern.* Was hier von der Erklärung Josephs zu halten sey, nach welcher er „*den unter der Last erliegenden Unterthan von dem Uebergewicht der von der Steuer befreyten Adelschaft retten wollte*," lässt sich ebenfalls aus den Anmerkungen beym vorigen Punkte beurtheilen. Nach jenen wird man noch mehr Gründe zur Unzufriedenheit mit dieser Anstalt finden als die von dem Herausgeber angemerkten, nämlich den Abfall des Länderwerths und die den Landbesitzern aufgebürdeten Kosten der Vermessung: man wird aber auch die Hoffnung behalten, dass nach Hinwegräumung alles Misstrauens, die Nation einmal selbst auf dem Reichstage eine planmässigere, richtigere und nicht so übereilte Vermessung, als die Josephinische war, auch zur bessern Kenntniss und Benutzung des Landes, nach dem Beyspiele Dänemarks und anderer cultivirten Länder anordnen werde.

4) *Ungrische Reichsdeputationen zur Verbesserung der Landesmängel angeordnet.* Eine ausführlichere Rechenschaft wird hier nur von den Deputationen in Kirchlichen, Stiftungs- und Studiensachen, und endlich in Sachen der öffentlichen Reichsverwaltung gegeben, die übrigen werden von einer andern Hand nur kurz, doch mit vielsagenden Winken, charakterisirt. Das ungrische Reich kann es als eine Wohlthat der Publicität ansehen, dass diese Deputationsarbeiten, noch ehe und bevor sie der ständischen Erörterung, Beschliessung und königl. Sanction unterzogen werden konnten, (da die Kriegsumstände den Hof bewogen haben, auch bey dem letzten Reichstage durchzusetzen, dass von diesen Arbeiten nichts vorgenommen werde,) der Welt und dem Vaterlande mit kritischer Prüfung vor Augen gelegt werden. Freylich wird man nicht ermangeln, bey dem jetzt überhand genommenen Partheygeist den hier auftretenden kritischen Zergliederer des Demokratismus zu beschuldigen: allein ganz gewiss bleibt es, dass diejenigen Schriftsteller es am aufrichtigsten mit der Monarchie meynen, welche am ernstlichsten auf Abstellung aller Misbräuche, (die sich keineswegs im Wesen der Monarchie gründen,) dringen und die das schöne Problem lösen wollen, die ruhige sichere monarchische Regierungsform mit der möglich grössten individuellen und intellectuellen Freyheit jedes Staatsbürgers zu vereinigen. So z. B. eifert der Berichterstatter an das Publicum über den Entwurf *der Reichstagsdeputation in Publico Politicis* nach welchem wegen Mässigung der Berathschlagungen das nur zufällig und durch Misbrauch (wegen Enge des Orts auf dem ödenburger Reichstage vom J. 1681) entstandene Oberhaus, oder die *Tabula Procerum*, an ihrem constitutionellen Platze verbleiben soll. Nach dem Berichtserstatter kennt der ursprüngliche Geist der ungrischen Verfassung keinen Magnatismus: Grafen- und Baronentitel sind eine ausländisch österreichische Pflanze, zum ungrischen Boden nicht passend, und Verbotzius selbst stellt es als einen der ersten Grundsätze der ungrischen Constitution auf: dass kein Edler mehr oder weniger Freyheit besitzen könne als der andere. Hr. G. glaubt nichts desto weniger, dass die von der Deputation angeführte Mässigung der Berathschlagungen die Beybehaltung der ersten Tafel nothwendig mache: aber man hört in diesen Worten ganz deutlich den göttingischen Prof. und Bewunderer der englischen Verfassung sprechen. Nach der seit 6 Jahren vorgegangenen Läuterung der Begriffe des deutschen Publicums kommt diese Bewunderung schon zu spät. Man hat aufgehört, eine Verfassung zu schätzen, welche auf dem offenbarsten und beleidigendsten Bestechungssystem, auf der Verbindung der Episcopalkirche und der königlichen Geschöpfe, Peers genannt,

genannt, mit dem Staat und auf der Abhängigkeit der Parlamentsmeynung von dem merkantilischen, das Menschenleben und Menschenblut kaufenden und verkaufenden Interesse einiger wenigen reichen Kaufleute beruht: man hält den *de Lolme* nicht mehr für den Codex, nach welchem jede gemäsigte Monarchie die Bilanz ihrer verschiedenen Staatsgewalten gegen einander abwägen und einrichten soll. — Der griechische Gedanke der γερουσια, nachgeahmt im französischen *Conseil des Anciens*, scheint allmählich bey den Freunden der Lehre von Vertheilung und Mäsigung der Gewalten im Staat über die bisherige Anhänglichkeit an eine hierarchisch-aristokratische erste Tafel die Oberhand zu gewinnen, welche Tafel nur nach S. 196. zur Fortpflanzung des aristokratischen und hierarchischen Hochmuths dient. Uebrigens hat sich die *Deputation in kirchlichen Sachen* vorzüglich damit beschäftigt, die von Joseph II angefangene Pfarrregulirung, eine seiner nach der Lage der Umstände am meisten verdienstlichen Anstalten, zu vollenden; einige Comitate und selbst Deputationsmitglieder äusserten hiebey die Idee, dass die Bischöfe von ihrem zu grossen Ueberflusse den mindern Geistlichen, welche die Tagwerker im Weinberge des Herrn heissen könnten, in Gemäsheit mehrerer Nationalsynodenschlüsse einen gewissen Theil zukommen lassen müssten. Der Berichtserstatter begnügt sich hiemit nicht, sondern sieht alle Besitzungen des höhern Clerus als Nationalgüter an, mit denen die Nation und der König auf dem Reichstage zum Besten des niedern Clerus und anderer gemeinnütziger Anstalten nach Gefallen schalten können. Vor Zeiten schien es dem heiligen Stephan und seinen frommen vor dem kirchlichen Bannstrahl zitternden Nachfolgern nöthig, zur Befestigung des neugestifteten Christenthums den Bischöfen grosse Einkünfte und politisches Ansehen einzuräumen; daher die Verbindung der Synoden mit den ältesten ungrischen Reichstägen; daher die Schenkung ansehnlicher durch das Blut der Nation erworbener, ursprünglich für den Unterhalt des Königs und des Reichsheers bestimmter, und zum Theil den vom Christenthum abgefallenen ungrischen Eigenthümern abgenommener Güter an Geistliche. Jetzt sind die Verhältnisse ganz verschieden: Titel, Reichthümer und politische Würden scheinen unsern Zeitgenossen nur Hindernisse zu seyn, durch welche die Geistlichkeit vom Volksunterrichte abgezogen wird. Könige und Nationen lernen die ergiebige Finanzquelle kennen, welche in den weitläuftigen Ländereyen der Hirtenstäbe sich anbietet, und lernen sie um so eher benutzen, je mehr einerseits die Kriegsumstände allen Saft des Staats auspressen, andrerseits einzelne solcher Oberhirten ihr Ansehen und ihre Reichthümer misbrauchen, und je mehr das ganze Corpus sich Geiz und Langsamkeit zu Schulden kommen lasst, so oft von gemeinsamer Unterstützung des Königs und des Vaterlandes die Rede ist. Es wird dem ungrischen hohen Clerus zur ewigen Schande gereichen, dass derselbe auf dem letzten Reichstage vom Nov. 1796 nichts ausser der ihn treffenden reichstäglichen Quota unter dem Titel eines ausserordentlichen Beytrags anbieten wollte, und dass sich die protestantische weit ärmere Geistlichkeit hiezu weit bereitwilliger durch Privatsammlungen gezeigt hat. Wie gern hätte sich der katholische Clerus in Frankreich vom Rande des Abgrundes durch *Dons gratuits* gerettet, allein wegen der nemlichen Untugenden kam er zu spät. *Die Deputation im Studienwesen* hat dem Berichtserstatter ebenfalls keine Genüge geleistet. Die Bemerkungen desselben passen auch auf die katholischen Lehranstalten in den übrigen österreichischen Erbländern, und dürften daher um so mehr eine nähere Erwähnung verdienen, als die Wiener neue Studien-Revisionscommission davon ganz wohl Gebrauch machen könnte, um den Erwartungen des bessern Publicums zu entsprechen. Das Obscuranten-Publicum in Ungern und Oesterreich sieht dergleichen in unsern Zeiten gerade jetzt aufgestellte Studiendeputationen und Commissionen als Werkzeuge der politischen Engbrüstigkeit an, wodurch man unter dem Vorwande der jetzigen Zeitumstände, die Jugend durch Convicte und jesuitische Erziehungsmethode zum blinden mechanischen Glauben und Gehorchen, Schmiegen des Verstandes und des Willens unter fremdes Ansehen, anleiten, und das so gefährliche Selbstdenken vernichten wolle. Nicht so erniedrigend und beschimpfend denkt das bessere Publicum von den Absichten des Kaisers und der ungrischen Reichsstände. Einer nach vernünftigen Grundsätzen regierten Monarchie schadet das Selbstdenken nichts, wie dieses z. B. Dänemark beweist, vielmehr braucht eine solche Monarchie (und eine andere will man doch hoffentlich nicht) in den höchsten und niedrigsten Aemtern mehr selbstdenkende Beamte, als vielleicht noch zur Zeit die österreichische Monarchie besitzt: ja sie muss ohne Unterschied des Standes die Selbstdenker überall aufsuchen, und vor mechanischen und leichtsinnigen Grafen- und Baronenköpfen befördern. Ohne Zweifel besteht also das Problem, welches der bestgesinnte Monarch seiner Studien-Revisionscommission, und die ungrischen Stände ihrer Deputation aufzulösen gegeben haben, in folgendem: wie kommt es, dass, trotz der vielen, gegen ausländische Lehranstalten übermäsig grossen Kosten, welche auf die inländischen katholischen Lehranstalten aufgehen, dennoch so wenig Selbstdenker gebildet werden? Warum giebt es unter den Professoren so wenig wirkliche Gelehrte von Profession und Schriftsteller, welche ihrer Wissenschaft reellen Vorschub leisten? Warum giebt es unter der consumirenden Klasse des Publicums so wenig wahre Kenner und Verehrer der Gelehrsamkeit, desto mehr Kenner und Verehrer hingegen sinnlicher Genüsse und betäubender Vergnügungen? Wenn wir nicht irren, so findet der Berichtserstatter den Grund hievon in zweyerley Hauptfehlern der jetzigen Verfassung der katholischen Lehranstalten:

a) Bey den Gymnasien in der Unterwerfung der Lehrer unter einen Director: statt dass ein solches Gymnasium am besten unter der Curatel der ange-

angesehensten und einsichtsvollsten Layen jeder Gegend stände; welche durch ihr Ehrgefühl und Vaterinteresse am meisten bewogen wären, für gute Lehrer zu sorgen, und über Lehrer und Lernende eifrig zu wachen.

b) Bey den Universitäten in dem Lehrzwang der Studirenden. Gutgebildete junge Leute aus Gymnasien, wo sie die Philosophie zu lernen hätten, sollen schon Grundsätze auf die Universität, zur Erlernung des Brodstudiums und der höhern Philosophie mitbringen, und ihrer eigenen Leitung und Wahl überlassen seyn. Die Erlernung des Brodstudiums muss der Uebergang in das grosse, thätige Weltleben seyn; hiebey muss also allerdings der Jüngling schon seinen eigenen Willen gebrauchen lernen. Weg also mit allen vorgeschriebenen Studiencursen; weg mit den aufgedrungenen ordentlichen ausschliessenden und eben deswegen trägen Professoren; weg mit den Zeugnissen der Eminenz und der 3 Klassen; statt der letztern hingegen Examinationscommissionen bey allen Verwaltungscollegien; weg mit der Unterordnung der Universität unter eine eigne Studiencommission, dafür hingegen Aufstellung einer Curatel von geschickten Layen, unter der oberften Leitung der politischen Behörde. Der Berichtserstatter giebt bey jedem einzelnen Punkte an: wie wenig die ungrische literarische Deputation sich diesem Ideal genähert habe: jedoch weht, besonders in den Arbeiten einiger im Buche genannter Mitglieder dieser Deputation, ein angenehmer Hauch eines bessern Genius. Bey S. 182. können wir Hn. G. und mit ihm dem Publicum versichern, dass man von der Versetzung der Universität von Pesth nach Gran (unter die Augen des Primas) durch k. Befehle abgekommen sey, nachdem aus den Acten verflossener Jahre erschienen ist, dass sogar das Graner Domkapitel sich aus Tyrnau nach Gran wegen der Ungesundheit letzterer Stadt nicht habe versetzen lassen wollen. — Bey S. 200. müssen wir das Publicum auf die sehr eindringende Beweisführung aufmerksam machen, wodurch die ungrische Constitution von der Schmach gerettet wird, als ob nach derselben eine ganze kaiserl. Freystadt, tausende von Bürgern nur für einen Edelmann zu rechnen seyen!

5) *Beytrag zur Kenntniss der ungrischen Landwirthschaft.* Die Ursachen des schlechten Zustandes derselben werden ganz gründlich, besonders im Mangel des Eigenthums des Bauern und im geringen Verhältniss der consumirenden zur producirenden Klasse gesucht: wozu auch noch Ungerns geographische, dem Commerz nicht günstige, Lage und das österreichische Zollsystem kommen.

6) *Zustand der Manufacturen und Fabriken, wie auch des Seidenbaues in Ungern.* Eine Uebersetzung des zu Grosswardein 1703 erschienen Werks: *Schedium de Statu praesenti Fabricarum* u. s. w., dessen Vf. wahrscheinlich Hr. Prof. Miller zu Grosswardein ist. Diese Nachrichten lassen noch viel Verbesserung und Vervollständigung zu, welche wir von Hn. Prof. Schwartners bald herauszugebender Statistik von Ungern erwarten. So z. E. bereitet D. Pfeifer seinen Indigo zu Kasmark nicht aus einer Karpathischen besondern Pflanze (S. 260.), sondern, unsern Nachrichten nach, aus Waid, durch bessere Bearbeitung.

7) *Verschiedene Artikel.* a) *Volksmenge von Ungern*, berichtigt eine Populationsliste vom J. 1786 in Schlözers Staatsanzeigen LXI. Heft durch Vergleichung mit einer authentischen vom J. 1787 mit Fug und Recht. b) *ungrisches Insurrectionswesen* von Hn. G. Enthält nichts neues, sondern bloss Auszüge aus Palma, aus den *Apocrisibus de Banderiis Viennae* 1785. 8. und aus dem ungrischen Gesetzbuch. Die wichtigsten Urkunden in diesem Fache aus Kaiser Siegmunds Zeiten sind erst neuerlich aufgefunden worden, und ihre Benutzung wird dieser Sache erst eine andere Gestalt geben. c) *Oesterreichs Ausgaben auf ungrische Kriege von* 1680 — 17.0 sind aus Friedels Fragmenten genommen, und verdienen so wenig als andere Berechnungen desselben, wegen der ihm eigenen Uebertreibungen, Glauben.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Strasburg*, im Zeitungs-Comtoir: *Versuche republicanischer Gedichte*, von *Friedrich Lehne*, fränkischen Bürger von Mainz. Im dritten Jahr der Franken-Republik. 80 S. 8. — „Republikaner!" so hebt der Vf. seine Zuschrift an, „die reine Absicht, durch die Herausgabe dieser Versuche zur Verbreitung der heiligen Flamme der Vaterlandsliebe und der erhabenen Grundsätze der Freyheit, das Meinige beyzutragen, mag diesen Blättern in euren Augen einigen Werth geben. Ueberzeugt, dass ich vor dem Tribunale des Geschmacks und Genie's mit den *unreifen Producten einer jugendlichen Fantasie* nicht erscheinen darf," u. s. w. Diese strenge Selbstkritik wird freylich durch manche Plattheiten, die in Hymnen, dergleichen die meisten dieser Sammlung sind, doppelt auffallen, durch unzählige harte Reime, und insbesondere durch einen gar zu herben Sansculottismus, der sich S. 74. sogar das Pasquill erlaubt, nur zu sehr gerechtfertigt. Indess finden sich in diesen jugendlichen Gedichten dennoch Stellen, die Hoffnung erregen, dass der Vf. einst, wenn die Zeit das Gefühl der in Mainz erduldeten Beleidigungen, welches insbesondere dem Gange seiner dichterischen Ideen eine falsche Richtung gegeben zu haben scheint, wird geschwächt haben, seiner Göttin, der Freyheit würdigere Lieder wird singen können.

Im April 1796 des Genius der Zeit, S. 514. wird ein Zug von diesem neurepublikanischen Dichter erzählt, woraus man sieht, dass seine revolutionären Incartaden (woran sich unser cisrhenanisches Ohr nicht gewöhnen kann) auf seine Handlungen keinen Einfluss gehabt haben. Er war nämlich unter Robespierren von Hassenfraz zur Füsillade bestimmt, weil er das Schloss Ruppertsberg nicht verbrennen liess, und (so lauteten die eignen Worte des *Arrête*) ein *coeur sensible* bewiesen hatte

---

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 11. Marz 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

ALTENBURG, Richtersche Buchh.: *Etwas für Apotheker und Chemisten* von *Johann Philipp Becker*. Senator, und des Collegii Medici Provic. Assessor zu Magdeburg. 1796. 290 S. 8.

Dem seit kurzen verstorbnen Vf. kann die Kritik nicht mehr nützen; aber unsre Leser müssen wir doch warnen, ihre Zeit und ihr Geld bey diesem Buche nicht zu verschwenden. In der ersten Abhandlung, welche *Untersuchungen über den Borax enthält*, heisst es: der Tinkal kommt in *China* vor, *weil sie da* Metalle haben, die in keinem andern Lande vorkommen z. B. ein silberfarbenes u. s. w. — Dem Borax wird durch Vitriolsäure sein Alkali nicht entzogen. Sedativsalz ist ein Mittelsalz, das sich dem Alaun nähert, seine Grundtheile hat, welche aus dem *saturnischen* und *festen Salze des Schwefels* entstanden sind. — Auch die Künstler überzeugen uns davon, dass der Bestandtheil des Tinkals aus dem Bley und Zinn ist. — Da Borax blos zu Glasur und Schmelzwerk gebraucht wird, Mennige und Silberglätte aber auch, *also kann der Borax nichts besseres enthalten*. — Durch Niederschlagung des Alauns, vermittelst eines Alkali, erhält man eine Terra Aluminis, die aufgelöst mit Weinessig zwey Salze enthält, welche theils aus der Bleyminera, theils aus einem der Vitriolsäure und Alkali *widerstehenden* Salze bestehen; hiemit muss man eine andre Stelle S. 139. verbinden, wo gesagt wird: der Alaun enthält nicht reine Vitriolsäure, und eine reine Erde, sondern bestehet theils aus der Bleyminera, theils aus dem durch das Alkali befestigten Schwefelsalz. In *der Abhandlung von den Weinsteinkrystallen* sagt H. Becker: In den Weinsteinkrystallen liegt keinesweges ein Alkali sondern die in ihm befindlichen Schleimigkeiten sind es, die man dafür gehalten hat. Die Bestandtheile dieser Krystallen sind 1) Saure, 2) Schleimigkeiten, 3) ölichte, 4) erdichte Theile. — Um die Säure aus den Weinsteinkrystallen rein darzustellen, ist Attention nöthig, vorübergehende Räsonnements: Zusätze von Kreide und Austerschalen, welche ein nitröses Salz besitzen, kann hiebey nichts reelles schaffen, wenn von reiner Weinsteinsäure die Rede ist. *Wer einigermassen eine reine Weinsteinsaure haben will, muss den Aufguss zerlassener Weinsteinkrystallen einige Zeit auf Walkererde und Mandelkleie liegen lassen. Schwefelmilch* und *Sulphur auratum* lehrt Hr. Becker mit *Alaun* niederschlagen, weil man dann einen *häufigern* Niederschlag erhält. Hat man sich bey Bereitung des Goldschwefels der reinen Vitriolsäure bedient, so verläfst diese den regulinischen Bestandtheil bald. — Bey der Destillation der Oele rühmt sich der Vf. ihm eigenthümlicher Kunstgriffe, daher hätten auch die Assessoren einer berühmten Residenz Stadt, wenn sie einen seiner Lehrlinge zu prüfen gehabt, nie ermangelt, ihn über diesen Gegenstand auszuforschen. Wenn er aber kurz darauf, bey der Destillation des wesentlichen Chamillen-Oels einen Zusatz von Terpentinöl empfielt, so wird man nach diesen Geheimnissen eben nicht lüstern.

HALLE, b. Curt: D. *Francisci Cremadells* (in Archinosocomio S. Spir., quod Romae est, medici secundarii) *nova physiologiae elementa*. Denuo edidit *Eustachius Athanasius*, M. D. 1795. 169 S. 8.

Es hat Hrn. *E. A.* nicht gefallen, uns, etwa in einer Vorrede, wissen zu lassen, was ihn zu dem unfruchtbaren Unternehmen vermocht habe, einen neuen Abdruck dieses alten Buches zu veranstalten, da weder für den guten Namen des Herausgebers, noch für die Kasse des Verlegers, noch für den Geist der etwanigen Leser, und am allerwenigsten für die Wissenschaft, irgend ein Gewinn dadurch zu erwarten steht. Um uns der ausführlichern Kritik eines Buches zu überheben, das, bey der dermaligen Lage der Dinge, unter der Kritik ist, und von dem man sagen kann, was der Vf. desselben von einer Cartesischen Hypothese sagt: *In nocte temporum sepelita videtur ejus origo*, zeichnen wir aus einigen Kapiteln einige charakteristische Hauptsätze aus, die eines weitern Kommentars nicht bedürfen. Vom Blutumlaufe heisst es: *Optime igitur ait Cel. Piquer: sanguinis circulationem neque absolute esse negandam, neque pro re demonstrata habendam; quin potius inter opiniones, quas scholae vocant probabiles, et utrinque fere aequali argumentorum pondere propugnabiles, esse reponendam.* — Vom Hunger meynt unser Vf.: *Pultis alimentariae expulsionem ventriculi sequitur depressio: in membranis ab hacce originem ducunt plicae, quae ipsius visceris motu peristaltico attritae (hepatis, lienisque tunc temporis favente descensu septum verando transversum) hancce sensationem gignunt. Ne latum quidem unguem ab hacce discedimus sententia; utpote quae observationi concors est: et sane.* — Vom Schlafe sagt er: *In eam Cel. Barthez opinionem versamur, somnum haud esse principii vitalis passivam virium resolutionem; sed activam peculiaremque ipsius principii functionem; quod vigiliarum exemplo, quae in acutorum decursu exituque contingunt, et aegri confirmatis viribus desinunt, evincitur.* — Wer hieran noch nicht genug hat, dem müssen wir das Lesen des Buches selbst empfehlen.

Danzig, b. Brückner: *Bernhardi Albini*, M. D. et quondam professoris p. in illustri academia Lugd. Batav. *Causae et signa morborum tom. IV.* Cachexiam, Obstructionem Mensium, Hydropem, *Ascitidem*, Hydrocephalum, Hydropem Pectoris, Icterum, Melancholiam, *Melancholicam* Hypochondriacam, Hystericam Passionem, Scorbutum, Maniam, Coma, Lethargum, Carum, Apoplexiam, *Paralisin*, Vertiginem, Catalepsin, Spasmum, Incubum, Epilepsiam, *Thisin*, Asthma, Cardialgiam, singultum, Nauseam et Vomitum, Choleram, Passionem *illiacam*, Colicam, Diarrhoeam, Dysenteriam, Tenesmum, Dysenteriam *Haepaticam*, Lienteriam, Adstrictionem Alvi, Tympanitidem, Anorexiam, Bulimum, *Apetitum*, Luem veneream, Gonorrhoeam, Carunculam, Hydrophobiam continens. 1794. 198 S. 8.

Diese *causae et signa morborum* sind Collegienhefte, einem Professor, der weniger durch sich selbst, mehr durch seine Nachkommen berühmt wurde, nachgeschrieben, und jetzt, mit allen orthographischen Fehlern des Nachschreibers, von denen schon der Titel Proben genug giebt, abgedruckt. Das Werk war der öffentlichen Bekanntmachung durchaus unwerth. Es enthält die grobe Theorie des Zeitalters, in dem es geschrieben wurde, und sonst nichts Eigenes, und ist in einem Styl geschrieben, der selbst in den barbarischen Zeiten des Mittelalters oft noch besser und reiner war. Wenn aber ja der Verleger ein solches Buch den Aerzten unsers Zeitalters hatte anbieten wollen; so hatte er die Besorgung der Ausgabe wenigstens einem Manne anvertrauen sollen, der Fähigkeit gehabt hätte die Sprache und die Rechtschreibung zu verbessern. Eine einzige Probe wird die Leser unserer Blätter in den Stand setzen über dieses Buch selbst zu urtheilen. *Hic malus corporis habitus a corrupto oritur sanguine, qui multis particulis peregrinis praeditus tardius circulatur et ubique stagnat, praeprimis in locis a corde remotis et sic partes facit tumidos, imo successive haec augentur et partes fiunt molles, surae et pedes flaccidae, et tandem aucto malo partes implentur humore nimio, quod tandem assurgit malum in femora imo in ipsum abdomen, unde hydrops oritur. Atque ita fiunt debiles quia fibrae musculorum fiunt flaccidae, tum et sanguis tardius movetur, denique quia sanguis est lentus et pauci segregantur spiritus animales*, u. s. f.

Hannover, b. C. Ritscher: *Sammlung merkwürdiger Abhandlungen über Thierkrankheiten* von *F. C. M. Scheibeler.* 1 und 2 Th. 1795. 444 S. 8. (1 Rthlr. 2 gr.)

Der erste Theil enthält: Practische Abhandlung von dem Unterschiede zwischen der Druse und der Strengel der Pferde von *Pouwinghausen*. 2) Ueber die Natur und rechte Behandlung der Druse von D. *Sprengel*. 3) Abhandlung von dem Kropfe und Rotze der Pferde von D. *Krüger*. 4) *La Fosse* Gedanken über den Rotz der Pferde. Der zweyte Theil. 5) *La Fosse* Gedanken über den Wurm der Pferde. 6) *Kauschs* neuere Erfahrungen über den sogenannten Milzbrand des Rindviehs. 7) Beschreibung und Behandlung des Karfunkels der Thiere. (von wem?) 8) Abhand. von der Braune bey den Schweinen (von wem?) 9) Ueber den Zungenkrebs von *Havemann*. 10) Versuch über eine sehr einfache und wohlfeile Behandlungsart verschiedener Krankheiten des Rindviehs mit der Glasgalle oder Glassalz (von *Percy*.) 11) Abhandlung von den Schaafpocken (von wem?) 12) *v. Haller* Abhandlung von der Viehseuche. 13) Gedanken über die Unzulänglichkeit aller Vorbauungsmittel und Verkehrungsanstalten gegen die Hornviehseuche, (von wem?) — Der Gedanke, die verschiedenen Beobachtungen mehrerer Thierärzte über eine Krankheit neben einander zu stellen, verdient Beyfall, auch konnte man mit der Wahl in der vorliegenden Sammlung zufrieden seyn. Doch dürfte in der Folge vorzüglich bloss auf solche Abhandlungen, die entweder in bändereichen Zeitschriften, oder in ausländischen grossern Werken enthalten sind, oder auf gründliche Berichte der Thierärzte an Landescollegien Rücksicht zu nehmen seyn. Denn wozu jene kleinern Schriften, die schon durch den Buchhandel allgemein verbreitet und bekannt sind, noch einmal aufstischen, oder gar Artikel aus Werken zu entlehnen, die gewiss jeder Thierarzt schon besitzt, wie dies hier mit den Aufsätzen über Wurm und Rotz aus La Fosse's Lehrbegriff der Pferdearzney geschehen ist? — Will der Herausgeber ja den Leser in den Stand setzen, die verschiedenen Untersuchungen über diese oder jene Krankheit bequemer mit einander vergleichen zu können, so durfte er nur in Anmerkungen das, worinne andere Autoren von den seinigen abweichen, beyfügen.

PHYSIK.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Joh. Nikol. Martius Unterricht in der natürlichen Magie* oder in allerhand belustigenden und nützlichen Kenntnissen völlig umgearbeitet von *Gottfried Erich Rosenthal.* 10ter Band. 1796. 362 S. und 14 Kupfertafeln.

Die Einrichtung dieses Werkes ist aus den Anzeigen der vorhergehenden Bände hinreichend bekannt. Auch bey dieser Fortsetzung muss die Rüge erneuert werden, dass die aufgenommenen Stücke nicht durchgängig zweckmässig und kritisch gewählt sind. Im ersten Abschnitte, welcher die *elektrischen* Kunststücke enthält, werden *Franklins* und *Kratzensteins* Hypothesen über die Electricität (die doch wohl keine Kunststücke sind) vorgetragen. Nach den Einwendungen, welche *Lichtenberg* der Kratzensteinischen Hypothese entgegen gestellt hat, hätte sie wohl schwerlich eine so weitläuftige Anführung verdient. S. 30—33. ist wörtlich aus Gehlers physikal. Wörterbuche (Band I. S. 825—830.) ausgeschrieben; nur muss S. 33. Z. 5. *und der Deckel zugleich sein* — E u. s. w. gelesen werden, sonst entstehet einige Undeutlichkeit, so wie über-

überhaupt das *wörtliche* Abschreiben aus so mancherley Schriften in Ansehung des Styls eine widerliche Ungleichförmigkeit hervorbringt. Was die Bereitung des *Goldpulvers zur kalten Vergoldung* betrifft, so ist der Zusatz von Salpeter zum Königswasser völlig unnütz, am kürzesten wird man seinen Zweck erreichen, wenn man das Gold in Königswasser auflöst; indem, wenn man Scheidewasser nimmt, die Zusätze von Salmiak und Kochsalz doch nur immer dahin führen, das Scheidewasser in Königswasser umzuwandeln. Bey der Bereitung der *grünen* sympathetischen Dinte S. 113. sagt der Verfasser, man konne auf den Kobalt nach Gefallen Acidum nitri, Acetum destillatum oder *Acidum formicarum* (welches von der Essigsäure fast gar nicht verschieden ist, und daher keine besondere Erwähnung verdient hätte) oder auch Acidum Salis giessen, alsdann Kochsalz zuschütten, worauf ein *Nitrum cubicum* entstehen würde, dieses Salz kann sich ja aber nur dann erzeugen, wenn der Kobalt in Salpetersäure aufgelöst, und dann Kochsalz zugesetzt wird, nie aber wenn eine andre der genannten Sauren dazu gebraucht wird. S. 114. heisst es gar, man löse den Kobalt in Salzsäure auf, dampfe die Auflösung ab, so wird ein Nitrum cubicum anschiessen!! Ueberhaupt ist der Vf. mit seinen chemischen Begriffen nichts weniger als ins Reine, sonst würde er auch wohl schwerlich den Aufsatz von Herrn *Weinling* über das Verfahren mit übersaurer Kochsalzsäure zu bleichen, in der Gestalt wie es geschehen, haben abdrucken lassen. Unter die mechanischen Kunststücke ist eines aufgenommen, welches so lautet; *Eine Wette mit einem Ey zu machen, dass man es auf dem Tisch mit einem Beile nicht entzweyschlagen kann.* Der es nicht weiss, der wird es vor dem Tische stehend entzweyschlagen wollen; aber die Wette ist verlohren. Wer es recht machen will, *der setzt sich auf dem Tisch.* — Unter den Rechnungskunststücken, wird die Rechnung mit Logarithmen vorgetragen. Derjenige, welcher die Gründe auf welchen diese Berechnung beruhet, inne hat, wird schwerlich sich in diesem Buche Raths erholen, für den hingegen, der noch ganz unbekannt mit algebraischen Rechnungen ist, muss es ganz unverständlich seyn, wenn es gleich im Anfange der Abhandlung heisst, *allgemein kann man auch die Progression also ausdrücken a a' a a' u. s. w.* Es ist nicht erklärt worden, was Potenzial-Grössen sind, wie mit ihnen gerechnet werden muss u. s. w. Zweckmässiger wäre es gewesen, wenn der Vf. auf den Nutzen aufmerksam gemacht hätte, welchen das Rechnen mit Logarithmen im bürgerlichen Leben gewährt, und welches ohne weitläuftige Auseinandersetzung theoretischer Gründe kann anschaulich gemacht werden. Als Anhang sind einige Spiele zum Besten gegeben, unter denen Rec. nur auf das: *Ich liebe die Eh nicht:* der Absurdität wegen, aufmerksam machen will.

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, b. Schneider und Weigel: *Getreue Abbildungen naturhistorischer Gegenstände* in Hinsicht auf Bechsteins gemeinnützige Naturgeschichte des In- und Auslandes u. s. w. von *J. M. Bechstein.* Sechstes Heft. 1795. 6 Blätter Text, und 10 illum. Abbildungen. (12 gr.)

Was Rec. (A. L. Z. 1796. No. 46.) von den ersten fünf Heften dieser Abbildungen urtheilte, gilt auch grösstentheils von diesem sechsten; nur sind im Ganzen die Abbildungen besser. Sie beziehen sich gleichfalls ausschliessend auf das Thierreich, und zwar die drey ersten Classen desselben. Der Seeadler, *Falco Ossifragus* ist im Thüringer Walde nicht selten. Bey der sehr mittelmässig abgebildeten Schleyereule, dem Kreuzschnabel, und Mönch sind die Abänderungen in der Farbe nach Alter und Geschlecht deutlicher, wie bisher angegeben. Die Abbildungen des Männchens und Weibchens vom Kiebitz und Schwarzkehlchen zeigen den Unterschied beider Geschlechter deutlicher, den Trompetenvogel will der Vf. mit Latham, von dem die Abbildung entlehnt ist, zu den Hausvögeln gerechnet wissen. Es kann hierbey, wie überhaupt bey der Anordnung der Thiere, nur die Zergliederung entscheiden, und da der Trompetenvogel nach Pallas keinen Kropf und einen minder musculösen Magen wie die Huhnerartigen Vögel besitzt, so kann er wohl nicht zu diesen gerechnet werden. In einer Anmerkung zu dem nach Rösel copierten grünen Wasserfrosch zeigt Hr. B. an, dass er *de la Cepede's* Amphibienwerk übersetzt mit Anmerkungen herausgeben werde. Wir wünschen, dass dieser letztern und der Zusätze sehr viele seyn mögen, da das Werk selbst, wenn gleich, wie Hr. *B.* mit Recht bemerkt, das vorzüglichste über diese Classe, doch äusserst unvollständig und zum Theil sehr flüchtig gearbeitet ist. Rec. kennt wenigstens dreymal so viele Schlangenarten, als *de la Cepede* angegeben hat; und besonders bedürfen Beschreibung der äussern, vorzüglich der innern Theile und die Geschichte vieler aufgeführten Arten einer oft beträchtlichen Ergänzung und Berichtigung.

KLEINE SCHRIFTEN

Arzneygelahrtheit. *Stettin*, gedr. b. J. S. Leich: *Abhandlung über das Entstehen, die Ursachen, und die Heilungsart der Hundeswuth herausgegeben von P. F. Roserus ausüb. Arzt zu Pyritz in Pommern.* 1795. 64 S. 8. Ein schöner Beytrag zu einem Zweige der Thierheilkunde, der gerade noch am weitesten zurück ist, welcher zugleich auch durch den Einfluss, den der Gegenstand auf die Menschheit hat, noch unendlich interessanter und wohlthätiger wird. Mit der Idee, der nächste

ſte, beſte Weg, jene fürchterliche Krankheit, die Waſſerſcheu, aus der Reihe der Menſchenkrankheiten zu verbannen, ſey genaue Kenntniſs der Wuth des Hundes, ihrer Entſtehungsurſache und des darauf gegründeten Heilverfahrens. Mit dieſer Idee gieng der Vf. zu ſeinen Unterſuchungen, und verfolgt ſie mit ſo geſundem pathologiſchen Räſonnement und von Erfahrungen unterſtützt, daſs ſeine Theorie einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit erhält. Er ſucht nämlich zu erweiſen, daſs die Hundswuth eine Krankheit gaſtriſchen Urſprungs ſey und als ſolche behandelt werden müſſe. (Bey der Ueberzeugung, daſs entwickelte Gallen und Schleimanhäufungen unſtreitig eine ſehr häufige, Urſache dieſer Krankheit abgeben, kann Rec. doch nicht unbemerkt laſſen, daſs ſie ihm keineswegs die allgemeine Quelle derſelben zu ſeyn ſcheinen, ja daſs ſie oft erſt die Folge der durch die Einwirkung der Gelegenheitsurſachen erregten allgemeinen Körperveränderung ſind: wenigſtens läſst ſich dies aus der durch Anſteckung entſtandnen Wuth ſchlieſsen, bey welcher ebenfalls der Vf. Galle im Spiele fand; wäre ſie aber hier die Urſache, ſo könnte Wuth nicht bey allen Hunden ohne Ausnahme durch Anſteckung hervorgebracht werden, ſondern nur bey denen, bey denen bereits galliger Unrath angehäuft ſey, denn unmöglich läſst ſich eine ſolche Kakocholie als ein präexiſtirendes Univerſaleigenthum des ganzen Hundegeſchlechts annehmen.) *Aetiologie.* Groſse Hitze und Kälte bringe nicht unmittelbar und durch ſich ſelbſt die Hundswuth hervor; aber Sommer und Winter ſeyen die vermehrende Urſache derjenigen Krankheiten, deren Grundſtoff Galle und zäher Schleim ſind, nur alſo unter dieſer Prädiſpoſition wirkten ſie. Daſs Hitze ſie nicht hervorbringe, zeigen die Hunde in den heiſseſten Gegenden, wo dieſe Krankheit ganz fremd iſt; (und eben ſo hätte der Vf. aus kalten Klimaten die Kamtſchadaliſchen Hunde anführen können). Den Grund dieſer Erſcheinung in den heiſsen Gegenden, ſucht der Vf. in dem weniger plötzlichen Wechſel und Uebergang der Witterung aus Wärme in Kälte, wodurch die Functionen nicht ſo beträchtlich geſtört und aus ihrem gleichen Gange gebracht werden, theils in der mehreren Angewohnheit der Thiere ſelbſt an die Witterung durch ihr Leben im Freyen; auch ſey es wohl der Macht der Gewohnheit zuzuſchreiben, daſs ſie, da ſie ſich doch groſsentheils von faulem Thierfleiſche nähren, und dadurch eine gewiſſe Verderbniſs der Säfte zuzuziehen ſcheinen, nicht zur Wuth geneigter ſind. (Dieſe Erklärungsart ſcheint jedoch nicht ganz befriedigend, denn die Witterung iſt ja nicht die einzige erregende Urſache der Krankheit; ſollte man nicht zugleich auch die ſtärkere Ausdünſtung der Thiere in heiſsen Klimaten, — die nach des Vf. eignen Ausſpruche S. 29. manche Schärfe aus dem Körper ſchafft, — die freyere, mit vieler Bewegung verbundene, und affectenloſere Lebensart dieſer Thiere, und hauptſächlich die ungehindertere Befriedigung des Geſchlechtstriebes mit in Anſchlag bringen?) — Der ſanguiniſche Hund wird leicht toll, der choleriſche noch leichter, der phlegmatiſche iſt auſser der wirklichen Mittheilung vor dieſer Krankheit ganz (?) geſichert: der choleriſche wird am ſchnellſten, der phlegmatiſche am ſpäteſten wüthend; (ein Beyſpiel, daſs bey einem dergl. Hunde erſt drey Wochen nach dem Biſſe die Wuth ausbrach. Der Hund beſitzt eine natürliche Neigung der Säfte zur Verdickung, hauptſächlich aus Mangel des Schweiſses, auch erbliche Diſpoſition iſt möglich, daher die Sage, daſs Hunde, die kurz vor, oder in den Hundstagen und gleich darauf geworfen werden, zur Wuth geneigt ſeyn, in ſo ferne nicht ganz ungegründet ſcheint, als die Säfte der ſaugenden Mutter durch die zu dieſer Zeit gewöhnliche Hitze alterirt werden können. Wichtiger ſey oftmals erregter und gehinderter Begattungstrieb, wie dies die beygebrachten Erfahrungen erläuterten. Das Zahnen junger Hunde oder auch der Schmerz geſpaltner, abgebrochner Zähne ſey eine eingebildete Urſache, der Vf. führt den Beweiſs durch ein Beyſpiel, wo Eintritt der Zähne und Kinnlade zugegen und der Hund doch nicht toll war. (Allein es bleibt doch immer möglich, daſs wo innre Diſpoſition zur Wuth zugegen iſt, anhaltende körperliche Schmerzen ſie aufregen und ſo die Krankheit zum Ausbruch bringen können.) — Uebrigens wäre eine etwas ſorgfältigere Unterſcheidung der gelegentlichen und prädiſponirenden Urſachen in dieſem Abſchnitte zu wünſchen, ſo wie man auch die Prüfung noch mancher nicht unrichtigen Urſachen vermiſst, indeſs ſich der Vf. bey weniger wichtigen verweilt.) — Gut ſchildert der Vf. die Zeichen der Wuth in ihren drey Zeiträumen, die der anfangenden, wachſenden, und vollendeten. Hauptſächlich unter denen im erſten Zeitraume befinden ſich welche, z. B. das Lecken des Mauls, das Kauſchen mit der Zunge, das Verzerren der Oberlippe, das Waſſerlaufen aus dem Maule, das Schielen nach den Weichen, welche auf Neigung zum Erbrechen und Schmerz im Hinterleibe hindeuten, welche zu erkennen geben, daſs dort eine Materie ruhe, die durch Erbrechen zu entfernen ſey, und die, nach des Vf. Erfahrung bisweilen die Natur ſelbſt durch freywilliges kritiſches Erbrechen entferne. Dieſe Materie ſey verderbte Galle und Schleim: denn durch natürliches oder künſtliches Erbrechen gehe dergl. in unglaublicher Menge, in verſchiedenen Farben, braungelb, ſpangrün, bisweilen ſo ätzend ab, daſs der Vf. eine fichtene Diele bis auf 3 Linien tief davon gleichſam gebeizt ſah. Auch die Oeffnung der Todten beſtätige dies: die Verdauungswerkzeuge und die Leber ſind brandig, die Gallenblaſe voll einer ſchwärzlichen theerartigen Feuchtigkeit, die Bauchhöle mit einer braunfärbenden ſtinkenden Feuchtigkeit angefüllt u. ſ. w. Die wirkſamſten Mittel zumal im erſten Zeitraume ſeyen alſo Brechmittel, im zweyten richten ſie ſchon weniger aus, weil dann ſchon die bösartige Materie in den Körper übergeſtrömt ſey. Brechwurzel und Nieswurzel (friſch gepulverte wirkt um ein Drittheil ſtärker,) v. 1 — 8 Gran, oder Nieswurzel allein zu 10 Gran oder mit Weinſtein aa; vom mineraliſchen Turpith 2 Gran mit Salpeter oder Weinſteinrahm, alles in Pillenform mit Gummiſchleim. Im erſten Zeitraume reichen die erſtern Mittel hin, im zweyten wirkt nur das Turpith ſchnell und thätig genug. Wirkt die Doſe nach zwey Stunden nicht, reicht man eine zweyte. Erfolgt Erbrechen und auffallende Beſſerung, ſo giebt man den andern Tag ſaure Milch: weichen die Zufälle gar nicht, oder nicht ſonderlich, entweder den erſten oder den andern Tag noch ein Brechmittel. Zu ſtarkes Brechen ſtillt friſches Leinöl. Der Brechweinſtein wirkte nie gut, in einigen Fällen tödlich. Zum Beweis der Wirkſamkeit dieſer Methode erzählt der Vf. die Krankheitsgeſchichte ſeines eignen Hundes. Statt der Epiſode über die Zweckmäſsigkeit der Krankengeſchichten hätte Rec. lieber eine nähere Unterſuchung der durch Anſteckung mitgetheilten Wuth und ihrer Behandlungsart gewünſcht. Eben auch durch die zufällige Beymiſchung eines übermäſsig ſcharfen Gallenſtoffs erklärt der Vf. die Bösartigkeit des Speichels bey einem bloſs heftig gereizten, nicht gerade wüthenden Hunde. — Als Vorbauungsmittel empfiehlt er auſser dem beſtändigen Vorfinden des friſchen Waſſers, die dicke ſaure Milch, als vorzüglich gallenwidrig.

Zum Beſchluſs theilt der Vf. noch Bemerkungen über eine verwandte Krankheit, die ſogenannte *Hundeſtaupe* mit, zeichnet ihre Zufälle, hält ſie für eine katarrhaliſche Krankheit, die durch Cruditäten in den erſten Wegen, beſonders durch Gallenſtoff bösartiger wird und beſtätigt den ſchon bekannten Nutzen der Brechmittel auch in dieſer Krankheit. (Abführende, gallenwidrige Kiyſtiere ſowohl in dieſer, als in jener Krankheit dürften ebenfalls ihren groſsen Nutzen haben, und ſind wenigſtens in der erſtern durch die Erfahrung bewährt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 13. März 1797.

PHILOSOPHIE.

Augsburg, in d. Wolfischen Buchh.: *Gott, bewiesen aus den Wundern der Natur*, von H. *Bullet*, königl. Lehrer der Gottesgelahrtheit, Decan(*en*) der Universität zu Besanfson, der Akademien von Besanfson, von Lion und Dijon. (*Mitgliede* vermuthlich) Beygesellten der königl. Akademie der Auffchriften und schönen Wissenschaften; aus dem Französischen übersetzt von P. *Mich. Lory*, Benedictiner zu Tegernsee, der Gottesgel. Doct., Salzburgisch. geistl. Rath etc. 1795. 200 S. 8. (12 gr.)

Bullet kannte in Frankreich, dem Hauptgebiete des dogmatischen Atheismus, keine bessern Waffen für das Daseyn Gottes, als dogmatische Beweise aus der Metaphysik und Physik, wie denn auch seine Gegner metaphysisch-physische Witzeleyen in ihren Kosmogonien verschwendeten, und so ward sein *Gott aus den Wundern der Natur bewiesen*. Zwar scheint der Titel nur einen physisch-theologischen Beweis anzukündigen, allein im Werke selbst ist der kosmologische mit dem physischen vermischt. Auf die Schärfe des kosmologischen thut sich B. viel zu Gut, und schmeichelt sich (in der Vorrede) bey der Entwicklung der Vollkommenheiten Gottes einen etwas neuen, aber desto sicherern Weg eingeschlagen zu haben, weswegen er sich auch bey seinen Landsleuten Vergebung seiner abstractern Vernunftschlüsse verspricht, weil es die Nothwendigkeit gefodert hätte. Wohl mag er die Schwäche des physisch-theologischen Beweises, und die Nothwendigkeit ihm mit dem kosmologischen zu Hülfe zu eilen, gefühlt haben! Mit imposantem Tone hebt er daher an: Es giebt *Etwas*, das *nicht Nichts* ist. Und nun sieh da! wie auf den Schlag einer Zauberruthe springt ein gewaltiger Sorites heraus, dessen Glieder in vierzehn Hauptsätzen das ganze Werk beherrschen. Das Hauptsächlichste, was dabey zum Grunde liegt, ist der bekannte Schluss von der Zufälligkeit der Welt auf eine absolut nothwendige, und von derselben unterschiedene Ursache. Aber dieses nothwendige Wesen näher zu bestimmen, und vor allem zu beweisen, dass es höchst weise sey, ruft er die Zweckmässigkeit der Welt als Haupt- und die Einstimmung aller Völker als Bestätigungsbeweis herbey, womit er den grösten Theil des Werkes ausfüllt. Dann erst setzt er seinen Weg weiter fort, um noch darzuthun, das nothwendige Wesen sey einzig, allmächtig, unendlich, frey, gütig, und Regent dieser Welt. Wir treffen ihn also wieder auf dem verlassenen engen Fussteige der rationellen Kosmologie, von dem er sich unvermerkt bis an die schwindlichte Höhe des ontologischen Beweises versteigt. Den aus der Kosmologie geborgten hohlen Umriss des Unbedingt-Nothwendigen musste er allerdings früher oder später, mit unendlicher Realität ausfüllen, um wieder herauszunehmen, was er hineingelegt hatte. Nur darüber wird sich der Kenner wundern, dass er nicht früher darauf kam; dass er die Glieder seiner Demonstration nicht logischer unterordnete; dass er nicht, statt die metaphysischen Gründe mit den physischen zu unterbrechen und zu schwächen, sie unvermischt neben einander fortlaufen liess. Der sel. Reimarus, aufgebracht über die La Mettrie's seiner Zeit (Vorerin. 5. Ausg. §. 3.) liefert in seinen *Abhandlungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion* ein ungleich besseres Gegenstück. Auch er fing vom Daseyn der Körperwelt überhaupt an, und führte einen kosmologischen Beweis, den er mit dem physischen verstärkte. Aber beide Beweisarten, obgleich parallel laufend, hielt er gleichwohl gesondert, brauchte die physische nur zur Bestätigung, ging festern systematischen Schrittes einher, gab seinen Beweisen mehr Gründlichkeit, so wie seinen Betrachtungen über die Natur mehr Selbstgedachtes, indessen B., der gar oft Stellen aus französischen Physikern aushebt, auch hier zurückbleibt.

Ohne uns bey dem Werthe dieser Beweisarten, den der kritische Philosoph kennt, oder der Anordnung des Ganzen weiter aufzuhalten, weilen wir nur bey einem oder dem andern Theile, dessen Schadhaftigkeit eine Auszeichnung verdient. S. 37. Der skeptische Einwurf, worinn Premontval aus dem Calcul der Wahrscheinlichkeit zeigen wollte, dass unter Voraussetzung einer verhältnissmässigen Zahl von Buchstabenversetzungen aus einem Buchdruckerkasten die Buchstaben *ar*, dann *arma*, und so die ganze Aeneide, und folglich auch die ganze Welt durch die ungefähre Combination der unendlich oft zusammengestossenen Elemente nicht nur herauskommen könne, sondern höchst wahrscheinlich herauskommen werde, ängstigte Hn. B. gar sehr, so leicht er ihm auch vorgekommen seyn würde, wenn er bedacht hätte, dass die Entstehung der Welt aus dem blind durch einander gährenden Chaos durch unzähliche Combinationen weit weniger begreiflich sey, als die Entstehung einer Aeneide auf den ersten Wurf der Buchstaben, weil die Unermesslichkeit des Weltganzen in's Grosse, wie in's Kleine, der Unendlichkeit der Elementarcombinationen

tionen die Wage hält. Was aber B. dagegen sagt, trifft den Punkt des Einwurfes nicht, sondern nur die Möglichkeit in der durch's Ungefähr erzeugten Ordnung zu verharren, worüber Premontval gar nicht verlegen gewesen seyn würde, sich durch eine Hypothese zu helfen, sobald man ihm das Schwereste, die Möglichkeit der Entstehung, eingeräumt hätte. Und wirklich bekennt B. S. 53., Premontval habe diese für die Gedanken bewiesen. Und nun braust alles S. 53. 63. 3.. 4.. wild durch einander, und das Resultat ist, dass B. von der speculirenden Vernunft an die Vernunft appellirt, die sich an das gesunde Gefuhl, an den gemeinen Sinn, und die Erfahrung hält; denn das alles scheint er für Eins zu nehmen. So tief sinkt B. von seinem metaphysischen Fluge auf einmal herab, und der Dogmatist wird auf einmal an der Vernunft zum Skeptiker, um auf der Heerstrase der Erfahrung und des gesunden Menschensinnes desto sicherer und bequemer einherzuwandern. Nun lasst sich wohl nicht absehen, was B. hier bey einem Gegenstande, der sich weder durch Anschauung noch Analogie erreichen läfst, mit Erfahrung will, noch wie sich der gesunde Menschensinn von dem verdorbenen unterscheiden lasse, ohne die Kriterien in der Vernunft zu suchen; gleichwohl sucht er seinen für die Vernunft todtlichen Satz und das Vorzugsrecht der Erfahrung und des gesunden Menschensinnes aus Erfahrung und dem gesunden Sinne durch mehrere Instanzen, die sich auf die zwey folgenden zurückführen lassen, zu beweisen. 1) Es läfst sich mit mathematischer Schärfe darthun, dass die Diagonale eines Quadrats einer der Seitenlinien gleich sey. (S. 51.) weil, wenn man so viele Parallellinien zieht, als die Seitenlinien Punkte in sich enthalten, das ganze Quadrat ausgefüllt, und die Diagonale in allen ihren Punkten durchschnitten wird, und folglich nicht mehrere Punkte in sich enthält, als eine Seitenlinie, das heisst, derselben ganz gleich ist. Nun erhellt aber aus blofser Anschauung das Gegentheil. 2) Nach den Gesetzen der Mechanik müsse ein starkerer Stoss auch eine grössere Bewegung, als ein geringerer bewirken. Nun zeige aber die Erfahrung, die über alle Vernunftschlüsse siege, in gewissen Fällen das Gegentheil; z. B. eine leicht bewegliche Thüre setze sich durch den geringsten Fingerstoss in Bewegung, und bleibe doch unbewegt bey einer sie durchdringenden Musketenkugel — — — Ist's denn nun die Vernunft, die eine demüthigende Zurechtweisung von der Erfahrung, oder dem gesunden Menschensinne erhält, oder sind es diese, welche die Auflösung dieser Knoten von der Vernunft, welche sie schürzte, zurückerhalten? Die Vernunft entdeckt die Sophisterey des ersten Falles, in welchem sie die willkührliche Voraussetzung von einer bestimmten Zahl Punkte bemerklich macht, und ferne, sich gegen die klare Anschauung etwas zu erlauben, vielmehr aus derselben auf die durch die Idealität des Raums begründete unendliche Theilbarkeit des Raums schliesst. Im zweyten Falle erkennt die Vernunft jenes Gesetz von der Gröfse der Bewegung nur in so fern für gültig, als es der Verstand von einzelnen Erfahrungen richtig abstrahirt hat, wobey also gar kein Widerspruch zwischen der Erfahrung und ihr möglich ist. Möchte nur auch so wenig Widerspruch in dem Benehmen des Hn. B. seyn, der jetzt seine Vernunft anstrengt, um aus ihr Gott zu beweisen, jetzt wieder, um zu beweisen, dass sich aus derselben gar nichts, also auch Gottes Daseyn nicht, bestimmen lasse!

Bey dem grofsen Vertrauen, das B. dem gemeinen Menschensinne und der Erfahrung schenkte, war es sehr natürlich, dass er für das Dogma eines höchst weisen Weltschöpfers den Beyfall aller Völker, als Bestätigung seines Hauptbeweises, suchte und — fand. Statt des Resultats, dass der Polytheism sich nach und nach zum Monotheism hinaufgeläutert habe, fand er, wie alle seines Gleichen, die das Weltalter auf 6000 Jahre setzen, der ursprüngliche Monotheism sey durch Sinnlichkeit in Polytheism und Abgötterey ausgeartet. Ohne Unwillen kann man's nicht ansehen, wie leichtglaubig dieser anmafsliche Vernunftskeptiker jedes Mährchen eines alten Kirchenvaters oder eines neuern Missionars, die gleich viel Neigung hatten, alle fremde religiöse Vorstellungsarten den ihrigen anzuschmiegen, sogar die *Zoroastrischen* Lügen aufgreift; wie folgsam er nach Pater Tachard den Prah der Siamesen, einen Götzen, der ihren ersten Religionslehrer vorstellt (siehe *Kampfers* Reiseb. Japan I. S. 40.) zum höchsten Wesen erhebt, und dem grofssprecherischen P. Du Halde nacherzählt, die Chinesen hätten 2000 Jahre lang den wahren Gott ohne alle Beymischung von Abgotterey angebetet; (S. 303.) wie er sich gar noch aufheften liess, die Wilden in Amerika demonstrirten sich Gottes Daseyn aus der Zufälligkeit der Welt. Das empörendste aber ist, dass B. seine Vernunft auf die Folter spannt, um aller Geschichte zu Trotz sein Dogma irgend anzubringen. Man höre doch das Paradoxon: die alten Britten, Gallier, Germanen hätten den wahren Gott angebetet (S. 277.) *Cäsar* und *Tacitus* sagen zwar gerade das Gegentheil. Aber B. überführt sich aus Plinius, und selbst Tacitus und Cluver, der Gottesdienst dieser Völker habe einige Aehnlichkeit gehabt; auch sey die Religion der Britten der alten Persischen *einigermafsen* ähnlich gewesen. Nun hätten aber die Perser eine Religion ohne Polytheismus und Abgotterey gehabt, weil Clemens von Alexandrien ihnen nachrühme, sie hatten die Religion der Philosophen gehabt. Also sey es erwiesen, dass die Britten, Gallier, Germanen *diesen* Lehrsatz in ihrer Dogmatik gehabt hätten. Jeder Schüler der Logik mag den Fehler der syllogistischen Form leicht entdecken; aber keine Seele wird es sich so leicht einfallen lassen, dass Clemens von Alexandrien von allem dem gerade das Gegentheil sagt. Denn er sagt nicht, die Perser hätten die Religion der Philosophen oder eine philosophische Religion gehabt, sondern gewisse Philosophen (die Jonier) hätten die Luft-, Wasser- und Feueranbetung der Perser sich zu eigen gemacht (Clem. ed. Pott. V.). Clemens suchte die Principien, woraus diese Philosophen die Welt

entstehen liefsen, zu dem Fetischismus der Perser her abzusetzen, und erklärte also diese für Abgötterer; was denn auch der wahre Aehnlichkeitspunkt obenbesagter Völker war.

Ob nun ein Buch, das der Geschichte so sehr, als der philosophischen Aufklärung unserer Zeit widerspricht, eine Uebersetzung verdiente, diese Frage dürfte sehr überflüssig scheinen. Zwar hätte es immerhin angehen mögen, die physisch-teleologischen mit Klarheit und Wärme geschriebenen Betrachtungen durch eine Uebersetzung unter uns bekannt zu machen, weil wir zur Bestätigung und Belebung der Religion deren nie zu viel haben können. Aber wozu das Uebrige? vielleicht um den guten Eindruck, den jene hätten machen können, bey dem nachdenksamern Leser wieder zu ersticken? Um diesen Schaden vorzubeugen, hätte der Uebers. durch zurechtweisende Noten seinen Autor verbessern sollen, was aber nicht von dem Hn. geistlichen Rathe zu erwarten stand, der die Fortschritte der Philosophie in Betreff der Religion so wenig zu kennen scheint, als hie und da seine Muttersprache, durch welche Unkunde oder Unachtsamkeit er seine übrigens fliessende Uebersetzung unangenehm macht; z. B. S. 79. 145. *Beiner* statt *Beine*. S. 81. *Verhaltnisser* für *Verhaltnisse*. S. 93. *gleichten* statt *glichen*. S. 103. Man *will* oder *will* nicht — statt — man *wolle* oder *wolle* nicht. S. 102. *verwunderlicher* Kunstbau, der an dem menschlichen Körper *schimmert* — Dies letzte soll vermuthlich das französische *eclate* bedeuten. Das Original hatte Rec. nicht zur Hand, um den Werth der Uebersetzung auch von dieser Seite beurtheilen zu können.

OEKONOMIE.

Augsburg, b. Benedict: *Der wirthschaftliche Tausendkünstler*, oder auserlesene Sammlung der nützlichsten Kunststücke in der Haus- und Landwirthschaft. Von *Joseph Anton Bauer*. 1796. 16½ Bog. 8. (10 gr.)

Mehr als drittehalb hundert willkührlich durch einander gemengte vorgebliche Kunststücke, ökonomischen, diätetischen, medicinischen, technischen etc. Inhalts. Um einen so starken Vorrath herbey zu schaffen, hat (laut der Vorr.) auch der Verleger einen Theil derselben aus allerley Winkeln zusammen gerafft. Der Vf. glaubt „*durch die Bekanntmachung dieser in* „*vielfaltigen häuslichen Angelegenheiten anzuwenden-* „*den Mittel seinen schwäbischen Landsleuten keinen ge-* „*ringen Dienst zu erweisen, und versichert, nach den-* „*selben seine Wirthschaft bisher sehr vortheilhaft geführt* „*zu haben.*" An beiden haben wir sehr zu zweifeln Ursache. Unmöglich können wir den Einwohnern in Schwaben eine so grosse Unwissenheit und Leichtglaubigkeit zutrauen, dafs sie von so vielen unter diesem Gemengsel befindlichen, aus Kalendern u. a. allgemein bekannten Schriften entlehnten Recepten noch gar nichts wissen, so manche sichtbare Unrichtigkeit nicht bemerken, und alles für sichere und wichtige Belehrung annehmen sollten. Und das alleinige Zeugnifs des Vf. vom wirklichen Gebrauch der von ihm empfohlnen Mittel und ihrer vortheilhaften Wirkung in seinem Hauswesen, kann ohne alle weitere Bestätigung um so weniger für vollgültig geachtet werden; da in diesen Mitteln so manches enthalten ist, was mit unbestreitbaren theoretischen Wahrheiten und richtigen Erfahrungen im Widerspruche stehet.

Ueber alle vorstehende Behauptungen nur einige Beweise. Wer nur irgend einigen Begriff von der Vegetation der Pflanzen hat, wird nie behaupten, dafs aus dem *blofsen* Verbrennen der Wurzeln von Bäumen und Gesträuchen auf einem urbar zu machenden sumpfigen Boden eine Menge schwer auszurottender Birkenschöfslinge entstehen (S. 6.), noch dafs durch das *blofse* Bestreuen eines solchen Bodens mit Asche, woselbst vorher überall nichts weiter, als Moos wuchs, Ellen langes Gras mit allerley Blumen erzeuget werde (S. 7.). Zwischen den (S. 20. u. 21.) mit einander vermengten beiden Krankheiten des Getreides, dem Roste und dem Brande, ist ein wesentlicher Unterschied, und das zu deren Verhütung angerathene Mittel nicht hinreichend, und bey grofsen Breiten nicht ausführbar. Schon aus der Natur des Brandes im Weizen folget von selbst, dafs das Bestecken der Weizenhaufen auf dem Boden mit frischen Tannenästen (S. 21.) nichts helfen könne. Nur das längst bekannte Mittel des Einkalkens (S. 22. Nr. 3.) war allenfalls noch der Anführung werth. Das zur Beschützung des Getreides gegen den Mehlthau angepriesene Mittel (S. 23.) kann niemand für zuverläfsig annehmen, der von dessen Ursprunge irgend einen Begriff hat. Aus der Erzeugungsart, dem Aufenthalt und Leben der Kornwürmer ergiebt sich, dafs von den S. (24—31.) empfohlnen Mitteln gegen sie nur ein Paar blofs gegen den weifsen Kornwurm (*Phalaena granella*) nutzen werden, keines aber gegen den schwarzen Kornwurm (*Curculio frumentarius*) helfen kann. Von der Unwirksamkeit jener Mittel und dagegen von der vorzüglichen Wirksamkeit der *Dinglingerschen* Structur der Kornboden ist Rec. bey seiner vieljährigen Theilnahme an der Verwaltung eines grofsen landesfürstlichen Getreidemagazins durch eigene Erfahrung überzeugt worden. Unter einer grofsen Menge Recepte gegen allerley Krankheiten auch das so allgemein bekannte gefährliche Mittel der Blätter von der Belladonna (S. 22.) Auf diese Recepte hat der Vf. keine Rücksicht genommen, als er (S. 223.) gegen den Gebrauch der von Olitätenkrämern, Winkelärzten und Pfuschern angepriesenen Medicamente warnte. Das zuverlässigste von allen ist gewifs das folgende *auserlesene Kunststück* (?) (S. 215.): *Ist eine grofse Ader zerschnitten, oder verletzt, so binde schnell den Ort so fest, als nur möglich ist, und lafs eilend den Wundarzt holen.*

Freylich liegen unter dieser Spreu auch einige hie und da aufgesammelte Weizenkörner. Aber wer wird

wird sich die Mühe geben, diese herauszusuchen? Fast sollte man auf den Gedanken gerathen, dass dieses literarische Machwerk das Product einer solchen Fabrik sey, als ein Hr. Legationsrath *von Hewald* anzulegen gesonnen scheint: da er (Reichsanzeiger Nr. 182. v. J. 1796.) zu Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen, *auch neue Bücher zu schreiben*, ein tüchtiges Subject, gegen baare Bezahlung (vermuthlich gegen ein möglichst knapp bedungenes Wochen - oder Tagelohn) in seine Dienste verlanget.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Berlin*, b. Maurer: *Nachtrag zu der Beschreibung der Feuer abhaltenden Leimschindeldächer, nebst gesammelten Nachrichten und Erfahrungen über die Bauart mit getrockneten Lehmziegeln*, von D. *Gilly*, königl. Geh. Oberbaurath. Mit einer ill. Kupfertafel. 1796. 2 Bog. 8. (6 gr.) Hr. Gilly hatte seit der Bekanntmachung seines ersten Tractats (im J. 1794.) Gelegenheit, mehrere Erfahrungen zu sammeln, wodurch jene Vorschriften mehr berichtigt, auch einzelne Handgriffe vereinfacht wurden. Diese theilt er hier den Besitzern der ersten Schrift mit, die ihm gewiss dafür danken werden. Zu wünschen wäre es, dass die lehrreichen Abhandlungen von Gilly und Böthke dazu dienen möchten, eine Bauart allgemeiner bekannt und beliebt zu machen, die sich durch Ersparung der Materialien, durch ihre Dauer, und vor allem durch ihre Feuersicherheit, wovon hier aufs neue Beweise mitgetheilt werden, so sehr empfiehlt.

Literaturgeschichte. *Oldenburg*, b. Stalling: *Erinnerungen aus Manso's Leben* von *F. R. Ricklefs*, Prof. am Oldenburgischen Gymnasium. 1796. 48 S. 8. — Diese kleine Schrift ist von einem ehemaligen Schüler des vortrefflichen Mannes, dessen Andenken sie geweiht ist, und enthält viele wahre, oft feine, Bemerkungen über seine Verdienste und seinen Charakter; auch wird man es an der Sprache des Vf. mit Vergnügen wahrnehmen, dass sie ein Abdruck der wehmüthigen Stimmung ist, welche der Verlust eines solchen Lehrers und Freundes in seiner Seele hervorbringen musste. „Es naht die Zeit jetzt heran, wo unser guter Manso sonst bey der Einladung zu den gewöhnlichen Feyerlichkeiten auf unserm Gymnasium die Gelegenheit wahrnahm, manche nicht alltägliche Bemerkung, manche nützliche Wahrheit, manche wohlgemeynte Erinnerung aus dem Schatze seiner Gelehrsamkeit, seiner Erfahrung und seines edeln wohlwollenden Herzens unter das Publicum auszubreiten. Er, der so viele Jahre unablässig bemüht war, unserm Staate geschickte und thätige Geschäftsmänner zu bilden, den alle wegen seiner vielfachen Kenntnisse und Erfahrungen ehrten, wegen seiner Biederherzigkeit und seines Freymuths schätzten und liebten, wird jetzt von uns mit Trauer vermisst; denn er ist heimgegangen, um auszuruhen von der Arbeit und den Beschwerden, deren Er hier viel hatte, und seine Gattin und Kinder, seine Schüler und Freunde weinen ihm nach. Es ist süss, bey dem Bilde eines geliebten Todten zu verweilen; man glaubt ihn noch nicht verloren zu haben; man ist eine Zeitlang noch glücklich in dieser Täuschung, bis man sich allmählich gewöhnt hat, den Gedanken: *er ist uns entrissen*, ertragen zu können. Möchte mir es gelingen, sein Bild, wie es mir vorschwebt, wie es in meinem dankvollen Herzen — denn ich war einst ein Zögling von Ihm, den Er liebte — abgedruckt steht, zu zeichnen! Möchte mir es gelingen, dadurch zur Erhaltung seines Andenkens unter uns, und zur Linderung des Kummers seiner Nachgebliebenen, für die der Gedanke: *Er wird nicht ganz sterben*, allerdings ein Trost seyn muss, gewirkt zu haben: dann würde ich diese Federzüge, die meiner Empfindung Bedürfniss sind, für glücklich halten!" —

Auch Rec. gehörte einst zu den Zöglingen Manso's, und hat an sich die Erfahrung gemacht, dass er mit steigendem Alter sich dieses Lehrers mit wachsender Achtung und Liebe erinnerte. Eine gewisse Rauhigkeit des Tones, die oft mit unverfälschter Redlichkeit verbunden ist, eine grosse Heftigkeit im Unwillen über unbesonnene Streiche, die von einem solchen Feuer, einer solchen Legalität des Charakters, wie Manso besass, kaum zu trennen war, und ein gegründetes Lob, das seine unbeschreiblich offne Seele sich bisweilen selbst ertheilte, verursachten vielleicht, dass seine Zöglinge nicht mit einer so ausgezeichneten Liebe, als er verdiente, an ihm hingen. In spätern Jahren lernt man jene Eigenheiten übersehn, und verwundert sich, dass die Tugenden, welche dem verehrten Mann angehörten, so selten in Einem Gemüth vereinigt sind. Eben so lernt man auch dann erst den grossen Umfang der Kenntnisse, die ihm eigen waren, gehörig schätzen. In keiner Hinsicht aber bewundert Rec. ihn mehr, als in dieser: Manso besass einen brennenden Durst nach Vervollkommung seiner Gelehrsamkeit, nach höchster Ausbildung aller seiner Talente, und sein Selbstgefühl lehrte ihn, dass er sowohl in jener, als in diesen einen Schatz besass, der besten Sorgfalt werth; dennoch blieb er unaussprechlich rüstig in einer Lage, welche diesen Durst ungestillt liess: er vereinigte in seiner Person Vorzüge, die ihn zu einem ausgesuchten Genuss des Lebens berechtigten; und nie verschwand seine Heiterkeit unter Umständen, die ihn von demselben weit entfernten. Der Eindruck von dieser kräftigen Resignation war ein werthes Geschenk, das er seinen bessern Schülern gleichsam als einen Talisman für die ganze Zukunft mitgab; und statt der Thränen, womit sie seine Asche benetzen sollten, verbreite die Heiterkeit ihres Lebens, von welcher sie ihm einen grossen Theil verdanken, einen sanften Glanz über das Grab des Mannes, welcher so viel litt, und so heiter war!

Der Vf. dieser Schrift will Manso's Abhandlungen sammeln. Sie haben so verschiedene Gegenstände, dass sie alle unmöglich dasselbe Publicum interessiren können, und sind nicht durch einen so gewaltigen Geist beseelt, welcher sich auch bey dem mannichfaltigsten Stoff Eine Klasse von Lesern bildet. Wäre es daher nicht besser, wenigstens die historischen und politischen Abhandlungen von den übrigen philologischen, pädagogischen u. s. w. zu trennen, als alle in Einer Sammlung dem Publicum zu geben?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 14. März 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Auserlesene Bibliothek der allgemeinen Staatswissenschaft* für Staats- und Geschäftsmänner, Gelehrte, Freunde und Beflissene dieser Wissenschaft. Herausgegeben von C. D. *Voss*. Band I. 1tes und 2tes Quartal. 1795. 504 S. Band II. 1. u. 2tes Stück. 1796. 567 S. 8.

In einer kurzen Anzeige über den Zweck und Plan dieser Schrift, welche durch ein Versehen erst bey dem 2ten Quartale des ersten Bandes (S. 185.) ist vorgedruckt worden, sagt Hr. *V.*: sowohl in Rücksicht auf die Freunde der allgemeinen Staatswissenschaft, welche bey der Menge neuer Schriften in dem staatswissenschaftlichen Fache solche weder alle zu lesen, noch immer glücklich zu wählen im Stande wären, als auch in Rücksicht auf die Wissenschaft selbst, für welche als Wissenschaft noch wenig geschehen sey, scheine ihm „ein Werk Zeitbedürfniss zu seyn, welches von Messe zu Messe 1) eine Uebersicht alles dessen liefere, was für diese Wissenschaft in dem Buchhandel wirklich erschienen ist; 2) Auszüge aus den „interessantesten, wichtigsten und nützlichsten Schriften so gebe, dass sie einem Sachkundigen allenfalls „die Lectüre der Schrift selbst ersparen können, dem „Unkundigen aber als Vorbereitung oder Anleitung „dazu dienen; 3) nach einer genauen Auswahl ausführliche, unpartheyische Prüfungen anstelle; 4) Meynungen und Entwickelungen wichtiger Männer und „Werke über einerley Gegenstand gegen einander halte, vergleiche und dadurch zum Selbstuntersuchen „und Urtheilen Veranlassung gebe, und in den Stand „setze; 5) den Werth minder wichtiger Schriften „kurz angebe; und endlich 6) wichtige Staatsanordnungen und Verfügungen sammle und prüfe." Diesem Zeitbedürfniss soll durch die vorliegende Bibliothek der Staatswissenschaft abgeholfen werden. Den weit grössern Theil derselben füllen, wie leicht zu erachten, die Auszüge. So leicht es auch ist, auf diese Weise ein neues Buch aus vielen andern zu verfertigen: so kann doch eine solche Sammlung, wenn die Bücher gut gewählt werden, und des Herausgebers dabey gemachte Bemerkungen lehrreich sind, vielen Freunden der Wissenschaft angenehm und nützlich seyn. Die Wissenschaft dürfte aber vielleicht durch diese Auszüge eher verlieren, als gewinnen, indem dadurch der Absatz der Schriften selbst, so wie durch Nachdrücke, meistens nicht ohne Nachtheil für den Schriftsteller selbst, vermindert wird. Mit der Wahl der Bücher werden die Leser grösstentheils Ursache haben, zufrieden zu seyn. Was die bey manchen Auszügen sehr zahlreichen Anmerkungen des Herausgebers betrifft: so muss man in Ansehung derselben mehr Sparsamkeit und strengere Auswahl wünschen. Alle die Schriften hier anzugeben, von welchen diese Bibliothek Auszüge enthält, wäre zu weitläuftig; also wollen wir nur derer erwähnen, welche Stoff zu den grössten Auszügen geliefert haben. Das erste, was uns Hr. *V.* mittheilt, ist eine *Uebersicht der preussischen Staatsverwaltung am Ende des Jahrs* 1794, oder ein Auszug aus dem *Handbuche über den königl. preussischen Hof und Staat*, worinn das Personale der Hof- und Staatsbedienten, die niedern und Livrée-Bedienten ausgenommen, verzeichnet ist, und einige, die Einrichtung und Geschäfte der verschiedenen Departements betreffende Nachrichten gegeben werden. Diesem folgt II. *Geschichte des Entstehens und Untergangs der polnischen Konstitution vom 3ten May* 1791. Ein Auszug aus dem bekannten Werke: *Vom Entstehen und Untergange der polnischen Konstitution vom 3ten May* 1791, welches dem Abbé Piatoli zugeschrieben wird. *Nebst kritischen Anmerkungen vom Herausgeber.* Dieser Auszug wird im 2ten Stücke, aber nur bis zum 2ten Kapitel des II. Theils, welcher deren 8 hat, fortgesetzt. Warum der Herausgeber den versprochenen Beschluss bisher schuldig geblieben ist; darüber findet sich keine Belehrung. Wir glauben, dass den meisten Lesern dieses Zerstückeln unangenehm seyn werde. Es hat solches schon bey periodischen Schriften, die monatlich erscheinen, grosse Unbequemlichkeiten. Wenn aber eine Schrift nur von Messe zu Messe erscheint: so werden diese um so grösser; und nur wenige Leser erinnern sich dessen, was sie in den vorigen Stücken gelesen haben, deutlich genug, um den abgerissenen Faden ohne Schwierigkeit wieder anknüpfen zu können. Wir würden daher dem Herausg. rathen, sich entweder kürzer zu fassen, oder die Auszüge später, aber zusammenhängend, zu liefern. Die zahlreichen Anmerkungen zwecken grösstentheils nur dahin ab, zu zeigen, dass die sogenannte patriotische Parthey bey der neuen Konstitution nicht die Absicht gehabt habe, Volksglückseligkeit zu befördern und zu verbreiten, sondern bloss die russische Parthey zu unterdrücken, und die usurpirten Rechte des Adels und der Geistlichkeit zu sichern. Der Herausg. wird hie und da sogar bitter, z. B. S. 87. 250. und scheint das zu vergessen, was er sich weiter unten S. 263. bey dem Auszuge aus der Schrift: *Vertheidigung des Patriotismus der sieben vereinigten Provinzen, wider die falschen Beschuldigungen der statthalterischen Parthey*, selbst

felbst zum Gefetze macht: „Uns gebührt es, weder „für noch wider Parthey zu nehmen." Rec. hält zwar felbst den Vf. des genannten Buchs nicht für einen unpartheyifchen Gefchichtfchreiber aber es hat dennoch einen ganz andern Eindruck auf ihn, als auf Hn. *V.* gemacht, der S. 43. die Konstitution *krüppelhaft* nennt, weil das Ganze nicht umgefchaffen und dem Adel und der Geiftlichkeit zu viel nachgegeben worden fey. In Frankreich wollte man das Ganze umfchaffen. In Polen nahm man überall Rückficht auf die alte Verfaffung, die bestehenden Rechte und eingewurzelten Vorurtheile. Wir follten glauben, es fey nun aufser Zweifel, wer dabey mit mehr Menfchenkenntnifs handelte, die Franzofen, oder die Polen? Ob die Triebfedern edel und rein waren, diefe Unterfuchung fcheint uns vor einen andern Richterftuhl zu gehören, vor welchem freylich viele der fchönften und Menfchen beglückenden Handlungen ihren Glanz verlieren dürften. Der Menfchenfreund und der Staatsgelehrte fragen nur: war bey der neuen Verfaffung mehr Volksglückfeligkeit zu hoffen? War man dadurch einige, oder auch nur einen Schritt der Vollkommenheit näher gerückt? Nach Rec. Meynung ift es das ficherfte Mittel, dafs alles beym Alten bleibe, wenn man von dem, der etwas aufopfern will, Entfagung *aller* hergebrachten Rechte verlangt. Doch wir wollen nicht Anmerkungen über Anmerkungen fchreiben!

Die Schlözerifchen und Schmalzifchen fystematifchen Grundriffe der Politik, hat der Herausg. neben einander geftellt, und Anmerkungen beygefügt, in welchen er Zweifel gegen verfchiedene darin aufgeftellte Sätze vorträgt. In der erften derfelben will er die Unterfuchung über den Zweck des Staats in die Metapolitik verweifen. Von welchem Gehalte auch folche minder genügfamen Lefern fcheinen mögen; fo verdanken wir ihnen doch Anmerkuugen des Hn. Hofr. *Schlözer's* zu diefen Anmerkungen, welche der Herausg. in dem 1. Stücke des 2. Bandes S. 239. mittheilt. Den Schlözerifchen und Schmalzifchen Grundriffen hat der Herausg. auch eigene Aphorismen angehängt, in welchen er die Entftehung der verfchiedenen Zweige der Staatswiffenfchaft aus dem Zwecke der Staatsverbindung entwickelt. Der Vortrag ift deutlich, und auch gegen den Inhalt haben wir wenig zu erinnern; ob es gleich einem Herausgeber, der mit diefen Aphorismen, wie Hr. *V.* mit Schlözer's und Schmalzen's Grundriffen verfahren wollte, nicht an Stoff zu Anmerkungen und Zweifeln fehlen würde. Zum Beweife mag folgende Stelle dienen. §. 13. „Nichts ift natürlicher und leichter zu „beftimmen, als das Verhältnifs der Abgaben; nichts „gleichwohl wichtiger als die Beftimmung deffelben. „Hievon hängt bürgerliche Gleichheit oder Ungleich„heit ab." In diefen wenigen Zeilen finden wir 2 Sätze, die uns irrig fcheinen; der eine: dafs es leicht fey, das Verhältnifs der Abgaben zu beftimmen. In der Kindheit des Staats, wo man allenfalls nur einer mäfsigen Abgabe des Landeigenthümers bedarf, mag dies richtig feyn; allein je cultivirter diefer ift, um fo fchwerer wird es. Fodert aber gar, wie S. 395. von den vereinigten Niederlanden gefagt wird, der Aufwand des Staats dreymal mehr, als der Ertrag des Bodens liefern kann: fo wird bey der nothwendigen Mannichfaltigkeit der Abgaben bald der Landeigenthümer, bald der Capitalift, bald der Handwerker fich zu fehr im Verhältniffe mit den übrigen Staatsgliedern gedrückt glauben. Wie verträgt fich auch diefe Behauptung mit den Anmerkungen zu dem Vorfchlage zu einer Perfonen- und Gewerbfteuer an die Stelle der Accife? (S. 35-.) wo der Vf. unter andern derfelben widerfprechenden Bemerkungen, S. 360. felbft fagt: „Wenn es nur fo leicht ausgeführt, als „anempfohlen wäre, das Eigenthum und den Ver„dienft eines jeden Staatsbürgers genau zu fchätzen!" — Eben fo wenig können wir zugeben, dafs von richtiger Vertheilung der Abgaben bürgerliche Gleichheit oder Ungleichheit abhange. Es bedarf dies wohl keiner Ausführung.

Diefem Auffatze folgt eine *Prüfung der in den Schmalzifchen Annalen befindlichen Aphorismen über das Recht der Stimme bey neuen Konftitutionen eines Staats.* Der Herausg. geht Hn. *S.* von §. zu §. nach, und fetzt der Meynung deffelben die Seinige entgegen. Dann folgen ausführlichere Beurtheilungen von 3 Schriften und das Verzeichnifs der, in der Michaelismeffe 1794 erfchienenen, in die Staatswiffenfchaft einfchlagenden Schriften aus folgenden Abtheilungen: A) Staatenkunde, B) philofophifche Staatslehre oder Staatsweisheit, C) Staatsklugheit oder Politik.

Das 2te Quartal diefer Bibliothek enthält, aufser einigen kleinern Auszügen und einer bereits angezeigten Fortfetzung, nur den ausführlichen Auszug der oben auch fchon erwähnten *Vertheidigung des Patriotismus der fieben vereinigten Provinzen*, unter der Ueberfchrift: *Ueber die Gebrechen der bisherigen Staatsverfaffung der vereinigten Niederlande, mit befondern Rückficht auf den durch diefelben veranlafsten Einflufs des Erbftatthalterthums auf die Verwaltung der einzeln Provinzen fo wie der ganzen Union*, welchem der Vf. nur eine allgemeine Anmerkung, in welcher er feine Unpartheylichkeit verfichert, beygefügt hat. S. 359 bis 421. findet man noch eine fehr ausführliche Beurtheilung derfelben Schrift. Von eigenen Auffätzen enthält diefes Stück nur einen fehr kurzen: *Beytrag zur Beantwortung der Frage: Kann es einen Rechtsgrund für die Einziehung des Privateigenthums zum Behuf der Regenten oder Staatskaffen geben?* Was ungerecht ift, kann dem Staate nicht nützlich feyn. Wenn aber die Einziehung des Vermögens von Staatsverbrechern nicht ungerecht wäre: fo können wir nicht einfehen, warum fie nicht eben fowohl dem Staate felbst, als deffen Herrfcher, nützlich werden könnte.

Die Beurtheilungen geben theils gröfsere, theils kürzere Nachrichten von 14 Schriften. Viele derfelben enthalten mehr Widerlegungen oder Berichtigungen, als Beurtheilungen. Auffallend war Rec., fo fehr er felbst wünfcht, dafs es möglich fey, dem Ueberfetzungsunfuge ein Ende zu machen, der S. 385.

geäufserte

geäufserte Vorfchlag, dafs es nicht geftattet werden follte, ein Buch zu überfetzen, wenn es nicht zuvor durch ein Cenfurcollegium gewürdigt worden fey. — Den Befchlufs dieses Bandes macht die *preufsifche Erklärung in Betreff des mit Frankreich gefchloffenen Friedens vom 1. May* 1795, dann einige Gefetze und Verordnungen.

Das erfte Stück des 2ten Bandes liefert 12 Auszüge, von welchen die 2 erften: *Staatsverfaffung der Republik Bern*, aus der *Befchreibung der Stadt und Republik Bern etc. Bern* 1794 und die *Ueberficht der verbefferten Staatsverwaltung von Toskana unter Leopold II*, die ausführlichften find. Beiden hat der Herausgeber nur wenige, gröfstentheils unbedeutende, Anmerkungen beygefügt. An Berns Verfaffung findet er viel zu tadeln; freylich nicht immer mit Unrecht; wir wünfchten aber, dafs er hier auch in feinem Tone den Schein der Partheylichkeit zu vermeiden gefucht hätte, z. B. S. 13. 26. 29. Rec. ift kein Freund von ariftokratifchen Verfaffungen; bey der Ueberzeugung aber, dafs in keinem Lande die Staatsverfaffung vollkommen fey; oder fich vollkommen erhalten könne, glaubt er einer Regierung vorzügliche Achtung fchuldig zu feyn, unter der, Jahrhunderte lang, das Volk eines hohen Grades von Freyheit und Wohlftand unftreitig genofs. — Unter Nr. VII. der Auszüge wollte der Herausg. die Rede des Deputirten Boiffy d'Anglas: *Ueber das wahre Intereffe einiger der coalifirten Machte und die Grundlinien eines dauerhaften Friedens;* abdrucken laffen; es wurde ihm aber folches vermuthlich von der Cenfur nicht geftattet. Rec. bekennt, dafs ihn diefes bey den billigen kurfächfifchen Cenfuranftalten um fo mehr befremdet hat, da Boiffy's Rede in mehreren Zeitungen, ihrem wefentlichen Inhalte nach, geftanden hat, diefe Schrift aber nur für Gelehrte beftimmt ift. Beurtheilt werden nur 3 Schriften; diefen folgen die oben erwähnten *Schlözerifchen Anmerkungen*, dann die *preufsifche Verordnung, die Staatsverwaltung der beiden Fürftenthümer Ansbach und Bayreuth betreffend* und *das neue öfterreichifche Cenfuredict*. Den Schlufs macht das Verzeichnifs der in der Oftermeffe 1795 erfchienenen Schriften.

In dem 2ten Stücke des 2ten Bandes erhalten wir 9 Auszüge; den erften aus der, die Rechte und die Vortheile der Statthalterwürde vertheidigenden Schrift: *Holland vor und nach der Revolution*, hat der Herausg. mit einigen kleinen Anmerkungen verfehen. Der aus *Hegewifch* und *Ebelings* amerikanifchem Magazine entlehnten *Ueberficht der Verfaffung der vereinigten Staaten;* dem *Beytrage zur nähern Kenntnifs der Staatsverfaffung und Verwaltung der Republik Venedig*, aus *Mayers Befchreibung von Venedig*, und *der franzöfifchen Conftitution* von 1795 find keine Anmerkungen des Herausg. beygefügt, deren fich aber wieder bey dem fünften Auszuge: *Kritik der Conftitution der franzöfifchen Republik* aus der Schrift: *Unterfuchungen aus dem Natur-, Staats- und Völkerrecht mit einer Kritik der neueften Conftitution der franzöfifchen Republik* finden. Der fechfte Auszug: *Geift der perfifchen Staatsverwaltung* ift aus *Heerens Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmften Völker der alten Welt*, entlehnt. Rec. hat diefe Abhandlung mit Vergnügen gelefen, ob er gleich darin das nicht gefunden hat, was ihn die Ueberfchrift zu erwarten berechtigte, da fie nur allgemeine Bemerkungen über den Geift defpotifcher Regierungen überhaupt, und Zoroafters Syftem insbefondere, enthält. Bey der Behauptung des Vf., dafs, wenn es der Vorfehung gefallen hätte, immer den Beften und Weifeften zur Regierung zu rufen, der Philofoph felbft nicht würde erröthen dürfen, ein Vertheidiger der willkührlichen Gewalt zu werden, macht der Herausg. folgende Anmerkung: (S. 495.) „Dennoch wohl! denn auch der Weifefte bleibt Menfch und der menfchlichen Gebrechlichkeit unterworfen. Das Abftractum der weifeften Menfchen, eine weife Verfaffung mufs doch wohl unfehlbar ficherer und wohlthätiger regieren." Der Vf. fagt freylich durch jene Behauptung eigentlich nichts; aber des Herausg. Anmerkung entkräftet fie auch nicht; denn wüfste man auch, fo wie es der Vf. beym Alleinherrfcher vorausfetzt, die weifeften Männer aus der Nation auszuheben, und übertrüge ihnen das Gefchäfte, das Abftractum einer weifen Verfaffung zu entwerfen; bleiben diefe denn nicht auch Menfchen? Sind es denn die auch nicht, in deren Händen die verfchiedenen Gewalten gelegt werden? Den Auszügen folgen wieder kurze Beurtheilungen, einige Staatsfchriften und Verordnungen.

So freymüthig auch Rec. fein Urtheil über die bey diefer Sammlung gefundenen Mängel gefagt hat, welches ihm beym Anfange einer folchen Schrift defto nöthiger fchien: fo wenig kann er des Herausg. Wahrheitsliebe und deffen rühmlichen Eifer für das, was ihm recht und gut fcheint, verkennen.

Lübeck u. Leipzig, b. Bohn u. Comp.: *Materialien für den Unterricht in den allgemein nothwendigen Kenntniffen*, von *Suhr*. I. Band, 1fte Abtheilung, anatomifch-phyfiologifche Kenntnifs des Menfchenkörpers, zum Unterrichte für nicht ftudirte Lehrer und Erzieher der Jugend. 1796. 322 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. diefes Buchs beftimmte, wie der Titel fagt, daffelbe für nicht ftudirte Jugendlehrer, welchen er ein Magazin von nützlichen anthropologifchen Kenntniffen dadurch in die Hände geben will, um davon für die von ihnen in Bürger- und Landfchulen zu unterrichtende Jugend Gebrauch zu machen, fo wie er denn felbft einen folchen Unterricht in dem *Kielifchen* Schulmeifterfeminarium ertheilt. Ueber den Nutzen eines folchen Unterrichts überhaupt und befonders auch einer ausführlichen fchriftlichen Abfaffung deffelben hat er fich in einer 43 S. langen, mit vieler Wärme des Gefühls gefchriebnen Vorrede erklärt, die in der That fehr viele wahre Ideen und beherzigungswerthe Vorfchläge, aber auch, wie es der Vf. felbft gefühlt zu haben fcheint, manche Uebertreibungen, einfeitige Urtheile und Declamationen enthalt, die in der That der guten Sache, für welche der

der Vf. spricht, nicht frommen können. Rec. ist wahrlich kein Vertheidiger der dort gerügten Abweichungen der Menschen jetziger Zeit von den Gesetzen, die ihre richtig gekannte Natur ihnen vorschreibt; er sieht es allerdings mit dem Vf. ein, dass mit denselben auch die Vernachlässigung der moralischen Gesetze genau zusammenhänge, und wünscht mit ihm, dass Zurückführung der Menschen zur Natur ein Hauptgegenstand und das Resultat aller unser Erziehungsarbeiten seyn möge; aber er begreift es auch, dass eine solche Reform ihrer Natur nach nicht anders, als nur langsam geschehen könne, dass sie schwerlich je allgemein werden dürfte, dass überhaupt eine *gänzliche* Rückkehr der Menschen zur Natur in ihrem dermaligen Zustande in die Reiche der unausführbaren Wünsche gehöre, dass mannichfaltige durch die gesellschaftlichen Verhältnisse erregte Bedürfnisse und durch keine Erziehung ganz zu bekämpfenden Leidenschaften derselben unendliche Schwierigkeiten entgegensetzen würden, und kann daher nicht so geringschätzig, wie der Vf., von denjenigen urtheilen, welche durch langsame Curen, mögen sie auch vor der Hand nur Palliative seyn, den Uebeln, unter welchen die Menschheit leidet, steuern und einen bessern Zustand der Dinge, in so weit derselbe überhaupt sich hoffen lässt, vorbereiten wollen. Zum Beyspiele, wie einseitig der Vf. bey aller seiner Wärme für das Wohl der Menschheit, gewisse Dinge beurtheilt, mag das dienen, was er S. 20. in der Vorrede über den Gebrauch des Branntweins sagt: „Unsre zahllosen Branntweinbrenner desorganisiren nicht nur den Verstand unsers Volks, verflüchtigen nicht nur jeden Trieb für's Schöne und Erhabne, zerstören nicht nur jeden Keim und jedes schlummernde Gefühl für Sittlichkeit und Tugend, eh sie sich regen; sondern haben sogar, ich will nicht sagen in ihrem Eigennutz und in dem leidigen System unsrer industriösen Köpfe und speculirenden Plusmacher, vielmehr selbst in den Ueberzeugungen vieler unsrer *gelehrtesten* und *scharfsinnigsten Aerzte* ihre trefflichsten Sachwalter." Wenn der, versteht sich, nicht unmäsige Gebrauch dieses Getränks noch solche Vertheidiger hat, als sie hier der Vf. selbst charakterisirt, so muss doch wohl der Schaden desselben noch nicht so entschieden und am wenigsten so gross seyn, als ihn hier der Vf. darstellt, und wahrlich die in den niedern Ständen, unter welchen der Branntwein mehr im Gebrauche ist, im Ganzen grössere Unverdorbenheit der Sitten, kann den Vf. schon etwas gemäsigter in seinem Urtheile machen.

Das Buch enthält übrigens nach einer Einleitung in 5 Abschnitten (1) von den Bestandtheilen des menschlichen Körpers; 2) von den Knochen überhaupt; 3) nähere Kenntniss der einzelnen Knochen; 4) von einigen krankhaften Veränderungen der Knochen, und 5) von den bewegenden Werkzeugen und Kräften des menschlichen Körpers) einen grossen Reichthum anatomisch-physiologischer Kenntnisse, die aus den besten vorhandenen Werken; z. E. *Haller*, *Sömmering*, *Hildebrandt*, *Wünsch* und *Mayer* geschöpft sind; aber in der That für die Klasse von Lesern, welche der Vf. sich vorzüglich dachte, ist hier offenbar des Guten zu viel gesammelt. Die Jugendlehrer oder die, welche zu diesem Amte vorbereitet werden sollen, werden nicht einmal alles zu fassen im Stande seyn, da viele Gegenstände ohne Abbildungen oder natürliche Präparate nicht deutlich verstanden werden können, auch für manche Subtilitäten, die nur für den Anatomen und Physiologen von Profession gehören, gar keinen Sinn haben, und noch mehr in Verlegenheit seyn, was und wie viel sie aus diesem grossen Vorrathe ihren gegenwärtigen oder künftigen Schülern wieder vortragen sollen. Das *Ne quid nimis* ist bey solchen Schriften, die Jugendlehrern als Handbücher für ihren Unterricht dienen sollen, gar sehr in Acht zu nehmen, weil Ueberhäufung mit Materialien aus *einer einzelnen* Wissenschaft, da jetzt mancherley gemeinnützige Kenntnisse von diesen Männern gefodert werden, ihrer eigenen Bildung und also auch mittelbar der zweckmässigen Unterweisung ihrer Lehrlinge schadet. Rec. kennt aus langer Erfahrung vortreffliche Jugendlehrer, die auch über den Menschen und seine körperliche Natur ihre Schüler sehr gründlich unterrichten, und dadurch gewiss vielen Nutzen stiften, die aber ohne Nachtheil für sich selbst und ihre Jugend eine so specielle Kenntniss einzelner anatomischer Gegenstände, wie in diesem Buche, z. E. in dem 3ten Abschnitte in der ausführlichen Nachricht von einzelnen Knochen vorkommen, entbehren und sie gern denen überlassen, zu deren eigentlichem Hauptstudium sie mehr gehört. Einer der besten Abschnitte ist der pathologische. Man muss es wünschen, dass auch unter den Menschen der niedern Stände ein gewisses Maass von Kenntnissen dieser Art zur Verhütung mancherley körperlicher Uebel, oder auch zur rechten Behandlung derselben, zumal in solchen Fällen, wo die Hülfe eines Arztes nicht sogleich zu erlangen ist, aber keinesweges zur *gelehrten* Quacksalberey, deren Nachtheil der Vf. in der Vorrede zwar sehr richtig, jedoch mit etwas einseitiger Beurtheilung der Verdienste unsrer Schriftsteller in der Volksmedicin schildert, mehr ausgebreitet und benutzt werden möge.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. März 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

London, b. Kearsley: *An History of the Christian Church, from the earliest periods to the present time,* by *G. Gregory,* D. D. Joint evening preacher at the Foundling-hospital and *Curate* of St. Giles's, Cripplegate; Author of Essays historical and moral etc. in two Volumes. a new Edition corrected and enlarged. *Vol. I.* 1795. 540 S. *Vol. II.* 546 S. in 8. (4 Rthlr. 16 gr.)

Eine *Kirchengeschichte* als Lesebuch *für gebildete Christen* zu schreiben, war die Absicht des Vfs. Wäre hierzu eine fliesende Schreibart das einzige Requisit, so würde Gr. um den Peis zu kämpfen, ein Recht haben. Dagegen aber gehen ihm beynahe alle andere Erfodernisse ab, durch welche ein im edlen Sinn populärer Schriftsteller die Kirchengeschichte dem grösseren Publicum anziehend und nutzbar zu machen hätte. Hauptgesichtspunkte aufzufassen und nach diesen das minder wichtige dem ins Detail sonst nicht eingeweyheten Leser in unterrichtende Gemälde und Uebersichten zu ordnen, dies wäre zu einem solchen Zweck unstreitig das erste unentbehrliche; welches dem Vf. eben so unstreitig durchaus abgeht. Und wäre er auch fähig gewesen, solche leitende Ideen aufzufinden, und durch die Masse der Facten hindurch zu verfolgen, so ist seine ganze Darstellungsart so sehr das Gegentheil von der Kunst, das Auffallende und Merkwürdige durch eine treffende, gedrängte Erzählung herauszuheben, dass die besten Beobachtungen hier im Strom unwichtiger Thatsachen und halbwahrer oder allbekannter Reflexionen verloren gehen müssten. Statt der Kunst, die dem *gebildeten* Nichtgelehrten wissenswerthe Thatsachen unter allem dem, was mehr den Gelehrten interessirt, auszuwählen; übt er blos eine gewisse Fertigkeit, auszulassen, was vielleicht Anstrengung oder Langeweile erwecken möchte, und giebt dagegen hie und da ein Anecdötchen, wie es etwa Fleury entdecken half. Trifft er aber auf Lieblingsmeynungen (wie gleich anfangs die Ableitung aller heydnischen Mythologie aus den ältesten Sagen der Hebräer, nach *Bryants* Mythologie, jenem *incomparable treasury of ancient learning.* S. 12.) so ist selbst nicht einmal die Warscheinlichkeit, Langeweile zu verursachen, sein Maasstab. Die Neutestamentliche Kirchengeschichte muss bis zum Ursprung alles Polytheismus in der Sündfluth und bis zum Chaos hinaufsteigen, damit er seine Gelehrsamkeit auszugiessen Gelegenheit bekomme, wie dass *the venerable Patriarch Noah,* den man als Vater des neuen Menschengeschlechts geehrt habe, *daher als Schöpfer desselben* angebetet worden sey; („*He is evidently the Saturnus, the Janus, the Neptune, the Thoth, Hermes, Menes, Osiris, Zeuth, Atlas, Prometheus, Deucalion and Proteus of all the ancient fables.*") — wie dass ferner *Mentor* sey *the tower of Menes,* — dass *Furia* ist *evidently derivable from Phur, fire* (wenn gleich leider, dies Wort in dieser Bedeutung *evidently* nirgends existirt) kurz dass das ganze Heydenthum voll missverstandener Anspielungen auf die patriarchalische Geschichte sey, — und was dergleichen Evidenzen mehr sind.

Unbegreiflich ist es nach allen diesen Umständen, wie man inzwischen einen so äusserst mittelmässigen Versuch, die Kirchengeschichte ins gebildete, lesende Publikum einzuführen, in Deutschland zur Grundlage für eine Arbeit dieser Art, nachdem wir Spittler und Henke vor uns haben, vorschlagen oder annehmen konnte. Der sachkundigste und gewandteste Mann muss Kunst und Mühe verlieren, wenn er aus diesem Holz einen Apollo schnitzeln soll; oder es muss Gregory's Arbeit fast nirgends beybehalten werden. Und dann wäre es doch eine Schande für die deutsche Lesewelt, wenn der englische Name auf dem Titel zur Empfehlung einer andern und bessern einheimischen Ausarbeitung wirken sollte. Eine *Kirchengeschichte für Gebildetere* ist auch für Deutschland noch Bedürfniss. Aber nicht Gregorys Compilation kann uns dazu helfen, sondern ein eigener, seltener Mann, welcher nach einer genauen Kunde des Details, wie sie Plank oder Henke in den von ihnen ausdrücklich bearbeiteten Theilen der Kirchengeschichte beweisen, mit Spittlers Blick das einflussreichste sondere, sichte, und in einer Ordnung, welche Ursachen und Wirkung meist schon durch Stellung und Wendungen zu zeigen vermag, hervorrufe, zugleich aber auch mit dessen Kürze die Aufmerksamkeit solcher Leser, denen der *kirchliche grosse Lärmen um Nichts* leicht unerträglich werden müsste, immer durch vielumfassende Blicke ins Ganze, Winke des Menschenkenners, charakteristische Züge, treffende Gegensätze, partheylose, freymüthige Vergleichungspunkte nicht blos zu reitzen, sondern bis zur Belehrung, zu befriedigen verstehe; ein Mann endlich, welcher, sich festhaltend auf dem höheren Standpunkt der Humanität, jede einzelne Reihe von menschlichen Anstrengungen als ein Stück aus der Geschichte menschlicher Selbstbildung selbst zu schätzen und schätzenswerth zu machen wisse, nicht aber die ungeheure äussere und in-

nere

nere Thätigkeit so vieler ausserordentlicher Menschen, welchen eine chaotische Mischung von Vernunft und Aberglauben, moralisches Streben nach innen, hierarchisches Treiben nach aussen und metaphysisches oder mystisches Uebersteigen aller menschlichen Sphären, in der Kirche den Stoff zum Wirken darbot, wie gewöhnlich als die Geschichte menschlicher Thorheiten und Verirrungen in dem Tone dessen zur Schau stelle, der die Auftritte eines Tollhauses — gleichsam als der einzige Kluge darinn — zur Unterhaltung gebe.

Um Gr. als Kirchengeschichtschreiber für gebildetere Christen kaum mittelmäsig zu finden, bedarf es übrigens eines solchen Ideals gar nicht. Im Grunde ist seine ganze Eigenthümlichkeit — das Talent eines fliessend nacherzählenden Compilators. Als Compilator hat er einen eignen Kunstgriff gebraucht, seine Hauptquellen zu verbergen. Am wenigsten, sagt sogleich der Eingang seiner Vorrede, könne sich *the well-disposed Christian* aus dem *tedious and allmost unintelligible Work of Mosheim* über Kg. belehren; und doch ist gerade dieses „*eckelhafte und beynahe unverständliche Mosheimische Werk*" in mehrern Jahrhunderten des ehrlichen Gregory's einziger Führer und beynahe einziger Gewährsmann. Gerade dies, dass er blindlings diesem Werke nacharbeitete, war hinlänglich schon die *ganze Anlage* seines Buchs zu einer *Kirchengeschichte für die Lesewelt* völlig untauglich zu machen. Mosheims Methode, jedes Jahrhundert für sich abzuhandeln und dann wieder dessen Denkwürdigkeiten unter gewisse, immer gleiche Facher — vom Zustand des weltlichen Schauplatzes der Kirche — von guten, bösen Schicksalen derselben, — von ihren Lehrern und Häuptern — vom Kirchenregiment und Gebräuchen — endlich von den Feinden, den Ketzern, Schismatikern etc. — zu vertheilen, hat für den *gelehrten* Unterricht einige eigene Vortheile. Aber einen solchen zerstückelnden Plan auf ein Buch für die Lesewelt überzutragen, dies ist nichts als Beweis der sclavischen Nachahmungsgabe. Hat gleich Gr. die Mosheimischen 9 bis 10 Unterabtheilungen in drey Fächer gebracht, so ist doch im innern dieser 3 Abschnitte das Meiste nach Mosheimischer Anordnung zugeschnitten und blos aneinander gestückelt. Eine eigene nach Verschiedenheit des Stoffs verschiedene Folge, welche zu Erleichterung und Berichtigung der Uebersicht von Ursach und Wirkung so vieles wirkt, selbst anzuordnen, dies wäre das Mittel gewesen, oft *verständlicher*, als der, für den Sachkundigen übrigens sehr deutliche, Mosheim zu werden. Aber dies Mittel hat der Tadler unversucht gelassen. Vieles ist, gerade wenn Gr. wenigstens eine andere Ordnung der Materien zu machen sich genöthigt sah, hierdurch verworren und völlig unzusammenhängend geworden. Um nicht sogleich durch die Titel seines Fächerwerks, was er Mosheim schuldig sey, zu verrathen, macht er die Abtheilungen: 1) Allgemeiner Zustand der Kirche im . . Jahrhundert 2) Lehre, Regiment und Disciplin der Kirche 3) Secten. 4) Gelehrsamkeit und Gelehrte. Jeder sieht aber auf den ersten Blick, dass dies blos eine Variation der Mosheimischen für Gs. Zweck untauglichen Anordnung ist. Noch mehr entdeckt es sich durch die *Ausführung*.

Zwar im Anfang des Werks nimmt der Vf. sich noch etwas in acht, den Lesern nicht sogleich den Mosheimischen Faden in die Hand zu geben. Er beginnt sein Einleitungscapitel und erweitert überhaupt die Erzählung von den vier ersten Jahrhunderten mit manchem anderswoher geborgten Stoff. Mosheim selbst wird S. 14. das erstemal mit Widerspruch und eben so in der Folge entweder blos beyläufig oder dann genannt, wenn ihn G. in einer Kleinigkeit verbessern zu können glaubt. Dennoch lässt sich selbst unter diesen wenig verdienstlichen Abänderungen leicht entdecken, dass Mosheim immer die Grundlage war, an welche sich Gr. im stillen hielt. Nachdem er sich für seine Bryantische Ansichten des mythologischen Heydenthums einen Platz anticipirt hatte, ist er S. 14. da, wo M. anfängt. Paragraph für Paragraph kann man von da an bis S. 29. fortzählen, wie Ms. K. I. II. in Grs. erstes Kapitel übergegangen sind. Das Eigene des letztern besteht mit unter etwa in Bemerkungen, wie die Charakteristik: *the crafty, the accomplished Augustus;* — oder in übereilten Anticipationen, wie S. 22. in der Schilderung des Zustands der Philosophie bey Jesu Geburt schon von Gnostikern, die ein Pleroma geträumt hätten, vieles wissen will; oder in dogmatisirenden Behauptungen, z. B. dass eine solche Offenbarung, wie die von J. C. gerade damals *absolutely necessary*, und dass hinwiederum jener Augenblick seit dem patriarchalischen Zeitalter zu einer solchen Oeconomie der Gottheit der *einzig schickliche* gewesen sey. Dinge, welche denn freylich der feinerfühlende Mosheim nicht so genau gewusst hat! Hie und da finden sich auch Anmerkungen von *Henley*. Die erste bedeutende wäre S. 41. die Hinweisung auf eine in Portugall entdeckt seyn sollende Inschrift auf Nero's Christenverfolgung: *Neroni... ob provinciam latronibus et his, qui novam generi hum. superstitionem inculcabant purgatam.* Allein ist sie nicht der sprechendste Beweis von Unkunde in historischer Kritik? Kurz und gründlich hat Mosheim selbst schon diese vermeintliche Entdeckung in ihr Nichts zurückgewiesen. (Sec. I. P. I. c. V. §. XIV. not.) Dennoch tritt sie hier, wie ein eigener gelehrter Fund, wieder unter den historischen Quellen auf! — Den Zustand und die Lehre der ersten Kirche hat Gr. allerdings K. II. III. selbst geschildert; aber ohne einen Funken kritischen Geistes zu zeigen. Sein gebildeter Christ soll die Anekdoten von den Aposteln lesen, welche Gr. selbst *many fabulous stories* nennt, und dann muss er sich vorsagen lassen: *the union between the Father and Son they (the Christians of the primitive Church) considered as so strict and indissoluble, that in the language of divines they were described as consubstantial and coequal.* Wie — zum wenigsten — hochst ungenau dies letztere ausgedrückt sey, so, dass der ununterrichtete *well-disposed Christian* leicht glauben kann, diese theologische Nomenclatur stamme schon aus dem ersten Jahrhundert,

hundert, mögen wir kaum erinnern. Wir wollen an der Versicherung des Vfs. in der Dedication nicht zweiflen: dass er, obgleich ein Geistlicher der herrschenden Kirche, doch nichts aus Nebenrücksichten zu ihrem Vortheil geschrieben habe. S. 46. 47. bleibt er diesem Vorsatz in einem Hauptpunkte nahe, da er es blos als eine Streitfrage anführt: ob sogleich anfangs ein von den Presbytern verschiedenes Episkopat eingeführt gewesen sey. Dagegen ist ihm die grosse Zeitbegebenheit, dass eine Nation ohne herrschende National*kirche* (Gr. nennt dies freylich, wie gewöhnlich: national *religion*) existiren will, *the virtual abolition of — Christianity;* Auch erwartet er von der Einrichtung mehrerer Americanischen Provinzen, in denen Erziehung und Religionsunterricht vom Staate ganz gesondert ist, den Untergang von beidem. II Vol. S. 525. — Doch hält sich der Vf. in andern Fällen, worüber der Erfolg bereits mehr Licht verbreitet hat, mit einer lobenswürdigen Unpartheylichkeit an Grundsätze der Religionstoleranz. Die Behandlungsart der Dissentirenden im fünften Jahrhundert verwirft es als eine Folge von *detestable principles*. p. 235.

Die ersten Jahrhunderte hindurch, so weit die Aufmerksamkeit auf Entstehung der Dogmen und Kircheneinrichtungen den Theologen in die Kirchengeschichte hineinführt und so weit den Vf. besonders *Jortin* und *Lardner* begleiteten, bleibt seine Anhänglichkeit an Mosheim nicht immer gleich gross. Es ist vielmehr vieles von dessen Materialien ohne besondern Grund übergangen, die Ordnung oft geändert, manches weitläuftiger und zum Theil aus den Quellen erzählt. Nicht selten wird auch Gibbon benutzt. Von dem IX Jahrhundert an aber wird das Fortlaufen an Mosheims Faden desto sichtbarer und kann häufig von § zu §. gezeigt werden. Sogleich beym IX Seculum ist die Folge der §§.

bey Mosheim.	*bey Gregory.*
C. I. §. I. II. *Sueci, Dani, Cimbri conversi*	*Conversion of Jutland — of a Part of Sweden —*
III. *Bulgari, Bohemi, Moravi.*	*of Sclavonia,*
IV. *Sclavorum populi, Rutheni*	*of Russia,*
V. *Judicium de his conversionibus.*	*Mr. Gibbon's Sentiments concerning these conversions.*
C. II. §. I. *Saracenorum felicitas*	*Saracens conquer Sicily etc.*
§. II. III. *Normanni*	*Incursions of Northern Barbarians*
P. II. c. II. §. I. II. *Vita Clericorum pessima. Caussae horum vitiorum.*	*State of the Church and Clergy. Injudicious distribution of Praeferments.*
§. III. *Pontifices Romani*	*Manner of electing Popes.*
§. IV. *Fraudes Pontificum. Papissa Joanna.*	*Pope Ioan*
§. V. VI. *Favor Pontificum, in Francorum Reges.*	*Donations of Lewis, the meek. Dissensions in the Carolingian family*
§. VII. *Imperatores sacrorum jus eripi sibi patiebantur. Episcoporum auctoritas minuitur.*	*Increase of the Papal power from this and other Circumstances.*
§. IX. *Ficta documenta. Decretales epistolae.*	*Forgery of Decretals etc.*

So unverkennbar ist aber nicht blos die Ordnung, sondern auch das allermeiste der Ausführung in diesem und den nächsten der folgenden Jahrhunderte aus Mosheim (*the tedious and allmost unintelligible!*) Viele §§. sind fast blosse Uebersetzung. Dies geht bis auf wörtlich entlehnte Noten und Allegationen. Vgl. Gr. S. 464. und Mosh. P. I. c. II. §. I. n. *c*.) — Gr. S. 468. M. ib. P. II. c. I. §. II. n. *g*. et *h*. u. s. f. Inzwischen müssen wir auch zur Ehre von Gr. sagen, dass er, so weit wir beide verglichen, M. verstanden habe.

Der *erste Band* schliesst sich mit einem Appendix vom Hn. *Henley*, *On the vision of Constantine*. *H.* macht sehr richtig darauf aufmerksam, dass Eusebius in seiner Kirchengeschichte, wo er in eigenem Namen spricht, diese Anekdote ganz übergehe, in seinem Panegyrikus auf Constantin alsdann zwar dieselbe erzähle, aber so zu stellen wisse, dass man wohl sieht; nur der Einfluss des Kaysers auf diese Schrift habe ihn hiezu vermocht. Er giebt an, was der K. sogar *mit Schwüren* betheuert hatte (ὁρκοις πιςώσαμενυ τον λογον) Naiv setzt H. hinzu: *It was hard, that after Eusebius had been honoured with the Emperor's intimacy, he (the Emp.) could not be believed without swearing.* Kurz: Euseb. that aus Gefälligkeit gegen seinen Herrn und Wohlthäter so viel als ihm die Ehrlichkeit erlauben wollte. Er erzählt, was der K. betheuerte; aber mit Wendungen, welche andeuten, dass E. selbst nicht überzeugt war. Alles wird auf den erzählenden K. gelegt. ϰχ ἡμετερος δ'ὁ λογος αλλ αυτϰ παλιν βασιλεως. So sorgfältig ist Eus. seinen Gewährsmann anzugeben, damit man ihm nicht selbst Glauben an das Geschichtchen (das in sich selbst eine Menge Unwahrscheinlichkeiten besonders damals einschloss, da *nach mehr als 20 Jahren* Constantin es seinem Biographen zum Aufzeichnen *aus dem Gedächtniss* erzählte) zutrauen möchte. — Im §. XLVI. des *tr. de mortibus persecutorum* variirt mancher Umstand. Die späteren Erzähler schweifen ins wundersüchtige Declamiren aus. — Zunächst hat H. diese Abhandlung entgegengesetzt der *Diss. critique sur la vision de Constantin p. l'Abbé du Voisin*, weil diese neueste Vertheidigung des Mirakels *Gibbon* ungeprüft übergangen hatte. Nach dieser nicht ohne Scharfsinn und Kenntniss geschriebenen Abhandlung sollte man in der That einige der andern beygemischten Annotationen nicht dem nämlichen H. zutrauen. Wie S. 297. *Though written Henoticon in common, yet the H should be dropped, as ενω has no aspirate.!* — oder S. 424. *The conductor of this entreprise* (der Saracenen nach Spanien 714.) *was called Tarich, who having encamped on the eminence, which commands the bay of Cadiz, occasioned it to be named Gebal-Tarich, or the mount of Tarich, which by corruption is now styled Gibraltar.* Wie überflüsig fürs erste wären solche Anmerkungen, wenn sie noch so richtig wären, für eine der Lesewelt bestimmte Kirchengeschichte! Und nun — sind sie sogar das Gegentheil von Gelehrsamkeit. Kann man einem Engländer verzeihen, wenn er Gibraltar und Cadix verwechselt oder jenes an die Bay von Cadix setzt?

Der *zweyte Band* führt die Geschichte vom X Jahrhundert bis auf die neusten Zeiten. Bis zur Reformationsperiode dauert die Abhängigkeit von Mosheim am sichtbarsten fort. Hier wurde dann, was auch die Vorrede angiebt, Robertson excerpirt und (mehr nach landsmännischen Rücksichten, als nach dem Ebenmaafs des Ganzen) der Reformation von England, Schottland, Irrland, ein paar Kapitel besonders eingeräumt. Das *letztverflossene* Jahrhundert ist dem Vf. das *goldene Zeitalter Europaischer Literatur*. Vom 18 Jahrhundert folgen blofs 2 Kapitel. Unter der Aufschrift: *General state of the Church in this Century*, wird nichts als die Reihe der Päbste, die Aufhebung der Jesuiten und die Revolution in America ausgezeichnet. Wo bleibt die übrige Kirche, die nicht einmal ein Catholik übergehen würde? Im II Kapitel: *of the Sects, which have appeared in the* 18 *Century* wird nichts berührt als — *the Moravians. Methodists. Sandemanians. Dunkers. Shakers. Hutchinsonians. Baron Swedenborg. Modern Socinians. Universalists.* Alles noch überdies sehr kurz, ungeachtet gerade hier Erfüllung des Versprechens der Vorrede, die Sätze der verschiedenen Parthieen aus ihren Quellen darzustellen, vorzüglich nöthig gewesen wäre. Von eminenten Schriftstellern aus dem ganzen Jahrhundert wird gar nichts gesagt. Nicht einmal von den Verstorbenen. *For obvious reasons*, sagt S. 541. Das letzte Kapitel eilt zum Ende mit der Behauptung: „Keine Aenderungen *von irgend einer Bedeutung* scheinen in den angenommenen Formen der Religion während dieses Jahrhunderts statt gefunden zu haben. Folglich seyen nur noch die *vorzüglichsten* Seckten zu nennen.“ — Und diese vorzüglichsten sind dann keine als — die oben genannten? Der Vf. scheint Personen nachzuahmen, welche blofs in die Ferne sehen. Bis in die erste Entstehung des Heydenthums hinauf weifs er vieles. Je näher ihm die Begebenheiten rücken, desto weniger nimmt sein Auge auf. Und in Deutschland ist man gutmüthig genug, unter dem Namen eines solchen Ausländers eine Kirchengeschichte für die Lesewelt bearbeiten zu wollen, die, wenn wir selbst blofs Mosheim vor uns hätten, von dem, der das Bedürfnifs gebildeter Nichtgelehrten fest im Auge hält, unabhängig von Gr. weit besser verfafst werden könnte.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Gräff: *Ueber die vornehmsten mikroskopischen Entdeckungen in den drey Naturreichen*, nebst ihrem Einflufs auf die Vervollkommnung des menschlichen Geistes. Aus dem Französischen des Herrn *Senebier*. Mit Anmerkungen und Zusätzen von *Johann August Donndorff*. 1795. 216 Seiten in Octav.

Die Uebersetzung, welche sich ziemlich gut liefst, sollte schon 1788. erscheinen, der Uebersetzer zögerte aber damit so lange, dafs der Verleger diese Arbeit einem andern auftragen mufste; worauf er sie Hrn. D. übergab, sie mit Anmerkungen und Zusätzen zu bereichern. Die letztern nehmen fast die Hälfte des Buches ein, und sind für Liebhaber der Naturgeschichte durch die darinn enthaltenen kurzen Nachrichten von den vom Hn. S. angeführten Gelehrten, der genauen Angabe der Titel der genannten Schriften, Hinweisung auf die Quellen und weitern Erörterungen des gesagten, Bemerkungen der Linneischen Namen bey den angeführten Thieren und Pflanzen, und nur zu kurzen und zu wenigen Ergänzungen und Berichtigungen ungemein nützlich. Etwas mehr Vollständigkeit in Ansehung der angeführten Schriften und Schriftsteller (z. B. bey der Ochsenbremse ist die vorzüglichste Schrift darüber: Fischer Observ. de Oestro ovino et bovino nicht angezeigt), und statt der blofsen Titel einige Angabe des darinn abgehandelten würde diesen Anmerkungen gröfsern Nutzen und Werth, und noch mehr Vorzüge vor dem Originale gegeben haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Gotha*, b. Ettinger: *Der Maykäfer und seine Larve ökonomisch betrachtet, nebst den Mitteln ihre schädlichen Wirkungen zu mindern*, von *Christian Jakob Gensler*. 1796. 4 Bog. 8. (3 gr.) Von dem Schaden dieser Insecten, imgleichen von dem Nutzen, den man allenfalls als Schweinfutter und Dung daraus ziehen kann, und von den wirksamsten Vorkehrungsmitteln, ihre zu grofse Anzahl zu *vermindern*, (denn Thiere der Art ganz zu *vertilgen*, ist menschlichen Kräften unmöglich, streitet auch gegen den Plan des weisen Schöpfers, da wir zu kurzsichtig sind es einzusehen, welchen unerkannten Nutzen Dinge dieser Art in der grofsen Kette der Wesen haben,) ist hier sehr gut und belehrend gehandelt, und es wäre zu wünschen, dafs die hier mitgetheilten Vorschläge ausgeführt würden. Der Vf. will der Larve nur eine vierjährige Dauer in der Erde zugestehen, da andre ihr eine Zeit von sechs bis sieben Jahren zu ihrer Verwandlung geben. Es kommt hier indessen wohl auf Klima, Witterung und Boden an, wodurch die Reife aller Insekten begünstigt oder verspätet werden kann. So kann man z. B. die Larven mehrerer Insecten, die man den Winter hindurch mit Vorsicht im warmen Zimmer erhält, weit eher als in ihrem natürlichen Zustande zur Vollkommenheit bringen. Merkwürdig ist die alte Bauernregel, die Rec. schon mehrere Jahre bestätigt gefunden: wenn viel Käfer sind, so wird ein gutes Erbsen Jahr. Die Fruchtbarkeit der Witterung hat also allerdings auch auf das Gedeihen der Käfer Einflufs.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. März 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Supprian: *Gamaliel*, oder *über die immerwährende Dauer des Christenthums* zur Belehrung und Beruhigung bey der gegenwärtigen Gährung in der theologischen und politischen Welt, von M. *Fr. A. L. Nietzsche*, Prediger zu Wollmerstädt in Thüringen. 1796. 340 S. 8. (20 gr.)

Die Veranlassung zu dem Titel ist Ap. Gesch. 5, 34 ff. Die Schrift selbst hat 3 Abschnitte: 1) In wie fern das Christenthum immer dauern werde, 2) die Gründe der immerwährenden Dauer, 3) was wir zur immerwährenden Dauer des Christenthums beytragen können und müssen. In der Einleitung werden dreyerley verschiedene Begriffe vom Christenthum angegeben: a) die Schriften des N. T.; b) alle dogmatische Erklärungsarten und Meynungen, gottesdienstliche Gebräuche und Ceremonien, welche von dieser oder jener kirchlichen Parthey angenommen worden; c) alle die vortrefflichen Lehren, Grundsätze und Vorschriften, Tröstungen und Verheissungen, die wir Christo zu verdanken haben. Auf alle diese verschiedenen Begriffe nimmt der Vf. Rücksicht, und erklärt im ersten Abschnitt, dass er nicht von a) und b), (wo unter weitläuftigen Digressionen gezeigt wird, was diese Dinge bisher für grosse Veränderungen erlitten hätten, und in Zukunft vielleicht noch erleiden könnten,) sondern nur von c) die immerwährende Dauer behaupten wolle. Hier wird zuerst das Wesentliche des Christenthums mit den Worten des sel. Zollikofers aus dessen nach seinem Tode herausgekommenen Predigten B. III. X. S. 137., welchen der Vf. nur noch eine ausdrückliche Erklärung über die Gottheit Christi, über die Causalverbindung zwischen dem Tode Christi und der Vergebung unsrer Sünden und über den Gnadenbeystand des heil. Geistes beyfügen zu müssen glaubt, vorgelegt, und sodann S. 101. behauptet: davon könne und werde nie etwas verlohren gehn; darinn könne und werde nie etwas verändert werden, nicht durch noch so viele Revolutionen in der physischen und moralischen Welt, durch den bis ans Ende der Welt vielleicht fortgehenden Streit zwischen Licht und Finsterniss, zwischen Tugend und Laster, selbst wenn man aufs neue dem menschlichen Geist durch Concilien und Synoden, durch symbolische Bücher und Religionsedicte Fesseln anlegen werde. Das alles werde dem oben beschriebenen Christenthum *nicht den geringsten* Schaden thun, *uns* die wahre göttlichbeglaubigte Religion Jesu *auf keine Art* entreissen können etc. Die im zweyten Abschnitt angeführten Gründe dieser Behauptung sind nun: a) die innere Vortrefflichkeit des Christenthums, (welche apologetisch gezeigt wird;) b) die glückliche Lage, worinn sich jetzt das Christenthum, in Ansehung der äussern Umstände desselben befindet. (Es ist in allen Welttheilen bekannt, und wird immer weiter ausgebreitet. Allenthalben Kirchen und Schulen. Die Bemühungen der Theologen und Prediger, das Christenthum in seinem ursprünglichen Glanze darzustellen. Die allmähliche Annäherung der Muhamedaner und Juden. Selbst die feindseligen Angriffe gereichen dem Christenthum zum Vortheil; sie zeugen von einem Interesse, welches man an der Sache findet, dienen zu einer grössern Läuterung und Befestigung, oder die Einwürfe sind schon oft vorgebracht und widerlegt, die meisten Verfasser solcher Schriften sind unwissende schlechte Menschen); c) der Wille Gottes, seine Fürsorge und Mitwirkung, und die Verheissung Christi Matth 16, 16. „Das Christenthum," heissts hier unter andern S. 209. „kann da seyn, beglücken, weise machen, bessern, wenn es gleich Tausende nicht wissen, dass sie „diese Wirkung der Religion Jesu zu verdanken haben." Selbst die jetzigen politischen Revolutionen sieht der Vf. als Vorbereitung zu der beglückenden Ausbreitung des Christenthums an. Wo es auch in einem Lande ganz abgeschafft wird, da kommt es doch in einer liebenswürdigern Gestalt wieder u. s. w. Dritter Abschnitt. Viel fromme Wünsche, Bitten und Rathschläge, die Schriftsteller, Consistorien, Prediger, Schullehrer, auch die weltlichen Herren, Regenten, Bedienten und Beamten betreffend.

Man findet in dem Vf. den gutmüthigen Mann und liberalen Theologen, der mit den Kenntnissen seines Zeitalters fortgerückt ist, wenn er auch vielleicht gleich viel sehr Bekanntes für eine gewisse Classe von Lesern vorbringt; dem die Sache des Christenthums am Herzen liegt, und der in dem selbst erfahrnen und empfundnen Werthe desselben die Ueberzeugung von der immerwährenden Dauer desselben gefunden hat, die er hier gern auch andern mittheilen will. Würde indess Rec. gefragt, ob er glaube, dass durch diese Schrift in Ansehung der Hauptsache viele denkende Zweifler und Gegner beruhigt und widerlegt werden könnten? so müsste er diese Frage, seiner Empfindung nach, verneinen. Dies aber wohl hauptsächlich wegen der Natur der Sache, die gar keines eigentlichen Erweises fähig, sondern nur eine Sache des Glaubens und der Hoffnung ist. Alles, was durch

durch die angeführten Gründe etwa ausgemacht feyn möchte, ist: es fey wahrscheinlich, dafs das Christenthum sich nie ganz von dem Erdboden verlieren, immer irgendwo in lauterer Gestalt feyn werde. Da aber Erfahrung und Geschichte unwiderleglich zeigen, dafs es doch von einem grofsen Theile der Erde ganz wieder habe entweichen und in andern so entstellt werden können, dafs es nicht mehr ein Gut für die Welt blieb, fondern ein Uebel wurde; was ist damit zur Beruhigung für uns und unsre Nachkommen gewonnen? Insbesondre, wird unstreitig mancher fagen, ist die jetzige angeblich glückliche Lage des Christenthums von dem Vf. mit der Einbildungskraft eines Liebhabers geschildert. Zu geschweigen, dafs dadurch, das, was er felbst in der Einleitung über die jetzige mifsliche Lage des Christenthums fagt, kaum aufgewogen wird, so hat er folgenden Gesichtspunkt ganz umgangen: das Christenthum ist unstreitig, der Absicht feines Stifters nach, ein Institut, eine eigentliche gesellschaftliche Anstalt, um mit gemeinschaftlich wirkenden Kräften die christliche Lehre, als eine göttliche Lehre, zu erhalten und auszubreiten, und eben dadurch fowohl, als durch eine eigentliche gesellschaftliche Disciplin, Reinigkeit der Sitten und Tugend zu bewirken und zu befördern. Soll man nun fagen können: das Christenthum dauert an einem Orte, oder in einem Lande; so mufs doch eine eigentliche Verbindung der Bekenner Statt finden, die nicht allein wirklich für wahr halten, was das Christenthum als wahr lehret, fondern auch jenen Zweck stets vor Augen haben, und wirklich darauf hinarbeiten. Diejenigen wenigstens, welche diesen Zweck gar nicht wollen, oder ihm gerade zu entgegen arbeiten, müssen von der Gesellschaft, es fey auf welche Art es wolle, ausgeschlossen dargestellt werden. Was zeigt sich nun dagegen jetzt? Unstreitig eine fast gänzliche Auflösung und Desorganisation dieser Verbindung. Bey weitem der gröfste Theil der denkenden Köpfe hält das Christenthum für eine blofs menschliche, mit allerley Erdichtungen und Täuschungen verbundne, Erfindung, sieht dies auch schon als eine Sache an, die sich unter Leuten von Verstand von felbst verstehe. Er schämt sich daher einer nähern Verbindung mit der Kirche. Der äufserliche Cultus beleidigt feinen Scharfsinn und feinen Geschmack; giebt ihm einen scheinbaren Vorwand, sich demselben ganz zu entziehen, oder wenn er allenfalls noch dann und wann daran Theil nimmt, so geschieht es mit der Erklärung: um des Exempels willen. Die ganze Anstalt bleibt alfo ein blofses Behelfmittel zur vermeyntlichen Cultur des fogenannten gemeinen Mannes, wird, als folches, noch manchmal von Regenten und Staatsmännern gepflegt. Da aber der aufgeklärtere und vornehmere Theil deutlich genug zu erkennen giebt, er fey über das Institut erhoben, so ist der gemeine Mann längst klug genug, dieses zu merken, und sieht die Trennung feiner Verbindung mit der Kirche als das sicherste Mittel an, sich jenen zu nähern. Noch verderblicher als diese eben beschriebene Classe von Christen, die wegen der Sitten den Vorzug verdient, ist dem Christenthum die unbeschreiblich grofse Anzahl systematisch immoralischer, und die äufserste Nichtswürdigkeit ihrer Gesinnungen und Handlungen mit einem äufserlich schönem Anstrich bedeckender Menschen, welche, bey beybehaltener äufserer loser Verbindung mit der Kirche, den Zweck derselben untergraben. Indem die Kirche jetzt nichts mehr für die Zucht und Besserung dieser Mitglieder thun kann, fondern sie in ihrem Schoofse nähren mufs, zerstört sie eben dadurch allmählich sich felbst. Endlich wirken diejenigen, welche dem Christenthum, so wie aller Religion und christlichen Verbindung, Hafs und Untergang geschworen haben, in unsern Tagen ja glücklich genug das ihrige. Jene innige Verbindung und das thätige Mitwirken aller einzelnen Mitglieder zur Erreichung des Zwecks, die genaue Beziehung, die Tendenz der Religiosität und Tugend der Einzelnen auf die Gesellschaft, welche doch wohl unläugbar zu dem Wesen des Christenthums gehört, existirt daher jetzt schon wirklich eigentlich nicht mehr. Wollte man fagen: ein folches Christenthum habe auch vorher niemals wirklich existirt; so konnte es doch durch die Festigkeit der gesellschaftlichen Verknüpfung feinen Zweck immer eher, auch ohne deutliches Bewufstfeyn und absichtliches Streben der einzelnen Mitglieder, erreichen, und sich dem Ziele der Vollkommenheit eher nähern, als jetzt beym allmählichen Dahinsinken in eine gänzliche Auflösung. Das Christenthum, als Institut betrachtet, bestehet jetzt sichtbarlich in nichts weiter, als in dem fogenannten öffentlichen Gottesdienst und dem dürftigen christlichen Religionsunterricht für die Jugend. Scheint diesen Dingen auch hier und dort einmal ein vorzüglicher Religionslehrer, oder ein glückliches Zusammentreffen und Wirken mehrerer derselben, oder allenfalls ein religiöser Fürst oder Minister, Einführung besserer Liturgieen, Gesangbücher u. dgl. ein neues Leben zu geben; so wird doch dieses bald durch den Genius der Zeit, der ihnen unüberwindlich abgeneigt ist, wieder getödtet. — Welches sind nun die Gründe, die da erwarten lassen, es werde dieser bisherige anscheinend unaufhaltsam fortrückende Gang der Dinge bald einmal eine ganz andre Wendung nehmen, es werde eine folche Umkehrung der Denkungsart des Zeitalters, im Allgemeinen erfolgen, vermöge welcher zuvörderst die Weisen und Guten, und durch sie diejenigen, welche sich nur nach Exempeln zu richten fähig sind, fest überzeugt werden würden: der höchste Zweck der Menschheit könne nur durch eine kirchliche Verbindung, nicht durch blofsen Fortgang der Aufklärung, oder durch eine blofs politische Erziehung bewirkt werden, das Christenthum fey eine zu dem Ende von Gott felbst gemachte Anstalt, und jeder fey zu gleichem Theil zur gewissenhaftesten Beobachtung der Pflichten, welche ihm die kirchliche Verbindung auflegt, verbunden? — Das alles gehört wefentlich zum wahren Christenthum, von dem man wohl unmöglich fagen kann, es daure immer, oder fey da ganz, wo die Lehren desselben von vielen oder wenigen

er-

erkannt werden, und für diese Grund der Beruhigung und Antrieb zum Guten werden. — Diese Gründe hätte der Vf. vorführen und durch sie Ueberzeugung hervorbringen müssen. Es würde sich aber auch dann wohl nur ergeben haben, was sich aus der ganzen Schrift ergiebt, dass sie nirgends anders zu finden sind, als in dem Glauben und in der Hoffnung.

RECHTSGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. M., b. Andreä: *Merkwürdige Reichshofrathsgutachten, mit Gesichtspunkten für den Leser.* Vierter Theil. 1795. 352 S. 8. (1 Rthlr.)

Auch unter dem Titel:

Merkwürdige Reichshofrathsgutachten zur Erläuterung des Westphalischen Friedens.

Der Herausg. dieser vor der Hand zu Ende gehenden Sammlung, scheint entweder die Quelle *neuer* R.Hofrathsgutachten erschöpft zu haben, oder davon nicht mehr öffentlichen Gebrauch machen zu dürfen. Denn er geht nunmehr auf einmal in das vorige Jahrhundert zurück, und zwar blofs auf diejenigen Gutachten, welche dem Kaiser Ferdinand III über die Einleitung der westphälischen Friedenshandlungen, von den dazu deputirten Reichshofräthen erstattet wurden. Allerdings eine sehr schätzbare Nachlese für den Publicisten und Geschichtschreiber, welche dadurch in den Stand gesetzt werden, die bereits bekannten Verhandlungen jenes wichtigen Friedensgeschäfts, noch mehr zu erläutern, und die Gesinnungen des Kaisers und seiner Räthe kennen zu lernen. Diese Gutachten sind folgende: I. Der deputirten Räthe ferneres Gutachten über die Beschwerden der Protestirenden *quoad militaria, politica et juridica*, wie auch auf die bey den Friedenstractaten zu Münster und Osnabrück eingekommene neue *gravamina*. II. Gutachten über die von den Gesandten zu Osnabrück am 28sten Dec. 1645 überschickte Beschwerde der Protestirenden. III. Votum der deputirten Räthe über der kaiserl. Gesandten eingeschickte unterschiedliche Relationes, der Franzosen und Schweden ausgehändigte Replicas betreffend. 15. Febr. 1646. IV. *Votum ulterius, lectum sacrae caes. Maj.* Lincii 15. Febr. 1646. V. *Votum in puncto satisfactionis coronarum* d. 22. Febr. 1646. VI. Gutachten *in puncto amnestiae.* VII. Gutachten über das Schwedische Project vom 21. u. 28. März 1647. VIII. Gutachten auf der Gesandten-Relation vom 20. May 1647. IX. Gutachten über das Schwedische *instrumentum pacis.* X. Gutachten, die Kurbayerische Tractation, wegen Reconjunction der anvertrauten Reichsvölker betreffend. 1647. XI. Resolution und fernere Instruction an die kaiserlichen Gesandten, 1647. XII. Der kaiserl. Abgesandten zu Osnabrück Gutachten über der kathol. Stände Bedenken *super instrumento pacis* 1647. XIII. *Conclusa consilii arcani super instrumento pacis caesareano-suecico.* XIV. *Annotationes* und Erinnerungen zu der Hrn. katholischen Stände Bedenken über das *instrumentum pacis.*

Unter diesen ist das I. V. u. VIte Gutachten vorzüglich merkwürdig. Das erste bezieht sich auf ein vorhergehendes, hier nicht befindliches *Votum quoad ecclesiastica*, und handelt daher nur die Beschwerden der Protestanten *quoad militaria, politica et juridica* ab. Die Beschwerden über das Justizwesen betreffen hauptsachlich die verlangte Besetzung beider höchsten Reichsgerichte mit Mitgliedern aus beiderley Religionsverwandten und die Klagen über das bisherige ungleiche Verfahren dieser Gerichte, und des kaiserl. Hofgerichts zu Rothweil. Dabey werden dreyerley Mittel zur Unterhaltung des Reichshofraths vorgeschlagen: 1) ein allgemeiner Reichszoll; 2) Römermonate; 3) Reichshofrathszieler, mit der allerdings richtigen Bemerkung, dass die Stände, ohne ein Präsentationsrecht, sich dazu nicht verstehen würden. Bey jedem gutachtlichen Punkt steht die darauf ertheilte kaiserl. Resolution. Das Gutachten *in puncto satisfactionis coronarum* lautet besonders sehr heftig gegen Frankreich, dessen Vergrösserungssucht sehr lebhaft geschildert wird. Es heisst daselbst S. 121.: „Die Krone Frankreich schäme sich keiner un„rechtmäfsigen Mittel, *serere et fovere seditiones et* „*rebelliones subditorum erga legitimos dominos, com*„*mittere inter se vicinos, assistere acatholicis contra ca*„*tholicos, quinimo christianitatem ipsam ja*„*ctare, et Turcis objicere, non obstantibus ullis pa*„*ctis, juramentis, vel transactionibus.*“ (Sehr passend auch auf die heutigen Grundsätze des republicanischen Frankreichs!) Mit unter sind auch die Rathschläge und Bewegungsgründe sehr elend, z. B. (S. 117.): „Man solle den französischen Gesandten vor„stellen, dass das Reich *in continua possessione jurium* „*suorum* bis auf den letzten Krieg verblieben sey; „man solle ihnen auch die androhende Gefahr mit „den Türken zu Gemüthe führen, und sie dadurch „zu besseren Bedingungen bewegen (!!)“

FRANKFURT a. M., b. Andreä: *Pragmatische Interregnums-Geschichte*, besonders des Reichs-Erz-Kanzlariats, vom Jahre 1790.; aus den Originalurkunden, mit staatsrechtlichen Betrachtungen, (und XXXVII Beylagen), von *Joh. Rich. von Roth.* 1794. 184 S. 8 (12 gr.)

Der Vf., (bekanntlich Kurmainzischer Hof- und Regierungsrath, und Professor des deutschen Staatsrechts,) liefert hier eine kurze systematische Darstellung des kurmainzischen Benehmens, während des vorletzten Interregnums von 1790, und betrachtet solches nach den verschiedenen Gegenständen, mit welchen das Erzkanzleramt in solchem Fall gewöhnlich zu thun hat, wohin besonders die Angelegenheiten des Reichshofraths, des Reichskammergerichts, der beiden Reichskanzleyen, der Plenipotenz in Italien; die Verkündigung an die Kurhöfe und Besorgung des Wahlconvents, gehöret. Beyläufig kommt auch die kaiserl. Büchercommission und das Reichspostwesen in Betrachtung. Am meisten verweilt der Vf. bey den

den mit den Reichsverwefern, und infonderheit mit Kurpfalz, vorgefallenen Streitigkeiten in Betreff a) des Rechtes, Commiffarien zu den Bifchofswahlen zu fchicken; b) der unmittelbaren Verfügungen an den Reichsvicekanzler; c) der Vergebung eröffneter Reichslehne; d) des, von der rheinifchen Vicariats-Hofgerichts-Kanzley angenommenen Namens einer Reichskanzley; e) des von dem rheinifchen Vicariat ebenfalls behaupteten Rechts der erften Bitte; f) der Verabfolgung der Reichshofrathsacten an die Vicariatsgerichte; ob nämlich deshalb, nach dem Kurmainzifchen Verlangen bey jedem einzelnen Fall eine befondere Anzeige zu thun fey? — Die Gefchichte des Reichstags während des Zwifchenreichs und die diesfeits zwifchen den Reichsverwefern und Kurmainz vorgefallne Auftritte werden übergangen, und der Lefer lediglich auf die *Reuffifche* Staatskanzley verwiefen. Die Schritte der Reichsverwefer bey jenen Vorfällen, werden insgefammt als eben fo viel verfaffungswidrige Anmafsungen gefchildert, und jeder kurmainzifche Schritt mit Lobeserhebungen überhaupt, welches man von einem kurmainzifchen Diener nicht anders erwarten kann. Der Vortrag ift übrigens deutlich und fyftematifch; bey jedem Punkt wird zuerft das *Rechtliche*, und fodann das *Factifche* abgehandelt. Die XXXVII *Beylagen* betreffen hauptfächlich die Correfpondenz wegen der Vicariatsfigille und Titulatur; die von den Reichsverwefern behauptete Beftätigung des Kammergerichts; die Befchickung der Eichftädtifchen Bifchofswahl durch rheinifche Vicariatscommiffarien; die von eben diefem Vicariat unternommene Wiederverleihung eröffneter kleiner Reichslehne; und die von beiden Vicariatsgerichten verlangte Auslieferung der Reichshofrathsacten.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Leipzig*, gedr. b. Sommer: *Meditationes quomodo juvenes jurisprudentiae fe deftinantes jam in fcholis ad ftudiorum rationem recte inftituendam fint praeparandi.* 1793. 51 S. 8.

2) *Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: *Vorkenntniffe für Anfänger in der Rechtsgelahrtheit*, von *M. F. Crufius*. 1795. 48 S. 8.

3) *Leipzig*, b. Griesbammer: *Propädevtick, Encyclopädie, und Methodologie der pofitiven Rechtswiffenfchaft* — Für feine Zuhörer herausgegeben von D. *Karl Chriftian Kohlfchütter*, des fächf. Rechts öff. Lehrer zu Wittenberg. 1797. 44 S. 8.

Drey Schriften ähnlich dem Gegenftande nach, aber fehr verfchieden in Ausführung und Werth. Nr. 1. enthält eine Anzahl an einander gereihter Chrieen über den Nutzen der Gefchichte, der lateinifchen Sprache, der Alterthümer, der griechifchen und deutfchen Sprache, der Logik, der allgemeinen und juriftifchen Encyklopädie. Der Vf. bleibt faft immer im allgemeinen, und vollends an neue, feine oder tiefeindringende Bemerkungen ift gar nicht zu denken.

Von der Unwiffenheit, mit der Nr. 2. aus einem Collegienheft compilirt ift, und von der Oberflächlichkeit und Ungleichförmigkeit der ganzen Behandlung, deren eigentlicher Zweck kaum anzugeben ift, kann man fich keinen Begriff machen, ohne das Buch felbft einzufehen. Indeffen wollen wir verfuchen, ein paar kleinere Beyfpiele auszuheben. — Die ganze Jurisprudenz theilt der Vf. in das *natürliche* Recht, das *pofitive bürgerliche* Recht, und das *Staatsrecht* mit noch feltfamern Unterabtheilungen. Beym allgemeinen Staatsrecht, das nicht unter das natürliche Recht, fondern unter das Staatsrecht geordnet ift, heifst es: „Von diefem ift das *Völkerrecht* unterfchieden, welches nichts *anders*, als das natürliche Recht ift, das ein Staat gegen den andern zu beobachten hat." — (S. 11.) „Die befte Ausgabe (vom Corp. J. Civ.) ift von Simon *von Leuwen* mit Gothofredi Anmerkungen Amft. 1663. kl. Fol. *und* auf dem Titelblatt mit vier gefchlungenen Händen." — S. 30. heifst es: „*Allgemeine*, in ganz Teutfchland Gefetze hat es vom (?) teutfchen Rechte *nie* gegeben," und S. 31.: „In neuern Zeiten giebt es aber wirklich allgemeine teutfche — Gefetze. Im Anhange findet fich eine Literatur für Anfänger; in welcher z. B. zu dem Naturrecht blofs *Heineccius* und *Achenwall* empfohlen find.

Nr. 3. dagegen ift mit einer fo ausgezeichneten Sachkenntnifs und einer folchen verftändigen Wärme für den Flor der Wiffenfchaft und für richtige und gewiffenhafte Anwendung derfelben gearbeitet, dafs es wirklich kaum mit den vorigen Schriften zufammengeftellt werden follte, wenn nicht die Aehnlichkeit des Gegenftandes die Veranlaffung dazu gäbe. Des Vf. Gang im Ganzen ift zu folchen Einleitungsvorlefungen gewifs der einzig zweckmäfsige. In der *Propädevtik* zeigt er die Entftehung der Begriffe vom pofitiven Recht, natürlicherweife durch die Beftimmung des *Rechts* im allgemeinen, und des *Naturrechts* insbefondre. Diefe ganze Ausführung giebt lauter Refultate der kritifchen Philofophie, ift klar und in der Hauptfache gewifs befriedigend. Vielleicht werden einzelne Vorftellungen dem Vf. felbft nach einiger Zeit nicht mehr Genüge leiften. Er könnte wohl z. B. künftig die unmittelbare Anwendung der *Würde des Menfchen* als Grundlage alles Rechts in den Anfangsvorlefungen zu abftract finden; es dürfte ihm leicht die Hn. *Mellin* nachgebildete Beftimmung eines Rechts (S. 8.: es fey „die in einem Gefetze gegründete *Anfoderung* „des Menfchen an andre, Achtung für feine Würde durch die „äufsern Handlungen zu beweifen") nicht mehr dem Sprachgebrauche gemäfs fcheinen, wenn er einmal verfuchen wollte, diefe Definition an die Stelle des Ausdrucks *Recht* in einzelnen Formeln zu fetzen u. f. w. Denn Hr. *K.* ift gewifs nicht zu den vielen neuern Philofophen zu rechnen, die diefen Prüfftein des Sprachgebrauchs verachten, weil fie gern Gefetzgeber in der allgemeinen Sprache feyn möchten, wozu fie doch nicht berufen find. Dagegen fehlt es an andern trefflichen Bemerkungen nicht, wozu wir vorzüglich eine fehr fruchtbare (S. 17.) rechnen, dafs nämlich nicht alle pofitiven Gefetze Rechtsvorfchriften feyen. — Die *Encyklopädie* giebt den Zufammenhang der pofitiven Rechtswiffenfchaften an. Auch hier find wieder belehrende Fingerzeige, z. B. dafs die praktifche Rechtsgelahrtheit nicht mit der Praxis der Rechtsgelahrtheit zu vermifchen fey (S. 22.), die nämlich oft nur als Kunft zu betrachten ift. Doch entfpricht diefer Abfchnitt der Abficht der Schrift vielleicht am wenigften. Das ganze pofitive Recht theilt Hr. *K.* in *Völkerrecht*, *Staatsrecht* und *Privatrecht*, und bemerkt richtig, dafs fo viele unnütze Abfonderungen andrer Rechte gemacht feyn, die doch unter jene Hauptclaffen gehörten. Wie aber z. B. (S. 30.) die Materialien des *peinlichen* Rechts theils im Staatsrecht, theils im Privatrecht enthalten feyn follen, begreifen wir nicht. Die Hauptfrage deffelben geht keins von beiden an, zumal nach der Beftimmung des Vf. vom Privatrecht (S. 30.) — Die *Methodologie* fpricht von den Hülfswiffenfchaften und der Studierart zweckmäfsig und eindringlich, faft mit zu viel Wärme für ein Compendium, fo wenig diefe auch irgend einen Anftrich von Empfindeley hat. Dafs es nicht „eine Kunft fey, welche *Anleitung zur juriftifchen Praxis* genannt wird," (S. 39.), wird dem Vf. bey nochmaligem Ueberlefen fogleich auffallen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 16. März 1797.

PHILOLOGIE.

OXFORD, a. d. Clarendonischen Druckerey: Πλουτάρχου τοῦ Χαιρωνέως τὰ Ἠθικά. *Plutarchi Chaeronensis Moralia*, id est, *Opera, exceptis vitis, reliqua.* Graeca emendavit, notationem emendationum, et latinam Xylandri interpretationem castigatam, subjunxit, animadversiones explicandis rebus ac verbis, item indices copiosos, adjecit *Daniel Wyttenbach*, Hist. Eloqu. Litt. gr. et lat. in illustri Athen. Amstelod. Professor. *Tomus I.* 1795. CLXXII S. Prolegomena, 974 S. Text, in Quart, (oder *Tomi I. Pars I.* CLXXII. 1—478 S. *Tomi I. Pars II.* 481—974 S. in Octav.) *Tomus II.* 1796. 1023 S. in Quart, (oder *Tomi II. Pars I.* 1—571 S. *Tomi II. Pars II.* 573—1023 S. in Octav.)

Nur selten tritt ein kritischer Herausgeber der Alten ausgerüstet mit einem so vollständigen und ergiebigen Apparat kritischer Hülfsmittel auf, dass dadurch die Kunst selbst, welche er übt, nicht bloss beschöniget, sondern wahrhaft erleichtert und gefördert *wird:* noch seltener findet man da, wo der Zufall den Herausgeber durch reichliche Mittheilung äusserer Subsidien begünstigt hat, die wünschenswerthere Begünstigung der Natur durch Verleihung jenes kritischen Geistes, welcher allein, in glücklicher Harmonie mit einer ausgebreiteten und aus den Quellen geschöpften philologischen Gelehrsamkeit, die an sich geringfügige Beschäftigung mit Schreibfehlern oder Varianten veredelt, und die Kritik über den Vorwurf einer niedern Spielerey mit Sylben und Worten emporhebt: am seltensten aber nimmt man jetzt, in den Tagen bequemer Compilirsucht und oberflächlicher Zerstreuung den Fall wahr, dass nächst der Erfüllung jener beiden, zur Feststellung des Textes unerlasslichen Bedingungen, auch dem dritten Erfodernifs eines ausdauernden Fleisses in Ausspähung aller, oft sehr verborgenen kritischen Daten, einer unermüdlichen Beharrlichkeit im Sichten und Verarbeiten des gesammelten Stoffes und einer oft erneuerten Prüfung des Wahren und Falschen völlige Genüge geschieht; so leicht man auch begreift, dass nur auf diesem Wege das Unternehmen, eine neue Recension des Textes ohne Willkühr, nach sicherer Norm und festen Grundsatzen, zu begründen, mit dem erwünschten Erfolge gekrönt werden kann. Indess gebührt, um von früheren Zeiten zu schweigen, dem letzten Decennium unsers Jahrhunderts vorzüglich auch der Ruhm, ein paar Muster aufgestellt zu haben, welche in allen drey vorerwähnten Hinsichten die Foderungen der Kunst und die Erwartungen der Kunstrichter fast ohne Ausnahme befriedigen. Der deutsche Herausgeber des Homerus und der holländische *Sospitator* des Plutarchus stellen uns ein paar solche Beyspiele vor Augen, welche, bey Erwägung der grofsen und mannichfaltigen Schwierigkeiten, die durch anhaltenden Eifer zu besiegen waren und glücklich besiegt worden sind, unsere Bewunderung und Dankbarkeit in demselben Grade verdienen, in welchem sie jene dreisten und voreiligen Editoren, von denen eine strenge, auch bey anscheinenden Kleinigkeiten ernsthaft verweilende, Kritik entweder vornehm verachtet oder schlau umschlichen wird, mit Beschämung erfüllen und selbst der zujauchzenden Menge verdächtig machen müssen.

Schon die Vorrede, womit Hr. *Wittenbach* seine Ausgabe einführt, bewährt durchaus den vollendeten Kritiker: lehrreich durch treffliche Winke selbst für den Meister in der Kunst, kann sie es noch weit mehr dem angehenden Bearbeiter der Alten durch den in derselben niedergelegten Ertrag der reichsten und geprüftesten Erfahrung werden. Bekanntlich eröffnete Hr. *W.* vor vier und zwanzig Jahren durch die Bearbeitung des Plutarchischen Tractats *de sera Numinis vindicta* seine schriftstellerische Laufbahn in Holland: zugleich unternahm er, vorzüglich auf *Ruhnkenius* Veranlassung, eine vollständige Ausgabe aller Plutarchischen Werke, und kündigte sie durch jenes treffliche Probestück dem Publicum an. Hauptsächlich aber widmete er den philosophischen oder moralischen Werken des gedachten Schriftstellers seine Aufmerksamkeit, weil diese ausser den gemeinsamen, aus einem sehr corrupten Texte und einer ganz eigenthümlichen Schreibart entspringenden Schwierigkeiten noch alle die besondern haben, die überhaupt bey Werken von verschiedenartigem Inhalte eintreten, welche die vielseitigsten und umfassendsten Kenntnisse nicht bloss von Seiten ihres Verfassers verrathen, sondern auch bey besonnenen Lesern voraussetzen.

Es war gewiss kein leichtes Geschäft, sich zur Erklärung eines Schriftstellers, wie Plutarchus ist, gehörig vorzubereiten. Nicht ohne lebhafte Bewunderung des unermüdlichen Fleisses hört man den verdienstvollen Herausgeber erzählen, wie oft und auf wie verschiedenen Wegen er zu seinem Plutarchus zurückgekehrt ist, um, nach Erwerbung einer gründlichen Sprachkenntniss überhaupt, mit ihm eine innigere Vertraulichkeit zu schliessen; wie sorgfältig er die zum Verständniss desselben nöthigen Kenntnisse aus den Quellen selbst geschöpft; wie aufmerksam er Alles, was eine eben so ausgebreitete als geordnete Lectüre ihm

ihm darbot, auf jenen bezogen, die Schriftsteller des Alterthums unter einander, und zuletzt wieder mit Plutarchus verglichen hat. Ein genaues Auszeichnen des Gelesenen schien anfangs die Arbeit zu erleichtern: in der That erschwerte es dieselbe, weil des Ausgezeichneten zu viel wurde. Hr. *W.* ging daher von jenen Excerpten sofort an die Verfertigung verschiedener Register, die an sich wieder mannichfaltige Schwierigkeiten hatte, und ihn dann, wann er, der Arbeit müde, einen kürzern und bequemern Weg suchte, immer auf den längern, aber sicherern, zurückführte. So entstanden allmählig vier *Indices:* einer über alle Nenn- und Zeitwörter in den Plutarchischen Schriften; ein grammatischer der Constructionen; ein dritter der Autoren, welche Plutarchus anführt; endlich ein *index rerum et hominum.* Durch künftige Mittheilung dieser Register in einer bequemern Form, wie sie Hr. *W.* verspricht, wird das Studium nicht blofs der Plutarchischen Werke, sondern vieler anderer Schriftsteller ungemein erleichtert werden. So wie sich nun Hr. *W.* auf diese Art den Weg zum richtigen Verständnifs seines Autors bahnte: so wurde er zugleich wie von selbst zum Verbessern der verdorbenen Stellen hingeleitet; wo er anfänglich nur seinem kritischen Gefühl folgte, bald aber auch den zusammengebrachten Apparat kritischer Hülfsmittel zu Rathe zog. Je stärker dieser anwuchs: desto häufiger zeigten sich neue Schwierigkeiten; desto langsamer rückte die mühvolle Arbeit fort. Es gehörte Zeit und ausdauernde Geduld dazu, ehe die aufgehäufte ungeheure Masse von Varianten so organisirt werden konnte, dafs sie den Bedürfnissen des Herausg. und den Erwartungen des Publicum entsprach.

Um sich einen ganz vollständigen Apparat zur Verbesserung und Erklärung der Plutarchischen Schriften zu sammeln, und theils die Anzahl und Aechtheit derselben, theils den Ursprung des heutigen Textes zu bestimmen, konnte Hr. *W.* sich nicht blofs auf den Zeitraum einschränken, welcher seit Erfindung der Buchdruckerkunst verflossen ist: er mufste weiter hinauf bis zu den Zeiten des Plutarchus selbst zu dringen, und auf diese Art nicht nur die Schicksale dieser Werke überhaupt, sondern auch die Veränderungen und allmähligen Umbildungen des Textes durch alle Zeitperioden hindurch zu erforschen suchen. Die Resultate dieser Forschungen werden in dem für den Literator auch in andern Hinsichten ungemein lehrreichen dritten Kapitel der Prolegomenen so dargelegt, dafs man das, was sonst gewöhnlich unter der Rubrik *Testimonia de Auctore* oder *Elogia Auctoris* zerstückelt und ohne Würdigung aufgeführt wird, hier der Chronologie gemäfs zu einer *kritischen Geschichte* geordnet und mit den einsichtsvollesten Urtheilen begleitet, leichter und nutzbarer übersicht. Durch diese geschickte Oekonomie des Ganzen wird Alles, was sich von Plutarchus und Plutarchischen Werken in Schriftstellern, die seit jenem Zeitraum geschrieben haben, auffinden läfst, und was zum Theil in selten gelesenen Werken vernachläfsigt und wie verstummend aufbewahrt wird, hier gleichsam zum Sprechen aufgefodert: auch dem todten Buchstaben des dürftigsten Compilators wird ein neues Leben eingehaucht.

Von gleichzeitigen Schriftstellern, deren Werke uns übrig geblieben sind, wird Plutarchus nirgends erwähnt. Gellius ist der erste, der Schriften von ihm anführt. (Die hieher gehörigen Stellen, aus diesem und andern Schriftstellern, welche in den Prolegomenen nur zuweilen beygebracht sind, sollen künftig entweder in den Animadversionen, und unter den Fragmenten oder in der Lebensbeschreibung des Plutarchus ihren Platz finden.) Phrynichus im 2ten Jahrh., beurtheilte den Plutarch ganz schief, blofs wie einen Grammatiker und Rhetor, er musterte seine Sprache nach den Grundsätzen des Attischen. Von christlichen Schriftstellern führt Origenes im 3ten Jahrh. zuerst Plutarchs Schriften auf, nur Eusebius (im 4ten) theilt längere Stellen, zum Theil aus jetzt verlornen Schriften, mit. Clemens Alexandrinus und Tertullianus scheinen den Plutarch stillschweigend benutzt zu haben. Im ten Jahrh. finden sich häufige Beziehungen auf Plutarch bey Diogenes Laërtius, Athenaeus, Dio Cassius, offenbare Nachbildung seiner Manier und seines Ausdrucks bey Aelianus. Im 5ten Jahrh. (in welches nach Hn. *W.* chronologischen Angaben auch der Scholiast des Nikander und Hesychius gehören) haben Theodoretus und Proclus bedeutende Stücke aus Plutarch aufbewahrt. Im 6ten liefert Jo. Stobaeus schon oft reiche Ausbeute zur Erklärung, Verbesserung und Ergänzung, noch mehr darf man sich nach Vollendung der angefangenen beiden Ausgaben dieses Schriftstellers versprechen. Nach diesem Zeitpunkte, wo Hr. *W.* die Periode der schönen griechischen Literatur mit Olympiodorus schliefst, brach die Barbarey ein, die drey Jahrhunderte durchwüthete. In diesem Zeitraume (v. 560—860) scheinen die meisten verlornen Schriften Plutarchs ihren Untergang gefunden zu haben. Indessen mustert auch von da an Hr. *W.* alle Schriftsteller die auf Plutarch Beziehung nehmen, und schliefst die Reihe mit Tzetzes, der blofs aus Proclus schöpfte, und Eustathius, dessen Citate oft sichere Kriterien des ächten oder unächten Lesart geben.

Bey den Griechen war in diesem Zeitraume die Kenntnifs der Alten sehr selten; noch seltener bey den Lateinern. Um so mehr Auszeichnung verdient *Johannes* von Salisbury, welcher dreyhundert Jahre vor Petrarca, nicht in Italien, sondern unter Engländern und Normännern, durch seine Schriften ein eben so wahres Document seiner Erhabenheit über die Zeitgenossen, als eine traurige Urkunde der Unfähigkeit der letzteren aufstellte. Er bediente sich statt des Plutarchischen Textes, lateinischer Uebersetzungen und lateinischer Centonen, wie sie damals im Gange waren, und machte davon so guten Gebrauch, als ohne Kenntnifs des Originals und der griechischen Sprache überhaupt möglich war. Schon in diesem Jahrhunderte, in welchem Johannes lebte, noch mehr aber in den folgenden wurden die *Codices* des Plutarchus verfertigt, die Hr. *W.* entweder selbst in Paris und

und Leiden verglich, oder deren Vergleichungen er durch gelehrte Freunde, *Villoison*, *Villebrune*, *Saint-Croix* und *Larcher* in Frankreich, *Morelli* und *Spolletti* in Italien, *Matthai*, damals in Moskau, endlich auch durch die Curatoren der akademischen Druckerey zu Oxford erhielt. Hr. *W.* hat Hoffnung, aus England sowohl, wo ihm durch *Woid's* Tod manche erwartete Ausbeute entging, als aus Frankreich, wo sein Aufenthalt nur ein halbes Jahr dauerte, noch mehrere Collationen zu bekommen, und für den Commentar zu benutzen: (auch Rec. fand in *Wakefield's* kritischen Schriften und in *Gails* Ausgaben hin und wieder Lesarten aus Codd. ausgezeichnet, die Hr. *W.* nicht gekannt zu haben scheint.) Aber, auch abgesehen von jener Hoffnung, ist schwerlich je ein Herausgeber der Alten mit einer zahlreichere Menge von Handschriften versehen gewesen, als Hr. *W.* bereits jetzt gebraucht hat. Nach genauer Vergleichung derselben glaubt er überhaupt vier *recensiones* oder *aetates Moralium* wahrgenommen zu haben: I. vor dem dreyzehnten Jahrhundert: aus welchem Zeitalter die beiden Moskauer und zwey Pariser Handschriften (D. F. num. Catal. 1956. 1957.) abstammen. Sie haben dieselben Lücken, welche sich in der Aldinischen und den Basler Ausgaben befinden. In diese erste Periode gehören auch die Florentinischen Codd., deren Collation Hr. *W.* aus den Gronovschen Papieren erhielt, und die beiden Wiener Handschriften. II. Seit dem Ende des dreyzehnten Jahrhunderts, nach Wiedereroberung von Constantinopel, bey dessen Einnahme durch die Lateiner eine weit grösere Menge guter Bücher ihren Untergang gefunden hatten, als durch die drittehalb hundert Jahre darauf (1453) erfolgte Eroberung durch die türkischen Kaiser. Jetzt, nachdem sich die Griechen wieder in Besitz von Constantinopel gesetzt hatten, blüheten die Wissenschaften von neuem auf, und man fing an, die noch vorräthigen Schriften des immer sehr geschätzten Plutarchus, die *Vitas* sowohl als die *Moralia*, in Eine Sammlung zu vereinigen. Aus diesen Zeiten ist ein Pariser Codex (A. num. Catal. 1671) im J. 1296, wahrscheinlich von Max. Planudes, geschrieben und hin und wieder mit dessen Conjecturen ausgestattet. III. Der vortreffliche Codex Paris. E. (num. Catal. 1672), vom Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, welcher zwar dieselbe Anzahl Bücher, aber ältere und bessere Lesarten darbietet. In dieses Zeitalter setzt Hr. *W.* ferner Cod. Moralium C. n. 1955 u. H. n. 1690, desgleichen eine Pfälzer und mehrere in italienischen Bibliotheken befindliche Handschriften. IV. Codex Paris. B. (num. Catal. 1675), der weniger Schriften, allein den Text derselben nach ältern und richtigern Exemplaren mit Sorgfalt verbessert, und eine eben so sorgfältige Ergänzung der Lücken enthält. Hierauf folgen die Codices des funfzehnten Jahrhunderts, die fast sämmtlich in Italien, meistentheils nach der zweyten Recension, verfertigt worden sind. — So wie übrigens die griechischen Grammatiker und Literatoren des vierzehnten Jahrhunderts, die sich in ihren Schriften auf Plutarchus beziehen, z. B. *Theodorus Metochita*, *Thomas Magister*, *Nicephorus Gregoras* und mehrere, gewiss keine andern, als die uns übrig gebliebenen Werke dieses Schriftstellers kannten; *Petrarca* hingegen, wenn er andere, und noch obendrein in Italien, erwähnt, sich höchst wahrscheinlich entweder durch ein falsches Gerücht, oder durch ein untergeschobenes Machwerk täuschen liess: so war das funfzehnte Jahrhundert, in welchem bey den damaligen Unruhen viele griechische Gelehrte sich und ihre Bücher nach Italien verpflanzt hatten, vorzüglich reich an Uebersetzern des Plutarchus, deren Anzahl auch in dem folgenden Jahrhundert sehr ansehnlich vermehrt wurde. Der Cardinal *Bessarion*, Plethons würdiger Schüler, machte sich durch Verfertigung neuer Abschriften um die Plutarchischen Werke verdient, und *Arsenius*, Bischof zu Monembasia, der letzte Grieche, den Hr. *W.* aufführt, nahm in seine Ἰωνιά, welche sein Vater *Michael Apostolius* zu sammeln bereits angefangen hatte (vergl. *Villoison Anecdot. gr.* To. II. p. 4.), auch vom Plutarchus Apophthegmen und Sentenzen auf. Eine sehr vermehrte Handschrift von diesem Werke, aus welcher auch Stobäus an mehreren Stellen ergänzt werden kann, befindet sich in der Moskauer Bibliothek; woher Hr. *W.* eine Abschrift erhielt.

Man darf die *Testimonia auctorum*, welche die vorhergehenden Ausgaben des Plutarchus, bis auf die Reiskische, zu eröffnen pflegen, mit der trefflich geordneten Notiz der Schriftsteller, die Hr. *W.* nicht blofs aufgezählt, sondern seinen Zwecken gemäss gelesen und mit Einsicht gewürdiget hat, nur einigermassen zusammen halten; man darf ferner nur eine flüchtige Vergleichung zwischen den jetzt und vormals benutzten Handschriften anstellen, und man wird leicht, ohne umständlichere Erörterung, begreifen, wie weit Hr. *W.* schon in diesen beiden Punkten alle seine Vorgänger hinter sich zurück gelassen hat. Allein hiebey liess es die rastlose Thätigkeit des verdienstvollen Kritikers nicht bewenden. Bey dem Bestreben, die fehlerhaften Lesarten der Stephanischen Ausgabe, deren er sich beym Lesen bediente, durchgängig zu berichtigen, zugleich die Genealogie der verschiedenen Lesarten gehörig abzuleiten und dem Ursprunge der Corruptelen überall auf die Spur zu kommen, nahm er bald wahr, dass er auch die ältern Editionen, welche er vorher vernachlässigt hatte, einer verweilenden Aufmerksamkeit würdigen müsse. Wie sorgfältig er aber bey Vergleichung derselben zu Werke gegangen sey, dies bezeugt theils der zweyte Theil der Prolegomenen, welcher eine weitläuftigere und genauere Beschreibung dieser Ausgaben, besonders von den philosophischen Werken, enthält, theils ein kürzer gefasster Index, welcher der Vorrede beygefügt ist, und sich nicht nur über die vollständigen Sammlungen der Plutarchischen Schriften, sondern auch über einzelne Ausgaben von einzelnen Büchern, über die Uebersetzungen derselben, über die zu jeder Schrift verglichenen Codices und andere kritischen Collectionen verbreitet.

Da eine richtige Schätzung der Wyttenbachischen Arbeit ohne genauere Kenntniss der zu Rathe gezogenen *Ausgaben* und *Uebersetzungen* nicht Statt haben kann:

kann: so wird eine beurtheilende Anzeige dieser Subsidien hier an ihrem Orte stehen; und Rec. achtet sich dazu, jedoch mit billiger Rücksicht auf die durch den Plan dieses Journals vorgezeichneten Gränzen, um so mehr für verpflichtet, weil er die von Hn. *W.* zusammengebrachten und benutzten Hülfsmittel fast sämmtlich vor sich hat, und selbst einige von jenem übergangene aus eigenem Gebrauche kennt.

Zuerst verglich Hr. *W.* sorgfältiger, als vorher geschehen war, die *Editio princeps Aldina* v. J. 1509. Der Druck derselben, welchen Demetrius Ducas von Creta besorgte, ist nach Bessarions, in der St. Marcusbibliothek zu Venedig noch jetzt befindlichen Handschriften mit kritischer Genauigkeit veranstaltet, aber zugleich durch eine sehr grosse Menge eingeschlicheneer Fehler verunstaltet worden. Weniger Nutzen leistete dem Herausg. die *Basler* Edition der moralischen Schriften (15 .), weil sie ein blosser Abdruck der Aldinischen ist. Zwar hat ein unbekannter, aber geschickter Corrector die Fehler der Aldina getilgt; allein die Lücken, welche fast eben so zahlreich sind, hat er nicht ausfüllen können. Aus derselben Quelle, aus welcher sich die Correcturen der Druckfehler herschreiben, scheinen übrigens auch die nicht unbedeutenden Abweichungen von der Aldina geflossen zu seyn, die man hie und da findet. Handschriften sind wahrscheinlicher Weise nicht gebraucht worden. — Weit beträchtlicher war der Gewinn, den die zahlreichen Verbesserungen und die aus vielen Handschriften gezogenen Varianten des berühmten *Nic. Leonicus* und *Dan. Jannot* dem Herausg. gewährten. Beide Gelehrten hatten ehemals eine neue Ausgabe des Plutarchus beabsichtiget, und zu dem Ende ihre Bemerkungen einem Exemplar der Aldina beygeschrieben. Dieses Exemplar befindet sich gegenwärtig in Rom; eine unvollständige Abschrift der beygeschriebenen Verbesserungen in der Leidner Bibliothek. Hr. *W.* war so glücklich, den vollständigen Apparat des erstern zu erhalten, und vermuthet, dass der letzte Besitzer und Vermehrer desselben, der auch in den Plutarchischen Werken so belesene *Muretus*, eine weit grössere Anzahl von Emendationen und Bemerkungen über unsern Schriftsteller hinterlassen habe, als sich in diesem Exemplar vorfinden. Wie verdienstlich wäre jetzt, bey dem erneuerten Studium des Plutarchus, die Bekanntmachung der übrigen Muretischen Bemerkungen! — Ausser diesen Anecdotis benutzte Hr. *W.* noch andere handschriftliche Sammlungen von *Schott*, bedeutendere von *Adr. Turnebus*, Marginalanmerkungen von *Adr. Junius* und einem ungenannten Gelehrten, welche der Basler Ausgabe v. J. 1542 beygefügt waren, endlich auch die scharfsinnigen Verbesserungen des einsichtsvollen *Cl. Bachet Meziriac*, der sich vordem selbst zu einer neuen französischen Uebersetzung des Plutarchus ausgerüstet, und die Erfodernisse derselben in einer besondern Schrift vortrefflich entwickelt hatte. Auch versäumte Hr. *W.* nicht, die Uebersetzungen der Plutarchischen Schriften zu Rathe zu ziehen. Die alten lateinischen Uebersetzungen, welche in der Basler Folioausgabe (1541 *ap. Mich. Isingrinum*) gesammelt sind, haben bekanntlich kritischen Werth, der nach Rec. Bedünken immer noch zu wenig erwogen worden ist. *Amyot's Traduction*, welche Meziriac am gründlichsten beurtheilt hat, zeigt zwar von nichts weniger, als von gründlicher Kenntniss der griechischen Sprache: oft hat sie auch den Sinn des Schriftstellers entweder gänzlich verfehlt, oder durch eigene Einschaltungen verstellt: allein sie leistet ebenfalls der Kritik keine unverächtlichen Dienste, weil ihr Verfasser nicht bloss mehrere Codices, sondern auch die Verbesserungen anderer Philologen, namentlich des vorerwähnten Turnebus, gekannt und benutzt hat. Und schon in dieser Hinsicht erhebt sie sich weit über die neulich erschienene, auch in diesen Blättern angezeigte Uebersetzung des Abbé *Ricard*, der nicht einmal Zeit gefunden, sich um die vor ihm liegenden Handschriften etwas näher zu bekümmern. Die äusserst seltene lateinische Version der moralischen Schriften des Plutarchus von *Herm. Cruserius* konnte Hr. *W.* nirgends auftreiben. Es darf daher nicht befremden, wenn er von ihrem Gehalte mit Geringschätzung spricht. Durch eine sehr unglückliche Wahl, oder, bestimmter zu reden, durch ein unglückliches Ungefähr musste es sich fügen, dass die Editoren des Plutarchus, von Stephanus bis auf Reiske, die Uebersetzung des gelehrten *Cruserius* nur bey den Vitis beybehielten, wo sie ihm gerade weniger gelungen ist, bey den moralischen Schrifen hingegen, mit der Xylandrischen vertauschten. Dadurch ist seine Uebersetzung der letztern allmählig aus dem Gebrauche sowohl als aus dem Andenken der Gelehrten verschwunden, so, dass neuere Literatoren entweder die Existenz derselben schlechthin geleugnet (wie z. B. *Burette* in *Mém. de l'Acad. des Inscriptions et belles lettres*, To. VIII. p. 51.), oder sie mit zweydeutigem Stillschweigen übergangen (wie *Harles Introduct. in histor. ling. gr.* II, 1. p. 83.), oder endlich, wo sie dieselbe erwähnten (z. B. *ad Fabricii Bibl. gr.* To. V. p. 209.), nur die erste Ausgabe (*Basil. ap. Tho. Guarinum* 1573 f.), und zwar auf das blosse Zeugniss der *Historia Biblioth. Fabricianae*, P. III. p. 66. angeführt haben. Diese Zweifel zu heben, wird es dem Rec. erlaubt seyn, den vollständigen Titel der *zweyten* Ausgabe, welche er vor sich hat, hier beyzufügen: (*Opera, quae extant, omnia Plutarchi Chaeronei, Ethica sive Moralia complectentia. Interprete Excellentissimo ac Celeberrimo J. C. Doctore*, Hermanno Cruserio, *Illustrissimi Ducis Clivensis et Juliacensis Consiliario. Nunc denuo summa fide et diligentia recognita, multis in locis emendata et in lucem edita. Cum indice rerum et verborum locupletissimo et fidelissimo. Impressum Francofurti ad Moenum*, MDLXXX. 742 pagg. fol. Statt der Vorrede des Uebersetzers, welche Rec. bey der ersten Ausgabe vermuthet und deren Abgang die kritische Würdigung der Uebersetzung selbst sehr erschwert, hat der Verleger eine Zueignungsschrift an Wilhelm, Landgrafen von Hessen, vorgesetzt, ungefähr so, wie in der zweyten Frankfurter Ausgabe der Plutarchischen Werke die in der erstern befindliche *praefatio ad Vulcobium* weggelassen und dafür eine Dedication an den Stadtmagistrat zu Frankfurt eingeschaltet worden ist.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 17. März 1797.

PHILOLOGIE.

OXFORD, a. d. Clarendonischen Druckerey: Πλουτάρχου τοῦ Χαιρωνέως τὰ Ἠθικά. *Plutarchi Chaeronensis Moralia*, id est, *Opera, exceptis Vitis, reliqua*; — *ed. Daniel Wyttenbach, etc.*

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Xylanders Verdienste um Plutarchus schlägt Hr. W. sehr hoch an: und welcher Unbefangene wollte die erspriesslichen Bemühungen dieses eben so gelehrten als bescheidenen Mannes um Berichtigung des Textes und Erklärung vieler dunklen Stellen verkennen? Unbedingt möchte indeſs doch Rec. der Xylandrischen Ueberſetzung das Lob der Treue, Sorgfalt und Deutlichkeit, welches Hr. W. ihr zugeſtanden hat, nicht beylegen, zumal da Xylander ſelbſt durch die Verſicherung, daſs er, beym Streben nach jenen Vorzügen, der Deutlichkeit nicht ſelten die Eleganz des Ausdrucks aufgeopfert habe, die Kritik zu hohen Forderungen berechtiget. Einleuchtender ſind die Verdienſte des Mannes um die Wiederherſtellung des Plutarchiſchen Textes, und, da er nicht mehr als Einen Codex gebrauchen konnte, deſto bewundernswürdiger. Viele Verbeſſerungen ſind in der lateiniſchen Ueberſetzung ausgedrückt, ohne in den ihr angehängten Anmerkungen beſonders angegeben zu ſeyn; andere werden in dieſen Anmerkungen vorgeſchlagen, welche unſtreitig dem Kritiker eine der reichſten Fundgruben darbieten; eine noch gröſsere Zahl befindet ſich in der ſpäter erſchienenen, heutzutage ſehr ſeltenen griechiſchen Ausgabe der Moralium (*Baſil.* 1574. fol.), auf welche Hr. W. ſchon ehedem in ſeinem *Specimen novae edition. Plutarchi* (Bibl. crit. Vol. III. P. II.) aufmerkſam machte, und die er nunmehr aus England erhalten hat. (Wie häufig ſich dieſe Ausgabe in kritiſcher Hinſicht nicht bloſs von der lateiniſchen Ueberſetzung, ſondern auch von der vier Jahre früher bekannt gewordenen Stephaniſchen Edition zu ihrem Vortheil unterſcheidet; wie unabhängig von Stephanus der vorſichtigere Xylander ſeinen Weg verfolgt, und hier faſt durchgängig den geübten, in den Plutarchiſchen Schriften eingeweiheten Kritiker verräth; dies hat Rec. der dieſe Ausgabe ebenfalls ſelbſt vergleichen konnte, *oft* mit Vergnügen wahrgenommen: einige Proben davon wird er ſeinen Leſern unten mittheilen. Noch beſitzen wir von Xylander eine beſondere Ausgabe der Schrift *de audiendis poetis* (Baſil. 1564. 8.), welche *Krebs* nur dem Titel nach gekannt, und unter den neueren Editoren bloſs Hr. *Hutten* gebraucht hat. Der Text derſelben weicht an ſehr vielen Stellen von der Ueberſetzung ſowohl, als von der gröſseren Ausgabe ab, und kann für eine *dritte* Xylandriſche Recenſion gelten. — Auch von *Stephanus* Ausgabe urtheilt Hr. W. ungleich glimpflicher und vortheilhafter, als Reiske (*Praefat. ad Vitas* p. XXIX.) und ſo viele andere, in deren Vorreden die Herabſetzung jenes verdienſtvollen Mannes unter die gewöhnlichſten Gemeinplätze gehört. Hr. W. verſchweigt die Fehler der Ausgabe nicht; aber er hat ſie zu verbeſſern geſucht. Denn da Stephanus den Plutarchiſchen Text im Ganzen mehr berichtiget als hergeſtellt, die Quellen ſeiner Correctionen in den Anmerkungen, die ſich ohnehin nur auf fünf Schriften des Plutarchus einſchränken, ſehr ſelten angegeben, öfter ſeine Aenderungen ohne Urſache in den Text aufgenommen, endlich da, wo er ſich auf kritiſche Hülfsmittel bezieht, dieſe höchſt unbeſtimmt und meiſtentheils unter dem allgemeinen Ausdruck: *ſic libri veteres*, aufgeführt hat: ſo lieſs es Hr. W. ſeine erſte Sorge ſeyn, überall den Quellen, in deren Beſitz er ſich befand, auf das ſorgfältigſte nachzuſpüren, bey jeder Lesart das Für und Wider mit kritiſcher Genauigkeit abzuwägen, und auf dieſe Art aus der Stephaniſchen Ausgabe kein Wort, ja, wie er ſelbſt verſichert, keinen Buchſtaben beyzubehalten, den er nicht, nach angeſtellter Prüfung, für richtig und durch hinlängliche Zeugniſſe bewährt anerkennen muſste. Der von Stephanus geänderten Folge der Plutarchiſchen Schriften iſt Hr. W. treu geblieben. Mit Recht, wie uns dünkt. Denn ob ſie gleich ihren Grund bloſs in der Eilfertigkeit hat, mit welcher Stephanus die Herausgabe des Werks betrieb und die einzelnen Bücher zum Abdruck bereitete: ſo iſt ſie doch nunmehr dem daran gewöhnten Leſer bequemer, als die in der Aldina beobachtete Ordnung, welche dieſen Namen auch nicht in dem ſtrengſten Sinne verdient. Uebrigens gewann bekanntlich die Stephaniſche Ausgabe in kurzer Zeit ein ſo groſses Anſehen, daſs ſie nicht nur alle vorhergehenden verdunkelte, ſondern daſs ihre Lesart noch heut zu Tage mit dem Namen der *Vulgata* belegt wird. Der Text derſelben iſt daher auch in den *drey griechiſch-lateiniſchen Ausgaben* fortgepflanzt worden, unter welchen ſich die erſte (*Francof.* 1599. f.) durch ein angehängtes Verzeichniſs neuer, aus Handſchriften gezogener Lesarten, die zweyte (*Francof.* 1620. f.) durch Beyfügung eines unächten Buches *de fluminibus cum Mauſſaci Notis et Judicio de Plutarcho et ejus ſcriptis*, und die dritte (*Paris.* 1624. f.) durch das Leben des Plutarchus und einige Animadverſionen von *Jo. Rualdus*, durch

durch häufigere Aenderungen im Texte und mehr als alles durch Jactanz und hämische Tadelsucht des unbekannten Herausgebers auszeichnet. (Eine *vierte* von Hn. W. nicht genannte Ausgabe, *Paris.* 1620. *ap Anton. Stephanum*, hat nichts Eigenes, als ein neues Titelblatt.) So geringhaltig indeſs dieſe drey Abdrücke auf der Wage einer ſtrengen Kritik erſcheinen: ſo leiſteten ſie doch dem Herausgeber einen weſentlicheren Nutzen, als der zuletzt erſchienene Leipziger Abdruck, der nichts als Buchhändlerſpeculation war, bey deren Ausführung *Reiske* deutlicher als irgendwo gezeigt hat, daſs er, ein andrer Lucil, *ſtans pede in uno*, zweyhundert Correctionen in Einer Stunde zu machen im Stande ſey. Noch nie ſind vielleicht Reiske's Talente und Verdienſte um die griechiſche Literatur, namentlich um Plutarchus, ſo unpartheyiſch und treffend gewürdiget worden, als hier von Hn. W. geſchehen iſt. Er verſichert, dieſe Ausgabe zwar fleiſsig eingeſehen, aber unter hundert Conjecturen und Bemerkungen nicht zwey gefunden zu haben, welche wahr und neu zugleich, einer empfehlenden Wiederholung würdig geweſen wären. Gleichwohl kömmt Reiske's Name häufig genug in der *annotatio critica* vor, weil Hr. W. auch die Bemerkungen anderer, ſo wie ſeine eigenen Verbeſſerungen, wenn er ſie bey Reisken bereits vorfand, auf deſſen Rechnung geſchrieben hat.

Bey einem ſo reichen Apparat kritiſcher Hülfsmittel, und nach einem faſt ſechs und zwanzig Jahr ununterbrochen fortgeſetzten Studium deſſelben Schriftſtellers, läſst ſich allerdings von einem Herausgeber für Berichtigung und Erklärung des Textes etwas auſserordentliches erwarten; und unſere Leſer werden auch ohne unſere Verſicherung glauben, daſs von einem *Wyttenbach* dieſe Erwartungen nicht getäuſcht werden konnten. Zwar iſt die Erklärung, ſo weit ſie nicht in der beygeſetzten Verſion enthalten iſt, noch zurück: allein was die Berichtigung des Textes betrifft, ſo kann man dieſes Werk mit Recht als Muſter einer nüchternen, einſichtsvollen und gründlichen Kritik empfehlen. Der anſpruchsloſe Xylander behauptete, daſs er den Plutarchus von mehr als tauſend Fehlern befreyet: wir glauben der Wahrheit keinesweges zu nahe zu treten, wenn wir behaupten, daſs, nach Xylanders und Stephanus Bemühungen, von Hn. W. wenigſtens noch einmal ſo viel Fehler verbeſſert worden ſind. Alles dies wird ſich freylich, wenn wir einſt den Commentar beſitzen, beſſer überſehen und vollſtändiger beurtheilen laſſen.

Weit entfernt, wie wir oben bemerkten, den Stephaniſchen Text durch dieſe neue Ausgabe fortzupflanzen, gab ihm Hr. W. vielmehr in der *dritten griechiſch - lateiniſchen Edition*, deren fortlaufenden Text er in bequemere Abtheilungen brachte und dem Druck überlieferte, eine ganz neue Bildung. Die Aldina wählte er gleichſam zur Baſis, auf welcher das kritiſche Gebäude aufgeführt wurde: ſorgfältig abgewogene Autorität der Handſchriften, ein durch vertraute Bekanntſchaft mit der Plutarchiſchen Schreibart erworbener ſicherer Tact und kritiſcher Scharfſinn trugen gemeinſchaftlich das ihrige zur Unterſtützung dieſes Gebäudes bey. Bloſse Conjecturen ſind auſserſt ſelten in den Text aufgenommen worden; und zwar entweder da, wo bereits die vorigen Editoren ſich dieſe Freyheit erlaubt, oder wo mehrere Kritiker dieſelbe Verbeſſerung einſtimmig vorgeſchlagen hatten: z. B. p. 288., D. *) ἅμα ſtatt ἀλλά; p. 103., F. πρὸς Λακεδαιμονίους ſtatt Μεσσηνίους. Noch ſeltener hat Hr. W. gewagt, ſeine eigenen Correctionen in den Text zu ſetzen: z. B. p. 45. C. ἁπαντέρα τέ τις für δέ, was ſchon Reisken und mehreren anſtöſsig war; p. 13., C. οὔτε γὰρ Ξενοκράτης μᾶλλον διυγίανε (*perpetua ſanitate uſus eſt*) Φωκίωνος, ſtatt διηγωνίσατο. Je ſtrenger aber die Geſetze waren, nach welchen Hr. W. bey Aufnahme bloſser Conjecturen verfuhr: deſto aufmerkſamer unterſuchte er nicht bloſs die offenbar fehlerhaften Stellen der Stephaniſchen Ausgabe, ſondern auch diejenigen, wo der erſte Blick keinen Fehler ahnete, weil ihre ſcheinbare Richtigkeit oft lediglich auf einer Correction, nicht auf kritiſchen Zeugniſſen, beruht. Nur ſelten entdeckte daher Rec. ſolche Stellen, wo Hr. W. bloſs Stephanus kritiſchen oder unkritiſchen Launen nachgegeben zu haben ſchien, (wie p. 21., D. τῶν ἀτόπως εἰρημένων λόγων, was von jenem ohne hinreichenden Grund und gegen die Mehrheit der kritiſchen Stimmen in ἀτόπως umgeändert worden,) oder wo er eine zwar evidente, aber doch nicht durch Handſchriften beſtätigte Lesart dieſes Mannes der Aufnahme gewürdiget hat, wie z. B. p. 41., A. βλὰξ ἄνθρωπος ἐπὶ παντὶ λόγῳ ἐπτοῆσθαι φιλεῖ, ſtatt παιδεύεσθαι. Zuweilen hätten wir uns doch kein Bedenken gemacht, einer hier in die Noten verwieſenen Lesart einen Platz im Texte ſelbſt anzuweiſen; z. B. p. 7. B. ἔντεχνον δὲ, τὸ τὴν μέσην ἐν ἅπασι τέμνειν ἐμμελές τε ſtatt ἐμμελέστατα, p. 46., B. εἰ μή τις ᾖ ἀναίσθητος καὶ ἀμαθὴς ſt. ἀπαθής. In beiden Stellen iſt die richtige Lesart in der lateiniſchen Verſion ausgedrückt. Gern bekennt Rec. eine nicht geringe Anzahl von Stellen gefunden zu haben, wo er im Stande war, ſich die Gründe von Hn. W's. kritiſchem Verfahren auf gleiche Art anzugeben. Und dann erſchien es ihm faſt durchaus ſo geprüft und richtig, daſs er die Rechtfertigung deſſelben auch vor Erſcheinung des Commentars zu übernehmen ſich getrauete. Wenn hier und da einige Ausnahmen eintreten, wo, wie wir vorhin bemerkten, Hr. W. weniger Veränderungen im Texte getroffen hat, als die benutzten Hülfsmittel ihm darboten: ſo läſst ſich die-

ſer

*) Es ſey erlaubt, hier ein für allemal zu erinnern, daſs wir in dieſer Recenſion, der Kürze halber und um denjenigen, welche ſich noch nicht im Beſitze der Wyttenbachiſchen Ausgabe befinden, die Prüfung zu erleichtern, ohne genauere Bemerkung der einzelnen Bücher und Capitel, die Seitenzahlen der *Frankfurter Edition v. J.* 1599. anführen. Dieſe Seitenzahlen treffen bekannt ich mit denen der beiden anderen *griechiſch - lateiniſchen* Ausgaben zuſammen, und ſind auf der *Reiskiſchen* und *Wyttenbachiſchen*, bey dieſer am inneren Rande, bey jener über dem Texte, beygefügt worden.

ſer Mangel ſehr leicht aus der beygefügten Annotation erſetzen, und der Gewinn, welchen der Plutarchiſche Text jenen Hülfsmitteln verdankt, bleibt bey dem allen überaus beträchtlich. Rec. erinnert ſich keiner Ausgabe eines alten Schriftſtellers, welche ihm ſo ſehr, als die gegenwärtige, den oft von Brunck wiederholten Ausſpruch bewährt hätte, daſs der Ausbeute guter Handſchriften auch die geübteſte Kunſt des ſcharfſinnigſten Kritikers unendlich weit nachſtehe. Wie häufig ſind hier ſolche Stellen, an welchen die Kritiker, auch wohl in unſeren Tagen, ihren Scharfſinn vergebens verſchwendet hatten, durch die aus Codd. gezogenen Leſarten wieder hergeſtellt worden, und wie ſelten, im Ganzen genommen, haben dieſe die Vermuthungen jener beſtätiget! — Nur einige Beyſpiele aus der groſsen Anzahl. Pag. 243., C. Um die Aehnlichkeit oder den Unterſchied zwiſchen männlichen und weiblichen Charakteren zu erforſchen, muſs man, ſagt der Vf., das Leben und die Thaten von ausgezeichneten Perſonen beider Geſchlechter gegen einander ſtellen. Dann wird leicht auszumachen ſeyn, *εἰ τὸν αὐτὸν ἔχει χαρακτῆρα καὶ τύπον — τὸ Πορκίας φρόνημα τῷ Βρούτου, καὶ τὸ Πελοπίδου τῷ Τιμοκλείας, κατὰ τὴν κυριωτάτην καινότητα καὶ δύναμιν.* Das Wort *καινότητα* kann hier keinesweges ſtatt haben. *Meziriac* verbeſſerte *κοινότητα*, ein neuerer ſchätzbarer Kritiker, Hr. *Jacobs* (*Animadv. in Eurip.* p. 324.), *δεινότητα*. Man würde das Eine oder das Andere wählen, wenn nicht Hr. W. aus Handſchriften die wahre Leſart *ὁμοιότητα* hergeſtellt hätte. — Nicht minder fehlerhaft las man ſeither p. 85., F. *τὸ μηδὲν οἴεσθαι κατ' Αἰσχύλον μέγα, μηδ' ἔχειν, εὐχερεῖς πρὸς τὰ μικρὰ ποιεῖ καὶ ὀλιγώρους.* Kein Ausleger verſuchte die Sentenz, noch weniger die Anführung des Aeſchylus, zu erklären. Jetzt iſt alles deutlich, da Hr. W. aus ſeinen Codd. *καταισχύνειν*, verbeſſert hat. — Auf eine ebenfalls aus Handſchriften geleitete Capitaländerung einer ganzen Stelle (p. 92. B.), die äuſserſt verdorben war, können wir hier, da die Auszeichnung derſelben uns zu weit führen würde, den prüfenden Leſer nur aufmerkſam machen. — Die ſinnreiche Verbeſſerung p. 32., E. *πᾶν εἶδος ἀρετῆς ἐπιγιγνόμενον ἐκ λόγου* (ſt. *ἐλάσσω*) *καὶ διδασκαλίας*, welche als die einzige ihrer Art im ganzen *Krebſiſchen* Commentar ſehr bekannt, ehedem von *Geſsner* und ſelbſt von *Wyttenbach* (Bibl. crit. Vol. II. P. I. p. 121.) mit ungetheilten Beyfall aufgenommen worden, hat mit Recht ihren Platz im Texte verloren. Hr. W. fand in zwey Handſchriften *ἐλάσω*, und vermuthet daher, daſs *ἐλάσω ἐκ διδασκαλίας* die ächte Leſart ſey. Man erinnert ſich bey dieſer neuen Correction einer älteren, nicht ſehr abweichenden, von *Morus* (*Animadv. ad Longin.* p. 20.): *ἐλάσσω τῆ διδασκαλίᾳ*: aber man wird keinen Augenblick Anſtand nehmen, die erſte, als die wahrſcheinlichere, vorzuziehen. —

Um Hn. W's kritiſches Verfahren bey Bildung dieſer neuen Recenſion in ſeinem ganzen Umfange zu überſehen, und die Wahl einzelner Leſarten gehörig zu würdigen, darf man nicht vergeſſen, daſs der Herausgeber ſich's zum Geſetz gemacht hatte, die Lectionen der *Stephaniſchen* Ausgabe, deren Quelle entweder ganz unbekannt oder deren Autorität wenigſtens zweifelhaft war, in ſolchen Stellen beyzubehalten, wo ſeine kritiſchen Subſidien ihm nichts Gewiſſeres darboten und wo er ſonſt zu der Corruptel der Aldina hätte zurück kehren müſſen. So hat p. 15., A. *Stephanus* ſtatt der ſinnloſen Leſart ſeiner Vorgänger, welche auch Xylander in den Noten verwarf, folgende neue eingeführt: *ἅπερ οὖν ἐμοὶ περὶ ποιημάτων εἰπεῖν πρῴην ἐπῆλθε, νῦν πρός τε γεγραμμένα πέμψαι διενοήθην, καὶ λαβὼν ταῦτα διέλθε, κἄν δοκῇ σοι κ. τ. λ.* *Jannot* iſt Urheber dieſer Lection, wie jetzt Hr. W. bemerkt. Ohne ſie für wahr anzuerkennen, lieſs ſie Hr. W. im Texte ſtehen, weil ihm auch die Leſarten zweyer Handſchriften: *ἃ δ' ἐν ἐν ἐμοί, περὶ ποιημάτων εἰποντι πρῴην, ἐπῆλθε νῦν πρός τε γεγραμμένα πέμψαι, διέλθε' κἄν δοκῇ σοι* — nicht völlig Genüge leiſteten. —

Ueberhaupt kann in dieſer Hinſicht Hn. *W's.* kritiſches Verfahren den aufmerkſamen Leſer leicht überzeugen, daſs bey künftiger Herausgabe einzelner Plutarchiſcher Schriften vorzüglich dahin geſehen werden muſs, die Quellen der Stephaniſchen Leſart, wo ſie noch verborgen ſind, zu entdecken, und die Autorität derſelben entweder zu befeſtigen oder zu widerlegen. Immer aber wird es leichter ſeyn, eine alte, hier beybehaltene Leſart von Stephanus zu entfernen, oder aus Handſchriften, die Hr. W. nicht verglichen hat, eine beſſere aufzunehmen (z. B. p. 141., E. *ποιεῖ δὲ τοιαύτην* (ſt. *ταύτην*) *ὁ χρυσός*: aus einem Engliſchen Codex bey *Wakefield Silv. Critica* III., p. 139. desgleichen p. 91., B. *ὥσπερ γὰρ ἐν πόλει* (ſt. *πολέμῳ*) *πολλὰ τῶν ἀναγκαίων*, aus einem Pariſer Codex b. *Gail* l. c. p. 431.), als eine neue, von Hn. W. zuerſt eingeführte Leſart mit Recht zu beſtreiten. Rec. weiſs nicht, ob noch mehrere Stellen von der Art angetroffen werden dürften, wie die p. 168., B. iſt, wo, unſeres Dafürhaltens, der ſonſt ſo behutſame Herausgeber den Sinn ſeines Schriftſtellers verfehlt und dem Ideengange deſſelben durch Aufnahme einer neuen Leſart, eine ganz ſchiefe Richtung gegeben hat. Es lohnt der Mühe, dieſe Stelle etwas näher zu beleuchten: *οὔτε γὰρ* (*ὁ δεισιδαίμων*) *ἄνθρωπον, οὔτε τύχην, οὔτε καιρόν, οὐδ' αὑτόν, ἀλλὰ πάντων τὸν θεὸν αἰτιᾶται, κἀκεῖθεν ἐπ' αὐτὸν ἥκειν καὶ φέρεσθαι ῥεῦμα δαιμόνιον ἄτης φησί, καί, ὡς οὐ δυστυχὴς ὤν, ἀλλὰ θεομισής τις ἄνθρωπος, ὑπὸ τῶν θεῶν κολάζεσθαι, καὶ δίκην διδόναι, καὶ πάντα πάσχειν προσηκόντως δι' αὑτὸν τὸν νοῦν.* Statt der letzten Worte, deren Corruption in die Augen ſpringt, hat Hr. W. aus einem Codex *δι' αὑτὸν οἴεται* aufgenommen, und dieſer Lection gemäſs die Xylandriſche Ueberſetzung ſo abgeändert: *diis exoſum hominem a diis puniri, iſtaque perpeti merito ſuo.* Allein in dem ganzen Capitel wird der *ἄθεος* dem *δεισιδαίμων* entgegen geſtellt. Wenn jener bey widrigen Schickſalen auf die Providenz gar nicht Rückſicht nimmt, ſondern *nur ſich* die Schuld alles deſſen beymiſst, was über ihn verhänget wird: ſo ſieht dieſer nichts als *Strafen der Götter*, denen er ſich mit Zittern und Furcht unterwirft. Im folgenden kommen Beyſpiele vor: *τῷ δεισιδαίμονι καὶ σώματος*

[illegible]μκτος ἀρόχυλα πᾶσα, καὶ χρημάτων ἀποβολὴ — [illegible] θεοῦ καὶ προσβολαὶ δαίμονος λέγονται u. s. w. Diesem Gedanken nun, welcher weitläuftig durchgeführt wird, widerstreitet die von Hn. W. gewählte Lesart; ja sie erzeugt sogar in demselben Perioden, wo die Worte *οὐδ' αὐτὸν* vorhergehen, einen sehr auffallenden Widerspruch. Schrieb vielleicht Plutarchus: *οἱ αὐτῶν κότοι*? Wenigstens dünkt Rec. schon aus den vorhergehenden Ausdrücken *φέρεσθαι [illegible]* "*Ατης*, so viel einleuchtend zu seyn, dass Plutarchus eine Dichterstelle, vielleicht aus einer Tragödie (vergl. *Valcken. ad Eurip. Hipp.* p. 193.), im Sinn hatte, die er seiner Gewohnheit gemäss paraphrasirte. Nach dieser Voraussetzung würde die vorgeschlagene Aenderung beurtheilt werden müssen.

Genug von der Bildung des Textes! Was die ihm untergesetzte *annotatio critica* anlangt, so muss sie nach einem dreyfachen Zwecke geprüft werden, über den sich Hr. W. selbst in den Prolegomenen folgendergestalt erklärt: *Notae versantur in triplici genere: primo, ubi nova lectio recipitur: altero, ubi conjectura proponitur: tertio, ubi dubia est vulgatae auctoritas lectionis, aut alia fertur aeque probabilis.* Das erste und letzte ist mit grosser Sorgfalt beobachtet worden: nur selten vermisst man da, wo eine neue Lesart in den Text gekommen ist, die Angabe der Vulgata, wie z. B. To. I. p. 24. *ἐκ περιδρομῆς*. p. 332. *ἀλλοτρίων ζώων*, To. II. p. 111. *[illegible]*. Die Conjecturen aber, welche Plutarchus seinem jetzigen Herausgeber verdankt, sind so zahlreich, so scharfsinnig und meistentheils so glücklich, dass man es schon deshalb nicht allzu hoch anrechnen darf, wenn hie und da Vermuthungen anderer, vorzüglich deutscher Philologen, die auf gleiches Lob Anspruch machen können, mit Stillschweigen übergangen werden. P. 3., A. *Μεγάλη τοι [illegible] ἀοστῆς [illegible], ἄνδρες, καὶ ἤδη* κ. τ. λ. Das Wort *[illegible]* giebt keinen schicklichen Sinn: leicht und glücklich ist Hn. W's. Verbesserung: *κτῆσιν*. — p. 10. C. vom Sokrates: *τοὺς Αἰσώπου τοῖς ἔπεσι μύθους [illegible]*. Ein Moskauer Codex bot *ἐνέμιξε* dar, ohne Zweifel von der Hand eines Verbesserers. Wenn Hr. W. dafür *[illegible]* vorschlägt; so darf man nur die Conjecturen seiner Vorgänger (*ἐνόστησεν*, *[illegible]* vergl. *Hutten* VII. p. 62.) vergleichen, um den Werth der neuesten Verbesserung anzuerkennen. — Etwas gewagter, aber dem Sinne des Schriftstellers und dem Zusammenhange völlig angepasst ist die Correction folgender Stelle: p. 12. A. *τοὺς δὲ Ἀθήνησι καὶ τοὺς ἐν Λακεδαίμονι ζηλωτέον ἔρωτας τῶν παίδων καὶ μιμητέον* (st. *ζηλωτέον, καὶ τῶν παίδων μιμητέον*). — p. 24., D. *παρὰ τοῦτο ποιοῦνται καὶ τὴν εὐδοξίαν ἀρετὴν [illegible] ὀνομάζοντες*. Kein Editor stiess bey dieser harten und ungriechischen Wortbindung an. Jetzt wird sie fühlbarer werden, da uns Hr. W. seine treffliche Verbesserung: *παρὰ τοῦθ' οἱ ποιηταὶ — ὀνομάζουν*, mitgetheilt hat. — p. 48., B. *ὥσπερ οἱ δειλοὶ καὶ γλίσχροι σκύλακες — τῶν θηρίων αὐτῶν οὐχ ἅπτονται*. Wer sich hier einer ähnlichen Stelle aus den Apophthegm. Lac. p. 225., F. erinnert, der kann der Wyttenbachischen Conjectur *λίχνοι* seinen Beyfall unmöglich versagen.

(Der Beschluss folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN

Kinderschriften. *Berlin*, in d. Vossischen Buchh.: *Neue Bilder-Fibel zum Privat-Gebrauch in Familien*, Herausgegeben von C. P. *Funke*. Mit vier und dreyssig Vignetten. 1797. 180 S. 8. nebst einer Buchstabentafel, die zerschnitten und aufgeklebt werden kann. Unter dem zahllosen Heere von Fibeln und Elementarbüchern zum Lesen, die noch mit jeden Monate sich vervielfältigen, verdient dies als eines der der vorzüglichsten ausgezeichnet und empfohlen zu werden. Schon der Name des um den Schulunterricht so sehr verdienten Verfassers, dessen *allegemeines Lehrbuch fur Burgerschulen* noch neuerlich fast nichts mehr zu wunschen übrig gelassen hat, als dass es zur Erleichterung des Ankaufs etwas wohlfeiler seyn möchte, muss uns dafür bürgen, dass wir für den ersten Leseunterricht, worauf gewiss mehr ankommt, als der Schlendrian glauben mag, hier keine blosse Compilation, sondern etwas neues und wohldurchdachtes erhalten. Der Vf. nimmt hierbey vorzüglich auf solche Eltern, besonders aber Mütter, Rücksicht, die es sich zu einem süssen Geschäft machen, ihren Kleinen die erste Buchstaben-Kenntniss selbst beyzubringen, und wird dieser Bilderfibel, die daher auch noch den besondern Titel eines neuen Elementarbuchs erhalten hat, mehrere Lehrbücher zu gleicher Bestimmung nachfolgen lassen. Schon dadurch erhält das Buch einen bestimmten Zweck, der in der wohlgeschriebenen Vorrede gut angegeben wird, und erhebt sich über ähnliche zu allgemeingefasste Elementarbücher. Rec. der dies Buch bey seinen Kindern so eben mit wahrem Vergnügen selbst benutzt, kann aus Erfahrung die Zweckmässigkeit der kleinen zur Reitzung der Neugier theils untergesetzten, theils angehangten Erzählungen rühmen. Die 34 Vignetten sind so gut erfunden und so sauber gestochen, dass er sich nicht erinnert, in Büchern *dieser Art*, wo auch oft unter berühmten Aushängeschilden die geschmacklosesten Sudeleyen verkauft und dadurch schon früh den zarten Kinderseelen die widrigsten Carricaturen eingedrückt werden, etwas gewählteres und anziehenderes gefunden zu haben. Wir sehen der Fortsetzung eines so zweckmässigen Elementarbuchs mit Verlangen entgegen, und werden sie dem *Handbuche für Mütter* von D. *Hahnemann*, auch einem trefflichen, auf eigene Beobachtungen gegründeten Buche, das wir neuerlich erhalten haben, gern beygesellen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 18. März 1797.

PHILOLOGIE.

Oxford, a. d. Clarendonischen Druckerey: Πλουτάρχου τοῦ Χαιρωνέως τὰ Ἠθικά. *Plutarchi Chaeronensis Moralia, id est, Opera, exceptis vitis, reliqua;* — Ed. *Daniel Wyttenbach etc.*

(Beschlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nichts macht bekanntermafsen dem Kritiker in den Plutarchifschen Schriften fo viel zu fchaffen, und nichts fodert fo fehr die gefpannte Aufmerkfamkeit des Erklärers, als die zahlreichen Dichterftellen, auf die fich Plutarchus entweder paraphrafirend bezieht, oder die er feinem Texte wörtlich eingewebt hat. Mehrere holländifche Kritiker, unter diefen am häufigften der wackere *Valckenaer* (vergl. deffen *Diatrib. in Eurip. Rel.* p. 220.), machten auf diefen in den Vitis fowohl, als befonders in den moralifchen Schriften verborgenen Schatz die Freunde der Dichterlectüre aufmerkfam, und trugen zur Auffindung und Sauberung deffelben das ihrige bey. Denn freylich erfcheinen diefe Fragmente bald durch Nachläfsigkeit der Abfchreiber fo entftellt, bald durch Erfindungen des gefchäftig müfsigen Witzes fo vielfach verändert, dafs es oft Mühe koftet, nicht blofs die urfprüngliche Lesart wieder herzuftellen, fondern überhaupt die verborgenern Anfpielungen zu entdecken und die faft verwifchten Spuren der Dichternachahmung aufzufrifchen. Hr. *W.* hat auch in diefer Hinficht mehr geleiftet, als irgend einer feiner Vorgänger. — In die dunkle Stelle S. 51. A., aus welcher fich kein Editor zu finden wufste und die Hr. *Kaltwaffer* in feiner Ueberfetzung als unerklärbar überging, hat Hr. *W.* ohne alle Aenderung blofs durch richtigere Interpunktion und durch Bemerkung zweyer Dichterfragmente, das fchönfte Licht gebracht: καθάπερ ὁ Στρουθίας ἐμπεριπατῶν τῷ Βίαντι, καὶ κατορχούμενος τῆς ἀναισθησίας αὐτοῦ τοῖς ἐπαίνοις. Ἀλεξάνδρου τοῦ βασιλέως πλέον πέπωκας, καί, Γέλωτι πρὸς τὸν Κύπριον συνηθούμενος. Beide Verfe gehören dem Menander zu: der erfte ift aus Athen. X. p. 434. der zweyte aus einer Nachahmung des Terentius *Eunuch.* III, 2, 45. bekannt. Auf gleiche Weife find p. 456. A. zwey vorher unbemerkte Verfe des Aefchylus: χηρόπλαστος ὀττοβεῖ δόναξ ἀχέτας ὑπνοδόταν νόμον, nunmehr von den Worten des Plutarchus unterfchieden worden. — Gerade umgekehrt war der Fall p. 416. E. wo das, was andere (zum Theil auch *Valckenaer Diatr. Eurip.* p. 57. noch) als Worte des Dichters behandelten, dem Plutarchifchen Text wieder zugeeignet werden mufste. — Zu diefen und ähnlichen Entdeckungen konnte eine ausgefuchte Belefenheit führen: aber um leifere Andeutungen einzelner Dichterftellen zu verftehen, war oft mehr als Belefenheit nöthig; es bedurfte eines feinen, durch Dichterlectüre gefchärften Gefühls, das Wenigen verliehen ift. Diefes Gefühl veranlafste p. 72. D. die richtige Bemerkung, dafs den Worten τί οὖν οὐκ ἄπει πρὸς τοὺς ἐμοῦ κρείττονας ein aufgelöfter Senarius des Euripides oder Menander zum Grunde liege, τί δ' οὐ πρὸς τοὺς ἐμοῦ κρείττους ἄπει, den kein Herausgeber geahnet hatte. Aehnliche Beyfpiele finden fich p. 65. C. bey der Stelle κρυφίου δὲ λόγου κνίσαντος ἕλκος, wo Hr. *W.* zuerft eine Dichterftelle entdeckte. Desgleichen p. 119. F. in den Worten οὐκ ἦν κατὰ φύσιν — — φησὶν ἤδη πρὸς ἑαυτήν. p. 463. A. wo Hr. *W.* für πηλὸν ὅστις εἶπεν οἴνου lieft π., ὅς τις εἶπεν, οἴνου und wahrfcheinlich in feinem Commentar den Ausdruck οἴνου πηλός (vergl. *Cafaubon. ad Athen.* p. 662.) auf Rechnung eines Dichters fchreiben wird, den Plutarchus in diefer ganzen Periode copirt zu haben fcheint. — Ueberzeugender glauben wir dies von einer andern Stelle p. 114. D. erweifen zu können: οὐδεὶς ἀγαθὸς ἄξιος θρήνων, ἀλλ' ὕμνων καὶ ἐπαίνων· οὐδὲ πένθους, ἀλλὰ μνήμης εὐκλεοῦς· οὐδὲ δακρύων ἐπωδύνων, ἀλλ' ἀσείων ἀπαρχῶν. Hr. *W.* merkt hiebey an: *dictio poetam fapit.* Des Fragmentes felbft, welches Plutarchus hier paraphrafirt, erinnerte er fich nicht. Wir müfsten uns fehr irren, wenn es nicht jenes herrliche Gedicht des Simonides war (*Brunck. Analect. I.* p. 124.): τῶν ἐν Θερμοπύλαις θανόντων εὐκλεὴς μὲν ἁ τύχα, καλὸς δ' ὁ πότμος, βωμὸς δ' ὁ τάφος, προγόνων δὲ μνᾶσις, ὁ δ' οἶτος ἔπαινος. Die Vergleichung beider Stellen gewährt dem Kritiker einen zwiefachen Vortheil. So wie Simonides in dem Plutarchifchen Texte die Lesart ἐπαίνων (welche *Lennep. ad Phalar.* p. 280. mit παιάνων vertaufchen wollte) als die einzig wahre beftätiget: fo giebt uns Plutarchus die richtige Verbefferung des unverftandlichen προγόνων in dem Dichterfragmente an die Hand. Unftreitig las er πρὸ γόων δὲ μνᾶσις. Dies zeigt feine Paraphrafe: οὐδὲ πένθους, ἀλλὰ μνήμης. Witziger würde vielleicht die Aenderung πρὸ χοῶν feyn, aber der genannten Autorität weniger entfprechen. Noch ift in der Plutarchifchen Stelle das Wort ἀσείων zweifelhaft. *Pierfon* (*Verifimil.* p. 258. nicht 158.) rieth auf ἀλλὰ θείων. *Toup* (*Opufc. Crit. II.* p. 6.) auf ἀλλ' ἐτείων. Beide Kritiker fcheinen das Wahre verfehlt zu haben, obgleich diefer feine Verbefferung durch eine ähnliche Stelle bey Stobäus, jener, dem Hr. *W.* beyftimmt, durch das folgende θειότερον βίον zu beftätigen fucht. Uns dünkt, die Oppo-

stion fodere hier ἀσόνων. Der Raum verbietet, dies hier weitläuftiger zu erörtern.

Alle bisher angezeigten Verbesserungen gehören, so viel uns bekannt, Hn. *W.* eigenthümlich zu. Von Verbesserungen andrer Kritiker werden die erheblichsten, sofern sie hier noch unter dem Texte nicht angeführt sind, entweder in dem vollständigen Apparat der Varianten, oder im Commentar noch bemerkt werden. Manche hätten indess doch auch schon hier, so gut als andere, eine Erwähnung verdient. In diese Klasse gehört, unsers Bedünkens, *Heumanns* Correction p. 5. A. ἐπειδὰν καλῶς (st. κακῶς) μὲν θρέψωσι, κακῶς δὲ παιδεύσωσι, welche durch das vorhergehende bestätigt und durch *Gail's* (p. 236.) lichtvolle Erörterung aufs neue unterstützt wird; ferner eine andere Verbesserung von demselben Gelehrten p. 7. F. τὸ μὲν γὰρ εὐγενῶς ἀτυχεῖν (st. εὐτυχεῖν) ἀνδρὸς τὸ δ' ἀνεπιφθόνως εὐτυχεῖν, εὐηθοῦς ἀνθρώπου, die sich, nach *Heusingers* Versicherung, auch in *Meziriac. Lectt.* (*Cod. Vossii*) befindet. *Ol. Hesychius* hatte bereits eine ähnliche Aenderung versucht. — p. 51. D. τῶν θηρίων ὅσα πεφυκότα τὴν χρόαν τρέπεσθαι, συναφομοιοῦται τοῖς ὑποκειμένοις ὕλήμασι. *Stephanus* las σχήμασι, was nicht ohne alle Autorität ist. Hr. *W.* schwankt zwischen ὕλήμασι und χρώμασι. Sollte nicht, bey dieser Verschiedenheit der Lesart, στιλώμασι das Wahre seyn, was Hr. *Jacobs* (*Animadv. in Eurip.* p. 322.) schon längst vorgeschlagen hat? Wenigstens geschieht, so oft von dieser Eigenschaft der Polypen gesprochen wird, gewöhnlich auch des Felsen Erwähnung. (Vergl. *Athen.* XII. p. 513. *Theognis* v. 215. Brunck.) Ueber allen Zweifel erhaben, scheint uns folgende Verbesserung von demselben scharfsinnigen Kritiker: p. 96. F. τίς οὖν ἐστιν οὕτως ἐπιπόλαιος (st. ἐπίπονος) καὶ μετάβολος καὶ παντοδαπὸς ἄνθρωπος. Uns befremdet, dass Hr. *W.* an der Vulgata keinen Anstoss genommen hat. Offenbar widerstrebt ihr der Sinn; ihr widerspricht ferner eine merkwürdige Parallelstelle p. 52. A. wo unter andern die Worte παντοδαπὸς ἐστι καὶ ποικίλος, εἰς ἄλλον ἐξ ἄλλου τόπου, eine schöne Umschreibung des ἐπιπόλαιος (οὐ βαθὺς τὸν τρόπον und Suidas, vergl. *Toup. Opusc. Crit.* I. p. 93.) vorkommen; und was man etwa sonst an die Stelle der Vulgata setzen könnte (z. B. ἐπίστροφος, ἀπίστονος, περίστροφος vgl. p. 49. C.), würde doch die Wahrscheinlichkeit jener glücklichen Aenderung bey weitem nicht erreichen. — p. 239. C. Σκιραφίδαν ἐζημίωσαν οἱ Ἔφοροι ὅτι ὑπὸ πολλῶν ἠδικεῖτο. Wie stimmt dies mit andern Stellen zusammen, wo den Spartanern das ἀδικεῖσθαι δύνασθαι zur Pflicht gemacht wird? *Morus* (b. *Gierig Instit. Lac.* p. 13.) verbesserte sehr sinnreich ὑπὸ πολεμίων. Zur Erläuterung dient eine Aeusserung des Agesilaus b. *Xenophon. Agesil. XI*, 4. — Noch einleuchtender scheint uns *Hemsterhuys* (*Miscell. Observatt. in Auct. vett.* Vol. II. P. III. p. 383.) erwiesen zu haben, dass p. 173. F. der Sprachgenius sowohl, als der hier ausgedrückte Gegensatz ἐν δὲ ταῖς δείπνοις (st. δειπνοις) μηδὲ ἐπὶ τοῦ θρόνου fodere. Allein auch diese Verbesserung ist in Hr. *W*'s. kritischer Annotation nicht erwähnt worden.

An manchen Stellen wird vielleicht die Kritik Zweifel über die hier vorgeschlagenen Verbesserungen erheben, und neue auf andern Wegen versuchen. Z. B. p. 13. B. heisst es von Schmeichlern, die junge Leute zu Ausschweifungen verführen, ὡς ἐκ λυριακῆς τέχνης ἐπὶ τοὺς νέους ἀγόμενοι. Hr. *W.* vermuthet: λογικῆς, *veluti rationali quadam arte ad adolescentes decipiendos instructi.* Rec. dachte sich immer: ὡς ἐκ Λυδίης τέχνης. Die Lydischen Verführungskünste und die Reizungen der Lydischen Ueppigkeit, welche Athen. XII, p. 515 f. beschreibt, waren so bekannt, dass die Worte λυδοπαθεῖς und ἡδυπαθεῖς (f. *Schol. ad Aesch. Pers.* 41. *Eustath. ad Il.* Σ. p. 1144, 14.) für Synonymen gelten. Vergl. eine Parallelstelle b. Plutarch. p. 61. D. — Anderswo (p. 54. C.) wird ebenfalls eine Classe von Schmeichlern geschildert, wie man sie noch immer, mit kleinen Schattirungen des *più e meno*, an den Tafeln reicher Schwachköpfe zu finden pflegt: ἀκαίρως, φησιν, ἐγέλασ, ἐγω δ' ἐξέθνησκον ὑπὸ τοῦ γέλωτος. Ἀκαίρως, bemerkt hiebey Hr. *W.*, *nescio quomodo displicet: durius pro persona adulatoris: durius item ἀκρατῶς, quod conjeceram. Forte εὐχερῶς.* Rec. würde εὐκαίρως lesen. Eine ähnliche Verwechselung des ἀφυῶς und εὐφυῶς wird gleich ein paar Zeilen darauf aus Handschriften ausgezeichnet.

Von solchen Stellen, auf deren Corruptel er gar nicht aufmerksam gemacht hat, wollen wir hier nur folgende vier beybringen. p. 407. B. ποιητικοί τινες ἄνδρες — ἔπη καὶ μέτρα καὶ ῥυθμοὺς οἷον ἄγγεῖα τοῖς χρησμοῖς ἐκ τοῦ προστυχόντος περιπλέκοντες. Wer die ehernen Vasen in den Theatern der Alten kennt, mittelst welcher die auf der Bühne erschallende Stimme, indem sie sich ringsumher verbreitete und die zusammenstimmenden Gefässe berührte, verstärkt und angenehmer zu den Ohren der Zuhörer drang; dem wird kein Zweifel übrig bleiben, dass Plutarchus hier nicht bloss auf diese Schallgefässe anspielte, sondern sie auch mit ihrem eigenthümlichen Namen ἠχεῖα benennte. S. die klassische Stelle b. *Vitruvius* T. I. p. 18. d. Uebers. v. *Rode.* — p. 413. C. vom Apollon: εὐόργητος ἐστι καὶ οὐ πρᾶος. Die Uebersetzung giebt das erste Wort durch *irritabilis*. Uns ist nicht bekannt, dass die spätere Gräcität von der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, welches gerade das Gegentheil ausdrückt (εὐόργητος, πρᾶος, *Hesych.* I. p. 1518. f. *Coray in Musei Oxoniens. Conspectu* p. 14.), abgewichen sey. Um sich daher mit dem *Sprachgebrauch* abzufinden, und den Widerspruch des Satzes zu heben, vertilgte *Valckenär* (*ad Hippol.* p. 276.) die Negation vor πρᾶος: nur bemerkte er die Schwierigkeiten nicht, welche nunmehr aus dem *Context* hervorgehen. Denn weder das vorhergehende παραβῶμεν τὸν θεόν, noch das Nachfolgende τὸν θεὸν εὐμενῆ φυλάττε καὶ ἀμήνιτον stimmt mit dem Sinne der getroffenen Aenderung überein. Hr. *W.* übergeht die ganze Stelle mit Stillschweigen. Schrieb vielleicht Plutarchus εὐόργητος? — p. 164. F. τοῦτο τὸ ψεῦδος ἴσχε. Wer die vorhergehenden Worte im Zusammenhang erwägt, der wird es mit uns wahrscheinlich finden, dass Plutarchus sich auch in diesem bildlich ausdrückte, und statt

statt ἔχει das hier paſſendere χέει wählen. — p. 261. F. der wollüſtige Tyrann, Ariſtodemus, lieſs die Knaben in Mädchentracht, und die Mädchen wie Knaben gekleidet vor ſich erſcheinen, φορεῖν ἐσθῆτας; χλανίδας καὶ τῶν ἀνακόλων χιτωνίσκων. Muſs man nicht καὶ hier in κατὰ umändern?

Noch iſt unſerer Prüfung der letzte Theil der Wyttenbachiſchen Arbeit, die beygefügte *lateiniſche Ueberſetzung*, übrig. Wir ſind ganz mit dem Herausgeber einverſtanden, wenn er ſich in der Vorrede dahin erklärt, daſs die lateiniſche Verſion nur den gröſsern und vollſtändigern Editionen ſolcher griechiſcher Schriftſteller, welche nicht bloſs Gelehrte von Profeſſion in die Hände nehmen, überlaſſen bleiben, hingegen bey Handausgaben, die noch obendrein für Schulen und Anfänger beſtimmt werden, ſchlechterdings ausgeſchloſſen ſeyn müſſe. Dieſem Grundſatze zufolge wählte Hr. *W.* die *Xylandriſche* Ueberſetzung, weil er ſie unter allen, die wir von Plutarchus beſitzen, für die vorzüglichſte hält. Er verſichert dieſelbe erſtlich nach ſichern, entweder in den Text aufgenommenen, oder in den Noten vorgeſchlagenen Verbeſſerungen, mithin nach dem wahren Sinn ſeines Schriftſtellers, abgeändert; ſodann dem Plutarchiſchen Stil, in der Wahl einzelner Worte ſowohl als in ganzen Conſtructionen, näher gebracht; drittens mit der äuſserſten Sorgfalt überall, wo es nöthig war, deutlicher abgefaſst, und viertens, ſo viel es die übrigen Pflichten eines treuen Ueberſetzers erlaubten, nach den Geſetzen der ächten Latinität umgebildet zu haben. Eine Verſicherung, der man bey einem Manne von Wyttenbach's Denkart auf ſein bloſses Wort glaubt, die aber auch, im Ganzen genommen, der Augenſchein beſtätigt.

So iſt nicht zu leugnen, daſs die Ueberſetzung an ſehr vielen Stellen mit den Verbeſſerungen, welche Hr. *W.* für unbezweifelt richtig anerkannte, durch glückliche Aenderungen in Uebereinſtimmung gebracht worden iſt. Anderwärts, wo die vorgeſchlagene Correction weniger evident ſchien, fügte ihr Hr. *W.* eine neue Ueberſetzung in der kritiſchen Annotation bey: z. B. To. I. p. 510. 645. Wäre dieſe Sorgfalt überall beobachtet worden, ſo würde die Ueberſetzung, vor Erſcheinung des vollſtändigen Commentars, dem nachforſchenden Kritiker gewiſſermaſſen daſſelbe leiſten, was Griesbach in ſeiner Ausgabe des N. T. mit bewundernswürdiger Genauigkeit durch die beygefügten kritiſchen Zeichen bezweckte. Man würde den gröſsern oder geringern Grad der Wahrſcheinlichkeit, den jede Verbeſſerung in den Augen des Herausgebers gehabt hat, darnach beſtimmen können. Allein da Hr. *W.* nicht ſelten auch an ſolchen Stellen, welche offenbar einer Textesänderung bedurften oder ſie ſogar in dieſer Ausgabe erlitten hatten, die fehlerhafte Ueberſetzung beybehielt: ſo kann ſie freylich dieſen Dienſt nicht leiſten. Beyſpiele davon finden ſich To. I. p. 168. οὐδὲ γὰρ οἷόν τε, I. p. 195. ὑλήμασι καὶ χωσίοις, I. p. 350. πολλάκις, I. p. 254. ἐπιλεαίνων, I. p. 333. ἀγρίων. To. II. p. 80. κἂν ἄλλου, (was auch *Toup. ad Longin.* p. 397. bereits vorgeſchlagen hat). Hätte Hr. *W.* die oben angeführte Ueberſetzung von *Herm. Cruſerius* gekannt: ſo würde er ſie wahrſcheinlich ſtatt der Xylandriſchen der Aufnahme werth geachtet, wenigſtens ehrenvoller von ihr geſprochen haben, als in der Vorrede p. C. zuerſt, dann wieder in dem *Ind. Editt. et Verſſ.* p. CLIII. geſchehen iſt. Die drey Eigenſchaften einer guten Ueberſetzung, welche Hr. *W.* der Xylandriſchen beylegt, getrauen wir uns in der Cruſeriſchen in einem weit ausgezeichneteren Grade aufzufinden. Sie übertrifft (wie wir, wenn es hier der Raum erlaubte, durch Gegeneinanderhaltung mehrerer Stellen leicht erweiſen könnten) jene an *Wahrheit* und *Richtigkeit;* ſie übertrifft ſie an *Eleganz des Ausdrucks;* ſie übertrifft ſie, in ſehr vielen Stellen wenigſtens, an *treuer Nachbildung der Plutarchſchen Schreibart*, ſo, daſs ſie, um Hn. *W's.* Ausdruck auf ſie anzuwenden, weniger für Original als für Copie gehalten ſeyn will, und in dieſer Hinſicht ſich ſelbſt von den ſehr gefeilten, aber freyern *Erasmiſchen* Ueberſetzungen einzelner Bücher, deren Werth von *Henr. Stephanus* in der kleinern Ausgabe der Apophthegmen (1568. 12.) mit Unrecht herabgeſetzt wird, zu ihrem Vortheil unterſcheidet. (Die in andern Betracht empfehlungswerthen Ueberſetzungen von *Othmar Luſcinius* und ſeinen Nachfolgern erlauben ſich noch freyere Abweichungen vom griechiſchen Original; nur *Raph. Regius* ſchlieſst ſich etwas treuer an daſſelbe an.)

Uebrigens wäre der Xylandriſchen Verſion auch noch weit öfter, als es geſchehen iſt, Hn. Wyttenbachs verbeſſernde Feile zu wünſchen geweſen. In der That iſt man ſehr oft bey der Vergleichung dieſer Ueberſetzung ungewiſs, was ſich ihr Verfaſſer entweder, oder ihr jetziger Herausgeber gedacht hat, welchem von beiden man folgen, oder auf welchem Wege man Text und Verſion vereinigen ſoll. Noch groſſer wird die Verlegenheit bey ſolchen Stellen, wo Hr. *W.* keiner Varianten gedacht hat. p. 198. E. τοὺς δυναμένους κωλύειν τοὺς κακῶς ποιοῦντας, ἐὰν μὴ κωλύωσι, καταλεύειν. Xylander: *Eos qui male agentes prohibere poſſent, neque id facerent, eorum flagitiis aſſentiri.* Der Ueberſetzer ſcheint κατανεύειν geleſen zu haben, obgleich in ſeiner griechiſchen Ausgabe p. 119. καταλεύειν ſteht, das Raph. Regius durch *lapidibus obruere* überſetzt. Welche Leſart nahm Hr. *W.* an? Cruſerius folgt der Vulgata: *incitare.* — p. 229. A. *Hic homo verſutus, et pleraque fraudibus miſcens, juſque in ſola ponens utilitate, veritatem aiebat nihilo meliorem eſſe mendacio.* In dieſer Ueberſetzung fehlen erſtlich die Worte: καὶ τὸ καλὸν ἐν συμφέροντι. Hielt ſie der Herausgeber vielleicht, wie Hr. Gierig *Apoph. Lac.* p. 44. für unächt? Aber dieſer Vermuthung widerſpricht die längſt beobachtete Weiſe dieſes Epitomators, welcher auch hier, wie gewöhnlich, eine längere Stelle in *Vit. Lycurg.* c. 7. ohne Wahl und Beſonnenheit ins Kurze gezogen hat. Sodann drücken die letzten Worte der angeführten Ueberſetzung nichts weniger als den Sinn des Originals aus: τὸ ἀληθὲς, ἔλεγε, τοῦ ψεύδους κρεῖττον εἶναι. Richtiger überſetzte Cruſerius: *Lyſander juſtitiam utilitate*

tiens honestumque commodo, verum esse, ait, falso valentius, sed utriusque valorem et auctoritatem usu dirigendam. p. 456. B. ὁ Μαρσύας φορβειᾷ τινι καὶ περιστομίοις βίᾳ τοῦ πνεύματος τὸ ῥαγδαῖον ἐγκαθεῖρξε. Xylander: *Marsyas capistro quodam atque orificio violentiam flatus intercepit.* Wie soll man das hier ausgelassene Wort βίᾳ erklären. *Erasmus*, dessen vortreffliche Uebersetzung dieser Schrift sich in der von Cornarius besorgten Sammlung mehrerer Uebersetzungen der Plutarchischen Schriften (Bas. 1554.) befindet, giebt es: *per vim flatus stridorem cohibebat.* Hr. *Böttiger* (*Attisch. Mus. II.* p. 356.) verbesserte περιστομίων βίᾳ. Dürfen wir unserm Gefühl trauen, so ist das Wort βίᾳ nichts mehr und nichts weniger als Glossem des folgenden ῥαγδαῖον. Glosseme dieser Art mögen, um dies hier beyläufig zu erinnern, noch hie und da in dem Plutarchischen Texte verborgen seyn, wie z. B. p. 160. C. τῇ δεισιδαιμονίᾳ. Vergl. *Miscell. Lips. Nov.* Vol. X. p. 304. — p. 174. F. steht im Texte Ἰσμηνίαν, in der Uebersetzung *Ameiniam.* So lesen auch andere Editoren. Hr. *W.* erwähnt keine Verschiedenheit der Lesart; Hr. *Hutten* (VIII. p. 88.) erwähnt sie, ohne jedoch, wie es scheint, den richtigen Entscheidungsgrund zu wissen. Der lateinische Uebersetzer hat diesmal Recht. Denn der berühmte Flötenspieler Ismenias, der vor der 105 Ol. starb, kann der Chronologie zufolge, unmöglich von dem skythischen Könige Ateas gefangen worden seyn. S. *Lessings antiquar. Briefe* I. p. 171. — p. 422. F. κατέβαλε τὸν λόγον, Xylander: *auctor hujus fuit sententiae.* Obgleich Xylander in den Text seiner griechischen Ausgabe (p. 191.) κατέβαλε, wie Hr. *W.*, aufgenommen: so hatte er doch bey jener Uebersetzung, wie eine ihr beygefügte Note zeigt, κατέλαβε im Sinn. Auf das erste waren indess auch schon andere gefallen, wie *Camerarius* in seiner Uebersetzung dieses Werkchens p. 95 der alten oder p. 98. der neuen Ausgabe: (denn ausser der von Hn. *W.* in *Ind. Editt.* p. CLXII. aufgeführten Edition giebt es noch eine andere ohne Jahrzahl) desgleichen *Turnebus*, der es durch *evertit* ausdrückt. Hr. *W.* läfst uns abermals über die Abweichung der Version vom Texte ungewiss: oder glaubte er vielleicht hier durch die Reiskische Erklärung der Stelle es rechtfertigen zu können, dafs er die Stephanische Lesart beybehielt, ohne die Xylandrische Uebersetzung zu ändern? — So hätten hie und da noch andere Unrichtigkeiten, welche nicht bloss die Erklärung einzelner Stellen, sondern sogar den lateinischen Ausdruck betreffen, von dem Herausgeber verbessert werden können. p. 198. F. σφετερίσασθαι τῆς ἐξουσίας, *parte usurpare potestate sua.* Selbst *Maittaire*, (dessen Ausgabe der Apophthegmen sich sonst, wenn gleich nicht durch Kritik, doch durch äussere Pracht und die aus den Elysischen Feldern gerichtete Zueignungsschrift des Plutarchus an den Abbé Sallier in Paris auszeichnet,) fügte bey dieser Stelle (p. 101.) sehr treuherzig hinzu: *hanc constructionem non intelligo.* — p. 210. A. vom Agesilaus: πρὸς θάλπος οὕτω καὶ ψῦχος εἶχεν, ὥστε μόνος ἀεὶ χρῆσθαι ταῖς ὥραις. Xylander wundert sich hier über einen seiner Vorgänger, der die Worte, fast wie Cruserius, so dollmetschet: *ut solus eadem veste quatuor anni tempestatibus uteretur.* Der Uebersetzer fehlte unstreitig. Allein wer die Parallelstelle *Vit. Agesil.* c. 14. vergleicht, der wird auch die Xylandrische Version: *ut solus tempestatibus anni uteretur*, wenigstens undeutlich, und die von Hn. *W.* in den kritischen Noten vorgetragene: *ut ipse unus quavis anni tempestate ad res agendas uti posset*, obgleich richtiger, doch vielleicht noch nicht bestimmt genug finden. ὥραι sind hier ὧραι ὑπὸ θεοῦ κεκραμέναι, *anni tempora temperata.* — p. 153. F. ἐν ταῖς περὶ Λιλάντου μάχαις, *in pugnis ob Lilantem commissis.* Vielmehr: *Lilantum.* Das seiner Fruchtbarkeit und Gesundbrunnen halber berühmte πεδίον Ληλάντιον hiess auch ὁ Λήλαντος. s. *Perizon. ad Ael. V. H.* VI, I. p. 336. *ed. Lips.* *Spanhem. ad Call. H. in Del.* 289. — p. 174. E. ἀνδράποδα ἄδραστα sind nicht *mancipia ignava.* Das Wort ἄδραστοι drückt vielmehr Leute aus die nicht davon laufen, und wird den δραπέταις entgegengesetzt. s. *Valck. ad Herodot.* p. 342. — Wir sind überzeugt, dafs der Commentar diese und andere Irrungen künftig heben wird, und enthalten uns daher mehrere auszuzeichnen.

So sehnsuchtsvoll übrigens jeder Freund gründlicher Gelehrsamkeit diesem Commentar entgegen sehen muss, von welchem wir uns in einem noch höhern Grade versprechen, was Ruhnkenius ehemals von dem Valkenärischen Commentar zu Sophokles weissagte: so gewährt es doch allen denjenigen, welche sich nicht blofs der Noten und Varianten halber mit den Alten beschäftigen oder bey Bearbeitung derselben nicht, wie Narcissus, nur ihr eigenes Bild in dem flüssigen Spiegel der alten Quelle bewundern, schon jetzt eine sehr erfreuende Aussicht, die Lectüre eines Schriftstellers erleichtert zu wissen, der für Kopf und Herz so reiche Nahrung enthält, und bey dem es daher mehr auf das ankommt, was er zu uns, als was wir über ihn zu sagen haben. Mit dankbarer Freude wird deshalb noch die späte Nachwelt *Wyttenbachs* Namen nennen, dessen Bestreben, dem Publicum zu nützen, von dem ausdauerndsten Fleiss unterstützt, und dessen Fleiss schon jetzt durch den herrlichsten Erfolg gekrönt worden ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 18. März 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Barth: *Pericopae evangelicae.* Illustravit *Christ. Theoph. Kuinoel.* Phil. Prof. Lipf. Vol. I. 1796. 318 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Ein Commentar über die evangelischen Perikopen kann wohl nur für Prediger bestimmt seyn, die dem lästigen Zwange, aus denselben die Themen zu ihrem Vortrage herauszuspinnen, unterworfen sind. Denen, die erst Prediger werden wollen, und für welche der rühmlich bekannte Vf. hauptsächlich geschrieben zu haben, sich erklärt, ist es wohl mehr anzurathen, die evangelischen Geschichtbücher im Zusammenhange zu studieren, und eben das ist ja doch auch für die wirklichen Prediger das räthlichste. Einem eigentlichen Bedürfnisse wird also durch diese Unternehmung nicht abgeholfen. Aber nützlich kann sie für viele Prediger werden, welche ihre Texte gründlich verstehn wollen, und sich doch aufser den gemeinsten Handbüchern keine Commentarien über die Evangelien anschaffen können. Diesen kann denn der gegenwärtige Commentar mit vollem Rechte empfohlen werden, da er wirklich leistet, was in der Vorrede angekündigt wird, nicht nur die einzelnen Worte und Sätze erklärt und ihren Sinn bestimmt, sie aus den Meynungen und Gebräuchen der Juden erläutert, bey schweren Stellen verschiedene Erklärungen angiebt und prüft, und keine Dunkelheit unbemerkt und unaufgeklärt läfst, sondern auch die Verbindung der ganzen Abschnitte mit dem Vorhergehenden, von dem sie weggerissen sind, darlegt, und aus den Zeitumständen Licht über sie verbreitet, und das alles so, dafs man nicht sagen kann, der Prediger hätte das alles schon in den Rosenmüllerischen Scholien oder in ähnlichen Hülfsbüchern, deren Gebrauch bey jedem Prediger vorauszusetzen ist, finden können. Ueber das kann dieser Commentar durch die Anleitung zur Behandlung der Perikopen in den Predigten, und schon durch die gute lateinische Sprache, in der er geschrieben ist, nützlich werden. Wir wünschen daher sehr, dafs er von den Predigern fleifsig benutzt werden möge. Auch abgesehen von dieser Bestimmung ist er des Vfs. durch den gelehrten Fleifs, der daran gewandt ist, und durch die richtigen Principien der Interpretation, die darinnen befolgt sind, vollkommen würdig. Durch Aushebung einzelner Stellen diese Empfehlung zu rechtfertigen, die nur durch die Güte des ganzen Werkes gerechtfertigt werden kann, halten wir für eben so unnütz, als solche Stellen auszuheben, in deren Erklärung der Rec. anderer Meynung ist als der Verfasser. Dagegen möchten etwa folgende den Plan des Werkes betreffende Erinnerungen nicht überflüssig seyn.

Bey einem Commentar über die *Perikopen* für *Prediger*, besonders für junge Theologen, die sich erst zu Predigern bilden sollen, ist das erste Erfodernifs eine genaue Bestimmung des Inhalts der ganzen Perikope. Das ist nun bey denen, welche Erzählungen enthalten, sehr leicht, aber desto schwerer bey manchen von denen, in welchen Vorträge aus Reden Jesu herausgehoben, also von dem Vorhergehenden und Nachfolgenden abgerissen sind. Gerade bey diesen ist aber auch die genaue Bestimmung des Sinnes am wichtigsten, und zwar eine solche, die nicht nur neben der Bestimmung des Vfs. auch die von andern Erklärern angebe, sondern auch den Lehrer in den Stand setze, nicht dem Commentator aufs Wort glauben zu müssen, sondern selbst untersuchen, und unter abweichenden Bestimmungen eine aus Gründen wählen zu können. Das ist nun in dem gegenwärtigen Werke zwar oft beobachtet worden, aber nicht immer hinlänglich. So ist z. B. bey der schweren Perikope Luc. 21, 25—36. (S. 7. ff.) zwar die Behauptung aufgestellt, dafs sie blofs von dem Untergange des Jüdischen Staates handle, und diese ist mit Gründen unterstützt, durch welche auch der Meynung derer widersprochen wird, welche diesen Abschnitt von dem Ende der Welt verstehen; aber die Gründe für diese letztere Meynung sind nicht angegeben, und der Erklärung von der Ausbreitung der Lehre Jesu ist gar nicht gedacht. Es ist nicht bemerkt, dafs sich der Zusammenhang, also auch der Sinn, der Rede gar nicht aus Lucas, aus dem die Perikope genommen ist, sondern nur aus Matthäus, bestimmen lasse. Daher ist auch nicht bemerkt, dafs zwischen dem 28sten und 29sten Vers der Perikope der 31ste V. des 24sten Kap. Matth. fallt, welcher für die Erklärung von dem Untergange des jüdischen Staates gerade der schwierigste ist. Also werden die, für welche der Vf. geschrieben hat, ihm freylich Recht geben, und sogar aus Gründen gewifs zu seyn glauben, dafs er Recht habe; aber sie lernen die Gründe der abweichenden Erklärungen nicht kennen, und werden durch diese irre gemacht werden, wenn sie auf sie stofsen: und was haben sie denn durch diesen für sie bestimmten Commentar gewonnen?

Ferner ist es bey einem Werke, das für eine gewisse Klasse von Lesern geschrieben wird, unumgänglich nothwendig, sich die Bedürfnisse dieser Klasse auf das bestimmteste zu denken, sich in der Sorgfalt für die Befriedigung dieser Bedürfnisse möglichst gleich

gleich zu bleiben, und, weil das schwerer ist als man gewöhnlich sich vorstellt, lieber zu viel als zu wenig dafür zu thun. Vollkommen zweckmäfsig ist es daher, dafs der Verfasser in Untersuchungen der Zeitbestimmung eingeht, z. B. S. 7—9. auf die Zeit der Ankunft der sogenannten Weisen aus Morgenland aber, ist es dagegen genug, S. 1. von dem Einzuge Jesu in Jerusalem zu sagen, er sey *sexto circiter die ante festum Paschatos* geschehen? — Es mag hingehn, dafs der Vf. sich unter denen, für die er schreibt, solche Anfänger denkt, denen gesagt werden müsse, dafs Matth. 21, 2. (S. 2.) εὐθέως *confestim* heifse; aber harmonirt es damit, dafs er die hebräischen Worte meistens (denn gleich bleibt er sich auch darinnen nicht) ohne Vocalpunkte hinsetzt? Und hätte solchen Anfängern nicht S. 4. bey θυγατρὶ Σιὼν etwas mehr über Zion und über die Ursache der Benennung *Tochter* von den Städten gesagt werden sollen? — Unstreitig ist es recht, dafs bey Matth. 21, 7. (S. 5.) die Variante ἐπεκάθισεν statt ἐπεκάθισαν angezeigt und mit Angabe eines Grundes beurtheilt ist; es mag hingehn, dafs die Beurtheilung nicht gründlich genug ist; es mag auch so viel nicht zu bedeuten haben, dafs gesagt wird, Bengel, Wetstein, und Griesbach hätten sich für ἐπεκάθισαν erklärt, da doch Wetstein sich für ἐπεκάθισεν erklärt, und Bengel und Griesbach dieses in den Text aufgenommen haben: aber das ist doch offenbar unrecht, dafs andere Varianten ohne Angabe eines Grundes durch blofse Verweisung auf kritische Ausgaben abgefertigt werden, z. E. bey Joh. 8, 50. (S. 197.), und andere wichtige Varianten ganz übergangen sind, z. E. ἵνα παραδῷ αὐτὸν ἰούδας σίμωνος ἰσκαριώτης Joh. 13, 2. (S. 208.). — In Absicht auf die Anführung mehrerer Erklärungen bey Einer Stelle hat sich der Vf. nach der Vorrede zum Gesetz gemacht, sie blos *in locis difficilioribus* zu geben, wogegen nicht viel einzuwenden ist. Auch versteht es sich von selbst, dafs der Rec. nicht verlangen kann, der Vf. solle alle die Stellen für *difficiliores* erkennen, die dem Rec. so scheinen. Aber doch wird der Vf. wahrscheinlich selbst zugestehn, dafs Joh. 14, 23. (S. 276.) die Semlerische Erklärung von πρὸς αὐτὸν ἐλευσόμεθα etc.: *ich und er werden zu meinem Vater kommen*, V. 30. die Michaelische von ἄρχων τοῦ κόσμου: *Todesengel*, angeführt und geprüft zu werden verdient hätten. So wird er auch kaum in Abrede seyn, dafs es Luc. 2, 34. (S. 52.) nöthiger gewesen wäre von σημεῖον ἀντιλεγόμενον (wovon *illustre exemplum* τῆς ἀντιλογίας wohl nicht die natürlichste Erklärung ist) mehrere Interpretationen anzuführen, als von πρεσβῦτις V. 36. (S. 53.) vier. — Auch ist es gewifs der Bestimmung des Buchs nicht gemäfs, über das γλώσσαις καιναῖς λαλεῖν blofs auf Bücher zu verweisen. — Und eben so gewifs hätten die *Schulzischen Anmerkungen über die vier Evangelisten* besser benutzt, und die *Schmidtischen exegetischen Beyträge*, besonders bey dem Stern der Magier und bey der Versuchungsgeschichte, nicht so ganz ungebraucht gelassen werden sollen, bey welcher letztern auch auf: *die Versuchung Jesu, ein Empörungsversuch jüdischer Priester*, Hamb. 1793. und die *Kritik der Hypothese einer innern Versuchung etc.* von eb. d. Vf. Schleswig 1796. gar keine Rücksicht genommen worden ist. — Zu unbestimmt ist die Bemerkung zu Luc. 24, 22., dafs ἐξίστημι nicht nur intransitiv, sondern auch transitiv gebraucht werde; ἐξέστησαν ist da der Aor. 1., und der hat so wenig jemals eine intransitive Bedeutung, als der Aor. 2. eine transitive.

Hoffentlich werden diese Erinnerungen um so weniger als Beweise einer unbilligen Tadelsucht betrachtet werden, da eine Fortsetzung des Werkes zu hoffen ist, in welcher vielleicht Rücksicht auf sie genommen werden kann. Damit sie aber nicht einen dem Werke nachtheiligen Eindruck zurücklassen, welches der Absicht des Rec. ganz zuwider wäre, so will er diese Anzeige nicht mit ihnen endigen, sondern mit der wiederhohlten Erklärung, dafs das Werk, ungeachtet der gerügten Mängel, ein schätzbares Werk sey, das nicht nur von denen, welchen es zunächst bestimmt ist, sondern überhaupt von Freunden eines gelehrten und gründlichen Bibelstudiums mit grofsem Nutzen gebraucht werden könne.

GÖTTINGEN, b. Ruprecht: *Amos*, neu übersetzt und erläutert von *J. C. W. Dahl*. 1795. 266 u. XII S. in gr. 8.

Mehrere der sogenannten kleinen Propheten sind in neueren Zeiten einzeln bearbeitet worden. Ueber *Amos* erschien der letzte Commentar (von *Harenberg*, lateinisch) 1763. Und doch vermag allerdings ein auf einen Punct concentrirter Fleifs zur richtigen Behandlung mehr, als bey Uebersetzung und Erklärung der ganzen Bibel, oder wenigstens des ganzen Dodekapropheton eine auf viele heterogene Gegenstände getheilte Aufmerksamkeit. Desto mehr aber darf auch mit Recht von dem Vf. einer solchen Monographie gefodert werden.

Der Vf. hat, in so fern seine Arbeit zugleich seine erste Probeschrift in diesem Fach ist, durch sie hinreichende Sprach- und Sachkenntnisse, Genauigkeit bis auf das Einzelne und richtige Beurtheilung in Anordnung des Ganzen gezeigt. Die *Einleitung* sammelt zuerst, was von den Lebensumständen des Amos auszufinden ist. Ob Thekoa und zwar als *Städtchen*, (S. 3.) *Geburtsort* desselben war, dies liegt im Texte nicht. Das dortige *Weydeland* war sein *Aufenthalt*, ehe er als Prophet ins Land Israel gieng. Zu Thekoa war er *Noked*, Hirte einer kleineren Gattung von Schaafen; unter den Israeliten VII, 14. nennt er sich einen *Boker*. Daraus folgt, unsers Erachtens, nicht, dafs beide Worte Synonyma seyen, sondern dafs A. aufser Judaea eine andere Art von Heerde besorgte, dort pecuarius, hier armentarius war. Ob sein *Vater*, von dem wir gar nichts wissen, auch ein dortiger Hirte gewesen sey, ist weder zu verneinen noch zu bejahen. Eichhorns Einleitung veranlafste den Vf. diese Frage zu machen und nach Wahrscheinlichkeit bejahen zu wollen. Sie ist aber, weil die Geschichte schweigt, eben so unbeantwortlich als überflüfsig. Aus VII, 14. folgt auf alle Fälle, dafs Amos *weder* eines Propheten Sohn noch in Prophetenschulen erzogen,

gen, sondern nach eigener Weise auf innere Veranlassung aufgetreten war. In mehreren andern Punkten hat Hr. D. die Bemerkungen der Eichhornischen Einleitung über Amos stillschweigend verbessert. Nichts, zum Beyspiel, beweisst, dass Amos gerade ein *dürftiger* Hirte gewesen; doch ist es möglich und eher anzunehmen, als die Behauptung, dass 2 Buch Kön. 3, 4. ein Moabitischer *Prinz* als *Schäfer* vorkomme. Mascha ist dort der *König* selbst. Dieser wird zwar *Noked* genannt, aber sogleich der zweyte Theil des Verses zeigt den Sinn hievon. Er war *Besitzer* so grosser Heerden, dass er dem König von Israel einen sehr beträchtlichen Tribut an Schaafen und Widdern geben konnte. Nach 7, 14. war Amos nicht bloss Hirte, sondern auch Baumgärtner. Warum wird dieser Umstand gewöhnlich in den biographischen Fragmenten von ihm nicht bemerkt? Kann er doch leicht die Veranlassung gewesen seyn, weswegen A. nicht immer bey der Heerde blieb und nach Bethel kam. Ein noch bedeutenderer Wink zu einer Verbesserung liegt in Dahls Untersuchung über die Chronologie des Amos. Aus derselben folgt, dass man gar nicht zweifellos sagen könne: Nach dem 27 Regierungsjahr Jerobeams II. begab sich Amos aus seinem Vaterland. Man ist nach Hn. D. Gründen (S. 6.) genöthigt, diese Zeitbestimmung wenigstens für ungewiss zu halten. Was dagegen Hr. D. zur Berichtigung selbst versucht, ist zwar ingeniös, aber doch nach dem Context nicht anwendbar. Er vermuthet, statt 27. (כז) sey 1 Buch Kön. 15, 1. zu lesen 15. (טו). Es falle nämlich das erste Jahr des Usiah und das funfzehnte Jerobeams II. zusammen. Wie aber sollte dies mit 1 Buch Kön. 15, 8. 13. harmoniren? Wie könnte Jerobeams letztes also 41stes Regierungsjahr in Usiahs 35stes Jahr fallen, wenn Jerobeams 15tes Regierungsjahr und Usiahs 16 Lebens- oder erstes Regierungsjahr coincidirten? Doch! bliebe für Amos prophetische Thätigkeit ein Zeitraum von 26 oder von 14 Jahren, immer kann man den Anfang und das Ende derselben nicht genauer bestimmen. Denn das Jahr der furchtbaren (Zachar. 14, 5.) Erderschütterung, welche zur näheren Bestimmung angegeben ist, bleibt uns unbekannt. Eben deswegen aber bleibt auch ungewiss, ob Amos der *älteste* unter den sämtlichen hebräischen Propheten oder moralischen Demagogen (S. II.) sey, (von denen uns ein Nachlass gesammelt ist). Denn was berechtigt uns, eher anzunehmen, dass Amos in den ersten als dass er in den letztern Jahren des Synchronismus von Usiah und Jerobeam aufgetreten sey?

Der Vf. beweisst seinen Fleiss in der Einleitung vorzüglich noch durch die Aufmerksamkeit, mit welcher er zu seiner Arbeit die älteren Versionen, nebst den Commentarien des Ephrem, Hieronymus, Theodoret etc. benutzt hat. Die Charakteristik des Propheten hingegen ist bey Eichhorn §. 567. viel reicher und treffender. — Die *Uebersetzung* ist *metrisch*, nicht aber in freyen Jamben, sondern vielmehr in Zeilen, von welchen jede nach einem Sylbenmaas geordnet ist, ohne dass die übrigen an eben dasselbe gebunden werden. Hierdurch bleibt die Uebersetzung dem Original am meisten ähnlich. Bey einzelnen Zeilen wäre mehr Wohlklang möglich gewesen. Auch sind in Uebersetzungen solcher alten Schriften undeutsche Ausdrücke, wie Orakelsprüche, Exil und dergl. zu vermeiden. Verbunden mit den *erläuternden Anmerkungen*, welche einen ununterbrochenen Commentar enthalten, wird diese Uebersetzung, wie es Wunsch des Vfs. ist, besonders zur Privatübung im Hebräischen ein nützliches Hülfsmittel. Wer die Grammatik gefasst, und unter einem guten Lehrer die erste Uebung im Hebräischen erhalten hat, findet sich hier an alles erinnert, was er von Wort- und Sacherklärungen sich deutlich machen muss. Zugleich erhält er durchgängig Anleitung, auch die alten Versionen zu benutzen und den Gründen der angenommenen Wortbedeutungen nachzuspüren. Doch kann und muss in diesen grammatikalischen und lexikalischen Subtilitäten hie und da noch mehr Strenge gefodert und bewiesen werden, wenn die Exegese, soviel möglich, von Willkührlichkeit frey werden soll. Zum Besten des Fachs nur einige Beyspiele! S. 68. auch 97. bey K. II, 9. wird als Regel angenommen: im hebräischen stehe nicht selten das *Futurum für das Praesens*. Wahr, so lange dies vom Präsens des Conjunktivus, Optativus, Subjunktivus, verstanden wird; nie aber steht das Futurum gleichgültig für das Präsens des *Indicativus*. So sind die vom Vf. angeführten Beyspiele alle, nicht wahre Indicative. Man muss übersetzen: was suchst du *wohl?* — woher kommst du *etwa?* — Warum giebt er *doch?* *Mögen* auftreten — und dergl. V. 2. sind נאות und נוה ganz verschiedene Worte; dies ist *Wohnung*, nach نوى, jenes sind *Triften ausser den Städten*, nach نأى *entfernt seyn*. — V. 3. erlaubt es die Sprache nicht נו als Neutrum zu erklären; es würde das Foemininum ה stehen müssen. Als Dativus erklärt bezieht es sich auf das Land, welchem gedroht wird. Dies ist oft Masculinum, nach einer constructio ad sensum. Man kann übersetzen: „Ich will es ihm (ihnen) nicht hingeben lassen." Wörtlich wäre השיב: *sivit, ut retrocedat* sc. crimen a peccatore. Das Bild des Dichters nämlich stellt das Begangene vor als etwas, das auf den Frevler eindränge und nicht ablasse. — V. 5. ist בית da von einer syrischen Gegend die Rede ist, aus dem syrischen zu erklären, nicht Haus oder Schloss, sondern *Districkt*. תומך versteht der Vf. mit vielen als Participium. Der Alexandriner hat hier κατασκ[illegible], unten V. 8. ἐξαρθήσεται. Offenbar erwartet man nach dem Context etwas dieser Art. Sollte תומך auszusprechen und dieses Wort von סמך als zweyte Person des Futurum Hophal abzuleiten seyn? Der Sinn: entweiche, Scepter, von Beth Eden weg! קירה (nach Kir) denkt sich Rec. in *Parenthesen*, als Erklärung des Sammlers, welcher den Erfolg erlebt hatte. Man sehe das unbestimmtere K. 1, 15. 7, 17. — V. 6. גלות שלמה übersetzt der Vf. *das ganze Volk gefangen;* auch die Geschichte gestattet dies nicht. שלם *schuldlos* heisse eine weggeführte Truppe,

pe, weil sie die Philisthäer nicht gereizt hatte. Der Sinn ist wie B. Richt. 18, 7. — V. 9. kann den Tyriern, als Cananitern, doch nicht wohl ein *Brüderbund* mit den Israeliten zugeschrieben seyn. Vermuthlich bezieht sich die letzte Zeile des Verses auf die mit Israel Verwandte Idumäer selbst. Vergl. sogleich den 11 Vers. ויטרף gehört wahrscheinlich noch mit שחת zusammen. „Bey den vielfachen Gewaltthaten Edoms, werd ich ihm nicht hingehen lassen, dass er mit dem Schwerdt verfolgte seinen Bruder (den Hebräer), unglücklich machte und beraubte den, welcher sein Mitleid hoffen konnte. Ewigen Zorn ihm! Denn immer lauerte seine Rachsucht."

Auch auf Parallelstellen hat der Vf. seinen Fleiss ausgedehnt, wie bey K. IV, 11. auf die Geschichte von Sodom und Gomorra. Und so zeigt ihn seine Probeschrift nach allen Seiten mit dem Ueberblick seines Fachs begabt und mit denen Einsichten ausgerüstet, deren fortgesetzte Anwendung den Exegeten des Alten Testaments zur Vollkommenheit bringt.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BRESLAU, b. Korn d. ältern: *Fastenreden* von einem schlesischen Stadtpfarrer. 1795. Erster Jahrgang. 180 S. 8. Zweyter Jahrgang. 1796. 150 S. Dritter Jahrgang. 1796. 142 S. (1 Rthlr. 12 gr.)

Anlage zur Beredsamkeit und einen warmen Eifer für das Gute kann wohl niemand dem Vf. dieser Predigten absprechen. War ihr äusserer Vortrag dem kräftigen, und durch mannichfaltige Abwechselungen und Bilder lebendigen anschaulichen und unterhaltenden Ausdruck angemessen; so müssen sie bey Zuhörern vom gewöhnlichen Schlage oft starke Eindrücke hervorgebracht haben. Schade nur, dass sich bey einer genaueren Prüfung so viele Mängel zeigen. Wir wollen es dem Vf. keineswegen zum Vorwurfe machen, dass er, als Katholik, dem System seiner Kirche gemäss redet, aber die ganz groben Vorstellungen, welche z. B. in der Predigt über das Abendmahl vorkommen, müsste, wie wir denken sollten, nachgerade auch jeder auf einige Aufklärung Anspruch machende, katholische Religionslehrer vermeiden. Dann findet man bey genauerer Ansicht unbeschreiblich viel leere Declamation, insbesondere da, wo sich der Vf. seiner Lieblings-Redefigur der Antithese oft mehrere Seiten nach einander überlässt. Das Feuer des Vf. und der anscheinende Reichthum von Gedanken in den dogmatischen Theilen rührt, wie gewöhnlich, von dunkeln, verworrenen Begriffen her, obgleich doch auch manche Declamation mit denselben Worten schon in diesen Predigten wiederholt wird. Von biblischen Stellen macht der Vf. oft sonderbare Auslegungen und Anwendungen und in der grammatikalischen und logischen Richtigkeit des Sprachausdrucks ist er, nach Art der meisten kathol. theologischen Schriftsteller, noch weit zurück. Folgendes sind die Belege dazu blos von der 2ten Seite des ersten Bandes genommen: *was* für welches, sich Jesum ihrem Muster gleichförmiger machen. Er *zeugte* (zeigt). Christus hat es *vor* keinem Raub der Gottheit geachtet uns gleich zu seyn, und in der Gestalt des Sünders zu erscheinen, um uns — zu erkaufen, in die Herrlichkeit — einzugehen, wozu auch wir berufen und uns in seinem Blute geheiliget hat. Er stellt Jesum zum vollkommensten *Muster des Gesetzes* dar, *was* er gelehrt, — wodurch er uns den Weg zur *Wonnelosen* Seligkeit selbst gebahnt hat. *Jesum* zu folgen. — Die praktischen Theile und Stellen sind zum Theil schön und untadelhaft, zum tröstlichem Beweise, dass es doch Etwas giebt, worinn alle verschiedenen christlichen Religionslehrer mit einander übereinstimmen und in Zukunft noch immer mehr übereinstimmen werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Frankfurt und Leipzig: Der Guckkasten.* Ein komisches Gedicht in drey Gesängen, aus den hinterlassenen Papieren des berühmten *Eulogius Schneider.* 1796. 36 S. 8. (3 gr.) *Eulogius Schneider* hat für seine *politische* Sünden und Verbrechen gebüsst. *Poetische* Sünden hat er, so viel wenigstens Rec. weiss, nicht begangen, also sich auch von *dieser* Seite nicht strafbar gemacht. Und doch kommt da nun ein Quidam aus der Dunkelheit hergeschlichen, um ihn unter mehr als Henkersqualen im Angesichte der ganzen ehrsamen Welt ein Guckkastenstück, die *Mädchenwelt* betitelt, herab orgeln zu lassen, das in Absicht auf Versündigung am guten Geschmack, am gesunden Menschenverstand und der lieben Grammatik, die überhaupt so manchen unserer heranwachsenden jungen Schriftstellerchen nicht zu Kopfe will, seines gleichen sucht, aber doch wohl hoffentlich so leicht und so bald nicht finden wird.

Von der *Delicatesse*, womit unser Guckkastenknabe selbst eine *Gottheit* des Olympus behandelt, und woraus man schliessen kann, wie er uns Erdenbewohner behandeln mag, zeuge nur folgende Stelle aus dem Anfange des schönen Prolog, wo es von *Mars* heisst:

„Denn er sieht ja — wenn anders sein schrecklich Gesicht
Nach weiland Dammes und andrer *beruhmter* Couterfeye
So recht in optima forma, nachdem er zwey dreymal gesessen
Beym schönsten Göttermahl an irgend einem Fest
Sich in Nectar besoffen, in Ambrosia befressen —
Recht wie die leidige Pest."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 20. März 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in der Sommerschen Buchh.: *Die heiligen Gräber zu Kom und die Gebete.* Zwey satirische Gedichte von *I. D. Falk.* 1796. 272 S. kl. 8. (20 gr.)

Es leben jetzt nur wenige Jünglinge in unserm Vaterlande, von deren Talenten zur Poesie sich so viel Gutes hoffen, und für die sich die einweihende Fürbitte:

Phoebe fave! novus ingreditur tua templa sacerdos

mit so viel Zuversicht erhört zu werden, ablegen läſst, als es der Fall bey dem schon durch seinen Versuch einer unter der Aufschrift: *der Mensch*, dem Boileau nachgebildeten Satire, bekannt gewordnen Verfasser dieser Gedichte ist. Seinen Beruf, ein seit einiger Zeit fast ödegelegnes Feld der Dichtkunst zu bearbeiten, bewährt er durch eine reiche Ader von jovialischer Laune, durch fleiſsige Lectüre der Meister alter und neuern Zeit, durch Benutzung mancherley gelehrter Kenntnisse, durch Scharfsinn im Beobachten, durch einen feinen Tact für das Lächerliche, durch ernsthaften Sinn für das Gute und Groſse, durch strenges Bestreben, seinen Arbeiten bis in die kleinsten Theile hinein Richtigkeit und Glätte in Gedanken und Ausdruck zu verschaffen.

Das erste dieser Gedichte hätte vielleicht eher den Namen eines didaktischen, als den bestimmtern eines satirischen Gedichts verdient. Denn obwohl diese Benennung dem herkömmlichen Redegebrauch zufolge auch einem Gedichte zukömmt, das uns nirgends den lustigen Humor des Spötters, immer nur den Ernst des strafenden Richters zeigt; so ist doch die ganze Tendenz des Gedichts, mehr auf Belehrung über eine groſse Wahrheit, als auf Züchtigung von Lastern und Thorheiten berechnet. Die Lehre in der letzten Stanze:

> an jenem groſsen Tage
> „Löſt sich jeder Miſsklang! Dulde! Trage!

diese schwebt eigentlich dem Dichter durch das Ganze als Thema vor; nur hie und da staffirt er seine Erzählung mit satirischen Zügen, wie z. B. S. 145 u. f., wo er die Verächter der Künste und Wissenschaften, die nach des Tyrannen Nadir's Tode, in ihrem Freyheitsschwindel dem Staate nur *Brod* und *Eisen* nöthig finden, redend einführt.

Uebrigens finden sich hier so viel Schönheiten, daſs man wünschen möchte, nicht durch dieses und jenes im ganz reinen Genusse gestört zu werden. Zuerst scheint uns das Metrum nicht ganz glücklich gewählt. Bey einem Gedichte, das in drey Gesängen zusammen über 400 Stanzen enthält, wird das trochäische fünffüſsige Sylbenmaaſs in sechszeiligen Stanzen für das Ohr in die Länge ermüdend. Zwar freuen wir uns herzlich des Kunstfleiſses, der sich hier in der Ueberwindung so vieler Schwierigkeiten zeigt, und dem man es zu danken hat, daſs noch so viel Abwechslung darinn herrscht, als ihm wenige Versificatoren würden gegeben haben; und Verse ohne alle Cäsur, wie folgender:

> Riegel sprangen, rasselnd sanken Brücken

und Spondeen zum Ausgange, oder in der vierten Region, wo sie sehr hart auffallen, wie S. 142.:

> So gebots der Herr, der Krieg und Frieden
> Bloſs an einem Fliegenfaſs aufhing

kommen äuſserst selten vor. Sollte aber nicht Hr. F. sich leichtere Arbeit gemacht, und doch besser für die Musik des Verses gesorgt haben, wenn er seine Erzählung in jambischen achtzeiligen Stanzen, wie sie Wieland für den Oberon gewählt hat, vorgetragen hätte? Doch hierinn läſst sich nun nichts ändern. Aber andern Kleinigkeiten, wobey wir anstieſsen, laſst sich von einem Dichter, der die Feile so glücklich führt, wohl noch abhelfen. Wir fanden hie und da in der Exposition Dunkelheiten, die uns mehr als einmal still zu stehn, und wohl gar zurück zu lesen nöthigten. Auſser der Einschichtung einer Erzählung in die andere, schien uns dies von der Unbestimmtheit kleiner Züge in einzelnen Stanzen herzurühren; z. B. S. 42.:

> Jüngling, nachtvoll sind des Ew'gen Pfade
> Sprach der Seraph, groſs ist seine Gnade
> Bete, schweig in diesem Labyrinth;
> Jene Kett' ist Glied in Glied verschlungen,
> Wiſs', daſs Glück und Zufall Lästerungen
> Seiner grenzenlosen Weisheit sind.
>
> *Laſs uns dort vor jene Spiegel treten*
> *Und, erhöre drey von den Gebeten!*
> *Allmachtsvoll ertheil ich dir die Kraft.*

Die drey letzten Zeilen bleiben dem Leser so lange dunkel, bis er aus dem folgendem errath', daſs hier von *magischen Spiegeln* die Rede ist, daſs der Jüngling *in* diesen Spiegeln verschiedne Beter erblickt, und drey derselben erhören soll. Mit einer kleinen Veränderung lieſse sich dieser Dunkelheit abhelfen:

Lass uns dort vor jene Spiegel treten!
Drey von denen, die da hier siehst beten,
Leih' ich zu erhören dir die Kraft.

Eben so S. 14. Mirza's Sohn war von Nadir's Elephanten, dem er unter die Füsse gefallen war, zerquetscht worden. Der Tyrann besiehlt seinem Vater, der in der Verzweiflung darüber Flüche ausstösst, die Augen auszustechen.

Da erschien ein *Mann* im Hoflingskreise,
Dessen Antlitz edlen Trotz verrieth.

Er verweist dem Tyrannen, dass ein Mensch ihm so wenig gelte, und setzt hinzu:

Schau den *Jüngling* dort im Blute röchelnd
Und verzeih.

Darüber lässt der Tyrann den Alten los, gebietet aber dafür diesem seinem Sachwalter die Zunge auszureissen.

Grimmvoll biss der *Jüngling* in die Lippen
Griff zum Gürtel dann — und in die Rippen
Nadir's fuhr sein Damascener Dolch.

In diesen Stanzen macht es wieder einige Verwirrung, dass dieser junge Mann nicht gleich anfangs, sondern erst hinterdrein S. 21. als ein *Fremder* bezeichnet wird, dass er St. 27. ein *Mann*, und St. 29. wieder ein *Jüngling* heisst, wo noch dazu erst St. 28. ein andrer *Jüngling* vorkam. Gefiel es Hn. *F.* St. 27. zu schreiben:

Da erschien ein *Fremdling* in dem Kreise

und St. 29.:

Grimmvoll biss der *Fremdling* in die Lippen,

so wäre wiederum alle Dunkelheit in der Exposition gehoben.

Noch eine Kleinigkeit, die wir unmöglich billigen konnten. Hr. *F.* sucht an mehrern Stellen Gelegenheit, deutschen Schriftstellern entweder im Vorbeygehen ein Compliment zu machen, oder ihnen einen kleinen Hieb zu versetzen. Sehr leicht musste es für ihn seyn, wo er in seiner eignen Person als Erzähler sprach, für solche Anspielungen schickliche Stellen zu finden, wie sie z. B. Wieland in seinem Amadis u. a. a. O. häufig genug, und immer ungezwungen anbringt. Wie hilft sich nun aber unser Dichter? Er legt solche Anspielungen auf *jetztlebende*, auf *deutsche* Gelehrte, Personen bey, die zu *Schach Nadir's* Zeit in *Persien* leben, indem er die Namen dieser Gelehrten *umgekehrt* schreibt; z. E. in der schon angeführten sonst so schönen Episode, wo die Freyheitsschwindler alle Künste und Wissenschaften verachten, heisst es unter andern S. 50.:

Gleichfalls zwecklos sind beym Unterrichte
Politik und neue Reichsgeschichte.
Leicht füllt Umgang diese Lücken aus.
Reichsgeschichte lernt ihr bey Talenten,
Aus dem *Regrubmah* Correspondenten,
Politik in *Sretchirs* Kaffeehaus.

Hier soll man nun, um die Anspielung auf den *Hamburger* Correspondenten und *Richters* Kaffeehaus zu bemerken, jene Namen rückwärts lesen. Diesem anagrammatischen Spielwerke ist er jedoch nicht einmal immer getreu geblieben. Denn wo er so einen deutschen Namen am Ende des Verses als Reim gebrauchen kann, lässt er ihn stehn, und macht ihn nur durch Pünktchen in der Mitte etwas unkenntlich; z. B.:

Stiehlt ein Dieb, was brauchts da eine Fuhre
Von Pandekten erst? Wer hängt, hängt *jure*,
Trotz Naturrecht, Dnalefuh und Kl..n.

Wird es denn darum weniger unnatürlich, die Leute zu Schach Nadir's Zeit von *Hufeland's* und *Klein's* Naturrecht reden zu lassen, weil der eine Name rückwärts gedruckt, der andre aber durch den Setzer mit zwey Punkten verlarvt wird, da uns doch der Reim unwiderstehlich zwingt, ihm sogleich die Maske abzunehmen? Auch mag Hr. *Falk* es mit dem Koran ausmachen, wenn er S. 54. eben diesen Haufen von Freyheitsschwindlern und Feinden aller Gelehrsamkeit, die doch gläubige Moslemim und geschworne Feinde der Trinitätslehre sind, das unbegreifliche Bekenntniss ablegen lässt:

Wir wir glauben, sanft auf Glaubensflügeln
Schwebend, trotz der Nedrahreben, Kl..g..n
Eins sey Drey, und Drey so viel als Eins.

Das zweyte Gedicht: *die Gebete*, das schon im Göttingischen Musenalmanach stand, haben wir hier zum zweytenmale mit grösstem Vergnügen gelesen. Hier stört keine Härte, keine Monotonie des Versbaues, kein geschraubter Einfall, kein Verstoss gegen Sitten und Zeiten, keine zu Irrgängen führende Verwickelung, den reinen Genuss der Gedankenfülle und der gefälligen Darstellung, wodurch hier ein Thema, wie die Thorheit der menschlichen Wünsche, das so oft behandelt worden, den Reiz der Neuheit wieder erhält. Möchte doch der gute Genius vaterländischer Dichtkunst einen August oder Mäcenas erwecken, der Hn. *F.* in den Stand setzte, sein schönes Talent in ungestörter Musse weiter auszubilden; möchte sich ein Beschützer und Pfleger seiner Muse finden, von dem er, wie Virgil's Tityrus rühmen könnte:

Deus nobis haec otia fecit

und:

Ludere, quae vellem, calamo permisit. —

Nürnberg, in Comm. der Grattenauerschen und Leipzig, in d. Fleischerschen Buchh.: *Journal der bildenden Künste.* 1. 2. Heft. (der halbe Jahrgang 1 Rthlr. sächs.)

Von diesem Journal erscheint alle zwey Monate ein Heft von 5 bis 6 Bogen. In einem angehängten Intelligenzblatte werden zugeschickte Nachrichten, die Künste betreffend, gegen Erlegung von 3 Kreuzer oder 8 Pfennig sächs. eingerückt. Verzeichnisse von den Arbeiten eines Künstlers werden gratis aufgenommen, wenn sie sich in einem Raum von 5 Bogen beschränken.

ken. Die Herausgeber dieses Journals haben vorzüglich zur Absicht, den jetzt so allgemein gewordnen Geschmack an Kupferstichen zu lenken. Sie nehmen sich darum vor, die besten neuern Kupferstiche durch ihre Beurtheilungen nach den Regeln des guten Geschmacks zu würdigen, damit dadurch ächter Kunstgeschmack mehr verbreitet, und blosser Kunstfleiss, todte Beobachtung der Regeln, mechanische Fertigkeit und Geduld in der Ausarbeitung auf seine niedrigere Stufe herabgesetzt werden möge. Wir wünschen, dass sie sich in das Technisch-praktische einlassen mögen, um dem Zeichner und Kupferstecher nützlich zu werden! Denn es ist, wenn man von kritischen Geschmacksprincipien ausgeht, noch für Kunstliteratoren ein grosses Feld zu bearbeiten übrig, nämlich vor allen die Perspective, als Mathematik der Künstler nach subjectiven Principien kritisch zu entwickeln, mit Anwendung auf das Praktische der Composition für den Geschichtskünstler sowohl als für den Thier- und Landschaftskünstler. Es liegt in eben dieser Rücksicht noch wüste das Feld der Beleuchtung, (die Vertheilung des Lichts und Schattens. Erst dann, wenn die kritische Geschmackslehre sich in diese technischpraktischen Details eingelassen haben wird, sind noch wichtige Aufklärungen für Künstler und mehrere Unterhaltung für Kunstliebhaber zu hoffen. Vielleicht würde sich auch in der Folge der Plan dieses Journals bis auf die Principien der Farbengebung erweitern lassen. Die folgende Abhandlung: über das Verhältniss der Kritik eines Kupferstichs zur Recension eines Buchs, enthält sehr viel richtige Ideen. Durch die Recension eines Buchs kann der Leser mit dem Inhalte und dem Werthe desselben bekannt werden. Bey der Recension eines Kupferstichs wünscht der Leser doch noch zu sehen. Für Künstler ist die Recension eines Kupferstichs darum interessant: ob das Blatt neue Erweiterungen im Mechanischen der Kunst enthalte oder nicht. Für Kaufliebhaber meist nur: ob das Blatt des Kaufs werth sey oder nicht. Die Recension eines Buchs kann als blosser Auszug ohne Verdienst ihres Verfassers, interessant seyn: die Kritik des Kupferstichs nicht; denn, wenn sie tadelt, kann sie nie reines Vergnügen gewähren, lobt sie, so fehlt ihr die Darstellung des Gelobten. Die Recension eines Buches theilt dem Leser das Beste daraus wirklich mit, und giebt ihm dadurch einen Schein von Gelehrsamkeit: die Kritik eines Kupferstichs giebt dem Leser nur Belehrung. Die Kritik prüft die Idee und Darstellung einer schönen Idee. Die Kritik muss also auch das Mechanische der Kunst durchgehen. Das Original des Kupferstichs wird durch das Kupfer beurtheilt, so weit es möglich ist. Beym Kupferstiche selbst ist die Vergleichung mit andern lehrreich. Endlich die Beurtheilung des Kupferstichs als Kunstwerk überhaupt. Hier werden die Fehler in der Zeichnung, Beleuchtung, des Ausdrucks gerügt u. s. w. Endlich kommt noch eine Norm für die Kritiken der Kupferstiche, die sich auf Obiges bezieht.

II. Heft. Ueber die Wahl der Momente historischer Gemälde, aus dramatisch bearbeiteten Geschichten, mit Rücksicht auf die Gallerie Shakespears von Boydell. Der Vf. thut dar, dass die bildenden Künste zu ihren Darstellungen ganz andre Momente wählen müssen, um zu wirken, als die Schauspiele gewähren können, und selbst brauchen. Der Zweck eines historischen Gemäldes ist: Darstellung des bedeutungsvollsten Moments einer Handlung durch Zeichnung und Colorit, auf eine solche Art, dass das Gemälde, auch ohne Beziehung auf Geschichte, an sich als Gegenstand eines ästhetischen Urtheils gefalle. Durch Bezug auf Geschichte wird es historisches Gemälde, durch das Gefallen an sich ohne Bezug auf Geschichte — Werk der schönen Kunst. Der Zweck der Schauspielkunst überhaupt ist Darstellung der wichtigsten Momente einer Handlung in der übersehbarsten Verbindung, als ein durch die Einbildungskraft leicht zu fassendes Ganzes, das als solches auch an sich, ohne Bezug auf wirkliche Geschichte oder auf einen moralischen Zweck, gefällt. — Eine im Ganzen in ihrer äussern Darstellung missfallende Handlung sollte der Schriftsteller dem Schauspieler nicht auftragen. Jede Leidenschaft erregt ästhetisches Missfallen, nicht aber jeder Affect. Der Schauspieler muss nur das Nothwendige der Leidenschaften bezeichnen. Der Maler kann nicht Leidenschaften, sondern nur Affecte malen. Leidenschaft im höchsten Grade heisst eine solche Beherrschung durch eine dauernde Neigung, dass sich unsre thätigen Seelenkräfte gegen diese Neigung leidend verhalten, und ihr nur zum Werkzeuge dienen. Leidenschaften gehören zum Begehrungsvermögen, Affecte zum Gefühlsvermögen. Affect ist eine solche Gewalt des Gefühls über uns, dass dadurch die freye Bestimmung nach Maximen erschwert oder unmöglich wird. Affecte sind vorübergehend, Leidenschaften dauernd. Dem Schauspieler kann alles zur Bezeichnung der Leidenschaften dienen — der Maler malt nur Affecte; dass er Leidenschaften darstelle, ist nur ein Schluss, den wir machen. Da Leidenschaft hässlich ist, so ist es auch der Affect als Wirkung, er kann nur als Zeichen der Leidenschaft gefallen, und nur in so weit darf ihn der Schauspieler darstellen. Der Maler kann den Ausdruck des Affects so weit als möglich treiben, wenn er nur nicht durch die Hässlichkeit der Gestalt zu sehr beleidigt. Der Schauspieler ist kälter, als er für den Maler seyn sollte. Obgleich der Maler nur Affect darstellen kann, so hat er doch die Physiognomie als Mittel, die Leidenschaft für den Verstand anzuzeigen. Der Schauspieler hat nur seine individuelle Physiognomie, welche nichtzum Charakter seiner vorzustellenden Leidenschaft passt, darum muss er nicht in wirklichen Affect gerathen, sonst verdirbt er sein Spiel. Aus gleichen Gründen verdient kein Stück mit Porträten den Namen eines historischen Gemäldes; denn selten sind Menschen im Ausdrucke ihrer Physiognomie so leidenschaftlich, als es für den Maler nöthig ist. Aus alle diesem folgt, dass der Schauspieler diejenigen Momente einer Handlung, in denen sie eingeleitet, modificirt, und zur Vollendung gebracht wird, in der grösstmöglichen Verbindung, mit Vermeidung seiner Individualität: —

der Maler aber den affectreichsten Moment mit der möglichsten dichterischen Individualität der handelnden Personen darzustellen habe. Diese ganze Abhandlung ist meisterhaft durchgearbeitet. Zum Schlusse und um das Gesagte deutlicher zu machen ist die Sammlung der Kupfer des Boydellschen Shakespears durchgegangen. *Briefe aus der Schweiz*, die sich sehr angenehm lesen lassen, weil sie Freudenberger, Dunker, Rietes u. a. Künstler betreffen. Der Streit mit dem Mechanicus *Gütle* hätte billig wegbleiben können. Die einzelnen Recensionen in beiden Stücken übergeben wir.

KINDERSCHRIFTEN.

OFFENBACH, b. Weifs u. Brede: *Deutsche Beyspielsammlung für Schulen zur Bildung und Veredlung des Geschmacks*, bestehend in einer Auswahl der besten und zweckmäfsigsten Aufsätze aus den vorzüglichsten Dichtern und Prosaisten, von *Wilh. Aloyſ. Schreiber*. 1796. 351 S. 8. (16 gr.)

Gut gewählte Muster der verschiednen Arten des prosaischen und poetischen Stils der Jugend, die in den schönen Wissenschaften unterrichtet wird, vorzulegen, und die Regeln der Theorie entweder aus ihnen zu entwickeln, oder wenn sie für sich im Zusammenhange vorgetragen worden, durch dieselben zu erläutern und zu bestätigen, auch das kritische Gefühl bey ihrer Zergliederung und Beurtheilung zu üben, kann allerdings von grofsem Nutzen für die Erweckung, Bildung und Befestigung des guten Geschmacks seyn. Hr. *Eschenburg* hat sich daher durch seine gröfsere Beyspielsammlung in Verbindung mit seinem Lehrbuche der schönen Wissenschaften um Lehrer und Lernende gewifs kein geringes Verdienst erworben. Aber die Reichhaltigkeit dieses Werks und sein für die Vermögensumstände vieler Freunde der schönen Literatur und besonders auch für Schulen zu hoher Preis rechtfertigte das Unternehmen des Sammlers dieser Aufsätze, ein kürzeres Werk von ähnlicher Art für Lehrer und Schüler zu liefern, von welchem jetzt der erste Band erschienen ist, und noch zwey andre nachfolgen sollen. Dieser Band enthält fast durchaus von Seiten ihres ästhetischen Werths anerkannte Stücke; dafs aber nicht hie und da noch fehlerfreyere gewählt wurden, darüber erklärt sich der Vf. in der Vorrede also: „der Lehrling muss, wenn sein Kunstgefühl eine sichere Richtung erhalten soll, nicht blofs auf Schönheiten, sondern auch auf Fehler aufmerksam gemacht werden, und auf die letztern hinzuweisen, wird für ihn dann besonders lehrreich, wenn es Fehler eines noch ungezügelten Genies sind, deren blendender Schimmer so leicht für Schönheit gehalten wird." Es versteht sich bey dieser Aeufserung von selbst, dafs, wenn dieser Zweck der Belehrung auch durch das Fehlerhafte erreicht werden soll, ein solches Buch von der Jugend nicht anders, als mit Hülfe eines ihr kritisches Gefühl richtig leitenden Lehrers gebraucht werden müsse, weil bey dem eignen Gebrauche sonst leicht jene blendenden Fehler für Schönheiten gehalten werden, und den Geschmack des angehenden Aesthetikers verderben möchten. Den Anfang dieser Sammlung machen einige prosaische Aufsätze, die gewissermaſsen zwischen Prose und der didactischen Poesie mitten inne stehen, (z. E. der Traum des *Galilai*, von *Engel*) der Traum des Empedocles (von *Menso*), und der Maulwurf (von *Wall*); dann folgen Lehrgedichte, weil sich an dieser Dichtungsart das, was der Poesie eigenthümlich ist, am genauesten absondern läfst, Epistel, Satire und Fabel. Die meisten für diese Dichtungsarten ausgewählten Stücke sind aus deutschen classischen Schriftstellern genommen; z. E. *Göthe*, *Uz*, *Pfeffel*, *Gotter*, *Gückingk*, *Stollberg*, *Kleist*, *Haller*, *Gleim*, wenige Stücke aus fremden, unter den Satyren zwey aus dem *Horaz*. Jeder Dichtungsart sind einige Ideen über das Wesen derselben vorangeschickt, die jungen Leuten einige Fingerzeige zur Beurtheilung der aufgestellten Beyspiele seyn sollen, wobey allerdings der mündliche Unterricht des Lehrers noch vieles wird ergänzen müssen. Die beygefügte Literatur giebt das Vorzüglichere in jedem Fache bey Alten und Neuern an: bey der Satyre ist *Rabner* ausgelassen; wahrscheinlich ohne Absicht, da ja auch andre prosaische Satyriker, z. E. *Lucian*, genannt sind. Dem Texte sind einige erläuternde Anmerkungen untergesetzt, die ohne Vermehrung der Bogenzahl des Buchs bey vielen Stellen hätten noch reichlicher angebracht werden können. Bey gröfsern Stücken eine kurze Einleitung über den Inhalt, Plan des Ganzen, und Anordnung und Verbindung einzelner Theile, bey kleinern eine blofse Anzeige des Inhalts würde den Gebrauch dieser Sammlung für junge Studierende noch nützlicher gemacht haben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

RIGA, b. Hartknoch: *Udolpho's Geheimnisse.* Aus dem Englischen der Mifs Anne Radclif. 3 Th. 236 S. 4 Th. 269 S. 1796. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

WITTENBERG, b. Kühne: *Ragout für die Lesewelt*, als Fortsetzung des beliebten Bienenkorbs. 2te Schüssel. 1797. 96 S. 8. (6 gr.)

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Rupprecht: *Justus Arnemanns Bibliothek für Chirurgie und praktische Medicin.* 1 B. 2tes St. 1792. 10 Bog., mit II Kupfertafeln. 3tes S. 1793. 10 Bog. mit I Kupfert. gr. 8.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 21. März 1797.

PHILOSOPHIE.

NEU-STRELITZ: in der neuprivilegirten Hofbuchh.: *Philosophisches Journal* einer Gesellschaft Teutscher Gelehrten. Herausgegeben von *F. J. Niethammer*, Prof. der Philos. zu Jena. 8. 1795. Erster Band. 393 S. Zweyter Band. 341 S. Dritter Band. 370 S. Zweyter Jahrgang. 1796. Vierter Band. 444 S.

Der Reichthum dieser Zeitschrift an wichtigen Abhandlungen, welche jeder, der sich für die Fortschritte der Philosophie interessirt, selbst nicht blofs lesen sondern studiren mufs, nöthigt den Rec., sich auch bey diesen nur auf das Wesentlichste und blofs in eignen Bemerkungen einzuschränken, manche andre hingegen, die nichts weniger als unbedeutend sind, ganz mit Stillschweigen zu übergehn: denn eine eigentliche Inhaltsanzeige würde doch, um nützlich zu werden, weitläufiger seyn müssen, als sie hier Statt finden darf. Theils der Kürze wegen, theils um allgemeinere Uebersichten zu erleichtern, wird Rec. oft von der chronologischen Ordnung abweichen; da ja der Zweck und Werth dieser Sammlung ohnehin mehr als vorübergehend ist.

Dieser *Zweck* umfafst nämlich nach dem *Vorbericht* des Hn. Herausgebers beide Geschäfte, welche den Philosophen, wie kurz, aber einleuchtend, aus einandergesetzt wird, obliegen: die Philosophie eines Theils so zu begründen und in sich zu vollenden, dafs sie als Wissenschaft im strengsten Sinne des Worts gelten könne; zugleich aber auch für eine zweckmäfsige Anwendung ihrer Resultate auf einzelne Wissenschaften, in einem deutlichen und, wo es der Gegenstand erlaubt, auch populären Vortrage zu sorgen.

An den Vorbericht, und die darin entwickelte Behauptung, dafs jene Anwendung der Philosophie auf andre Wissenschaften, mit der man keineswegs bis zu ihrer eignen wissenschaftlichen Vollendung warten dürfe und könne, die einzige zweckmäfsige Art sey, die Philosophie populär zu machen; dafs sie aber auch nur dadurch gemeinnütziger werden, und auf den gemeinen Verstandesgebrauch Einflufs bekommen könne; schliefst sich die erste Abhandlung des *Herausgebers* an: *Von den Ansprüchen des gemeinen Verstandes an die Philosophie.* Dieser Auffatz, der sich durch Präcision, Klarheit und Leichtigkeit des Ausdrucks und der Anordnung sehr vortheilhaft auszeichnet, mufs als eine Einleitung der ganzen Sammlung beurtheilt werden. Aus dieser äufsern Bestimmung erklärt sichs, dafs der Vf. in Rücksicht auf denjenigen Theil des allgemeinen Plans, der eben am meisten vernachläfsigt wurde, den Ton etwas hoch angiebt, und dem gemeinen Verstande gegen die Philosophie mehr einräumt, als billig ist. Diese Tendenz mufste bey einem Gerechtigkeitsliebenden Philosophen noch sehr durch das Gefühl verstärkt werden, dafs er in diesem Rechtshandel zugleich Parthey und Richter sey: wenn er sich einmal den gemeinen Verstand und die Philosophie als streitende Partheyen dachte. Dafs man aber sie sich so denken dürfe, ist es eben, was Rec. bezweifelt. Versteht man unter dem gemeinen Verstande die gesunde Denkart verständiger Männer von allgemeiner Ausbildung, aber ohne Speculation: so dürfte er und die Philosophie wohl gar keine positive Foderungen an einander zu machen haben. Unstreitig aber haben sie die gegenseitige grofse Verpflichtung, sich nicht um einander zu bekümmern, und eins das andre in seinem Gebiet ungestört zu lassen. Die Philosophie, welche Zweck an sich seyn soll, kann nicht ihre Bestimmung darin setzen, die Ansprüche des gemeinen Verstandes gegen den Skepticismus zu rechtfertigen (S. 10.), oder zu dem gegebnen Wissen die wissenschaftliche Einheit zu suchen (S. 11.), ohne ihre hohe Würde ganz zu verlieren. Versteht man aber unter dem gemeinen Verstande den Inbegriff der Meynungen, welche nicht blofs unmittelbaren Anspruch machen, allgemein zu gelten (denn welcher noch so individuelle Wahn thäte das nicht?), sondern wirklich allgemeingeltend sind: so kann der gemeine Verstand in diesem vermeynten Rechtshandel der Wahrheit auch nicht einmal *Zeuge* seyn, der als solcher doch wenigstens eine eigne Stimme haben müfste; weil er keine Repräsentanten hat, und ihm also auch keine collective Persönlichkeit, geschweige denn Ansprüche, beygelegt werden kann. Mag er doch in diesem Sinne vielleicht der vollständige Text, der letzte Probierstein der Philosophie seyn; immer ist er nur ein todtes Werkzeug in der Hand des Philosophen. Niemand kann weniger beurtheilen; ja niemanden interessirt es weniger, was der gemeine Verstand (in der letzten Bedeutung) eigentlich will und sagt, als den gemeinen Verstand (in der ersten Bedeutung) selbst. Die Aussprüche desselben nicht etwa zu deduciren, sondern nur aus allen übrigen zahllosen Aussprüchen auszusondern und vollständig anzugeben, ist kein leichtes Geschäft; aber nur der Philosoph vermag es, und zwar nur durch Philosophie. Dies ist freylich ein Cirkel. Daher sagt denn auch der gemeine Verstand in jeder Philosophie etwas ganz andres, welches gewöhnlich mit dieser Philosophie vor-

vortrefflich überein zu stimmen pflegt. Wenn es möglich wäre, die Aussprüche des nicht speculirenden Verstandes auf dem allgemeinen Gebiet und in den besondern Fächern rein historisch zu bestimmen: so müsste die Nichtübereinstimmung seines Systems den ächten Philosophen zu der praktischen Voraussetzung nöthigen, dass der Fehler an ihm liege, und er sich nicht bey den Möglichkeiten, die sich immer anbieten, oder doch hoffen lassen, jene Nichtübereinstimmung, unbeschadet des Systems, leidlich zu erklären, beruhigen dürfe.

Ueber den zweyten Theil der Abhandlung S. 23. folg. hat Rec. nichts zu sagen; da der Vf., der bis jetzt zu den Schriftstellern gehört, deren letzte Schrift immer auch die beste ist, und der auch hier, wie der skeptische Ton gegen das Ende beweist, die Untersuchung keineswegs abschliessen wollte (S. 27. 45.), sich, wie die Briefe über den Religionsindifferentismus beweisen, seitdem auf einen höhern Standpunkt erhoben hat, (S. 142. 143. folg.). Diese *Briefe über Religions-Indifferentismus* sind ein Werk von grosser Wichtigkeit für die Religionswissenschaft, um die sich Hr. *Niethammer* schon durch die vortreffliche Entwicklung aller Bedingungen des Beweises, dass eine gegebene Urkunde wirklich Offenbarung sey, in seiner Schrift *über Religion als Wissenschaft* ein grosses und unvergessliches Verdienst erworben hat. Durch diese Briefe hat er zugleich ein in mehr als einer Rücksicht musterhaftes Beyspiel aufgestellt, wie man die kritische Philosophie mit Geist anwenden, und populär vortragen solle. Der Styl hat nicht nur alle Vorzüge, welche wir auch in der ersten Abhandlung bemerkten: er erhebt sich auch oft mit Wärme, doch ohne leidenschaftlich zu werden, der Erhabenheit der Gegenstände gemäss. Er ist überdem lebhaft dialogisirt; und die Gegner werden hier nicht blos *pro forma* redend eingeführt: sie sagen die tüchtigsten Gründe, die ihre Meynung hat, in den stärksten Ausdrücken. Belege für dies Urtheil können wir des Raums wegen nicht anführen; auch ist die ganze Schrift Beleg. Dass der Vf. seine philosophischen Talente gerade diesem Gegenstande widmete, darf selbst der entscheidenste Religionsindifferentist, dessen Meynungen hier doch theils widerlegt, theils berichtigt werden, nicht bedauern; wenn er nur ein Patriot ist. Denn der Zustand der Religion und Theologie, die nun einmal da sind, ist von dem ausgebreitetsten Einfluss auf die deutsche Cultur überhaupt. Wenn bey keiner andern gebildeten Nation so viele Philosophen ursprünglich Theologen waren, und immer einen Anstrich davon behielten: so giebts auch wohl bey keiner andern so viele Theologen, die Philosophen sind. Schon der Protestantismus, und in unserm Jahrhundert, die Ausbildung der ächten Exegese und biblischen Kritik sind Andeutungen, dass diese merkwürdige Seite der menschlichen Natur gerade in Deutschland, wo der ausgezeichnete Tiefsinn und die Herzlichkeit der Nation die standhafte Erhebung zu Ideen begünstigt, vorzüglich ausgebildet werden solle, selbst die mannichfachen durch ihre Inconsequenz gewöhnlich bey beiden Partheyen verhassten Versuche der Neologen, die positive Religion philosophisch zu behandeln, beweissen doch wenigstens das Streben des Ganzen, zum Bessern fort zu schreiten. Wie nützlich ist es daher, wenn ein Philosoph von dem strengen Prüfungsgeiste des Vf. bey einer solchen Höhe des Gesichtspunkts, und mit diesem Interesse an seinem Gegenstande, seine Musse dem Anbau und der Aufsicht dieses Gebiets ausschliessend widmet! Um so mehr, da Religion und Theologie wegen des, selbst dem freyen Glauben ursprünglich anklebenden Scheins der Objectivität der steten und scharfen Censur des kritischen Philosophen so sehr bedürfen. Schon das Wort *Glauben* hat die gefährliche Nebenbedeutung einer Ueberzeugung von der Wirklichkeit, dem Daseyn des Gegenstandes. Auch übt der Vf. diese Censur wachsam, und erklärt sich schlechthin gegen jede theoretische Religion (S. 130.). Wie sehr er in den Geist der Kantischen Moral eingedrungen sey, kann die Stelle S. 119. 120. beweisen, wo er sie eine Totalreform nennt; „ihr grösster Vorzug bestehe darinn, dass sie aus dem Begriff der moralischen Handlung alle Passivität verbannte." Ferner die vortreffliche polemische Stelle im 6ten Brief gegen gewisse sehr verbreitete Vorstellungen von der Freyheit des Willens als einem absoluten Vermögen der empirischen Vernunft, der empirischen Willkühr. Man muss damit einige sehr merkwürdige Aeusserungen über denselben Gegenstand in *Kants Einleitung* zu den metaph. Anfangsgründen der Rechtslehre vergleichen. — Doch wäre zu wünschen, dass der Vf. seine eignen positiven Behauptungen über die praktische Freyheit bey einer neuen Ausgabe seines Werks von neuem prüfen möchte, da sie nicht frey von Verwirrung und Missverständniss zu seyn scheinen. — Wenn, wie er behauptet, *nur* dem transcendentalen Subject absolute Freyheit beygelegt werden kann, die er dem empirischen mit dem vollsten Recht und den bündigsten Beweisen abspricht; wenn die praktische Selbstbestimmung durchaus nur mittelbar seyn kann: so giebts überall keine *Praxis*, d. h. Bestimmung des Empirischen durchs Absolute. Eine durchaus nur, mittelbare Selbstbestimmung enthält schon einen innern Widerspruch: es wäre gar keine Selbstbestimmung, und kein Selbst. Alle Vermittlungen sind empirisch: man kommt dem Absoluten dadurch um nichts näher, und bleibt immer in den Schranken. Daraus würde folgen, dass die Schranken absolut wären, das Ich aber relativ. So ist es im theoretischen Gebiet. Giebt es ein praktisches Gebiet, und eine praktische Aufgabe, die nicht an das reine Ich ergehen kann S. 152.: so muss es auch ein praktisches Ich geben: denn von dem empirischen Subject, als solchem, dessen Selbstthätigkeit durch Naturgesetze beschränkt ist, gänzliche Vernichtung aller Schranken absolut zu fodern, wäre widersprechend. Das *praktische Ich* ist das absolute, in so fern es das empirische bestimmt, oder umgekehrt. Die Möglichkeit dieser Bestimmung, die nur unmittelbar seyn kann, worauf es hier eigentlich ankömmt, folgt von selbst, wenn das reine Ich, wie der Vf. (S. 142. 143. 152.) zugiebt.

giebt, absolut ist. Es giebt dann keine Schranken, als die es sich selbst gesetzt hat, also auch wieder durch sich selbst muss aufheben können. Wird von der Zeit abstrahirt, wie in praktischer Rücksicht davon abstrahirt werden muss und soll: so ist die Macht des Willens unendlich. Ein einziger synthetischer Entschluss kann als erstes Glied einer unendlichen Progression von steten Freyheitserweiterungen die Ursache der gänzlichen Vernichtung aller Schranken seyn. Wie könnte die Kraft beschränkt seyn, deren Product absolut ist? Freylich aber darf man nicht, wie so häufig geschieht, was nur fürs praktische gilt, auch aufs empirische Subject übertragen. Der Vf. hat es ins hellste Licht gesetzt, dass in diesem nichts absolut ist (S. 151.), und dass wir uns nicht, wie mit einem Schwerdtstreich, heilig machen können. Es giebt gewiss keinen grösern Unsinn, als zu sagen: „So eben habe ich mich durch reine Vernunft selbst bestimmt.“ Selbst bey der Würdigung eines empirischen Subjects darf daher die Freyheit nicht als Erklärungsgrund vorausgesetzt werden: d. h. die *Zurechnung* ist in der Geschichte und in der Beurtheilung sittlicher Phänomene ganz unstatthaft. Die *Reue* ist als seynsollende Einsicht, dass wir anders hätten handeln können, zwar auch eine blosse Täuschung; lässt sich jedoch, als praktisches Gefühl, vertheidigen. Die Bedingung ihrer Sittlichkeit, wie aller Gefühle, ist die Schönheit.

Um noch weiter zu beweisen, dass Rec. nicht deshalb dem Vf. Geist der kritischen Philosophie beygelegt habe, weil er etwa seine eigne Meynung durchgängig in ihm wieder fand, und um einen oder den andern Leser und auch den Vf. selbst vielleicht zu einer vielseitigern Prüfung des prüfungswürdigen Gegenstandes zu veranlassen: trägt er seine Zweifel auch gegen die Behauptung vor, welche der ganzen Untersuchung, ob Religion Pflicht sey oder nicht, als ausgemacht zum Grunde gelegt wird: dass nämlich die Religion *willkührlich* sey. Dem Rec. scheint sie mehr eine beneidenswürdige Belohnung als ein pflichtmässiges Hülfsmittel der Tugend. Er ist vollkommen damit einverstanden, dass die Religion ein Product der Freyheit sey, und dass alles, was nicht Product der Freyheit ist, jenen Namen nicht verdiene. Ja er getraut sich den Satz zu behaupten: Je freyer, je religiöser; wenn man den letzten Ausdruck nicht auf die Quantität der Religion, (an der die Menschen glauben, nie zu viel thun zu können), sondern auf die Qualität bezieht. Wenn aber die einzelne Religionsäusserung gar keine für sich bestehende Handlung, sondern ein wesentlicher Bestandtheil eines einzigen und unzertrennlichen Acts ist; der gesammte religiöse Zustand eines Individuums hingegen durch das Maass seiner wirklichen Moralität, durch den Grad seiner Annäherung zum Ziel der Sittlichkeit bestimmt wird: so ist es eben so widersinnig, sich einen Gott zu *machen* d. h. erkünsteln zu wollen; als zu glauben, man könne die Religion für sich cultiviren und veredeln, oder durch sie den Menschen moralisiren: denn *zähmen* kann man ihn allerdings, so lange er noch ein knechtisches Halbthier ist, durch die Furcht vor einem allmächtigen Herrn, und den Glauben an einen absoluten Buchstaben. In einem andern Sinne des Worts ist aber jeder Gott, dessen Vorstellung der Mensch sich nicht *macht* d. h. frey hervorbringt, sondern geben lässt, diese Vorstellung mag übrigens nach so sublimirt seyn, ein *Abgott*. Um das Sittengesetz zu erfüllen, weil es Gesetz ist, muss der Handelnde sich dasselbe als Gesetz im strengen Gegensatz gegen die Wünsche und Einfälle seiner Willkühr, d. h. als Gebot eines allmächtigen, allgerechten und allwissenden Gesetzgebers, denken; welches ein einziger untheilbarer Act ist. Soll diese Vorstellung den Menschen nicht zermalmen, und in Tugendtodtende Geistesknechtschaft stürzen: so muss er schon in dem Maasse selbstständig seyn, dass er seine Menschheit auch gegen eine feindliche Allmacht kämpfend behaupten könnte. Soll das Freyheitsgesetz nicht zum Naturgesetz für ihn werden; so muss seine Natur schon frey seyn. Ehe der Mensch also reif wird, seine Pflicht um der Pflicht willen zu thun, welches wohl noch nicht für den höchsten Gipfel der sittlichen Bildung gelten kann, muss er schon eine frühere Stufe derselben durchgangen seyn, welches wohl nicht die erste seyn kann, da die Erfahrung im Grossen und Kleinen lehrt, dass die Cultur zur Sittlichkeit mit der Zähmung der Thierheit den Anfang nehmen müsse. Es wäre sehr zu wünschen, dass der Vf., der den Gedanken, dass der wirkliche Mensch nicht alle Schranken plötzlich überspringen, sondern nur Schritt vor Schritt überwinden könne, so befriedigend und lichtvoll entwickelt hat, hierin den allmählichen Gang der menschlichen Natur zu erforschen, und die wesentlichen Stufen der sittlichen Bildung zu bestimmen suchte. Es muss für jede derselben, wenn dieser Ausdruck nicht zu kühn ist, eine eigne Religion geben; d. h. es muss einer jeden auch eine Stufe der religiösen Bildung entsprechen. Nun ist es aber gerade eine charakteristische Eigenschaft des *Christianismus*, der unsrer Religionswissenschaft doch am nächsten liegt, und vielleicht eine wesentliche Eigenschaft jeder katholischen Religion, allen alles seyn zu wollen, und für jede Stufe der sittlichen Cultur vom Halbthier bis zum Weisen auf angemessene Art zu sorgen. Schon darum ist der Christianismus vorzüglicher als andre Religionen, welche ihren Ansprüchen auf Universalität nicht Genüge leisten konnten, weil sie aus zu einfachen Bestandtheilen entstanden waren. Auch wäre zu wünschen, dass der Vf. in dem Fortgange seines interessanten Werks auch auf die etwanigen Einwürfe eines solchen Indifferentisten Rücksicht nähme, der es gar nicht gegen die Religion selbst, aber gegen alle öffentlichen Religionsübungen wäre, weil er die *Mittheilbarkeit* der ächten Religion bezweifelte.

Weisshuhn's Beyträge zur Synonymistik lassen den frühzeitigen Tod dieses feinen Kopfs, dem es gar nicht an eignem Geist fehlte, sehr bedauern. Wie viel Gutes hätte er nicht noch vielleicht für die Ausbildung einer wissenschaftlichen Grammatik, für deren

ren Werth und Würde man in Deutschland, wo sich manche günstige Umstände dazu vereinigen, Sinn zu haben scheint, und welche unstreitig auch einer der Vorzüge ist, wodurch sich eine gebildete Nation von einer blofs verfeinerten unterscheidet, leisten können! Welche Vortheile hätte ihm dazu die kritische Philosophie gewähren müssen, da er über dieselbe nicht verlernt hatte, selbst zu denken, und sich um genaue Sachkenntnisse zu bemühen! Er scheint hier ganz in seinem eigentlichen Felde gewesen zu seyn. Jedoch ist auch hier die allgemeine Einleitung schwächer als das Besondre. Und die *Sätze und Gegensätze zur Grundlegung eines neuen Systems der Philosophie* im VIten Stück sind im Ganzen genommen nur ein Beweis mehr von der Gewalt, die der herrschende Ton des Zeitalters auch über bessere Köpfe ausübt, indem er sie oft aus ihrer eigentlichen Sphäre zieht. Einzelne auch im Ausdruck sehr glückliche Stellen, wie S. 89. 90. 97., sind jedoch eine vollgültige Rechtfertigung der öffentlichen Bekanntmachung dieses Bruchstücks; und wenn der übrige Nachlafs ähnliche Stellen enthält, so kann die Mittheilung derselben nicht überflüfsig scheinen.

Erhards Apologie des Teufels empfielt sich sehr durch die leichte Behandlung. Nachdem der Vf. in der Einleitung die Paradoxie seines Unternehmens, nach der Denkart der feinen Welt betrachtet hat, wird S. 108. gesagt: „Die Allgemeinheit des Glaubens an den Teufel beweise wenigstens, dafs, im Falle er auch nur eine Illusion wäre, er doch beynahe eine dem Menschen eigenthümliche Illusion seyn müsse;" und nach S. 111. ist das Daseyn positiver Bosheit bey dem gesunden Menschenverstande entschieden. Dies wird weiter unten dahin eingeschränkt, dafs die christliche Religion zuerst das Ideal der Bosheit richtig dargestellt habe. „Daher treffe man auch vor Christi Geburt bey keinem Volke einen Teufel an." (S. 129.) Das Vorzüglichste in dem ganzen Aufsatze ist wohl die Entwicklung der Maximen des Teufels. Ueberhaupt fehlt es diesem Schriftsteller nicht an sinnreichen Einfällen; wohl aber an bündiger und strenger Methode. Daher würde eine zergliedernde und detaillirte Prüfung die Mühe nicht belohnen. Ueber die dem Vf. mit mehreren gemeinschaftliche Vorstellung von der praktischen Freyheit hat Rec. nach dem, was Hr. *Niethammer* in den Briefen über Religionsindifferent., und *Kant* in der Einleitung zur Rechtslehre, dagegen erinnert haben, nichts hinzu zusetzen. Die dem Vf. ebenfalls mit vielen gemeinschaftliche Manier zu postuliren, hat *Schelling* in den Briefen über Krit. und Dogm. ins hellste Licht gesetzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Als neue Auflage ist erschienen:

Frankfurt u. Leipzig, b. Herold: *Das neue Königliche l'Hombre*, nebst einer gründlichen Anweisung wie Quadrille, Cinquille, Piquet, Reversy, Trisett, Tarok, Whist, Boston, Patience, Cabale, Connectionen, Casino etc. nach jetziger Art zu spielen sind, wobey nebst noch andern Kartenspielen das Billard - Pielkentafel - Schach- und Ballspiel, wie auch das Verkehren im Brett, Triktrak und Tokkategli sammt den Ausdrücken, deren man sich bey diesen verschiedenen Spielen bedienet, deutlich beschrieben und erkläret werden. 14te verb. und verm. Aufl. 1797. 336 S. 8. (12 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN

Arzneygelahrtheit. *Schnepfenthal*, in Commission der Buchhandl. der Erziehungsanstalt: *Anleitung zum Gebrauch des verbesserten Trokars mit einigen praktischen Bemerkungen über Wartung des Rindviehs, so wie auch einige Kurarten der gewöhnlichsten Rindviehkrankheiten; herausgegeben von J. C. Adloff.* 1794. 72 S. 8. (4 gr.) Die Verbesserungen des Troikars, die in dieser Schrift, deren Ertrag zu einem Waiseninstitute angewendet werden soll, beschrieben sind, bestehen darinne, dafs er die Form einer Schilfklinge (wahrscheinlich doch nur vorne an der Spitze) hat, dafs die Löcher in der Hülse schief gegen einander gebohrt sind, dafs die Klinge länger als gewöhnlich ist, und zwey Hülsen hat, so dafs man sie bey grofsem und kleinem Vieh zugleich soll brauchen können, dafs die Hülsen von weifsem Blech sind, damit sich weder Grünspan, noch Rost ansetzen könne, welches die Wunde verschlimmern soll, (aber das Blech rostet ja auch, und schwerlich wird dies die Wunde verschlimmern,) dafs ein Maas angezeichnet ist, nach welchem man die Tiefe des Einstichs abmessen kann. Es scheint dem Vf. unbekannt gewesen zu seyn, dafs schon vor ihm *Bennighausen* Beschreibung eines neuen Verfahrens das aufgelaufne Vieh durch den Stich zu heilen Nordlingen 1790. die wesentlichsten dieser Verbesserungen an dem Instrumente angebracht hat. — Die übrigen ökonomischen Bemerkungen sind nicht übel; auch als Thierarzt äufsert der Vf. hin und wieder vernünftige Grundsätze, doch mufs er seine Begriffe in diesem Fache noch mehr berichtigen: so ist z. B. das Abzehren und der jahrelange Verlust der Milch vom Fressen der Nachgeburt Fabel, das Wegmelken der ersten Milch nicht rathsam; die Hungerzitzen abzuzwicken tadelhaft, denn schon das Aufstreichen des Honigessigs mit Alaun tilgt die Geschwulst, und meistens ist nicht sie, sondern andere Ursachen Schuld, wenn das Kalb keine Saugluft hat; wider die Schwämmchen der Kälber wird blofses Waschen mit Salzessig, ohne Abführmittel, nicht helfen u. s. w. Die Kurarten des kalten Feuers, der Lungensucht, Darmgicht, des Durchfalls, des Lendenbluts sind zu einseitig und unzureichend.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. März 1797.

PHILOSOPHIE.

Neu-Strelitz, in der neuprivilegirten Hofbuchh.: *Philosophisches Journal* etc. her. von *F. J. Niethammer* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das Resultat der Unterfuchung ist: „dafs die Existenz des Teufels für die praktische Vernunft gleichgültig; der Begriff des Teufels aber demungeachtet für die Moralität fehr wichtig fey" (S. 135 fg.). Durch den Beweis nämlich, dafs nur Ein Wesen mit Freyheit höchst boshaft feyn könne, entstehe ein Interesse der theoretischen Vernunft für die Maximen der praktischen, indem diese allein von allen Menfchen confequent befolgt werden können. Daraus entspringe der *Begriff des Rechts*, der feiner Möglichkeit nach von der Moral abhängig fey. Ist dies der Fall, fo ist die Rechtslehre ein Theil der Moral, wenn anders alle Bestimmungen und Beschränkungen des ersten Grundsatzes einer Wiffenschaft in den Umkreis derfelben gehören, und die blofse Bedingung eines Positiven keine eigne Wiffenschaft begründen kann. Die Trennung beider Wiffenschaften ist alsdann blofs willkührlich, wie fie auch in *Maimon's* gleich darauf folgendem Auffatze *über die ersten Gründe des Naturrechts* im II. Heft ist. Nach Maimon ist nämlich das *Naturrecht* die Wiffenschaft von den, durch das Moralgefetz *a priori* bestimmten, nothwendigen und allgemeingültigen *fcheinbaren Ausnahmen* von demfelben (S. 142.). Ueber das *Scheinbare* hat der Vf. fich nicht weiter erklärt; auch verliert fich diefes Merkmal allmählich, je tiefer man in den Auffatz hinein kommt. Wie es *Ausnahmen* von einem Moralgefetz geben könne, welches (nach S. 151.) ein *kategorischer Imperativ* ist, dem in keinem Falle zuwider gehandelt werden darf, deffen Möglichkeit fich jedoch (nach S. 142.) auf die *Annahme* eines *Triebes* im Menfchen zur Allgemeingültigmachung feines Willens gründet, ist nicht begreiflich. Ein einiges praktisches Gefetz, welches nicht erfüllt (*gebraucht* ist ein fehr unfchicklicher Ausdruck) werden kann, ohne zugleich übertreten zu werden, würde fich felbst annihiliren. Etwas andres wäre es freylich, wenn fich das Recht aus der gegenfeitigen Befchränkung mehrerer coordinirter praktischer Gefetze ableiten liefse. Maimon hat alfo das Recht eben fo wenig deducirt, wie die neuern Rechtslehrer, denen er dies, vieleicht nicht ohne Grund, aber doch ohne gehörige Belege, Schuld giebt (S. 143.). Sehr auffallend zeigt es fich auch in dieser Zeitschrift an einer Menge der verschiedenartigsten *Abhandlungen über Gegenstände der Rechtslehre*, deren Vergleichung dem Beobachter zu merkwürdigen Folgerungen Anlafs giebt, wie fehr gerade diefes Gebiet jetzt ein vorzüglicher Tummelplatz der philofophirenden Vernunft ist. Aus dem akademifchen Bedürfnifs oder dem herrschenden Ton eines revolutionären Zeitalters läfst fich das Phänomen fchon darum nicht allein erklären, weil die Thätigkeit und die Uneinigkeit fich gerade in dem Wiffenschaftlichsten und Allgemeinsten, der *Deduction des Grundbegriffs* und befonders der *Gränzbestimmung der Wiffenschaft* am stärksten äufsert. Es fcheint alfo eine Indication zu feyn, dafs hier mehrere Knoten des verfchlungnen und verwickelten Gewebes der Philofophie zufammentreffen mögen. Aus der Vergleichung der verschiedenen Gränzbestimmungen des Naturrechts in diefer einzigen Sammlung erhellt wenigstens, dafs die Selbstständigkeit und specififche Verfchiedenheit diefer Wiffenschaft noch keineswegs ausgemacht fey. Die Entstehungsgeschichte ihrer Form könnte auf den Gedanken leiten, dafs fie wohl nur gar ein durch äufsre Umstände und Bedürfnisse gebildetes wiffenschaftliches Aggregat fey, wie fo viele andre angebliche Wiffenschaften (Vergl. *Niethammers Bemerkungen über den Gebrauch der Ausdrücke Theoretisch und Praktisch* im XII. Heft S. 340.), welche ein Philofoph, der fich auch für die Vollkommenheit der fcientififchen Formen mit Rigorismus interessirte, doch einmal in ein *Verzeichnifs der Wiffenschaften, welche keine find*, zufammentragen follte. So lange die Philofophie noch die *Epifoden* vom epifchen Gedicht entlehnen mufs: darf man wohl vorausfetzen, dafs fie mit ihrer Claffification nicht im Reinen fey. Vielleicht aber, und dies ist wohl das Wahrfcheinlichere, ist die Rechtslehre nur ein Theil einer andern, von der Moral aber verfchiedenen, Wiffenschaft: denn von diefer wollen fie wenigstens alle trennen, wenn es gleich den meisten entfchieden mislingt. — Es ist kein gutes Zeichen, wenn fich in dem Bezirk einer Wiffenschaft häufig offenbar fremdartige Bestandtheile finden, andre offenbar verwandte ausgefchloffen bleiben. Wenn der Rechtsgrundfatz, wie Erhard behauptet, die Form der politifchen Gefetze, aber nur diefe bestimmen foll: fo gehört die Theorie der Gefetzgebung zur Rechtslehre, enthält aber mehr als fie. *Erhards Erster Beytrag zur Theorie der Gefetzgebung* im VIII. Heft kann wenigstens zur Genüge zeigen, wie unbestimmt und fchwankend fie bleiben müffe, wenn man den Inhalt der Gefetze blofs moralifch oder technifch bestimmen will. Woher foll ihr nun aber der Inhalt kommen,

men, wenn ſie keine bloſs techniſche Theorie iſt? Dies leitet auf die Vermuthung, daſs ihr Inhalt aus einer Wiſſenſchaft beſtimmt werden müſſe, deren Theil die Rechtslehre ſey. Die eigentliche Grundlage der ſehr reichhaltigen *Neuen Deduction des Naturrechts* im IV. Heft des II. Jahrg. iſt die Vorausſetzung, S. 181. §. 15. daſs der Menſch „in einem Reich moraliſcher Weſen" ſey. Dieſe Vorausſetzung wäre alſo vor allen Dingen zu deduciren geweſen, welches hier aber eben ſo wenig geſchehen iſt, als in *Schaumann's* Verſuch im XI. Heft S. 56. Dagegen iſt die an ſich ſcharfſinnige praktiſche Deduction des Lebens §. 8. 9. hier eine Epiſode. Die Moral ſcheint dem Vf. für eine allgemeine praktiſche Philoſophie zu gelten, deren ſpecifiſche Verſchiedenheit mit Beſtimmung ihrer Gränzen zu erweiſen war. Was ſich gegen die Trennuug der antithetiſchen Pflichtwiſſenſchaft und Rechtswiſſenſchaft ſagen lieſse, übergeht Rec., da es ohne Zweifel mit höhern ſpeculativen Meynungen des Vfs. zuſammenhängt. Die Reſultate dieſer Indicationen, worinn entweder alle, oder mehrere und zwar vorzüglich ſcharfſinnige und ſonſt ſehr verſchiedene Schriftſteller über die Rechtslehre in dieſem Journal übereinſtimmen, ſind in kurzem folgende: 1) der Rechtsgrundſatz iſt unabhängig von der Moral; 2) er iſt nicht bloſs techniſch nützlich, ſondern praktiſch und abſolut nothwendig; 3) er iſt nur die Bedingung und Beſchränkung eines poſitiven Geſetzes; 4) die Möglichkeit des Rechtsgeſetzes beruht auf dem Begriff einer Gemeinſchaft freyer Weſen. Am beſtimmteſten iſt dieſes geſagt in der *Recenſion von Kant zum ewigen Frieden* im I. Heft des II. Jahrg. S. 85. —

Das Wort *Naturrecht* hat allein in dieſem Journal drey ganz verſchiedene Bedeutungen: 1) Naturzuſtandsrecht; 2) Menſchennaturrecht; 3) Recht des Menſchen über die Natur. Sollte es nicht gut ſeyn, das Wort wenigſtens aus philoſophiſchen Schriften, die nicht zu akademiſchen Vorleſungen beſtimmt ſind, als Benennung der ganzen Wiſſenſchaft zu antiquiren; da auſser jener Vieldeutigkeit, die vielleicht auch die Sprachrichtigkeit in einigen Bedeutungen beleidigt, eine ſolche Abbreviatur des Ausdrucks für die Benennung einer ſtrengen Hauptwiſſenſchaft unſchicklich iſt? Das von *Kant* gebrauchte, *Rechtslehre* iſt wiſſenſchaftlicher und ſprachähnlicher.

Maimons Abhandlung im V. Heft: *Ueber den Gebrauch der Philoſophie zur Erweiterung der Erkenntniſs,* enthält nach einer allgemeinen Einleitung ein vorläufiges Bruchſtück eines gröſsern Werks, unter dem Titel: *Vervollkommnung des Erfindungsvermögens durch die Mathematik* (S. 18 folg.). In dieſer allgemeinen Einleitung (S. 1—18.) wird das wiſſenſchaftliche Genie mehr durch Scherze von der nicht feinen Art (S. 12. 15.), als durch Gründe herabgewürdigt, und behauptet, aber ohne Beweis, daſs die in Belagerungsſtand erklärte Philoſophie, in der es überhaupt keine *reale* Erfindungen gebe, mit ihrer Vertheidigung gegen die neuern Skeptiker zu ſehr beſchäftigt ſey, als daſs man *Methoden* zur Erweiterung unſrer Erkenntniſs von ihr erwarten dürfe (S. 16.). Der Vf. will hingegen die Erfindungsmethoden von der Mathematik und Phyſik abſtrahiren, und auf die Art die Möglichkeit der Sache durch das Factum ſelbſt beweiſen. Da er alles, was daraus gefolgert wird, ſchon in die willkührliche Definition des Erfindens (S. 7. 10.) hineingelegt hatte: ſo iſt die Unterſuchung eben nicht ſehr lehrreich. Da er nur von einem analytiſchen Erfinden weiſs: ſo glaubt er natürlich, daſs man, wenn die Methode nur vollkommen wäre, das Genie würde entbehren können.

Skeptiſches konnte Rec. in beiden Maimonſchen Abhandlungen nichts finden; man müſste denn Einfälle und Machtſprüche, die das Verfahren andrer tadeln, oder das Erkenntniſsvermögen ſelbſt bloſs *beſchränken* ſollen, für ſkeptiſch halten. Schwerlich hätte man dieſen Schriftſteller für einen Skeptiker gehalten, da doch die diagnoſtiſchen Zeichen ſeines Empirismus überall ſo ſichtbar am Tage liegen, wenn das Bedürfniſs nicht ſo äuſserſt dringend geweſen wäre. Darum gab eine Reihe oft mehr naiver als philoſophiſcher Fragen und Zweifel hinreichenden Anſpruch auf dieſen Namen; wie ehedem ſchon der häufige Gebrauch jener Lieblingsworte der Geiſtesbalbheit: Vielleicht, Beynahe, Ungefähr u. ſ. w. Rec. erwartet den Einwurf, daſs jeder andre Skepticismus, auſser dieſem neuen Skepticismus unſers Jahrzehnds, Unſinn ſey. So laſſe man denn, nach dem Geſetz der Sparſamkeit, die überflüſſige Benennung des Skepticismus gänzlich eingehen! *Entia praeter neceſſitatem non ſunt multiplicanda.* Auffallend war es ihm, daſs der *Recenſent* von *Stäudlin's Geſchichte des Skepticismus* im III. Heft die merkwürdige Definition des Vf. vom Skepticismus nur mit einem kurzen Machtſpruch abfertigt. Sie hat freylich einen groſsen Fehler: aber es iſt doch ein Gedanke, und gerade der einzige bedeutende, der in der Rec. citirt wird. Sie lautet: „Der Skepticismus iſt ein Syſtem von Grundſätzen, welches ſowohl jedes Syſtem der Erkenntniſs als auch ſich ſelbſt zernichtet (S. 278.)." Das Merkmal *Syſtem* hier in dieſem Zuſammenhange iſt nur ſo einer von den Misgriffen, an denen man gleich den ganzen Mann erkennt. Indeſſen dürfte jemand, der hier rein hiſtoriſch urtheilen wollte, die Definition auch nach dieſer Verbeſſerung als *nicht charakteriſtiſch* verwerfen, und ſie auf jede ſchon vergangne Philoſophie paſſend finden.

Schellings Briefe über Kriticismus und Dogmatismus im VII. und XI. Heft ſind durch Gehalt und Form eine der merkwürdigſten Erſcheinungen der neuern philoſophiſchen Literatur. Um ſeinen hinreiſsenden Vortrag kennen zu lernen, mag der Leſer, welcher bis jetzt verſäumt, ſich mit dieſen Briefen bekannt zu machen, nur folgende auch in Rückſicht auf Gedanken und Geiſt ſehr vortreffliche und charakteriſtiſche Stellen gegen abſchlieſsende Syſtematiker und Moraliſten, die einen ſehr niedrigen Standpunkt für den höchſten halten, nachſchlagen: St. XI. S. 185. 186. 209—213. Obgleich man in einigen Stellen noch zu ſehr an *Jakobi* erinnert wird: ſo geht der Vf. doch im Ganzen auch im Stil durchaus ſeinen eignen

eignen Gang. Die Seele seiner Philosophie ist jener Sinn, jene Begeistrung für ganzes, freyes Seyn, welche von jeher die Grössten der merkwürdigen Menschenart, die wir Philosophen nennen, charakterisirte. Mit der Foderung absoluten Daseyns, und der Realität des Wissens beginnt diese Philosophie und nachdem der theoretisch unauflösliche Knoten *rein praktisch* aus Willkühr nach Gefühl durch die That *zerhauen* ist, endigt sie damit, dass sie der müssigen Speculation gänzlich entsagt, und ins thätige Leben zurückkehrt (s. das Ende der Br.). Daher der Geist der Fortschreitung und Freyheit, die Vorliebe für alles Handelnde und Lebendige. Daher die polemische Tendenz aus reiner, starker Antipathie vorzüglich gegen Inconsequenz und Passivität, überhaupt aber gegen Beschränktheit jeder Art, und in sofern sie das ist, auch gegen alle *Theorie*. Für den Kenner liegt es schon in dem Gesagten, dass diese Philosophie ganz im vollem Ernst recht *paradox* sey, und warum sie es sey. Es lässt sich denken, wie übel man das genommen hat, da für so viele schon das die ärgste Paradoxie ist, wenn jemand Geist und Charakter hat. Möchten sie doch nur einmal den Versuch machen, ohne Paradoxie nicht bloss zu räsonniren, sondern wirklich zu philosophiren. Rec. bekennt dagegen, dass er an einem Philosophen, der, wie Hr. *Schelling*, überall Gradsinn, scharfes Urtheil, bedeutenden Witz und eine männliche Seele blicken lässt, Paradoxie für ein Zeichen der günstigsten Vorbedeutung hält. Wenn Rec. noch hinzufügt, dass jede neue Schrift des Hn. *S.* über seine eigentliche Philosophie bis jetzt die vorige an Gehalt und Ausdruck ungemein weit übertroffen habe: so wird wohl kein Unbefangner es zu viel gesagt finden, dass die deutsche Literatur in ihm einen ihrer vorzüglichsten Schriftsteller erwarten dürfe. Es müsste sich einem nur verständigen und billig denkenden Manne, wenn er auch für seine Person der Speculation noch so abgeneigt wäre, ganz klar machen lassen: dass nicht bloss die Philosophen paradox sind (wie das Beyspiel der Grössten beweist), sondern dass die Philosophie selbst es sey. Wenn er nur zugiebt, dass die Anlage zur Philosophie eine eigne Kraft und nothwendige Seite, nicht bloss eine Krankheit und Verirrung der menschlichen Natur ist: so wird er, da es allen einleuchtet, dass jede Kraft nur durch sich selbst gebildet werden kann, auch den Satz zugeben müssen: je kräftiger, je einseitiger; je philosophischer, je paradoxer. Hoffentlich wird den Vf. weder das bey Einigen erregte Misfallen noch irgend eine andre Rücksicht abhalten, seiner Individualität völlig freyen Lauf zu lassen; wo möglich noch mehr als bisher. Denn mit dem Individuellsten würde er unfehlbar auch das Beste wegschneiden. Um jedoch nicht das Ansehn zu haben, als ob wir wider Gewissen und Amtspflicht dem Vf. Vernachlässigung der Disciplin empföhlen, äussern wir den Wunsch, dass er in den angestrengtesten mannichfachsten Uebungen nicht ermüden möge, bis er alle Theile der unauslernbaren logischen Kunst, in der auch der grösste Meister immer unvollkommnen bleibt, einigermassen in seiner Gewalt hat. Dann wird es Zeit seyn, seine Philosophie im Einzelnen zu prüfen. Diese Kunst ist nicht an die Förmlichkeit dieser oder jener Methode gefesselt, wogegen *Sch's.* Philosophie einen charakteristischen Indifferentismus äussert. Sie verträgt sich mit jeder, auch der individuellsten, Form. Gewiss würde es für den Vf. sehr unvortheilhaft seyn, wenn er in der praktischen Philosophie, welche für ihn doch nur der Geist der Praxis seyn kann, eine andre Form wählen wollte, als die freyeste und individuellste.

Wenn Rec. in Betreff der *Schmidischen Bruchstücke über die Philosophie und ihre Principien derselben* im X. Heft, und *Fichte's Vergleichung* des darinn aufgestellten Systems *mit der Wissenschaftslehre* im XII. Heft freymüthig erklärt, dass er nach wiederholter Prüfung überzeugt sey, Hr. Fichte habe Hn. Schmid vollkommen verstanden: so leuchtet von selbst ein, dass er in *philosophischer* Rücksicht, der einzigen, welche hier Statt finden kann, über die erste Abhandlung und über den polemischen Theil der Gegenschrift nichts zu sagen habe. Die populäre Darstellung der Principien der Wissenschaftslehre (S. 286—315.), welche allen Freunden derselben so willkommen gewesen ist, vollständig prüfen, hiesse beynah die Wissenschaftslehre selbst beurtheilen, die doch auch ein Gegner, wenn er nur ein Philosoph ist, unter die kleine Zahl derjenigen Produkte des philosophischen Geistes rechnen wird, welche das anhaltendste und tiefste Studium erfodern und belohnen. Eine Beurtheilung aber bleibt eben deshalb immer ein schweres Geschäft, dessen leichtester Theil die Widerlegung der gewöhnlichen empiristischen Einwürfe, — der wichtigste aber die Prüfung des Einzelnen nach dem Zweck und Zusammenhang des Ganzen seyn würde. — Die Untersuchung der einzigen Erklärung: „dass *Kant* dieselbe Frage (von der *F.* ausgeht) in ihrer ganzen Ausdehnung aufgenommen, sie beantwortet, und sie gerade so beantwortet habe, wie die Wissenschaftslehre thut" (S. 296.); würde ein eignes Werk erfodern. Da eine sich selbst verläugnende Gerechtigkeitsliebe und aufrichtige Ueberzeugung, welche sich gewiss auf etwas Tüchtiges gründet, den Vf. einmal zu dieser eigentlich anticipirten und ganz exoterischen Behauptung veranlasst haben: so kann Rec. nicht umhin, den Wunsch zu äussern, dass *F.* selbst, oder ein andrer Kenner der Wissenschaftslehre recht bald Musse und Neigung finden möchte, einen *vollständigen Beweis* dieser Behauptung darzulegen. Nicht etwa, um zu zeigen, was vielleicht nicht schwer zu zeigen seyn mag: dass viele Kantianer Kanten wirklich nicht verstanden haben; noch auch um das Verständniss der Wissenschaftslehre durch den Gegensatz zu erleichtern: denn für die, welche sie verstehen sollen und können, ist sie wohl schon verständlich genug. Sondern um zu verhüten, dass die Auslegung Kants nach dem Geist, auf die sich jetzt wahrscheinlich viele legen werden, da sie's inne zu werden scheinen, wie übel ihnen die Auslegung nach dem Buchstaben bekommen sey, nicht gesetzlos und will-

willkührlich werde. Eine solche Auslegung aber würde, nicht blofs nach dem Vorurtheil des Pedanten, sondern auch nach dem Sinne des ächten Philologen, so gut als gar keine seyn. Möchte uns Hr. *F.* nur wenigstens seine *Theorie über Geist und Buchstaben*, die mit dem Innersten und Eigensten seiner Philosophie wesentlich zusammenhängen muss, bald mittheilen; damit sich ungefähr überfehn liefse, wie er den Beweis jener Behauptung nach diesen Grundsatzen führen würde! Diese Behauptung ist zwar blofs exoterisch und unwesentlich, weil die Wissenschaftslehre auf sich selbst beruht. Indessen ist es doch von der äusserften Wichtigkeit für das Interesse der Wissenschaftslehre, dafs sich hier keine Autorität einschleiche; und dafs auch nicht einer sich für einen Anhänger derselben halte und ausgebe, der, um sie wahr zu finden, sie auch mit Kants Lehre in Harmonie bringen müfste. Jede Philosophie, und wenn sie auch ganz Geist wäre, ist, sobald sie sich ausbreitet, der Gefahr ausgesetzt, durch die Formularphilosophen in Buchstaben verwandelt zu werden. Nicht anticipirt wird die Frage von der Harmonie oder Disharmonie Kants und Fichte's erst dann heissen können, wenn eine philosophische Geschichte der Philosophie nicht blofs möglich, sondern auch wenigstens die Gesetze der historischen Kritik für dieselben wirklich entwickelt seyn werden. Uebrigens zweifelt Rec. gar nicht, dafs Kant gerade dieselbe Frage vor Augen gehabt hat, auf welche die Wissenschaftslehre die Antwort enthalten soll; wie wohl alle Philosophen, die den Namen verdienen, sie vor Augen gehabt haben. *Gesetzt*, es liefse sich zeigen: dafs Kants Philosophie erst durch die Wissenschaftslehre Haltung und Sinn bekomme; dafs jene die Principien dieser im Keim und *implicite* enthalte: so liefse sich dagegen immer noch einwenden: dafs wir auch den Spinoza und Leibnitz jetzt besser verstehen können, als sie sich selbst verstanden; und zweifeln: Ob Kant sich auch selbst *gerade so* verstanden habe? Es müfste also bewiesen werden nicht etwa blofs: dafs Kant auf den Weg gedeutet, wo die Antwort zu suchen sey, und dafs er, wenn er auf demselben weiter gegangen wäre, dahin gekommen seyn würde (welches doch nicht leicht zu beweisen seyn dürfte); sondern auch: dafs er die Antwort selbst gefunden und sammt ihrer Rechtfertigung bestimmt gesagt oder doch gewufst habe. Wenn die Methode auf den Charakter einer Philosophie besonders dann am sichersten schliessen läfst, wenn sie entweder so eigenthümlich und geistvoll wie die Kantische, oder in ihrer Art so vollkommen und ein gehorsames Werkzeug in der Hand des Meisters ist, wie die Fichtische: so deutet dies auf Verschiedenheit nicht blofs im Buchstaben, sondern im Geist. Auch läfst sich diese Verschiedenheit der Methode nicht allein aus der Verschiedenheit der Sphäre erklären: denn die Wissenschaftslehre hört zwar auf, wo die Kritik der reinen Vernunft anfängt, aber Fichte und Kant sind oft genug auf denselben Gebiete.

(*Der Beschluss folgt.*)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Nürnberg, in der Felseckerischen Buchh.: *Beyträge zu einer gründlichen Verbesserung der protestantischen Liturgie*, von *Johann Ferdinand Schlez*, Pfarrer zu Ippesheim. 1796. 130 S. 8.

Der Vf. nennt diese Aufsätze: Beyträge zu einer *gründlichen* Verbesserung der protestantischen Liturgie, weil er, wie er in der Vorrede sagt, bey ihrer Verfertigung auf die alten Agenden und auf den herkömmlichen Kirchenschlendrian gar keine Rücksicht genommen, sondern einzig und allein seinen Geschmack, seine Begriffe von Wahrheit, Zweckmäfsigkeit und ächtem Protestantismus zur Richtschnur gewählt hat. Ganz recht. Denn der Grund, den er angiebt, ist einleuchtend: „Das Anschmiegen an die schon geläufigen kirchlichen Agenden hilft zu nichts. Ein Volk, das sich so unvollendete Reformen ohne Widerspruch gefallen läfst, widerstrebt auch gründlichern Verbesserungen nicht; und wird einmal über dergleichen Abweichungen vom Herkommen gekrittelt, so geht es gewöhnlich mit einerley Afterkritik durch, ob man die Sache ganz oder nur halb recht macht." Indessen hat der Prediger, welcher dergleichen Reformen unternehmen will, zweyerley wohl zu überlegen: *einmal*, ob wenigstens der gröfsere Theil seiner Gemeine durch zweckmäfsigen Unterricht hinlänglich vorbereitet sey, und *dann*, ob er nicht Ahndung von seinen geistlichen Obern zu befürchten habe. — In den gegenwärtigen Beyträgen findet man Tauf-, Abendmahls- und Trauungsformulare, eine Beichtandacht, Confirmationshandlung, zwey allgemeine Kirchengebete, auf die vornehmsten Festtage etc. Diesen ist ein Anhang beygefügt, welcher enthält: *Bemerkungen über einige Theile der protestantischen Liturgie und deren Verbesserung, aus dem Versuche über die zweckmäfsigste Methode liturgische Verbesserungen einzuführen.* Altona 1795. Im Ganzen genommen gehören diese liturgischen Formulare unter die zweckmäfsigsten und besten. Nur in denen, welche für Landleute und andere Personen von geringerer Bildung bestimmt sind, scheint die Sprache nicht populär genug zu seyn. Auch findet es Rec. wenigstens nach seinem Gefühl nicht schicklich, in liturgischen Formularen Liederverse zu gebrauchen. Mit Anreden aus dem Gedächtnisse hat es eine andere Bewandnifs. Demungeachtet können diese Beyträge Predigern, welche Gebrauch davon machen dürfen, mit Recht empfohlen werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. März 1797.

PHILOSOPHIE.

Neu-Strelitz, in der neuprivilegirten Hofbuchh.: *Philosophisches Journal* etc. herausg. von *J. F. Niethammer* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Rec. begnügt sich, diejenigen, welche die Wissenschaftslehre schon studirt haben, noch auf einige sehr charakteristische, wegen ihrer persönlichen Aussenseite aber leicht zu übersehende, Aeusserungen aufmerksam zu machen. Denn wie auch das Förmlichste und Abstracteste, besonders in der praktischen Philosophie auch der grössten Eklektiker, gewöhnlich nur eine Darstellung ihrer Individualität ist: so giebt oft das scheinbar Persönlichste in den Aeusserungen des ächten Idealisten tiefen Aufschluss über sein System. So ist z. B. die Appellation an die besten philosophischen Schriftsteller und die Geschichte der Philosophie S. 287. 288., bey einem Philosophen, wie *F.* ist, ein offenbarer Beweis, dass die ganze Entwicklung des eigentlichen Problems der Philosophie, nicht als eine scientifische Propädeutik, als förmliche Prolegomena, verstanden werden müsse; welches ganz gegen den Geist der Wissenschaftslehre wäre, die dergleichen nicht bedarf. Der einzige Anfang und vollständige Grund der Wissenschaftslehre ist eine *Handlung*: die Totalisirung der reflexen Abstraction, eine mit Beobachtung verbundene Selbstconstruction, die innre freye Anschauung der Ichheit, des Sichselbstsetzens, der Identität des Subjects und des Objects. Die ganze Philosophie ist nichts anders als Analyse dieser einigen, in ihrer Bewegung aufgefassten, und in ihrer Thätigkeit dargestellten Handlung. (S. 299—303.) Wer diese freye Handlung nicht zu handeln vermag, ist aus dem Umkreis der Wissenschaftslehre ausgeschlossen; und es ist ein wesentlicher Satz der Fichtischen Philosophie: „Es ist eben so wenig nothwendig, dass alle Menschen Philosophen seyen, als es nothwendig ist, dass sie Dichter, oder Künstler seyen. Jene populäre Darstellung des eigentlichen Streitpunkts ist also gar nicht um der Wissenschaftslehre selbst willen da. Der Vf., welcher, ohngeachtet ihm selbst die strengste Methode ganz geläufig ist, dem Leser gern, wo es seyn kann, unnützen Schulzwang und Umschweife erspart, wollte damit nur diejenigen, welche die Wissenschaftslehre verstehn wollen und können, auf dem kürzesten und leichtesten Wege dahin führen. Es wäre also sehr unzweckmässig; was *bona fide* gegeben ist, *stricto jure* nehmen zu wollen; wiewohl Rec. gar nicht zweifelt, dass das Resultat einer kritischen Untersuchung über den *Statum quo* der Philosophie genau so ausfallen würde. Vielleicht wäre es gerade jetzt an der Zeit, der vollständigen Ausführung und Darlegung eine eigne Schrift zu widmen. Die Erklärung über die Entstehung dieses Aufsatzes S. 284. darf nicht übersehn werden. Man könnte leicht aus den häufigen veranlassten Streitigkeiten des Wissenschaftslehrers, (die doch nur aus persönlicher Nothwehr, nicht aus Antipathie, wie bey Schelling, zu entspringen scheinen) einen Fehlschluss auf eine charakteristische Streitsucht der Wissenschaftslehre selbst machen. Es ist aber so wenig im Geist derselben, zu polemisiren, dass vielleicht schon jede Erwähnung fremder Philosopheme, sey es in dem Text oder in den Noten und der Vorrede, in ihm eine Episode ist. Rec. wünscht, dass sie künftig einmal rein von allen solchen populären Beymischungen, wozu er auch die Einleitungen rechnet, aufgestellt werden möge; und dass jede zu erwartende neue Darstellung derselben sich durchaus nicht mehr nach dem bisherigen philosophischen Sprachgebrauch richten möge, „nach welchem sich die bisherige Darstellung nur zu sehr gerichtet hat." (S. 305.) S. 313—315. ist ein Muster, wie man über die sogenannten Aussprüche des gesunden Menschenverstandes mit Geist philosophiren soll. Die Vernichtung des gewöhnlichen Einwurfs, dass die Philosophie nicht über die unmittelbaren Thatsachen des Bewusstseyns hinausgehn dürfe, durch sich selbst, (S. 304.) ist stringent. Doch wäre um der vielen Schwachen willen mehr Ausführlichkeit zu wünschen.

Das bisher Gesagte ist wohl hinreichend, um jeden, der sich noch nicht durch eignes Studium von dem grossen Werthe dieser Zeitschrift überzeugt hat, darauf aufmerksam zu machen, und zur eignen Untersuchung zu ermuntern. Jeder unbefangne Freund der Philosophie wird finden müssen, dass sie ihren bescheiden angekündigten, aber grossen und würdigen Zwecken, mit seltner Treue, auch in Rücksicht des Vortrages entspricht. Es fragt sich also nur: ob eine gründliche Philosophie, in liberaler Form, und wo es der Stoff erlaubt, mit männlicher Beredsamkeit vorgetragen, in Deutschland noch viele warme Liebhaber erwarten dürfe?

Doch muss Rec. bekennen, dass die sämmtlichen Recensionen und noch mehr die Revisionen, nach seinem Urtheil, den Abhandlungen sehr weit nachstehn. Er würde in Verlegenheit seyn, wenn er auch nur eine nennen sollte, welche allen Foderungen an eine gute Recension so sehr entspräche, wie ihnen in andern

dern Fächern zuweilen entsprochen wird. Er ist weit entfernt, die Schuld daran dem Herausgeber beyzumessen. In sehr vielen sieht man den geübten Denker; in mehreren erkennt man einen oder den andern unsrer vorzüglichsten philosophischen Schriftsteller. Einige sind sogar streng philosophisch: aber gerade diese sind am wenigsten Recensionen. Andre geben nützliche Notizen: aber von diesen kann man beynah sagen: Je literarischer, je weniger philosophisch. — Der Grund scheint ihm tiefer und in der Sache selbst zu liegen. Rec. zweifelt nämlich überhaupt an der Möglichkeit eigentlich so zu nennender Recensionen im Gebiet der Philosophie. Er strebt dabey keineswegs nach dem ächt philosophischen Genuss, die Unmöglichkeit der Bewegung im besten Spazierengehn, zu demonstriren. Die Behauptung, welche keinem denkenden Beobachter der philosophirenden Vernunft paradox scheinen kann, läfst sich ganz populär rechtfertigen. Was *Kant* schon 1783. (Prol. Vorr. S. 5.) sagte: „Dafs in diesem Lande in der That noch kein sichres Maafs und Gewicht vorhanden sey;" gilt noch immer, und ist seit dem beynah weltkundig worden. Rec. erlaubt sich eine kurze Ausführung dieses Gedankens, um alle Herausgeber jedes Journals, welches so streng philosophisch seyn soll, wie das gegenwärtige sonst ist, an seinem Theil zu veranlassen: dafs sie dem bey der Form eines Journals so natürlichen Gedanken, von jeder philosophischen Neuigkeit Notiz geben zu müssen, gänzlich entsagen, und alles *blofs Literarische* aus dem Umkreise desselben vollends verbannen möchten. — Es läfst sich gar nicht bezweifeln, dafs jeder Philosoph über jede philosophische Schrift wieder etwas philosophisches schreiben könne; besonders um sie zu widerlegen. Ja das recensirende und producirende Vermögen scheint hier unzertrennlich verknüpft, und selten versäumt es ein Philosoph in den Werken selbst seine Vorgänger und Nebenmänner hinlänglich zu recensiren. Aber das macht doch noch keine eigentliche Recension, deren ausschliefslicher Zweck es seyn soll, nicht blofs den Inhalt, sondern auch den Charakter, und ganz vorzüglich den *Werth* eines Werks zu bestimmen. Je philosophischer, je systematischer ein Werk ist; um so weniger läfst sich ihr eigentlicher Inhalt durch einen Auszug mittheilen, ohne den Zusammenhang und Geist zu zerreifsen und zu tödten; eben so wenig, wie der eines Gedichts. Wird der philosophische Werth einer Schrift durch den Grad ihrer Fortrückung zum Ziel der Philosophie bestimmt; so läfst sich darüber kein Urtheil anticipiren, ehe nicht wenigstens ein fester Punkt der Bahn erreicht ist. Selbst eine durchgängige Widerlegung entscheidet nicht wider den philosophischen Werth. Wer getraut sich jetzt nicht, die Systeme der grofsen Dogmatiker zu widerlegen? Und wer wollte ihnen darum den Werth, den sie vielleicht als nothwendige Fortschritte der stufenmäfsigen Annäherung zum Ziel haben, im voraus absprechen? Wie sollte es ein Wissenschaftsurtheil geben, wo es noch keine Wissenschaft giebt? Zwar müssen auch alle übrigen Wissenschaften oscilliren, so lange es an einer positiven Philosophie fehlt. Indessen giebt es in ihnen doch wenigstens etwas relativ Festes und Allgemeingeltendes. In der Philosophie ist nichts ausgemacht, wie der Augenschein lehrt. Es fehlt hier noch aller Grund und Boden. Entweder postulirt nun der Beurtheiler ein System, nach welchem er richtet, wo sichs denn von selbst versteht, wie das Urtheil ausfallen wird: oder er geht rein polemisch zu Werke; das mag eine nützliche Uebung seyn, giebt aber kein Urtheil über den Werth des Werks, aufser wenn dieser wirklich null ist, wo es sich denn wieder der Mühe nicht verlohnt. — Sollen gar keine Machtsprüche geschehn; soll nur nach Gründen und *stricto jure* geurtheilt werden: so dürfen der recensirende und der recensirte Philosoph nur in einem Satze verschieden seyn; und die Discussionen über denselben müssen nach unendlichen vielen Richtungen ins Unendliche fortgehn, wenn nicht etwa vorher das System gefunden und vollendet wird. Auf diesem Boden ist jede noch so kleine Verschiedenheit *total;* und es giebt so viele Philosophieen als es Philosophen giebt. Wo soll also eine philosophische Recension anfangen und endigen? —

Es bliebe noch übrig, dem Wissenschaftsurtheil vor der Hand ganz zu entsagen: dagegen aber den philosophischen Geist und die logische Kunst vorzüglicher philosophischer Meisterwerke genau zu charakterisiren und streng zu würdigen. Es ist historisch wahrscheinlich, dafs eine sehr bedeutende Klasse von Philosophen immer behaupten werde: man werde zum Philosophen geboren, es gehöre dazu ein eigner Sinn und Geist, den man zwar nicht lernen kann, aber allerdings durch Studium der Urbilder und kritische Uebungen kunstmäfsig ausbilden soll. Diese; und nur diese (denn Sinn und Geist ist ein Gut, dessen Mangel man nicht empfinden kann) werden die Möglichkeit und Nothwendigkeit eines solchen philosophischen Kunsturtheils zugeben. Es ist Thatsache, dafs die Philosophie bey dem gebildetsten Volk des Alterthums als Kunst getrieben ward; dafs unsre neuere Philosophie, was sie nun auch seyn mag, fast ganz ein Werk einiger wenigen aufserordentlichen Genie's ist. Redlich gedacht, wird man auch wohl bald Eins werden, wie selten der wirklich noch vorhandne Geist in der Philosophie kunstmäfsig ausgebildet sey; wie schädlich diese Vernachläfsigung und wie häufig Fehler wider die Gesetze der logischen Kunst seyen. Aber wo wird sich der logische Kenner finden, der sich so gut auf Philosophen verstände, wie mancher Kunstfreund auf Gemälde? Und wer wird sich für einen solchen geben wollen?

Ein naturforschender Beobachter der philosophirenden Vernunft endlich könnte vielleicht blofs als solcher, und unabhängig von jedem besondern System, die Producte derselben classificiren (wie der Pflanzenkenner, welcher den innern Grund der Natureintheilungen seines Gegenstandes doch auch nicht zu deduciren vermag), ihre Krisen bestimmen, die Tendenz ihres Ganges und die Indicationen ihres Strebens auffassen und bezeichnen. Solche historische Andeutungen

tungen über Alles, was jeder in seinem Kreise *Geist des Zeitalters* nennt, sind es vorzüglich, was man, als Präliminarien einer künftigen Geschichte, in *Uebersichten* erwartet. Um jedoch für die Producte der philosophirenden Vernunft Sinn zu haben, müsste er selbst Philosoph seyn. Wäre er aber das: so würde er uns doch wieder nur die Ansicht seiner individuellen Philosophie geben können; wenn er nicht auch *mehr als Philosoph* wäre; „welches," um uns eines Kantischen Ausdrucks zu bedienen, „mehr sagen will, als ein bescheidner Mann sich selber anmaassen wird."

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *Peter Baylens philosophisches Wörterbuch* oder die philosophischen Artikel aus Baylens historisch kritischem Wörterbuche in deutscher Sprache abgekürzt und herausgegeben zur Beförderung des Studiums der Geschichte der Philosophie und des menschlichen Geistes von *Ludewig Heinrich Jakob* Prof. d. Ph. z. Halle. *Erster Band.* 1797. VIII. 664 S. gr. 8. (Pränumerationspreis beider Bände 4 Rthlr.)

Bayle, sagt der Vf. in der Vorrede, wird nicht so studieret, als er es verdienet, und immer mehr gelobt als gelesen. Die Ursachen davon liegen theils in der Seltenheit, dem hohen Preise und selbst dem jetzt nicht sehr beliebten Format seines Dictionnaire, theils aber auch in dem Geschmack der Zeit. „Denn leider bekümmert man sich fast gar nicht mehr um das, was andere gesagt und gedacht haben, sondern jeder will alles blofs selbst gesagt und gedacht haben." Diese Gründe bestimmten den Herausgeber einen Auszug aus diesem unsterblichen Werke Baylens zu veranstalten, wofür er gewifs den Dank des Publicums verdient. Die meisten Hindernisse, welche das Studium dieses Werks bisher erschwerten, fallen nun weg, und wenn es gleich durch keinen Auszug denjenigen entbehrlich gemacht werden kann, welche den ganzen darin niedergelegten Schatz von Gelehrsamkeit benutzen wollen; so kann doch schon dieser den forschenden und kritischen Geist, der in demselben lebt, darstellen und zur Nacheiferung reizen. Der Herausg. wählte dazu die philosophischen Artikel nebst einigen theologischen, welche die Geschichte philosophischer Meynungen, der Fortschritte und Hindernisse des menschlichen Geistes, in den letzten vorzüglich, Aberglauben und Schwärmerey betreffen. Das Hauptaugenmerk, welches dieses Unternehmen leitete, war Zweckmäfsigkeit und Wohlfeilheit. Jenes erfoderte, dass so wenig als möglich von dem Inhalte der einzelnen Artikel aufgeopfert würde. Daher ist im Ganzen die Einrichtung des Originals beybehalten worden; die Citate, die Anmerkungen blieben; nur einige, welche Berichtigungen nicht mehr gelesener Schriftsteller vorzüglich des Moreri enthielten, wurden zuweilen weggelassen; nicht selten aber liefs der Herausg. Bemerkungen über chronologische Data und andere scheinbare Kleinigkeiten wegen der scharfsinnigen kritischen Behandlung stehen. Um aber den Auszug so wohlfeil als möglich zu liefern, wurde nicht nur ein sehr gedrängter Druck gewählt, sondern auch Gottscheds Uebersetzung, doch mit den nöthigen Berichtigungen und Verbesserungen, vorzüglich in Ansehung der altmodischen Schreibart, zum Grunde gelegt. Gegen diesen Plan ist nichts zu erinnern, und auch die Ausführung ist so gerathen, dass sie Beyfall verdient. Nur einige Erinnerungen müssen wir machen.

Die Auswahl hätte noch etwas strenger seyn können. Wir finden z. B. Albrecht *Dürer* und *Graswinkel*, welchen in keiner der angeführten Rücksichten hier eine Stelle konnte gegeben werden. Ausserdem führt Bayle von dem letzten nur das Schriftenverzeichniss an. Die beiden Artikel *Wilhelm* und *Johann Barclai* haben gröfstentheils nur ein literarisches Interesse. Die griechischen Philosophen sind alle aufgenommen, die in dem Bayle vorkommen, selbst *Athenaeus;* an dessen Stelle, der nur den Philologen interessirt, hätte vielleicht *Bion Borysthenes* aufgeführt werden können. Bey den theologisch - philosophischen Artikeln war die Auswahl etwas schwerer, und es kann daher nicht fehlen, dass nicht Einer bald zu viel, bald zu wenig davon finden werde. Wir wollen die aufgenommenen Artikel der Reihe nach anführen. *Abaris*, *Abaelard*, *Abraham*, *Acontius*, *Acosta*, *Adam*, Maria von *Agreda*, *Agrippa* von Nettesheim, *Albertus* der Grosse, *Ammonius Saccas*, *Anaxagoras*, *Anselmus* von Canterbury, *Apollonius* von Tyana, Peter von *Apone*, *Apulejus*, *Arcesilaus*, *Archelaus*, *Arimanius*, *Aristander*, *Aristarch*, *Aristo* Chius, *Aristoteles*, *Artemidorus*, *Athenaeus*, *Averroes*, Roger und Franz *Baco*, Joh. und Wilhelm *Barclai*, *Bodinus*, Antoinette von *Bourignon*, *Brachmanen*, Jordanus *Brunus*, Marc. Jun. *Brutus*, *Buridanus*, *Cainiten*, *Cardanus*, *Carneades*, *Caesalpin*, Pet. *Charron*, *Chrysippus*, *Crantor*, *Cratippus*, *Critias*, *Democritus*, *Diagoras*, *Dicaearchus*, *Digby* (mit einem Zusatz von Gottsched) *Diogenes* der Cyniker, von Apollonia und von Babylon, *Dioscorides*, *Dürer*, *Epikur*, *Esop* (hätte unter A stehen sollen) *Euklides*, *Fratricelli*, *Grandidier*, *Graswinkel*, *Grotius*, *Guillemete*, *Gymnosophisten*, Herakleotes *Dionysius* (hätte unter D kommen sollen) *Hierokles*, *Hipparchia*, *Hipparchus*, *Hobbes*, *Japan*, *Kepler*, Math. *Knuzen*. — Die Uebersetzung liest sich gut; nur sind hier und da noch einige Ausdrücke stehen geblieben, die wie das Ganze hätten verbessert werden sollen, z. B. S. 117. „Wer muss nicht *bewundern*, dass so grosse Männer in einer so grofsen Unwissenheit gesteckt haben?" wenn es nicht etwa ein Druckfehler ist. S. 485. „Dieses gleicht fast der *gehorchenden Macht* der Scholastiker, welche sie in den erschaffenen Wesen voraussetzen, welche macht, dass sie Gott zu allen Arten der *Stande* erheben würde, wenn er wollte." — Da in dem Drucke eine so grosse Oekonomie herrscht, so hätte füglich auch dadurch Raum gespart werden können, wenn die Citaten nicht doppelt in der Originalsprache und mit einer Uebersetzung angeführt wären. Nicht selten z. B. S. 111, 11.. 113. kommen griechische Stellen mit der lateinischen und deutschen Uebersetzung vor. Ist dies nicht

nicht Verschwendung? — Ein Hauptpunkt bey einem solchen Werke ist der correcte Druck. Hierauf ist nach der Versicherung des Hn. J. alle mögliche Sorgfalt gewendet, und jeder Bogen dreymal durchgesehen worden. Bey einem so kleinen und engen Drucke war eine durchgängige Correctheit kaum zu erwarten; indessen ist sie doch in einem ziemlichen Grade erreicht, und nur das Griechische ist hie und da z. B. S. 112, 115. sehr vernachläfsiget worden. Diese und einige andere Fehler als S. 73. *de varietate scientiarum* statt *vanitate*, und S. 105. *de Superstitione* p. 169. welches Citat zum folgenden Satze gehört, sollten billig am Schlusse des Werks angezeigt werden.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Vofs u. Comp.: *Mittel zur Vertilgung schädlicher Thiere, zum allgemeinen Besten jeder Haushaltung in der Stadt und auf dem Lande.* Zweyte ganz umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. 1796. 318 S. 8.

Vor einigen Jahren gab der, als populärer Schriftsteller und Entomologe gleich beliebte Pastor Götze eine aus dem französischen übersetzte und durch seine Zusätze berichtigte Geschichte einiger schädlichen Insekten heraus, die mit dem Beyfall aufgenommen ward, den sie verdiente. Seitdem scheint der Geist der Vertilgung und des Ausrottens in mehrere Schriftsteller gefahren zu seyn, wenigstens ist dies schon der vierte Aufsatz, der dem Rec. in diesem Jahre in die Hände fällt und *Vertilgungsmittel* ankündigt. Hätten alle diese Herren das richtig geleistet, was sie auf den Titelblättern versprachen, so müfste, durch Anwendung ihrer empfohlnen Mittel schon ein beträchtlicher Theil der lebenden Schöpfung vertilgt und vergessen seyn. Aber so böse haben sie es wahrscheinlich selbst nicht gemeynt, sondern da es doch eine leichte Arbeit ist, aus zehn Büchern einerley Inhalts das eilfte zu machen, so war es wohl nur auf das kleine Honorar angesehen, das ein gutherziger Verleger sich zu bezahlen verleiten liefs. Studierten die Herren fleifsig Naturgeschichte, und theilten dann ihre, aus der Oekonomie eines jeden Thieres hergeleiteten Beobachtungen und Vorschläge mit, so könnten Landwirthschaft und Gewerbe daraus Nutzen schöpfen. Vorschlage der Art, wie sie hier mitgetheilt worden, haben wir schon genug. Spafshaft ist es doch, dafs auch so gar die arme Gans sich unter den *schädlichen* Thieren hat aufstellen lassen müssen. Warum nicht auch Ochsen, Kühe und Pferde? Denn diese sind, sich selbst überlassen, den Saatfeldern eben so schädlich, als die Gans! —

KLEINE SCHRIFTEN.

Biographie. *Frankfurt und Leipzig*, in der Montag- und Weifsischen Buchh.: *Dem Andenken des* Freyherrn *Gottlieb Augustin Maximilian von Straufs*, Kurmaynzischen Staats- und Conferenz-Minister, auch Reichsdirectorialgesandten zu Regensburg gewidmet von *J. V. C.* 1796. 52 S. 8. Freyherr von Straufs war zu Maynz den 8 Sept. 1738. geboren. Sein Vater war der Churfürstl. Maynzische Geheime Rath *Damian von Straufs*. Gleich nach vollendeten Studien, noch ehe Er auf Reisen gieng, wurde er zum wirklichen churfürstl. Hof- und Regierungsrath ernannt. Im J. 1759. besuchte er Wetzlar, und dann ging er nach Regensburg, als Practicant bey der Kur-Maynzischen Directorialgesandtschaft. Von hieraus trat er den Posten eines Hof- und Regierungsraths zu Maynz wirklich an und lehnte den bald nachher erhaltenen Ruf zum Kayserlichen Reichshofrath ab. Im J. 1769., nachdem er kaum 30 Jahre zurückgelegt hatte, wurde er schon zum geheimen Rath erhoben. In der schrecklichen Hungersnoth, im Anfange der 70ger Jahre, schickte ihn der Kurfürst zu den bedrängten Eichsfeldern. Aus Zufriedenheit über seine hier geleisteten treuen Dienste wurde er bey seiner Zurückkunft zum wirklichen Regierungs- und Revisionsgerichtsdirector ernannt, ungeachtet er einer der jüngsten Räthe war. Bald nach dem Regierungsantritte des gegenwärtigen Kurfürsten kam er in das Kurfürstliche Kabinet und erhielt das Referendariat der inländischen Geschäfte. Im J. 1775. erhob ihn der Kurfürst zum wirklichen geheimen Staatsrathe, und übergab ihm die ganze Departement der inländischen Geschäfte. Auf diesem Posten wirkte er viel nachahmungswürdiges Gutes, das hier angeführt wird. Im November 1789. gieng er endlich als Kur-Maynzischer Reichsdirectorialgesandter zur allgemeinen Reichsversammlung nach Regensburg ab, und bekleidete diese politisch delicate Stelle zu solcher Zufriedenheit seines Fürsten, dafs ihn derselbe 1795. zu seinem wirklichen Staats- und Conferenzmininister ernannte. Er starb den 28 Nov. 1796. Seine Charakteristik im häuslichen und täglichen Leben, stellt ihn in einem eben so vortheilhaften Lichte dar. Der Verfasser dieser Lobrede, ist der Gesandtschaftsregistrator Hr. Cimmerer. Das Ganze derselben beweist, dafs er einige Flecken im Einzelnen zu vermeiden im Stande gewesen wäre, wenn ihm sein, übrigens lobenswerther, Eifer, seinem Vorgesetzten ein Denkmal zu errichten, Zeit gelassen hätte, hie und da eine Stelle zu überarbeiten.

Druckfehler in No. 15 und 16. st. *Stüfsi* immer Stüssi. S. 115. Z. 17. *Betrachtungen* st. *Betrachtung*. S. 117. Z. 9. *Genüge* st. *Grenze*. S. 123. Z. 23. *Walteten* st. *Waltete*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 23. März 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hof, b. Grau: *Theoretisch-praktische Anleitung zum Zeichnen und Tuschen der Landschaften.* 1796. 235 S. 8. (18 gr.)

Das Buch ist laut der Vorrede für junge Liebhaber des Zeichnens geschrieben, die des mündlichen und anschaulichen Unterrichts entbehren müssen. Der Vf. sucht die Theorie mit der Praxis zu verbinden, macht den Anfang mit Copiren einer Landschaft, giebt Anleitung zum Zeichnen nach der Natur, berührt die Grundsätze der Perspective, und handelt am Ende die Regeln ab, welche man beym Naturzeichnen und Selbsterfinden (eignem Zusammensetzen) einer Landschaft zu befolgen hat. Er empfiehlt mit Recht zuerst das Copiren guter Muster in der nämlichen Grösse. Bey der Wahl des Papiers für Pinselzeichnungen, (worauf sich der Vf. blofs beschränkt,) hätte angemerkt werden sollen, dafs beym holländischen Zeichenpapiere, welches in Bogenform gebrochen ist, die äufsre Seite des Bogens allemal die glatte Seite sey. Die Methode, das Papier auf ein Bret zu spannen, ist falsch angegeben: der Vf. will es erst dann mit einem nassen Schwamme bestreichen, wenn es schon an den Rändern angeleimt ist; man fährt aber zuverlässig besser, wenn man zuerst den aufzuspannenden Bogen an den vier Rändern etwan einen halben Zoll breit umbricht oder überschlägt, und es dann auf einer Seite oder auch auf beiden mit einem Schwamm nafs macht (den überschlagnen Rand mufs man aber trocken erhalten), hernach den umbogenen Rand des Papiers mit arabischem Gummi, welches vorher in Wasser zu einem dicken Leime aufgelöst ist, überstreicht, diesen Rand dann auf das Bret anklebt, und das Papier zugleich gehörig ausdehnt. Das englische Papier mufs sehr nafs gemacht und ausgedehnt werden, wenn es beym Pinselzeichnen nicht Falten werfen soll. Das holländische Zeichenpapier braucht nicht so viel Nässe und Ausdehnung; denn seine Masse ist härter. Mit Kleister von Stärkenmehl gekocht, welchen der Vf. zum Aufspannen anräth, leimt sich das Papier sehr schlecht an das Bret an. Das Eintheilen einer zu copirenden Zeichnung durch Quadrate mittelst eines Gitters von Fäden, oder durch den Zirkel, würde der Kunstrichter keinem Zeichenschüler rathen. Das Auge mufs dran gewöhnt werden, die Verhältnisse richtig zu sehen; darum macht man vorher einen Entwurf, um die Theile auf ihre rechten Plätze zu bringen. Richtig ist der Anfang zum Entwurfe einer Landschaft durch die Horizontlinie angerathen. Der Rath, gleich beym Entwurfe ein Vorlegeblatt, damit man das Papier nicht beschmutze, zu brauchen, ist nicht gut; denn man wird dadurch gehindert, das Ganze zu übersehen. Dafür wäre dem Zeichenschüler mit dem Rathe gedient, hübsch grade zu sitzen, das Bret oder Portefeuille mit dem Papier, worauf man zeichnet, entweder auf die Staffeley zu legen, oder es sitzend auf den Schoofs zu nehmen, und in schiefer Richtung an den Tisch mit der obern Seite anzulegen; das Blatt aber, welches man copiren will, vor sich auf den Tisch aufzustellen, so, dafs man ohne den Nacken zu biegen, oder den Kopf auf und nieder zu richten, das Original und sein Bret in Einem Gesichtswinkel fassen, d. h. mit Einem Blicke übersehen könne: dann den Zeichenstift lang zu fassen, und mit wenigen Strichen sich die Hauptlinien zu entwerfen; so, dafs die Hand nie, so lange das Entwerfen der Haupttheile dauert, das Papier berühre. Hierdurch wird nicht nur das Auge leichter zum Richtigsehen gewöhnt; sondern das Entwerfen wird der Hand auch leichter, und das Papier wird nicht beschmutzt werden. Dafs der Vf. beym Landschaftzeichnen anräth, die Luft oder Wolkengruppen sich nicht vorher zu entwerfen; sondern sie gleich mit dem Pinsel hinzuzeichnen, ist ganz widersinnig; denn da die Luft in einer Landschaft gewifs eine Hauptsache ist, so gehört auch gehörige Genauigkeit dazu, ihre Gruppen so zu formen, dafs sie den Theilen der Landschaft gehörig entsprechen, und dies Contrastiren und Harmoniren der Wolkenmassen mit den Erdparthieen ist gewifs keine so leichte Sache, die sich nur mit dem Pinsel so gradezu hinwerfen läfst. Am allerwenigsten ist dies einem Schüler anzurathen. Eben so schlecht ist der Rath, mit dem Pinsel Umrisse zu machen. Man mufs vielmehr mit dem Pinsel zuerst die grofsen Schattenmassen anlegen, die Umrisse können bey einer Pinselzeichnung erst zuletzt durch die Ausführung zum Vorschein kommen. Umrisse gehören für den Stift oder für die Feder. Das Verwaschen, welches der Vf. ebenfalls anräth, ist durchaus beym Landschaftzeichnen fehlerhaft; nur der Architekt und der geometrische Zeichner kann dieses Hülfsmittel, um die Schatten ins Licht zu verarbeiten, brauchen. Man mufs in einer guten Zeichnung, wie in einem guten Gemälde, den Ton jeder Dinte von der ersten bis zur letzten sehen. Dafs der Vorgrund dunkler als andre Gründe seyn müsse, ist unrichtig: der Vorgrund kann das stärkste, wenn auch nicht das gröfste, Licht haben, und die Dunkelheit in den Tiefen zwischen den erhabnen Körpern mufs alle nur mögliche Kraft der Tusche zeigen, damit die gröfste Deut-

Deutlichkeit entstehe, weil im Vorgrunde keine Zwischenluft mehr die Töne bricht, oder mäſsigt. Der Mittel- und Hintergrund treten nur durch die mehrere Maſse der Zwischenluft zurück, wodurch aber auch die Stärke der Lichter und Schatten gemildert oder gebrochen wird. Die Ursache, warum man oft den Vorgrund mit einem Schlagschatten überdeckt, hätte der Vf. angeben sollen, sie ist diese: damit das Licht der Hauptmaſse concentrirt werde, und besser wirke. Die Hülfsmittel, nach der Natur zu zeichnen, welche der Vf. anpreist; das Gitter, der Flor und die *Camera obscura* sind wahrer Verderb der Phantasie. Ein junger Künstler, der sich an diese Hulfen gewöhnt, macht sich selbst zur Copirmaschine. Besser ist folgendes Mittel: Man nehme ein grades Spiegelglas etwa von der Gröſse eines Papierbogens, und überstreiche das Glas, statt des sonst gewöhnlichen Quecksilberbeleges, mit Oelfarbe von dunkelm Ocker: man stelle dann, wenn man nach der Natur zeichnen will, diesen Spiegel vor sich auf, und zeichne das Bild, nachdem man den Standpunkt und die Horizonthöhe gehörig gewählt hat, aus dem Spiegel; so wird man ein schöneres Gemälde für die Phantasie bekommen, als durch andre Hülfsmittel. Man hat auch wohl Spiegel, die schwarz angestrichen sind; aber sie reflectiren ein kaltes Colorit: der dunkle Ockeranstrich zeigt die Natur wärmer und einem gut colorirten Gemälde ähnlicher. Was der Vf. von der Perspective sagt, ist meist gut: nur hätte der Ursprung des Distanzpunktes angegeben werden sollen. Der Vf. scheint auch wohl selbst noch nicht technisch-praktisch untersucht zu haben, daſs er nichts anders ist, als die wirkliche Entfernung des Auges von der durchscheinenden Fläche, welche Entfernung, wenn man sie miſst, übergetragen wird auf die Horizontlinie vom Principalpunkte an gerechnet zur rechten und linken Seite. Darum ist der Grundsatz falsch ausgedrückt: „Die Distanz„punkte müſsen doppelt so weit aus einander stehen, „als das Auge von dem Horizonte entfernt angenom„men wird." Dies soll heiſsen: der Distanzpunkt, er stehe nun zur Rechten oder Linken neben dem Principalpunkte auf der Horizontlinie, ist eben so weit vom Principalpunkte entfernt, als das Auge von der durchscheinenden Fläche (*Tabula transparens*) entfernt ist. Die durchscheinende Fläche ist aber nichts anders, als der Inhalt und die Grenzen des Bildes, welches man sich in der Luft vorstellt. Der Vf. nennt den Accidentalpunkt falsch Incidentpunkt. Der Incidentpunkt gehört in die Dioptrik und Katoptrik. Dergleichen Unrichtigkeiten giebt es mehrere. Die einzelnen Bemerkungen über das Einfallen und Zurückprallen des Lichtstrals sind sehr unvollkommne Bruchstücke. Der Vf. hätte die Leser hier auf die mathematischen Grundsatze der Optik und Katoptrik hinweisen sollen; denn es liegt sehr viel dran, hierüber gründlich unterrichtet zu seyn. Einzelne Bruchstücke sind in dieser Abhandlung gut; z. E. die Bemerkungen über die einzelnen Bestandtheile einer Landschaft, auch sind in der 3ten Abtheilung allerhand gute Regeln zusammengetragen: aber es sind chaotische Bruchstücke, die in einem Werke der Art gehörig geordnet seyn sollten. Darum kann der Vf. keine deutliche, anschauliche und gehörig vollständige Idee über das Zeichnen der Landschaften erwecken. Auch fehlen sehr nöthige Dinge in dieser Abhandlung ganz: als z. B. das Runden der Korper durch Licht und Schatten — Zwischenluft und Haltung. So sollten auch, da diese Abhandlung sich auf das Landschaftzeichnen beschränkt, die Grundsatze über die Anatomie eines Baumes, über seine Rundung, über den Einfall des Lichts auf die Blätterparthieen, über das Durchsichtige u. s. w. entwickelt seyn; aber davon steht in der ganzen Abhandlung nichts.

Berlin, b. Maurer: *Stunden für die Ewigkeit gelebt. Vom Verfaſser von Hallos glücklichen Abend. Erster Theil.* 1791. 352 S. *Zweyter Theil:* 1792. 275 S. 8.

Der Vf. selbst giebt über den Zweck seiner Schrift in dem Vorbericht folgenden Aufschluſs: Die Zubereitung auf die Ewigkeit werde gewöhnlich als eine das Leben verbitternde Sache angesehen. Sie bestehe aber eigentlich in Ausbildung des Geistes und Herzens, in reinerm Genuſs des Lebens und in Vollbringung edler Handlungen: folglich wären die Stunden, welche wir im eigentlichsten Verstand für die Ewigkeit leben, auch jetzt schon grade die schönsten und entzückendsten für uns. Auf allgemeinen Glauben an diesen Satz arbeite die gegenwärtige Schrift hin, und da Liebe der allgewaltigste unsrer Triebe ist, so wünsche der Vf., daſs auch Liebende vorzüglich die Allkraft der Liebe immer mehr dazu benutzten, ihr Leben recht gedrängt voll Stunden, für die Ewigkeit verlebt, zu machen. Wie dieses geschehen könne, siehe in diesem Buch geschrieben.

Eigentlich steht nun freylich dies nicht darinn geschrieben. Arist und Laura, die zwey Liebenden, die sich durch edle Handlungen auf die Ewigkeit bereiten, wirken, geleitet von Grundsätzen der Vernunft, von Gefühl der Menschlichkeit und eines edeln Herzens: aber sie würden, wie uns dünkt, auch so handeln, wenn sie nicht Liebende, wenn sie zwey Freunde, zwey Geschwister wären, und nur dieselben Gesinnungen hätten, die sie hier an Tag legen. —

Dieses macht indessen den Hauptzweck des Vf. nicht tadelhaft: eben so wenig, als er es dadurch wird, daſs in der That seine Schrift keine andre Richtung hat, als viele andre Schriften auch, die für Reinigung und Erhöhung des moralischen Gefühls bestimmt sind — oder dadurch, daſs man einwenden möchte, jener Grundsatz sey schon zu allgemein anerkannt, und die mönchische Idee, die er verdrängen soll, bey weitem nicht mehr so herrschend! Ohnehin finden sich, so hohe Vorstellungen man bey etwas lebhaften Ideen von den Fortschritten der Aufklärung zu fassen geneigt wird, eben so oft wiederum dringende Veranlassungen, daran zu zweifeln. —

Die Einkleidung, die der Vf. wählte, bildet keinen eigentlichen Roman: man findet nur Fragmente aus

aus Arists und Laurens Leben zusammengereiht: nur einzelne Beschreibungen ihrer Gefühle bey verschiedenen Veranlassungen und der Handlungen, in welche jene übergingen. Wie gut der Vf. auf das menschliche Herz und seine Empfindungen zu wirken weiss, ist bekannt: auch hier verleugnet er sich in dieser Rücksicht nicht: eben so wenig aber auch von andern Seiten seiner Manier, und seines schriftstellerischen Charakters. Zu diesem rechnen wir vorzüglich das oft eintretende Uebergewicht der Empfindung über den Verstand, welches nicht selten die Wirkung des Ganzen schwächt, und wo nicht ganz zerstört, doch schwankend und ungewiss macht. Rec. gehört nicht zu denen, die bloss durch Ueberzeugung, bloss auf dem systematischen Wege logischer Entwickelung der Wahrheit auf den Menschen wirken wollen. Dieser ist nicht bloss ein vernünftiges, er ist auch ein sinnliches Wesen, und daher gebührt, wenn davon die Rede ist, auf Besserung und Leitung desselben zu wirken, der Empfindung eine der vorzüglichsten Stellen. Allein eben, weil dieser Weg so wenig schwierig ist, so ist er auch dem Missbrauch ausgesetzt; eben, weil die Wirkung so schnell und entschieden ist, wird sie wiederum nicht minder leicht zerstört: auch hier ist das Gesetz der Natur sichtbar, welches Dauer und Festigkeit nie mit schnellem und leichtem Hervorbringen verbindet. Jede Ueberspannung vernichtet sich selbst, und vor allem sollte die Liebe dafür gewahrt werden, da diese ohnehin ihrer so sehr empfänglich ist, und die Aufhebung dieses unnatürlichen Zustandes nie ohne die traurigsten Wirkungen bleibt.

Aus diesem Mangel an Gleichgewicht des Verstandes und des Gefühls leiten wir das meiste von dem her, was uns in diesen Stunden für die Ewigkeit tadelhaft scheint. Ueberspannte schwärmerische Ideen, z. B. das Versprechen der beiden Liebenden, an Sophieens Grabe, jeden Schmerz, jeden Krampf, jede Zuckung mit einander zu theilen, — oder das, durch Hülfe der Sehnsucht einander bald zu folgen; — unnatürliche Schilderungen, wie die von den Folgen der Onanie, die, wie mehrmals erinnert worden ist, da sie nicht treffen, mehr schaden, als nützen: das Gemälde von dem liederlichen Erich und seinem Zustand, von welchem jener Tadel gleichfalls gilt: von Sophieens Krankenbette, wo die zweyte Scene in eine der widerlichsten Riparographieen ausartet; — Plattheiten, zu welchen die überspannten Kräfte herabsinken: z. B. das, was Laura über Sinnengenuss sagt, und was in Arists Mund, ihr gegenüber, kaum schicklich gewesen seyn würde; das matte Vorzählen dessen, was das liebende Paar zugleich, von der Höhe herab, Schönes sieht: die Ziererey, dass Laura von dem Laster der Onanie nichts wissen soll, und dennoch ungemein passend auf das antwortet, was Arist darüber sagt: endlich auch die Verirrungen in wissenschaftlichen Gegenständen: so z. B. die geogonische Idee, welche Arist vorträgt: Laura fragt: woher die Erde nur seyn mag. Arist ist gleich mit der Antwort fertig: Unstreitig aus der Sonne, um die sie gleichsam an unsichtbaren Seilen, gleichsam wie das Kind um die Mutter, die es aus sich gebahr, herum läuft etc.: die theologische Untersuchung über den Zweck des Todes Jesu, der dem Polyhistor Arist für eine politische Maassregel gilt, die Religion zu begründen u. s. w.

Auch der Vortrag des Vf. ist, wie uns dünkt, aus gleichen Ursachen, nicht ohne auffallende Mängel. Man stösst oft auf Sprünge der Ideen, welche die Vollkommenheit der Darstellung mindern, und die Wirkung stören. Styl und Diction sind nicht rein. Oft mischt sich auch ein gewisses Sinken in den Schwung, den die Ideen nehmen, oft wird die Lebhaftigkeit des Vortrags gesucht und spielend; und endlich stösst man auch zuweilen bey ungewöhnlichen und sprachwidrig gebildeten Worten an, wie Allenblick, Entmenschung, der grosse Transitus, st. Tod, einander immer güter werden u. s. w.

Hingegen würde es eben so leicht, als die getadelten Stellen sich auffinden lassen, auch seyn, schön gedachte und gesagte Stücke anzuzeichnen. Dahin gehören vorzüglich die erste und zum Theil auch die dritte Scene an Sophieens Krankenbette, — dahin die Geschichte des geretteten Selbstmörders, — dahin mit Ausnahme einiger Züge, der kleine Roman der unglücklichen Mariane, u. s. w.

Wozu nützen aber endlich so kunst- und geschmacklose Verzierungen, wie die zwey Titelkupfer, die wir bey dieser Schrift finden?

Berlin u. Leipzig, b. Nicolai: *Aprilstage* Felix Ungenannt's, oder Abenteuer ohne den *deus ex machina*. Herausgegeben von *Gabriel Stein*. 1796. *Erster Theil*. 298 S. *Zweyter Theil*. 276 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dem Titel nach soll dieses Werk voll sinnloser Abenteuer, schleppender Lustigkeit und unsaubrer Geschichten für ein deutsches Original gelten; aber man errath bald, dass es sich aus dem Französischen herschreibt; und einem Uebersetzer in die Hände gefallen ist, der es vollkommen werth war, eine fremde Sünde auf sich zu nehmen. In einem kauderwälschen Deutsch, mit französischen Wörtern und Wendungen, einer schlechten Orthographie und einigen Anspielungen auf Menschen, die in Deutschland zu Haus gehören, verbrämt, erzählt er uns den Lebenslauf eines Landstreichers mit der noch widrigeren Geschichte andrer seines Gleichen, und vielen herbeygezognen, komisch seyn sollenden Anekdoten durchflochten, die nur das Buch und den Ekel verlängern. Hier liest man durchgängig *Filou*, *Carassen*, *Hardiesse*, *Nouvellen* u. s. w., ja es kommen ganz neue Wörter, wie *Bonleben*, vor, und mehrmals weiss man nicht, ob die Plattheit des Vorsatzes oder der Unwissenheit vorgewaltet hat. Th. I. S. 207.: „wenn ich *das Skelerat* kennte." Th. 2. S. 52.: „Endlich war ich im Stande *conci couci* zu antworten." S. 54.: „Die Gerichte wa-

ren zwar einfach, *aber sehr frugal.*" Bey einer Stelle Th. 2. S. 64.: „Häuser nach dem Modell des Louvres" findet man folgende Note: „Berühmtes Gefängniss." Ein andresmal übersetzt er aus dem Italiänischen: *Servitore signor ladro*, „Diener Herr Latro." Dagegen hat er auch wieder recht ausgesuchte deutsche Ausdrücke, als 1 Th. S. 117.: „Ihr elfenbeinerner Hals, dessen *quatschlichte Falten* eben so viele Galeeren für die unbezwingbarsten Herzen waren." Man hat hier zugleich ein Pröbchen von der blühenden Schreibart dieses pöbelhaften Wustes. In einem einzigen kurzen Absatze werden Th. 2. S. 53. zur Schilderung einer schönen Pygmalion, Orpheus, Phädrus und eine Syrene gebraucht. Dass der Uebersetzer indessen nicht willens ist, seinen Fund fahren zu lassen, und den wahren Vf. undankbar verleugnet, erhellt aus einer Th. 1. S. 120. befindlichen Note, worinn er eingesteht, dass ihm zu gewissen elenden Versen ein unbekannter französischer Dichter den Inhalt angegeben, und hinzufügt: „Ich würde mir's zum unverzeihlichsten Vergehen anrechnen, wenn ich der Wahrheit treulos werden könnte." Mit dieser Selbstverdammung wollen wir ihn abtreten lassen.

FRANKFURT a. M., b. Guilhaumon: *Sammlung malerisch gezeichneter und nach der Natur ausgemalter Blumen, Blüthen und Früchte für Freunde und Freundinnen der schönen Künste*, von C. Lang. 4tes Heft. 1795. Fol. (1 Rthlr. 16 gr.)

Enthält illuminirte Kupfer, und die nemlichen Conture unilluminirt, nebst einem Blatte Text, welcher die Farben angiebt, mit welchen diese Conture bemalt werden sollen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

MÜNCHEN, b. Lentner: *Gott ist die reinste Liebe. Mein Gebet und meine Betrachtung.* Von dem Hofrath v. *Eckartshausen.* 1790. 215 S. 8.

BAMBERG, b. d. Wittwe Göbhardt, u. BRESLAU, in Comm. b. Korn d. ält.: *Liber precum sacrarum* sub titulo: *Gott ist die Liebe:* a *Carolo de Eckartshausen* elaboratus latinum in sermonem conversus a *Michaele Federo*, Theol. mor. in Univ. Wirceb. Prof., cum figuris. 1797. 262 S. 8.

Des Hn. *v. E.* Gebetbuch hat, so weit es auch noch manchen protestantischen Andachtsbüchern, z. E. dem Zollikoferschen, nachsteht, doch das unläugbare Verdienst, viel reinere und würdigere Religionsbegriffe eingeführt zu haben, als man in den meisten katholischen Brevieren und Gebetbüchern fand. Dass man auch unter seinen Glaubensgenossen dies Verdienst erkannt hat, beweisen die vielen, seit der ersten unter oben angeführtem Titel, erschienenen neuen Auflagen; und wir zweifeln nicht, dass der Vf. viel Gutes damit gewirkt habe.

Die Göbhardtische Buchhandlung wünschte von diesem Erbauungsbuche eine Uebersetzung. Der wackere Hr. Prof. *Feder* in Wirzburg unternahm sie auf ihren Antrag, und wenn man seine Arbeit in den Gesichtspunkt stellt, dass katholischen Religionsverwandten in solchen Nationen, denen die lateinische Sprache, wenn auch gleich nicht in ihrer Schönheit und Reinheit, geläufiger ist als die deutsche, z. B. Polen und Ungarn, das Buch zu ihrer Erbauung sollte nutzen können; so ist nichts dagegen zu sagen. Dass aber auch *Liebhaber der lateinischen Sprache* in Deutschland es brauchen sollten, wie Hr. *F.* meynt, zweifeln wir sehr. Seinem Bestreben, gut lateinisch zu schreiben, lassen wir alle Gerechtigkeit widerfahren, und seine Versicherung: „*t o t u s in eo fui, librum ut fide, clare, atque etiam b e l l e converterem,*" ist gewiss nicht übertrieben. Die Latinität ist auch sicherlich in diesem Buche viel besser, als in unzähligen jesuitischen Schriften. Einzelne Stellen, zumal wo Hn. *F.* eine Stelle aus einem alten Klassiker einfiel, die er nachahmte, sind ihm auch sehr gut gelungen. Aber dennoch herrscht durch das Ganze ein auffallender Germanismus. Nur eine Stelle zur Probe, dergleichen sich auf allen Seiten finden;

> *Redemptor hominum! i n hora illa f e r i a, ubi cum morte pugnaras, et animus e l e v a t u s ad patrem, sanctis se effuderat p r e c i b u s; in feria illa hora ubi sudore et sanguine madefeceras humum, m a g n a tuo ore exiit v e r i t a s, quae valebit, quam diu anima immortalis c i r c u m v o l u t a p u l v e r e est. Stans dicebas dormientibus; „Prompta voluntas, sed caro i n f i r m a."*

Freylich ein lateinischer Beter in Wien wird schwerlich durch die hier mit gesperrter Cursivschrift angedeuteten Germanismen in seiner Andacht gestört werden, zumal wenn er dabey sein Gebetwürstl verzehrt; aber wer sich auf ächte Latinität versteht, und von der Lectüre eines *Cicero, Livius* u. s. w. oder aus neuerer Zeit eines *Erasmus, Melanchthon, Gesner, Ernesti*, zurückkömmt, möchte sich hier nicht selten in dem Falle jenes ehrlichen Bürgers befinden, der seinen Beichtvater fragte, wozu ihm das Lesen des Breviers helfen könne, da er kein Wort Latein verstehe, und dann möchte ein solcher „*amator latinae linguae*," wenn er oft *dieses Latein* nicht versteht, sich auch bloss mit dem Troste behelfen müssen, den der Pater seinem Beichtkinde gab: *Les Er nur! Bet' er nur! Gott versteht Alles!*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 24. März 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Ohne Anzeige des Orts und des Verlegers: *Das Christenthum enthalt keine übernatürlich geoffenbarte zur Seligkeit des Menschen nothwendige Glaubenslehren;* in einem Sendschreiben an Hn. *David Friedlander* gezeigt. 1794. 158 S. 8. (6 gr.)

Hr. *Friedländer* war der Meynung *Mendelssohns: das Judenthum wisse von keinen übernatürlich geoffenbarten Glaubenswahrheiten, die zur Seligkeit nothwendig wären*, in seiner Abhandlung *über den besten Gebrauch der heil. Schrift in pädagogischer Rücksicht*, beygetreten, und hatte auch nicht undeutlich zu erkennen gegeben, dass er dem beypflichte, was M. hinzugefügt hatte: *dass diese Lehre einen charakteristischen Unterschied zwischen der jüdischen und christlichen Religion ausmache.* Dies letzte will der Vf. nicht einräumen, und behauptet dagegen: *dass auch das Christenthum keine übernatürlich geoffenbarten Glaubenslehren kenne, von denen des Menschen Seligkeit abhange.* Diesen Beweis führt der Vf. zuförderst auf die Weise, dass er behauptet: das *eigentliche Judenthum* sey *innere Religion*, Verehrung des einigen wahren Gottes mit frommen und rechtschaffenen Gesinnungen und mit unerschütterlichem Vertrauen auf ihn, so wie sie *Abraham* und vor ihm schon *Melchisedek* gehabt habe. Diese ursprüngliche jüdische Religion sey nach und nach in Aegypten, zu Mosis Zeiten und unter den Königen verunstaltet worden, doch wären vor und während der Zerstörung und auch zu den Zeiten Jesu Männer gewesen, die *die innere Religion der äussern vorgezogen* und darin *das eigentliche Judenthum* gesetzt hätten. Zu dieser Zahl weiser und aufgeklärter Juden habe auch *Jesus* gehört, er habe an nichts weniger gedacht als an den Umsturz der jüdischen Religion und an Stiftung einer eigenen Sekte, er habe vielmehr zur *Absicht* gehabt, *Abrahams Religion oder eigentlich die noch reinere Religion Melchisedeks in ihrer ersten Reinigkeit wieder herzustellen.* Eben diese Absicht hätten auch *die Apostel* gehabt, (ob sie gleich das Gesetz in Unterweisungen für Juden nie getadelt hätten,) und die vier Hauptsätze der jüdischen Religion von Gott und seinen Eigenschaften, seiner Regierung, der Unsterblichkeit der Seele und der Nothwendigkeit wahrer Rechtschaffenheit, besonders der Menschenliebe zur Erlangung der Glückseligkeit machten auch den Hauptinhalt der christlichen Religion aus. *Es sey also kein Grund vorhanden, übernatürlich geoffenbarte zur Seligkeit des Menschen nothwendige Lehren des Christenthums anzunehmen.* Damit verbindet der Vf. einen andern ausführlichern Beweis. Jesus und die Apostel haben jene vier Hauptsätze nie als übernatürlich geoffenbarte Wahrheiten, sondern immer als Vernunftwahrheiten vorgetragen und ihnen immer nur auf dem Wege der Ueberzeugung Beyfall zu verschaffen gesucht. Die *kirchlichen Lehren*, die keine Vernunftlehren sind, gehören entweder nicht zur *christlichen Religion*, oder sind nur Geschichte, und Christus und die Apostel haben solche so wenig als die Taufe und das Abendmal für nothwendig zur Seligkeit der Menschen erklärt. Um dieses zu beweisen, zeigt der Vf., dass die kirchlichen Lehren von der Dreyeinigkeit, der Gottheit Jesu, der Persönlichkeit des heil. Geistes, der (stell) vertretenden Genugthuung Christi, der Erbsünde, der göttlichen Eingebung der heil. Schrift, dem allgemeinen Weltgericht, der Taufe und dem heil. Abendmal gröstentheils gar nicht Lehren Jesu und der Apostel seyn; was eigentlich den biblischen Lehrbegriff ausmache, wie dieser aus dem jüdischen Lehrbegriff entstanden und mit demselben übereinstimme. Zu dem Ende werden mehrere Vergleichungen mit biblischen dogmatischen und moralischen Aussprüchen und Stellen aus dem Philo und andern jüdischen Schriften angestellt, und ihre Aehnlichkeit gezeigt. Aus allen diesem macht der Vf. den Schluss: dass zwar die *christliche Religion* als eine *positive Religion* erscheine, weil die ersten Lehrer sie zum Theil und bisweilen unter göttlicher Autorität oder als unmittelbare Lehre Gottes vorgetragen haben, und dass dieses auch der Weisheit Gottes ganz angemessen sey, so wie auch nicht mit völliger Gewissheit könne bestimmt werden, ob dieses durch natürliche oder übernatürliche Veranstaltung Gottes geschehen sey; dass aber dem weitersehenden Jesu Religion bloss eine natürliche Religion sey und bleibe, dass dieser in der Sache Göttlichkeit erblicke, wenn der Unwissende (minder Aufgeklärte) sie in der Bezeichnung finde.

Dies ist der Gang, welchen der Vf. in dem Beweise seines Hauptsatzes genommen hat. Ein jeder Unpartheyische wird finden, dass derselbe in der Kürze viel Gedachtes und Lehrreiches gesagt habe, und der Hauptsache nach mit einiger Einschränkung seiner Behauptung beytreten, da alles, was man als übernatürlich geoffenbarte Glaubenslehre betrachtet, entweder nicht eigentliche Lehre Jesu und der Apostel ist, oder zu den lokalen und temporellen Vorstellungsarten gehört, die zur Einführung der innern moralischen Religion nöthig waren, aber nicht zu den allen Menschen zur Seligkeit nothwendigen Glaubens-

benslehren gerechnet werden können. Nur in der Ausführung kann Rec. dem Vf. nicht in Allem beytreten, und der Beweis dünkt ihm in Ganzem betrachtet nicht stringent genug zu seyn. Die jüdische alttestamentische Religion ist offenbar von ihm auf einer zu glänzenden Seite vorgestellt. Wie unvollkommen war nicht *Abrahams Religion?* Wie dürftig seine Kenntnifs von Gott? und wie mangelhaft seine Gottesverehrung? Da diese doch hauptsächlich in Opfern bestand, und sogar Menschenopfer von ihm noch dahin gerechnet wurden. Wie kann die Absicht des Stifters der christlichen Religion gewesen seyn, diese Religion Abrahams in ihrer *Reinheit* wieder herzustellen. Von *Melchisedeks Religion* haben wir zu wenige Nachrichten, um darüber urtheilen zu können, und weder aus der kurzen Erzählung 1 Mos. 14, 18—20. noch aus Ebr. 7, 1—7. erhellet, dafs dieselbe vom Opferdienst frey gewesen sey. Die *Mosaische Religion* machte die Beobachtung der vorgeschriebenen kirchlichen Gebräuche zur Hauptsache, und von einer *innern moralischen Religion* findet man fast gar keine Spur. Auch *David* hielt noch fest an diesem äufsern Kultus, und wenn man gleich in mehreren *Psalmen* und den *prophetischen Schriften* reinere moralische Begriffe und Grundsätze findet, wenn gleich hier der Werth des *Ceremoniendienstes* herabgesetzt und *innere Rechtschaffenheit* demselben vorgezogen wird, so wird der erste doch nicht gänzlich verworfen, und die letzte ist doch im Grunde nichts anders als ein sklavischer Geborsam gegen Gott als den allmächtigen Oberherrn, der durch Furcht und Hoffnung erhalten und gestärkt wurde. Von *Unsterblichkeit der Seele* und einem *bessern Leben nach dem Tode* hatte man noch sehr dunkle Begriffe, alle Motive wurden immer auf zeitliche Belohnung und Strafe zurückgeführt und der Scheol der Juden versprach wenig wahre und geistige Glückseligkeit. Wie ganz anders erscheint nicht die *Religion Jesu* als eine von aller körperlichen Gottesverehrung abgesonderte blofs geistige und moralische Religion? Dafs er den Umsturz der jüdischen Religion nicht auf einmal zu bewerkstelligen gesucht, beweist nicht, dafs er dieses gar nicht zur Absicht gehabt habe. Man sieht vielmehr deutlich genug, dafs er den moralischen Theil derselben aushob und zur Grundlage seiner Religion machte. So ist auch Matth. 5, 17. 19. zu verstehen. Die Apostel griffen den Ceremoniendienst gerade zu an, und auch Judenchristen mufsten sich von der Beobachtung dieser Gebräuche losmachen. Dafs das Wesentliche der Religion Jesu nichts als Vernunftwahrheit sey, und dafs Jesus sowohl als die Apostel viele Kenntnisse aus dem A. T., dem Philo und den Traditionen geschöpft haben, ist unläugbar. Aber damit läfst sich doch die Behauptung vereinigen, dafs ihnen eine göttliche Offenbarung zu Hülfe gekommen sey, um ihren religiösen und moralischen Kenntnissen eine gröfsere innere Klarheit, Reinheit, Vollständigkeit und Festigkeit zu ertheilen. Ob dieses wirklich der Fall sey, könnte ganz allein durch die Untersuchung über Wunder, Weissagungen und die Auferstehung Jesu, die der Vf. ganz übergangen hat, ausgemacht werden, wenn es möglich wäre, hierin zur völligen Gewifsheit zu gelangen. Der Vf. sagt selbst S. 138. „ob die ersten Lehrer durch natürliche oder „übernatürliche Veranstaltung Gottes ihre Lehren un„ter göttlicher Auctorität vorgetragen haben, vermö„gen wir *nicht mit völliger Gewifsheit* zu bestimmen." Aber alsdenn kann auch nicht *positiv* behauptet werden: *Das Christenthum enthalt keine übernatürlich geoffenbarten — Glaubenslehren.* Uns kann es auch genug seyn, wenn wir den Geist dieser Lehre fassen, und in Gesinnungen und Handlungen übergehen lassen, wenn wir gleich die Quelle nicht finden können, aus welcher die ersten Lehrer des Christenthums ihre Kenntnisse allein oder vorzüglich geschöpft haben.

Schwabach, b. Mizler: *Die Sittenlehre Jesu, zum Unterricht der Jugend, über biblische Stellen entworfen.* Von *Johann Friedrich Salomon Lu*z, Oberkaplan zu Gunzenhausen. 1796. 143 S. 8. (24 Kreuz.)

Die zehn Gebote sind allerdings keine schickliche Grundlage zum christlichen Unterricht in der Sittenlehre, Vollständigkeit, Ordnung und Zusammenhang der Lehren mufs offenbar darunter leiden. Dies haben schon viele anerkannt und wir besitzen daher schon mehr als einen systemartigen Entwurf zu Catechisationen über die christliche Sittenlehre, den jeder in seinem Kreise mit Nutzen gebrauchen wird. Auch der gegenwärtige hat sein Gutes und er zeichnet sich besonders in der Ausführung der einzelnen Pflichten durch eine gewisse Vollständigkeit aus. Weniger beyfallswürdig ist die Entwickelung der ersten Gründe und Begriffe von Pflicht, Tugend und Laster, und die Art und Weise, wie der Vf. die christliche Glaubenslehre mit der Sittenlehre zu verbinden gesucht hat. In der *Einleitung*, welche die Fragen untersucht: *Was sind Pflichten und Tugen..a? Woher lernen wir sie? Was haben wir für Beweggründe dazu?* — werden *Tugenden*, *Pflichten* und *edle Handlungen* als gleichbedeutende Wörter vorgestellt, da sie doch in der That sehr verschiedene Begriffe bezeichnen; wird die Pflicht aus der Vernunft und dem Gewissen und aus dem allgemeinen Triebe der Menschen, glücklich zu werden hergeleitet — da doch die Vernunft, als praktische Vernunft (in sofern sie Pflichten gebietet) mit dem Gewissen eines ist und der Trieb nach Glückseligkeit keine Pflichtgesetze, sondern blofse Klugheitsregeln begründet. Dergleichen allgemeine Betrachtungen mufs der christliche Sittenlehrer entweder ganz übergehen und als bekannt voraussetzen (welches um so füglicher geschehen kann, da es bey dem *christlichen* Unterrichte, als solchen, auf eine systematische Herleitung der einzelnen Lebensregeln aus Einem Grundsatze gar nicht ankommt), oder er mufs, wofern er sich einmal darauf einläfst, sie mit philosophischer Genauigkeit anstellen, und dennoch zweckmäfsig popularisiren. — Erster Abschnitt. *Von den Pflichten gegen Gott und Je*sum

sum Christum. Wie gewöhnlich. Zweyter Abschnitt. *Von den Pflichten gegen sich selbst.* Hier hätte der Vf. sich nicht die Freyheit nehmen sollen, als biblische Grundlage seines Unterrichts den Bibelspruch zu erdichten: Matth. 22, 39. *Du sollst dich selbst lieben* — da es doch heifst: *Du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst* — welches höchstens eine Erlaubnifs, keinesweges aber eine Pflicht, sich selbst zu lieben, enthält. Dritter Abschn. *Von den Pflichten gegen unsre Nebenmenschen.* Hier kommt eine ähnliche willkührliche Aenderung der biblischen Worte vor, indem citirt wird 1. Mos. 2, 18. Gott sprach: es ist nicht gut, dafs der Mensch alleine sey, ich will ihm *einen Gehülfen* machen, *der* um ihn sey. Vierter Abschnitt. *Von der Gemüthsbeschaffenheit der Menschen, mit der er wahrhaftig gottgefällige Tugenden üben kann.* 1) Von der Aufrichtigkeit und Treue. Sehr gut in Bezug auf die Quelle ächter Tugend. 2) Von der Besserung unsres Herzens und (von dem) Wachsthum in der Gottseligkeit. 3) Von der Kraft und Wirksamkeit des Glaubens zur Gottseligkeit. „Der Glaube an die Versöhnung durch Christum verschafft uns die göttliche Gnade und mit ihr die Gaben des heil. Geistes, wodurch wir zu allem Guten tüchtig, ganz göttlich und geistlich gesinnt und unfähig werden, vorsätzlich zu sündigen. Eben dieser Glaube erweckt in uns die Liebe zu Gott, diese aber wirkt Gehorsam und Tugend. Die christliche Sittenlehre hat eben dadurch einen Vorzug vor allen andern, dafs sie uns aus der Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist, einen Beweggrund zur Gottseligkeit giebt, der kräftiger auf unser Herz wirkt, als sonst nichts in der Welt darauf wirken kann." — Wir finden diese Lehre weder biblisch, noch moralisch, noch erfahrungsmäfsig; allein ganz Augustinisch und Kirchlich orthodox, *comme il faut.* Vielleicht gereicht diese Bemerkung dem Buche und seinem Vf. zur grofsen Empfehlung bey solchen Männern, denen die brave Aeusserung des Vf. in der Vorrede ein Scandal ist: „man solle lieber die christliche Glaubenslehre, nach dem Beyspiel der apostolischen Lehrart, auf möglichst wenige Sätze zurückbringen, und aus den Kinderlehren alle theologische Lehrsätze, die zur Befestigung in unsrem Glauben und zur Beruhigung unsres Herzens nichts beytragen, und auch auf die Besserung unsres Herzens keinen Einflufs haben, sondern nur das Gedächtnifs beschweren, verbannen."

HAMBURG, b. Bachmann u. Gundermann: *Hülfsbuch für Prediger.* Von *C. F. J. Voigt*, Prediger zu Süderstapel, im Herzogthum Schleswig. I. B. 1. St. 1795. 228 S. 8. (14 gr.)

Dieses Hülfsbuch für Prediger unterscheidet sich von andern seines Gleichen durch folgende Einrichtung. Es soll dasselbe aus zwey Hauptabtheilungen bestehen, wovon die erste die Materialien des christlichen Volksunterrichts, aus der Dogmatik und Moral enthalten soll. Jene, die theoretischen Wahrheiten der Religion sollen nach dem Plane der Niemeyerischen populären Dogmatik, diese, die praktischen, nach des Vf. eignem Plane abgehandelt werden; beide aber vermittelst gut gewählter Auszüge aus den Predigten unserer besten Kanzelredner, und aus den vorzüglichsten Magazinen, Repertorien, Handbüchern u. s. f. Die zweyte Abtheilung soll eine Uebersetzung der Evangelien und Episteln aus den besten Auslegern des N. T. liefern, und durch Zahlen bey jeder Perikope zeigen, welche Predigten über dieselbe gehalten worden, oder welche Auszüge doch dabey brauchbar sind. Auch brauchbare Auszüge aus den besten Schriften über die Pastoraltheologie, Homiletik und Katechetik soll diese Abtheilung enthalten. Das vor uns liegende Stück hebt nun mit jener ersten Abtheilung an, und fafst Auszüge aus Predigten, von Zollikofer, Löfler, Marezoll, Ernesti, Teller u. s. w. auch Dispositionen aus Rau Materialien, und andern Büchern der Art in sich, welche das, was man von der Religion überhaupt wissen und glauben mufs, von ihrer Natur und wesentlichen Beschaffenheit, ihrer Bestimmung und Vortrefflichkeit, ihren Erkenntnifsquellen, und dem rechten und zweckmäfsigen Gebrauche derselben u. s. w. behandeln. Rec. mufs gestehen, dafs Hr. *V.* bey diesem 1. Stücke seines Hülfsbuchs ganz zweckmäfsig nach diesem einmal angelegten Plane, nur freylich viel zu weitläuftig zu Werke gegangen ist, welches er auch in der Vorrede selbst erkennt und zu entschuldigen sucht. Wollte er diese Weitläuftigkeit fortsetzen, so würde dieses Hülfsbuch zu einem gewaltigen Magazin anwachsen, und theils durch seinen Umfang, theils durch seine Kostbarkeit viel von seiner aufserdem zu hoffenden Brauchbarkeit verlieren.

TECHNOLOGIE.

HAMBURG, b. Bachmann u. Gundermann: *Schauplatz der gemeinnützigsten Maschinen*, nach *J. Leupold* und andern Schriftstellern bearbeitet von *C. S. Kunze*, Rector der Stadtschule zu Neustadt in Hollstein. 1. Band. 1796. 744 S. 8. Kupfer IX. (2 Rthlr. 12 gr.)

Die Absicht des Vf. bey Bearbeitung dieses Buchs war, in möglichster Kürze und Deutlichkeit eigentlich Leupolds *Theatrum machinarum* bis auf unsere Zeiten zu ergänzen, so dafs dasselbe auch als eine neue verbesserte Auflage jenes Werks angesehen werden kann. Wirklich verdienen auch die vorgetragenen Grundlehren der Mechanik und der auf die Lehre von dem Hebel, und der schiefen Fläche beruhenden einfachen Werkzeuge das Lob der möglichsten Kürze; nur möchte die Lehre von der Schraube, dem Keil und dem Schwungrad, etwas gar zu kurz abgefafst seyn: beynahe zu weitläufig, und mit dem übrigen Vortrag nicht conform ist dagegen die eingeschaltete *Buggesche* Theorie von der Rolle; übrigens aber sind die hier vorkommenden Maschinen bis auf unsre Zeiten nachgetragen.

Nicht minder ist die Lehre von den Mühlen in Absicht auf die Gattungen derselben ziemlich vollständig: nur die Theorie und Einrichtung der *Barkerschen*

Mühle ohne Rad und Trilling wird hier vermifst; wenn auch die *Segnersche* wegbleiben mochte; und zu wünschen wäre, dafs Hr. K. die Theorie vom Stofs des Waffers aus neuern hydraulifchen Verfuchen benutzen, und fich über die Figur der Abfallrinne, oder des Kropfes etwas näher hätte einlaffen mögen; weil gerade diefes Dinge find, bey welchen man aus veralteter Gewohnheit bey dem Bau der Waffermühlen fo gerne verftöfst. — Die Windmühlen find vorzüglich nach der Schoberfchen Theorie abgehandelt, und die neuern Einrichtungen derfelben befchrieben; fo find auch die Hand- und Trettmühlen, und die Thiermühlen bis auf unfere Zeiten forgfältig ergänzt. — Bey der Lehre vom Feuer find zuvörderft die Gattungen der Oefen abgehandelt, und aufserdem kommen hier auch noch die Dampfmafchinen und Feuermühlen vor; fo wie einige Mittel, das Feuer zu löfchen und deffen Wirkung auf das Holz zu hindern. Hr. K. fchliefst diefen Theil mit den pneumatifchen Mafchinen, deren Gattungen er hier bis auf unfere Zeiten nach den neueften phyfikalifchen und chemifchen Schriften befchreibt. An mehreren Orten zeigt derfelbe übrigens die Quellen an, aus welchen er gefchöpft hat; und es ift kein Zweifel, das folche Lefer, denen es nicht um tiefe Theorieen, fondern mehr um die Kenntnifs der bereits erfundenen Mafchinen zu thun ift, durch diefen Schauplatz der gemeinnützigften Mafchinen befriedigt werden mögen.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Breslau*, ohne Verleger: *Der Pfarrer und der Bauer*, ein Gefpräch über die Seidenpflanze. 1796. 36 S. 8. Die Seidenpflanze, *Afclepias Syr. L.* war bereits in Frankreich vor 50 Jahren im Fabrikenwefen bekannt; in Deutfchland aber blieb es immer bey unvollendeten Verfuchen, bis vor etwa 20 Jahren der Stadtapotheker Friefe zu Münfterberg in Schlefien den Anbau der Pflanze im Grofsen unternahm, und fowohl die Wolle, als den Stangel zu allerhand Fabrikaten, befonders zu Strümpfen und einer Art von Cattun verarbeiten liefs. Friefe ftarb nun zwar über feinen Verfuchen; Schlefien blieb indefs doch beftimmt, das deutfche Vaterland diefer nützlichen Pflanze zu werden. Der Stadtdirector Schnieber zu Liegnitz unternahm es, fowohl den Anbau, als den Manufacturgebrauch der Seidenpflanze zu einer Angelegenheit des gemeinen Wefens zu machen. Schon zu Anfang des Jahres 1789 fchrieb er eine vollftändige Abhandlung hierüber, und die Bekanntmachung derfelben erregte in und aufserhalb Landes viel Aufmerkfamkeit, fo, dafs befonders der fchlefifche Minifter, Graf von Hoym, deffen Aufmerkfamkeit auch das kleinfte Verdienft um das gemeine Wefen nicht entgehet, dem Unternehmer feine ganze Zufriedenheit bezeugte. Hr. Schnieber fing 1786 mit 6 Pflanzen an, vermehrte feine Anlage im folgenden Jahre bis auf 1½ Schock, und feine Aernte war 1 Loth Seide. Im April 1788 betrug feine Pflanzung fchon über 50 Schock; er gewann 12 Pfund Seide, und vermehrte den Anbau bis auf 73 Schock. Da man jährlich von den Pflanzen Wurzelableger gewinnt, und alfo die Vermehrung aus der Pflanzung felbft weiter treibt, fo hatte gedachter Anpflanzer auf feinen Pflanzungen, die nicht viel über ½ Scheffel Ausfaat enthielten, im Oct. 1789, als im zweyten Jahre des gröfsern Anbaues, eine Aernte von 73 Pfund reiner Seide. Diefer glückliche Erfolg befeftigte feinen Vorfatz, die Sache ins Grofse zu treiben. Er erhielt von dem Minifter Hoym nicht nur Erlaubnifs, fondern auch thätige Unterftützung zur Anlage einer Plantage, einen Wall abzutragen, welches noch der letzte Ueberreft von der alten Liegnitzifchen Befeftigung war. In der Mitte des Julius 1789 fing die Demolition an, und in der Mitte des Decembers war die Arbeit geendigt. Noch denfelbigen Herbft erbauete er aus fich felbft, da 75 Schock auf einen Morgen gehören, auf 300 Schock oder 18000 Stücke. Seitdem hat er noch vielmehr angelegt, und feine Pflanzung kann jetzt vielleicht fchon gegen 30,000 Stücke und noch mehr betragen; und aus ihr allein find in Schlefien fchon über 10 Morgen Landes angebauet worden. Hr. Schnieber hatte auf feinen zuerft angebaueten 4 Morgen im erften Jahre nicht mehr als 8 Pfund, im Jahre darauf 356 Pfund; im folgenden Jahre mufste er aber fchon 600 Pfund, und fodann noch mehr haben. Anfänglich galt das Pfund Seide in Schlefien 2 Rthlr., bey der Vermehrung der Pflanzen 16 fchl. gr. und beym Fortgange des Anbaues mufste der Preis freylich bis auf 12 fchl. gr. herunter kommen. Wenn man nun auf jedes Schock Pflanzen 1 Pfund Seide rechnet, und ein Morgen Landes alfo 75 Pfund brächte, das Pfund aber nur 12 fchl. gr. gilt, fo kämen doch 30 Rthlr. oder 37 Rthlr. 12 gr. fchl. heraus. Wäre aber hiebey die Arbeit, das Abnehmen der Schoten und das Reinigen vom Saamen höchftens auf den Morgen 15 Rthlr. gerechnet, fo bliebe die reine Nutzung doch noch eben fo viel. Hiebey wäre nun gar nichts auf die ebenfalls zu nutzenden Stangel gerechnet, und diefe übertragen, wenn man es recht verfteht, wenigftens ⅓ der Koften, fo dafs man auch bey dem angenommenen aufserft geringem Preife der Seide, zu 12 fchl. gr. fürs Pfund, und dem geringen Ertrage nur von 1 Pfund auf das Schock Pflanzen, immer noch einen Ertrag von 25 Rthlr. zu erwarten haben würde. Womit kann man nun wohl einen Morgen Landes höher nutzen?

Der Anbau der Seidenpflanze ift leicht und unbedeutend. Die Pflanzen bleiben 6—8 Jahr auf einer Stelle liegen, bedürfen jährlich nur eine leichte Ueberdeckung mit Dünger, und man hat in feinem Leben keinen Ankauf von Pflanzen mehr nöthig, indem man fich von den Wurzelablegern fo ausbreiten kann, dafs es einem gewifs eher an Land, als an Pflanzen gebrechen wird. Der Seidenpflanzftengel geräth immer, da hingegen fo viele andre unfrer Erderzeugniffe umfchlagen; nur vor zeitigen Nachtfröften mufs man ihn bewahren, und fobald die Schoten nur abgenommen werden können, mit dem Abfchneiden eilen. Die Seide vertritt die Stelle der feinften Baumwolle, und Rec. hat Gelegenheit gehabt, hievon die fo fchönen gefchmackvollen Zeuge aus der Schnieberfchen Manufactur felbft nebft vielen andern Kunftverftändigen mit dem vollkommenften Beyfall anzufehen und in die Hände zu nehmen.

Das gegenwärtige Gefpräch über unfre Pflanze enthält alles, was von der Kultur derfelben zu wiffen nöthig ift. Nur fehlt noch die Anweifung, wie und wenn die fo häufig hervorkommenden Nebenfproffen hinwegzunehmen find. Auch hätte der fchlefifche Bauer an den oder diejenigen Fabrikanten hingewiefen werden follen, bey welchen er den Abfatz feiner Seide gewifs finden kann. Das Einlegen der Wurzelableger kann noch in diefem Frühjahre bis zum April hin, unternommen werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. März 1797.

PHILOLOGIE.

STUTTGARD, b. Loeflund: *Hebräische Grammatik für Anfänger in Schulen.* von *M. C. C. F. Weckherlin,* Präzeptor am Gymnasium zu Stuttgart. mit e. in Kupfer gestochenen hebr. Vorschrift. 1797. XXXII. u. 119 S. 8.

Würtemberg besitzt, seit Vollendung seiner Kirchenreformation, eine Reihe von öffentlichen Anstalten für gelehrte Erziehung, in welchen der für den gelehrten Stand bestimmte Knabe vom siebenten oder achten Jahre an stufenweise bis zur Beendigung der academischen Studien im 20 bis 22sten Jahre fortschreiten kann. Die erste Stufe sind die — sogenannten Lateinischen Schulen, welche in den meisten Landstädten aus zwey, in andern aus drey Classen bestehen, in denen vom Erlernen des Lesens und Schreibens bis zu einer von grammaticalischen Fehlern freyen Kenntniss des Lateinischen und Griechischen fortgerückt werden soll. Wer zur Theologie bestimmt ist, soll in eben diesen litterarischen Elementarschulen auch die hebräische Sprache grammaticalisch genau kennen lernen. Das Stadium dieser lateinischen Schulen dauert bis in das 14te Jahr. Ihnen sind die Anfangsclassen des Gymnasiums zu Stuttgart, an welchem der Vf. steht, in so fern parallel, als diese für die Residenz die Stelle einer literarischen Stadtschule ausfüllen. Wer in dieser ersten Abtheilung der Würtembergischen Erziehung für Gelehrsamkeit bis zu dem gesetzten Termin fortgerückt ist, und weiter gehen will oder muss, wird hierauf entweder in die Klosterschulen, deren Stadium von vier Jahren, wegen des Fortschreitens zu schwereren Beschäftigungen, in zwey Hälften getheilt ist, aufgenommen, oder in die höheren Classen des Gymnasiums zu Stuttgart versetzt. Beide Anstalten halten den, anderswo selten so deutlich ausgezeichneten, Mittelweg zwischen dem Elementarischen und Akademischen Unterricht. Nur sind die Klosterschulen mehr auf Vorbereitung des Theologen berechnet, der ihnen parallele Theil des Gymnasiums aber ist durch neue Einrichtungen mehr zur Vorbereitung auf andere academische Studien mit Recht, und wie wir hoffen, mit Erfolg eingerichtet worden. Beide Arten von Mittelanstalten geben dann am Ende ihres Stadiums ihre Zöglinge der einheimischen Universität, welche so fundirt ist, dass sie, unabhängig von auswärtigem Zufluss, auf einem gar nicht übereilten Studienplan bestehen kann. Dieses Aufeinanderfolgen der gelehrten Erziehungsanstalten nun könnte sehr wohl auch in Rücksicht auf die nöthige Einheit des Unterrichts den nützlichsten Zusammenhang haben. Nichts hindert mehr, als wenn der Lernende, so oft er aus einem Stadium in das andere übergeht, in denen Studien, welche fortlaufen, sich an ganz neue Lehrbücher und Lehrformen gewöhnen soll. Dies ist beym Hebräischen, wie bey mehreren andern Fächern (Logik, Rhetorik, Allgemeine Geschichte und dergl.) der Fall. Die Landschulen waren einst an *Schickards* Horologium, wie es der Closterprof. *Speidel* mit Regeln und Ausnahmen angefüllt hatte, angewiesen. Kam nun der Zögling etwas weiter, so wurde ihm etwa eine erleichterte hebräische Grammatik von *Steinweg* oder gar die grosse Formenlehre von *Hiller* als das *non plus ultra* für die vollkommenste Geschicklichkeit alle Räthsel hebräischer Wortformen zu lösen, durch einen in dieser Kunst unverbesserlichen Klosterprofessor bekannt. Hatte er sich in alle diese Subtilitäten hineingesenkt, hatte er in zwey vollen Jahren die Geheimnisse der *mutatio vocalium* nebst allen möglichen und unmöglichen Anomalieen so völlig ausgekundschaftet, dass er nun gerade fähig gewesen wäre, den alten Hebräern aufs Haar zu entdecken, warum sie, und mitunter vielleicht gar der prophetische Geist selbst, all jene Sonderbarkeiten nach allen Strichelchen und Pünktchen genau so und nicht anders gebildet und ausgekünstelt haben; so führte ihn etwa ein neuer Docent zu *Michaelis* und dessen Nachfolgern. Hier entdeckt er, dass wohl gar manche der kunstvollsten Anomalieen blosse Abschreibefehler seyn möchten, dass wenigstens die ganze jetzige Aussprache und mithin auch die Punktation des Hebräischen ein blosses Substitut einer längst verlohrnen Kunst sey, die wir, wenn nicht ein Rabbi jenseits des Babylonischen Exils von den Todten zu uns komme, nie wieder finden werden. Endlich lehrt ihn die Academie *Schröders* Grammatik kennen, von welcher, wenn er sie erst schätzen kann, ihm klar wird, dass sie, ohne *Storrs* Observationen hinzu zunehmen, gar sehr lückenvoll, von philologischen Vorurtheilen aber, und von Verstossen gegen logische Eintheilung und Bestimmtheit nichts weniger als rein sey. Blicke man nun auf diesen Cursus zurück und wundre sich noch, warum bey einem „Treiben" des Hebräischen vom 12 bis ins 22te Jahr unter denen allen, welche es zu treiben getrieben werden, immer kaum der sechste Theil diese Sprache so weit lernt, dass er sie mit eigener Ueberzeugung anwenden kann. Ist es nicht, wie wenn man in allen Dingen immer nur aus der Finsterniss durch allmählige Dämmerung ins Licht kommen dürfte: etwa damit auch in diesem Fach die blöden Augen nicht Schaden nehmen. Nur wenn

wenn das *Aufeinanderfolgen* des hebräischen Sprachunterrichts (auf andere Theile des Unterrichts eben diese Anwendung zu machen, ist hier der Ort nicht!) dies Aufeinanderfolgen, welches Würtemberg seit dritthalb Jahrhunderten besitzt, zugleich ein *Ineinandergreifen;* — ein planmäfsiges Aufsteigen von leichteren zum schwereren — würde, nur wenn der Knabe schon auf den Weg eingeleitet würde, an dessen Ende er als academischer Jüngling einst gelangen soll, nur durch diese Benutzung der schönen Kette jener Unterrichtsanstalten würden alle fortlaufenden Pensa so leicht und zugleich so gründlich und vollständig gelehrt und erlernt werden können, als die Natur der Sache und des Zeitalters Einsichten dies gestatten. Welch eine kostbare Zeit verliert der Zögling, bis er sich immer und immer aufs neue in den Sprachlehren, welche ihm je nach zwey oder vier Jahren neu bekannt werden, nur über das, was er schon aus dem Elementarunterricht wissen kann, was ihm aber unter der neuen Form neu scheint, gehörig orientirt? Könnte er bey der Form bleiben, die er im Elementarunterricht erhalten hatte, und nun immer mehr und mehr sie erweitert sehen, wahrhaftig die Hälfte seiner Zeit wäre gewonnen, seine Kenntnifs wäre weniger schwankend und man würde nicht die Erfahrung machen, dafs von dreyssig Jünglingen, welche vom 12ten Jahr bis ins 25ste, Hebräisch zu lernen angewiesen waren, auch mitunter immer einen Theil ihrer Zeit darauf, so ungern sie es thaten, hatten verwenden müssen, am Ende im theologischen Candidatenexamen *zehn* vor der hebräischen Bibel zurückbeben, und wenigstens *zehn* andere sich dabey so schülermäsig nehmen, dafs es, das Studium nach seiner sichern Anwendung geschätzt, eben so gut wäre, wenn sie gar nichts davon gelernt hätten. Sollen aneinanderhängende Unterrichtsanstalten in einander greifen, soll in ihnen ein beständiges Fortschreiten, nicht ein abwechselndes Vorwärts- und Rückwärtsgehen Regel seyn, sollen die ersten Schritte schon so geschehen, dafs sie als die bestmöglichste Vorbereitung auf das letzte Ziel gepriesen werden können — und dies alles *sollte* doch wohl seyn, wo so viele wohl fundirte Anstalten dazu vorhanden sind! — so sollten offenbar die Lehrbücher und die Hauptsache in der Lehrmethode durch den ganzen Cursus hindurch in einander passen, und selbst gleichförmig fortschreiten. Um beym Hebräischen stehen zu bleiben, so würde ein dieser Sprache gründlich kundiger Mann, wenn er zugleich, was ein junger Theologe, welcher *neun* volle Jahre zu studieren das Glück hat, leisten kann, und was sich von den gewöhnlichen Lehrfähigkeiten der Präceptoren und Klosterprofessoren verlangen läst, übersieht, gar wohl planmäsig eine hebräische Sprachlehre entwerfen können, in welcher das für den grammatikalischen Elementarunterricht nothwendige von dem, was erst zum Pünktlichsten in der Formenlehre und zu genauer Auffindung des Wortverstands schwererer alttestamentlichen Bücher und Stellen erforderlich ist, geschieden, dannoch aber jenes Elementarische selbst schon so abgefafst wäre, dafs das den reiferen Jahren fortbehaltene sich daran anschlösse und in eben dieser Harmonie auf die Geschichte des Textes, die erweifsliche Deduction der hebräischen Wortbedeutungen und die Grundsätze der alttestamentlichen Critik vorbereitete. Zugleich würde ein solcher die beste Methode, wie der erste Lehrer den Elementarunterricht so behandeln könne, dafs der Fortschreitende alle mögliche Vorbereitung anträfe, und dieser wieder dem Universitätslehrer der orientalischen Sprachen erwünscht in die Hände arbeitete, theils beschreiben, theils, (wenn er zugleich selbst academischer Lehrer wäre, und alle künftige Lehrer ihn hören können) durch mündlichen Unterricht in nicht gar langer Zeit allgemein gangbar machen können. Ein solches Lehrbuch nun würde durch alle Studien des theologischen Cursus von der Schule hinauf bis an den Schlufs der Universitätsjahre ausreichen; der Fähigere würde bald Lust bekommen, aus den, etwa gröfser gedruckten, Elementarregeln in die weitere Anleitung der Noten und Observationen herunter zu blicken, und weil alles nach einerley Grundsätzen behandelt wäre, sich frühzeitig zurecht finden, alle aber, fähige und weniger fähige (denn unfähige sollen dahin gar nicht kommen!) würden nicht immer *das* lernen, wovon sie die Hälfte nach etlichen Jahren wieder verlernen müssen, und in der Neigung zum Studieren nicht durch all jene Umwege gestört und zurückgeworfen seyn. Sie würden dann wenigstens in diesem Fach (und auf ähnliche Weise in andern ebenfalls), das mit so ausgezeichneten Vortheilen für die Studien beglückte Würtemberg bündig und glänzend bey der Frage rechtfertigen: ob in dem Lande, in welchem auf das theologische Studium nach seinem ganzen Umfang wenigstens dreymal mehr Zeit, als sonstwo, nach den hiezu bestimmten Stiftungen verwendet werden kann, auch ein proportionirt höherer Erfolg sich zeige?

Dieser Bemerkungen konnte sich Rec. welcher seine Bekanntschaft mit dem, was in jenen Gegenden wirklich und was möglich ist, zum Maafsstab seines Vorschlags gemacht hat, um so weniger enthalten, weil gegenwärtig das, was von dem veralteten hebräischen Sprachunterricht nicht verewigt werden sollte, einer schönen Anzahl dortiger Schulmänner und Lehrer bekannt genug ist, und sich der bessere Saamen, welcher seit mehr als einem Decennium von einem *Schelling*, als Klosterprofessor in Bebenhausen, und zu Tübingen von *Schnurrer* und *Storr* über die Kunde der biblischen Sprachen bey denen von ihnen gebildeten und jetzt nach und nach in Aemter einrückenden nicht verbirgt. Da diese jetzt das unbrauchbare aus dem Alten nicht fortpflanzen wollen, da sie aber aus Mangel eines in das Ganze eingreifenden Lehrplans und Lehrbuchs für das Hebräische ihre eigene Wege einzeln versuchen müssen, und da sich das Schwankende dieser Versuche bald in unangenehmen Folgen offenbaren müfste, *so wäre,* nach unserer Einsicht, gerade jetzt der beste *Moment*, dem hebräischen Sprachunterricht von unten herauf bis zu dem

dem Grade von Perfection, welcher sich lernen läst, eine für eine gute Zeit brauchbare Grundlage und zweckmäfsige Richtung zu geben, für deren Ausführung am Wollen und Können mehrerer von denen in Aemter stehenden und bald nachrückenden Lehrern nicht zu zweifeln wäre. Die Herzogliche Studiencommission hat in einem Rescript vom 17 Sept. 1795. selbst gewünscht, dass eine andere bessere Grammatik als die Speidelsche in dem Gymnasium zu Stuttgart eingeführt werde.

So lange nun aber ein ins Ganze gehender Plan nicht — vorhanden, und vom pädagogischen Ueberblick der Vorsteher des gesammten Würtembergischen Schulwesens erst noch die Veranstaltung zu Befriedigung dieses Bedürfnisses zu erwarten ist, so muss es inzwischen Einzelnen überlassen seyn, für ihren Wirkungskreis, und für die, welche auf der nämlichen Stufe stehen, das nothwendige des hebräischen Sprachunterrichts in verbesserten Entwürfen aufzustellen. Der gegenwärtig zu beurtheilende Versuch des Hn. W. bestrebt sich, dieses für die Anfangsgründe der hebräischen Sprachlehre, welche in den oben berührten lateinischen oder literarischen Stadtschulen, und in den Anfangsclassen des Gymnasiums zu Stuttgart, zu Ludwigsburg und zu Tübingen gelehrt werden, zu leisten. Dieser thätige und geschickte Schulmann verdient das Lob, für Würtemberg die erste von überflüssigen Weitläufigkeiten und Subtilitäten sich lossagende, hebräische Grammatik für den Zweck des Elementarunterrichts nach berichtigten und erleichterten Grundbegriffen in den Druck gegeben zu haben. Schon dies, dass er sie deutsch schrieb, ist in W. — so nützlich es ist — eine Seltenheit; noch mehr, dass er die ganze Künsteley der sogenannten hebräischen Vocalveränderung, nach dem *principium trium morarum*, welchem selbst *Schröder* noch allzuviel nachgegeben hat, aufgiebt. Die Vorrede beweisst vorzüglich, dass der Vf. die besten Beyspiele und die methodologischen Winke, welche hie und da zerstreut gegeben sind, mit Prüfung gelesen und benutzt hat. Die dort geäusserten Grundsätze über die natürliche Entstehung der Wortformen (S. XVIII — XXIV.) können den Lehrern zu Winken dienen, einige in der Grammatik selbst aus dem Alten noch beybehaltene Wendungen vollends ungangbar zu machen, und mit Ausdrücken, welche jener natürlichen Entstehung gemässer sind, zu vertauschen. So liegt z. B. immer noch etwas von der alten künstlichen Vorstellungsart darinn, wenn man sagt: *aus langen* Vocalen *werden kurze* u. dergl. — Wäre es nicht hinreichend, gerade wie bey andern Sprachen zu verfahren, und wie dort, die allgemeinen Classificationen *de productione*, *correptione et permutatione vocalium* ganz wegzulassen? Man giebt ja auch keine Regel, warum aus *o* (amo) *em* (amem) werde u. s. f. Da der Vf. bereits bey den Verbis das Meiste, und von den Nennwortern die Veränderungen des *status constructus*, der Suffixion, und der Präpositionen auf die blossen Wortformen recht gut zurück gebracht hat, so wird diese Methode vielleicht künftig noch etwas mehr auf die Behandlung der Nominum, so weit es thunlich ist, übergetragen werden können. So weit es thunlich ist! Denn ganz ohne Observationen, welche die Formen beschreiben und erklären, kann man freylich den Zweck nicht erreichen. Solche Observationen sind dann aber wirklich nicht Regeln oder allgemeine Vorschriften, sondern blosse Beschreibungen dessen, was durch den Gebrauch da ist. Erhebt man sie zu Regeln, so werden sie entweder allgemeiner, als die Sache es gestattet, oder man muss Restrictionen anhängen, welche die Anwendung der Regel für den Ungeübten beynahe ganz aufheben. So wird als eine in der Lehre von der Punctation äusserst wichtige *Regel* S. 14. angezeigt, dass *zusammengesetzte* Sylben im Anfang und in der Mitte eines Worts *meist* einen kurzen, die *einfache* (meist) einen langen Vocal haben. Was die Regel, wenn sie allgemein ausgedrückt seyn dürfte, dem Anfänger nützen würde, dass muss ihm die nothwendige Einschränkung („meist") fast ganz wieder nehmen. Das richtige in dieser Bemerkung reducirt sich mithin auf eine Observation, und verliert den Charakter der Universalität, welchen eine Regel haben müsste. Dagegen würde manchmal mit Nutzen auf den Ursprung der Formen zurück gewiesen werden können. Z. B. dass bey den Nennwörtern, welche den Ton auf der vorletzten Sylbe haben, die Form, in welcher sie mit den pronominibus verbunden werden, und die Form ihrer Plurale vor dem Genitivus, abstamme von ihrer ersten einfacheren Aussprache: מַלְכִּי – מֶלֶךְ – מַלְךְ etc. dass (S. 17.) das Kametz Chatuph nur daran genau erkannt werde, wenn man weiss, ob die Grundform ein langes o hätte u. dergl. Noch zwey kleine Fragen: warum behauptet S. 4. Nr. 3. Segol sey eben so gut ein kurzes *A*, als ein kurzes E. (Selbst dass Segol ein *kurzer* Vocal sey, ist, da der Ton so oft darauf ruht, den Rabbinen, welche die Eintheilung in gleichviele *longas*, *breves*, *et brevissimas* erfunden haben, schwer zu glauben.) Warum nennt S. 9. das Jod schevatum zum vorbus ein *leeres* Jod, da dort gerade erst von der Auslassung des Dagesch F. die Regel angegeben wird? — S. 70. ist Z. 9. statt היה zu lesen היה S. 44. Lin. 26. er hat sich gezeigt, als einen, welcher ehrt — st. er hat sich geehrt. Eben so S. 56. Lin. 15. sich selbst in der Handlung, welche die erste Conjugation andeutet, zeigen, st. handelnd in Bezug auf sich selbst.

Diese wenigen Bemerkungen können und sollen die Brauchbarkeit dieser kurzen hebräischen Sprachlehre für den Elementarunterricht empfehlend auszeichnen. Rec. hat sich sehr gefreut, hier so manches alte, den Schüler marternde Vorurtheil verbannt und das bessere, besonders in der Lehre von den Verbis, so fleissig, kurz und deutlich angezeigt zu finden. Nimmt man mit ihr *Clemms* hebräisches Elementarbuch (welches sich, leider, noch zuviel nach dem übermässigen Regelnvorrath Speidels und Schröders bequemen musste) und *Mosers* hebräisches Lexicon zusammen, so muss man bekennen, dass durch diese drey Würtemberger der hebräische Sprachunterricht

an nutzbaren Lehrbüchern merklich gewonnen habe; so wie man auch die leichtere Verbreitung der Schröderischen Grammatik in Deutschland, welche bis jetzt unter den grösseren die beste geblieben ist, einigen Würtembergern zuschreiben muss. Auch der in Hn. Ws. Grammatik ausgeführte Gedanke, durch Cursivvorschriften zum Deutlichschreiben des Hebräischen zu gewöhnen, ist nachahmenswerth. Noch verdienstlicher wird es seyn, wenn der Vf. die leichtere Methode, Hebräisch zu lehren, auf welche er am Ende der Vorrede anspielt, in seinen Gegenden soviel möglich bekannt macht.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig u. Gera: *Familienwohl und Bürgerglück nach Grundsätzen der Vernunft und des Christenthums. Ein Beytrag zur Beförderung desselben, in einigen Predigten zum Theil über seltene Materien, gehalten von Georg Friedrich Götz*, evangel. lutherischen Prediger etc. 1796. 190 S. 8. (16 gr.)

In dieser Sammlung sind zwölf Predigten befindlich, von welchen die sieben letzten Passionspredigten sind. Ueberhaupt ist der Titel nicht passend; denn nur die fünf ersten Predigten haben eine unmittelbare Beziehung auf Familienwohl und Bürgerglück. Der Verfasser sucht sich zwar in der Vorrede damit zu entschuldigen, dass er durch den Wunsch des Verlegers dazu veranlasset worden sey. Aber diesem Wunsch hatte nicht nachgegeben werden sollen, weil der Titel wirklich zu viel verspricht. Indessen werden doch diese Predigten nicht ohne Nutzen gelesen werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Leipzig*, b. Rabenhorst: *J. G. Fechner M. D. über die gegenwärtige Lage der Thierarzneykunde vorzüglich in Rücksicht auf Oesterreich.* 1796. 60 S. 8. (4 gr.) Es ist dies eigentlich ein Lehrplan für ein hippiatrisches Institut, welchen der Vf. der Militärcommission, die sich eben mit der Verbesserung der Wiener Veterinärschule beschäftigte, vorzulegen gedachte; gewisse Umstände, die er in der Einleitung anführt, änderten aber seinen Vorsatz und bestimmten ihn, denselben öffentlich bekannt zu machen. Er schränkt sich blofs auf Pferdearzney ein, weil sonst seine Forderungen nach einem allgemeinen Plane noch viel gröſser hätten werden müssen. Schon die jetzigen sind grofs, das ist wahr, aber gewiss, wenn es auf Bildung ächter Thierärzte und auf reelle Beförderung der Kunst angesehen seyn soll, eben so nöthig und nichts weniger als unausführbar, nur gehören Männer dazu, die mit eben dem philosophischen Geiste den Weg betreten, mit dem ihn der Vf. vorzeichnet. Er blickt tief in die dermalige Lage und die Bedürfnisse der Kunst, und theilt in diesen wenigen Blättern die belehrendsten Winke zur Vervollkommnung derselben und reichhaltigen Stoff zum weitern Nachdenken mit.

Zuerst eine Schilderung der Oekonomie des Wiener Instituts im Gegensatz aller der Foderungen, denen eine Lehranstalt dieser Art Genüge leisten sollte, und daraus das Resultat: tüchtige Fahnenschmidte, d. h. mit andern Worten; wahre Pferdeärzte wird das jetzt und so bestehende Institut nie zu liefern in Stande seyn! Wie läst sich diesem Mangel abhelfen? Einseitiges Verfahren, Despotismus muss verbannt seyn, nicht einem Manne müssen die Arbeiten übertragen, sondern unter mehrere — drey sind hinreichend, — vertheilt seyn, die mit gleichem Muthe, gleichen Kräften zu einem grofsen Ganzen hinwirken. Der erste Unterricht selbst soll von den allgemeinen Begriffen über Körper und Gröfse, — Elementarlehre nennt sie der Vf., nach seinem Sinne vorgetragen wird es auch eine Logik — ausgehen, um den bisher blofs sinnlichen Zögling zum abstrakten Denken anzuleiten, dann sich eine Chymie, eine Geometrie und Mechanik, nach dem Bedürfnisse des Thierarztes eingerichtet, anschliessen. Dies sey *der erste Ruhepunkt.* Von der todten Natur gehe der Zögling zur belebten über, zum Kurs der hippiatrischen Naturgeschichte. Mit diesem schliessen sich die Vorbereitungswissenschaften. *Zweyter Ruhepunkt.* Nun erst wird das Pferd der unmittelbare Gegenstand des Unterrichts. Geschichte und Kenntniss des Pferdes. Zeichen seiner Gesundheit. Gestütlehre. Erziehung, Nahrung, Giftpflanzen. Anwendung: Zucht - Acker - Last - Reitpferde. Theorie der Reitkunst. Hufbeschlag als Erhaltungsmittel der Gesundheit. Esel, Maulthiere. *Dritter Ruhepunkt.* Physiologie erleuchtet durch Anatomie, mit Rücksicht auf Pathologie, Semiotik und Therapie. *Vierter Ruhepunkt.* Patholog.e. Noch sey keine Thierpathologie begründet, sie von der menschlichen abzuziehen, sey zweckwidrig. Was bis jetzt, sagt der Vf. von den Gesetzen des Erkrankens und Krankseyns thierischer Wesen überhaupt bekannt ist, wird, in so weit die Erfahrung erlaubt und berechtigt, es auf ein oder das andere Hausthier anzuwenden, die Prolegomenen einer künftigen Zoopathologie bestimmen. Der an Physiologie gekettete Begriff von Receptivität und Reaction, nach den verschiedenen Reizen und den sich ergebenden Wirkungen, als Erscheinungen kann doch die Begriffe von Disposition, Krankheit, Zufall, Ursache, Krampf, Fieber, Kochung, Krise, Geneisung, Tod, allgemeiner und partieller Verderbniss der Substanz u. s. w. richtig constatiren, bis dereinst eine treu gesammelte und sicher niedergelegte Geschichte der Krankheiten individuellen Vorrath zur Ausführung der magern Skizze liefert. Die Geschichte der Krankheiten muss nun im Unterrichte folgen, und wo möglich durch Exemplare im Krankenstalle erläutert werden; daraus werde sich Semiotik von selbst ergeben. *Fünfter Ruhepunkt.* Allgemeine und besondere Therapie: Materia medica und chirurgica, Instrumenten und Bandagenlehre, Pharmacie. Die materia veterinaria erwarte noch philosophische Experimentatoren: sinnreich ist dabey der Gedanke, jedes Land, fast jede Gegend solle sich beynahe eine eigne materia veterinaria formen, weil unsere Hausthiere an ein gewisses Klima strenger, als der Mensch gebunden seyn, sich von dem nähren, was ihnen nahe liege. *Sechster Ruhepunkt.* Ausübung der Heilkunde an den kranken Thieren selbst. — Am Schlusse zeigt der Vf. noch, wie weit sich der Einfluss so einer Einrichtung erstrecken würde, nicht blofs auf Thierheilkunde selbst, sondern auch auf andere Wissenschaften, mittelbar auf Aufklärung des Landmanns u. s. w.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. März 1797.

OEKONOMIE.

Regensburg, in d. Montag- u. Weissischen Buchh.: *Katechetisches Handbuch der Landwirthschaft für Liebhaber der Oekonomie und zum Schulunterricht*(e) 1795. 2 Alph. 4 Bog. 8. (2 Rthlr.)

Den Zweck dieses Handbuches bestimmt die Vorrede deutlich und richtig. Zunächst soll es den Studierenden zur Wiederholung ökonomischer Vorlesungen, dann denen, die sich ohne mündlichen Unterricht aus Schriften über landwirthschaftliche Gegenstände zu belehren suchen, auch zugleich zum Schulunterrichte nützen. In diesen Absichten enthält es einen des Hn. Hofraths *Beckmann* klassisches Lehrbuch, *Grundsätze der deutschen Landwirthschaft* Schritt vor Schritt begleitenden Commentar. Es herrscht darinn eine so richtige und lichtvolle Darstellung und Entwickelung der Begriffe und eine so wohl gewählte und passende Anwendung derselben auf einzelne Gegenstände der Landwirthschaft, in so leicht verständlichen Ausdrücken, als es zur Erreichung jener Zwecke erfoderlich war. Nur muss der Rec. bemerken, dass die gewählte katechetische Form nicht allein allemal mit gewissen Unbequemlichkeiten verbunden ist, welches auch der Vf. selbst, jedoch zu spät, erst in der Folge der Ausarbeitung, erkannte; sondern dass auch die Regeln dieser Form hier zuweilen in einigen die verlangte Beantwortung entweder nicht genug bestimmenden, oder sie schon im voraus fast ganz ankündigenden Fragen, z. B. S. 71. und in einigen Antworten, die über den Inbegriff der Frage allzuweit hinausgehen, nicht gehörig beobachtet sind. Diese Bemerkungen, und einige andere wahrgenommene, hiernächst anzuzeigende Mängel werden jedoch durch wesentliche Vorzüge der Richtigkeit, Vollständigkeit und Brauchbarkeit so weit überwogen, dass dieses Handbuch eine günstige Aufnahme völlig verdient. Im Betrachte seiner Eigenschaft als Commentar über das allgemein bekannte *Beckmannische Lehrbuch* würde ein umständlicher Bericht von dem Inhalte jedes Abschnittes sehr überflüssig seyn. Nur darauf kommt es an, was der Vf. zu dessen nöthigen Ergänzung, Erläuterung oder Berichtigung geleistet hat. Hievon also einige Proben.

Zusätze von den ersten beiden Arten sind: ausführliche und nützliche Erläuterungen und richtige Bestimmungen über die Erdarten, die Düngungsmittel, den Gebrauch des Pfluges, die Beschaffenheit des Saatgetreides und dessen Aussaat; Anweisungen zur Vertilgung der Unkräuter; Belehrungen über die Nutzung der Wiesen und deren Verhältniss zu den Getreidefeldern; gute Anweisungen zur Cultur der Futterkräuter und zur Verbesserung der Wiesen und Weideänger; richtiger und nützlicher Unterricht von Erziehung junger Obstbäume, imgleichen vom Pfropfen, Aeugeln, Absäugen und Absenken, von Erziehung und Wartung der Weinstöcke und von der Zubereitung des Weins; brauchbare Nachrichten von dem mannichfaltigen ökonomischen und technischen Gebrauche der Waldbäume; gegründete Aufnahme der syrischen Seidenpflanze (*Asclepias syriaca*) unter den Handelskräutern, lehrreicher Unterricht von Anlegung, Einrichtung und Unterhaltung der Stutereyen überhaupt, und der Landgestütte insonderheit.

Mehrmals weicht der Vf. von des Hn. *Beckmanns* Lehrsätzen ab, niemals aber ohne dessen Bestätigung mit trifftigen Gründen. Dahin gehören: seine Bedenklichkeiten gegen die Einschliessung der Getreidefelder mit Hecken, oder Zäunen; gegen die unbedingte Verwerfung, oder Billigung der Brache, mit hinzugefügten näheren Bestimmungen der Grenzen ihrer Beybehaltung, und des alsdann von ihr zu erwartenden Nutzens; gegen die für die vortheilhafteste Methode angegebene holsteinische und mecklenburgische Koppelwirthschaft; gegen das angerathene Abschälen der Waldbäume im Safte und ihre Austrocknung auf dem Stamme; gegen die Hütungen des Viehes in den Forsten; gegen die als vortheilhaft angeführte Fütterung der Schafe in Ställen und Hürden mit Klee, wegen der daraus entstehenden Verminderung der Güte der Wolle und des Fleisches; seine Empfehlung des Brachens oder Stürzens der Aecker im Herbste, statt des dazu bestimmten Frühlings; seine bessere Bestimmung der Zeit der Heuärnte, nämlich nicht zur Zeit des Anfangs der Blüthe der mehrsten Gräser, sondern sobald sie abgeblühet haben, und ehe ihre Saamen reif werden, seine vollständigere und richtigere Erklärung des Begriffs von Gartenkräutern etc.

Hiernach und bey der Ueberzeugung von der Brauchbarkeit dieses Handbuchs hat der Rec. um so mehr verschiedene Mängel darinn ungern wahrgenommen. Dahin rechnet derselbe die Behauptungen: dass *alle* Naturproducte nicht so bleiben können, wie sie sind gewonnen worden, sondern verarbeitet werden müssten (S. 17.); denn Milch, Honig, Obst und verschiedene andere Gartengewächse sind auch ohne Zubereitung brauch- und geniessbar; dass die aus der Besamung ausgetrockneter Teiche erwachsenen Pflanzen Anfangs klein bleiben (S. 34.), wovon die-

gewöhnlich ausserordentliche Gröfse des Hafers daselbst das Gegentheil beweiset; dafs die obere Düngung nichts tauge (S. 83.), die doch im Herbste für die Klee- und Spargelfelder so nöthig und nützlich ist; dafs das wiederholte Pflügen eines dichten, zähen Bodens in schmale Furchen denselben erschöpfe und unfruchtbar mache (S. 114.), da doch eben hiedurch demselben die mangelnde Lockerheit verschaffet, und das Eindringen der Nahrungssubstanzen in ihn aus der Atmosphäre um so mehr befördert wird; dafs der Brand des Getreides zuverläfsig nicht ansteckend sey (S. 174.), wovon Rec. das Gegentheil erfahren hat, als er die Körner des besten, reinsten Weizens, die er mit brandigem Staube vermischt und gepflanzt hatte, blofs brandige Aehren hervorbrachten; dafs den Gängen zwischen den Gartenfeldern oder Quartieren *überall* nur ein Fufs Breite zu geben sey (S. 244.), welches die Gänge zwischen den Feldern der Erbsen und Stangenbohnen zu ihrem Nachtheile zu sehr verengen würde; dafs die in einigen Gärten mit befindlichen Taxusbäume, Linden, Eichen, Tannen etc. als Gartenbäume angegeben worden (S. 308.), wozu sie, nach dem eigentlichen Begriffe hievon und dem Sprachgebrauche eben so wenig, als die auf den Aeckern zuweilen erzogenen Möhren und Pastinacken, Savojekohl, Vitsbohnen etc. zu den Feldfrüchten gerechnet werden können; dafs es keine wilde Pflaumen und Johannisbeeren gebe (S. 448. 449.), wovon sich doch Abbildungen in *Cramers Anleitung zum Forstwesen* befinden; dafs das Schilfrohr zur Winterfütterung des Rindviehes nutzbar sey (S. 583.), welches, ohne dessen nähere Bestimmung, deshalb nicht anzurathen war, weil einige Arten des Rohrs, z. B. *Arundo Calamigrostis*. der Gesundheit jenes Viehes sehr nachtheilig sind, und bey den trächtigen Kühen das Verkalben verursachen; dafs es immer besser sey, die Wolle ein halbes Jahr liegen zu lassen, ehe sie verkauft wird (S. 636.), wodurch man aber einen beträchtlichen Theil am Gewichte, und folglich am Kaufgelde verlieren würde etc. Einige nothwendig mit in Betrachtung zu ziehende Gegenstände hat der Rec. ganz vermifst, z. B. S. 228. 220. unter den zu lebendigen Hecken vorzüglich brauchbaren Gewächsen die Kornelkirsche (*Cornus mas*) S. 262. in dem Verzeichnisse der Gartengewächse die Wurzelgewächse. S. 535. unter den den Pferdehandel vernichtenden Hauptfehlern den Koller, S. 644. unter den Schafkrankheiten die Pocken. Auch ist (S. 296. 298.) von der Cultur und Wartung des Spargels und der Erdbeeren viel zu wenig gesagt, und (S. 294.) von den Melonenkernen der ganz unrichtige Ausdruck des Säens, statt des Pflanzens, gebraucht. Hin und wieder überflüssige wörtliche Wiederholungen, z. B. im Betreff des Gebrauchs des Mergels ohne Dünger S. 40. u. 70. Auch ein Paar Widersprüche hat der Rec. angetroffen. S. 81. wird nämlich angeführt, dafs der Schafurin *das Keimen der Quecken vernichte*, S. 122. aber gerade das Gegentheil versichert, nämlich, *dafs die Quecken der Schärfe des Schafurins widerstehen, und nach dem Peferchen der Aecker um desto besser wachsen.* Eben so liegt auch (S. 489.) in den beiden Lehrsätzen, dafs man den Flachs, durch die angegebene Zubereitung, *in ein Surrogat der Baumwolle verwandeln, daraus aber keine Zeuge verfertigen könne*, ein offenbarer Widerspruch. Durch einige Druckfehler ist der wahre Sinn mancher Periode ganz verunstaltet worden, z. B. S. 195.: denn nicht die Haferarten, sondern die Schmarotzerpflanzen, zu welchen jene gar nicht gehören, umschlingen die Gewächse und tödten sie; S. 546. in der Anweisung, dafs eine Stute, die fohlen will, *kurz angebunden* werden müsse; da sogleich nachher gerade das Gegentheil, nämlich, *dafs sie nicht gehörigen Raum habe, sich zu bewegen, wenn sie zu kurz angebunden werde*, mit Recht gelehrt wird; S. 635. statt zweyschürig, *einschürig* in der vorletzten Zeile, etc.

Schnepfenthal., im Verl. der Erziehungsanstalt: *Handbuch der gesammten Landwirthschaft. Zuerst das Buch vom Ackerbau*, von *Just Ludwig Günther Leopold*, Prediger zu Appenroda in der Grafschaft Hohnstein. 1795. 424 S. 8. (18 gr.)

Dies Buch zeichnet sich vor vielen seines Gleichen vortheilhaft aus. Alle hier abgehandelten Gegenstände zeugen von eigener Prüfung und Erfahrung, welches so selten bey ökonomischen Schriften der Fall ist; der ganze Vortrag geht den Ton der ruhigen und unpartheyischen Untersuchung fort, und Rec. möchte wohl behaupten, dafs schwerlich ein Leser, wenn er auch nicht immer mit dem Vf. einig seyn sollte, dies Buch, ohne einige Belehrung daraus geschöpft zu haben, weglegen wird. Nach dem vorgelegten Plan haben wir mehrere Theile zu erwarten, die gewifs dem Publicum willkommen seyn werden. Ganz recht behauptet der Vf. in der kurzen Einleitung, dafs man keine Viehzucht treiben könne, ohne Aecker und Wiesen zu haben; aber dafs sich Acker-, Wiesen- und Gartenbau ohne Viehzucht treiben lasse, das ist doch wohl zu viel behauptet. Freylich könnte alles durch Menschenhände bewerkstelligt werden; aber wo bliebe bey diesem ungeheuren Aufwand der Gewinn, wenn man auch wirklich annehmen wollte, dafs die Erde, blofs durch viele Bearbeitung, ohne Zusatz vom thierischen Dünger, unsre Mühe reichlich lohnen würde? — Der Abschnitt vom Feldbau fängt sehr vernünftig mit der genauern Bestimmung der Längen und Flächenmaafse an, die der Vf. bey seinen Untersuchungen zum Grunde legt. Ein Umstand, worin es so viele ökonomische Schriftsteller versehen, und eben dadurch den Leser ganz ohne Belehrung lassen. — In Hinsicht der Bearbeitung theilt der Vf. den Acker in *buntes* und *geschlossenes* Feld; bey jenem bestellt jeder seinen Acker wie er will; eine Wirthschaftsart, die man auf den mehrsten Stadtfeldern antrifft, und welcher der Vf. mehr Gutes zugesteht, als sie verdient. Würden die Felder zu rechter Zeit mit den unseligen Viehtriften verschont, so hätten sie allerdings grofse Vorzüge; aber diese bleiben eine ewige Plage des Besitzers, wodurch ihm immer die Hän de gebunden sind. Der Vf. empfiehlt gar sehr das

das *Graben* des Ackerlandes, und macht eine Berechnung, daſs, des vergröſserten Aufwandes ungeachtet, doch Gewinn dabey seyn würde. Das ist alles wahr, und im Kleinen möchte dies auch ausführbar seyn, besonders wenn man die *Ortische* Grabemaschine, die unverdienter Weise schon vergessen zu seyn scheint, zu Hülfe nähme; aber in menschenarmen Ländern und auf groſsen Landgütern werden wir wohl immer bey unsrer gewöhnlichen Methode bleiben müssen. Die Beschreibung des Pfluges ist so deutlich, als sie es ohne Zeichnung seyn kann. Lobenswerth ist es, daſs der Vf. neben den deutschen Benennungen der Pflanzen auch die botanischen Namen anführt; nur Schade! daſs sie so sehr durch Druckfehler verstellt sind. Beym Düngen ist der Vf. ausführlich, und besonders lehrreich in der Bestimmung des Maaſses, wie mit Viehdünger und andern Körpern gedüngt werden muſs. Jährigen Rocken auszusäen hält der Vf. für miſslich; Rec. hat dies mehreremale mit gutem Erfolg gethan, so, wie ihm dies das sicherste Mittel gegen den Brand im Weizen ist, altes Saatkorn, ohne alle die Weitläuftigkeiten mit dem Beizen und Einkalken, auszusäen. Eben so ist es auch mit der frühen Rockensaat, die der Vf. so sehr empfiehlt. Sie hat freylich ihre groſsen Vorzüge; aber sie ist auch mehr als die spätere dem Wurmfraſs ausgesetzt. Desto empfehlenswerther ist die Vorschrift, bey sauren und trocknen Frühlingswinden die Wintersaat zu walzen. Das geheime Uebel, wodurch der Rocken die Aehren verliert, bewirken die kleinen Heuschrecken, die Rec. in sandigten Gegenden zu vielen Tausenden bey ihrer verwüstenden Arbeit angetroffen; bis jetzt wenigstens kennt man noch kein Gegenmittel. Auf besserm Boden ist dies Uebel seltener. Der Sommerrocken wird nur im höchsten Nothfall empfohlen werden können; denn bey seiner armseligen Ergiebigkeit an Stroh und Körnern zehrt er doch das Land aus. Die Bestellungsart aller übrigen Feldfrüchte ist lehrreich, und jedem Leser befriedigend erzählt. Kartoffeln will der Vf. bloſs mit Hacke und Grabscheit bestellt wissen, und verwirft hiebey den Pflug gänzlich. In Absicht des Ertrags hat er freylich Recht, aber wie würde man da auf mehreren groſsen Landgütern fertig werden, wo tausende von Quadratruthen jährlich mit Kartoffeln bepflanzt werden, und wo dem Landmann zu jeder Jahrszeit arbeitende Hände fehlen? — Rec. hat bey der Stallfütterung Versuche mit Kartoffeln gemacht, konnte aber mit Dreyviertel Berliner Scheffel auf die Kuh täglich, mit Heckerling gefüttert, nicht ausreichen. Ohne reichliche Beyhülfe von anderer Fütterung sind die Kartoffeln warlich ein schwelgerisches Futter. Uebrigens sind die Futterregeln des Vf. nachahmungswerth, so wie die ganze Abhandlung vom Wiesen- und künstlichen Grasbau. Der Trockar ist da, wo aller Klee zu Heckerling geschnitten wird, ein überflüssiges Werkzeug. Rec. hat noch nie den Fall gehabt, daſs ihm ein Haupt Vieh bey der Stall- und Kleefütterung erkrankt wäre. Der Vorschlag, Esparzet oder Luzerne mit rothem Klee auszusaen, ist sehr miſslich. Rec. versuchte es zweymal mit ½ Klee gegen ½ Luzerne, aber die Luzerne, so dick sie auch anfangs hervorkam, ward vom Klee erstickt, und erhielt sich nur am Rande herum, wo wenig Kleesamen hingestreut war. Der Hut- und Triftgerechtigkeit redet der Vf. sehr das Wort. Es kommt hiebey freylich immer auf die Landesverfassung an, aber besser wäre es doch gewiſs, wenn, versteht sich gegen billigen Ersatz für die bisherigen Besitzer, dieser wahre Unfug, ohne welchen kein vollkommener Flor der Landwirthschaft gedenkbar ist, abgeschafft werden könnte. — Der Vf. verstattet Schafen, Gänsen, dem Rindvieh, und sogar Schweinen die Uebertrift über die Kleeäcker. Letztern möchte wenigstens Rec. nicht das Wort reden, da sie schwerlich das Wühlen unterlassen werden. Auſser diesen drey Kleesorten sind noch als gute Futterkräuter der Melilaten-Klee, das Raygras, der Spärgel und Sauerampfer empfohlen. Wie vortheilhaft der Anbau des Spärgels auf sandigem Boden sey, davon hat Rec. selbst Erfahrung. Das ganze Kapitel vom Gartenbau, sowohl in Absicht der Cultur des Gemüses als der Obstbäume, ist meisterhaft, und in allen Vorschriften befolgenswerth. Sehr merkwürdig ist die vom Vf. selbst gemachte Erfahrung, daſs groſse und starke Bäume, die von starkem Frost beschädiget worden, durch das Abschalen der Rinde bis auf das weiſse Holz, sicher gerettet worden. Man kann dies Verfahren vom April bis um Johannistag vornehmen, nur muſs der nach dem Abschalen heraustretende Saft mit einer rauhen Feder überall verstrichen werden, so, daſs er an allen Stellen gleich vertheilt wird. Sehr brav eifert der Vf. gegen die todten Befriedigungen, und empfiehlt lebendige Hecken. Die Abhandlung von der Bienenzucht faſst auf wenigen Bogen mehr Gutes, als manches über diesen Gegenstand geschriebene dicke Buch. — Rec. an seinem Theil, (und gewiſs mit ihm mehrere,) sieht der Fortsetzung dieser nützlichen Schrift mit Verlangen entgegen.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Manuel du cultivateur, oder der neue französische Landwirth.* Auf Befehl des Nationalconvents abgefaſst und in den Departements vertheilt. Uebersetzt und mit Anmerkungen für deutsche Landwirthe begleitet, von *F. G. Leonhardi.* (ohne Jahrzahl.) 390 S. 8. (1 Rthlr.)

Obgleich der gelehrte Uebersetzer in der Vorrede meynt, daſs der deutsche Landwirth recht viel in Deutschland anwendbares finden werde, so hat Rec. doch nichts finden können, was ihn in dieser Hinsicht befriedigt hätte. Was hier vom eigentlichen Landwirthschaftswesen gelehrt wird, enthält entweder schon längst bekannte Sachen, die wir Deutschen besser wissen, als der Franzose sie uns lehren konnte, oder sie sind auch bloſs für Frankreich local und unanwendbar für Deutschland. Darinn giebt indessen Rec. dem Uebersetzer gern Recht, daſs man hieraus eine richtige Vergleichung der gröſsern oder geringern Fortschritte zwischen der französischen und deut-

schen Landwirthschaft nach allen ihren Theilen anstellen könne. Vielen deutschen Lesern, die mit der neuen französischen Zeitrechnung, ingleichen mit den neu eingeführten Maassen noch nicht bekannt sind, wird es angenehm seyn, hier vollständigen Unterricht zu finden. Die landwirthschaftlichen Geschäfte sind nach Art eines Wirthschaftskalenders nach der Folge der Monate geordnet. Auch werden Heilmittel gegen verschiedene Viehkrankheiten mitgetheilt, einige beym Holzhandel zu beobachtende Regeln kurz erzählt, Vorschriften gegeben, wie Wein, Bier, Meth, Cider gemacht werden muss, Handgriffe über das Milchereywesen und Käsemachen gelehrt, und zum Beschluss folgen Bemerkungen über die Bienenzucht, Ziegel- und Kalkbrennereyen, über das Mühlenwesen, Tabacksplantationen, Handgriffe beym Trocknen und Einmachen verschiedener Früchte, und endlich ein Namen-Register verschiedener Pflanzen nach ihren medicinischen Eigenschaften. Mit den Anmerkungen ist der Uebersetzer nur sparsam gewesen.

PHILOLOGIE.

LÜBECK, b. Römhild: *Zwo Reden des Cicero, als Vertheidiger des Marcellus und Ligarius.* (1796.) 9 Bog. 4. (6 gr.)

Schon bey einem flüchtigen Durchblättern dieses Werkes gewährt es dem Leser keine gute Vorbedeutung, dass unter den angehängten *Erratis* gleich das erste Wort des Titelblattes als überflüssig aufgeführt, und ein Capitular *Brömbsen* — wahrscheinlich als Vf. des Buchs — am Schlusse des Druckfehlerverzeichnisses genannt wird. In der That ist das ganze Buch nichts mehr und nichts weniger als ein *Erratum typographicum*, von dessen Veranlassung Rec. so wenig, als von dem Urheber desselben weiss. Der Vf. scheint indess der durch das unglückliche Duell bekannt gewordene *F. A. Brömbsen* zu seyn, von welchem seine Freunde unlängst einen *Versuch prosaischer und poetischer Aufsätze, neben der Lebensbeschreibung des Verfassers* herausgegeben, und, dem Titel zufolge, *Brüdern allein gewidmet* haben. Diese letzte Erklärung, auf das vor uns liegende Werkchen angewandt, kann ihm zwar einigermassen zur Entschuldigung dienen: aber immer bleibt es befremdend, hier keine Vorrede, kein Wort über den Zweck der Verdeutschung, kein Wort über die Beschaffenheit des lateinischen Textes, der jener zur Seite steht, noch weniger etwas zur Würdigung der übersetzten Reden selbst, und zur Entwickelung der oratorischen Kunst, welche vorzüglich aus der ersten hervorleuchtet, zu finden. Das zuletzt erwähnte Bedürfniss müssten Lehrer, die etwa diese Ausgabe dem Privatstudium ihrer Zöglinge empfehlen wollten, um so mehr fühlen, da man die vollendete Kunst des Redners, wiefern sie sich nicht bloss auf Anordnung des Ganzen, sondern auf Darstellung, auf Kraft und Würde des Ausdrucks, auf Feinheit der Wendungen, auf Wohllaut der Perioden u. s. w. bezieht, aus der hier gegebenen Uebersetzung nur selten ahnen kann. Denn wo der Sinn des Originals richtig gefasst ist, da ist die Uebersetzung gewöhnlich schleppend und matt: wo sie sich aber mit anständiger Energie zu erheben beginnt, da hat sich der Vf. entweder allzufreye Abweichungen von den Worten seines Schriftstellers erlaubt, oder sich überhaupt um den Sinn derselben wenig bekümmert. Sehr bekannte Bedeutungen lateinischer Ausdrücke scheinen ihm oft unbekannt gewesen zu seyn. — Zur Rechtfertigung unsers Urtheils werden einige Beyspiele genügen: wir heben sie aus der Rede für Marcellus aus. §. 8. *Du bezwangst unzählige* weit ausgebreitete *Völker von ungeheurer Wildheit und mit zahlreichen Heeren ausgerüstet; aber du siegtest da, wo,* der Natur und der Sache gemäss, *Gewalt siegen konnte: denn es giebt keine Macht, die nicht* durch Stahl und Uebermacht *könnte geschwächt und vernichtet werden.* Sein Herz zähmen u. s. w. Wie unbehülflich, ungleichartig im Tone, und schleppend ist folgende Periode (§. 9.): *Hören wir aber, oder lesen, dass Jemand Gnade vor Recht ergehen liess, dass er menschenfreundlich, gerecht und mit weiser Mässigung verfuhr, auch im Zorne sogar, der nicht leicht weisen Rathschlägen folgt, und im Siege, der immer Stolz und Uebermuth athmet, wie reisset uns das hin,* den uns übrigens völlig unbekannten Tugendhelden *zu verehren, nicht nur, wo von wirklichen Thaten die Rede ist, sondern auch da, wo blosse Erdichtung wirkt.* — §. 11. *Gratulationes*, in der bekannten Stelle vom Cäsar gebraucht, giebt der Vf. durch *Glückwünsche.* — *caeterae res duce te gestae, grosse* Dinge *wurden unter dir ausgeführt.* — §. 15. *Da die* Sachen noch auf völlig festem Fuss standen *(integra re) redete ich viel vom Frieden; auch während des Kriegs dachte ich eben so*, selbst mit Gefahr meines Kopfes *(cum capitis periculo).* — §. 16. *Wie viel* herzerhebender *(gratior) muss uns deine Grossmuth erscheinen, indem wir nicht weiter* Sachen, *sondern Siege gegen einander stellen.* — Dieser Rede ist übrigens noch der bekannte Brief beygefügt, worinn Sulpicius dem Cicero die Ermordung seines Freundes, des M. Marcellus, meldet.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Mannheim*, b. Schwan u. Götz: *Versuch und Beantwortung dreyer Fragen*, das Schul- und Erziehungswesen betreffend, von *Ad. Heinr. Wilhelm Zimmermann*, Lehrer am Gymnasium zu Heidelberg. 1796. 32 S. 8. — Die drey Fragen, durch deren ihm aufgegebene Beantwortung der Vf. sich die Lehrerstelle, die er jetzt bekleidet, erworben hat, betreffen, 1) die Hauptvorzüge der modernen vor der veralteten Schulerziehung, 2) die zweckmässigste Methode, und 3) die Grenzlinie zwischen dem Unterricht auf Schulen und Universitäten. So weit es die Kürze der Schrift erlaubte, hat der Vf. gute pädagogische Einsichten gezeigt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 27. März 1797.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Beygang: *Ueber die sittliche Natur und Bestimmung des Menschen.* Ein Versuch zur Erläuterung über I. Kants Kritik der praktischen Vernunft, von *Christian Friedrich Michaelis. Erster Band*, die Grundlehren der Moral und des Naturrechts betreffend. 1796. 446 S. *Zweyter Band*, die Grundlehren der moralischen Religion und Erziehung betreffend. 1797. 300 S. 8.

Der Vf. hielt im Winter 1793—94 akademische Vorlesungen über die Kritik der praktischen Vernunft. So entstand der gröfste Theil dieser Abhandlungen, denen er durch die gegenwärtige Bekanntmachung einen weitern und hoffentlich nützlicheren Wirkungskreis eröffnen wollte. Bey seiner Ausarbeitung legte er *Kants* Kritik der praktischen Vernunft und die Reinholdischen Briefe über die Kantische Philosophie zum Grunde. *Schmid's* Moralphilosophie konnte(?) der Vf. bey diesem Versuche nicht benutzen (Vorr. S. XXX.). Alles das sagt Hr. *M.* in der Vorrede, worinn er auch den Begriff der Bestimmung des Menschen, gröfstentheils in *Fichtischer* Sprache, vorläufig entwickelt. Gegen den Schlufs dieser Vorrede bemerkt er noch: „Dafs die neueste Bearbeitung der theoretischen und praktischen Philosophie, welche man dem tief eindringenden Blicke und ruhmwürdigen Eifer des Hn. Prof. *Fichte* verdankt, und mit deren Zweck und Sinn ich vorzüglich durch Hn. M. *Schellings* belebte und gedrängte Darstellung näher bekannt geworden zu seyn glaube, vielleicht zu wenig wesentlichen Einflufs auf meine Darstellung gehabt hat, rechne man auf nichts weniger, als auf Mangel der Achtung für jene Philosophie (welche, wie mir scheint, die *freyesten* und eben darum schätzbarsten Aussichten eröffnet), sondern auf die Besorgnifs, ihre neuen, mir noch nicht hinlänglich geläufigen, Lehren etwa nicht recht zweckmäfsig anzuwenden."

Es giebt Schriftsteller, von denen man völlig weifs, *was?* und grofsentheils auch *wie* sie etwas sagen, wenn man nur vorher Nachricht davon hat, was für Schriftsteller sie gelesen haben. Ihre Schriften sind der reine Wiederhall ihrer Lectüre: so sicher der Leser ist, dafs ihm nichts Ungereimtes aufstofsen wird, wenn die Verfasser gute Originale copirt haben, weil er sicher ist, dafs sie nichts auf Rechnung ihrer eigenen Köpfe wagen: so wenig darf er sich auch, wenn er die nämlichen Originale gelesen hat, auf neue Belehrung oder auf interessante Winke Rechnung machen. Das Verdienst solcher Schriftsteller *um die Wissenschaft* ist lediglich negativ, indem sie nicht leicht etwas daran verderben, und nur die Bescheidenheit, mit welcher sie die Produkte ihres Fleifses lediglich für den Gebrauch der Anfänger bestimmen, kann sie gegen den Vorwurf einer verdienstlosen Büchermacherey einigermafsen schützen.

An dieser Bescheidenheit zeigt Hr. *M.* keinen Mangel; er verdient aber auch den Vorwurf nicht, dafs er sie auf Kosten der *gerechten* Selbstschätzung seines Werkes übertreibe. An seinen Vorlesungen, als Vorlesungen für junge Studierende betrachtet, war nichts auszusetzen; er hat sich auf ihren Inhalt und ihre Form nicht übel vorbereitet, und eine geschickte Copie eines guten Originals nützt dem Lehrlinge öfter mehr als ein *rohes* Originalprodukt. Allein die Wissenschaft hätte gar nichts eingebüfst, wenn sie in jenen ersten Wirkungskreis eingeschränkt geblieben wären. Nun da sie einmal dem Publicum angehören, weifs man nicht recht, *wem* man lieber dieses grofse Buch von Hn. *M.* als *Kants*, *Reinholds* und *Fichte's* eigene Schriften anempfehlen soll. *Dulcius ex fonte.* —

Bey so bewandten Umständen bedarf es keiner weitern Kritik; denn wir wollen hier nicht die Kante, Reinholde u. s. f. kritisiren, und der Vf. hat ihre Lehren *gut* wiederholt; es bedarf keines Auszugs; denn was jene Originale gelehrt haben, mögen die Leser wohl nicht hier erst erfahren; es bedarf keiner Angabe des Plans; denn dieser ist ebenfalls Kantisch, und nur durch Rücksicht auf Reinhold da und dort modificirt; es bedarf weiter keines Wortes, was der Rec. dem Leser oder dem Autor zu sagen hätte, als: sein Buch wäre recht gut, wenn man weiter nichts von einem *guten* Buche foderte, als mit Wahrheit von ihm sagen zu können: *es ist durchaus kein schlechtes Buch.*

Frankfurt u. Leipzig: *Versuch über das negative Religionsprincip der Neufranken.* 1796. 191 S. 8.

Der Vf. macht in dieser Schrift einen Versuch die Frage zu beantworten: *ob ein Volk ohne positive Religion bestehen könne?* Die Veranlassung zu dieser Untersuchung gab ihm vorzüglich die in der neuesten französischen Constitution enthaltenen, die Ausübung des öffentlichen Gottesdienst betreffenden Verordnungen. Der Vf. glaubt, die Absicht der französischen Gesetzgeber sey, aller positiven Religion ein Ende zu machen, und dieses müsse nothwendig den Umsturz des Staats nach sich ziehen, weil kein Volk ohne positive Religion bestehen könne. Die Belege zu dieser

dieser Behauptung findet er in der Geschichte der Römer und Griechen. „Weil nämlich Griechenland und Rom, sagt er, die gewöhnlichen Steckenpferde der Neufranken sind, und sie in der Geschichte dieser Völker die Belege für die Vortrefflichkeit ihrer republikanischen Verfassung suchen, so liess ich mir es angelegen seyn, die Begriffe und Meynungen der Römer und Griechen über die Nothwendigkeit einer positiven Religion, und ihre gesetzgebende Klugheit in Rücksicht dieses Gegenstandes darzulegen, und zu zeigen, wie gross der Antheil ist, den ihre positive Religion an ihrer Glückseligkeit und Grösse hatte." Da nun aber diese beiden Völker sich dennoch aus der Reihe der Völker ganz verloren haben, so sucht der Vf. den Grund davon in dem Verfall ihrer positiven Religionen, und stellt daher Griechen und Römer als warnende Beyspiele für die gesammte Christenheit auf, damit diese ihre positive Religion nie den Spöttern und Aufklärern Preis gebe, aber auch durch Erziehung, geschickte Volkslehrer und andere Anstalten dafür sorge, sie endlich (materialiter) ganz vom Positiven zu reinigen; damit aber diese Religion zum Wohl des Staats dennoch (formaliter) positiv bleibe, so soll der Satz beybehalten werden, dass die Ideen von Gottheit und Unsterblichkeit durch die Autorität der Stifter dieser Religion erst volle Gewissheit bekommen haben, das heisst: man soll bewirken, dass das Volk dem historischen Glauben immer mehr Beyfall gebe, als dem Vernunftglauben, damit Regenten, oder wer sonst durch seine Weisheit sich für berufen hält, das Volk den Weg zur wahren Glückseligkeit zu leiten, eine Autorität habe, womit er die Störrigen, die vielleicht diesen Weg zur Glückseligkeit deswegen nicht einschlagen wollen, weil er ihnen nicht gefällt, zur Räson bringen kann. [Also wieder so viel (materialiter) positives hineinbringen können als ihnen beliebt.] So bleibt also die Religion, wie bey den Römern und Griechen für immer ein Mittel in den Händen der Staatsverwalter, um die Bürger zum Wohl des Staats zu lenken, und so ist dieses dadurch auf ewige Zeiten gesichert. *quod erit faciendum.* —

Der Vf. scheint es gut mit der Menschheit zu meynen, er zeigt Achtung für Religion, er frage daher doch sein Gewissen, ob er, wenn es in seiner Gewalt stünde, aus ihr machen wollte, was die Römer und Griechen aus ihr machten? oder ob er sie zu dem herabwürdigen möchte, was sich als Resultat aus seinen Räsonnements ergiebt, die Rec. eben anführte? Rec. ist überzeugt, dass wenn man die Frage, ob ein Volk ohne positive Religion bestehen könne, a priori untersucht, die Antwort bejahend ausfallen werde: denn wenn die natürliche Religion, in dem Bestreben besteht, sich dem nach dem Ideal der Heiligkeit gedachten Gott durch tugendhafte Handlungen wohlgefällig zu machen; das Wesen einer positiven aber überhaupt darin, die Gunst einer Gottheit, die uns ihren *von den unsrigen verschiednen Willen zu erkennen giebt,* durch gewisse von ihr oder ihren Priestern in ihren Namen befohlene Handlungen zu erwerben (worinn eigentlich das positive einer Religion besteht, denn die Art, wie eine Lehre am ersten introducirt wurde, macht sie an sich noch nicht zur positiven): so wird die vorurtheilfreye Vernunft der erstern gewiss den Vorzug geben, und das Volk glücklich preissen, bey welchen sie herrscht, welches freylich noch nicht war und noch nicht ist, aber doch noch geschehen könnte. Wird die Frage a posteriori zu beantworten gesucht, so liessen sich die Ereignisse auch so zusammenstellen, dass sich das Resultat ergebe: kein Staat kann mit einer positiven Religion bestehen, denn keiner ist bisher noch bestanden, und in allen war positive Religion eingeführt, auch lässt sich von den meisten, zumal neuern Staaten, zeigen, dass sie durch nichts mehr zerrüttet wurden, als durch Religionsstreitigkeiten.

GESCHICHTE.

Hof, mit Bergmannischen Schriften: *Gemeinnütziges Lesebuch für die Bayreuthische Vaterlandsgeschichte.* Erstes Bandchen. *Geschichte älterer Zeiten.* Von *Johann Heinrich Scherber*, Rector bey der Schule zu Kirchenlamitz, und der Gesellsch. für vaterländ. Geschichte, Sitten und Rechte zu Wunsiedel ausserordentl. Mitgliede. Auf Kosten des Verfassers. 1796. 15½ Bog. kl. 8. (Subscriptionspreis 14 gr.)

Rec. machte einst die gelehrte Welt zuerst in diesen Blättern auf Hn. *Gallus*, als auf einen guten historischen Schriftsteller, aufmerksam; und geniesst jetzt dasselbe Vergnügen in Ansehung Hn. *Scherbers.* Hr. G. schrieb bekanntlich eine populäre, d. i. allen Volksklassen behagliche, Geschichte der Mark Brandenburg: und Hr. *S.* liefert gegenwärtig eine ähnliche des fränkisch - brandenburgischen Fürstenthums Bayreuth. Solche Bücher, worinn die Geschichte eines Landes, mit Verläugnung der vorhergegangenen kritischen Forschungen, mit planer, und doch nicht platter, Darlegung der reinen Resultate, zum allgemeinen Genuss vorgetragen wird, haben in den Augen des Rec. ein höheres Verdienst, als Folianten, voll unermässlicher, aber wenigen geniessbarer Kritik und gewagter Hypothesen. Was ein ohne Geschmack compilirender *Falkenstein*, ein grundgelehrter, aber schwerfälliger und confuser, *Oetter*, ein oft unzeitige Gelahrsamkeit auskramender *Longolius* in vielen grossen und kleinen Büchern aufgetischt, was *Hagen, Reinhard, Spiess, Zenker* und andere über einzelne Begebenheiten und Materialien scharfsinnig bemerkt haben, findet man hier mit kritischer Auswahl gesondert, geordnet und geschickt zusammengesetzt. Hr. *S.* hat sich sogar ungedruckter Hülfsmittel bedient und hier und da eigenen Forschungsgeist blicken lassen; z. B. im 6ten Kapitel über die ältesten Burggrafen zu Nürnberg; und im 9ten Kapitel, wo er den Burggrafen Friedrich II von Abenberg nicht, wie gewöhnlich geschieht, zum jüngern Bruder Konrad's II von Zollern, sondern zu dessen ältern Sohn macht, und ihn für einerley hält mit dem an die Me-

ranische

ranische Prinzessin verheiratheten Burggrafen, dem nachmals regierenden Friedrich III, der nur inzwischen, und so lange bis er zur Regierung kam, den Namen von Abenberg geführt habe. Alte Sagen, Muthmassungen und Etymologieen führt der Vf. kurz an, ohne sie zu glauben oder zu vertheidigen. So läfst er auch streitige Materien auf eine, dem unpartheyischen Historiker, der nicht den Publicisten machen soll, geziemende Weise, unentschieden. Man sehe z. B. S. 114. Hier und da erlaubt er sich Beynamen, von irgend einem erheblichen Umstand entlehnt, weil sie gewisse Personen deutlicher und für das Gedächtnifs leichter bezeichnen, als Zahlen. So nennt er den eben erwähnten Burggrafen Friedrich III den *Erber*. Ob alle Geschichtskenner mit solchen Neuerungen zufrieden seyn werden, lassen wir dahin gestellt seyn. Gut, dafs Hr. *S.* doch auch die Zahlen hinzusetzt! Citate wollte er anfangs nicht machen; es stehen auch keine unter dem Text: wohl aber sind hinter jedem Kapitel die dasselbe erläuternde Schriften angeführt, obgleich meistens nur flüchtig, ohne die Vornamen der Autoren, oft auch ohne Angabe der Verlagsorte, Druckjahre und Formate. Wir wünschen, es möchte dies bey einer neuen Ausgabe abgeändert werden. In diesem Falle dürfte auch füglich manches schlechte oder unsichere Hülfsmittel wegbleiben; wie z. B. S. 69. *Jacobi's* Beschreibung der Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth. Noch müssen wir zum Lobe des Vf. erwähnen, dafs er nicht etwa blofs Regentengeschichte liefert, sondern auch die Staatsveränderungen, nebst Schilderungen der Sitten und Gebräuche, an den gehörigen Orten einwebt. Seiner Hauptabsicht eingedenk, theilt er bisweilen Nachrichten mit, die dem Gelehrten entbehrlich, aber andern Lesern nothwendig sind; z. B. S. 78 u. ff. eine kurze, aber richtige und deutliche, Idee von den Münzen im Mittelalter. Solcher Leser wegen hätten auch noch manche Ausdrücke erklärt werden sollen; wie S. 42. *Suffraganei*, oder S. 187. *Sulznachen.* — Sehr selten stöfst man auf ungewöhnliche Redensarten, wie S. 175.: *Da er nur auf die Welt gebohren war* statt *zur Welt geboren war. Immerhin* statt *immer* kommt oft vor. Wenn Hr. *S.* in der Vorrede fragt: „In Absicht auf die Geographie halt man „es für die zweckmäfsigste Methode, von dem Vater„lande aus den Erkenntnifskreis der Schüler zu er„weitern: sollte dieser Grundsatz nicht auch für die „Geschichte anwendbar seyn?" so mufs Rec. seines Orts mit Nein antworten. Denn der Lehrling müfste erst mit einer Menge von Nachrichten aus der allgemeinen Geschichte bekannt gemacht werden, um dies und jenes in der Historie seines speciellen Vaterlandes gehörig zu verstehen; welches nothwendig Verwirrungen und Zeitverlust erzeugen würde. Hier ist der Ort nicht, unsere Gedanken darüber weiter auszuführen. — Wir melden nur noch, dafs das zweyte und letzte Bändchen das erste an Bogenzahl weit übertreffen, aber den Subscribenten dennoch nicht hoher zu stehen kommen soll, als das erste.

BERLIN, b. Hartmann: *Geschichte der Mongolen bis zum Jahre 1206.* Ein Beytrag zur Berichtigung der Geschichte und Erdbeschreibung des mittlern Asiens. Von *Karl Dietrich Hüllmann.* 1796. 144 S. 8.

Die Anlage zu einem guten Geschichtforscher erblickt man unverkennbar in dieser mit Mühe und Nachdenken ausgearbeiteten Geschichte der Mongolen, welche die ältesten vorhandenen Nachrichten bis zur Regierung Dschengiskans umfafst; doch gehört vielleicht noch einige Reife des Geschmacks und der Beurtheilungskraft dazu, bis Hr. *H.* die Zahl seiner Angaben mit Einsicht zu prüfen und so zu bearbeiten lernt, dafs jeder gebildete Leser gerne bey seinem Buche verweilt. Der erste Plan war, alle Hauptvölker Asiens in ihrer geographischen und historischen Lage, durch die ältesten und neuern Zeiten, nach ihrer Abstammung, ihren Wanderungen und Schicksalen, der Nachwelt zu überliefern, und schon mehrere Jahre richtete sich sein vorzüglichstes Augenmerk auf dieses Studium; nur eine bisher nicht ganz günstige Lage hinderte die Ausführung in ihrem ganzen Umfange. Die glückliche Veränderung der erstern wünschen und erwarten wir mit Zuversicht, da diese Arbeit eine Menge gelehrter Kenntnisse und das ernsthafte Bestreben einer vortheilhaften Auszeichnung verräth. Aber über die Abänderung seines ersten grossen Plans möchten wir dem Vf. lieber Glück wünschen als ihn bedauern. Schwerlich würde ein umfassendes in dem Geschmacke des gegenwärtigen Abschnittes geschriebenes Werk zahlreiche Leser finden: die Aufnahme desselben wird ihm zeigen, dafs man zwar die darin gezeigte Genauigkeit nicht vermissen möchte, dafs man aber aufser derselben mehrere Fülle des Vortrags fodert, dafs einige Umänderungen nöthig sind, wenn die Ausführung des Ganzen glücklichen Fortgang haben soll. — Die Untersuchung zerfällt in zwey Theile: die geographische Darstellung der Länder, wo Mongolen einst herrschten oder noch herrschen; und die Beschreibung ihrer Schicksale. Eine sehr nothwendige Eintheilung; man kann nie an den Ereignissen eines Volks den gehörigen Antheil nehmen, ohne sich zuvor das richtige Bild von dem Schauplatz zu entwerfen, auf welchem es seine Rolle spielte. Aber weniger passend finden wir die Ausführung. Ein dürres Gerippe vieler Namen von Gebirgen, Flüssen etc. ohne weitere Aussteuer des Merkwürdigen, dient nur sehr unvollkommen, ich sage nicht zur Unterhaltung, sondern selbst zur Belehrung. Welche Strapaze, nicht einen Augenblick die Karte bey Seite legen zu können, und nicht eine, sondern mehrere der besten besitzen zu müssen, um nur die angegebenen Namen aufzufinden, von denen sehr viele nicht den geringsten Einflufs auf die vorgetragene Geschichte haben. Und wozu diese weite Ausholung? Unter den Flüssen der Mongolen kommen auch die Wolga, der Dnieper an die Reihe. Vermuthlich weil die Hunnen über diese Ströme drangen; aber dann fanden auch die Donau, der Rhein und der Po hier ihre Stelle. — Der historische Theil liefert mit Sorgfalt,

fast, was sich über den Stamm der Mongolen aus der alten chinesischen und europäischen Geschichte, und aus den Reisebeschreibern der mitlern Zeit auffinden lässt; aber kritische Zusammenstellung und Prüfung fehlt doch nicht selten, wenn wir sie gleich in einigen Stellen mit Vergnügen bemerkt haben. Was *du Halde* nach chinesischen Erzählungen angiebt, erhält ohne weiters die Kraft erwiesener Wahrheit; und wenn eine Stelle abendländischer Schriftsteller zu widersprechen scheint, so wird sie verworfen, oder gedreht, bis sie zur Angabe passt. H. *H.* sucht es z. B. wahrscheinlich zu machen, dass das Volk jenseit des kaspischen Meers, welches die Byzantiner Türken nennen, und das Gesandte nach Konstantinopel schickte, keine Türken waren, sondern Tu—kue, ein Volk von mongolischer Abstammung. Aber es fehlt noch viel, um die Behauptung zur historischen Gewissheit zu erheben. Diese Türken können eben so wahrscheinlich in der Nähe des Arals gewohnt haben, wie es Gatterer annimmt; und Türken sassen seit viel ältern Zeiten in den Gegenden des Gebirgs Aral, wo man sie noch findet; schon Pomp. Mela kennt ihren Namen daselbst. Also mag wohl der absprechende Ton so ganz passend eben nicht seyn. S. 93. „Es ist Zeit die Fehler, dass tatarische Türken am Altai wohnten und Gesandte nach Byzanz schickten, aus den Compendien wegzuschneiden." Er liebt überhaupt eine wichtige Mine, die doch auch dem Geschichtschreiber übel kleidet, der ein Wort mitzusprechen hat. S. 108. „So wären dann die Data mühsam aufgefunden, aus welchen die früheste Geschichte der Nation der Mongolen besteht." Wir erkennen die Mühe und die Auffindung des Wenigen, welches die Dürftigkeit der Nachrichten erlaubte; aber wozu dieser Ton? Wie gesagt, die künftigen Bearbeitungen des Vf., zu denen wir wahren Beruf bey ihm finden, werden in manchen Stücken eine andere Wendung bekommen, werden Wiederholungen vermeiden, welche mehr als einmal zu der nämlichen Erzählung zurücke führen. Kleine Unrichtigkeiten in Gegenständen, die zur alten Geographie gehören, übergehen wir.

GÖTTINGEN, im Vandenhökschen Verl.: *Geheime Geschichte der Regierung Karls II*, von einem Mitgliede des geheimen Raths. Aus dem Englischen. 2ter Band. 1795. 20 Bog. 8. (1 Rthlr.)

Die Geschichte der Intriguen des Hofs und der Parlemente werden in diesem Theile vom J. 1663 an fortgesetzt. Sie drehten sich grösstentheils um die beiden Punkte, den Lord Oberkanzler zu stürzen, und Geldbewilligungen von dem Parlemente zu erhalten. Man sieht jetzt allmählich die Mitglieder auftreten, welche nachher die Cabale ausmachten, die aber hier noch nicht geschlossen ist, auch nicht geschlossen werden konnte, so lange als ein Mann, wie der Graf Clarendon, an den Geschäften Antheil nahm. Hier sieht man, durch welche Wege die Menschen, die Karl II nachher völlig beherrschten, seine Gunst, und mit derselben die Staatsämter erhielten, die ihnen die Allgewalt in die Hände gab. Arlington, Buckingham und Ashley spielten anfangs die wichtigsten Rollen, nachdem der zweyte sein Exil in das stärkste Uebergewicht in dem Rathe des Königs zu verwandeln gewusst hatte. Clifford und Lautherdale machten mit ihnen die Gesellschaften des Königs bey der Gräfin von Castlemaire aus, und es war hier, wo man rechtschaffenen Männern die Gunst des Königs raubte, und sie von Geschäften entfernte. Man fing damit an, den gedankenlosen, schwelgerischen, liederlichen Karl dadurch zu belustigen, dass man die altfränkischen steifen Sitten und Manieren der alten Männer, die nicht glaubten, dass zu einem guten Staatsmanne auch ein Rock nach der neuen Mode nöthig sey, nachäffte und lächerlich machte. Vom Spotte ging man zum ernsthaften Tadel über, und den Grafen Southampton rettete nur sein Tod, dass er nicht vom Grossschatzmeisteramte abgesetzt wurde. Den Grosskanzler schützte sein Einfluss in beiden Parlementshäusern, besonders im Unterhause lange Zeit. Allein während des ersten holländischen Kriegs wussten die Feinde dieses eifrigen und zu heftigen Monarchisten, seine Aeusserung und Handlungen den Mitgliedern des Unterhauses in einem solchen Lichte vorzustellen, dass er ihre Liebe gänzlich verlor. Nun nahm man ihm ohne Bedenken das Siegel; das Unterhaus wurde bewogen, ihn bey dem Oberhause zu verklagen, und er entging einer härtern Behandlung nur durch die Entweichung aus dem Königreiche, die der König wünschte. Dieses geschah gegen das Ende des ersten holländischen Krieges, welcher durch die Intriguen des Prinzen Jacob und seiner Lieblinge hervorgebracht war. Auch die hierzu angewandten Kunstgriffe werden hier ausführlich auseinander gesetzt. Die Verschwendung des Königs und seines Hofs nahm immer die grossen Summen weg, die das Parlement so freygebig zu dem Kriege bewilligte. Nur das erstemal ging die Flotte hinlänglich ausgerüstet in See; in den folgenden Jahren fehlte es beständig an allen Nothwendigkeiten, sie zur rechten Zeit auslaufen zu lassen. Dieser Theil endigt sich mit der Schliessung der Tripelallianz zur Rettung der spanischen Niederlande. Die Uebersetzung behält ihre Güte im Ganzen und ihre kleinen Fehler. Es wird *ihnen* gereuen; der Feind *stack* ihn in den Brand; während *den* Unruhen; ist undeutsch und gegen die Grammatik.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 28. März 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Wer sagen die Leute, dass des Menschen Sohn sey?* Christi Frage christlich beantwortet von *S. L. E. de Marees.* 1796. 212 S. gr. 8. (16 gr.)

Die Beantwortung ist die des Apostels Petrus, Matth. 16, 16. Er ist *Christus, des lebendigen Gottes Sohn.* Mit dieser zerfällt die Schrift in zwey Theile: 1) er ist der Messias, 2) Jesus, der Messias, ist auch der Sohn des lebendigen Gottes. Nach dieser Abtheilung sollte man nun im ersten Abschnitte eine genaue Bestimmung des Begriffs: Messias, erwarten dürfen; aber statt dessen nimmt dieser Abschnitt ungefähr folgenden Gang: dass Jesus der Messias sey, ist eine von Gott geoffenbarte Lehre. Diese Grundwahrheit allein hat Jesus mit seinem blutigen Tode versiegelt (S. 14.) das Christenthum lehrt zwar die beste Religion, aber es ist weit mehr als bloss Religion, — denn alle Religionen lehren nur, was der Mensch gegen Gott thun soll, im Christenthum hingegen kömmt Gott den Menschen entgegen, und das Christenthum verspricht zuvor Erlösung von der Sünde und dem Tode, ehe es fodert, dass wir Gott in Heiligkeit und Gerechtigkeit dienen sollen. Es ist nicht perfectibel, bedarf aber auch keines unfehlbaren Glaubensrichters. Weder Theologie, noch Religion, noch Moral kann eine aus den ersten Gesetzen des menschlichen Denkens entwickelte Wissenschaft werden. Wesentliche Lehre des Christenthums ist es, dass Jesus der verheissene Messias sey. Hatte er sich nur darum dafür ausgegeben, um sich nach den Vorstellungen und Erwartungen der Juden zu accommodiren, so müsste er ein Irrender oder ein Betrüger gewesen seyn. Es war wirkliche Foderung Gottes, dass die Menschen Jesum als den Messias erwarten sollten, die Menschen vor ihm seine Ankunft, als des Erlösers von Sünden, wie seine Wiederkunft, als des Erlösers vom Tode. Die Weissagungen der Propheten, die alle einer unmittelbaren Einwirkung Gottes zuzuschreiben sind, gehen eigentlich auf Jesum, diejenigen keineswegs ausgenommen, welche sein Leiden vorherverkündigen. Der 2 Abschnitt: Jesus ist der Sohn des lebendigen Gottes, geht davon aus, dass der Messias schon im alten Testamente als eine Person von höherer Natur, ja als Jehovah selbst, bekannt gemacht worden sey. Diese Verbindung der Begriffe: Messias und Sohn Gottes, erhielt sich bey den Juden, und sie dachten sich dabey eine göttliche Person. Wirklich zeigt der Name: Sohn Gottes, einen wesentlichen, ewigen Sohn Gottes an, welcher eben der göttlichen Natur, wie sein Vater, theilhaftig ist. Der Verfasser führt den Beweis dieser Behauptung so, wie er ihn schon in dem ersten Hefte seiner neuen Briefe zur Vertheidigung des Glaubens der evangelischen Christen, aus welchem er hier einen Auszug giebt, geführt hat, und antwortet dann auf Einwürfe dagegen.

Um bey dem Lesen dieses Buches der Absicht des Vf. volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, muss man zuerst, statt einer Vorrede, die Erklärung lesen, welche er am Ende darüber giebt: „Und so schliesse „ich nun, nahe an meinem achtzigsten Jahre, und „folglich auch nahe an meinem Grabe, mein Bekennt„niss unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi vor den „Menschen, mit herzlicher Bitte, dass er die Bemü„hungen eines schwachen Greises, zur Stärkung eini„ger seiner wankenden oder schon verführten Mit„christen, mit seinem Segen begleiten möge, und in „der demüthigen Zuversicht, dass Er mich auch vor „seinem himmlischen Vater bekennen werde." Wer sollte nicht den Eifer eines wahrheitsliebenden und um das Wohl seiner Brüder besorgten Greises ehren, wenn er auch weder die Wahrheit auf der Seite des Verfassers, noch die Schädlichkeit in den angeblichen Irrthümern, die derselbe bestreitet, erblicken sollte? Der Rec. ehrt diesen Eifer um so aufrichtiger, da auch er es wichtig und nöthig findet, die aussernatürliche Offenbarung der christlichen Religion zu vertheidigen. Aber er kann es darum noch nicht billigen, wenn allen, welche die Messianischen Erwartungen im A. T. nicht für buchstäblich erfüllte Weissagungen von der Person, der Würde, und dem Geschäfte Jesu erkennen, und welche in den Lehren Jesu Accommodationen nach der Denkart und Einsicht seiner jüdischen Zeitgenossen annehmen, die Einschwärzung des Naturalismus zur Last gelegt wird. Man kann die Messianischen Weissagungen als von Gott durch eigentliche Offenbarungen veranstaltete Vorbereitungen zur Beförderung der Annahme der Lehre Jesu, man kann sie aber auch als bloss durch natürliche Mittel zu diesem Ende veranstaltete Vorbereitungen ansehen, und sogar die aussernatürliche Offenbarung der ganzen jüdischen Religion dahin gestellt seyn lassen oder selbst widersprechen; und dennoch eine eigentlich göttliche Sendung Jesu, und eine aussernatürliche Offenbarung der christlichen Lehre aus festen Gründen glauben: und es stünde schlimm mit der Göttlichkeit des Christenthums, wenn man sie keinem Zweifler und keinem Gegner erweisen könnte, ohne ihm zuvor die eigentliche Göttlichkeit des Judenthums erwiesen zu haben. Und so kann auch Jesus sich nach seinem

ſeinem Zeitalter accommodirt haben, ohne daſs er deſswegen ſich in *allen* ſeinen Lehren *ganz und gar* nach dem jüdiſchen Volke gerichtet haben (S. 113.), oder ein meineidiger Betrüger (S. 63.) geweſen ſeyn müſste, und ohne daſs wir deſswegen in den wichtigſten ſeiner Lehren über ſeine wahre Meynung und über ihre Göttlichkeit ungewiſs bleiben müſsten. Noch weniger kann der Rec. durch den Eifer des Vfs. die wahrhaft unartigen, oft ketzermacheriſchen Aeuſserungen gegen würdige Männer, beſonders gegen Eckermann und Kant rechtfertigen, die nicht einmal bey einem brauſenden Jüngling zu entſchuldigen wären, und es alſo bey einem ſonſt achtungswerthen Greiſe noch weit weniger ſind. Wie ganz anders, wie weit mehr im Geiſte des Chriſtenthums benimmt ſich der ehrwürdige Planck (in ſeiner Einleitung in die theol. Wiſſ.) gegen ſolche Männer! Auch kann der Rec. nicht verhehlen, daſs ſeines Bedünkens, zur glücklichen Ausführung des Unternehmens des Vfs. weit mehr Gelehrſamkeit und Philoſophie nöthig iſt, als Er in ſein Buch gelegt hat. Der Rec. muſs es deſswegen anmaſslich finden, wenn der Vf. (S. 176.) hoffet, durch ſeine Widerlegung der Arianiſchen Lehre einer über 1400 Jahre gedauerten Streitigkeit ein Ende gemacht zu haben; und er kann nicht läugnen, daſs er dabey unwillkührlich an den Corporal gedacht hat, der mit 12 Recruten der Armee zueilte, um — dem fatalen Türkenkriege einmal ein Ende zu machen. Er empfiehlt dem Vf. die Beurtheilung der verſchiedenen Erklärungsverſuche über die Trinitatslehre, die vom Hn. D. Junge im 6ten Theile des Döderleiniſchen chriſtlichen Religionsunterrichts angeſtellt worden iſt, als ein Muſter einer billigen und ächt chriſtlichen Beurtheilung; und erſucht ihn, die Vertheidigung des orthodoxen Syſtems, Männern wie *Storr* zu überlaſſen. Was durch dieſe nicht gerettet werden kann, darf wohl der Vf. zu retten nicht hoffen.

Erlangen, b. Palm: *Sieg des Chriſtenthums über Juden- und Heidenthum oder die Offenbarung Johannis*, neu überſetzt und in Anmerkungen und Excurſen erläutert von *M. F. W. Hagen.* 1796. 222 S. 8.

Wäre dem Vf. die neueſte philologiſche Bearbeitung der Apocalypſe von *Lange* ſchon bekannt geweſen, ſo würde er ſchicklicher die ihm eigenen Bemerkungen in ein theologiſches Journal haben rücken laſſen, oder auch auf ein Paar Bogen beſonders gedruckt liefern können, wobey für den Leſer ein barer Gewinn und weniger Zeitverluſt bewirkt worden wäre, in ſo fern man das ſchon bekannte nicht gern noch einmal kauft, um es abermals zu leſen. *Herder* und *Eichhorn*, die die Apocalypſe bekanntlich in den richtigſten Geſichtspunkt geſtellt haben, ſind hier wieder die Führer, und der Vf. unterſcheidet ſich vorzüglich nur dadurch, daſs er einzelne Stellen, die man bisher hiſtoriſch gedeutet hat, mehr als allgemeine poetiſche Bilder der Weiſſagung auffaſst, ohne in eine beſondere und perſönliche Deutung hinein zu gehen. Dazu hat er allerdings viel Recht: allein es könnte noch ein groſser Streit geführt werden, ob man ſich nicht auch auf eine *ſpecielle* hiſtoriſche Deutung einzulaſſen hat, ſo bald man die *allgemeine* annimmt? wozu hier aber der Platz nicht iſt. So viel bleibt gewiſs, daſs dem Vf. die Ueberſetzung vorzüglich gut gelungen iſt, und daſs er den Sinn im Groſsen richtig gefaſst hat, wenn gleich eine genauere Worterklärung, die er nur für ſich mit Muſse hätte prüfen dürfen, in manchen Stellen einen andern Sinn einzelner Gedanken veranlaſst haben würde. So ſteht z. B. 2, 24. τα βαθη τα Σατανα für τα βαθεα βουλευματα τα Σ. die geheimen Ränke und Anſchläge des Satans (cf. 1 Cor. 2, 10.), welche überhaupt Irrlehren bezeichnen, und an keine *Myſterien bey Opferfeyerlichkeiten* denken laſſen, ſo bald man den richtigen Sprachgebrauch dieſes Ausdrucks kennt. Solche Verfehlungen des ächten Sinnes rechnet Rec. bloſs zu der Eilfertigkeit, womit der Vf. gearbeitet hat, denn Eilfertigkeit muſs es doch wohl ſeyn, die ihn beſtimmte, in den Anmerkungen auf Excurſe von den Cherubim, und der Engellehre zu verweiſen, die er aber laut der Vorrede nach einer *genauern Prüfung* wieder aufgab. Das gelehrte Publikum verdient wohl die Achtung, daſs man zuvor genau prüfe, ehe man drucken läſst. — Sehr ſcharfſinnig iſt dagegen die Vermuthung von Interpolation bey einzelnen Stellen, welche für diejenigen ein doppeltes Gewicht haben muſs, die den Evangeliſten Johannes für den Verfaſſer der Apocalypſe halten, wozu auch Hr. H. gehört. Mit nicht geringer Wahrſcheinlichkeit wird eine ſolche ſpätere Interpolation 13, 9—10. angenommen, wenn gleich der Vf. einen Hauptgrund, nämlich die groſse Verſchiedenheit der Lesart, überſehen hat. Ferner mit noch mehr Wahrſcheinlichkeit der innern Kritik 13, 18. Diejenigen, welche den Evangeliſten Johannes als Verfaſſer annehmen, müſſen eigentlich dieſen Vers für interpolirt halten, weil ſie die Cabbala des Evangeliſten nicht werden zugeben mögen, noch beweiſen können. Diejenigen aber, welche glauben, daſs die Apocalypſe von irgend einem andern jüdiſchen Schriftſteller gedichtet ſey, werden ſich über dieſe Cabbala gar nicht wundern, da ſie die Analogie der bald darauf gefolgten jüdiſchen Schriftſteller für ſich haben, und ſich namentlich auf das 9 K. der epiſtola *Barnabae* berufen können. — Eben ſo hält Hr. H. 17, 11. und noch andere Verſe nach innern Gründen für interpolirt. Die auſsern fehlen freylich, um einen vollſtändigen Beweis zu führen: allein da alle äuſsere Autorität bey der Apocalypſe ſehr hinfällig iſt, weil die innern Criteria widerſtreben, ſo kann man auch hier die innern Gründe als die höhern gelten laſſen. Wie voll übrigens der Vf. von ſeinem Gegenſtande, und wie ſehr er an die Apocalypſe attachirt iſt, kann man aus folgender Stelle abnehmen, wo er von *Domitians* Verweiſung des Evangeliſten nach Patmos ſpricht. S. 16. „Wir dürfen ihm auch da- „für danken, denn nur in dieſem Exil konnte Johan- „nes Zeit gewinnen, dies ſchöne Gedicht zu machen. „Da muſste er in ſtiller Einſamkeit über ſich ſelbſt nur „und

„und das Schicksal der Lehre Jesu nachdenken, und „nur auf diese Weise war die Entzückung mög„lich, in der er so *schöne* so *treffende* Siegesbilder als „ein begeisterter Prophet sah!" Rec. glaubt, dass die volle Gluth einer überspannten orientalischen Phantasie dazu gehört, um die ungeheuren Bilder der Apocalypse schön und treffend zu finden, und dass man dem Domitian zu danken eben nicht Ursach hat, wenn man bedenkt, wie unendlich dieses einzige Buch die Köpfe der Menschen seit seinem ersten Daseyn verrückt hat (denn es war offenbar die Hauptquelle des frühesten Chiliasmus), und noch zu verrücken fortfährt. Um das Letzte zu verhüten kann auch dieser Commentar voll der gesundesten Erklärungen sehr viel beytragen; nur wünscht Rec., dass unsere jungen Schriftgelehrten, nicht allein an diesem einzigen Buche hängen bleiben, sondern ihren Scharfsinn und ihre Gelehrsamkeit auch über andre exegetische Gegenstände verbreiten wollen, die vorzüglich noch einer Bearbeitung bedürfen, wie z. B. die historischen Bücher des A. T.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Fleischer: *Predigten über die Sonn- und Festtags-Evangelien des ganzen Jahrs zur Beförderung eines reinen und thätigen Christenthums*, von *G. Ch. Cannabich*, Consist. Ass. Archidiak. und Vikar der Sondershausischen Superintendur. *Erster Theil*, 1795. 568 S. *Zweyter Theil*, 517 S. ohne Vorrede, *Druckfehler* und *Inhalts-Anzeige*: 8. (2 Rthlr.)

Sehr richtig sagt der Vf. in der Vorrede, dass der Prediger, welcher allerdings Aufklärer in seiner Gemeine seyn solle, nicht mit zu viel Licht seine Zuhörer und auf einmal überhäufen dürfe, sondern ihnen Zeit lassen müsse, dass sie nach und nach ihre Augen daran gewöhnen, und es vertragen können. Als ein sehr gutes Zeichen der schon erlangten Aufklärung in Hn. C. Gemeine müssen wir demnach verschiedene Stellen ansehen, in welchen so manches religiöse Vorurtheil gerade zu als ein solches dargestellt wird. Der Anfang derselben Predigt (am Sonntage *Estomihi*) will uns aus diesen und andern Rücksichten nicht recht gefallen: „In der ganzen Geschichte Jesu ist keine Begebenheit, die so allgemeinen und so starken Eindruck auf die Herzen seiner Verehrer macht, als die Geschichte seiner Leiden und seines Todes. Jeder wird dadurch *gewissermassen* gerührt, und empfindet, *ich weiss nicht was für eine heilige Bewegung*, und wird zum *ernsthaften Nachdenken hingerissen*." — Sollte auch wohl nachfolgende Stelle S. 17.. *reines* Christenthum enthalten, und *bündig* bewiesen werden können. „Zu den Verdiensten Jesu, die er sich durch sein Leiden und (seinen) Tod um unsere Seligkeit erworben, rechne ich zuerst, *dass er dadurch seine göttliche Sendung bestätiget hat.* (?) Zwar hatte er dieselbe *schon* durch seine grossen und ausserordentlichen Thaten, durch seinen unverstellten und aufrichtigen Charakter, und durch seine edlen und gerechten Foderungen an die Menschen *bewiesen*. (In was für einem Sinne bewiesen?) Aber, wenn er sich nicht jenen *ausserordentlichen* Leiden und (dem) Tode unterzog, so war er noch nicht der Messias, den die Propheten angekündigt und kennbar gemacht hatten.(?) S. 178. Und wenn unser Lehrer, den wir als göttlichen Gesandten verehren, uns erhabne Lehren mittheilt, die theils die Vorstellungskräfte unsers Verstandes übersteigen, und von uns nicht völlig erkannt und begriffen werden; (was wären denn das für welche, nach den Grundsätzen des Hn. C.?) theils alle Erwartungen und Hoffnungen, die wir von einem künftigen Zustand haben, übertreffen, und aus Gründen der Vernunft nicht sattsam und einleuchtend genug bewiesen werden können: so verlassen wir uns auf sein Ansehen, und auf sein göttliches Zeugniss, und glauben auf sein Wort freudig alles das Gute, was er uns mit so vieler Freymüthigkeit und Zuverlässigkeit gelehret hat. So wohlthätig ist die Geschichte seines Leidens und Todes, so viel beruht darauf, um uns von seiner göttlichen Sendung, und von der Wahrheit seiner Lehre *vollkommen* zu überzeugen."

Sollte es auch wohl richtig seyn, wenn S. 180. von Jesu gesagt wird, dass er die *grössten* Martern erduldet habe? Sollte es keine empfindlichere geben? Mussten diejenigen Gekreuzigten wenigstens nicht weit grössere ausstehen, welche einige Tage lang am Kreutze hinschmachteten und starben, oder denen die Beine, welches bey der gespannten Lage zumal eine sehr schmerzliche Operation seyn musste, zerschlagen wurden? Warum muss der Superlativ eben gebraucht werden, zumal da es, auch nach der krassesten Opfertheorie, nichts zur Genugthuung beyträgt, dass Jesus die *grössten* körperlichen Martern erduldet habe. — S. 182. wird es Jesu als ein Verdienst angerechnet, *dass er die eitlen und irrdischen (irdischen) Hoffnungen der Menschen auf eine gegenwärtige Belohnung der Tugend durch seinen Tod zerstört und zernichtet habe*, und dann hinzugefügt: „von dieser Krankheit (vom Streben nach den eiteln Gütern der Welt) *wollte* Jesus die Menschen befreyen, *und zwar vornämlich durch seinen Tod*, wodurch er alle leeren und eitlen Hoffnungen auf sein Reich zernichtete." Sollte da nicht manches Unbestimmte und Herbeygezogene mit vorkommen? Ob man auch wie S. 184. behauptet wird, in der *beschimpflichsten* und *empfindlichsten* Todesart *glücklich* seyn könne, daran zweifeln wir sehr. Was der Vf. übrigens meyne, verstehen wir gar gut. — Die Hauptsätze dieser Predigten sind fast durchaus moralisch und praktisch, nur hätten wir in der Ausführung mehr Correctheit, und nicht selten einen edlern Anstand gewünscht. So heisst es z. B. S. 11. im ersten Th." Aber leugnen werdet ihrs nicht, dass ihr auch viel Gutes verabsäumet, und manche schöne Gelegenheit dazu ungenützt vorbey gelassen habt. *Ja mit Wehmuth muss ich es sagen, dass viele in der Tugend noch weit zurück, und an edlen Thaten noch sehr arm sind.*" Oder S. 12.

 „Wie

„*Wie viele sind nicht unter uns, die ihr Leben in mancherley Sünden der Ungerechtigkeit, Unmassigkeit und Unzucht zugebracht*, die andere verläumdet, gekränket und unglücklich gemacht, und sich mehr als Menschenfeinde, denn als Menschenfreunde gezeigt haben? *Wie viele haben andern zum offenbaren Verdrusse gelebt* u. s. f." Von einem Prediger, der in der Hauptkirche einer Residenzstadt ja vor dem Hofe selbst redet, wünschten wir solche und ähnliche Aussprüche nicht zu hören. Ja ein Massillon und andere berühmte französische Prediger sprachen auch mit unter stark und noch stärker, aber nur mit einer andern Wendung. Das entschuldigt den Vf. nicht ganz, wenn er in der Vorrede schreibet: „Ich habe mich bemühet in dem Tone eines Vaters zu meinen Zuhörern zu reden (den hat er nicht getroffen) und mich blofs derjenigen Beredsamkeit (?) überlassen, die das Herz eingiebt." — Das Papier könnte etwas weisser, und der Zeilen weniger auf einer Seite seyn.

Lüneburg, im Lemkeschen Verlage: *Predigten und Homilien über die Sonn- und Festtags-Evangelien des ganzen Jahrs*, von *Andreas Gottfried Laafs*, Pastor an der Nicolai-Kirche zu Lüneburg, *Erster Band*. 1795. 484 S. 8.

Unter der grofsen Menge von Predigten, welche in jeder Messe zum Vorschein kommen, verdienen die Gegenwärtigen empfohlen zu werden. Sie sind ihrem Inhalte nach erbaulich, und in einer gefälligen, gemeinverständlichen Sprache abgefasst. Nur hin und wieder hat Rec. Stellen bemerkt, die einer Berichtigung zu bedürfen scheinen. Wenn z. B. der Vf. in der Neujahrspredigt seine Zuhörer ermahnet, bessere Menschen zu werden, so führt er S. 13. folgenden Beweggrund an: „Klugheit, und was noch stärker auf uns zu wirken pflegt, Selbstnutzen fodern uns mit lauter Stimme dazu auf. Steht die Wahrheit unerschütterlich fest, dafs jeder Mensch sein Glück zum Ziel aller seiner Wünsche und Bestrebungen macht; dafs Vernunft und Religion nur um unserer selbst, um unsers Glücks willen Tugend und Rechtschaffenheit von uns fodert; — so ist und bleibt es auch für uns Alle unleugbare Pflicht, die Wege zu verlassen, die wir bisher wandelten, die uns aber nicht zum wahren Glücke führten" etc. Das wäre nun eine ganz eigennützige, d. h. keine Tugend. Auch widerspricht es der Erfahrung, dafs Tugend immer zum Glück führe, wenn man unter Glück den Besitz und Genufs äusserer Güter versteht, und den Unterschied zwischen Glück und Glückseligkeit, nach dem Sprachgebrauch der alten Philosophen, und selbst des N. T. nicht gelten läfst. In der Homilie über das Ev. am Feste Epiph. Matth. 2, 1 — 12. verbunden mit v. 13 — 23. heisst es (S. 38.) von dem König Herodes: „Er liefs alle Kinder *in einer ganzen Provinz* von zwey Jahren und drunter schlachten. Die That ist schrecklich, wenn auch die Provinz nur klein, und die Anzahl der geschlachteten Kinder nur gering war." — *Die Kinder einer ganzen Provinz*, ist zu viel gesagt. Gut ist es, dafs der Vf. bisweilen *Homilien* an statt förmlicher Predigten vorträgt, und hierdurch seine Zuhörer mit dem Inhalt der Bibel bekannter zu machen sucht. Bisweilen hätte aber der Text besser benützt werden sollen. So könnte z. B. die Homilie über das Ev. am 4ten Sonntag nach Epiph. Matth. 8, 23 — 27. eben so gut eine Predigt als eine Homilie genennt werden; denn es wird nur über etliche Verse des Textes eine Betrachtung angestellt, und es werden Regeln und Vorschriften ertheilt, wie der Mensch das Unangenehme sinnlicher Eindrücke von aufsen her mildern, und sich zur Ertragung desselben stärken könne. Dieser Erinnerungen ohngeachtet glaubt Rec. diese Predigten und Homilien empfehlen zu dürfen.

Leipzig, b. Köbler: *Predigten gröfstentheils bey besondern Gelegenheiten nach den Bedürfnissen der Zeit gehalten von Georg Friedrich Götz*, evangelisch lutherischen Prediger in Cassel, und von *Friedrich Rehm*, evangelisch reformirtem Prediger in Immichenhain in Niederhessen, 1795. 407 S. 8. (1 Rthlr.)

Es ist ein schönes Beyspiel brüderlicher Eintracht, dafs ein lutherischer und ein reformirter Prediger sich freundschaftlich vereinigen, einige ihrer Predigten zusammen drucken zu lassen. Diese Sammlung besteht aus 20 Predigten, wovon einige schon vorher einzeln gedruckt waren, und hier in einer etwas verbesserten Gestalt erscheinen. Die *zwölfte*, über Eph. 4, 1 — 6. ist eine Abendmalspredigt, welche der reformirte Prediger Hr. Rehm in der lutherischen Dreyfaltigkeitskirche zu Alsfeld gehalten hat. Die Reformirten daselbst haben nämlich im J. 1792. die gnädigste Erlaubnifs erhalten, dafs sie ohne weitere Anfrage sich von einem Prediger ihrer Konfession jährlich zweymal das heilige Abendmahl in erwähnter Kirche dürfen reichen lassen. Die erste bey dieser Gelegenheit gehaltene Predigt wurde damals besonders gedruckt; sie verdiente aber als ein Beytrag zur Beförderung toleranter Gesinnungen dieser Sammlung einverleibet zu werden. Der Hauptsatz: *Christen müssen Eintracht gegen einander üben*, ist im Ganzen gut ausgeführt; aber schwer dürfte zu beweisen seyn, dafs der Apostel Paulus in dem Brief an die Epheser auf Essener Rücksicht genommen habe. Uebrigens sind zwar die in dieser Sammlung befindlichen Predigten nicht unter die musterhaften zu rechnen; sie verdienen aber dennoch wegen der Richtigkeit des Inhalts, und wegen ihrer Popularität nach Form und Materie empfohlen zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 29. März 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Ueber Griechenlandes älteste Geschichte und Sprache.* Ein Versuch von *Wilh. Fr. Hezel*, Fürstl. Hess. Geh. Reg. Rath. u. Prof. zu Giesen. 1795. 326 S. 8.

Es ist bekannt, wie getheilt die Meynungen auch grosser Gelehrten über den Ursprung der griechischen Sprache sind, wie so manche in ihren Wörtern und Redensarten viel Morgenländisches zu erblicken glauben, andre hingegen den ganzen Bau derselben so verschieden von allen morgenländischen Dialecten finden, dass sie es kaum für begreiflich halten, wie irgend jemand hier eine Spur von Verwandtschaft entdecken könne. Der Vf. macht einen Versuch aus der ältesten Geschichte Griechenlands in Rücksicht auf erste Bevölkerung und durch Zurückführung vieler Wörter auf ihren ersten Ursprung zu zeigen, dass der Grundstoff der griechichen Sprache ganz morgenländisch sey. Statt uns eines entscheidenden Urtheils hierüber anzumassen, wollen wir den ganzen Ideengang des Vf. kurz und getreu darzulegen suchen, damit jeder einsehen könne, was man in diesem Buch zu erwarten habe. Zuerst bemüht sich der Vf., den morgenländischen Ursprung der griechischen Sprache aus der Bevölkerungsgeschichte Griechenlands auf folgende Art zu beweisen. — Von Noah müssen die Sprachen aller Völker abstammen. Die Sprache der Semiten blieb der Sprache Noah's am ähnlichsten, weil diese mit jenem einerley Klima und einerley Lebensart hatten. Ham's und Japhet's Stämme entfernten sich weiter von ihrem väterlichen Sitz, und folglich ihre Sprache auch allmählich immer mehr von der Sprache ihres Stammvaters und der Semiten; ausser dass bey denjenigen Hamiten und Japhetiten, welche in der Nachbarschaft der Semiten blieben, die Aehnlichkeit der Sprache sich mehr erhielt. Mose nennt den *Javan* oder *Jon*, einen Japheciten, als den Stammvater der Griechen, oder, welches dasselbe ist, von Japhet stammen die Jonier ab, unter welchem Namen die Hebräer auch die übrigen Griechen begriffen. Da nun griechische Schriftsteller die ältesten Bewohner Griechenlands *Pelasger* nennen, welche sich zuerst im Peloponnes niederliessen, und da man in diesem frühern Zeitalter einen Stamm *Peleg* unter den Semiten antrifft, so kann man die Pelasger für *einen Theil* des Pelegschen Stammes halten. Denn ein andrer Theil breitete sich, nach Mose, in der Gegend des Taurus aus. Aus dieser, und zwar von Mesopotamien aus, kamen sie zuerst nach Kleinasien, wo Strabo uns auch Pelasger zeigt, und wo selbst in dem Namen Paphlagonien noch Pelegiten zu suchen seyn möchten, und wo selbst der Name einer paphlagonischen Stadt, *Aegialos*, mit dem Namen der von Pelasgern bewohnten nördlichen Küste des Peloponnes, *Aegialea* übereinstimmt. Pelegs's und Regu's Zeitalter fällt auch nach Mose in die Jahre d. W. 1757 bis 2026, und grade in diesem Zeitraume lassen griechische Schriftsteller Pelasger in Griechenland auftreten. Als den ersten König der Pelasger nennen sie *Inachus*, ums J. d. W. 2127, und diese Zeit der Wanderung eines Peleg'schen Stammes nach Kleinasien und Griechenland scheint auch dem Vf. am wahrscheinlichsten. Inachus aber, wie er glaubt, sey nichts anders, als Noah's Sohn, בֶּן נֹחַ, woraus man mittelst einer Aphäresis Ἰν Ναχ oder Ἴναχος machte, und dies sey der genealogische Beyname des ersten Königs der Pelasger im Peloponnes gewesen, den man *Aegialeus* nannte, und nachher als eine von jenem verschiedene Person betrachtete. Auch die Tradition, welche sich beym Epiphanius (*Epist. ad Aeac. et Paul.*) erhalten hat, dass Pelegiten und Reguiten nach Europa gekommen, bestätige diese Behauptung. In diesen Reguiten findet der Vf. dann die γραῖες oder γραίαες. Denn aus רְעוּ, ῥγαῦ habe durch eine gewöhnliche Versetzung leicht γραῦ oder γραι entstehen können. Nach unsrer heutigen Geographie müsse man freylich behaupten, die Pelegiten seyn über Kleinasien zur See, folglich über das ägeische Meer nach Griechenland gekommen. Aber der Vf. glaubt starke Vermuthungsgründe zu haben, dass Griechenland mit Kleinasien ehedem zusammengehangen habe, in dem Zeitalter der Pelasger (Pelegiten) aber durch Entstehung des ägeischen Meeres erst davon getrennt worden sey. Theils führe schon die Betrachtung der Gestalt der jetzigen Fläche zwischen Kleinasien, Griechenland und Kreta auf diese Vermuthung, theils werde diese durch alte Sagen und Nachrichten bestätigt. Das *Theilen der Erde* zu Peleg's Zeit, dessen Moses erwähne, die Ogygische Fluth der alten Griechen, zielen auf diese Naturbegebenheit. Auch die samothracische Fluth, deren die Alten gedenken, bey welcher das schwarze Meer, bis dahin blosses Land, ins mittelländische Meer durchgebrochen seyn soll, sey dieselbe, nur dass man sie in Griechenland die Ogygische, in der Gegend des schwarzen Meeres aber, von der Insel Samothrake, die samothracische nannte. Selbst der Name Ἀσία scheine es zu bestätigen, wenn man ihn von חצי ableite, also חֲצִיָה sc. ארץ *terra dimidiata*, weil dies Land, vorhin ein Ganzes mit Europa,

ropa, nach der Fluth getrennt da lag. — So wie man nun in den Pelasgern, den erſten Bewohnern Griechenlands Pelegiten, folglich Semiten, findet, woraus man ſchon auf einen ſemitiſchen oder orientaliſchen Stoff der griechiſchen Sprache ſchlieſsen kann, ſo ſtöſst man in der Bevölkerungsgeſchichte Griechenlands auf Colonieen, welche, zum Theil erweislich, zum Theil höchſtwahrſcheinlich, ebenfalls ſemitiſche Sprache mit nach Griechenland brachten. Pelasgus der Zweyte, den die griechiſchen Ueberlieferungen für einen Sohn Neptuns ausgeben, iſt dem Vf. eine neue Colonie von Pelegiten, die ihren Brüdern in Griechenland nachrückten, ſo wie Gräkus ein Nachkomme dieſes Pelasgus, ein Stamm der Reguiten, oder Grajiten. In Theſſalus, einem Bruder des Gräkus, glaubt der Vf. den אֱלִישָׁה, den Sohn Javan's, beym Moſe zu erkennen, indem man aus Ελις durch Verſetzung Εσιλ oder Εσσιλ, Εσαλ oder Εσσαλ machte, und ein Θ vorſetzte, wie Θαρα, aus αρα Θάλασσα aus ἄλασσα ward. Dieſe *Eliſer* oder *Theſſaler* kamen gleichzeitig mit den Gräken aus Aſien nach Griechenland, und galten in ſo fern als Brüder. Die übrigen wichtigſten Colonieen waren, die Saitiſch-Aegyptiſche unter Cecrops in Attika, die Phöniciſch-Kananitiſche unter Kadmus in Böotien, die Chemmitiſch-Aegyptiſche unter Danaus im Peloponnes, und die Phrygiſche unter Pelops in Argos. Dieſe letztre war Semitiſchen und die drey erſten Hamitiſchen Urſprungs. Denn Moſe nennt Kananiter und Aegypter unter den Söhnen, d. i. Stämmen Ham's. Die Sprache der Kananiter oder Phönicier war noch ganz Semitiſch; die der Aegypter muſs ſich aber ſchon merklich davon unterſchieden haben. Da alſo die älteſten Bewohner Griechenlands, die Pelasger und Gräken, Semiten waren, auch der Javan'ſche oder Joniſche Stamm und unter den Hamiten die Kadmäer ihre ächt ſemitiſche Sprache mitbrachten; ſo hält der Vf. ſich berechtigt, ſemitiſchen Stoff in der griechiſchen Sprache anzunehmen. — Dieſe hiſtoriſche Ausführung iſt mit Erklärungen alter Mythen durchwebt, wie bey Gelegenheit der Ogygiſchen Fluth, des Mythus der Menſchenſchöpfung durch den Prometheus. So verſucht der Vf. auch den Mythus vom Kronos und ſeinen Kindern hiſtoriſch zu erklären. Kronos war Anführer einer nach Kreta gewanderten Peleg'ſchen Colonie. Dieſer rückte eine Colonie des Stammes Regu (רְעוּ) nach, und verband ſich mit jener in einen Staat; (d. i. Kronos heirathete die Rhea). Aus dieſer Verbindung erwuchſen bald drey Staaten, jeder mit ſeinem Anführer, (dies die Söhne des Kronos, Pluto, Neptun und Jupiter) Kronos, beſorgt ſein Reich zu verlieren, unterdrückte ſie bald wieder; (d. i. er verſchlang ſie bald nach ihrer Geburt.) Allein die eine Parthey (des Jupiters) erhielt ſich im Stillen, hielt Zuſammenkünfte in unterirdiſchen Hölen, (d. i. ſeine Mutter, Gäa, verbarg ihn,) verſicherte ſich des Beyſtandes der beiden andern Partheyen, (Pluto's und Neptuns,) räumte den Kronos aus dem Wege, (d. i. warf ihn in den Tartarus) und nun theilten alle drey ſich in ſein Reich. Jetzt trat die Ogygiſche Fluth ein, Kreta wurde vom feſten Lande getrennt; der oberſte ſüdliche Theil (des Jupiters) blieb ganz übrig; Neptuns Reich gränzte jetzt ans Meer, und durch dieſe Lage zur Schiffahrt eingeladen, wurde er Beherrſcher des Meeres; Pluto's Reich verſank ganz, barg ſich im Schoofs der Erde, wo nun Pluto herrſchte. So ſtellt ſich der Vf. das Factum vor, welches Veranlaſſung zu dem bekannten Mythus von Kronos und ſeinen Söhnen gab. — Den Mythus vom Raube der Europa erklärt der Vf. ſo: Unter Agenor, König von Sidon, ſtellt er ſich keine einzelne Perſon, ſondern die ganze phöniciſche und kananitiſche Nation vor. Dieſe hatte im *Weſten*, an der Küſte des mittelländiſchen Meeres, jetzt Europa genannt, Colonieen ausgeſandt, und Ländereyen in Beſitz genommen. Dies Land nannte man von ſeiner Lage gegen Phönicien den *Weſten*, עֶרֶב, עָרָב. Daher der Name *Europa*, und nach morgenländiſcher Weiſe wurde dieſe Colonie die Tochter ihres Mutterlandes genannt; (d. i. Europa war eine Tochter Agenors.) Der neunte König in Kreta, Lapithas, führt auch die Beynamen *Jupiter* und *Taurus.* (שׁוֹר תּוֹר.) Dieſer raubte den Phöniciern ihre Beſitzungen an den Küſten, die ſie das *Weſtland*, עֶרֶב, nannten, (d. i. Jupiter in Geſtalt eines Stiers raubte die Europa.) Zur Beſtätigung der Erklärung des Namens von Europa führt der Vf. in der Vorrede noch den Ausdruck זְאֵבֵי עֶרֶב an, welches nicht *Wölfe des Abends*, ſondern des *Weſtens* heiſsen ſoll, Wölfe, die im Weſtlande, in Europa ſind, welche der Ruf, vielleicht übertrieben, als ſehr grimmig darſtellte. Es wäre dann ein ähnlicher Ausdruck, wie die Araber den *Greif* عنقاء مغرب, den *Greif des Weſtlandes* nennen. Indeſſen ſcheint Rec. jener Ausdruck doch mehr eine Gattung von Wölfen zu bezeichnen, ſo wie Sparrmann in ſeiner Reiſe nach dem Gebirge der guten Hoffnung erzählt, daſs man dort eine Gattung von Wölfen den *Abendwolf* nenne. — Nachdem nun der Vf. die hiſtoriſchen Beweiſe für den morgenländiſchen Urſprung der griechiſchen Sprache ausgeführt hat, ſo ſucht er an den Fürwörtern, an dem *verbo ſubſtantivo* und andern griechiſchen Wörtern verſchiedener Art ihren ſemitiſchen Urſprung zu zeigen. ἐγώ oder vielmehr das doriſche ἐγών und ἐγώνη ſoll mit einer leichten Verſetzung אָנֹכִי ſeyn, σύ oder das doriſche τύ, *attha* (אַתָּה mit verſchlungenem נ) *tha, ta.* In αὐτός ſey das αὐ aus הוּא oder dem aramäiſchen הוּ (*hau*) entſtanden, und τος ein bloſes Anhängſel. ἡμεῖς ſoll ehedem ἡμεῖς gelautet haben, und dies aus אֲנַחְנוּ (für אֲנַחְנוּ) gebildet ſeyn. In ὑμεῖς ſollen die erſten Buchſtaben ὑμ, der Urſtoff des Worts aus τυμ (אַתֶּם) corrumpirt ſeyn, ſo wie τούτου. ταύτης im Nominativ οὗτος, αὕτη und τοῦ, τῆς im Nom. ὁ, ἡ laute, und alſo das τ verloren habe. In dieſem τοῦτος, ταύτη ſey die erſte

erste Sylbe nur radical, und aus הו, הי, הי, welches man plattaramäisch mit ר, wie *du* aussprach, entstanden, *τος* aber blosse Formalendung der gebildeten griechischen Sprache. *ἐκεῖνος* ist offenbar aus *ἐκεῖ ibi* gebildet, welches mit *ἑκάς*, *ἐκαθεν* auf *einem* Stamm gewachsen. Diesen Stamm findet der Vf. in dem corrumpirten רחק, welches erst *ῥέκας* und mit verschlungenem *ρ*, *ἕκας* gäbe. *ὁ*, *ἡ* ist der hebr. Artikel ה, so wie auch *ὅς*, *ἥ*, *ὅ*, wobey das Endsigma blos griechische Termination ist. *τίς*, *τί* vielleicht aus זה, arabisch ذا, ذي oder mit aramäischer Aussprache די, vielleicht auch aus איש oder אנש, welches bekanntlich auch *aliquis* bedeutet, mit vorgesetztem *τ*. Eben so soll auch der Urstoff des Verbi *εἰμί* in den semitischen Fürwörtern zu finden seyn, da diese die Stelle des mangelnden Verbi substantivi vertreten. Es muss also *εἰμί* von אני herstammen, also ursprünglich *ἐνμι* gelautet haben, wie es in dem dorischen *ἦμι* noch sichtbar ist. Die übrigen Personen werden aus dieser ersten gebildet, und nicht mehr für so ganz semitisch erkannt. Das Augment in den abgeleiteten Temporibus vergleicht der Vf. mit dem *Vau conversivo*. Endlich liefert er noch auf 80 Seiten aus dem Buchstaben *α* ein Verzeichniss einzelner Wörter, in welchem er den semitischen Urstoff noch für erkennbar hält. Hier nur zur Probe diejenigen, welche am mehrsten für sich zu haben scheinen: *ἄνευ* vergl. אין, und folglich davon auch das sogenannte *α privativum*, oder *αν*. — *ἅμα* vergl. עם oder das Syr. ܥܡ. *ἀγαλλιάω* vergl. גיל; *ἀγαπάω* חבב; *ἀγείρω*, אגר; *ἀγέλη* גל arab. جال grex, *armentum*; *ἁδέω*, *ἁνδάνω* vergl. חדה chald. חדא *gavisus*, *laetatus est*; *αἰνέω* vergl. ענה in so fern es *loben* heisst. *αἴξ*, עז; *ἀμνός*, אמרא oder إمّر *ovis*, *agnus*. *ἀγγέλλω*, נגל arab. نجل *manifestam reddidit*, *evulgavit rem*, mit welchem נגר oder نجر, auch das äthiopische נגר verwandt seyn muss, wovon sich noch im Hebräischen אגרת, *der Brief*, erhalten hat. *ἄγχω* vergl. חנק; *ἀῤῥαβών* ערבון; *αὐλέω* חלל und *αὐλός* חליל. Zur Probe, wie der Vf. mit der Reduction hebräischer Wörter auf griechische verfährt, wo beide nicht zu harmoniren scheinen, mögen folgende Beyspiele dienen: *ἀγαθός* soll dem hebr. טוב und יטב seinen Ursprung zu verdanken haben; erst eine Versetzung des *γ* und *θ*: *ἀθαγός*, dann eine Verwechselung des *θ* mit *γ* (wie *γλέφαρα* dorisch für *βλέφαρα*), so hätte man *ἀταγός*: Ist nun *α* servil, so wäre *τα* blos radical, hebr. טב, טוב. Soll *α* auch radical seyn, so haben wir das orientalische יטב, welches auch in der Form אטב vorkommen konnte. Eben so wird *ἀνήρ* mit איש verglichen; *ἀνήρ* soll nämlich in alten Zeiten *ἀνδηρ* gelautet haben, folglich *ἀνδ* die Radicalbuchstaben seyn, deren letztes *δ* für *σ* steht, wie man dorisch *ἴδμεν* für *ἴσμεν* spricht. Demnach hätte man das semitische *ins*, *ens*, *ans*, hebr. איש (für אנש und אנש). *Ans* ward durch platte Aussprache zu *ἀνδ* und mit der griechischen Endung *ηρ*, *ἀνδηρ*, contrahirt *ἀνήρ*. — Obgleich man in dergleichen Ableitungen den Scharfsinn des Vf. nicht verkennen kann, so ist doch zu zweifeln, dass sie wegen der vielen willkührlichen Veränderungen einen ausgebreiteten Beyfall erhalten werden.

VOLKSSCHRIFTEN.

Nürnberg, im Verl. der Raw'schen Buchh.: *Der graue Mann* (,) eine Volksschrift. Herausgegeben von Dr. *Johann Heinrich Jung* (,) Hofrath und Professor in Marburg (,) sonst auch Heinrich Stilling genannt. Erstes Stück. 1795. 72 S. 8. (4 gr.)

Es gehört nicht wenig dazu, zu entscheiden, ob der Vf. der vorliegenden Schrift mit dem Leser seinen Spott treibe oder nicht. Wer in aller Welt sollte nicht glauben, dass er einen Thomas Münzer oder Schwedenborg habe zeichnen wollen, wenn er seinen grauen Mann auf folgende Weise auftreten lässt: „Ich „bin der Gesandte des Herrn aller Herrn und des Kö„nigs aller Könige, der sich jetzt gegen die Macht „der Finsterniss zum letzten Kampfe rüstet, und alle „seine Feinde endlich gewiss mit dem Schwerdt(e) „seines Mundes, welches ist das Wort Gottes (folg„lich sein eignes Wort) besiegen und überwinden „wird. — Der Herr, der mich zu euch gesandt hat, „will auch, dass ihr alle dorthin in mein Vaterland „reisen sollt. — — Die göttlichen Gerichte rücken „immer näher heran — Die Prediger erfüllen ihre „Pflicht nicht; sie sollten das Volk überzeugen, dass „die wahre Ursache aller göttlichen Gerichte und also „auch des gegenwärtigen Kriegs blos und allein dar„inn bestehe, dass man sich durch Gottes Güte nicht „zur Busse leiten lassen will, und dass er also auch „strenge Mittel versuchen müsse. — Die Prediger „sollten ihre Zuhörer auf das *grundlose* Verderben, „das in jeder menschlichen Seele *von Natur herr„schend* ist, aufmerksam machen." Ist es möglich, dass ein vernünftiger Mensch am Ende des 18ten Jahrhunderts solchen Unsinn aussprechen kann? — oder liegt wohl ein vernünftiger Sinn in folgenden Worten: „Das Wollen giebt Gott einem jeden durch die „gründliche Ueberzeugung von der Wahrheit des „Evangeliums, so bald er nur dies Wollen ernstlich „will. Dieses — *Will* — ist seine Sache und jenes „*Wollen* Gottes Sache. In einer andern Stelle sagt der Vf.: „Im Himmel hat man einen König, den Hn.

Christum und auch *andere untergeordnete Obrigkeiten*. Man kann leicht denken, dass sich der Vf. in Versen noch herzbrechender ausdrücken werde. Hier sind die Poben:

„Der Glaube siegt, wenn man des Creuzes Fähnlein führet
„Und bis aufs Blut sich in dem (den) schönen Kampf begiebt.

Soldaten und Prediger fallen in Ohnmacht, wenn der graue Mann mit seiner Donnerstimme sagt: „ihr seyd Kinder des Todes.“ — „Der Herr Jesus Christus „wird einen Blitz nach dem andern auf euch herab„schleudern, und euch in den Abgrund des ewigen Verderbens stürzen.“ — Wer sollte glauben, dass eine Brochüre, die solche Blasphemien enthalt, eine Volksschrift zur Beförderung der wahren Aufklärung seyn soll, und dass man sich nicht entblödet hat, den Namen *Jung*, Hofrath und Prof. in Marburg, auf den Titel zu setzen?

KLEINE SCHRIFTEN.

Litteraturgeschichte. *Gotha*, b. Perthes: *Johann Albrecht von Widmanstadt*, östreichischer Kanzler und grosser Orientalist; aus sichern Quellen bio- und bibliographisch dargestellt von *G. E. Waldau*, Antistes der Haupt- und Pfarrkirche zu St. Lorenz, Inspector der Predigtamts-Candidaten und der Kirchen- und Gelehrten-Geschichte Professor in Nürnberg. 1796. 96 S. 8. — Noch immer fehlen uns einige Hauptdata, die man nothwendiger Weise wissen müsste, wenn man eine sichere und zusammenhängende Biographie dieses merkwürdigen Mannes, der sich vorzüglich durch die Herausgabe des ersten syrischen N. Testaments verewiget hat, liefern wollte. Man hat sich deswegen bisher nur immer mit Bruchstücken behelfen müssen, die hin und wieder zerstreut angetroffen werden. Und diese hat denn nun der Vf. des gegenwärtigen Auffatzes zusammengetragen, und so in und miteinander zu verweben gesucht, dass sie jetzt bey ihm ein Ganzes ausmachen. Dass sich derselbe dabey meistens und fast durchgehends der eigenen Worte seiner Fragmentisten, die er S. 3 ff. grösstentheils selbst anzeigt, bedient habe, möchte ihm vielleicht bey einigen schärfern Censoren, als Rec. zu seyn pflegt, zum Vorwurf gereichen, und in der That hätten wenigstens ein und andere Stellen, wo die Verfasser jener Fragmente geradezu von sich selbst reden, etwas anders eingekleidet werden können, damit es nicht gar zu sehr in die Augen gefallen wäre, als hätte sich Hr. W. etwas zueignen wollen, das doch wirklich nicht sein ist. *Johann Albrecht Widmanstadt*, *Widmanstädter*, sonst auch *Lucretius* und *Aesiander* genannt, ist zu *Nellingen*, in dem Gebiete der Reichsstadt *Ulm*, im J. 1506, oder, wie andere wollen, 1507 geboren worden. Seine Aeltern sind unbekannt, doch mögen sie nicht unbedeutend gewesen seyn, da er Güter besass, die er vermuthlich von ihnen erbte. Ob das Wappen, das er führte, seiner Familie schon vorher eigen gewesen, oder ob ihm solches erst vom Kaiser *Carl V*, der ihn 1548 in den Reichsritterstand erhob, gegeben worden sey, ist ungewiss. *Gregorius Baulerus* war einer seiner ersten Lehrer in seiner Vaterstadt. Er zog aber bald nach *Tübingen*. Hier hatte er den D. *Jacob Jonas*, nachmaligen österreichischen Hof-Vicekanzler, dessen Tochter er geheirathet haben soll, zum Lehrer in der Rechtsgelahrtheit, und besonders im Hebräischen und Griechischen, wozu er von jeher eine ganz vorzügliche Neigung hatte. Nun eilte er nach Italien, wo er so glücklich war, an verschiedenen Orten Männer anzutreffen, durch deren Unterricht er seine Kenntnisse zu erweitern, und sich besonders in den morgenländischen Sprachen zu vervollkommnen, ja selbst als öffentlicher Lehrer theils in *Turin*, theils in *Neapel* aufzutreten im Stande war. So weit möchte in der Lebensgeschichte dieses Mannes das meiste so ziemlich in der Ordnung auf einander folgen. Allein seine übrigen Begebenheiten, besonders seine, wie es scheint, öfters veränderten Bedienungen, so wie seine Bekanntschaften am päbstlichen Hofe und mit verschiedenen Cardinalen müssen noch mehr aufgeklärt werden. Nach S. 16. soll er Gelegenheit gehabt haben, im Jahr 1529 im Gefolge Kaisers *Carl V* nach *Bononien* zu reisen; und S. 41. wird gesagt: seine ersten Dienste fielen unstreitig in die Zeiten, da er mit *Carl V* im J. 1529 nach Italien ging. Um diese Zeit war der Florentinische und Neapolitanische Krieg, in deren letzterem er unter dem bekannten *Garcias* zu Pferde, im erstern aber zu Fuss diente. Nach einem S. 7. angeführten Brief aus Rom von 1535 war er Secretär bey dem Cardinal von *Schonberg*, wobey bemerkt wird, dass er damals ein Jüngling von 24 Jahren gewesen sey. — Wie lässt sich dieses zusammenreimen? Nach dieses Cardinals Tode, der in das J. 1537 gesetzt wird, soll er bey dem Pabst selbst in Diensten, hierauf eine Zeitlang in *Siena*, und endlich in *Venedig* gewesen seyn, bis er nach Deutschland zurückkehrte. S. 46. finden wir ihn im J. 1543 in *Landshut*, wo er bey dem Herzog *Ludwig* von Baiern die Stelle eines Raths bekleidete. Nach S. 28. wäre er noch im J. 1552 in den Diensten des Bischofs zu Augsburg *Otto* gewesen, und doch soll er sich schon 1551 von öffentlichen Geschäften frey gemacht, und auf seinen Gütern in Schwaben privatisirt haben. Allein der um diese Zeit ausgebrochene verderbliche Krieg, durch welchen auch Schwaben sehr mitgenommen wurde, nöthigte ihn sammt seiner Frau und Kindern auszuwandern, und in K. *Ferdinand I* Staaten zu ziehen, der ihn Anfangs zu seinem Rath und nachher zum österreichischen Kanzler machte. Aber auch diese Stelle legte er 1556 wieder nieder, und verwechselte sie mit einer Domherrn-Stelle zu Presburg. Ob er schon 1558 oder später gestorben sey, ist ungewiss. Von dem endlich, nach vielen misslungenen Versuchen, durch die Unterstützung K. *Ferdinands* im J. 1555 glücklich zu Stande gebrachten Druck des syrischen N. Test. und von den Verschiedenheiten der noch vorhandenen Exemplare dieser Ausgabe hat der sel. D. *Hirt* zu *Wittenberg* im I. u. V. Band seiner oriental. und exegetischen Bibliothek, die beste Nachricht gegeben. Seine Büchersammlung, die sehr ansehnlich gewesen seyn muss, befindet sich zu *München* in der kurfürstlichen Bibliothek.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 29. März 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, i. d. Müllerschen Buchh.: *Italienische medicinisch-chirurgische Bibliothek, oder Uebersetzungen und Auszüge aus den neuern Schriften der italienischen Aerzte und Wundarzte.* Herausgegeben von *D. C. Weigel.* II. Band zweytes Stück, nebst Regifter und 1 Kupfertafel. 1796. 218 S. gr. 8. ohne das drey Bogen ftarke Regifter. (16 gr.)

Hier fährt Hr. D. *Weigel*, ohne fernere Beyhülfe Hn. D. *Kühns*, fort, diefe Auszüge herauszugeben, und die Auswahl gewinnt im Ganzen immer mehr an Zweckmäfsigkeit, fo wie die Anmerkungen des Herausgebers an literarifcher und praktifcher Güte zunehmen. Doch wäre etwas mehr Abkürzung weitfchweifiger Auffätze noch immer zu wünfchen: S. 14. *L. Franks Heilung einer Wafferfucht.* Der gewöhnlich allzu fchwachen harntreibenden Arzneyen müde, gab er, aufser Mohnfaft, einem Kranken mit Attich- und Hollunderrhob in erhöheten Gaben Jalappe, fo dafs auf den Tag endlich eine halbe Unze kam, — endlich noch ein Zufatz von Gummigutte bis zu 30 Gran täglich. Diefe Arzneyen wirkten blofs als Reizmittel, nicht als Purganzen. Das Waffer flofs durch die Harnwege bis zur Genefung. Das Durandfche Mittel gegen Gallenfteine, aus Vitrioläther, Terpenthinöl, Münzwaffer und Eidottern, half (S. 19.) in einem Falle. — S. 22. *Han. Parea über Verrenkungen des Schenkelbeins.* Die eine Verrenkung war auf- und hinterwärts. Auf dem Tifche liegend und feftgehalten ward dem Kranken der Oberfchenkel (mit gebognem Knie) fenkrecht aufwärts durch vier Hände glotzlich gerückt; die Einrichtung war auf einen Zug vollendet. Ein andrer ähnlich ausgerenkter Oberfchenkel ward fchief aufwärts (S. 25.) angezogen und fo eingerichtet. Bey diefer Biegung erfchlaffen die Muskeln; welches bey ausgeftreckter Lage fo fchwer zu bewirken ift. — S. 28. *J. Flajani's über die Einrichtung des Oberbeins ohne Mafchine.* Die Verrenkungen nach vorne und unten fcheinen die gewöhnlichften zu feyn. Er erfchlafft die Muskeln durch Aderläffe (mit grofser Oeffnung) bis zur Ohnmacht, und dann fey die Einrichtung leicht. — S. 41. *Ebend. Vom Wafferkopfe.* Ein innerer und äufserer Wafferkopf (S. 48.) durch aufgelegten Meerzwiebelwein geheilt. — S. 50. *Ebend. Ueber die Heilung des Nagelgefchwürs.* Seine Erfahrung hat ihm Umfchläge von verfüfstem Vitriolgeifte und die Auflegung einer kamphorirten Queckfilberfalbe als das hülfreichfte gezeigt. (Etwas weitfchweifig erzählt!) — S. 61. *L. M. A. Caldani über die Folgen des verfchluckten Glafes.* Fein und grob geftofsenes, ja felbft nur zerkauetes Glas hat einem jungen Menfchen, dem Vf. felbft, und einem andern Arzte (Mandruzzato) auch in gröfserer Menge verfchluckt, keinen Nachtheil verurfacht. Es fey gar nicht giftig zu achten. Diefer Ausfpruch könnte aber zu fchädlicher Nachläfsigkeit verleiten, wenn man nach unvorfichtiger Verfchluckung von Glafe vorzüglich bey nüchternem Magen, ölige, fchleimige und breyartige Mittel drauf zu geben unterlaffen wollte. — S. 66. *J. B. Paletta, Anwendung der Mazzonifchen Sprütze in der Colica ftercorea.* Sie hat viel Aehnliches von einer Feuerfprütze mit doppeltem Stiefel. Wenn man vier Pfund laues Waffer eingefprützt hat, wartet man ein wenig und fährt dann fort, bis der Kranke eine Vollheit fpürt. Man läfst ihn in Ruhe und fprützt eine Viertelftunde darauf wieder ein, und dann fofort alle fünf Viertelftunden. Man nimmt Bähungen zu Hülfe. Das übelriechend oder mit Koth abgehende Waffer ift ein günftiges Zeichen. Ein glücklich damit behandelter (fchlimmer) Fall. Die Gegenwirkung der Tulpifchen Klappe (S. 74.) läfst fich ohne Gefahr überwinden. Noch drey (S. 76. 77. 79.) glückliche Fälle. Auch zur Todtung der Würmer fchlägt er fie vor. S. 83. *Pet. Frank, nützliche Verbindung des Mofchus mit Mohnfaft gegen trocknen Brand.* Drey Gran des erftern mit zwey Gran des letztern thaten mehr als vorher 14 Gran des letztern allein (mit ungünftigen Zufällen). — S. 85. *P. Moskati, über die Verhärtung des Zellgewebes bey Kindern.* Innerlich angewandten Aether oder verfüfsten Vitriolgeift fahe er am hülfreichften. Er fand oft Leberverhärtungen in den Leichnamen. Zeichen der Befferung war eine Art Schwämmchen auf der Zunge. (S. 87.) Ein täglich getrunkenes Dekokt von einer Unze gequetfchten Leinfamen gegen Gicht. Es ward doch auch China dazwifchen gebraucht und Klyftire. — S. 89. *K. F. Fontana, anatomifche Bemerkungen.* Die Samenthierchen in den Samenbläschen wären von gleicher Art als die man in den Samengängen, Hoden und Nebenhoden finde; erftere wären alfo wahre Samenbehälter. Der Interkoftalnerve entfpringt nicht vom fechften Paare; es ift gar keine Verbindung dazwifchen. Es werfen fich blofs Fäden vom erftern auf die Scheide des letztern. — Das nicht mehr fchlagende Herz wird zur Bewegung gebracht, wenn der eine Theil des Muskels auf ein Stück Zink (nicht, wie hier als Druckfehler fteht, Zucker), das andre auf ein Stück Spiesglas (Metall?) gelegt und beide Halbmetalle mit einem Konduktor in Verbindung gefetzt werden. Dies gelingt, wenn auch

auch das Herz in Stücken geschnitten ist; auch nervenlose Thiere, Regenwürmer und Insekten ziehen sich davon zusammen. — S. 94. *M. Rossi über die Absonderung und den Uebergang der Galle in die Blase.* In einer Leiche fand der Vf. den Theil, wo der Blasengang sich mit dem Lebergange zu verbinden im Begriff war, mit einem Steine verstopft und die Blase so klein, dass sie fast unsichtbar war. Aus dieser Wahrnehmung, so wie aus nachgängigen anatomischen Einsprützungen schliesst er, dass *Haller* recht hat, wenn er die Gallblase blos für einen Behälter der Galle ansieht, die aus der Leber durch den Lebergang und dann rückwärts durch den Blasengang ihr zugeführt wird. — S. 100. *Vasalli über die Folgen von Aufblasung der Haut mit Gasarten.* (Noch sehr unreife Versuche.) — S. 105. *M. de Macchi von den Folgen einer Zurückhaltung des Samens wegen Rigidität des Duktus ejaculatorius.* (Ein merkwürdiger, belehrender Fall.) — S. 110. *P. Assalini's Staaroperationsschnepper;* denn so kann man das hier beschriebne und abgebildete Staarschnittsinstrument nennen, eine Aehnlichkeit von dem Guerinschen. Er setzt es einige Tage vorher mehrmals an, um das Auge an den Druck des Werkzeugs zu gewöhnen. — S. 129. *A. Scarpa's anatomisch - physiologische Bemerkungen.* Blofs der Zungennerve des sechsten Paares und nicht der Glossopharyngaeus giebt die Geschmacksnerven her. Zwey Fälle von Kranken (S 132.), bey denen die Bewegung der Zunge und die Sprache verloren, der Geschmack aber sehr fein war. Die krampfhaften und schmerzvollen Krankheiten der Lungen (S. 137.) haben ihren Sitz in den Luftröhrästen und dem Stamme derselben; daher die Pneumonie richtiger Bronchitis genannt wird. Der gröfste Schmerz der Lungensubstanz, deren Nerven klein und schwach sind, ist ein drückender, stumpfer. — S. 139. *J. Tumiati über die Hodenhäute und die Veränderungen des Hodens vor und nach der Geburt.* (Ein für die Absicht dieses Journals viel zu weitschweifiger, mit einer Menge Hypothesen durchwebter Aufsatz, die der Herausg. zum Theil berichtigt.) — S. 204. *J. V. Zeviani, Leichenöffnung eines Weintrinkers.* Merkwürdig. Ein Loch in dem skirrhösen Magen, wodurch die erweiterte Milz eingetreten war. Unthätigkeit, anhaltender Verdrufs, Magenschmerzen, Kolik und endlich Melancholie waren die Vorgänger. Beyläufig von einer am Grimmdarme angewachsenen, geschwürigen Niere, die ihren Eiter in erstern ergossen hatte. — S. 210. *G. Villa, von einer Magenentzündung* durch (zwey Loth) Salpeter (nach einer vorhergegangenen Halsentzüudung. — S 213. Von *Ebend. Eine Wasserscheu,* nach Queckfilber, Moschus und Mohnsaft dennoch tödlich. Die Eingeweide der Brust fand man alle sehr trocken, den Kopf gesund; nirgends Entzündung. — Das sehr vollständige Register vermehrt die Brauchbarkeit dieser beiden ersten Bände.

Mannheim, b. Schwan u. Götz: *Grundsätze über die Behandlung der Krankheiten des Menschen,* zu akademischen Vorlesungen bestimmt, von *Johann Peter Frank,* S. K. K. Ap. Maj. des politischen und ökonomischen Magistrats zu Mayland Rathe, der medicinischen Facultät und Spitaler in der östreichischen Lombardie Vorsteher. des Spitals in Pavia zum h. Mathias Oberaufseher, der besonderen Heilkunde und Klinik auf der Universität zu Pavia ord. öff. Lehrer, verschied. Gesellschaften Mitgliede etc. *Erster Theil von den Fiebern.* Unter eigener Aufsicht des Hn. Verfassers aus dem Lateinischen übersetzt. 1794. 184 S. — *Zweyter Theil von den Entzündungen.* 1794. 303 S. *Dritter Theil von den hitzigen Ausschlagen.* 1795. 271 S. gr. 8.

Der Ueberfetzer ist weder mit den Sprachen, noch mit dem Gegenstande, von dem das Buch handelt, bekannt; denn ungeachtet auf dem Titelblatte steht, dass er unter der eigenen Aufsicht (aber ganz gewifs nicht mit dem Beyfall) des Vf. übersetzt hat, so hätte doch kaum die schlechteste unserer Uebersetzungsfabriken eine elendere Arbeit liefern können. Beweise davon findet der Leser auf jedem Blatte. Wir wollen hier nur ein paar Beyspiele anführen. §. 109. *Nunc morbo per horas ingravescente, matutinae vix non disparent remissionis vestigia.* „*Nun nimmt die Krankheit stündlich zu, bis endlich gegen Morgen, die Spuren des Nachlasses fast ganz verschwinden.*" — *Arteriae, vix plenae, sed contractae, celeriter moventur; urinae paucae, crassiores, foetidaeque, nesciente agroto, cum alvo liquidiori, virescente, aeruginosa, vel brunea, olidissima, deponuntur.* „*Die kaum vollen, sondern zusammengezogenen Schlagadern bewegen sich schnell; ein weniger, etwas dicker, stinkender Harn, und ein flüssiger, grünlichter, Grünspanähnlicher, oder brauner, sehr ölichter Unrath, gehen unwissend von den Kranken ab.*" — Die zwey folgenden Theile sind etwas besser übersetzt, aber noch bey weitem nicht so wie das vortreffliche in unserer Zeitung (Jahrgang 94. Nr. 212. 213. und Jahrg. 95. Nr. 115.) mit gebührendem Lobe angezeigte Original es verdient hätte.

Kopenhagen, b. Proft: *Friedrich Ludwig Bang* (s), erster (en) Arzt (es) am Friedrichs - Hospital, und designirter (en) Professor (s) auf der Universität zu Kopenhagen, *medicinische Praxis, systematisch erklärt und mit ausgewählten Krankengeschichten aus dem Tagebuche des Friedrichs - Hospitals erläutert.* Aus dem lateinischen übersetzt und mit einem Register versehen von D. *Friedrich Adolph Heinze.* 1791. 762 S. 8.

Das Werk selbst ist ein Handbuch für die ausübende Arzneywissenschaft, nach Fr. Boissier de Sauvages Ordnung, mit kurzer Beschreibung der Krankheiten, Angabe der vornehmsten Arten jeder Gattung, den diagnostischen und prognostischen Kennzeichen, und der Heilung. Das Princip der Heilung ist nicht überall auf die Gesetze der allgemeinen Therapie gegründet, daher dieses Werk leicht zu der ohnehin in unsern Tagen so

sehr

sehr gestiegenen Empirie führen könnte; wobey noch zu bemerken ist, dass dieses Werk für diejenigen vorzüglich geschrieben ist, welche die praktische Medicin unter Anleitung des Vf. in dem Krankenhause zu Kopenhagen lernen wollen, um die Lehrsätze und Theile der praktischen Heilkunde, die sie bey den klinischen Uebungen nur hin und wieder, unvollständig und ohne Zusammenhang hören, in dem Buche wiederholen zu können. Die Uebersetzung gehört unter die mittelmäsigen Arbeiten dieser Art. Dass der Uebersetzer der deutschen Sprache nicht mächtig sey, zeigt schon der fehlerhafte deutsche Titel.

GESCHICHTE.

HALLE, b. Hemmerde: *Historisch-statistische Uebersicht der merkwürdigen Europäischen Staaten aus dem Gesichtspunkte des allgemeinen Staatszwecks*, entworfen von *Christian Dan. Voss*. 1795. 1 Alph. 5 Bog. 8. (1 Rthlr.)

Hr. Rath *V.* hatte laut der Vorrede die Absicht, den Lehrern der obersten Classe in den Schulen, und für den ersten Cursus auf Akademieen ein Lehrbuch zu liefern, nach welchem sie eine solche Uebersicht der Geschichte und Statistik der vornehmsten Staaten, aus dem angegebenen Gesichtspunkte vortragen könnten. Endlich will er auch den bereits Unterrichteten durch dieses Buch die Vergleichung der verschiedenen Staaten, in Hinsicht jenes Gesichtspunkts erleichtern. Er spricht von diesem Versuche in der Vorrede mit Bescheidenheit, und Rec. verkennt das viele Gute, welches das Buch enthält, keinesweges, muss aber doch gestehen, dass er mit dem Zwecke gar nicht, und mit der Ausarbeitung nicht überall zufrieden seyn kann. Was ist sein Zweck? *In der Geschichte:* zu zeigen, wie die höchste Gewalt in einem jeden europäischen Staate, und in einem jeden Zeitpunkte durch innere und auswärtige Unternehmungen entweder richtig und mit Glück die Erreichung des höchsten Staatszwecks; das höchste Wohl, dessen die Gesellschaft fähig ist; befördert, oder wie sie demselben entgegen gearbeitet habe. *In der Statistik:* darzuthun: in wieferne *jetzt* in einem jedem Staate dieser Staatszweck erreicht, oder verfehlt sey. Und wem will der Vf. diese erhabensten Untersuchungen der Geschichte vortragen? Primanern, oder angehenden Studenten, denen es an allen möglichen Vorkenntnissen fehlt, den Lehrer zu verstehen! Und wer sollen diese Lehrer zum wenigsten zum Theil seyn? Schulmänner, von denen man dieses tiefe Eindringen in die Geschichte weder erwarten noch fodern kann, ja denen es selbst nicht gut wäre, wenn sie es sich erwürben, da es das ganze gelehrte Leben eines Mannes erfodert, und sie von dem, was man hauptsächlich von ihrem Unterrichte fodert, zu sehr durch dieses specielle Studium der Geschichte zurück gehalten werden würden, der Nothwendigkeit einer sehr grosen Büchersammlung, die eine solche Kenntniss der Geschichte und Statistik voraussetzt, nicht einmal zu gedenken. Sollte indessen auf dieses alles nicht Rücksicht genommen werden, und wollte man behaupten, dass ein solcher Unterricht auf Schulen thunlich, und für Schüler und angehende Studenten nützlich wäre; so müsste denn doch das Buch, nach welchem er ertheilt werden könnte, von anderer Beschaffenheit seyn, als das gegenwärtige. Denn in der Geschichte ist viel zu wenig Rücksicht auf diejenigen Begebenheiten genommen worden, wodurch der höchste Staatszweck entweder am mehrsten befördert wurde, oder hätte befördert werden können. Am besten ist dieses in der preussischen Geschichte geschehen, und doch ist auch hier manches nicht erwähnt, was unmittelbar auf den letzten Staatszweck hinzielte; z. B. die Aufnahme der französischen Reformirten, der Fürstenbund, das neue Gesetzbuch. Von dem, was von des Czars Iwan II Regierung gesagt wird, hätte vieles wegbleiben können, wenn anstatt desselben, dieses Prinzen (der den Liefländern mit deswegen den Krieg ankündigte; weil sie Karl V verhinderten, ihm eine Kolonie Handwerker und Künstler zu senden,) Bemühungen um Russlands Kultur angeführt wären. Wie kann man sagen, dass ein Buch dem Lehrer Anleitung geben soll, die Geschichte aus dem Gesichtspunkte des allgemeinen Staatszwecks vorzutragen, in welchem gar kein Wink von dem falschen Gebrauch gegeben wird, den die Spanier von Amerikas Entdeckung machten? Die Statistik, der zweyte Abschnitt, in der Uebersicht eines jeden Landes, ist zu kurz und oberflächlich, als dass ein solcher Leitfaden etwas zur Erreichung der Absicht des Vf. beytragen könnte. Eher würden wir es empfehlen, wenn ein junger Hofmann, ein Officier, oder ein Kaufmann einen allgemeinen Unterricht über Geschichte und Staatsverfassung der vornehmsten Länder zu erhalten wünschte, der ihn das lehre, worauf er zu sehen hätte, wenn er ausführliche Geschichtsbücher, statistische Nachrichten oder Reisebeschreibungen lieset. Denn man kann Hn. *V.* einen richtigen historischen Blick, gesunde Beurtheilungskraft und eine liberale Denkart keinesweges absprechen, und diese Eigenschaften herrschen auch durch das ganze Buch. Aber die Erfahrung wird ihn lehren, dass, wie es überall jetzt ein schweres Unternehmen ist, bey dem jetzigen Vorrathe guter historischer oder statistischer Vorlesebücher ein neues zu schreiben, sich die Schwierigkeiten noch ungemein vermehren, wenn man dabey sich einen speciellen Zweck vorsetzt und ankündigt. Historische Talente, welche er allerdings besitzt, reichen dazu nicht hin; sondern man muss damit den geduldigsten und mühsamsten Fleiss verbinden. Nicht nur kann dadurch allein die Arbeit das Lob der Zweckmäsigkeit erhalten, sondern es werden auch kleinere Beweise der Flüchtigkeit vermieden, dergleichen hier selbst in der preussischen Geschichte anzutreffen sind. So steht z. B. S. 38.: der grosse Kurfürst habe bey seinem Regierungsantritt ein Land erhalten, das nur anderthalb tausend Quadratmeilen gross gewesen sey, und habe seinem Sohne einen Flächenraum von

beynahe viertehalb tausend Quadratmeilen hinterlassen. Allein das preussische Land machte bey Friedrich des Grossen Absterben nur 3600 Quadratmeilen aus, nachdem Pommern, Schlesien, Ostfriesland und Westpreussen dazu gekommen waren. S. 47. treffen die einzelnen Zahlen des Flächeninhalts besondrer Theile des Staats, nicht mit der angegebenen Summe des Ganzen zu.

Berlin, b. Matzdorf: *Lehrbuch der Geschichte* für junge von Adel welche zu Staats- und Kriegsgeschäften erzogen seyn wollen. Von *Th. J. Ditmar*, Professor am vereinigten Berlinischen und Cöllnischen Gymnasium. 1791. 612 S. und 3 Bog. Reg. und Vorrede. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wie das Buch zu dem Titel gekommen sey, wird niemand errathen, wenn er beide besonders vor sich nimmt. Das Buch selbst hat der nun verstorbene Vf., ohne dass es, wie der Schmuztitel sagt, *erster Theil* zu seyn brauchte, *über die Staatsverfassung des deutschen Reichs* betitelt. Seine Absicht ging dahin, der adelichen Jugend ein Buch in die Hände zu geben, woraus sie, selbst ohne mündlichen Unterricht, und noch vor dem Eintritt in ein Gymnasium, oder in das Cadettenhaus, mit der Staatsverfassung des deutschen Reichs sich bekannt machen könnte. Zu dem Ende ist das Buch auch in 48 Lectionen vertheilt und einer jeden eine Reihe Fragen angehängt worden, welche zur Selbstprüfung und Wiederholung dienen sollen. So gern wir nun die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der vaterländischen Geschichtkunde für jeden gebildeten Deutschen zugeben, so sehn wir doch nicht ab, wie ein Landjunker ohne Lehrer daran Geschmack finden, noch weniger, wie er sich selbst gerade aus einem Buche wie dieses für den ersten Anfang belehren solle. Ob man gleich dem Vf. Kenntnisse, Fleiss und eignes Nachdenken nicht absprechen kann, so stösst man doch hier von der ersten bis zur letzten Lection auf eine Menge einseitiger Vorstellungen, Hypothesen, schiefer Angaben, Unwahrheiten und Misgriffe. Wie Reichsunmittelbarkeit, Standschaft und Lehnsabhängigkeit von einem andern Reichsstande mit einander bestehen können; was der kaiserlichen Hoheit, was der Landeshoheit wesentlich sey; wie die Rechte der Kirchenpartheyen nach Gesetzen und Herkommen sich verhalten, was eigentliche Rechte der Reichsvicarien, was blosse Prätensionen sind — u. s. w. darüber wird kein Lehrling hier sich gehörig belehren können. Auch finden sich solche Fehler hier desto mehr, da sich der Vf. nicht bloss auf die gegenwärtige Verfassung eingelassen hat, sondern auch zugleich *den Ursprung* derselben hat darstellen wollen. Wenn nun z. B. jemand fragt, wie Landeshoheit, Reichsstädte und Reichsritterschaft aufgekommen sind, so erhält er von Hn. D. folgende Antwort: „In der „Mitte des 13ten Jahrh. fingen die Grafen auch an, den „Gerichtsbezirk, der ihnen endlich erblich verliehen „worden war, für ihr Eigenthum anzusehen, behielten die kaiserlichen Einkünfte zurück, behandelten „ihre Untergebnen wie Unterthanen, liessen sich von „ihnen huldigen u. s. w. und rissen dem Kaiser den „Besitz, die Gerichtsbarkeit, die Regierung und die „Einkünfte des Landes aus den Händen." Das wollten nun manche Städte und Edelleute nicht leiden und — wurden darüber Reichsstädte und Reichsritter. Noch mehr — und das erinnert Hr. D. zweymal — nun trauten sich aus bösem Gewissen diese Herren nicht auf die Reichstage dem Kaiser unter Augen zu kommen und so überkamen die Erzbeamten das Kurrecht u. s. w. Den Ursprung der Reichsmatrikel setzt er muthmasslich ins Jahr 1431, und die Römermonate lässt er dem Kaiser zur Entschädigung bewilligen. Unter deutscher Kirche versteht er, trotz Hn. P. *Holl!* die katholische Hälfte und hinterher, wird nur von den Evangelischen gehandelt, ohne übrigens nur mit drey Worten, den wesentlichen Unterschied zwischen beiden Hauptkirchen anzugeben. Die Nuncien von Brüssel und Lucern werden nicht erwähnt, dafür aber die Herrnhuter (warum denn diesen Namen?) zu böhmischen Brüdern und zu einer vom Protestantismus verschiedenen Secte gemacht. — Wir würden uns dieses auszuheben nicht entschlossen haben, wenn die Pflichten gegen die lebende adeliche Jugend und gegen die Wahrheit nicht stärker wären, als gegen die literarische Achtung eines sonst verdienten Mannes!

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Nürnberg*, in der Raspeschen Buchh.: *Unterweisung im Landschaftmahlen und Prospectzeichnen, nebst den Hauptregeln der menschlichen Theile, für angehende Liebhaber und Anfänger im Zeichnen und Malen*, mit Kupf. 1796. 31 S. 8. (16 gr.) Der Vf. schrieb, laut seines Vorberichts, theils irrigen Begriffen und Urtheilen über Malereyen und Zeichnungen zu begegnen, theils wirkliche Kenntnisse und bessre Einsichten zu befördern, und hofft, dass es Allen, die sich in dieser Kunst üben, und sich mit derselben bekannt machen wollen, angenehm seyn werde. Im Werke selbst ist aber weder etwas Angenehmes noch Vorzügliches zu finden, man müsste denn die Kürze dafür nehmen. Er handelt in 2 Bogen Landschaft und Prospectmalerey nebst den Maassen des menschlichen Körpers, welche aus Preislers Werke ausgeschrieben sind, kurz ab. Die Kupfer sind ebenfalls aus Preisler copirt. Die 4 mit bunten Farben überstrichenen Landschaften, wovon Nr. 1) einen Morgen und Frühling, ländlich; 2) einen Sommer und Mittag, felsicht; 3) einen Winter und Abend, dorfartig; 4) einen Herbst und Nacht, waldigt — vorstellen sollen, sind unter aller Kritik. Das Wahrste, was er in seinem Werkchen sagt, ist: „Man halte sich fleissig an die Mutter Natur selbst, „so wird man finden, was man sonst (bey ihm) nicht fand."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 30. März 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

JENA, im Academischen Lese-Institut, und LEIPZIG, b. Barth; *Briefe über die Perfectibilität der geoffenbahrten* (geoffenbarten) *Religion. Als Prolegomena zu einer jeden positiven Religions-Lehre, die künftig den sichern Gang einer vestgegründeten Wissenschaft wird gehen können,* (?) 1795. XXIV S. Vorrede 8 S. Inhalts-Anz. und 368 S. Text. (1 Rthlr.)

Die zufällige Verspätung der gegenwärtigen Beurtheilung überhebt uns der Nothwendigkeit, von dem Inhalte dieses dem Publicum bereits bekannten, und in mehrern kritischen Blättern beurtheilten Buchs einen umständlichen Auszug zu geben. Daher über den Gegenstand, den Gang und die Resultate der darinn geführten Untersuchungen nur einige Erinnerungen. Die Haupt-Idee ist nach des Vfs. mannichfaltig wiederholter, ja, für die nöthige philosophische Bestimmtheit, vielleicht nur zu sehr mit den Ausdrücken wechselnder, und mit Nebenbegriffen überladner Erklärung bekanntlich diese: „die geoffenbarte insbesondere die durch Christum mitgetheilte Religion „ist, nicht nur subjectiv, als in den Gemüthern ihrer „Verehrer befindliche Erkenntnifs und Gesinnung, „sondern auch als objectiver Grund jener Kenntnifs „keiner absoluten Vollkommenheit theilhaftig, über„all nichts Feststehendes und Unabänderliches, son„dern etwas Fortschreitendes und Wachsendes, einer „steten Vervollkommnung, Fähiges und Bedürftiges — „ihre Perfectibilität besteht eben in der Eigenschaft, „dafs sie in sich selbst, das Principium oder die be„stimmte Möglichkeit einer unausgesetzten Fortbil„dung und Entwickelung hat."

Für diesen Hauptsatz bringt der Vf. mehrere Beweise bey, begegnet verschiedenen Einwürfen, und beschreibt den vortheilhaften Einflufs von jenem Grundsatze, auf eine veränderte Beschaffenheit der christlichen Theologie in ihren verschiedenen Zweigen, und der unter Christen herrschenden religiösen Denkart überhaupt. Die ganze, die ist, wie bekannt, nicht neu, sondern nach des Vfs. eignem Geständnifs von Semler und Jerusalem schon nachdrücklich angedeutet, und von Lessing, nach ihm aber von Döderlein, und mehrere zu geschweigen — von Teller noch bündiger ausgeführt worden; liegt auch der gegenwärtig unter dem liberalern Theile des theologischen Publicums herrschenden Denkart durchgängig zum Grunde. Ob sie durch des Vfs. eigenthümliche Darstellung, der wir übrigens das Verdienst der Eindringlichkeit, ja selbst — manche Wiederholungen und lästige Weitschweifigkeiten abgerechnet — einer gewissen Eleganz und einer vertrauten Bekanntschaft mit älterer und neuerer theologischer Wissenschaft nicht absprechen, an Deutlichkeit, Bestimmtheit und Brauchbarkeit viel gewonnen habe, dürfte manchen erheblichen Zweifeln ausgesetzt seyn. Schon in seiner wortreichen Erklärung der Sache, und Exposition seines Thema finden sich manche disparate nichts weniger als synonyme, und unter einen Begriff zu befassende Merkmahle vereinigt. *Nicht absolut vollkommen*, und *der Vervollkommnung* fähig sind keinesweges, wie der Vf. anzunehmen scheint, gleichgeltende Begriffe; denn es giebt gar viele Dinge, die wenn gleich an sich sehr unvollkommen, doch so wie sie nun einmal gegeben sind, wenn sie nicht aufhören sollen zu seyn, was sie sind, weiter keiner Veränderung und Vervollkommnung fähig sind. Eben aus dieser Verwechselung aber ist ein beträchtlicher Theil der unläugbaren Unbestimmtheit in den Behauptungen der gegenwärtigen Schrift entstanden. Auch wäre zu wünschen gewesen, dafs sich der Vf. über den Begriff der Vollkommenheit und Unvollkommenheit in Beziehung auf Religion bestimmt und kurz erklärt hätte. Denn soll z. B. die Behauptung, dafs die durch Jesum bekannt gemachte Religion nichts Feststehendes und Unabänderliches sey — auf alle einzelnen Bestandtheile und Lehrsätze derselben ihrer Materie nach ausgedehnt werden: so ist sie offenbar übertrieben. Zudem ist es auch ein der eigenthümlichen Bestimmung und Unterscheidung, des Vfs. ganz fremdes Merkmal, dafs die geoffenbarte Religion nicht blofs *Instrument*, sondern auch *Object* der Vervollkommnung sey, dessen Zweydeutigkeit selbst, durch seine beygefügten Erläuterungen nicht verschwindet: denn auch diejenigen, welche blofs an eine Vervollkommnung der subjectiven Religion denken, geben eben dadurch zu, dafs sie in ihrem Sinne nicht nur Instrument, sondern auch Object der Vervollkommnung sey. — Ueberhaupt aber scheint eben die eigenthümliche hier durchgängig zum Grunde liegende Ausdehnung der Perfectibilität in des Vfs. Sinne auf die geoffenbarte Religion als *ein gegebenes Object* in der Sache weit mehr zu verwirren, als aufzuklären. Wenigstens ist es sonderbar, dafs die von ihm für die Art, wie er seinen Grundsatz bestimmt, beygebrachten Beweise gröfstentheils blofs die Möglichkeit und Nothwendigkeit der *subjectiven*, aus irgend einer Offenbarung entlehnten Religion erhärten, aber nichts für ihre *objective* Perfectibilität in dem Sinne dieser Schrift beweisen; oder wenn diese daraus ge-

folgert werden, follte, zu viel beweifen, und zum Theil auf widerfinnige Confequenzen führen würden. Denn dafs die Vernunft und Vervollkommnungsfähigkeit des Menfchen ihm verbietet, fich in Anfehung feines Wachsthums in religiöfen Einfichten, Feffeln anlegen zu laffen, und dergleichen Hinderniffe Gottes Abfichten felbft entgegen feyn würden; dafs temporare Mittheilung, abfolut vollkommner Einfichten (die etwas lediglich fubjectives find) unmöglich feyn foll, (in diefem transfcendental klingenden Argumente fcheint wirklich etwas mit Worten gefpielt zu werden.) — dafs die Schrift (in einem eignen fo viele willkührliche und aufserchriftliche Satzungen judaifirenden Lehrer jener Zeit angehenden Zufammenhange) felbft ermahnet: „Alles zu prüfen, und das Gute zu behalten, (welches letztere, wenn auch als unverbefferlich angenommen, um fo mehr Prüfung verdiente und bedurfte, fie um fo weniger zu fcheuen Urfach hatte,) — dafs Offenbarung gleich jedem andern Unterrichte, in ihre Lehrlinge nicht fo fort ein Ganzes vollendeter Erkenntnifs hinein zaubern, fondern fie erft auf den Weg dazu leiten kann, — hat weiter nichts zur Folge, als dafs kein Menfch zu irgend einer Zeit, das abfolut höchfte Ziel von fubjectiver Erkenntnifs fowohl einzelner Wahrheiten irgend einer Art als ihres Zufammenhanges erftiegen zu haben, fich dünken laffen folle, keinesweges aber, dafs nicht gewiffe Begriffe, Sätze und aus ihrer Verbindung entftandne Syfteme das Gepräge der abfoluten Wahrheit, Bündigkeit und Vollftändigkeit, alfo Vollkommenheit (dergleichen man aufserdem auch der reinen Mathematik, Logik und Transfcendental-Philofophie nicht nur im Ganzen, fondern auch ihren einzelnen Beftandtheilen nach abfprechen müfste,) haben könne, und eben fo wenig, dafs die mehr oder weniger elementarifchen Lehrfätze, welche einem Schüler beygebracht werden, nicht abfolut wahr, alfo feftftehend und unveränderlich feyn können, wenn gleich das Maafs der Receptivität des letztern noch in feinem erften Wachsthume befindlich ift, und der Lehrer, der z. B. mit ihm Euklids Elemente durchgeht, fich nicht beygehen laffen wird, ihn fo fort durch feinen Unterricht, in einen Käftner oder Lambert umfchaffen zu wollen. Was ferner den Grund, der von der Gefchichte der Offenbarung vor Chrifto, durch ihn und nach ihm hergenommen ift, anlangt, dafs ehemals in den Religions-Einfichten der Menfchen viele in der Schrift felbft als gangbare Religion vorkommende, und durch das Chriftenthum widerlegte Mängel und Irrthümer Statt gefunden hätten; wie alfo nun voraus zu fetzen fey, dafs dergleichen in dem Chriftenthume völlig abgethan, alles hier abfolut vollkommen und unverbefferlich gewefen feyn follte; da felbft Chriftus, der, wie fern er gelehrt habe, nur als Menfch betrachtet werden müffe, nur allmählig zu feinen Einfichten gelangt fey, auch die unvollkommnen Kenntniffe feiner Schüler fich erft nach und nach verbeffert hätten, und dies in der Chriftenheit immer fo fort gegangen fey? — fo ift dies — die gefolgerte Behauptung an fich, in ihren Würden gelaffen — ein *argumentum ad hominem*, welches der Vf. weiter unten bey den gegen feinen eignen Grundfatz vorgebrachten Einwendungen, warum derfelbe wenn er Grund habe, nicht längft anerkannt fey, — felbft in feiner Blöfse darftellt, und welches durch Kopernicus Weltfyftem, Newtons Attractionstheorie Kants Vernunftkritik; ja überhaupt durch fo viele Inftanzen von aufgefundnen abfoluten Wahrheiten und Syftemen von Wahrheit, woran man zuvor nicht gedacht hatte, und durch nicht weniger Beyfpiele von Menfchen, die ihren zuvor gehegten Irrthum hinterdrein gegen die volle von ihnen felbft aufgefundne, und allgemein anerkannte Wahrheit vertaufchten, hinreichend widerlegt wird. Weit treffender, nur wie fich gleichfalls zeigt, nicht zu des Vfs. eigenthümlich feftgefetzten Ziele treffend, ift unftreitig die Bemerkung von einem eigenthümlichen temporären Zwecke der Belehrungen Jefu, gewiffe den damals herrfchenden Vorurtheilen entgegenftehende Hauptwahrheiten, (die aber darum nicht als die letzten Principien aller Religion und Moral zu betrachten find, und die der Vf. nicht unglücklich in folgenden vier Sätzen findet: Gott liebt die Menfchen — alle ohne Unterfchied — wir müffen ihn wieder lieben — und ebenfalls ohne Unterfchied alle Menfchen, wie uns felbft) geltend zu machen, und von der Art wie er und feine Jünger ihre Lehren vortrugen, (nämlich gelegentlich ftückweife — hier und da zerftreut in einzelnen abgeriffenen Anreden und was letztere anlangt in Briefen) wie auch die evangelifchen Nachrichten, und Apoftolifchen Brieffammlungen kanonifirt und Grund der chriftlichen Lehre geworden find. — Treffend find diefe Bemerkungen, fo fern fich daraus folgern läfst, dafs hier nicht alles Unbeftimmte, Mangelhafte, und für veränderte Zeiten Unbrauchbare ausgefchloffen fey, dafs man hier der Form und dem Inhalte nach kein vollendetes auf die letzten Principien zurückgeführtes Syftem von Moral und Religion zu fuchen habe, — und es hätte dies aus einer zu folchem Behufe angeftellten Analyfe der Neuteftamentlichen Schriften nach Tellers Winken (Rel. der Vollkommnern) noch einleuchtender ausgeführt werden können. — Ganz unbezweifelt wahr ift es, dafs fich die religiöfen und moralifchen Einfichten denkender Chriften dem Grunde und der Befchaffenheit nach über das, was ihnen der Buchftabe der chriftlichen Urkunden bruchftückweife, in Hinficht auf fpecielle Beziehungen, fagt, und über die Art, wie fie es da erfahren, hinaus läutern und vervollkommnen, immer mehr das Werk einer rein vernünftigen Ueberzeugung und eines praktifchen aller Abhängigkeit von fremder Autorität entledigten Glaubens werden follen. Aber übertrieben ift es, daraus zu folgern, dafs die durch Chriftum bekannt gemachte Religion, vielen wefentlichen Beftandtheilen und darinn enthaltenen Lehrfätzen nach, durchaus nichts Feftftehendes und Unabänderliches fey, — und grofse Verwirrung entfteht aus der wie gefagt nicht gehörig vermiednen Verwechfelung, des nicht abfolut Vollkommnen, und des der Vervollkommnung fähigen, wenn man den Begriff des letztern

tern

tern auf das Christenthum als etwas ein für allemal in seinen Urkunden gegebnes oder auf jede in mehrern Zusammenhang gebrachte Darstellung derselben, welche dem, was es dort ist, genau entsprechen soll, anwendet. Da ist es unstreitig, und muss es bleiben, was es ist, wenn es nicht durch die Versuche der Vervollkommnung also Veränderung seinen empirisch und factisch gegebnen Charakter einbüfsen soll. Dies gilt insbesondere von dem formellen Theile desselben, welcher eben ganz ausschliesfend factisch, das heisst durch die Person das Leben und die Schicksale des Religionsstifters, und durch das in seinen und seiner Schüler Aussprüchen dargestellte religiöse Verhältnifs seiner Verehrer zu ihm bestimmt wird. Dieses wird auch kürzlich in der Stelle 1 Tim. 2, 5. (vergl. d. Vorhergehende und Folgende) ausgedrückt, und daher unterschied Lessing mit Recht die Religion Christi, und die christliche Religion, gründete auch mit eben so vielem Rechte den Glauben der ersten christlichen Welt nicht auf die Neutestamentlichen Schriften, sondern auf eine aus ihrem Verhältnisse mit Christo selbst entsprungene *regulam fidei* oder *veritatis;* worüber Rec. sich noch irgend umständlicher zu erklären gedenkt, und worauf der Vf. in seiner Schrift bey weitem zu wenig Rücksicht genommen hat, welche doch schon der Umstand dass Glaube an Christum in einem nicht blofs localen und temporellen Sinne zu den Hauptlehren des apostolischen Christenthums gerechnet wird, verdient hätte. In diesem Sinne und von dieser Seite ist also das Christenthum nicht objectiv perfectibel; aber die allgemeine auf Anlafs desselben unter seinen Bekennern sich bildende, auf objective Gültigkeit Anspruch machende Religion, die ihm übrigens grofse Verbindlichkeiten hat, ist es allerdings — subjectiv bis ins Unendliche, objectiv bis zu dem Zeitpunkte, wo die Principien und Postulate der praktischen Vernunft allgemein werden verstanden und anerkannt werden. Die in dem Christenthum gegebne Religionsform aber, muss, wenn man ihr praktische Brauchbarkeit nicht absprechen kann, ohne historisch verändert zu werden, eine solche Auslegung und Anwendung, wie sie jenen Principien und Postulaten angemessen ist, dergleichen Kant in seiner philosophischen Religionslehre versucht hat, erfahren und ist so, wenn es überall eins giebt, vielleicht das einzige Mittel dem Christenthum ein höheres Ansehen zu sichern, ohne sich in die Schwierigkeiten, die in den Begriffen von Offenbarung und Inspiration und dergl. liegen, zu verwickeln. Rec. der so nach mit dem Vf. in der Hauptsache einig ist, und desselben Gelehrsamkeit und Wahrheitsliebe seine Achtung nicht versagen kann, bedauert nur, dass der schulgerechte Zuschnitt, den er seiner Arbeit geben zu müssen geglaubt hat, und der sich so gar nicht selten bis auf pedantische ganz nach akademischen Disputirübungen schmeckende Ausdrücke erstreckt, in eine an sich simple Sache in gewisser Absicht mehr Verworrenheit gebracht hat, und dass aus manchen zu ängstlichen Bestimmungen in dieser Schrift hier und da mehr Unbestimmtheit entstanden ist. Nicht unanstöfsig möchte, wenn man auf das sieht, was darinn geleistet ist, und überhaupt durch die ganze Erörterung geleistet werden konnte, der Zusatz auf dem Titel erscheinen, der an eine Schrift Kants von ganz andererBeziehung erinnert; nur dass der Vf. statt des von Kant gebrauchten richtigen Ausdrucks, *eine Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können*, wie es oft bey solcher Nachäffung geht, widersprechende Metaphern zusammen stellt, und einer *fest gegründeten W.* einen *Gang* beylegt. Denn Theologie (aus Urkunden zusammengesetzt) in wie fern sie historisch ist, kann wohl wissenschaftlich verbunden; aber nie selbst eigentliche Wissenschaft werden, auch diesen Rang durch des Vfs. Grundsatz nie erlangen, — und in wie fern sie Wissenschaft seyn kann, ist sie nichts historisches, nichts gegebnes, nichts positives, kann hochstens davon, nur nach ganz andern Principien, Anwendungen an die Hand geben.

Wäre der Raum nicht zu beengt: so würde Rec. noch über manche Nebenäusserungen dieser in solcher Absicht sehr reichhaltigen und in alle Wege sehr lesenswerthen Schrift z. B. über die Widerlegung Jerusalems in Ansehung seiner Begriffe von Offenbarung, wo der Vf. mit unter dem Fehler nicht entgeht transscendent zu werden, über die seltsame Berufung auf die Theodiceen, die Mängel der Offenbarung anlangend; über die Billigung von Luthers Ausspruche dass Paulus directe *contra Jacobum* schreibe, da beide doch wohl von verschiednen Sachen sprechen, über die Erklärung von ἕως ἂν πάντα γένηται Matth. 5, 18. über die falsche Antithese, das ὅτι, der Inhalt der natürlichen Religion sey klar, aber das διότι der Erkenntnifsgrund derselben sey problematisch, bey der geoffenbarten aber umgekehrt, — über das blendende aber verunglückte Rasonnement von der Unstatthaftigkeit eines absoluten Unterschiedes zwischen Himmel und Hölle, die doch als νοούμενα wohl absolut zu unterscheiden sind, und über den noch unglücklichern dabey angebrachten Witz S. 201. Note — dies und jenes zu erinnern finden. — Die Schreibart in diesen der Form nach den Reinholdschen nachgeahmten Briefen ist blühend nur sehr wortreich, und nicht von Nachläfsigkeiten (wovon wir nur S. 97. den Perioden „von diesen — Christenthums" nachweisen) frey, auch wäre zu wünschen gewesen, dass der Vf. um des heilsamen Eindrucks auf seine eingeschränktern Zeitgenossen, denen seine Arbeit eben am heilsamsten seyn konnte, nicht zu verfehlen, manches Auffallende in seinen Ausdrücken mehr vermieden hätte.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Flensburg, in d. Kortenschen Buchh.: *Chronologisches Verzeichniss über verschiedene Königliche und Fürstliche Verordnungen und Verfügungen für die Herzogthümer Schlesswig und Holstein* von 1579 an bis 1792. mit einem kurzen Inhalt (Inhalte)

halte) derselben, einigen Anmerkungen und einem Sach-Register versehen. Erstes Heft, von 1579 bis 1730. inclusive. 1796. 8 Bog. 8.

Der Herausgeber nennt sich unter der Vorrede *F. Ambrosius*, und äussert den Wunsch, dass mehrere, die vollständigere Sammlungen besäßsen, oder Archive benutzen könnten, ähnliche Verzeichnisse liefern möchten. Diesem Wunsche nun stimmen wir nicht völlig bey, weil das Publikum dadurch den Inhalt mehrerer Verordnungen doppelt erhalten würde. Dagegen wünschen wir bey der zweckmäsigen Einrichtung des gegenwärtigen Verzeichnisses, dass diejenigen, denen es um Aufklärung des Schleswig-Holsteinschen Provinzial-Rechts zu thun ist, sich entschliessen mögen, auf dem Grunde des Vfs. fortzubauen, und diesen durch Supplemente und Beyträge in den Stand zu setzen, dereinst etwas ganz vollständiges zu liefern. Der Plan des Werks ist kurz der: die Verordnungen sind in chronologischer Folge aufgeführt, ihr Inhalt, so weit sich dieses aus der Ferne beurtheilen lässt, vollständig und deutlich angegeben, mehrere mit erläuternden, zum Theil auch freymüthig prüfenden Anmerkungen begleitet, und der Gebrauch durch ein vorangeschicktes Sachregister auf eine zweckmäsige Weise erleichtert. Nach diesen Voraussetzungen glauben wir dies Werk jedem, den die Schleswig-Holsteinschen Rechte interessiren, als ein brauchbares Hülfsmittel empfehlen zu können, und wünschen die baldige Fortsetzung desselben, zumal das Sachregister schon die Verordnungen bis 1792. mit umfasst. So sehr übrigens im Ganzen genommen die Anmerkungen des Vf. den denkenden und freymüthig urtheilenden Mann zeigen, so lässt er sich doch auch zuweilen zu einer zu weit getriebenen Strenge hinreissen. So tadelt er z. B. S. 28. und 34. die *Declarationen von Verordnungen*, und scheint zu verlangen, dass alle Verordnungen so deutlich gefasst werden sollen, dass sie keiner Declaration mehr bedürfen. Gut wäre das freylich — aber wie ist das für Menschen ausführbar, wie ist es möglich, *alle* Fälle immer vorauszusehen? —

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Königsberg*, b. Nicolovius: *Versuch eines fasslichen Grundrisses der Rechts- und Pflichtenlehre*, beym Unterrichte der reifern und gebildetern Jugend in Schulen und bey der häuslichen Erziehung. 1796. 91 S. 8. (5 gr.) Während Hr. *Olshausen* ein populäres Lehrbuch der reinen Sittenlehre für Schulen herausgab, vereinigten sich zwey würdige Männer in Curland, dem nämlichen Zeitbedürfnisse abzuhelfen, und auch ihr Unternehmen verdienet Beyfall. Der eigentliche Zweck dieses Lehrbuches ist, die *Rechte* und *Pflichten des Menschen* aus dem reinen Moralprincip, mit Absonderung alles Positiven und Empirischen herzuleiten, und in einer zusammenhängenden und populären Form vorzutragen. Mit dieser Popularität ist diejenige Kürze verbunden, welche ein Haupterfoderniss eines moralischen Katechismus für Schulen ausmacht. Der Lehrer bedarf dann freylich bey dem Gebrauche dieses Leitfadens eines Commentars, und hierzu empfiehlt der Herausgeber selbst das in Leipzig bey Göschen erschienene, und als Lesebuch vortreffliche Werk: *die moralischen Wissenschaften*. — Das Buch selbst enthält drey Theile. 1) Eine *Einleitung*, worinn das reine Moralprincip aufgestellt und entwickelt, auch ein Grundriss der reinen Religionslehre entworfen wird. 2) *Rechtslehre* 3) *Pflichtenlehre*. Die Einleitung und die Pflichtenlehre nebst dem Anhange derselben, von dem sittlichen Charakter des Menschen und den Uebungsmitteln der Tugend, sind von Hn. *Maczewski*, Pastor der Erwahlschen Kirchspielsgemeinde, ausgearbeitet. Die Rechtslehre hat den Herausgeber des Buches, Hn. *G. Benj. Jähsche*, Doct. der Philos. zum Verfasser. — Letzterer hat sich, dünkt Rec., zu sehr an das grössere Lehrbuch der Moralphilosophie von *Schmid* nach der ersten Ausgabe gehalten, und sich dadurch zu manchen unbestimmten und unrichtigen Behauptungen verleiten lassen, welche *S.* selbst theils in der 3ten Ausg. seiner Moral, theils in seinem Grundrisse des Naturrechts verbessert hat. Dahin gehört z. B. die Unterscheidung (S. 31.) zwischen *veräusserlichen* und *unveräusserlichen Rechten*, welche in der Moral zwar ihren Grund, in der Rechtslehre aber gar keine Bedeutung hat, indem kein einziges Recht *in concreto* denkbar ist, welches nicht juridisch d. h. nach äusseren praktischen Gesetzen veräussert werden dürfte. Auch die Behauptung (S. 34.), dass ein Vertrag, welcher etwas Böses und Unsittliches enthält, ungültig sey, ist *als Rechtssatz* betrachtet falsch; der Promissar hat in diesem Falle allerdings ein Zwangsrecht gegen den Promittenten, obgleich der letztere verpflichtet ist, sein Versprechen nicht zu erfüllen, sondern sich dem Zwange zu jeder gefoderten Schadloshaltung zu unterwerfen. Kinder können unmöglich, wie S. 37. behauptet wird, ein Recht haben, Lebensunterhalt und Erziehung von unsern Eltern zu fodern, obgleich Eltern, beides zu geben, allerdings verpflichtet sind; denn ein Vertrag findet hier auf keine Weise statt, und eben so wenig existirt ein positives persönliches Urrecht, Dienste von jemand zu *fodern*, so unentbehrlich zum Leben und zur sittlichen Bestimmung diese auch immer seyn mögen. Am deutlichsten offenbart sich diese Verwechselung des *moralischen* mit dem *juridischen* Standpunkte in dem Staatsrechte. — Dem Unterthanen werden (S. 47. ff.) viele und grosse Rechte gegen seine höchste Obrigkeit eingeräumt; dies können aber keine eigentlichen d. h. Zwangsrechte seyn, weil dem Volke (S. 53.) das Recht zur Empörung und zum Aufruhr im Verletzungsfalle abgesprochen, und dasselbe bloss auf ehrerbietige, jedoch ernste und nachdrückliche, Vorstellungen verwiesen wird. Alle jene Rechte wären so nach bloss unvollkommene und keine eigentlichen Rechte, welche den Gegenstand des Naturrechts ausmachen. Da indess der Vf. bloss *moralische* Gründe aufstellt, um die Unrechtmäsigkeit des Widerstandes gegen die Obrigkeit darzuthun, so liesse es sich denken, dass die Rechte des Volkes wirkliche Zwangsrechte wären, zu deren Gebrauch zwar eine äussere *Befugniss*, aber keine moralische *Erlaubniss*, existirte. Dies widerspräche aber der Voraussetzung von dem nothwendigen Verhältniss zwischen einem Souverain und dem Volke. — Durch diese wenigen Bemerkungen wollte der Rec. übrigens dem Werthe des Buches nicht zu nahe treten; denn es sind Fehler, welche der Vf. mit den *meisten* Lehrern des Naturrechts gemein hat, sondern er wollte, so viel an ihm lag, den Vf. auf das aufmerksam machen, was bey einer neuen Ausgabe seines nützlichen Buches zur Verbesserung desselben geschehen könnte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 31. März 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) Berlin, b. Vieweg d. ält.: *Ueber die Rechtssache des Hn. Hofrichters auch Land- und Schatzraths, von Berlepsch;* zur Beherzigung für alle deutsche Staatsdiener und Landstände, vorzüglich für die Kurbraunschweigischen, von dem Hofr. u. Prof. *Häberlin* zu Helmstädt. 1797. 202 S. Text und 19 S. Anlagen. 8.

2) Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Actenmäsige Darstellung der Sache des Hn. v. Berlepsch,* zur Berichtigung der Schrift des Hn. Hofr. *Häberlin* etc. 1797. 88 S. 8.

3) Helmstädt u. Leipzig, (ohne Benennung des Verlegers): *Noch ein Wort an Wahrheitsfreunde* in Beziehung auf die Rechtssache des Hn. Hofrichters und Landraths v. Berlepsch, von dem Hofr. *Häberlin.* 1797. 46 S. 8.

Diese 3 Deductionen sind ein wichtiger Beytrag zum Hannöverischen Staatsrecht und zur politischen Gährung unsers Jahrhunderts. Die Stände des Herzogthums Calenberg hatten schon im J. 1793 wegen der starken Rekrutirung und Truppenabsendung in englischen Sold, bey der Regierung Vorstellungen gethan. Sie erweiterten solche im Frühjahr 1794, und da solche fruchtlos blieben, that der von ihnen bestellte Referent v. Berlepsch auf dem Landtage am 5. Aug. 1794 bey der schon damals anfangenden Furcht vor einer feindlichen Invasion, den Antrag:

1) eine förmliche *Coalition mit sämmtlichen Landschaften* einzugehen, *welche die Beschützung des Vaterlands* zur Absicht haben sollte;

2) mit diesen in einer *gemeinsamen Vorstellung* von dem Landesherrn zu begehren: a) dass er *sämmtliche Truppen* zurückrufe; b) die Land- und Feldregimenter verstärke; c) die übrige wehrhafte Mannschaft unter 50 Jahren in Gemäsheit des Reichstagsschlusses organisire; d) mit den Nachbarn eine zweckmäsige Coalition eingehe;

3) Diese Vorstellung durch abzusendende Deputirte in London so lange zu betreiben, bis eine günstige Erklärung erfolge.

Die Stände beschlossen jedoch, den ferneren Gang der öffentlichen Angelegenheiten abzuwarten. Als darauf die Landregimenter, ohne Einwilligung der Stände, in die Feldregimenter incorporirt wurden, und die Gefahr zuzunehmen schien; erneuerte der v. Berlepsch am 20. Nov. 1794 seinen Antrag auf eine, jedoch *reichsconstitutionsmäsige Landesneutralität.* Er erläuterte solches in einem ausführlichen Promemoria; worinn behauptet wird: „dass der Landschaft, „*ratione superioritatis territorialis, juris belli et* „*pacis,* nicht nur eine Mitwirkung, sondern wahre „*Einwilligung* gebühre; dass die Stände daher erklä„ren müssten, wie *die Einwohner des Calenbergischen* „*und Göttingischen, als Volk betrachtet, keinen Krieg* „*mit der französischen Nation wollten und wünschten;* „und an den Krieg keinen weitern Antheil, als was „das Reichsband erheische, nehmen, und alle gesetz„mäsige Mittel ergreifen würden, um ihre *völlige* „*Neutralität als Volk betrachtet,* gegen die französi„sche Nation an den Tag zu legen." Hieraus sollen die Stände ihr darauf am 10. März 1795 an die Regierung erlassenes Schreiben geschöpft haben. Nach geschlossenem Baseler Frieden trug die Landschaft auf eine *Additionalconvention* an. Die Regierung suchte solche, so wie die Verpflegung der Neutralitätsarmee, abzulehnen. Allein die Bemühungen des v. Berlepsch brachten es dahin, dass die Verpflegung bewilliget ward. Nun kam jenes Promemoria zufälliger weise in die Hände des Schauspielerdirectors Grosmann, und ward, ohne Vorwissen des Hn. v. B. im *Octoberstück des Genius der Zeit* 1795 (doch wie es scheint, nicht völlig genau) abgedruckt. Dieser Vorfall — hauptsächlich aber die Streitigkeit des v. Berlepsch mit einem Hofgerichtsassessor, — soll die Veranlassung seyn, warum die Regierung am 21. Jan. 1796 ihn über jenes Promemoria zur Verantwortung zog, auch von der Calenbergischen Landschaft Bericht darüber foderte. Die Landschaft erkannte die Aechtheit des Aufsatzes an, vertheidigte aber ihre *Stimmfreyheit,* und berief sich auf den *Weg Rechtens,* im Fall eine weitere Untersuchung statt finden sollte. Eben dies that auch Hr. v. B. in einer ausführlichen Verantwortung. Allein, auf ein eingelangtes königl. Rescript, kündigte ihm die Regierung durch ein Decret vom 5. Jun. gedachten Jahres seine Entlassung von beiden Aemtern an, ohne Anführung einer Ursache. Zugleich erging ein Rescript an die Landschaft, worinn es heisst: „dass der v. Berlepsch *auf eine Trennung* „*von dem Landesherrn und einseitige Unterhandlung* „*mit dem Feinde angetragen,* mithin seine Untertha„nen-Pflicht verletzt, und sich des landesherrlichen „Vertrauens verlustig gemacht habe." Derselbe bat hierauf nochmals um *rechtliches Gehör,* oder doch um Suspension jenes Decrets, und eine mit seiner Ehre vereinbarliche Entlassung mit einer anständigen Pension. Aber es erfolgte blos die Entschliessung: „dass „Sr. königl. Maj., wenn derselbe pure um seine Dimission

„mission nachsuchte, darauf, dem Befinden nach, sich „weiter entschliesen wollten."

Dies ist nun die Veranlassung der Häberlinischen Deduction Nr. 1. worinn, nach einer Darstellung der kurbraunschweigischen Landesverfassung und des Nachtheils, welchen selbige durch die Verbindung mit England leide, ingleichen der Verdienste des Hn. *v. B.* um dieselbe, sehr umständlich ausgeführt wird, dass diese *ehrenrührige Dimission* theils an sich keinen rechtlichen Grund habe, theils in der Form unstatthaft sey, weil wenigstens eine rechtliche Untersuchung, nach bekannten reichsgerichtlichen Grundsätzen, hätte vorausgehen sollen, und insbesondere ein *Schatzrath* nicht *einseitig*, ohne Zuthun der Landschaft entsetzt werden dürfe. Die Landschaft wird dabey zur Theilnahme aufgefodert, weil dieses nicht Privatsache des Hn. *v. B.*, sondern Sache der gesammten Stände sey.

Der ungenannte Vf. der Berichtigung Nr. 2. sucht dagegen zu beweisen, dass die behauptete Theilnahme der Stände an der Landesarmatur, sowohl der allgemeinen Reichsverfassung, als dem besondern Herkommen und dem eigenen Interesse des Landes zuwider, dass mithin der Antrag des Hn. *v. B.* pflichtwidrig sey; dass hiernächst die Beurtheilung des Dienstbetragens öffentlicher Beamten den Collegiis zustehe, unter deren Aufsicht sie arbeiteten, welches aus dem neuen preussischen Gesetzbuch erläutert wird, (welches doch aber als ein fremdes Particularrecht nichts eigentlich entscheiden kann,) und dass solchemnach ein anderes rechtliches Gehör nicht habe statt finden können.

In Nr. 3. beantwortet Hr. Hofr. Häberlin eine in den götting. gel. Anzeigen vom 16. Februar d. J. befindliche Recension seiner Schrift, und replicirt vorläufig mit wenigen Worten auf die Actenmässige Berichtigung.

Hr. *v. B.* scheint nach diesem allen bey einem der höchsten Reichsgerichte klagen zu wollen, wiewohl er, dem Vernehmen nach, bereits in preussische Dienste getreten ist, und also auf die Wiedereinsetzung in seine vorige Stellen nicht mehr klagen kann. Es dürfte ihm übrigens, so viel die *Einseitigkeit des Verfahrens* betrifft, nach der bisherigen reichsgerichtlichen Praxis, die rechtliche Hülfe nicht entstehen. Aber in der Sache selbst wird man ihm schwerlich Beyfall geben, da seine Anträge theils allzu voreilig waren, theils durch den darin herrschenden Ton (den man nach der jetzt gebräuchlichen Terminologie demokratisch nennen wird, und welchen die Stände in ihrer Vorstellung wahrscheinlich gemildert haben mögen,) auffallend sind, und der Landschaft eine Theilnahme an den wichtigsten Majestätsrechten beylegen, die sich aus den Landgrundgesetzen und dem Herkommen schwerlich, wenigstens in solchem Maasse, beweisen lässt, und welche auch mit der Reichsverfassung nicht recht vereinbarlich ist. Man muss übrigens auf authentische Nachrichten sehr begierig seyn, wie die Landstände ihre Rechte in Ansehung der Entlassung von solchen Aemtern, auf deren Besetzung sie den entscheidensten Einfluss haben, wahren, und doch auch bey dem einmal geschehenen einseitigen (und wohl immer sehr schwer zu rechtfertigenden) Schritt von Seiten der Regierung sich benehmen werden, um unter so drängenden Zeitumständen einen möglichst leichten Ausweg zur Beylegung der Sache zu finden.

NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, in d. Raspesch. Buchh.: Des Ritters *Carl von Linné vollständigen Natursystems Fortsetzung* nach der dreyzehnten lateinischen Ausgabe mit ausführlicher Erklärung und Berichtigung der Müllerschen Uebersezung Uebersetzung) der zwölften lateinischen Ausgabe. *Erster Theil.* Säugthiere. Mit 18 Kupfertafeln. 1796. XVI und 352 S. 8.

Da die Müllersche Uebersetzung des Linnéischen Natursystems noch immer eines der gewöhnlichsten Lesebücher für die der lateinischen Sprache unkundigen deutschen Naturfreunde ist, so war es ein nicht übler Einfall, der Verlagshandlung Ergänzungen und Berichtigungen derselben heraus zu geben. Da der Vf. selbst sagt, „dass er alles zusammengetragen habe, und alles denen verdanke, deren Namen er jedesmal getreu angezeigt habe," so kommt es nur darauf an, ob dies mit gehöriger Treue und Beurtheilung geschehen sey; dass dies aber nicht immer der Fall ist, beweist z. B. der letzte aus Hallen, der doch nicht genannt ist, entlehnte Artikel, wovon wir des Vf. und Hallens Nachricht neben einander setzen.

Lin. Naturf. Fortf.	*Hallen.*
Der sibirische Igel. *Erin. Sibiricus. Seba.* Die Schnauze ist kurz, die Ohren sind klein, flach, der Bauch ist dünne. Das Haar ist wollig, aschgrau, über welches ein schimmerndes Gold ausgebreitet ist. Die Stacheln sind dunkelroth, welches an der Spitze in eine artige Vergoldung übergeht. Die Indianer braten ihn als ein wohlschmeckendes Wildpret. Er bewohnt Sibirien.	Der sibirische Igel mit kleinen flachen Ohren. Die Farbe der Stacheln ist ein Dunkelroth, welches an den Spitzen der Stachel in eine artige Vergoldung übergeht. Die Schnauze ist kurz, der Bauch dünne, das Haar wollig und aschgrau, über welches ein schimmerndes Gold ausgebreitet ist. Die Igel scheinen in allen Ländern hervorgebracht zu werden. Die Indianer ziehen ihnen das Fell ab, und braten sie als ein wohlschmeckendes Wildpret.

Hätte der Vf. hier richtig abgeschrieben, so würde er nicht von *diesem* Igel gesagt haben, dass ihn die Indianer, die ihn doch nicht haben können, braten. Seba und nach ihm Hallen sagen dies im allgemeinen von den Igeln. Aus der Ueberschrift dieses Artikels sollte man auch vermuthen, es sey Seba, nicht Hallen benutzt, wenn das aber wäre, so würde der Vf., der die in der Müllerschen Uebersetzung fehlenden Thierabbildungen, die Schreber, der Naturforscher, Sonnerat und Scopoli Deliciae enthalten, nachstechen liess, nicht nur gewiss eben das mit der Sebaischen Figur

Figur gethan haben, zumal da die letzte Tafel nicht voll ist, sondern auch, hätte er selbst die Beschreibung aus Seba gezogen, den Uebersetzungsfehler des Hn. Hallen, *der Bauch ist dünne*, vermieden haben, da Seba sagt: *ventrem gerit tenui, laneo, obsitum pilo.* Eigentlich ist auch nicht, wie der Vf. in der Vorrede sagt, die Gmelinische Ausgabe des Linnéischen Natursystems zum Grunde gelegt, sondern die nicht genannten zoologischen Beytrage von Donndorff, aus denen die unbestimmteren Thierarten jeder Gattung aufgeführt sind. *Pennant's Synopsis of Quadrupeds* die oft angeführt wird, hat der Vf. offenbar nie benutzt, sondern statt dessen immer die Beschreibungen aus Zimmermanns geographischen Zoologie entlehnt. Hätte er Pennant's Synopsis gehabt, so würde er auch viele Abbildungen seltner Thiere aus demselben, die er gleich wohl anführt, nicht weggelassen haben, da hier manche minder wichtige zum dritten und viertenmal aus Schrebern copirt sind. Einigen Nutzen wird indess dies Buch denen immer leisten, die bessere Werke nicht lesen können, aber für solche wird es wiederum wahrscheinlich zu theuer werden, da dieser erste Band nicht mehr wie die drey ersten Ordnungen der Säugthiere enthält.

GOTHA, B. Perthes: *Der Mineralog*, oder *compendiöse Bibliothek* alles wissenswürdigen aus dem Gebiete der Mineralogie. Heft I. 1792. 100 S. Heft II. 1794. 100 S. 8. (Preis des Hefts 6 gr.)

Wir holen hier die Anzeige dieses Theils der compendiösen Bibliothek nach, welcher sich mit der Mineralogie beschäftigt. Rec. fühlt ganz wie schwer es ist, die vorzüglichsten und nützlichsten Grundsätze einer Wissenschaft so ins kurze zu ziehen, dass auch derjenige einen deutlichen Begriff davon erhält, der nur einige oberflächliche Kenntniss zu erlangen wünscht; indessen glaubt er nicht, dass hier der Vf. diesen Zweck ganz erreicht habe; denn die Grundsätze, welche der Vf. in der Einleitung vorträgt, und die Begriffe, die er daselbst entwickelt, haben nicht den Grad von Bestimmtheit, dass sie den unkundigen, aber wissbegierigen, Leser befriedigen könnten. S. 16. heisst es: 13) Siehet man in der Mineralogie darauf, wie ein Mineral auf die sicherste und leichteste Art aus der Erde heraus gefördert und zu einem Fossil gemacht werden kann; so ist dieses die *Bergbaukunde.* 14) Will man in der Mineralogie übrigens auch noch den Nutzen der Mineralien und Fossilien angeben, so heisst dieser Zweig derselben die *ökonomische Mineralogie*" und S. 26.: „13) der Mineralog muss das Mineral, welches er zu besitzen wünscht, nicht nur *oryktognostisch* und *geognostisch* kennen, sondern er muss auch wissen, wie er dessen auf eine leichte und sichere Art aus der freyen Natur habhaft werden könne; das ist, er muss seine Aufmerksamkeit auch der *Bergbaukunde* widmen."

So sehr es nun dem Vortrage an Klarheit mangelt, eben so sehr vermissen wir bey diesem Hefte einen guten und zweckmässigen Plan; denn nach der Einleitung folgt ein Auszug aus Hn. *Werner's* Abhandlung von den äussern Kennzeichen der Fossilien; sodann die äussere Beschreibung des *Prehnits*, *Cianits*, *Apatits*, des *Diamantspaths* und des *Uranits* (aus dem bergmännischen Journal entlehnt) und dann macht ein kurzer Auszug aus des Hn. Bergrath *Haidingers* Preisschrift über die systematische Eintheilung der Gebirgsarten, den Beschluss dieses Heftes. Bey dem Auszuge aus Hn. Werners Abhandlung ist noch zu bemerken, dass es scheint, als wenn der Vf. mit den neuern Bemerkungen und Beobachtungen in der Mineralogie ganz unbekannt geblieben wäre, weil er sich bloss an die 1774 herausgegebene Wernerische Abhandlung gehalten hat, weswegen dieser Auszug sowohl in Aufzählung mehrerer Abänderungen von Farben, als auch in Rücksicht der Krystallbestimmungen und der abgesonderten Stücken nach dem gegenwärtigen Kennzeichensystem des Hn. Werners äusserst unvollkommen ist.

Im 2ten Hefte folgt der Beschluss des Auszugs aus der Wernerischen Abhandlung, wobey der Vf. in einer Note S. 32. verspricht, die in diesem Auszuge nicht enthaltenen äussern Kennzeichen der Fossilien in den folgenden Heften nachzuholen. Dann findet man einen Nachtrag zu dem im ersten Heft befindlichen Wernerischen Mineralsystem. Hierauf sind ohne alle systematische Ordnung die äussern Beschreibungen aus dem bergmännischen Journal und Hn. *Emmerlings* Lehrbuch der Mineralogie von folgenden Fossilien eingerückt: als von dem *Olivin*, dem *Feckerstein*, dem *Zeolith* und seinen Arten, den *Thonarten*, dem *Meerschaum*, dem *bituminösen Mergelschiefer* und dem *Boracit.* Den Beschluss macht die Abhandlung *über die Bildung der Thäler*, aus dem 2ten Theile der *Voigtischen* mineralogisch und bergmännischen Abhandlungen.)

Da die mineralogischen Kenntnisse für mehrere Klassen von Menschen höchst nützlich sind, so ist es sehr zu bedauern, dass die Anlage dieser compendiösen Bibliothek in Rücksicht der Mineralogie nicht besser und zweckmässiger ist, indem gerade diese Schrift vielleicht im Stande wäre, unter mehrere Stände mineralogische Kenntnisse zu verbreiten.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Versuch einer Schulgeschichte der Reichsstadt Nordlingen.* Drey Schulprogrammate (1793. 32 S. 1794. 32 S. 1795. 12 S.) von dem Hn. *Dan. Eberh. Beyschlag*, Rector des Lyceums. — Der Vf. befolgte in diesen musterhaften Aufsätzen die trefflichen Vorschläge eines seiner Vorgänger, des sel. *Schopperlins* (V. Bd. des Magaz. für Schul. und Erz.) und benutzte desselben handschriftlichen Nachlass, wie auch andre archivalische Urkunden. Nicht leicht ist ihm eine Quelle unbe-

unbekannt geblieben, aus welcher sein Gärtchen einige Befruchtung erhalten konnte: er hat den vaterstädtischen Geschichtforscher *Dolp* (dessen *Bericht* schätzbar ist) wie auch die allgemeinen Schulgeschichtschreiber *Lannoy, Conring, Keuffel* und *Ruhkopf* (jetzt Rector des Gymnasiums in Bielefeld) mit Einsicht fleissig zu Rathe gezogen. Auf diese Art konnte er eine Folge von Aufsätzen liefern, welche unter den Specialschulgeschichten den *ersten* Platz verdienen, und jedem andern, welcher zu einem ähnlichen Unternehmen sich berufen fühlt, eine sichere Leitung gewähren. In diesen drey Stücken ist die Geschichte der Nördlinger Schule bis zum J. 1522 fortgeführt. Wir heben nur eins und das andre aus. Schon früh blühte Nördlingen; es war ein königl. Tafelgut der Karoling. Familie, hatte im J. 898 bereits zwey Kirchen, zeichnete sich schnell durch städtische Gewerbe und Handlung aus — 1219 kommen schon die Nördlinger Messen vor; — folglich waren damals auch wenigstens *Parochialschulen* daselbst. Im J. 1258 machen nördlinger Urkunden uns mit einem Cantor und 1285 mit einem Rector scolarum in Nördlingen bekannt: auch geschah im J. 1449 einer „alten" Schule Erwähnung. (Hier scheint der Schluss, die Cantores seyen die *ersten* Schullehrer gewesen, ein wenig zu liberal: denn dass sie es bey den Parochialschulen nicht waren, ist unstreitig, weil entweder der Pfarrer oder nachher sein Vicarius unterrichteten; hingegen bey den lateinischen Schulen litt es schon die innere Organisation nicht.) Die Nachrichten gehn zu unserer Verwunderung in sehr ferne Zeiten zurück. Wir übergehn hier der Kürze wegen manche schätzbare Notizen, die *Aufsicht, Patronat, Schulpersonale, Gesetze, Verordnungen, Methode* etc. betreffend, und verweisen den neugierigen Leser auf *Ruhkopfs* Geschichte des Schul- und Erziehungswesens in Deutschland, wo diese Gegenstände weiter ausgeführt worden; z. B. dass der Magistrat als Schulpatron dem *Schulmeister* (Rector) erlaubte in einem freyen Gebäude zu wohnen, und da mit seinen *Gesellen* (Unterlehrern) und Schülern sein Wesen zu treiben; dass an Gehalt und Schulgeld erst spät (1443) gedacht wurde: dass er etwa seit 1359 ein *voller Meister* (Magister Artium) seine Gehülfen aber *halbe* oder *Viertels-Meister* (baccalaurei, baccalaureandi), oder auch *wohlberichte* Studenten, und *wohllesende* Schüler (Bachanten) seyn mussten etc. Der älteste Contract (Paktbrief) zwischen dem Magistrat und Rector ist vom J. 1415. Die Unterlehrer standen wie eigentliche Gesellen unter ihm und hingen ganz von ihm ab: sie hiessen auch Stampuales. Dieses Wort sucht sich Hr. *B.* versucht vom ital. *Stampare*, Stampfen, Stossen, Schlagen abzuleiten. Denn sagt er, da das *Stampfen* eine Hauptbeschäftigung der Pädagogik des Mittelalters war, so darf man sich nicht wundern, wenn diese Arbeiter Stampuales oder Zuchtmeister hiessen, die die Knaben, ehe sie zum Rector kommen, erst durch den Stock oder die *Stampe* zu bilden bestimmt waren. Seit 1412. finden sich Nachrichten vom Schreib- und Rechenunterrichte, welchen reisende Geistliche und Kaufleute (Landfahrer, fahrende Schüler, wie Zingg bey Oefel, script. rer. boic. I, 245 sqq.) auf einige Zeit gaben, wie etwa reisende Juden auf unsern Lyceen etc. ihr jüdisch-deutsch lehren. Es geschah anfangs auf hölzernen Tafeln; anderwärts brauchte man Holztafeln mit Wachs überzogen, bis das Papier wohlfeiler wurde. Das liebe Latein wurde im eigentlichen Sinne getrieben. Morgens und Nachmittags: *ante omnia*, hiess es wie überall auch in N., *puero materna lingua interdicatur. Sit autem latinus semper. Quodsi hanc transgressus fuerit legem, vapulet!* (Schellhorns Beyträge. p. 71.) Der ganze Coetus wurde in *Tabulisten* (von tabula, einer Fibel welche das Credo, Confiteor, Paternoster, Ave Maria enthielt) *Donatisten*, *Catonisten*, *Alexandristen* eingetheilt. Sehr zweckmässig wurden 1522 alle Ferien abgeschafft, doch den Sonnabend (Samstag) und die Feyertage ausgenommen. (Es sollte so überall seyn, weil die Jugend offenbar zu viel bey den Ferien verliert, besonders die untern Classen: wenn die Collegen sich einander durch Combinationen bisweilen übertragen wollten. Denn die Lehrer müssen Erholung haben.) Nachher wurden sogar auf Sonn- und Festtagen Stunden gehalten: doch verschieden von den engländischen Sundayschools. Seit 1522 waren des *Jo. Pinicianus* Lehrbücher hier eingeführt, eine Chrestomathie von ihm, eine Grammatik, ein Lexicon. Das Andenken dieses für seine Zeit so wichtigen Mannes (dem wahrscheinlich unsre Grammatiker und Lexicographen nicht wenig verdankten) ist ganz erloschen. (Er hiess eigentlich *Jo. Keuung*, nach Paul von Stetten des jüng. Erläuterungen S. 94. 95. und lehrte zu Augsburg um das Jahr 1515.) Wir hoffen, dass der gelehrte Vf. bey dem trefflichen Apparate, den er besitzt, viel mehr von ihm mittheilen werde. — Was die Schüler lasen, mussten sie in der Regel auswendig lernen, oder sie wurden eben so wie die Plaudrer (Cavillantes) und Unruhigen (Truffantes) mit dem asinus vulgaris, oder lupus, oder harten Stockschlägen (Haarraufen) bestraft. *Filelfi's* Epp., *Mantuani* (Jo. Bapt.) eclogae, *Aeneae Sulvii* Epp. gegen 1500 *Terentius*, *Boethius* de Consol. phil. waren die Auctores, die man in den ersten locis (sessionibus, Zirkeln, Letzchen) las: 1512 vertrieb die Schulordnung „die hohen Poeten:" doch wurde Virgil und Terenz 1522 wieder eingeführt. Als Privatstunde wurde damals noch eine nützliche Lection eingeführt, welche wahrscheinlich die *Astrologie* war. — Man findet sehr richtige und wohldurchdachte Vorschläge in den Schulordnungen, besonders vom J. 1522, über die nöthige Mitwirkung der Aeltern bey der Erziehung II, 14. über den gründlichen Unterricht im lateinischen, II, 31. etwa wie bey Luthern: über den Unterricht in der Philosophie, oder vielmehr, zum Philosophieren, III, 5. wo es heisst: „Denn ye der Weg der Lernung durch Exempel vnnd Ebenbild (Gleichnisse) mehr denn durch gepot angenemm vnd Richtiger ist, were auch on das die Lere vnd mühe alle on sonder nutz, auch nit wenig verdriesslich." — Da wir noch keine gute Specialgeschichte einer Schule haben, so ist unser Wunsch desto herzlicher, dass der Vf. ja fortfahren wolle, diese Geschichte seines Lyceums in seiner eben so lehrreichen als angenehm unterhaltenden Manier fortzusetzen.

NATURGESCHICHTE. *Erlangen*, b. Walther: *Jos. Aloysii Frölich*, Med. et Phil. Doct., *de Gentiana libellus sistens specierum cognitarum descriptiones cum observationibus.* Accedit tabula aenea (mit der Gent. frigida Hänke). 1796. 141 S. 8. — Ursprünglich eine Gradualschrift. Der Gegenstand und die Abhandlung verdienen weiter als jene gewöhnlich reichen, bekannt zu werden. Nach der wesentlichen Definition von Gentiana vergleicht der Vf. nahe verwandte Gattungen. Bey Exacum muss wohl der tubus globosus in oblongus, und das stigma oblongum in globosum verändert werden. Manche Arten werden zwar genauer als bisher, unter dem von der Figur der Blume hergenommenen Unterabtheilungen beschrieben, aber wie nützlich immer neue Untersuchungen sind, beweist der Vf. am Schluss seiner Abhandlung, wo er die Vermuthung äussert: dass die dickfonische mit der Linnéischen verglichene Gent. *Amarella*, von der seinigen verschieden seyn könnte. —

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

